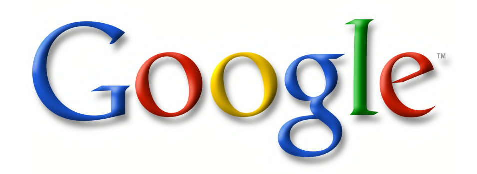
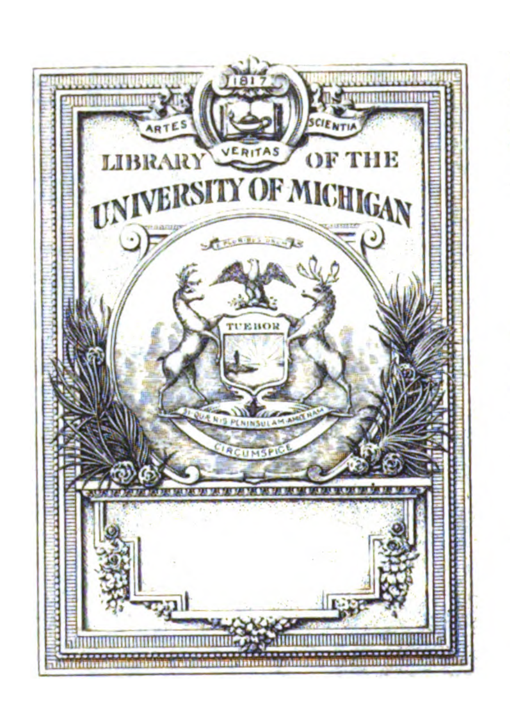



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

HISTORISCHE
VIERTELJAHRSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON

DR. ERICH BRANDENBURG
O. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

XXV. JAHRGANG

NEUE FOLGE DER
DEUTSCHEN ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTSWISSENSCHAFT

DER GANZEN FOLGE DREIUNDDREISSIGSTER JAHRGANG



VERLAG UND DRUCK
BUCHDRUCKEREI DER WILHELM UND BERTHA v. BAENSCH STIFTUNG
DRESDEN 1931

INHALT DES XXV. BANDES.

Aufsätze.

Kleine Mitteilungen.

Besprechungen.

Zeitschriftenschau.

Nachrichten und Notizen



HISTORISCHE VIERTELJAHRSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON

DR. ERICH BRANDENBURG

O. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

XXV. JAHRGANG

NEUE FOLGE DER
DEUTSCHEN ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTSWISSENSCHAFT

DER GANZEN FOLGE DREIUNDDREISSIGSTER JAHRGANG

1. HEFT

AUSGEGEBEN AM 20. OKTOBER 1929



VERLAG UND DRUCK
BUCHDRUCKEREI DER WILHELM UND BERTHA v. BAENSCH STIFTUNG
DRESDEN 1929

HISTORISCHE VIERTELJAHRSCHRIFT

Herausgegeben von Prof. Dr. Erich Brandenburg in Leipzig.

Verlag und Druck: Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden 1.

Der Preis für das Heft im Umfange von 13 Bogen beträgt 7 Reichsmark.

Die Abteilung „Nachrichten und Notizen" bringt Notizen über neue literarische Erscheinungen sowie über alle wichtigeren Vorgänge auf dem persönlichen Gebiet des geschichtswissenschaftlichen Lebens.

Die darin enthaltene „Zeitschriftenschau" hat die Aufgabe, eine systematische Übersicht über die in deutschen Zeitschriften niedergelegten Forschungsergebnisse zu geben. Diejenigen Herausgeber, welche Wert auf Berücksichtigung ihrer Zeitschrift legen, werden um Einsendung von Sonderabzügen der aufzunehmenden Arbeiten an die Schriftleitung (Leipzig, Universität, Bornerianum I) gebeten.

Die Herausgabe und die Leitung der Redaktionsgeschäfte wird von Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Erich Brandenburg geführt, der von Herrn Priv.-Doz. Dr. H. Wendorf in Leipzig (Universität, Bornerianum I) als Sekretär unterstützt wird.

Beiträge aller Art bitten wir an den Herausgeber (Leipzig-Gohlis, Poetenweg 21) zu richten. Aufsätze, Kleine Mitteilungen und Kritiken werden mit 40 Reichsmark je Bogen honoriert. Bei Notizen gilt das Besprechungsexemplar als Honorar.

Die Zusendung von Rezensionsexemplaren wird an die Schriftleitung der Historischen Vierteljahrschrift (Leipzig, Universität, Bornerianum I) erbeten. Im Interesse pünktlicher und genauer bibliographischer Berichterstattung werden die Herren Autoren und Verleger ersucht, auch kleinere Werke, Dissertationen, Programme, Separatabzüge von Zeitschriftenaufsätzen usw., die nicht auf ein besonderes Referat Anspruch machen, sogleich beim Erscheinen der Schriftleitung zugehen zu lassen.

Sparta[1].

Von

Helmut Berve.

Zahllose Rätsel gibt die Geschichte Spartas der historischen Forschung auf. Nicht bloß wie der antike Frager in Plutarchs „Lakonischen Aussprüchen" verlangen wir das „Weshalb" zu wissen: Warum dieses sonderbare Verhalten? Warum jene seltsame Institution? —, uns sind die Ereignisse und Einrichtungen selbst weithin unbekannt, vielfach in hoffnungsloses Dunkel gehüllt. So kann es nicht verwundern, daß unsere Gesamtvorstellung der spartanischen Geschichte beherrscht zu werden pflegt von der Blickrichtung jener wenigen antiken Zeugen, die über Einzelangaben hinaus eine allgemeine Anschauung vermitteln, der Athener einmal des Zeitraumes zwischen Perikles und Alexander, der romantisch-tendenziösen Geister andererseits des hellenistischen Sparta, deren Reformgedanken und Wünsche das allgemeine Bild in Plutarchs Biographien des Lykurgos, Agis und Kleomenes färben. Man pflegt im allgemeinen diese Tendenz gebührend in Rechnung zu stellen, doch scheint es geraten, auch die Einseitigkeit und Begrenztheit der athenischen Zeugen nicht zu vergessen, welche teils aus Verwurzelung im Attischen der zur Einfühlung notwendigen inneren Nähe ermangeln, teils in einem wohl verständlichen Ressentiment die ethische Tiefe und die politische Kraft der spartanischen Verfassung ihrer Zeit überschätzen. Auch Xenophon, der dank seinen Lebensschicksalen und seiner unkomplizierten, begrenzten Natur dem lakedämonischen Wesen am nächsten kommt, sieht es keineswegs unbefangen. Vor allem aber: was er wie seine Zeitgenossen sieht, allein sehen kann, ist nicht der Staat des Leonidas und der Plataeaeschlacht,

[1] Vortrag, gehalten auf der 3. Fachtagung der klassischen Altertumswissenschaft zu Weimar am 30. Mai 1928.

es ist das klaffende Gebäude der Epoche Lysanders, der Katastrophe von Leuktra, dem eine krampfhafte, fast theatralische Straffung der entleerten Formen den alten, urwüchsigen Halt ersetzen soll. Es wäre jedoch verfehlt — auch der Wandel in Thukydides' Beurteilung Lakedaemons muß das lehren —, den Geist des beginnenden 4. Jahrhunderts auf die Zeit vor 410 zu übertragen, ihn womöglich als den spartanischen Geist schlechthin anzusehen. Über dessen Art und Entwicklung in früheren Epochen erfahren wir aus jenen attischen Quellen nichts. Und ebenso muß eine juristische Interpretation[1] der nur scheinbar nicht gewandelten Formen der Verfallsperiode, selbst wenn sie es vermiede mit römischen Vorstellungen und Begriffen zu operieren, ohne eigentlich historischen Gewinn für die beste Zeit Spartas bleiben. Man hat in der Not zu den Werken bildender Kunst gegriffen, welche die englischen Ausgrabungen aus der archaischen Periode zutage gefördert haben, und sie für die Erkenntnis der politischen Geschichte fruchtbar zu machen gesucht[2]. Aber dieser Weg führt leicht in die Irre, hat auch in die Irre geführt, einmal, weil die entwicklungsgeschichtliche Ordnung der Funde nicht eindeutig scheint, und namentlich, weil das Verhältnis von künstlerischer zu politischer Entwicklung in Rhythmus, Stärke und Sinn höchst problematisch ist. So bleibt hinsichtlich der Quellen nur der alte Weg, von den kümmerlichen, verstreuten Zeugnissen über Ereignisse der innen- oder außenpolitischen lakedämonischen Geschichte vorthukydideischer Zeit auszugehen, sie historisch zu deuten und zwischen ihnen die verbindenden Linien nach Möglichkeit zu ziehen. Dabei muß uns gegenüber früheren Versuchen die erweiterte Kenntnis der mannigfachen griechischen Staatsformen und der vertiefte Einblick in den Gang von Hellas' staatlicher Entwicklung, welche der wissenschaftlichen Arbeit der letzten Generationen verdankt werden, wesentlich zugute kommen. Gespannt in diesen Rahmen der griechischen Gesamtgeschichte und gelöst aus seiner, selbst für die klassische Zeit nur bedingt gültigen Isolierung entsteht von Sparta ein vielfach neues Bild. Aus

[1] Unternommen von U. Kahrstedt: Griechisches Staatsrecht I (Göttingen 1922).

[2] G. Dickins: Journal of Hellenic Studies XXXII (1912) 1ff.; Joseph Wells: Studies in Herodotus (Oxford 1923) 27ff.; V. Ehrenberg: Neugründer des Staates (München 1925) 3ff.; ders. im Epitymbion f. H. Swoboda (Reichenberg 1927) 19ff.

Verbindungen oder Übereinstimmungen mit gleichzeitigen, geschichtlich klaren Fakten in anderen dorischen Landschaften gewinnen wir einen Anhalt für die historische Deutung, in der Verschiedenheit ihnen gegenüber erkennen wir das eigentümlich Spartanische, und es kann Lakedaemon so denjenigen Platz in der griechischen Kultur gewinnen, der diesem positivsten aller Hellenenstaaten gebührt.

Im folgenden sei versucht, den Lauf der spartanischen Geschichte in solchem Sinne anzudeuten.

Die jüngste Diskussion über den Charakter des archaischen Sparta im 7. und 6. Jahrhundert hat das hohe Alter der großen, von Plutarch (Lyc. 6) überlieferten Rhetra (Spruch) gesichert, die nun ohne Bedenken dem frühen 8. Jahrhundert zugewiesen werden kann[1]. Für uns beginnt mit diesem Grundgesetz Spartas Geschichte und wir erkennen bereits in ihm zwei ihrer vornehmsten Motive, die enge Bindung einmal an den delphischen Gott, der mindestens formal der Gesetzgebende ist, zum anderen einen ungewöhnlich kraftvollen Willen zur klaren staatlichen Gestalt, welcher früher als irgend sonst durch Festlegung der Zahl der Ratsmänner (Geronten) sowie des Ortes und periodischen Termines der Volksversammlung (Apella) aus herkömmlichen Gebräuchen politische Formen schafft. Zugleich wird in diesem Spruch die Siedlung Sparta konstituiert durch eine Kultbegründung, wie sie einem solchen Oikismos (Siedlungsgründung) unter Delphois Leitung geziemt, sowie durch Kreierung von Phylen und Oben. Wird beim Synoikismos (Zusammensiedlung in eine Stadt), etwa Athens, jeder Phylenangehörige in der geeinten Landschaft nunmehr Athener, also mindestens ideell mit der geschlossenen Polis Athen verknüpft, so wird der lakedämonische Vollberechtigte, da es eine geschlossene Polis Sparta nicht gibt, mit einer ihrer fünf Komen (Dörfer) verbunden, die dadurch Träger einer personalen Gliederung, der fünf Oben, werden. Dies hat keineswegs nur formale Bedeutung, vielmehr tritt es beim Zusammenleben in der Pseudopolis Sparta konkret in Erscheinung, wie denn auch spätere Institutionen auf dieser

[1] Ehrenberg hat seine unmögliche Ansetzung der Rhetra ins 6. Jahrhundert (Neugründer, 3ff.) wieder zurückgenommen. (Epitymbion, 19ff.). Vgl. im übrigen Lenschau: Bursians Jahresbericht über die Fortschritte der klass. Altertumswissenschaft, CCXVIII (1928), 17ff.

Grundlage ruhen. Mit einer in so früher Zeit ganz anachronistischen lokalen Gliederung der Bevölkerung hat das nichts zu tun, die müßte notwendig vom Grundbesitz und dessen Lage rings in der Landschaft ausgehen. Und ebensowenig wie die Oben sind die Phylen lokaler Art. Lokale Phylen, diese contradictio in adjecto, sind nicht nur Symptome einer späteren, emanzipierten Epoche, sondern echte Erzeugnisse jonisch-absoluten Geistes, in Sparta vor der Kaiserzeit nicht nachweisbar. Es kann sich in dei Rhetra nur um die bekannten drei gemeindorischen Phylen handeln, die, wie ein neues Tyrtaiosfragment gelehrt hat (frg. 1 Diehl), noch um 620 die Heeresgliederung bilden; sie müssen in dem Spruche gemeint, ihre Umgestaltung mit den Worten φυλὰς φυλάξαντα gefordert sein[1]. Den sehr primitiven Sinn dieser Umgestaltung — wie überhaupt in dieser Frühzeit nur Primitives zu erwarten ist — lehrt eine andere Phylenneueinrichtung verstehen, welche in Spartas Enkelkolonie Kyrene, auch auf Weisung von Pytho, um 550 Demonax vollzog (Herodot. IV, 161/62). Der Anlaß, welcher hier wie in Lakedaemon die Einrichtung von drei Phylen, d. h. die Umgestaltung der vorhandenen drei gemeindorischen, bewirkte, ist die bezeugte Aufnahme neuer Bürger, was übrigens in Hellas stets, auch bei Kleisthenes, der Grund von Phylenumgestaltungen gewesen ist. Da nun etwa am Beginn des 8. Jahrhunderts Amyklai an Sparta fiel, da es ferner fortan eine der fünf Komen bildete, also in den spartanischen Siedlungsverband aufgenommen wurde, wie man denn auch seine Kulte rezipierte, scheint die Lösung gegeben: die Neuordnung der Phylen bedeutete praktisch die Aufnahme der Amyklaier in die Vollbürgerschaft, eine Maßnahme, welcher die gleichzeitige Konstituierung einer Obe der Amyklaier naturgemäß parallel ging[2]. So gibt die Rhetra dem aus der vollendeten Okkupierung Lakoniens erwach-

---

[1] Lenschau (Philol. Wochenschr. 1927, 156 und Bursians Jahresbericht CCXVIII, 19ff.) will φυλάξαντα als „bewahren" (von φυλάττειν) fassen. eine Deutung, die durch den eindrucksvollen Parallelismus von φυλὰς φυλάξαντα und ὠβὰς ὠβάξαντα, der für beide Teile das gleiche Verhältnis von Verbum zum stammverwandten Substantivum erzwingt, ausgeschlossen wird. Es kann der Sinn nur sein: Bildung bzw. Neubildung von Phylen und Oben.

[2] Natürlich besteht die Möglichkeit, daß neben den Amyklaiern auch einige andere Elemente in die Bürgerschaft aufgenommen wurden.

senden Gemeinwesen menschliche Substanz und eine für jene Zeit erstaunlich klare Gestalt; sie offenbart eine bewußte politische Energie, wie sie sonst in Hellas erst mit dem Ende der Adelszeit sich erhebt.

In dieser staatsbildenden Kraft fassen wir etwas eigentümlich Spartanisches, das man nicht durch die höchst problematische Zurückführung auf eine hypothetische Wehrgemeinde der Vorzeit verdünnen sollte. Wir haben vielmehr allen Grund anzunehmen, daß nicht Gleichheit der Gemeinfreien, sondern, wie überall, feudale Geschlechtermacht die Zustände vor der Rhetra beherrschte. Ein solches Geschlecht nennt Herodot (IV, 149) als „Phyle" noch in historischer Zeit, die Aigeïden. Ferner ist das besonders zähe Leben der gemeindorischen Phylen ohne eine starke gentilizische Grundlage undenkbar, eine Rittertruppe, dies untrügliche Zeichen adliger Kampfesform, lebt nominell durch die Jahrhunderte fort, und die rätselhafte Zahl der Geronten, 28, könnte sich vielleicht als Zahl der vorhandenen Geschlechter erklären. Wir sehen zudem in Kreta, das allenthalben frühe dorische Formen reiner bewahrt hat, noch später Vorrechte der adligen Familien wirksam, spüren im Zusatz der Rhetra, unter Theopompos in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts gegeben, die Reaktion der aristokratischen Kräfte gegen den fortschrittlichen Geist des Spruches, im späteren Namen Homoioi (die Gleichen) aber eine revolutionäre Betonung der eben keineswegs selbstverständlichen Gleichheit. Daß ebenso der Landbesitz das Bild persönlicher Ungleichheit bot, ist um so wahrscheinlicher, als, wie Rhodos erkennen lehrt, die dorische Bodenverteilung nach den Phylen, mithin gentilizisch bestimmt war[1], auch weist der Ruf nach Neuaufteilung des Landes, der überall um 600 gegen das Übergewicht adliger Grundherrschaft laut wurde und ebenso für das Sparta des Tyrtaios bezeugt ist (Aristot. pol. V, 1306 b,37), in diese Richtung. Man begreift, daß die ostentative bürgerliche Gleichheit der klassischen Zeit die Zustände jener frühen Epoche vergessen ließ, obzwar in den Worten der Tradition, die Spartaner hätten von allen Hellenen am frühesten die Isonomia (rechtliche Gleichheit) eingeführt, und in mannigfachen Angaben über ungesetzliche Verhältnisse vor Lykurgos die Erinne-

[1] Ehrenberg (Epitymbion, 21, 1) bestreitet das ohne sachliche Begründung.

rung noch nachklingt, daß die Gleichheit nicht ererbt, sondern errungen war. Dies aber geschah im wesentlichen zwischen 800 und 600, die Rhetra ist die erste erkennbare Stufe der Entwicklung.

Unter den mannigfachen, uns kaum noch greifbaren Momenten, welche den Prozeß getragen oder gefördert haben, sind neben der angeborenen staatbildenden Kraft die dauernden Kriege zu nennen, welche gerade jene Jahrhunderte erfüllten. Dabei ging es nicht mehr um ritterliche Agone, wenngleich die Taktik stets eine agonale blieb[1], sondern „um die Heimat", um die Behauptung und Sicherung des von den Vätern eroberten Landes, um die Erhaltung der allein würdigen Lebensform für die anwachsende Bürgerzahl durch Vermehrung des Ackergebietes. Die Härte und Schwere spartanischen Wesens, die sich gleichzeitig in der brutalen gesellschaftlichen, der scharfen staatsrechtlichen Schichtung der Bewohner des schwer gewonnenen Lakonien aussprach, kannte nicht die Gewandtheit, mit der andere Hellenenstaaten um jene Zeit durch Kolonisation sich des Druckes landschaftlicher Enge entledigten; dem Meere war man innerlich fremd. So wirkten sich, ähnlich wie bei Argos in derselben Zeit, nur wuchtiger und nachhaltiger, die gestauten Kräfte innerhalb der Peloponnes aus. Diese Kämpfe um die lakonischen Randgebiete und namentlich um die gesegnete messenische Ebene haben unerbittlich die Formen des adligen Kampfes, der bei Gewinnung des burgenreichen Eurotasgebietes noch möglich war, gewandelt und schrittweise zur Bildung eines einheitlichen Hoplitenheeres geführt, wie es in Tyrtaios' Zeit sich vollendet Auch die sozialen Folgerungen, welche aus der militärischen Gleichwertigkeit sich ergaben, hat man von seiten der Spartiatenmenge, des Damos, alsbald erkannt und durchzusetzen gesucht. Der Exponent dieser revolutionären Bestrebungen wurde das Ephorat.

Die Tatsache, daß weder in der Rhetra noch in ihrem Zusatz die Ephoren erwähnt werden, zeigt unbestreitbar, daß sie im 8. Jahrhundert noch nicht einer der Grundpfeiler der spartanischen Verfassung waren, wie denn auch die Erinnerung an

[1] Besonders charakteristisch ist der Verzicht auf die Verfolgung des geschlagenen Gegners. Vgl. im allgemeinen jetzt J. Kromayer: Handbuch der klass. Altertumswissenschaft, IV. Abt., III. Teil, Band II, 83ff.

die nachlykurgische Entstehung dieses Amtes stets wach geblieben ist, obgleich das Ephorat auf der Höhe seiner Macht sich natürlich als lykurgisch gab. Der nicht zu bezweifelnde Beginn der Ephorenliste mit 754/3 ist kein Gegenbeweis[1]. Denn die Ephoren sind, worauf man kürzlich erneut hingewiesen hat[2], ursprünglich Himmelsbeobachter und zeugen als solche auch ihrerseits von der Bedeutung des Kultischen im spartanischen Staat. Das Älteste, was wir von ihnen wissen, — selbst radikale Leugner alter Tradition geben das zu[3] — ist, daß sie alle acht Jahre in einer klaren, mondlosen Nacht den Himmel beobachten und bei Feststellung bestimmter Sternbewegungen (Sternschnuppen oder dgl.) die Könige suspendieren dürfen, bis ein Entscheid aus Olympia oder Delphoi eingetroffen ist. In die gleiche kultische Sphäre und frühe Epoche des Amtes gehört außer dem Inkubationsschlaf im Heiligtum der Pasiphaë die Regelung des aus der Himmelsbeobachtung zu gewinnenden Kalenders und damit zusammenhängend die Eponymität des Kollegiumvorsitzenden, wie übrigens in den meisten dorischen Städten zunächst ein kultischer Beamter eponym gewesen ist.

Beweist also die frühe Eponymität des Ephorats noch nichts für seine frühe politische Bedeutung, so ist andererseits kaum zu verkennen, daß das Recht unter bestimmten Bedingungen die Könige zu suspendieren, welcher Art immer seine Entstehung gewesen sein mag, eine politische Wirkung ermöglichte und nahe legte. Es kam hinzu, daß, wie die Übereinstimmung der anscheinend nie veränderten Ephorenzahl mit der Zahl der Komen bzw. Oben beweist, das Kollegium sich auf dieser dem absoluten Amte entsprechenden, ungentilizischen Grundlage erhob und somit zum Führer einer Bewegung der personalen Kräfte des in den Oben gesammelten Damos gegen die traditionellen Mächte der Geschlechter, der Gerusia und des Königtums geradezu prädestiniert war. Im Laufe der bereits skizzierten Bewegung des 8. und 7. Jahrhunderts ist das Ephorat in diese Aufgabe hineingewachsen, es hat sich, man möchte sagen, verweltlicht, indem es die politische Führerstellung in den Oben, d. h. im Damos, gewann, rechtlich, da ihm die durch Kriege

[1] Als solcher mit Unrecht von Ehrenberg RE 2. R. III, 1379 angesehen.
[2] S. Luria, Klio XXI (1927), 413ff und vorher Philol. Wochenschr. 1926, 701.
[3] Z. B. Kahrstedt, Griechisches Staatsrecht I, S. 125.

fast stets in Anspruch genommenen Könige die Zivljurisdiktion mehr oder minder freiwillig — es ist die Zeit des allgemeinen Schreis nach dem unparteiischen Recht — übertrugen, faktisch, da die Ephoren, welche seit der Zeit der Rhetra wohl aus primitiver Volkswahl (Akklamation) hervorgingen, Anwalt der Wünsche des Damos wurden, ohne jedoch im Staatsbau eine feste Stelle zu haben.

Diese gewannen sie scheinbar erst nach dem zweiten messenischen Kriege um 600 durch den Ephoren Asteropos[1], der nach den Worten des Reformkönigs Kleomenes, die nicht tendenziöser sind als das Dogma von der lykurgischen Entstehung des Ephorats, der erste war, welcher dem Amte Kraft und Aktivität lieh. Fragen wir, was konkret geschah, so beleuchten auch hier Zustände der Umwelt die Situation von Sparta. Die den fünf Oben verbundenen fünf Ephoren entsprechen einer Institution, welche um diese Zeit in anderen auf der Komensiedlung ruhenden Staatengebilden dorischen oder nordwestgriechischen Stammes begegnet, den Damiurgen, Obmännern der Komen, z. B. der fünf Komen von Megara. Auch für Spartas Tochterstadt Thera sind sie bezeugt. An einigen Orten — in Aigina beispielsweise und in Tegea wie Mantinea — heißen sie Theoroi (Beobachter) und zeigen mit diesem Namen, wie man längst bemerkt hat, ihre Parallelität zum spartanischen Ephorate an. Der Sinn der Einrichtung, welchen am besten Elis erkennen lehrt, ist der, neben die traditionellen Staatsfaktoren, Königtum und Adelsrat, die der konservative Sinn der Nordgriechen gern beibehält, Vertreter des Damos, an Zahl den Komen entsprechend, mit bestimmten Kontrollkompetenzen zu setzen. Der politische Instinkt nun, in Sparta am reinsten entwickelt, fügt, ähnlich wie es in Rom mit dem Tribunate geschah, die im Ephorat repräsentierten revolutionären Kräfte dem Staatsbau als dienende Kräfte ein.

Wir wissen sonst von der innerspartanischen Bewegung z. Zt. des zweiten messenischen Krieges nur, daß der Ruf nach Neu-

---

[1] Der Name Asteropos hängt zweifellos irgendwie mit der alten Himmelsbeobachtung der Ephoren zusammen, doch können wir die Verbindung nicht mehr aufzeigen (vgl. Ehrenberg, Philol. Wochenschr., 1927, 27 zu Luria, ebenda 1926, 701). Der Titel Ephoros (Aufseher) selbst hat mit der Himmelsbeobachtung nichts zu tun, er wird erst mit der Politisierung des Amtes um 600 aufgekommen sein.

aufteilung des Landes erscholl, aber halten wir uns das Vordrängen des Ephorats, gerade in Abwesenheit der Könige, vor Augen, so klingt auch aus den Versen der sog. Eunomia des Tyrtaios, in denen er die heiligen Satzungen der Rhetra hinstellt, die Warnung vor dem drohenden Frevel gegen dieses göttliche Gesetz. Man hat es nicht gestürzt, aber einer bisher neben dem Staate stehenden Institution Einfluß und Rechte im Staat gegeben, die allmählich das Vorhandene wandeln konnten und tatsächlich gewandelt haben. Was an Befugnissen den Ephoren sogleich zufiel, läßt sich nur ahnen. Die Zivilgerichtsbarkeit, die sie praktisch schon übten, wird ihnen nun formell zugesprochen sein, eine Strafgewalt müssen sie, die jetzt Aufseher über das öffentliche Leben wurden und hießen, besessen haben, vornehmlich aber entstammt der allmonatliche Eidesaustausch mit den Königen, dieser sinnfälligste Ausdruck ihrer Aufsicht, wohl der Zeit um 600. Sie sind in dieser Handlung, wie es bei der parallelen Zeremonie in Epirus heißt (Plut. Pyrrh. 5), Anwalt (Prostates) des Damos, und die Erinnerung an den gleichzeitigen Solon, die das Wort Prostates erweckt, ist voll historischer Berechtigung. Wenn sie aber dann im folgenden Jahrhundert und bis in die Zeit der Perserkriege schrittweise ihre Kompetenzen gegen das Königtum vorschieben konnten, nicht nur die Leitung der Apella, sondern auch entscheidenden Einfluß auf die Kriegführung und äußere Politik erlangten, so geschah das, es konnte nur geschehen, weil in ihnen über die revolutionären Forderungen hinaus staatsaufbauende Kräfte von jeher verkörpert, seit 600 aber aktiv geworden waren. Diese traten freilich weniger in der behutsamen Umgestaltung der geheiligten Staatsformen als in der bewußten Regelung der allgemeinen Lebensführung hervor.

Das bekannte Zusammenleben der männlichen Bevölkerung an einem Ort ist in der hocharchaischen Zeit weder als eine spezifisch spartanische noch als eine dorische Eigentümlichkeit anzusehen[1]. Was daran eigentlich spartanisch war und auch von den Griechen immer so empfunden worden ist, war die eiserne Härte, mit der die Sitte als Gesetz durchgeführt und bewahrt wurde. Das haben zunächst die äußeren Verhältnisse mit sich gebracht. Die Offensive des Einbruchs in Lakonien, die dauernde Defensive

[1] Vgl. S. Luria: Ein milesischer Männerbund im Lichte ethnologischer Parallelen, Philologus LXXXIII (1927), 113ff.

gegenüber der geknechteten Bevölkerung, der fortgesetzte Kampf für die lebensnotwendige Erweiterung des Ackerbodens verlangten ständige Kriegsbereitschaft. Sie hätten freilich zu so scharfer Konzentrierung, wie bereits die zentralisierende Obeneinrichtung sie erkennen läßt, nie geführt, wäre ihnen nicht aus dem spartanischen Volke ein kriegerischer Geist und der zunächst noch unbewußte Wille zur geschlossenen, engen Form entgegengewachsen. Der erweichte sich wohl während des 7. Jahrhunderts, als die dringendsten kriegerischen Aufgaben gelöst waren, im Zusammenhang mit den allgemeinen lösenden Tendenzen dieser dem Herkommen sich entringenden Epoche — zu Alkmans Zeit scheint der Spartiate mehr auf seinem Klaros (Landloos) als in Sparta gelebt zu haben —, doch der lebensgefährliche Aufstand Messeniens erzwang seine Erneuerung. Nicht ohne Schwierigkeiten, wie der Gang des Kampfes und Tyrtaios' besorgte Mahnungen lehren, war sie zu erreichen, teils wegen des Nachlassens der Kampfeslust im befriedigenden Gutsleben und im Genusse der neuen Dinge, welche die gewerbefrohe Zeit darbot, teils wegen der inneren Zerrissenheit, der Auflehnung des in diesem Jahrhundert wie allenthalben so auch in Sparta zur Bewußtheit erwachten Damos gegen die überlebte rechtliche und materielle Vormacht des Adels. Es charakterisiert die innere Gegensätzlichkeit dieser Zeit, daß derselbe Mann an die alten heiligen Satzungen der Adelszeit und an das feste Zusammenstehen im Hopliten-, d. h. im Damosheere mahnt. Er hat mit dem zweiten Rat mehr Erfolg gehabt als mit dem ersten, denn nachdem sein Zusammenstehen den Feind überwunden, gewann der Damos auch in Sparta den Sieg, das politische Ephorat.

Wie stets in der Geschichte hat auch hier die den traditionellen Mächten abgerungene Anteilnahme des gesamten, bewußt gewordenen Volkes am Staate aus dem Volk, wenn man so sagen darf, eine Nation gemacht und dadurch die eigentümlichen Kräfte des Stammes erst zu großer politischer Wirkung geführt. Was vorher Brauch und Not, wird nun Gesetz und Tugend, die angeborene staatliche wie kriegerische Energie erkennt sich als Sinn des Lebens und ordnet mit einer wirklich einzigartigen Konsequenz das gesamte Leben diesem Sinne unter. Die widerstaatlichen Vorrechte des Adels werden beseitigt, Königtum und Gerusia schränkt man ein, die Gleichheit im Heere ist jetzt

strikt, aus den auf Geburt und Vermögen beruhenden „Rittern" wird, höchst bezeichnend, eine Elitetruppe von Hopliten, ausgewählt nach Areté (persönlichem Wert), und auch im Landbesitz muß bei der Wiedergewinnung Messeniens ein wenigstens notdürftiger Ausgleich geschaffen sein. Vor allem aber: das nun bewußt organisierte Gemeinschaftsleben baut sich auf der persönlichen Gleichheit aller Spartiaten, der Homoioi (Gleichen), auf. Hier in der Lebensordnung gewinnt das jugendstarke Sparta seinen Ausdruck am klarsten. Wohl hat auch in anderen Hellenenstaaten das emanzipierte Volkstum nach eigener neuer Gestaltung gedrängt, aber nirgends ist Stand, Vermögen, Individuum so rücksichtslos überwunden worden wie in Lakedaemon. Die bitter notwendige militärische Bereitschaft, welche soeben noch der messenische Aufstand erheischt hatte, erleichterte gewiß die zwangsmäßige Konzentration der gesamten männlichen Bevölkerung und gab ihr das Gepräge. Doch war es nicht nur kriegerischer Geist, sondern bewußter Wille zur staatlichen Gemeinschaft, der zusammenführte und das Lagerdasein zur Lebensform erhob. Wie anderswo das eigene Stellen der Kampfausrüstung, so bedingte in Sparta fortan der laufende Beitrag zum gemeinsamen Leben das Vollbürgerrecht. Alle traditionellen Formen der Altersklassen und Männerbünde, welche die kretischen Zustände uns zum Teil noch erkennen lassen, werden im Sinne der militärischen und staatlichen Disziplin umgestaltet: aus den Andreia, den Männerverbänden, werden Syskenia, Zeltgenossenschaften, die Jugend wird mit Hilfe alter, neugestalteter Bräuche bewußt und einheitlich für den Staat erzogen. Denn wie die frühe Gesetzgebung allenthalben in Griechenland nicht nur Recht, sondern auch Sitte setzt und einen stark erzieherischen Charakter trägt, so auch in Sparta, nur daß die Stetigkeit und Härte seines Wesens diesen Maßnahmen eine andere Dauer und Kraft, eine prinzipielle Stellung im Staatswesen gibt. Hier bleibt es keineswegs bei den zeitgemäßen Luxusverboten, die sich natürlich — man denke an das Verbot des Schnurrbarttragens — besonders radikal äußern müssen, sondern die positive Seite, das Hinstellen eines Zieles, eines Ideals, dessen, was „Kalón" ist, tritt nicht nur daneben, es tritt in den Vordergrund, beflügelt den spartanischen Geist und hebt seine Kraft über ganz Hellas. Die große Zeit der spartanischen Geschichte bricht an.

Die These vom jonischen Sparta der archaischen Zeit und seinem jähen Ende, wohl gar durch einen Gesetzgeber, den keine Überlieferung nennt, hat diese griechisch-organische Entwicklung verkannt, weil sie glaubte, aus sehr vieldeutigen kulturellen Zeichen Fakten der politischen Geschichte erschließen zu können, und weil sie dem nacharchaischen Sparta ohne ein inneres Verhältnis gegenüberstand[1]. Die nicht zu leugnende, von Ed. Meyer (Gesch. d. Altert. II § 355ff.) schon vor 35 Jahren dargelegte Verbindung Lakedaemons zu dem gerade im 7. Jahrhundert künstlerisch blühenden Jonien ist nicht in einer den frühen Verhältnissen ganz unangemessenen Weise als Kulturhöhe Spartas — Sparta als „Kulturzentrum" der damaligen Zeit! — hinzustellen. Wenn man fremde Sänger herbeirief, so hatte das, wie stets in frühen Zeiten, einen ganz primitiven Grund, nämlich Weisen zu lernen, welchen die Götter nicht widerstehen konnten — so war es, wie längst erkannt, bei Alkman —, oder durch die überwältigende Kraft der Musik das zerrissene Volk und Heer zusammenzuschließen, wie es Tyrtaios und angeblich vor ihm schon Terpander tat. Auch haben weiterhin, bis in die Mitte des 5. Jahrhunderts, auswärtige Sänger, Pindar, Bakchylides u. a., für Sparta gedichtet, bildende Künstler wie Bathykles für seine Heiligtümer geschaffen, obgleich zu ihrer Zeit der Staat gewiß geschlossen war. Will man aber aus dem Erstarren einer Keramik, deren lakedämonische Provenienz stark umstritten ist, voreilige und, wie ich glaube, methodisch unberechtigte Schlüsse auf Spartas bürgerliche und politische Entwicklung ziehen, so können sie höchstens das allmähliche Erlöschen des kunstgewerblichen Interesses dartun, das mit der einseitigen und ausschließlichen Inanspruchnahme der Kräfte durch den Staat zusammenhängen mag, aber so lange keine große symbolische Bedeutung beanspruchen kann, als nicht ein enges Verhältnis der Spartaner gerade zur Keramik erwiesen ist. Von einem scharfen Schnitt vollends, einem historischen Wendepunkt, gar um die Mitte des 6. Jahrhunderts, ist nicht die Spur aufzuzeigen, die politische Entwicklung, speziell die außenpolitische, zeigt vielmehr, daß nicht Umkehr und Verengung, sondern stetes Vorwärtsdrängen Zeichen der Zeit war.

---

[1] Die Literatur zu der These siehe oben S. 2, Anm. 2.

Denn die positive Kraft, welche jetzt den Staatsbau und das gesamte Gemeinschaftsleben gestaltend durchdrang und nicht durch einen Gesetzgeber[1] — ein solcher ist ebenso unspartanisch wie geschriebene Gesetze! —, sondern durch die jährlich gewählten Obmänner des Damos, die Ephoren, in jahrzehntelangem Ringen mit echt lakonischer Gehaltenheit und Konsequenz aus dem Herkommen den „Kosmos" (Gesamtordnung des Lebens) schuf, trat auch nach außen in Wirkung. Die Trennungslinie gegenüber dem buntgemischten Perioekentum, vornehmlich aber zu den unterworfenen Heloten, denen die scharfe Ausprägung des herrschenden Bürgertums naturgemäß in härterer, prinzipieller Knechtung fühlbar wurde, ward jetzt von Staats wegen gezogen, zumal der Spartiate die Ordnung auf seinem Landgute, dem Klaros, nicht mehr selbst überwachen konnte und die neuen außenpolitischen Unternehmungen radikale Sicherung der Heimat verlangten. Das erwachte und erstarkte Sparta treibt nämlich seit dem Beginn des 6. Jahrhunderts Außenpolitik, nicht im Sinne einer Erweiterung spartiatischen Ackerlandes — die scheint schon damals beim Stagnieren der Bürgerzahl, deren Kreis der selbstbewußte Stolz des Damos noch weniger öffnete als früher der Adel, nicht erforderlich gewesen zu sein —, sondern mit dem agonalen Ziel, als Vorort der peloponnesischen Hellenen anerkannt zu werden. Das ist in Elis durch Begünstigung der Niederwerfung Pisas um 585, in Arkadien durch die schließliche Überwindung Tegeas in der Mitte des Jahrhunderts, und zwar für die ganze Landschaft, gelungen, nur an Argos scheiterte man zunächst und mußte sich mit der Besitzergreifung der Küstenlandschaft Thyreatis begnügen, die zu Perioekenland gemacht wurde. Daß jetzt bereits die Formen des späteren peloponnesischen Bundes geschaffen wären, ist nicht bezeugt[2] und wenig wahrscheinlich; die Abhängigkeit dürfte,

[1] Ein Gesetzgeber ist, ohne daß die Überlieferung eine Handhabe böte, von Wells (S. 44ff.) konstruiert, von Ehrenberg ausgestaltet (Neugründer S. 7ff.), dann freilich wieder reduziert worden (Epitymbion 23ff.); Luria (Klio [1927] 407) und Lenschau (Bursians Jahrb. CCXVIII [1928] 19ff.) u. a. haben den Gedanken ohne nähere eigene Begründung aufgegriffen.

[2] Daß die Angabe des Aristoteles (frg. 592) über die auf einem Pfeiler am Alpheios aufgezeichneten Bestimmungen eines Vertrages zwischen Sparta und Tegea erst in die Zeit um 468 gehören, hat, trotz Ehrenberg (RE 2. R. III, 1380), Hiller v. Gaertringen (I. G. V, 2, p. 3) wahrscheinlich gemacht.

nach Herodots Angabe (I, 68) und der weiteren historischen Entwicklung zu schließen, mindestens für Arkadien eine schärfere gewesen sein. Alsbald werden die Ausstrahlungen der neuen, ungewöhnlich festen Energie deutlich: wie Amasis, der Pharao, sendet Kroisos von Lydien Weihgeschenke nach Lakedaemon und schließt ein Bündnis ab[1], seine Untertanen, die jonischen Griechenstädte, rufen nach des Königs Sturz (546/5) den hellenischen Vorort gegen die Perser an. Noch scheut man, fast erschreckt, wie plötzlich sich das außenpolitische Feld geweitet, vor dem Überseeunternehmen zurück, aber zwei Jahrzehnte später (524) wagt man es gemeinsam mit der verbündeten Seestadt Korinth und greift den mächtigen Tyrannen von Samos Polykrates an. Sparta zur See —, der Drang nach Geltung triumphiert über die eigene bodenständige, landgebundene Art.

An dieser Entwicklung hat das im Ephorat repräsentierte Spartiatentum nur indirekt teil, indem es zwar den Geist nährt und die Kräfte züchtet, welche draußen den Ruhm der Unbesiegbarkeit begründen, als ihm aber zugleich Sparta, d. h. der immer geschlossener sich gestaltende spartanische Kosmos, in sich, um seiner selbst willen stets Sinn und Ziel aller kriegerischen Leistungen bleibt. Während man nun an seiner Vervollkommnung arbeitet und sich bemüht, das schon zurückgedrängte Erbkönigtum innerhalb des Staates nach Möglichkeit zum Glied des Kosmos, zu einer Art von Amt, zu machen, sucht dieses Königtum, von dem Geiste der gleichzeitigen Tyrannis naturgemäß stark berührt, auf den ihm gebliebenen Gebiete des Krieges und der Außenpolitik seine Kräfte zu entfalten und zu befriedigen. Vornehmlich das Haus der Agiaden beschreitet in den Tyrannennaturen des Anaxandridas (c. 555—520) und seines Nachfolgers Kleomenes (c. 520—488) diesen Weg, indes die Eurypontiden, getreu der schon für das 7. Jahrhundert durch die damosfreundlichen Namen (Archidamos, Zeuxidamos u. a.) bezeugten Tendenz ihre Aufgabe in den inneren Angelegenheiten erblicken, wo sie unvermeidlich dem ständig wachsenden Einfluß der Ephoren erliegen. Die kriegerischen Erfolge und wohl auch die starke Persönlichkeit des Königs Anaxandridas scheinen in der Zeit um 560 bis 530 in Sparta, ähnlich wie es im Athen des Peisi-

[1] Mit Unrecht angezweifelt von Jacoby RE Sppbd. II, 383.

stratos und zuvor im Korinth des Periander geschah, die Frage der äußeren Geltung zeitweilig den innerpolitischen Fragen übergeordnet zu haben, wenngleich die nachhaltige Erinnerung an den um 556 tätigen Cheilon davon zeugt, daß auch das Ephorat in dieser Zeit nicht ruhte. Das peinliche Scheitern der samischen Expedition von 524 mußte seine Stellung dem Agiadenkönigtum gegenüber stärken und damit einem erneuten Vordrängen der innerspartanischen Mächte den Weg bahnen. Im Schicksal des Königs Kleomenes ist dieser Prozeß leibhaft zu greifen.

Es machte sich allenthalben in Hellas mit dem ausgehenden 6. Jahrhundert eine Bewegung gegen die Tyrannis geltend, von mannigfachen Faktoren bestimmt. Die mündig gewordene, bisher durch den Tyrannen zusammengeschweißte Bürgerschaft bedarf des gewaltsamen Anwaltes nicht mehr, dessen Ungesetzlichkeit und oft gerade beim Sinken der persönlichen Bedeutung wachsende Selbstherrlichkeit dem Geiste widerstrebt, der aus primitiver individueller Gelöstheit jetzt nach einer eigenen gesetzlichen Gesamtbindung strebt. Dieser inneren Aufgabe der staatlichen Gestaltung gegenüber, mag sie in der Demokratie des Kleisthenes oder in den gemäßigten Oligarchien der dorischen Isthmosstaaten sich äußern, tritt die bisher bedeutsame Außenpolitik mit ihrer Weite und sogar mit ihrem Glanz, tritt überhaupt die äußere Geltung der Staaten zurück. Auch Athen ist dieser „dorischen" Bewegung in den neunziger Jahren beim Alkmaionidensturz verfallen, freilich nicht für die Dauer und eindeutig — was wäre in Athen je dauernd und eindeutig gewesen! —, aber die konzentrische Tendenz ist fortan nie erloschen und zieht sich über Kimon, Thukydides, des Melesias Sohn, Xenophon zu Lykurgos, die nicht zufällig alle Lakonisten sind. Denn es besteht eine offene und tiefe Verwandtschaft zwischen ihnen und dem Spartiatentum, das schon um 600 am schärfsten von allen Hellenen die überindividuelle Gestaltung an sich vollzog und jetzt, als am Ende des 6. Jahrhunderts eine neue allgemeine Welle in dieser Richtung ergeht, dem nie durch eine Tyrannis verleugneten Geist des Gesetzesstaates noch schärfere Ausprägung gibt. Die energische Politik nach außen mit dem agonalen Ziel, den ersten Platz unter den Hellenen einzunehmen, wie es ähnlich auch die großen Tyrannen beherrscht hat, wird von

Sparta fortan eingeschränkt. In der Peloponnes vor allem ist man weniger auf Vorrang als auf Bündnisse bedacht, weil es jetzt in erster Linie um Erhaltung und Sicherung des Kosmos geht. Von selbst führt dann die skizzierte innerpolitische Bewegung die dorischen Isthmosstaaten Sparta zu, das ihnen die Tyrannen vertreiben und den Gesetzesstaat errichten hilft. In diesem Sinne beginnt es sich jetzt als Hüter des Rechts in Hellas zu fühlen und bemüht sich, den gewaltsam behaupteten Vorrang durch eine ideelle Geltung zu ersetzen, die vom größten Teil des festländischen Griechenland im 5. Jahrhundert auch anerkannt wurde. Kleomenes hat es freilich verstanden, auch die neue zurückhaltende Einstellung, welche ihm beim Hilferuf Plataeaes (519) ein gewaltsames Hinübergreifen nach Mittelgriechenland verbot, seinen Machttendenzen dienstbar zu machen, indem er mit der Aufgabe des Tyrannensturzes, also mit dem Gedanken des Rechts, 510 den Angriff auf Athen legitimierte. Die wiederholten Aufforderungen des delphischen Gottes, der seit alters eng mit dem Königtum, nicht mit den unheiligen Ephoren verbunden war, halfen die inneren Widerstände überwinden. Der Triumph war freilich kurz, denn die peinliche Niederlage durch die attische Alkmaionidendemokratie, in der man instinktiv den Feind dorischer Ordnungen spürte, und der beschämende Zwist der Könige im Feld verschaffte dem Ephorat neuen Boden, auf dem es schrittweise vordrang. Um diese Zeit muß ihm das Recht des kriegerischen Aufgebotes zugefallen und damit zusammenhängend wohl die Heeresgliederung nach fünf Lochoi statt nach den drei Phylen eingetreten sein. Die Bestimmung, nur ein König dürfe ins Feld ziehen, d. h. die Betonung des Beamtencharakters des Einzelkönigs auch im Kriege gegenüber der Herrscherstellung des Doppelkönigtums gerade auf diesem Gebiet, ist ein weiterer Schlag; ihm folgt konsequent die Überwachung des Königs im Feld durch zwei Ephoren. Zugleich geht die Außenpolitik erst innerlich, dann auch formell in ihrer Leitung an die Ephoren über. Es siegt der Geist des geschlossenen, im Kosmos sich erfüllenden Spartiatentums nun auf der ganzen Linie, der Staat als Form triumphiert über den Staat als Macht.

Die kriegerische Aufgabe wird damit (seit 500) die der Defensive, indem es gilt, den Kosmos zu erhalten und nach außen zu

schützen, wozu es gehören muß, daß die Staaten der Peloponnes sich freiwillig um Sparta scharen, in dem sie den Garanten ihrer Selbständigkeit, ihrer Autonomia erblicken. Argos' traditionelle Gegnerschaft, die dem Kleomenes, bevor er dem Ephorat endgültig erliegt, noch einmal Gelegenheit zum Offensivkampf bietet, wird in ihrer bedrohlichen Aktivität zwar gebrochen, aber nicht energisch vertilgt. Die Peloponnes, der man durch die geschlossene Kraft und einzigartige militärische Schulung kampflos überlegen ist, die man auch ideell seit dem Ende der Tyrannenzeit beherrscht, ist fortan Spartas Welt, höchstens daß die gemeinsame Persergefahr auch Mittelgriechenland als Bollwerk in den Kreis seiner Defensivinteressen zieht und die Leitung der hellenischen Eidgenossenschaft, welche ihm selbstverständlich zufällt, den Blick vorübergehend auf ganz Hellas zu richten zwingt. Eine Beteiligung am jonischen Aufstand, so verlockend sie dem Kleomenes gewesen sein mag, kommt nicht in Frage, selbst mit der Hilfeleistung für das zwar verbündete, aber innerlich wie örtlich entfernte Athen, als Datis und Artaphernes im Jahre 490 drohen, zögert man aus kultischen Gründen, bis es zu spät ist. Erst mit dem Anmarsch des Xerxes, der wie ganz Griechenland auch Sparta bedroht, muß dieses nach außen hin handeln.

Man soll durch die Schwerfälligkeit, mit der Sparta den Kampf aufnahm, sich nicht in der Erkenntnis beirren lassen, daß hier und nicht in Athen die Seele des Widerstandes und des endgültigen Sieges lag. Marathon war ein Wunder, aber Salamis und Plataeae waren hellenische Taten. Niemals hat es für Sparta in dieser Zeit den Gedanken eines Paktierens mit dem Perser gegeben, wie er in anderen Staaten, auch in Athen, sich mehrfach erhob. Abhängig zu werden in seinen staatlichen Lebensformen, den Kosmos nicht mehr selbstgestaltend zu tragen, sondern ihn der Willkür eines fremden Herrn preiszugeben, dagegen — wozu denn sonst? — war man bereit zu kämpfen bis auf den letzten Mann. Wohl hat der panhellenische Rausch, den die gemeinsame Gefahr erzeugte, auch Sparta in diesen Jahren über sich selbst erhoben und seine ideelle Geltung beinahe zu einer nationalen gemacht, aber der spartanische Sinn des Kampfes ist nie fraglich geworden. Die Klarheit und Begrenztheit des defensiven Kriegszieles, das für jeden der noch so

verschiedenen autonomen Griechenstaaten galt, die unbedingte Zuverlässigkeit der spartanischen Kraft, wenn sie einmal eingriff, gab dem Ganzen erst Halt und jene heilige Wucht, ohne die auch Themistokles' Genialität ohnmächtig geblieben wäre. Wenn aber die Ephoratsregierung — denn sie, nicht die Könige oder das perserverblendete Delphoi entschied jetzt — großzügig und sicher spartanische Kampfestradition hinter den im Augenblick allein erfolgverheißenden maritimen Kriegsplan des Themistokles zurückstellte, so zeigte sie nach der endgültigen Abwehr der persischen Invasion durch den Sieg von Plataeae doch, wie wenig sie auch durch glänzende Waffenerfolge von ihren tiefverankerten Prinzipien abzulocken war. Nur am notwendigsten, soweit es zur künftigen Sicherung erforderlich schien, beteiligte man sich noch, Joniens und der Inseln Loos interessierte durchaus nicht. Der durch das gewaltige Schicksal nach außen abgelenkte Blick wurde instinktiv wieder nach innen gekehrt.

In der nun folgenden Pentekontaëtie (480—430) hat auch der spartanische Geist seine klassische Form gefunden, indem er sein Staatsideal so unbeeinflußt von außen, als es bei dem auf Knechtung ruhenden Gebäude nur möglich war, um seiner selbst willen verwirklichte, sich in seinem Kosmos ganz erfüllte. Nachdem das eigenwillige, kosmosfeindliche Königtum in seinem letzten Vertreter Pausanias überwunden war, herrschte unbestritten der eine Geist der Peitharchia (Disziplin), repräsentiert zwar noch vornehmlich durch die Ephoren, aber getragen von jedem einzelnen einschließlich dem Königtum, das in Leonidas' pflichtgemäßem Tod zu ihm sich bekannt hatte[1]. Thukydides hat in den Archidamosreden ihm erhabenen Ausdruck verliehen: es sei das Vollkommenste und Beständigste, sagt dort der König, wenn eine große Anzahl Menschen als Träger einer einheitlichen Ordnung erscheine. Dies ist der Sinn des zur absoluten Gültigkeit erhobenen Sparta, ein würdiger Antipode des perikleischen Athen! Daß die äußere Politik dieser Epoche streng defensiv orientiert war, bedarf der Erklärung nicht. Die besonnene Ephoren-

[1] Heinzes Erklärung des ῥήμασι πειθόμενοι der Thermopylaegrabschrift (N. Jahrb. f. klass. Altertumswissenschaft XXXV [1915], 6) als „dem Befehl gehorchend" ist trotz Ehrenberg (Neugründer 20/21) richtig und läßt erkennen, wie im Jahre 480 die Ephoratsregierung auch in der Kriegführung bestimmend und das Königtum beherrschend war.

regierung hat sich freilich auch nicht gescheut, um die in ihrer Bedrohlichkeit erkannte Gewaltpolitik Athens einzudämmen, in den fünfziger Jahren gelegentlich nach Mittelgriechenland hinüberzugreifen. Im Bunde aber betonte man jetzt das längst erklärte Prinzip der Autonomia jedes Gliedes mit besonderem Nachdruck, gewiß zum guten Teil aus der tief spartanischen Achtung vor dem heiligen Rechte jedes Einzelstaates zum Eigenleben, zugleich aber in der Absicht, die freiwillige Zuneigung möglichst zu stärken, weil man den Zusammenhalt zu erzwingen sich immer weniger imstande fühlte.

Es liegt im Wesen menschlicher Dinge, daß der Augenblick der Erreichung eines konsequent verfolgten Zieles diejenigen Elemente zutage treten läßt, die während des siegreichen Laufes überwuchert und mißachtet wurden, deren Dasein aber den Erfolg schon lange vor seiner Gewinnung untergrub. Wie im innerstaatlichen Leben eine unvermeidlich wachsende Ungleichheit des Besitzes die gerade deshalb immer peinlicher betonte rechtliche Gleichheit zum guten Teil paralysierte, so machten sich auch nach außen schwere innere Nöte bemerkbar. Die Defensivpolitik seit 500 war nämlich nicht nur gestaltender Wille, sondern zugleich eine unabweisbare Folgerung aus der immer geringer werdenden Zahl der Vollbürger. Die grandiose Konzentration der Bürger im Staat für den Staat, die nur bei einer wenig zahlreichen Herrenschicht durchzuführen war, deren Erweiterung Tradition, Prinzip und Eigennutz verbot, erwies sich hier als ebenso lebensfeindlich wie in der allmählichen Aufsaugung aller freien menschlichen Kräfte durch den Kosmos. Und je weiter dieser durch die Knabenliebe begünstigte Prozeß der Zusammenschrumpfung vorschritt, um so widernatürlicher wurde die Bevölkerungslage in Lakonien, einmal hinsichtlich der großen Zahl der minderberechteten Perioeken, die man um 460 zur Auffüllung der hinschmelzenden spartiatischen Formationen heranziehen mußte, in erhöhtem Maße aber der jetzt nur um so schärfer unterdrückten Helotenmasse gegenüber. Der Aufstand des Jahres 464 erhellt blitzartig, über welchem Abgrund das stolze, scheinbar so feste Sparta schwebt und wo es von einem Gegner tödlich zu treffen ist. Nicht minder bedenklich ist die Wirkung des Rückganges der Spartiatenbevölkerung auf die Außenpolitik. Schon die ängstlich schnelle Liqui-

dierung des Perserkrieges ging hart an die Grenze dessen, was das Prestige verlangte, aber die geringe Aktivität, um nicht zu sagen Lethargie, gegenüber Athens machtpolitischer Entfaltung gefährdete die Interessen der Bundesgenossen in einem Maße, welches an Spartas überkommener Führerstellung ernsthaft zweifeln ließ. Und es kam wirklich soweit, daß die mächtigsten der Bündner, die Korinther, selbst der Peloponnes Geschicke in die Hand nehmen und Sparta zwingen mußten, den Krieg gegen Athen aufzunehmen. Dann hat es den Kampf für seine Bundesgenossen und die durch Athen allenthalben bedrohte Autonomie der hellenischen Stadtstaaten wohl ehrenvoll geführt — das war, solange es überhaupt ein Sparta gab, selbstverständlich —, aber es hat doch, namentlich seit dem schweren Bürgerverlust von Sphakteria (424), begierig jede Gelegenheit mit Athen zu einer eben tragbaren Verständigung zu kommen ergriffen. Die Folge war der Auseinanderfall des Bundes nach dem die Peloponnesier empörenden Nikiasfrieden (421). Die Symmachie ist, möchte Athens gefährlicher Expansionsdrang sie auch wieder zusammenkitten, nie mehr Grundlage und Sinnbild von Spartas Geltung in Hellas geworden. Die hat sich eine andere Stütze suchen müssen und sie an Persien gefunden.

Daß Sparta zu diesem Mittel griff, ist nicht nur deutliches Zeichen seiner Schwäche nach außen, sondern Symptom einer katastrophalen Überspannung des inneren Prinzips. Man verrannte sich dermaßen blind in die eigene staatliche Form um ihrer selbst willen, daß schon jetzt aus dem Staat fast eine kriegerische Sekte wurde, man opferte die Außenpolitik, in deren steter Verbindung und Wechselwirkung zum innerstaatlichen Leben Spartas Größe von jeher begründet lag, ebenso wie die gemeingriechische Geltung, die auch jetzt noch untrennbar von Perserfeindschaft war, der Übersteigerung des Kosmos auf. Immer enger wurden wie die Bürgerzahl so die Gesetze, indes die große, alle Bindungen lösende Bewegung des ausgehenden fünften Jahrhunderts Weitung der Staatsformen und Entfaltung des Einzelnen verlangte. Die sture Unnahbarkeit diesen Tendenzen gegenüber, welche innere Leere verrät, hat notwendig dazu geführt, daß neben dem Staat wilde Schößlinge erwuchsen, kraftvoll sich emanzipierende Naturen, oft keine Reinspartiaten, ja bisweilen Fremde wie Alkibiades, die mit

ihrer Energie und Willkür den zu eigener Initiative unfähigen Staat ergriffen und mit sich fortrissen. Er aber, sein Kosmos, mußte ihrer Willkür dankbar sein, die ihm das Leben rettete und neuen Glanz zu bringen schien. Denn die Unnatur der übertriebenen Zusammenziehung schlug nun, als unspartanische Genialität und Herrschsucht die gestauten Kräfte spartanischer Tapferkeit, Zucht und Ausdauer zusammen mit Bundesgenossen- und Söldnermassen einsetzte, in der vom Kosmos losgerissenen Außenpolitik ins Gegenteil, in eine uferlose Macht- und Gewaltpolitik um, die selbst Athens Leistungen übertraf. Der heimatferne Krieg zur See im Bunde mit Persien, die Einnahme Athens, welche über die weitesten altspartanischen Bestrebungen hinausging, der kurze Versuch für die nie von Sparta verfochtene Selbständigkeit Joniens Persien gegenüber einzutreten, die brutale Vorherrschaft durch Harmosten und Besatzungen im ganzen griechischen Bereich an Stelle der peloponnesischen Symmachie, das waren wilde Entartungen, welche die fanatisch blinde Zusammenziehung wider Willen erzeugt hatte. Wie wenig tief und dauernd diese Bewegung war, ist bekannt, nicht minder, wie kulturlos sie in ihrem stolzesten Vertreter Lysander sich äußerte, äußern mußte, dürfen wir sagen, da seine Erscheinung ein Symptom des Auseinanderklaffens spartanischen Wesens war. Unfähig die Tendenzen der Zeit in sich aufzunehmen, zu starr, um sich ihnen anzuschmiegen, ist der lakedaemonische Staat ihrer auflösenden Kraft noch stärker erlegen als Athen; sie haben sein Mark zerfressen, seine Form zerbrochen.

Daran hat auch die Reaktion, welche bald nach Beginn des 4. Jahrhunderts in Sparta wie allenthalben einsetzte, um so weniger etwas zu ändern vermocht, als sie zur vollen Konsequenz der Rückkehr, d. h. zum Verzicht auf die untraditionelle Machtstellung in Hellas sowie zum klaren Bruch mit Persien, sich nicht entschließen konnte und den Zwiespalt der staatlichen Aufgaben in Verkennung der vorhandenen Mittel und Kräfte hegte, statt ihn zu schließen. Auch die Brüchigkeit des Kosmos, den der Geist radikaler menschlicher und politischer Expansion tief zerrüttet hatte[1], ist durch die formale Wiederherstellung alter Ordnungen nur verdeckt, nicht geheilt worden. Daß aber zu-

[1] Man denke an das Epitadeusgesetz, die Kinadonverschwörung, das moralische Sinken des Ephorats.

gleich die Gefahr der Heloten brennender wurde als je, weil diese Geknechteten in der Bewegung der Zeit zu Selbstbewußtheit und eigenem politischen Willen gediehen waren, ließ sich nicht verkennen und machte den außenpolitischen Verzicht schlechthin zur Lebensfrage. In spät spartanischer Starrheit hat man sich dieser Notwendigkeit nicht gebeugt. So ist man an der eigenen Zerklüftung zugrunde gegangen, bei Leuktra mit dem Ruhm der Unbesiegbarkeit und der Blüte der Bürgerkraft, in den folgenden Jahren mit den Grundlagen des Kosmos, der peloponnesischen Symmachie und dem messenischen Helotentum. In anderem Sinne, als er gegeben war, bewahrheitete sich der Spruch, daß nur die Gewinnsucht, sonst nichts, Sparta verderben könne. Was fortan noch vom Staate blieb, ist für die politischen Geschicke der Griechen ohne große historische Bedeutung gewesen.

Es war die Absicht der obigen Darlegungen zu zeigen, welche Stellung Sparta in der griechischen Geschichte einnimmt, darzutun, daß die Stetigkeit der aus einem einzigartigen politischen Willen erwachsenden Formen nicht Starrheit des staatlichen Lebens bedeutet, daß im Gegenteil dieses durchaus zusammen mit dem gemeingriechischen Leben schwingt, dessen wirkender Teil und nicht der geringste es ist[1]. Vor dem Vorwurf der Geistlosigkeit, den unpolitischer und unhistorischer Sinn leicht erhebt, sollte Sparta schon durch die Wirkung geschützt sein, die sein Kosmos, der im griechischen Sinne sicher ein Kunstwerk war, auf die hellenische Philosophie ausgeübt hat. Gewiß umschweben die spartanische Geschichte nicht Geist, Musen und freie Anmut, die selbst Athens politische Abgründe noch verklären, aber auch derer, die bei Thermopylae sanken, tönet ewig das Lied.

[1] Am richtigsten scheint mir bisher Spartas Entwicklung, wie so vieles in der antiken Geschichte, von Ed. Meyer beurteilt (Gesch. d. Altertums pass.). Ehrenbergs neueste Skizze (RE 2 R. III, 1373ff) weist demgegenüber in den Einzelheiten wie im Aufbau manche Verzeichnungen auf, ohne im ganzen wesentlich Neues zu bringen.

Zur Gründung von Goslar und Braunschweig.

Von

K. Woltereck.

Einleitung.

Im Jahre 1922, als die alte Reichsstadt Goslar, das „nordische Rom" des Mittelalters, ihr 1000jähriges Stadtjubiläum feierte, schrieb ich in den Preußischen Jahrbüchern[1] über „Noch ungeklärte Gründungsfragen Goslars". Diese haben inzwischen überraschende Zusammenhänge mit der ebenfalls noch ungeklärten Gründungsgeschichte von Braunschweig ergeben. Meine damals angedeuteten Hypothesen wurden in Fachblättern abwartend besprochen, in Goslar selbst dagegen in eigenartiger Weise abgelehnt. Die Vermutung war von mir ausgesprochen worden, daß die Gründung Goslars möglicherweise schon vor der Pfalzzeit von einer Dynastenburg, der bisher vergeblich gesuchten urbs Ala des Billungers Ekbert Monoculus, eines Vetters Ottos I., ausgegangen sei, nachdem noch früher innerhalb des karolingischen Siedlungsstreifens am nördlichen Harzrand, dort, wo ein uralter Heidenstieg[2] in die Goslarer Berge aufstieg, um durch das „Helgetal" und das Okertal überquerend, weiter über das Gebirge bis nach Ellrich am Südharz zu führen, eine Curtis, ein befestigter Reichs- oder Königshof gelegen habe, wie man es für die Frühzeit der Harzorte Seesen, Ilsenburg, Quedlinburg oder Wallhausen, Nordhausen und Pöhlde etwa annimmt. Bei Ellrich, das seit 874 als Alrichsstat bekannt ist, nimmt man die erste Siedlung schon für das 6. Jahrhundert

[1] Preuß. Jahrb., Juli 1922, S. 98ff.

[2] ca. 996 „semita quae dicitur Heydhenstig".

an durch einen Warnenabkömmling Alarich, so daß dort, wie auch in Quedlinburg, die fränkische Curtis nahe einer noch älteren Niederlassung entstanden ist, was ebenfalls für Goslar nicht ausgeschlossen wäre. Das Alter des hier einmündenden uralten Pfades kennen wir nicht[1]. Der Erzreichtum des Rammelsberges hat aber vielleicht schon für Varus[2] und seine Römerzüge als Ziel gegolten (?). Der bekannte Harzforscher, Paul Höfer[3], war der erste, der auf einen möglichen Zusammenhang zwischen der umstrittenen Burg Ala und der Gründung der Stadt Goslar hingewiesen hat, ohne jedoch näher darauf einzugehen. Die letzten Ausgrabungen bei Goslar scheinen seine und meine Annahme weiter zu rechtfertigen, zumal sich noch kürzlich Carl Schuchhardt[4] als bester Kenner „frühgeschichtlicher Bauten in Niedersachsen" nach Besichtigung der Goslarer Grabungen gleichfalls für die Annahme einer dortigen Curtis mit später eingebauter Herrenburg vor der Pfalzzeit mir gegenüber ausgesprochen hat. Und sollte sich nach weiteren Untersuchungen und Grabungen noch feststellen lassen, daß es sich bei der Goslarer Steinbergburg wirklich um die lange gesuchte Burg Ala Ekberts des Einäugigen handelt, so könnte diese Feststellung, wie gesagt, auch für die Klärung der geheimnisvollen Gründung von Braunschweig von größter Bedeutung sein[5]. Verschiedene Arbeiten aus den letzten Jahren über Goslar und Braun-

[1] Die Benennung ist von den Franken gegeben, ihnen war alles vorfränkische heidnisch.

[2] Die von Fr. Köhler auf der Geschichtstagung in Münster (1924) bei der Behandlung der Frage „Wo war die Hermannschlacht" ausgesprochene Annahme, daß schon den Römern der Silberreichtum des Rammelsberges bekannt gewesen sei, dürfte schwer zu beweisen sein. Daß aber die Erzadern früh schon bekannt waren, dafür spricht stark der unbestreitbare Umstand, daß der vorerwähnte alte Heidenstieg seinen Nordausgang nicht in dem bequemeren Gelände östlich vom Adenberge nimmt, sondern das schwierige untere Okertal durchquert und noch einmal die westlichen Hänge desselben hinansteigt, um im Gosetale unter dem Rammelsberge auszulaufen.

[3] Höfer, Die Frankenherrschaft in den Harzlanden, Z.H.V. 40 (1907) S. 114.

[4] Siehe Schuchhardt, Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen, Salzuffeln 1924; sowie: Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen, Hannover 1916.

[5] Da einige ander geschichtliche Streitfragen damit verknüpft sind, stelle ich den ganzen Fragenkomplex hiermit zur Diskussion, die weitere Grabungen unter sachgemäßer Leitung in Goslar beschleunigen helfen soll.

schweig[1—5] haben meine seit 1920 zuerst veröffentlichte und seitdem immer mehr ausgebaute Goslarer Gründungshypothese weiter gestützt und gefördert. Sie werden daher verschiedentlich mit heranzuziehen sein. In Sonderheit die letzte Veröffentlichung Karl Frölichs über die „Verfassungsentwicklung von Goslar im Mittelalter", weil er darin wiederholt die noch bleibenden Probleme der Frühzeit aufzeigt, zu deren Lösung meine Arbeit mit beitragen möchte. Daß im Süden von Goslar am Rammelsberge, der durch seine Erzschätze den Ruhm der Pfalz und den späteren Reichtum der freien Reichs- und Hansestadt Goslar begründen half, früh schon das Bergedorf gelegen, wußte man längst. Auch über die dortige Johanniskirche, deren Grundmauern jetzt durch den Spaten wieder freigelegt wurden, hatte man mancherlei Kunde. Aber die genaue Lage der alten Siedlung, Alter und Bauart der Kirche, war seit deren Zerstörung im Jahre 1527 in Vergessenheit geraten. Darüber haben die dortigen Grabungen mehr Klärung bringen können. Von weittragender Bedeutung dabei ist, daß man nun für die erste Bauzeit der alten Bergedorfkirche mindestens die Zeit um 1000 annehmen muß, so daß möglicherweise Otto III. durch Bischof Bernward im Jahre 1001 hier die aus Rom übersandten Reliquien

---

[1] P. J. Meier, Die Stadt Goslar. Historische Stadtbilder, Bd. 7, Stuttgart und Berlin 1926.

[2] Frölich, Die Verfassungsentwicklung von Goslar im Mittelalter (Sonderabdruck der Sav.-St. f. Rechtsgesch. XLVII, 1927).

[3] Hölscher, Die Kaiserpfalz Goslar (Denkmäler d. Kunst, die deutschen Kaiserpfalzen I, Berlin 1927).

[4] Steinacker, Die Stadt Braunschweig, Hist. Stadtbilder, 4, 1924. — Mack, Überblick über die Stadt Braunschweig. 1925 (Görges-Spehr-Fuhse Bd. I, Heft 1, 1925.

[5] Die letzten Veröffentlichungen über Goslar (in Gö-Sp-F., II, 9; 1927) vonseiten der beiden Goslarer Herren Wiederhold und Borchers, sind für meine Arbeit ohne Bedeutung, da sie sich in bekannten Bahnen bewegen und die Gründungsprobleme dabei übergehen. Borchers sagt von der dunklen Frühzeit „In dem Augenblicke, wo die Silberader des Rammelsberges mit großem Erfolge ausgebeutet wurde, entstand in dem Bergedorfe die Urzelle Goslars, aus der die Stadt erwachsen ist..." (S. 418). Und bei Wiederhold heißt es: „Auch Goslar war eine uralte Siedelung fränkischen Ursprungs — darauf deutet schon der Name — auf königlichem Boden..." (S. 394), ohne jedoch diese beiden heute noch umstrittenen Punkte näher zu begründen.

niederlegen ließ[1]. Jedenfalls ist jetzt das höhere Alter einer Siedlung vor der Pfalzzeit bestätigt und ebenfalls, daß das Rammelsberger Bergwerk dazumal schon in guter Entwicklung stand. Heinrich I. hat man früher wohl für den Gründer von Goslar gehalten, der einer Überlieferung nach[2] um 922 am Ausgange des Gosetales ein Jagdhaus errichten ließ. Der geschichtlich nachweisbare Erbauer der Pfalz ist aber Heinrich II., der 1009 die erste Fürstenversammlung nach dort berief. Von seinem dritten Aufenthalt in der Villa Goslaria im Jahre 1017 berichtet Thietmar[3], dass H. II. „villam tunc multum excoluit". Von keinem anderen Ludolfinger ist ein Aufenthalt in der Nähe des Goslarer Rammelsberges geschichtlich bezeugt, trotzdem die sächsischen Herrscher oft in den Harzwäldern gejagt und geurkundet haben[4], wie auch in der nahen Okerpfalz Werla[5]. Die Goslarer Urkunde Ottos II. aus dem Jahre 979 hat sich nach Sickel als Fälschung erwiesen[6]. Für die Entdeckung oder wohl richtiger Wiederentdeckung der Rammelsberger Erzadern gilt dagegen nach wie vor die Regierungszeit Ottos I.[7]. Nach neuester Forschung glaubt man das Jahr 970 dafür festlegen zu können, „als plötzlich Wenden- und Sachsenpfennige in ungeheurer Menge auftraten"[8]. Das Metall wird zunächst im Tagebau gewonnen worden sein. Um 990 soll der Übergang zum Tiefbau begonnen haben, „nebst einer Ansiedlung gelernter Bergleute, Anlage einer Münzschmiede, Gründung eines kaufmännischen Ortes"[9]. Die für die Bergedorfkirche angenommene erste Bauzeit um 1000 könnte hierzu eine weitere Bestätigung ergeben, wenn wir die Bauzeit nicht noch früher anzusetzen haben.

---

[1] Thangmar, vita Bernwardi M.G.S.S. IV ad an. 1001 Imperator Otto III reliquias integrum scilicet corpus sancti Exuperantii martiris diaconi sancti Sabini episcopi Goslariae per illum (Bernwardum) direxit ibidem sua industria in celebri loco reponendas.

[2] Adami gesta Hammab. eccl. pontif. — M.G.S.S. VII, 3; dazu Annalista Saxo M.G.S.S. VI, 595 ad an. 922 „rex Heinricus.... vicum Goslarie construxit...."

[3] Thietmar chron. M.G.S.S. III; VII, 8.

[4] 935/6, 944/5, 952, 973/5, 980, 990/2/5 in Bodfelde; 940/6, 961 in Siptenfelde; 961 in Selkenfelde; 971 in Ichtenfelde.

[5] 931/6/7/9, 940/6, 956, 973/5, 993 in Werla.

[6] Nach Sickel, M.G.D.D. Otto II., 324.

[7] G.U.B. I, 4.

[8] Siehe P. J. Meier, Goslar, S. 15ff

[9] Derselbe S. 15.

K. Frölich hat in diesem Zusammenhange auf eine Urkunde[1] des Goslarer Stadtarchivs hingewiesen, „die bisher unbeachtet geblieben ist“[2]. Danach ist in der Johanniskirche des Bergedorfes eine frühere Martinikirche zu sehen. Auch dieser Wechsel des Patroziniums der alten Bergedorfkirche könnte für meine Alaburghypothese ein wichtiges Glied bedeuten. Die alten Martinskirchen stammen meist aus fränkischen Zeiten, so daß sich Frölich zu dem Schlusse bekennt: „Es liegt daher von dieser Seite aus betrachtet, kein Hindernis vor, die älteste Kirchenanlage am Rammelsberge schon in die karolingische Zeit zurückzudatieren“[3].

Die ältesten Mauerreste der Bergedorfkirche sind aus Muschelkalk und zeigen auf karolingische Art eine Apsis von hufeisenförmiger Gestaltung. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts wird die erste Vergrößerung des alten Gotteshauses erfolgt sein, wie Reste einer zweiten, weiter hinausgeschobenen Apsis sowie die eines nördlichen Seitenschiffes verraten. Später kam noch eine größere westliche Turmvorlage hinzu, die schon sehr sorgfältige Profilierung mächtiger Sandsteinquadern aufweist und aus der früheren Umgrenzungsmauer herausragt. Über Alter und Zweck dieser einstigen Abgrenzung durch ein Mauerviereck[4] von ca. 70 m Länge bei ca. 50 m Breite, ist man sich noch nicht einig. Eingemauerte Steinnischen und ein kleines Turmviereck geben dort weitere Rätsel zu raten auf[5]. Später lag hier der Dikhof, der in Urkunden vielfach zusammen mit der Bergedorfkirche Erwähnung gefunden hat[6]. Danach scheint das älteste Gotteshaus Goslars zeitweise zu dem Stammgute der Herren von dem Dike gehört zu haben, die auch Fröhlich für die neuen Patrone

---

[1] Org. Gosl. Stadtarchiv. s. Joh. Nr. 7 (v. 4. 7. 1446).

[2] Frölich, Verfassungsentwicklung, S. 26.

[3] Derselbe S. 26.

[4] Auch hier wären gründlichere Untersuchungen durch Mörtelanalysen zu wünschen, wie ich sie bei der Steinbergburg vornehmen ließ.

[5] Schuchhardt gab für das bei der Steinbergburg gefundene ähnliche sogen. Turmviereck eine von der der Goslarer Ausgrabungsleitung abweichende Erklärung, da er es für eine Art Zisternensicherung hielt, die möglicherweise auch für das Bergedorf in Frage kommen könnte. Zu der noch ungeklärten Wasserversorgung in der Goslarer Frühzeit siehe Flachsbart: „Geschichte der Goslarer Wasserwirtschaft“ (Beitr. z. Gesch. d. Stadt Goslar, IV, 1928, S. 15).

[6] Goslarer U.B. II, 239 (1277).

der Kirche ansprechen möchte[1]. „Wir schließen daraus, daß bei der Johanniskirche im Bergdorf nunmehr an eine Eigenkirche des Geschlechtes von dem Dike zu denken ist. Da eine Änderung des Patriziniums nie ohne äußeren Grund erfolgte, als ein Anlaß dazu aber auch ein Wechsel des Eigenkirchenherrn, bzw. des Patrons in Frage kommen kann, so dürfen wir annehmen, daß die Herren von dem Dike hier die Erben im Besitze des fränkischen Fiskalgutes (?) geworden sind, wobei wir es auf sich beruhen lassen müssen, auf welche Ursachen diese Verschiebung in den Eigentumsverhältnissen am Dikhofe zurückgeht." Auch eine Antwort auf diese Frage läßt sich meiner Gründungshypothese von Goslar lückenlos einfügen. Die reichen Herren von dem Dike, die unter diesem Namen in Goslar nur bis 1171[2] zurückgehen, gehörten zu den einflußreichen Geschlechtern der Montanen, der „Herren vom Berge", die neben den Silvanen, den Waldherren, in der problemreichen Goslarer Stadtgeschichte lange eine große Rolle gespielt haben. Seit wann sie Grundbesitzer am Rammelsberge waren, steht, wie der dortige Besitz der Krone vor der Pfalzzeit und dessen Verwaltung in der Frühzeit, nicht fest.

I.

Probleme.

Mit diesen letzten, für die Frühgeschichte Goslars sehr wichtigen Fragen, hat sich Frölich in seiner vorerwähnten Arbeit ebenfalls beschäftigt. Hören wir ihn selbst darüber: „Mag ein Teil davon (vom Königsgut) auch erst als jüngerer Erwerb sich darstellen, der etwa infolge Ächtung der früheren Eigentümer oder als erblose Hinterlassenschaft dem Könige zugefallen ist, so wird doch bei der Hauptmasse mit ursprünglichem Besitz der Herrscher zu rechnen sein[3] ... In welcher Weise die Verwaltung des Königsguts in Goslar im Rahmen der Grafschaftsorganisation geregelt war, ist allerdings nicht mit Sicherheit zu ersehen ... Gehen wir davon aus, daß Goslar eine ursprüng-

[1] Frölich, Verfassungsentwicklung, S. 27.

[2] G.U.B. I, 271 (1171); s. dazu Bode: „Der Uradel in Ostfalen", Forsch. zur Gesch. Niedersachsens, Bd. 3, H. 2/3, S. 128ff. Hannover 1911.

[3] Frölich, Verfassungsentwicklung, S. 19

lich fränkische Siedlung war[1] und sehen wir auf der anderen Seite auf die Rolle, welche Werla als sächsischer Stammesvorort spielt, so ist nicht unzweifelhaft, ob es sich hierbei um einen von vornherein gegebenen Zusammenhang gehandelt hat. Man möchte eher daran glauben, daß beide Orte ursprünglich in völliger Sonderung nebeneinander standen[2] ... Für unsere Zwecke ergibt sich aus dem bisher ausgeführten zunächst so viel, daß sich, zeitlich zusammenfallend mit dem Aufkommen der Marktsiedlung Goslar und ihrem Anwachsen zur Stadt, eine Umgestaltung der Verfassungsverhältnisse der Gegend vollzieht, auf deren Hintergrunde der Ausbau des städtischen Gemeinwesens vor sich geht[3] ... Der Dikhof erscheint in dem Gerichtswesen der späteren Zeit als Stätte eines besonderen, einem eigenen kleinen Vogt unterstellten Gerichts, des judicium trans aquam ... Ist es doch durchaus möglich, daß sich noch Erinnerungen an eine ältere vor der Gründung der Reichsvogtei (unter Heinrich IV.) bestehende Gerichtsorganisation der Gegend und gewisse hoheitliche Befugnisse erhalten haben, die ursprünglich in den Händen der Herren von dem Dike lagen"[4]. So weit Frölich. Auf verschiedene dieser Punkte werde ich später bei Begründung meiner Gründungshypothese noch zurückkommen. In seinem schönen Werk über die Pfalz Goslar[5] äußert sich Hölscher in bezug auf die Frühzeit Goslars folgendermaßen: „Der älteste königliche Wirtschaftshof wird wohl in dem Bergedorf, dicht bei der Martinskirche, die später Johannis dem Täufer gewidmet war, gelegen haben. Man könnte daher annehmen, daß es der große, später im Besitz der Familie von dem Dike befindliche Dikhof gewesen sei, auf dessen Grund und Boden die Martinskapelle lag. Später erst, vielleicht noch unter den Ottonen muß er an den unteren Rand des Bergedorfs verlegt worden sein, dahin, wo wir die spätere Pfalz finden". — Auch P. J. Meier[6] scheint am Fuße des Rammelsberges eine erste fränkische

[1] Derselbe S. 18 ...für die bisher nur unvollkommen der Beweis geführt werden konnte.
[2] Derselbe S. 20.
[3] Derselbe S. 21.
[4] Derselbe S. 27/28; s. auch S. 28 Anm. 1.
[5] Hölscher, Die Kaiserpfalz Goslar, S. 100.
[6] P. J. Meier, Die Stadt Goslar, S. 13ff

Gründung anzunehmen, worüber es bei ihm heißt: „.... daß wir es trotz der abweichenden Namensendung auch bei Goslar mit einem karolingischen Jagdhof zu tun haben, dem eine Mühle beigegeben war", und erinnert dabei an die „schon durch Karl dem Großen angelegten Siedlungen auf der Hochfläche des Harzes, an Hassel-, Selken-, Sipten-, Bod-, Birken- und Erdfelde"[1]. Jegliche Spuren von Mauerresten, wie sie Ausgrabungen bei den Jagdhöfen Bodfelde, Sipten- und Hasselfelde z. B. ergeben haben, fehlen jedoch bei Goslar. Ich halte eine ähnliche Gründung schon aus topographischen Gründen am Rammelsberge für ausgeschlossen, ebenso die eines größeren Reichshofes, wie ihn Hölscher dort annimmt. Meiner Meinung nach mußte das wegen der Straßen- und Wasserfrage schon ausscheiden. Meier fügt seiner Gründungshypothese weiter hinzu: „Fraglich ist jedoch, ob wir schon für die spätkarolingische Zeit das Frondorf Goslar anzunehmen haben, das sich mit dem Pfarrsprengel der Thomaskirche (östlich der Pfalz) topographisch deckte ... Jedenfalls haftet der Name Goslar zuerst am Jagdhof und der Mühle ... Die Endung lar oder lere im Namen Goslar ist keineswegs auf das fränkische Sprachgebiet beschränkt ... sie bedeutet wahrscheinlich eine zum Fluß hinabgehende Wiese, hier also Wiese an der Gose, die ihrerseits erst wieder den Namen an die Ansiedlung weitergegeben hat[2]."

In meinem Goslarer Heimatbuche[3] habe ich den Ortsnamen, der lar-Hypothese von Schnetz[4] folgend, als Sumpfweide[5]

[1] Derselbe, Die Stadt Goslar, S. 13ff.

[2] Derselbe, Die Stadt Goslar, S. 13ff.

[3] Woltereck, Aus dem Leben einer 1000jährigen Stadt (Hannover 1924).

[4] Schnetz, Das lar-Problem, Würzburg 1913. Dazu schreibt Professor Schnetz, München, in der Zeitschrift für Ortsnamenforschung 1926, S. 233 ..., daß ein Ortsname Larbach a. d. Larbach in der Rhön seine Hypothese als „Weideland" (später Wiese) bestätigt. „Die Stätte, an welcher der Larbach entspringt, ist gelegen am Fuße des Auerberges und hat auf alten Flurkarten den Namen ‚Kuhstattrain'. Was heißt das wohl anders als Wiese. Die Bezeichnung Wiese ist aber jüngeren Datums, ihr ging ein wildgrünender, grasreicher Ort, Weideland, voraus."

[5] Weigold: Urwälder in Niedersachsen. Hann. Kurier 7. 3. 1928: „Es sind also immer alte Hude(Hüte)wälder, die dem Volke als Urwälder erscheinen. Urig sind sie ganz gewiß, aber doch Produkte einer menschlichen Wirtschaftsform. Das eingetriebene Vieh ließ unter den alten Mastspendern kaum etwas aufkommen und so entstanden lichte parkähnliche Bestände, unter denen man darum vielfach zu Pferde jagen konnte..." (Die Erzadern des Rammelberges sollen durch das Scharren eines

gedeutet (Goseweide), die zwischen dem fränkischen Reichshof mit der späteren Herrenburg (Alaburg) und dem Frondorf am Rammelsberge etwa dort lag, wo sowohl ein Grafenteich (grevendik)[1], wie auch ein Weiher (wiwarium regis)[2] bezeugt ist[3]. Das Bergedorf hat aber niemals den Namen geändert und ist stets als Bergedorf bekannt geblieben, auch als das Patronat der Bergedorfkirche wechselte und weitere Veränderungen des Grundbesitzes eintraten, nachdem die Alaburg 984, wie ich annehme am Goslarer Steinberge, in Trümmer gesunken war, während der neu begründete Markt (ca. 990) und die noch spätere Pfalz (ca. 1005) die fränkische Benennung einer dort einst gelegenen Sumpf-Waldweide = Gos-lar übernahmen. Zu der Frage nach königlichem Grundbesitz in und um Goslar hatte ich in meinem ersten Aufsatz[4] über die Ausgrabungen bei Goslar etwa folgendes ausgeführt: „Ob die Burgstätte (am Steinberge) auf königlichem Grund und Boden lag oder von einem anderen Grundherrn neu erbaut wurde, ist schwer nachzuweisen. Hatte doch schon Ludwig der Deutsche vergeblich versucht, gegen die Verschiebung der Begriffe von regnum = Königsgut und propria hereditas = Eigengut einzuschreiten. Im Anschluß an den Reichstag zu Minden im Jahre 852 hat er auf seinem Wege durch die Harzer Vorlande in Altfelde[5] bei der späteren Stapelburg gerastet, um dort ebenfalls Gericht zu halten ... Wie dem auch sei, ob die Gebiete am Rammelsberge und am Steinberge einem königlichen Grundherrn oder anderen Grundherren zugehörten, ich möchte vor allem die Frage aufwerfen nach einer gräflichen Burgstätte am Ausgange des Gosetales zur Zeit der

Jagdrosses entdeckt worden sein.) Auch Gebauer weist in seiner Geschichte von Hildesheim auf die Bedeutung der Pferdezucht in Niedersachsen hin und erinnert an die Pferdehirten im Heliand (Geschichte der Stadt Hildesheim, 1922, I, 7); s. auch Frölich. Verf. S. 35: „...daß das Trennungsgebiet zwischen Pfalz und Stadt von der Gose oder wenigstens einem Arm derselben durchströmt und durch das Sumpfland des Weihers gebildet wurde."

[1] G.U.B. II, grevendik, 580 (1299) infra piscinam que Grevendic nuncupatur et curiam que Dikhof dicitur...

[2] G.U.B. I, wiwarium regis, 301 (1181).

[3] Bode: Der Uradel in Ostfalen, S. 143: „Nun sind nach den Geschichtsquellen der Stadt Goslar vier Teiche außerhalb der Stadtmauern bekannt."

[4] Harzburger Zeitung 30. 5. 1926.

[5] Höfer: Z.H.V. 40, S. 133 und Teute: Das alte Ostfalenland, Diss. Erlangen 1910, S. 159.

Ottonen, also vor der Pfalzzeit, und in dieser Beziehung auf mein Goslarbuch verweisen, wo sich auf dem beigefügten Lageplane fast genau an derselben Stelle, die auf dem Borchersschen Grundstücke am Steinberg kürzlich frühmittelalterliche Mauerreste wieder zu tage gefördert hat, urbs Ala = Burg Ala eingezeichnet findet.... Die Bergregalien waren in jenen Zeiten wie der Burgenbau[1] königliches Vorrecht. Die Verwaltung aber unterstand in Vertretung des Königs vielfach den Gaugrafen." Und Frölich[2] meint weiter zu der Grafschaftsfrage in und um Goslar: „Die Antwort liegt nahe, daß vor der Gründung der Reichsvogtei (unter Heinrich IV.) Goslar in die Grafschaftsorganisation der Nachbarschaft einbezogen war und nunmehr aus diesem Zusammenhang herausgehoben wurde. Unmittelbare Nachrichten hierüber fehlen zwar. Wenn wir aber sehen, wie um die Mitte des 11. Jahrhunderts, also kurz vor Entstehung der Reichsvogtei Goslar ... sich Grafschaften mit ihren Dingstätten bis unmittelbar an die Grenzen (Goslars) heranschieben, so drängt sich der Schluß auf, daß Goslar selbst ursprünglich ebenfalls irgendwie von der Grafschaftsverfassung ergriffen wurde. Eine urkundliche Stütze für diese Anschauung gewährt vielleicht die Tatsache, daß ein Fischteich in der Nähe von Goslar, der zu dem Erbgut der in der Verfassungsentwicklung des Ortes eine wichtige Rolle spielenden Familie von dem Dike (de Piscina) gehörte, und nach dem sich die Familie nannte, noch im 13. und 14. Jahrhundert als der „Grevendik" bezeugt ist, ein Umstand, der möglicherweise im Sinne der früheren Ausübung gräflicher Befugnisse durch diese Familie gedeutet werden kann und der auch für die eigentümliche Rechtsstellung des Stammsitzes der Familie des Dikhofes im Bergedorf kennzeichnend sein würde. Die Einzelheiten bleiben natürlich (?) im Dunkel. Wir müssen es deshalb auf sich beruhen lassen, ob Goslar mit einer der anstoßenden Grafschaften verbunden war oder einen eigenen Grafschaftssprengel bildete." Über das Geschlecht der Herren auf dem Dikhofe gibt Frölich folgende beachtenswerte Einzel-

---

[1] Schrader: Das Befestigungsrecht im 9.—11. Jahrhundert. Diss. Göttingen 1909, S. 14 u. 31; sowie Friedrichs: Burg und territoriale Grafschaften. Diss. Bonn 1908, S. 11ff.

[2] Frölich: Verf., S. 14ff.

heiten[1]: „Durch die Untersuchungen Bodes[2] ist in hohem Grade wahrscheinlich gemacht, daß nahe verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Herren von dem Dike (de Piscina) und der ebenfalls früh eine bedeutsame Rolle spielenden Familie de Capella und deren Nachkommen, den Herren von Ebelingerode, bestanden, Beziehungen, die sich namentlich darin ausdrückten, daß der Fischteich (Grevendik), nach dem die Herren von dem Dike ihren Namen trugen, ursprünglich gemeinsames Familiengut war ... Dabei spricht manches für die Annahme, daß der Anfang beider Geschlechter auf die freie und rittermäßig lebende Familie de Capella zurückgeht und daß sich später diese in zwei Zweige spaltete, einen älteren, der sich zunächst de Goslaria (Odalricus de Goslaria 1163[3]), dann aber dauernd de Piscina (Odelricus de Piscina 1171[4]) nannte, und einen jüngeren, der zuerst den Namen de Capella weiter führte und später die Bezeichnung de Ebelingerode annahm. Nun ist ferner von Wert, daß sich genauere Nachrichten über einen wichtigen Bestandteil des Stammgutes der Familie de Capella erhalten haben, nämlich, abgesehen von dem schon erwähnten Fischteich außerhalb Goslars am Fuße des Rammelsberges, über einen Herrenhof und die dabei gelegene Kapelle der heiligen Cäcilie innerhalb der Stadt selbst an der oberen Kornstraße in der Nähe des heutigen Marktes. Hier sehen wir ein ähnliches Bild, wie bei dem Dikhofe im Bergedorf. Die Cäcilienkapelle, über deren Stiftung ein umfangreiches urkundliches Material vorliegt, wird danach als eine eigenkirchliche Gründung zu betrachten sein, die von der Familie des ersten Stifters Sidag an ein ihr verwandtes Geschlecht abgetreten ist, das danach später den Namen de Capella trug". So weit wiederum Frölich. Hierzu möchte ich zunächst bemerken, daß Sidag, der Gründer der obenerwähnten Cäcilienkapelle, zur Zeit Hezilos von Hildesheim lebte, der die Weihe vornahm[5], so daß diese Stiftung frühestens bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts zurückreichen konnte. Andererseits scheint mir der urkundlich bezeugte und als „Grevendik" überlieferte Fischteich, der in dem Eigengut dieser Familien eine so wichtige

[1] Derselbe S. 38.

[2] Bode: Der Uradel in Ostfalen. Forsch. z. Gesch. Niedersachsens, Bd. 3, H. 2, S. 130. Hannover 1911. [3] G.U.B. I, 253 (1163).

[4] G.U.B. I, 271 (1171). [5] Bode: Der Uradel, S. 130ff. (1054—1079).

Rolle spielte, daß sich ein Zweig derselben danach de Piscina und darauf von dem Dike nannte, einen noch früheren gräflichen Grundherren geradezu vorauszusetzen, da keine dieser Familien jemals den Titel eines Grafen, weder als Amt noch als Standesbezeichnung, geführt haben. Auch diese Unklarheit aus der Frühzeit Goslars, auf die Frölich ebenfalls wiederholt hinweist, hofft meine Alaburghypothese mit aufklären zu helfen.

II.

Die Steinbergburg-Alaburgfrage in Goslar.

Hiermit komme ich zu den Ausgrabungen von Burgmauerresten am Goslarer Steinberge, die möglicherweise auf eine fränkische urbs- oder curtisanlage mit später eingebauter Dynastenburg (Alaburg) zurückgehen. Die Untersuchungen[1–4] durch eine lokale Ausgrabungsleitung haben leider bisher nur sonderbare Zufälligkeiten und Widersprüche, aber noch keinerlei abschließendes Urteil ergeben. Über die Art karolingischer Reichshöfe geben uns Bestimmungen Karl des Großen[5–6] genügende Auskunft. Es mag kurz an folgendes daraus erinnert sein. Danach mußten auch in Alt-Sachsen alle Ödländereien, Sumpfgebiete und Waldungen, die bisher vielfach als herrenloses Grenzland oder der Almende gehörig gegolten, hinfort ans Reich fallen. Den Besitz erbenlos verstorbener Herren steckte ebenfalls der Fiskus ein wie das Gut treuloser Vasallen. Nahe den neu begründeten Reichshöfen mit den zunächst kriegerischen Zwecken dienenden Burgen oder Burgwarden entstanden auch zahlreiche Reichsdörfer. Die Curtes lagen meist an wichtigen

---

[1] Borchers: Die Steinbergburg Heinrichs IV. Gosl. Ztg. (Harzer Heimatland) vom 24. 2. 1926.

[2] Derselbe: Nochmals die Steinbergburg. Gosl. Ztg. (Harzer Heimatland) vom 31. 3. 1926.

[3] Wiederhold: Zur Steinbergburgfrage. Gosl. Ztg. (Harzer Heimatland) vom 3. 11. 1926.

[4] Derselbe: Noch einmal die Steinbergburgfrage. Gosl. Ztg. (Harzer Heimatland) vom 16. 11. 1926. Bezeichnenderweise hat die Gosl Ztg. keine der Entgegnungen gebracht, die zunächst von anonymer Seite in der Niederdeutschen Ztg. erschienen und die, die von mir im Harzer Tageblatt veröffentlicht sind.

[5] Capitulare de villis vel curtibus imperialibus von 810, M.G.L.L. I, 181.

[6] Beneficiorum fiscorumque regalium describendorum formulae, M.G.L.L. I, 175.

Straßenpunkten. Die curtis Seehausen (Seesen)[1] galt schon im 9. Jahrhundert als wichtiger Knotenpunkt. Nordhausen entstand an der Kreuzung verschiedener Straßen am Südharz, wie Goslar und Ellrich im Norden und Süden am Ausgang des uralten Harzer Heidenstieges. In Seesen hat man außer einem praedium = Landgut und der dazu gehörigen Burg (urbs oder civitas), dem späteren Schloß, um 974 drei Ritterhöfe[2] nachgewiesen als ursprüngliche Lehen der Burgmannschaften, damals, als der Herrensitz vom Wirtschaftshof meist schon abgetrennt lag[3]. Wie die fränkischen Reichshöfe weiter beschaffen waren, wissen wir außer nach den schriftlichen Anordnungen auch von Ausgrabungen. Meist entstanden sie römischen Vorbildern folgend auf rechteckigem Grundriß, Wohn- und Wirtschaftsgebäude gemeinsam umfassend. Ein Heerlagerplatz, curticula oder pomerium genannt, wo Zelte, wenn nötig, unter Bäumen Platz finden konnten, lag meist dicht daneben. Und um in Kriegszeiten die Verpflegung besser zu sichern, war die Anlage künstlicher Wassergräben mit Schleusen und Wehren für Mühlen, ebenfalls vorgeschrieben, wo die Wasserverhältnisse ungünstig oder schwankend waren, wie bei Goslar durch den wechselnden Wasserstand der Gose als Gebirgsbach. In Goslar hat ein künstlich geleitetes Gewässer[4], die Abzucht (oder Gosekanal), vielleicht

---

[1] Teute: Diss., S. 162. [2] Höfer: Z. H. V. 40, S. 152. [3] Derselbe S. 133.

[4] G.U.B. III, 297 (1313) „Aqueductum, qui Aghetucht dicitur". Zu dieser für die Goslarer Gründungsfrage wichtigen Wasserfrage, vgl. Borchers: villa und civitas Goslar (Z. d. hist. Vereins f. Nieders., H. 1/2, 1919, S. 40: „Die Gose, die der Stadt ihren Namen gegeben hat, durchfloß in mehreren Armen die Stadt. Ihr natürliches ursprüngliches Bett ist das der heutigen Abzucht." Dazu s. Flachsbart: Geschichte der Goslarer Wasserwirtschaft (Beitr. z. Gesch. der Stadt Goslar, H. 4, 1928, S. 12.) Was die Vertauschung des Flußnamens veranlaßt hat, ist auch nach Flachsbart „eine nicht unwichtige, aber noch ungelöste Frage. Sie läßt sich nicht exakt an Hand der Quellen lösen" (S. 11). Flachsbart möchte in der Abzucht „eine Ableitung der Brauchwässer des Bergwerks" sehen (S. 12); dazu Anm. 1 „So wird die Bezeichnung Abzucht, oder wie es in den alten Urkunden heißt ‚aghetucht' u. a. verständlich". Weiter heißt es in dieser Arbeit über Goslar „Die spezielle Form der Wasserversorgung des ältesten Goslar, d. h. des Bergedorfes am Rammelsberge und der dörflichen Siedlung an der Gose ist mitsamt der Pfalz bis über die kaiserliche Glanzzeit des 11. und 12. Jahrhunderts hinaus unbekannt" (S. 15). ...1157 wird eine Wasserversorgungsanlage erstmalig in einer Urkunde erwähnt... Es bleibt hierbei ebenso ungewiß, ob es sich um eine offene oder geschlossene Zuleitung handelt, wie bei der zweiten in einer Urkunde des Jahres 1245 erwähnten... (S. 16).

in der dunklen Frühzeit schon Mühlenräder getrieben, trotzdem Frölich[1] für eine jüngere künstliche Anlage um 1313 eintritt, „der kaum ein höheres Alter zuzuschreiben ist“, was mir schon aus sprachlichen Gründen unwahrscheinlich erscheint. Natürlich durfte eine Kapelle nicht fehlen, um die Christianisierung erfolgreich fortzusetzen. Bei Nordhausen (und Ellrich) liegt das älteste christliche Gotteshaus fast genau in der Mitte zwischen Reichshof und Reichsdorf (Alt-Nordhausen) auf einem Frauenberge, der, wie man wohl annimmt, schon heidnischen Kulten gedient hat.

Auch bei Goslar kennen wir den Namen „Liebfrauenberg“ für einen Ausläufer des Rammelsberges, aber nicht das genaue Alter dieser Benennung. Dort, wo in Heinrichs II. Tagen die Kaiserpfalz erstand und wo unter Konrad II. die Liebfrauenkirche der Kaiserin Gisela emporwuchs, zwischen dem Bergedorfe im Süden und der ebenfalls noch umstrittenen „villa Romana“[2] unter der Steinbergburg im Nordwesten. Bei dieser sogenannten Villa Romana könnte es sich um ein einstmals ummauertes Gebiet gehandelt haben, dessen rechteckige Anlage noch jetzt nicht unschwer zu erkennen ist[3]. Auf der ältesten Harzkarte aus dem 16. Jahrhundert[4] findet sich in jener Gegend die Bezeichnung „yer vorwerk“, auf einem alten Stadtbilde steht dort das Wort „Kuhburg“, das ebenfalls noch ungeklärt ist. Den darüber liegenden Steinbergburgresten, die bei Neubauten ungefähr zu gleicher Zeit wie die Grundmauern der alten Bergedorfkirche wieder zutage kamen[5], hat man in Goslar sonderbarerweise

---

[1] Frölich: Verf., S. 35/36.

[2] G.U.B. I, 306 (1186) „in parte burgi Goslarie quam villam Romanam dicunt“. Schon Thietmar gebraucht das Wort „romanus“, um etwas sehr Altes zu bezeichnen. So spricht er von einem antiquum opus Romanorum in Merseburg, um die älteste Befestigungsanlage zu bezeichnen. I. 10.

[3] Vgl. Einleitung und Lageplan meines Goslarbuches von 1924.

[4] Z.H.V. 1870, S. 305. Diese älteste bekannte Harzkarte stammt aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

[5] Im Herbst 1925 wurde mir bei Besichtigung der Ausgrabungen am Rammelsberge von einem Arbeiter erzählt, daß auch am Steinberge altes Gemäuer wieder zutage gekommen sei. Leider war trotz verschiedener Bemühungen nichts Näheres zu erfahren, bis im Februar 1926 durch den Aufsatz von Borchers der Öffentlichkeit mitgeteilt wurde, daß auf seinem Grundstück am Steinberge die Burg Heinrichs IV. wieder aufgefunden sei; sein Neubau war aber inzwischen schon fertiggestellt.

zunächst recht wenig Beachtung geschenkt, so daß Teile davon ununtersucht mit überbaut sind[1]. Und doch handelt es sich dabei um 90 und 60 cm breites altes Mauerwerk, das bei der Ausschachtung Gasanlage und Kanalisation empfindlich gestört haben soll, und trotzdem gerade in dieser Gegend eingehende Untersuchungen für die dunkle Goslarer Gründungsgeschichte von größter Bedeutung sein könnten. Als die Öffentlichkeit nach Fertigstellung der Neubauten beim Durchschlagen der äußeren Wehrmauer für eine Freitreppe des Borchersschen Hauses endlich davon Kenntnis bekam, wurden die alten Mauern von dem Bauherrn selbst als Reste einer Wegeschutzburg gedeutet aus Heinrichs IV. Zeiten[2]. Beide Annahmen erlaubte ich mir anzuzweifeln[3]. Bei einem Bau Heinrichs IV. würde es sich eher um eine seiner Trutzburgen gegen die Sachsen gehandelt haben, wie er deren verschiedene im und am Harze errichten ließ, und zwar meist in älteren Anlagen, wie Grabungen[4] bei Scharzfels, Sassenstein, Asenberg und Spatenberg erwiesen haben. Lambert von Hersfeld[5] erwähnt einen Burgenbau bei Goslar zweimal im Jahre 1076, der aber seinen Angaben nach vielleicht niemals ganz fertiggestellt wurde. Die Burganlage am Steinberg bei Goslar zu Heinrichs IV. Zeit jedoch als Wege-

---

[1] Auf dem Bauamt und beim Provinzial-Konservator habe ich die nachträglichen Eintragungen der Quermauern eingesehen. Danach ist anzunehmen, und derselben Meinung ist auch Schuchhardt, daß bei früheren Bauten an diesem Steinberger Straßenzuge weiter dazu gehöriges Mauerwerk schon überbaut sein kann. Doch bleibt noch genügend Gelände für weitere Untersuchungen.

[2] Borchers: Die Steinbergburg Heinrichs IV. Gosl. Ztg. (Harzer Heimatland) vom 24. 2. 1926.

[3] Mein erster Aufsatz „Zu den neuen Ausgrabungen am Rammelsberge und am Steinberge bei Goslar und deren Bedeutung für einander?“ erschien am 30. Mai in der Harzheimat der Harzburger Ztg., nachdem ihn die Gosl. Ztg. trotz fester Zusage nicht gebracht hatte. Darin heißt es u. a. „Zum Schlusse möchte ich die Hoffnung aussprechen, daß die Grabungen der Steinbergburgreste ebenso sorgfältig fortgesetzt werden, wie die am Rammelsberge. Der Öffentlichkeit ist bisher recht wenig davon zugänglich gemacht worden. Hoffentlich bestätigt es sich nicht, daß selbst der Provinzialkonservator nicht davon in Kenntnis gesetzt wurde, als man einige Stücke davon ganz überbaute...“

[4] Schuchhardt: Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen, 1916.

[5] Annales Lamberti ad an. 1076, M.G.S.S. V, ad an. 1076 April: „...dato insuper negotio ut castellum Hartesberg et aliud in monte qui dicitur Lapideus qui proximus Goslarie imminet, summa ope extrueret.“

schutzburg zu deuten[1], ist überhaupt nicht zu verstehen. Der dicht vor den wieder sichtbar gewordenen Mauerresten vorbeiführende, alte, gut planierte und jetzt mit Gras bewachsene Weg, der von Norden aus der Niederung aufsteigt, könnte als ehemaliger Burgweg, aber unmöglich als eine Fortsetzung der alten Rhein-Elbe-Straße zur Umgehung eines Sumpfgeländes gelten. Diese Straße lief sicher schon damals, von der fränkischen Curtis Seesen kommend, unten im Tale nach der fränkischen Gründung Halberstadt weiter. Eine an der Burgstätte vorbeiführende nutzlose Steigung des Weges von fast 20 m und ein ebenso notwendiges starkes Gefälle wie das rechtwinkelige Umbiegen zum Vititore widerspricht allem, was man von alten Wegen sonst kennt. Wenn der Urheber dieser Hypothese sie dadurch begründen will, daß der geraden niveauhaltenden Fortführung des Weges ein sumpfiges Gelände an der Stelle der noch heute bekannten sogenannten „Fillekuhle" entgegen gestanden habe, so wird damit eine unbegründete Annahme durch eine noch unbegründetere gestützt. Eine Fillekuhle ist eine Schinderkuhle, eine Abdeckerei, ein Hochgericht. Die aber lagen stets unmittelbar an vielbegangenen Straßen. Und die Goslarer Fillekuhle lag und liegt an der Verlängerung der seit 1108[2] bezeugten „platea Berningi" die nach der alten Harzkarte aus dem 16. Jahrhundert außer mit der Seesener Straße mit einer der beiden Straßen zusammenfällt, die in Goslar selbst durch die Bäringer-Markt- und Breite Straße verbunden wurden und die eine Goslarer Urkunde[3] aus dem Jahre 1131 als sehr alt erwähnt hat. Im Osten führte sie über Werla nach Braunschweig, im Westen lief sie an dem praedium Beningeroth vorbei nach Hildesheim weiter[4]. Die Burganlage Heinrichs IV. am Steinberg hat Lamberts Angaben[5] zufolge nicht lange bestanden. Nachdem Otto von Nordheim als Vertreter des jungen verhaßten salischen Königs die Besatzung zurückgezogen, werden die Sachsen nicht gesäumt haben, auch diese „Zwingburg" alsbald gründlich zu zerstören. Im 14. Jahrhundert (von ca. 1300—1396) war der Goslarer

[1] Borchers: Gosl. Ztg. vom 24. 2. 1926. [2] G.U.B. I, 177 (1108).

[3] G.U.B. I. 180 (1131). [4] Teute: Diss., S. 168.

[5] Annales Lamberti, ad an. 1076 April, s. Anm. 73. Es heißt dort eine Seite weiter: „...praesidio ab utroque monte quem occupaverat abducto communem deinceps cum Saxonibus ac socialem vitam agebat..."

Steinberg vorübergehend im Besitz der Wernigeröder Grafen. Eine Urkunde[1] von 1302 spricht in diesem Zusammenhange von neuer Befestigung. Seit 1396[2] aber gilt auch dieses Gebiet zur Stadt Goslar gehörig. Von einer Steinbergburg verlautet nun nichts mehr bis zu unseren Tagen. Schlemmschutt vom Bergeshang hatte bald alle Spuren sicher geborgen, der die bisher freigelegten Mauerreste ca. $1^1/_2$ m hoch bergseitig bedeckte.

Danach könnten bei den Steinbergburgresten 4 verschiedene Bauzeiten in Frage kommen, das 9., 10., 11. und 14. Jahrhundert. Und so war es gewiß gerechtfertigt, daß ich wiederholt in meinen Aufsätzen[3] über die Goslarer Ausgrabungen das Hinzuziehen von auswärtigen Fachgelehrten zu einer gründlichen Untersuchung gefordert hatte. Um so mehr mußte das plötzlich abschließende Gutachten[4] des Goslarer Ausgrabungsleiters überraschen, nachdem am Morgen vorher auf meine Bitte ein auswärtiger Sachverständiger[5], der sich selbst früher mit dem Alaburg-Problem und auch Grabungen beschäftigt, die Steinberg-

---

[1] G.U.B. III, 30 (1302).

[2] G.U.B. V, 1001 u. 1003 (v. 5. u. 20. 1. 1396).

[3] Meine Aufsätze über die Ausgrabungen der Steinbergburg im „Harz", der Magdeburgischen Ztg., dem Hamburger Fremdenblatt u. a., hatten leider nur den Erfolg, daß der Magistrat nach erneuter Besichtigung die Erhaltung beschloß, und daß die Ausgrabungsleitung zweimal graben ließ, aber beide Male zu früh damit wieder aufhörte. Doch wie gesagt, Schuchhardt verspricht sich von weiteren Grabungen am Steinberge noch mancherlei Aufschlüsse.

[4] An der Spitze der Ausgrabungsleitung stand der frühere städtische Oberlehrer und jetzige städtische Archivverwalter Prof. Dr. W. Wiederhold. Sein Gutachten erschien in der Nachmittagsausgabe der Gosl. Ztg. am 29. 10. 1926.

[5] Prof. H. Lühmann, Braunschweig, der auch einen genauen Aufriß der freigelegten Mauerfunde damals in einer Zeichnung festgehalten hat. Sein Gutachten (29. 10. 1926) nach dem abschließenden Gutachten der lokalen Ausgrabungsleitung lautete: „Die Ausgrabungen am Steinberg bei Goslar sind bis jetzt noch keineswegs so weit ausgedehnt worden, daß man durch sie Aufschlüsse über den Grundriß der alten Baulichkeiten erwarten kann. Außer an zwei Stellen ist bis jetzt nur an der Innenseite der Mauer entlang ausgeschachtet worden, wobei deutlich zwei übereinanderliegende Schichten sichtbar werden, die in ihrem Verlaufe an mehreren Stellen deutlich voneinander abweichen, so daß sie kaum in organischer Verbindung miteinander gedacht werden können. Den gleichen Eindruck macht streckenweise die Außenansicht der Mauer. An den beiden Stellen, an denen einige Meter ins Innere vorgetastet worden ist, konnte außer der anscheinend verstörten Fortsetzung der einen Seitenmauer des viereckigen Raumes, der vielleicht eine Heizvorrichtung sein kann, nach innen noch nichts aufgedeckt werden."

burgreste mit mir besichtigt hatte und dabei zu ganz anderen Resultaten gekommen war. Das Goslarer Gutachten lautete in der Hauptsache folgendermaßen (29. Oktober 26). „Die Ausgrabungen am Schieferwege im Bezirk der alten Steinbergburg haben, nachdem im Frühjahr verschiedene Mauerreste freigelegt wurden, ein besonderes Ergebnis nicht gezeitigt. ..... Die Untersuchung des Mauerwerks selbst ergab, daß es sich um eine Mauer von einheitlicher Bauart unter Verwendung ein- und desselben Gipsmörtels handelt. In dem schon früher freigelegten Turmviereck wurde eine Feuerungseinrichtung .... freigelegt ....“ Diesen offiziellen Feststellungen der Goslarer Ausgrabungsleitung widersprechen ebenfalls Mörteluntersuchungen an den Hochschulen Braunschweigs und Hannovers, wo ich zunächst je eine und darauf noch je drei Mörtelproben von dem mit dem bloßen Auge schon nach dem Verlauf der oberen und unteren Fluchtlinie als zweiteilig zu erkennenden Mauerwerk analysieren ließ. Man kam hier und dort zu ziemlich gleichen Ergebnissen. In Braunschweig[1] wurde das Urteil folgendermaßen zusammengefaßt: „In der oberen Mörtelschicht rund doppelt soviel Kalk als in der unteren. Freier Ätzkalk nicht vorhanden.“ Die hannoversche Analyse[2] der weiteren sechs Mörtelproben sei hier ungekürzt wiedergegeben:

Hannover, den 17. Februar 1927.

„Auf Grund Ihrer eingesandten sechs Mörtelproben teile ich Ihnen hiermit das Untersuchungsergebnis mit. Bezeichnung der Proben:

Oben: Nord Mitte Süd
Unten: Nord Mitte Süd

		Tonhaltiger Sand	Tonerde und Eisenoxyd	Kohlensaurer Kalk
Oben:	Nord ..	63,3%	0,8%	35,9%
	Mitte .	58,3%	0,7%	41,0%
	Süd ...	60,8%	0,7%	38,5%

[1] Die Analyse an der Braunschweiger Hochschule erwirkte freundlicherweise Prof. Lühning (3. 12. 1926).

[2] Die Analyse der Hannoverschen Hochschule unterzeichnete Geheimrat Otzen (17. 2. 1927).

Unten:	Nord ..	71,0%	1,1%	27,9%
	Mitte .	70,1%	1,6%	28,3%
	Süd ...	70,8%	1,6%	27,6%

In der Zusammensetzung in dem mit ‚oben' einerseits und der mit ‚unten' andererseits bezeichneten Mörtel besteht demnach ein nicht unwesentlicher Unterschied."

Ergebenst
(Unterschrift.)

Wie wenig wissenschaftlich der Ausgrabungsleiter bei der offiziellen Bekanntmachung dieses letzten und von ihm scheinbar als abschließend gedachten Gutachtens vorgegangen ist, wird daraus deutlich, und man versteht nicht, worauf er seine Behauptung von „einzeitigem Mauerwerk" oder seine Angabe „von unten und oben gleichem Gipsmörtel" stützen konnte. Weder Gips noch freien Ätzkalk, der auf eine jüngere Bauzeit schließen lassen könnte, hat die chemische Analyse ergeben. Dagegen haben je 3 (4) Mörtelproben des Mauerwerks zwischen oben und unten so starke Unterschiede, unter sich aber eine so große Übereinstimmung gezeigt, daß die beiden Bauteile wohl oder übel verschiedener Bautechnik, d. h. verschiedenen Zeiten entstammen müssen, wie ich schon vorher vermutet und daraufhin immer wieder besondere Untersuchungen verlangt hatte[1]. Für die Altersbestimmung ist noch besonders das Nichtvorhandensein von freiem Ätzkalk aller Proben von großer Bedeutung. Die Verdrängung des Wassers aus dem Ätzkalk durch die Kohlensäure der Luft (bzw. des Bodens) geht zunächst im Neubau, wie die Erscheinungen des „Trockenwohnens" erkennen lassen, ziemlich rasch vor sich, verlangsamt sich aber dann in dem Maße immer mehr, wie die Menge des freien Ätzkalks abnimmt und der Einwirkung der

[1] Im „Harz" (August 1926) „Über die Ausgrabungen am Rammelsberge und am Steinberge bei Goslar und ihre Bedeutung für die Frühgeschichte" hatte ich zum Schlusse gefordert: „Unbedingt wünschenswert erscheint jedenfalls, zunächst an den Provinzialkonservator heranzutreten, damit eine wissenschaftliche Untersuchung für die Steinbergburg gesichert wird. Denn es verlautet, daß das seit Pfingsten endlich freigelegte Stück Wehrmauer am Steinberge, trotzdem der Oberbürgermeister für die Erhaltung eintritt, nicht erhalten bleiben soll. Jedenfalls müßten Sachverständige — Archäologen, Geologen, auch Chemiker und auswärtige Historiker hinzugezogen werden, um Bauart und Bauzeit der Mauerreste genau festzulegen, die jetzt schon deutlich zwei verschiedene Bauzeiten erkennen lassen.."

Luftkohlensäure entzogen wird. Die Menge des wiedergebildeten kohlensauren Kalkes wächst also nicht im gleichen Verhältnis mit der Zeit, sondern erheblich langsamer.

Bei der Beseitigung von Mauerresten der Paulinerkirche in Braunschweig im Jahre 1902/03 ist der Mörtel des 1343 errichteten Bauwerks von Geheimrat Richard Meyer[1] genau untersucht und dabei noch ein Drittel des Kalkes als Ätzkalk festgestellt worden. „Jedenfalls ist die Umwandlung in neutrales Karbonat auch in dem Zeitraum eines halben Jahrtausend nicht zum Abschluß gekommen", wurde dabei festgestellt. In Goslar herrschen ungefähr dieselben klimatischen Verhältnisse wie in Braunschweig. Wenn also mindestens 500 Jahre nötig waren, um zwei Drittel des Ätzkalkes in Karbonat zu verwandeln, so müssen nach den obigen Darlegungen wenigstens 300 bis 400 Jahre mehr erforderlich gewesen sein, um das letzte Drittel des Ätzkalkes auch umzuwandeln. Die Reste am Steinberge aber zeigen selbst in den oberen Mauerteilen schon keinerlei Spuren von Ätzkalk mehr. Für sie muß demnach mindestens eine Zeit von vor 800 oder 900 Jahren angesetzt werden. Sie können also kaum noch auf Heinrich IV. zurückgehen, wie viel weniger der noch ältere untere Mauerteil. Auch Geheimrat Schuchhardt nahm bei seiner Besichtigung der Goslarer Steinbergburgreste für den sehr weichen Kalkmörtel ein weit höheres Alter an als die Zeit Heinrichs IV. Außerdem bezweifelt Schuchhardt die Richtigkeit des Goslarer Gutachtens, in dem freigelegten Turmviereck eine „Feuerungseinrichtung" zu sehen. Er hält dasselbe vielmehr für eine Art Cisternensicherung, wie er es ähnlich bei seinen Grabungen auf dem Tönsberge bei Örlinghausen aufgefunden hat[2]. Die ganze Anlage der Goslarer Steinbergburg scheint, so weit bis jetzt zu übersehen ist, nach Schuchhardt eine große Ähnlichkeit mit der fränkischen Curtis Scidera (Alt-Schieder) aufzuweisen, die Schuchhardt selbst ausgegraben, nachdem sie lange für ein römisches „limes-castell" gegolten hatte. Auf das in Goslar unterhalb der Steinbergburg urkundlich bezeugte „villa Romana"-Gebiet habe ich schon hingewiesen. „Die Königshöfe sind in ihrer alten Gestalt oft noch lange be-

[1] 13. Jahrb. d V. f. Naturwissenschaften zu Braunschweig, 1904, S. 46—48.

[2] Schuchhardt: Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen (1924) S. 71/73.

nutzt worden, so ist der Hof Alt-Schieder mit einer Kapelle besetzt bis ins 14. Jahrhundert", lesen wir bei Schuchhardt[1]. Es gibt gleichfalls genügend Beispiele, daß verlassene Reichs- oder Königshöfe (auch Volksburgen) spätere Dynastenburgen aufgenommen haben. So haben Ausgrabungen bei der karolingischen Curtis bei Meschede (Hünenburg)[2] eine Dynastenburg aus dem 10. Jahrhundert ergeben, wie eine solche für Goslar in der Alaburg meiner Meinung nach anzunehmen ist.

Der verdiente Harzforscher Paul Höfer[3], dem sich hierfür O. Teute[4] in seiner Dissertation „Das alte Ostfalenland" anschließt, hatte, wie gesagt, schon 1907 in einer Arbeit kurz darauf hingewiesen, daß die Gründung Goslars möglicherweise von der seit ihrer Zerstörung im Jahre 984 spurlos vom Erdboden und aus der Geschichte verschwundenen urbs Ala der Billunger ausgegangen sei, worauf Flurnamen aus dem Goslarer Urkundenbuch[5] hinzuweisen schienen. Höfer vermutete die Alaburg jedoch auf dem Georgenberge, „weil der Wald, der diesen Berg auf der Nordseite umgeben hat, ‚silva Al' heißt, auch die Felder ‚Al' heißen und der dort liegende Hof ‚curia, sita in Alo'"[6]. Anläßlich von Harzer Burgen-Studien[7] hatte ich die Höfersche Hypothese wieder aufgenommen, war aber schon bei meiner ersten flüchtigen Skizzierung in der Goslarer Zeitung[8], wobei ich auf den Steinberg als vermutlichen Burgplatz hinwies, auf scharfen Widerstand gestoßen. „Diese Burg (urbs Ala) möchte ich nicht wie Höfer auf den Georgenberg ... suchen, sondern am nördlichen Abhange vom Steinberg, der dafür günstiger gelegen war, und der auf der ältesten Harzkarte als Burgberg bezeichnet ist." In einer Entgegnung auf meine Goslarer Gründungshypothese wurde auf die Dissertation von C. Borchers[9] Bezug genommen, der die Höfersche Annahme als „unsichere Vermutung" zurück-

---

[1] Derselbe S. 65. [2] Derselbe S. 73.

[3] Höfer: Die Frankenherrschaft in den Harzlanden, 1907, Z.H.V. 40, S. 150.

[4] Teute: Das alte Ostfalenland. Diss. Erlangen 1910, S. 168.

[5] Bode: Goslarer Urkundenbuch. Halle/S. 1893.

[6] G.U.B. I, 316 (1196).

[7] Woltereck: Harzburgen I u. II, 1923 u. 1925 (bei Hahn-Hannover).

[8] Gosl. Ztg. vom 19. 8. 1920: „Zur Gründungsgeschichte von Goslar."

[9] Borchers: Villa und Civitas Goslar (Z.d.H.V.f.N. 1919). In den Veröffentlichungen von Borchers über die Steinbergburgreste bei seinem Neubau in der Gosl. Ztg. wurde bezeichnenderweise weder Höfers noch meine Alaburghypothese

gewiesen und dieses folgendermaßen begründet hatte. „Da aber unter dem Alahof wohl das heutige Gut Ohlhof zu verstehen ist, das etwa 4 km vom Georgenberg entfernt liegt, so kann man zwischen Alaburg und Alahof nicht den Zusammenhang annehmen, wie es bei anderen Burgen, z. B. Eresburg-Horoshusen der Fall ist.“ Auf diesen Einwand gab mein Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern[1] folgende Erwiderung. „Dieser Gegenbeweis kann nicht maßgebend sein, da es sich bei dem heutigen Ohlhof um ein altes Vorwerk handeln könnte, wie wir es aus den Anlagen bei Alt-Schieder, Werla u. a. kennen, während der Hauptwirtschaftshof auch hier unmittelbar unter der Burg lag, wo ein altes burgum bezeugt ist.“ Denn die Anlage von Burgen und Wirtschaftshöfen richtete sich doch nach der Beschaffenheit des Bodens, Sicherheit war dort, Fruchtbarkeit hier die Hauptforderung, so daß sich keine Norm für deren Entfernung aufstellen läßt. Und trotzdem die recht sonderbare Behandlung der Ausgrabungen am Goslarer Steinberge und alle damit zusammenhängenden Fragen noch kein endgültiges Ergebnis zeitigen konnten, glaube ich — und nicht ich mehr allein — jetzt mit noch größerer Sicherheit annehmen zu müssen, daß mit den Steinbergburgresten tatsächlich die der lange vergeblich gesuchten Alaburg wieder zutage gekommen sind, deren Zerstörung am Ausgang des Gosetales außer mit der Gründung der Stadt Goslar wahrscheinlich auch mit der Braunschweigs in naher Beziehung steht. Jedenfalls ist es dringend erforderlich, nachdem sich verschiedene Fachgelehrte gegen das abschließende Gutachten der lokalen Ausgrabungsleitung erklärt haben, daß die Grabungen am Goslarer Steinberge wieder aufgenommen und dieses Mal von auswärtigen Forschern zu Ende geführt werden, nachdem die Ortsleitung dabei versagt hat.

(Fortsetzung folgt.)

erwähnt. Daher vermutete man mich in den bald darauf einsetzenden Angriffen gegen ihn und den Ausgrabungsleiter von anderer Seite, wobei die Befürchtung ausgesprochen wurde, daß die Mauerfunde dem Provinzialkonservator nicht rechtzeitig gemeldet seien usw.

[1] Preuß. Jahrb. Juli 1922, S. 100.

Die Schlacht bei Lützen (1632).

Quellenkritische Bemerkungen[1].

Von

Georg Wittrock.

Die Schwierigkeit, über den Verlauf der weltgeschichtlichen Entscheidung, die am 16. November 1632 bei Lützen fiel, volle Klarheit zu gewinnen, wird seit Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemein anerkannt. Freilich, für die ältere Geschichtsschreibung stand die Sache nicht so: man folgte einer Tradition, die — außerhalb Englands — im Grunde vielfach auf die Erfurter Relation vom Jahre der Schlacht fußte, ohne daß man dabei viele Bedenklichkeiten verspürt hätte. Noch in den letzten Jahren ist diese traditionelle Darstellung sogar in kriegshistorischen Übersichten von schwedischen Fachmännern wiederholt worden; man baute da eben nur auf die Literatur; die neueren quellenkritischen Arbeiten wurden nicht berücksichtigt.

Der schwedische Generalstab, der jetzt ein größeres Werk über die Kriege Schwedens von 1611 bis 1648 vorbereitet, wird diesen Fehler nicht wiederholen; auch besitzen wir nunmehr in der Gießener Dissertation Dr. Karl Deutickes (1917) eine verdienstvolle, mit guter Methode durchgeführte Schilderung der Schlacht, die auch von seinem Lehrer Delbrück in dessen wohlbekannte „Geschichte der Kriegskunst" übernommen worden ist. Ein schwedischer Forscher, Hauptmann Gustav Petri, beabsichtigt in dem zweiten Bande seiner Geschichte

[1] Der Aufsatz gibt einen Vortrag wieder, der (etwas verkürzt) auf dem internationalen Historikerkongresse zu Oslo im August 1928 gehalten wurde. Er bietet eine kritische Besprechung der neueren Literatur mit besonderer Berücksichtigung der Ereignisse auf dem rechten schwedischen Flügel.

des ostgötischen „ersten Leibgrenadierregiments“[1] von dem Kampfe bei Lützen ein quellengemäßes Bild zu geben, das mir aus der Korrektur freundlichst mitgeteilt wurde. Die gesteigerte Aufmerksamkeit, die sich demnach sowohl in Deutschland wie in Schweden dem Thema zuwendet, scheint Grund genug zu sein, um das Problem in seiner jetzigen Lage, wenn auch nur in einigen Hauptzügen, der Sektion vorzuführen.

Eine kritische Durchmusterung des Quellenmaterials wurde zuerst im Jahre 1865 von Gustav Droysen in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“ der bayerischen Akademie der Wissenschaften angestellt. Man wird die Verdienste des jüngeren Droysen um die Kenntnis Gustav Adolfs und seiner Zeit nicht schmälern wollen; aber wie sein ganzes Werk, so hat auch diese grundlegende Untersuchung ihre Unzulänglichkeiten. Nicht alles Wichtige wird von ihm berücksichtigt — so z. B. nicht der interessante Brief Georg Fleetwoods, der in den Publikationen der Camden Society zutage getreten war —; er ist auch nicht völlig unparteiisch: gegen die katholische Hauptquelle, den vorzüglichen Bericht des Generalquartiermeisters Giulio Deodati, nährt er ein Mißtrauen, das sachlich in diesem Umfange nicht begründet ist. Schädlicher jedoch ist ein unleugbarer Hang zur Hyperkritik, der übrigens hin und wieder eine gewisse Oberflächlichkeit nicht ausschließt. Gustav Droysen besaß nicht alle die Zeugnisse, die uns nunmehr zu Gebote stehen; wenn er aber beim Schluß seiner Sichtung der Briefe und Relationen zu dem Ergebnisse kommt, wir hätten viele Notizen, zahlreiche Angaben über die Lützener Schlacht, der Verlauf ließe sich aber aus ihnen nicht wieder herstellen, ist das nur die halbe Wahrheit. Der schwedische Gelehrte Clas Odhner stellte sich zwar prinzipiell auf den Standpunkt Droysens; sowohl im allgemeinen wie in seiner Polemik gegen den Arzt Amnéus, der über den Tod des Königs schrieb, wurde auch von ihm eine Kritik getrieben,

[1] Gustaf Petri: Kungl. första livgrenadjärregementets historia. I. Östgötafänikorna till och med år 1618. Stockholm 1926. — II. Östgöta regemente till fot 1619—1679. Utarbetad under medverkan av Erik Westman. Stockholm (November) 1928. — Das Werk Petris gibt eine allgemeinverständliche Darstellung der ganzen Entwicklung der schwedischen Infanterie überhaupt seit alter Zeit und eine übersichtliche Schilderung aller der Kämpfe und Feldzüge, an denen das ostgötische Regiment seit Gustav Adolf und früher die ostgötischen „Fahnen“ teilgenommen haben.



die dem Laien wohl als reine Skepsis erscheinen möchte. Er berichtigte aber doch positiv mehrere Fehler Droysens, zog andere Quellen in die Diskussion hinein, wie den jenem noch nicht zugänglichen Brief des jungen Silvio Piccolomini, erwies überzeugend, daß die Ankunft Pappenheims in den Anfang und nicht, wie Droysen wollte, in die Mitte des Kampfes gesetzt werden muß — ohne freilich mit dieser seiner Meinung bei dem Fachgenossen selbst durchzudringen.

Systematisch sind dann die Briefe und Berichte des Jahres 1632 in einer Marburger Dissertation von Hermann Diemar zusammengestellt worden (1890). Es ist dies eine gute Arbeit, die unsere Kenntnis entschieden gefördert hat. In einer kurzen Einleitung setzt sich der Verfasser mit Droysen und Odhner auseinander; die Quellen werden dann vom Abend des Schlachttages an chronologisch vorgeführt. Wo Diemar einen ungenannten Briefschreiber oder Empfänger identifiziert, sind seine Deutungen gewöhnlich zutreffend; in weniger klaren Fällen erhebt er selbst auf volle Sicherheit des Urteils keinen Anspruch. Doch sind auch ihm reine Irrtümer mit untergelaufen. Wenn er aus der Erfurter Relation einen (zweiten) Brief des schwedischen Sekretärs Schwallenberg an den Feldmarschall Gustav Horn machen wollte, war das von vornherein wenig glaubhaft, und die Annahme ist dann durch den Fund des späteren Briefes gänzlich widerlegt worden. Auf das Zustandekommen der gedruckten Relationen läßt er sich sonst wenig ein; auch der Leubelfingsche Bericht, weil mehr persönlich und memoirenhaft, wird von ihm nicht diskutiert.

Die Untersuchungen Diemars gehen über den quellenkritischen Zweck nicht hinaus; die Ereignisse selbst neu zu zeichnen lag nicht in seiner Absicht. Das blieb bisweilen eine ungelöste Aufgabe, der sich dann 25 Jahre später Deuticke unterzogen hat. Auch er gibt ein Verzeichnis und zugleich eine Charakteristik der Quellen; es werden dabei die gleichzeitigen gedruckten Berichte in ihren Zusammenhang untereinander und überhaupt in die Entwicklung der Überlieferung eingestellt; für die Beurteilung der Schlachtpläne war schon von Dr. Frieda Gallati in ihrer Habilitationsschrift über die Quellen des Chemnitz (1902) nützliche Vorarbeit geleistet. Neu hinzugekommen seit Diemar war sonst besonders die wertvolle dänische

Relation des wallensteinschen Unterführers Grafen Heinrich Holk, der bei Lützen vor der Ankunft Pappenheims wie nach dessen Tode der nächste Mann des Feldherrn war und dessen an den König von Dänemark abgegebener Bericht von Hermann Hallwich in seinen „Briefen und Akten zur Geschichte Wallensteins" in deutscher Übersetzung veröffentlicht worden ist (1912). Es bietet dieses knapp aber klar und sachgemäß geschriebene Aktenstück eine hochwillkommene Bestätigung und Ergänzung der ausführlichen Deodatischen Darstellung. Der Herausgeber hat sich freilich die Sache etwas zu leicht gemacht, wenn er seinen Druck einfach als Übertragung eines dänischen Originals im Reichsarchiv zu Kopenhagen dem Leser unterbreitet. Man bekommt den Eindruck, es liege ein Schriftstück von Holks eigener Hand oder wenigstens irgendeine gleichzeitige Niederschrift seiner Meldung vor. So aber verhält sich die Sache keineswegs. Was das Reichsarchiv besitzt, ist nur eine Abschrift aus dem 18. Jahrhundert, die selbst auf eine Kopie des bekannten Sammlers und Herausgebers Langebek zurückgeht; es läßt sich nicht einmal erkennen, ob Langebek ein wirkliches Original vorgelegen hat. Äußerlich gesehen, ließe sich somit sehr wohl die Echtheitsfrage stellen; ich will aber sofort hinzufügen, daß alle innere Kriterien überzeugend für die Echtheit sprechen: die dänische Sprache einerseits, die eminente Sachkenntnis des Verfassers andrerseits gestatten nicht, an Holks Stelle einen anderen Namen zu setzen. Es muß aber offenbar in dieser Hinsicht der dänische Text, nicht die sonst gute deutsche Übersetzung maßgebend sein[1].

Für die Vorgeschichte der Schlacht ist aus dem dritten Bande der Hallwichschen Publikation in den „Fontes Rerum Austriacarum" viel zu lernen. Man denke nur an die „Dispositionen" und das „Memorial" vom 14. November, das letztere angeblich ein Wiener Original von der Hand Holks, die Wallensteins Absichten bei der Teilung der Armee anschaulich vor Augen führen. (Band LXV, S. 480ff., Holks Relation S. 499ff.) Die kurzen Andeutungen des Holkschen Berichtes sind freilich hier zur näheren Erklärung nicht genügend; nimmt man

[1] Von dem dänischen Texte des Holkschen Berichtes stand mir durch Vermittlung des schwedischen Kriegsarchivs eine vidimierte Abschrift aus dem Reichsarchiv zu Kopenhagen zur Verfügung.

aber Deodatis Relation zu Hilfe, so kann in der Tat kein Zweifel obwalten, daß Wallenstein im Angesicht des Feindes die Winterquartiere beziehen wollte. Sein Heer mit Söldnern, Weibern und Kindern war nicht dazu befähigt, die Unbilden der kalten Herbstzeit im offenen Lager lange zu erdulden. Zwar blieb er dabei auf offensive Schritte der Gegner gefaßt; auch war er gar nicht gemeint, durch die Zurücksendung Pappenheims nach Niedersachsen seine Kräfte erheblich zu schwächen, denn der größte Teil der Pappenheimschen Heeresabteilung sollte ja in den „Stiftern", d. h. an der Saale zurückbleiben. Die verschiedenen Teile des Hauptheeres sollten so imstande sein, einander eintretendenfalls schnell zu Hilfe zu kommen; ein Risiko war aber bei ihrer Auseinanderlegung unleugbar da, das für den Verlauf der Lützener Schlacht nicht ohne Folgen wurde.

Die Frage nach der Aufstellung des Wallensteinschen Heeres ist durch das Zeugnis Holks gelöst; man wird kaum Anlaß finden, an seinem Worte zu zweifeln, da er es war, der (nach Deodati) als Feldmarschall-Leutnant den Truppen des Kaisers bei einbrechender Nacht am Abend des 15. November ihre Stellungen anwies. Die sonstigen Angaben des Generalquartiermeisters, noch von Diemar falsch gedeutet, finden jetzt durch Holk ihre Bestätigung und Erklärung: das kaiserliche Zentrum war, wie das schwedische, in Brigaden verteilt; es war in drei Linien hintereinander mit flankierender Reiterei aufgestellt; die vier großen spanischen Tercios, wie sie von dem Kupferstich Merians ihren Weg zu so vielen Schlachtplänen gefunden haben, sind bei Lützen in der Tat nie dagewesen. Wallenstein hatte überhaupt recht viel von seinem großen Gegner gelernt. Doch hat er die damals übliche Art der Aufstellung der schwedischen Brigade offenbar nicht übernommen, und die schwächeren hinteren Linien seiner Mitte scheinen schon im ersten Beginn des Gefechts in die Lücken der ersten hineingerückt zu sein.

Der Anfang des Kampfes um 10—11 Uhr vormittags und seine Dauer bis zum Eintritt der Dunkelheit gehören zu den gesicherten Tatsachen der vielerörterten Feldschlacht. Dasselbe ist, genau genommen, auch von der Ankunft der Pappenheimschen Kavallerie zu Beginn des Kampfes zu sagen; denn gegen die Übereinstimmung Deodatis, Wallensteins, Piccolominis und Gallas', die schon von Odhner hervorgehoben wurde, kann die

entgegengesetzte Ansicht Droysens eigentlich nicht mehr aufkommen. Man müßte dann irgendwie, etwa durch Herleitung aus einer fehlerhaften Quelle, erklärlich machen, wie sich diese alle geirrt oder warum sie gelogen haben sollten. Die Aussage des Gallas' freilich fällt weniger ins Gewicht, da er bei Lützen selbst nicht zugegen war; wenden wir uns aber zum Feldmarschall-Leutnant Holk, der den linken kaiserlichen Flügel kommandierte und dessen Zeugnis Odhner noch nicht vorgelegen hat, so sagt er ausdrücklich: „Um elf Uhr ging die erste Salve an. Um zwölf Uhr kam Pappenheim auf der Linken mit seinen vier Regimentern zu Pferde an.“ Die Erzählung der Erfurter Relation, die den Pappenheim nicht früher als nach 2—3 Uhr nachmittags von Halle anlangen läßt, kann unter diesen Umständen, die Autorität Droysens ungeachtet, nur als falsche Konstruktion gewertet werden.

Die Stellung Wallensteins hatte die Eigentümlichkeit, daß er dem von Naumburg und Weißenfels heranrückenden Feinde die rechte Flanke zukehrte; diese Flanke aber war durch die Stadt Lützen nebst den daranliegenden, lehmwandummauerten Gärten und durch nassen Wiesengrund derartig geschützt, daß der Angriff Gustav Adolfs von Süden her gegen die Fronte der kaiserlichen Armee angesetzt werden mußte. Der linke Flügel freilich der Kaiserlichen erstreckte sich ohne Flankenschutz ins freie Feld — „distese il corno sinistro per la campagna“, sagt Deodati von seinem Feldherrn. „Hier“ — ich zitiere Deuticke — „lag der schwache Punkt der Aufstellung“, und man muß gewiß die Frage stellen, ob der kriegserfahrene Schwedenkönig, trotz seiner eigenen Kurzsichtigkeit und des nebligen Wetters, dies nicht erkannt habe. In dem Bericht zweier sächsischer Offiziere, Vitzthums und Berlepschs, der schon im Jahre 1749 von Glafey in einer Dissertation über das Schwert Gustav Adolfs veröffentlicht wurde, und der an den Kurfürsten von Sachsen gerichtet ist, wird die Einleitung des Kampfes folgendermaßen dargestellt: „Also haben Jhre Maj. Jhre bataille zu der rechten Seiten an der Stadt biss gegen den Flössgraben avanciret, vndt als beyderseits Arméen die Fronte gegen einander gekehret, die Marche gleich vff den Feind zu genommen“ — es folgt unter fortgesetztem Vorrücken der Schweden eine einstündige gegenseitige Kanonade.

„*Und* ist also eine Stunde vff beyden Theilen mit Stücken starck geschossen worden, endlich aber der rechte Flügel, von Jhro Maj. so weit avanciret, daß er fast den Rücken gegen Ranstedt gekehret, wormit das Treffen beyderseits zu Roß und Fueß angegangen, und unterschiedliche stunden mit unaufhörlichen Schießen continuiret worden......"

Hauptmann Petri hat in einem Vortrag darauf hingewiesen, daß diese Worte sehr gut so zu fassen sind, daß sie von einer zielbewußten Umfassung des linken kaiserlichen Flügels durch den rechten Königlichen zeugen könnten. Ranstädt liegt nordöstlich von Lützen, die kaiserliche Fronte aber erstreckte sich von Lützen aus längs einer Biegung der alten Leipziger Landstraße keine volle zwei Kilometer in südwest-nordöstlicher Hauptrichtung — hatte die schwedische Flügelkavallerie wirklich Ranstädt „fast" im Rücken, so stand sie in der Tat in der linken Flanke der Wallensteinschen Armee. Leider steht dieses an sich sehr deutliche Zeugnis isoliert. Es ist auch von Deuticke anders gedeutet worden: er sieht darin einen Hinweis auf die Verlängerung der schwedischen Linie durch das zweite Treffen des rechten Flügels, die von Gustav Adolf befohlen worden sei, um dem Drucke der feindlichen Übermacht nach der Ankunft Pappenheims zu begegnen.

Für die Auffassung Deutickes ist die Hauptstütze eine Stelle in dem von ihm nicht mit Unrecht hochgeschätzten „Swedish Intelligencer" des William Watts (Part III, 1633, S. 135): „And as for Bulach and those Squadrons of his, now placed to the right hand of Stolhanshe and his Fins, they could not charge right forward as the King expected" usw. Watts ist freilich gar nicht Augenzeuge gewesen, er hat sich aber große Mühe gegeben, den ganzen Zusammenhang nicht minder aus Briefen und Mitteilungen englischer Teilnehmer an der Schlacht, als aus gedruckten Berichten in verschiedenen Sprachen verläßlich zu erfahren. Durch Vermittlung einer von ihm oft zitierten spanischen Relation ist ihm unter anderem auch die Darstellung Deodatis zugute gekommen. Sein gewissenhaftes und verständiges Werk — in vollständiger Abfassung schließlich der jungen Königin Christina gewidmet — bleibt aber darum nicht minder eine Kompilation, über deren mitunter sehr hypothetischen Charakter er sich selbst keine Illusion gemacht hat.

Man lese z. B. den Passus, wo er die von ihm befolgte Disposition erklärt (III, S. 150): „I have cast the whole Battell, into 5. greater and more remarkeable Charges; not because there were no more, but for that these were most eminent. And yet, perchance, were not these so distinct Acts of this Tragedy, that they might be said to have begun just now (because the whole Battell was but one continuall Charge, some where or other), but for that the greater Heates and Executions; were much about these times, and in those manners, that I have specified. These Charges mostly concerne the Battell and Right Wing: for of the Left, I have not such particular Intelligence.“

Daß Watts auch in betreff der Begebenheiten, deren Schauplatz der rechte schwedische Flügel war, keineswegs unfehlbar zu nennen ist, geht schon daraus hervor, daß er hinsichtlich der Ankunft Pappenheims den fehlerhaften protestantischen Relationen gefolgt ist. Eben daraus erhellt aber zugleich, daß die Angabe Deutickes, das Auftreten Pappenheims sei die Ursache gewesen, warum Gustav Adolf sein zweites Treffen hervorgesandt, nicht aus dem „Swedish Intelligencer“ geschöpft sein kann; es ist dies seine eigene, übrigens recht wahrscheinliche Kombination. Eine umfassende Bewegung mit dem ganzen königlichen Flügel kann jedenfalls nicht angenommen werden. Es dürfte unleugbar feststehen, daß der von Gustav Adolf persönlich geführte Reiterangriff quer über die Landstraße mit ihren vertieften, vormals mit feindlichen Musquetirern besetzten Gräben ging, was mit einem längeren Ausgreifen nach rechts schwer vereinbar ist; auch dürfte in solchem Falle der ziemlich breite und tiefe Floßgraben ein ernstes Hindernis dargeboten haben.

Bekanntlich hat vor zwei Jahren Professor Heinrich von Srbik in den „Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung“ (1926) über den Tod Gustav Adolfs eine neue Theorie aufgestellt. Die fesselnde Untersuchung gibt von der Zeit und von dem kaiserlichen Heere ein lebendiges Bild, die vorsichtig formulierte These jedoch dürfte scharfsinnig, aber nicht überzeugend genannt werden müssen. Srbik folgt dem Geschichtswerk Khevenhillers („Annales Ferdinandei“), dessen Quelle er in einer verschollenen Relation des Generalwachtmeisters Desfours zu finden meint; er bemerkt

dabei unter anderem, daß die erste Verwundung des Königs auch dem Berichte Deodatis und dem ersten Briefe Schwallenbergs zufolge durch den Schuß eines Musquetierers erfolgt sei. Er glaubt aber selbst Schwallenberg nicht, wenn dieser den Tod seines Herrn in den ersten Anfang der Schlacht verlegt. Der eine wie der andere konnte sich irren; aber in dieser Frage, wo es das Schicksal des schwedischen Königs gilt, dürfte doch überhaupt verläßliche Kunde eher auf protestantischer Seite zu suchen sein. Grundlegend sind die Zeugnisse von Crailsheim, Grubbe, Hallenus und Vitzthum; daß Gustav Adolf an der Spitze der småländischen Reiterei bei einem Angriff auf kaiserliche Kürassiere um das Leben gekommen ist, scheint mir als unzweifelhaft gelten zu müssen. Ob man dabei der Relation des Ratzeburger Diariums, die den Stallmeister von der Schulenburg stark hervortreten läßt, soweit trauen darf, wie es Deuticke tut, mag dahingestellt bleiben; die Zeit gestattet es nicht, auf weitere Einzelheiten einzugehen.

Der Tod des Königs wurde bei vielen protestantischen Berichterstattern, besonders aber in den Flugschriften, die von dem schwedischen Hauptquartier ausgingen, das große Hauptereignis, das den sonstigen Verlauf des Kampfes zum großen Schaden der Geschichte mehr oder weniger in den Hintergrund drängte. Der Reichskanzler, Axel Oxenstierna, ist gewiß ebenso wie andrerseits der Kaiser durch mündliche Meldung irgendeines Vertrauensmannes der Heeresleitung von dem Geschehnisse in Kenntnis gesetzt worden; er hat aber diesen Bericht nicht wie Ferdinand aufzeichnen lassen. An den schwedischen Reichsrat in Stockholm schrieben Bernhard von Weimar und Knyphausen nicht. Wäre der tapfere Führer der schwedischen Mitte, Graf Nils Brahe, am Leben geblieben, er hätte sich ohne Zweifel angelegen sein lassen, seinem Bruder Per Brahe und dessen Kollegen im Reichsrat gebührende Nachricht zukommen zu lassen — man besitzt von ihm lebensvolle Briefe an den Bruder, und dieser Gedanke ist denn auch von einem Zeitgenossen ausgesprochen worden. (Tönnes Langman an die Reichs- und Kammerräte, Altenburg, am 12. Dezember A. St., Historisk Tidskrift, XII, 1892, S. 160.) Er starb aber, ohne daß er zur Feder zu greifen vermocht hätte. Die Erfurter Relation hinwiederum in ihren verschiedenen Auflagen hat immer

demselben Hauptzweck zu dienen, der vom Sekretär Sattler klar ausgesprochen worden ist: „Interim unterlassen wir nicht, an die Correspondenten solches mit Erhebung der Victorie und der Krone Schweden beharrlichen assistenz zu communiciren.“ (Arkiv till svenska krigens och krigsinrättningarnes historia, II, S. 647.) Sie ist vor allem eine Mahnung zu fester und treuer Eintracht unter den Evangelischen, wie es verschiedene Zusätze am Ende zum Überfluß bezeugen. Man machte es auf der kaiserlichen Seite ebenso: es schreibt (am 4. Dezember) der venezianische Resident Antelmi an die Signoria, daß der vom Wiener Hof durch weitläufige Berichte an die katholischen Höfe vergrößerte Sieg sich schließlich doch auf den Tod des Königs beschränke (Diemar, S. 81).

* * *

Nur noch eine Frage, die vielleicht recht nahe liegt: können aus den Archiven noch weitere Aufschlüsse über die vielen strittigen Punkte der Lützener Schlacht erwartet werden? Gewiß ist das möglich. Eine systematische Durchforschung aller bezüglichen Sammlungen ist noch in keinem Lande ausgeführt worden; das Erscheinen der dänischen Relation Heinrich Holks beweißt am besten, daß recht merkliche Funde nicht ausgeschlossen sind. Kaum wagt man aber zu hoffen — ich habe die Gründe schon angedeutet —, daß ein entsprechendes Zeugnis von evangelischer Seite noch zutage treten werde. Was man mir im schwedischen Reichsarchiv von ungedruckten Kampfesberichten sofort vorlegen konnte, waren gewiß Dinge, die an sich vielen veröffentlichten Stücken an Wert nicht nachstehen; sie ergeben aber auf dem jetzigen Standpunkt der Forschung nichts wesentlich Neues. Ein kaiserlicher Offizier, dessen Name in dem interzipierten und abgeschriebenen Briefe wahrscheinlich nicht gelesen werden konnte, sendet aus „Bennitz“ den 19. November Nachrichten für den Generalzeugmeister Gronsfeld, der den Befehl Pappenheims in Niedersachsen übernommen hatte, wie auch für andere Interessierte in denselben Gegenden. Johann Hülsshorst, ein mir sonst unbekannter Korrespondent des schwedischen Generals Hermann Wrangel, der damals in Westpreußen stand, gibt eine achtbare Übersicht der Ereignisse vom 15. bis

zum 20. November, die Wrangel abschriftlich an den Schwager des Königs, Pfalzgraf Johann Kasimir in Stockholm, den damaligen Leiter der schwedischen Finanzverwaltung, weitergehen ließ. Der Hof- und Feldprediger Gustav Adolfs, Dr. Jakob Fabricius, bietet dem Leser in einer eigenhändig unterschriebenen Aufzeichnung von dem späten Jahre 1650 seine Erinnerungen an eine bewegliche Szene hinter der Schwedischen Fronte, wo er selbst eine rühmliche Rolle gespielt: nach dem Fall seines Herrn sammelt er um sich einige Hundert der Fliehenden — „will nicht sagen von Tausenden“ —, spricht ihnen Mut zu, mahnt zum erneuten Kampf für die gute Sache und findet dabei die Unterstützung des Obersten Georg Fleetwood — es ist dies der Verfasser des bekannten Briefes des „Camden Miscellany“, wo freilich des Fabricius nicht gedacht wird. Dieser fabricische Bericht, der zuerst vom Herrn Archivrat Hermann Brulin bemerkt wurde, wenn er auch in militärischer Hinsicht nicht viel ins Gewicht fällt, hat doch seinen Reiz und dürfte, wie auch die andern zwei und der dänische Grundtext Holks, publiziert werden.

Die Schlachtpläne des Stockholmer Kriegsarchivs ergaben nichts Neues: die schwedische Aufstellung wird ja überall übereinstimmend, und zwar richtig dargestellt; die anfängliche Schlachtordnung der kaiserlichen Armee wurde den Gegnern am nebligen Morgen nie ganz klar, und die Mitteilungen Deodatis über diesen Gegenstand waren zu kurz, zu wenig deutlich, um richtig erfaßt zu werden und von katholischer Seite aus auf die Überlieferung maßgebend einwirken zu können.

Als Zusammenfassung dieser kurzen Skizze möchte ich sagen, daß das geschichtliche Bild der Schlacht von Lützen immer zum Teil eine Konstruktion sein wird, daß aber durch die kritischen Forschungen der letzten siebzig Jahre manche Zweifel überwunden, viele Irrtümer ausgemerzt worden. Über manche nicht gleichgültige Einzelheiten wird man auch künftig streiten; völlige Gewißheit wird auch in wichtigeren Dingen nicht immer zu erreichen sein — besonders wo die Quellen schweigen, wird man sich hier wie sonst bescheiden müssen —; aber es dürfte doch gesagt werden können, daß durch methodische Analyse der primären Zeugnisse die entscheidenden Hauptzüge mit genügender Sicherheit zu erkennen sind.

Braunschweig im Jahre 1866.

Von

Karl Lange.

1. Kapitel.

Braunschweig und die schleswig-holsteinische Frage.

Das Schicksal unserer Nordmark und der Streit der beiden deutschen Großmächte um die Vorherrschaft sind so eng ineinander verflochten, daß ein Versuch, die Stellung des Herzogtums Braunschweig im Jahre 1866 zu erforschen, nicht an der Politik der braunschweigischen Regierung in der sogenannten schleswig-holsteinischen Frage vorübergehen kann.

Gerade aus dem Studium der hierüber vorhandenen Akten ergibt sich nämlich eine so klare und sichere Linie einer selbständigen Politik, daß alle Vermutungen, als habe es sich in der Krisis von 1866 um bloße Sympathien des Herzogs Wilhelm für Österreich gehandelt, der Ansicht Platz machen müssen, daß zunächst von der braunschweigischen Regierung ein Optieren für Österreich oder Preußen überhaupt nicht gewollt war, sondern daß sie zeitweise ebenso fern von einer Unterstützung der österreichischen wie der preußischen Politik stand. Die Linie der braunschweigischen „auswärtigen" Politik, wenn man diesen Ausdruck gestattet, ist nur zu begreifen aus der für unsere Zeit nur noch schwer verständlichen Lage eines in seiner Souveränität durch die Verfassung des Deutschen Bundes kaum beschränkten Kleinstaates, dessen reale Machtmittel allerdings in umgekehrtem Verhältnis zu dem Selbstbewußtsein eigenstaatlichen Daseinsrechtes standen.

Die Politik der braunschweigischen Regierung in der schleswig-holsteinischen Frage ging zurück auf das Jahr 1848, das unter andern auch die Hoffnungen des deutschen Volkes auf eine Vereinigung der beiden Herzogtümer mit Gesamtdeutschland zu erfüllen versprach. Der „deutsche Herzog", wie der

Herzog Wilhelm in einer Bekanntmachung genannt wurde[1], hatte sich eifrig für die Unterstützung der Schleswig-Holsteiner eingesetzt, indem er zu der Errichtung einer braunschweigischen Freischar aus seinen Privatmitteln beisteuerte und seine Truppen zum Bundesexekutionsheere entsandte[2]. Am 17. April 1848 war er selbst auf den Kriegsschauplatz geeilt. Mit vielen anderen Hoffnungen wurde auch die auf eine Lösung der schleswig-holsteinischen Frage in gesamtdeutschem Sinne nach dem Scheitern der Revolution begraben. Das Londoner Protokoll (1852), das unter europäischer Garantie stand, entzog die Entscheidung über das Schicksal der Herzogtümer endgültig dem Willen des deutschen Volkes. Um so stürmischer lebten die früheren Hoffnungen wieder auf, als nach der Verkündung der Gesamtstaatsverfassung für Schleswig und Dänemark der Bundestag die Bundesexekution gegen Dänemark beschloß (1. Oktober 1863) und Holstein und Lauenburg durch hannoversche und sächsische Truppen besetzen ließ.

Die Politik Bismarcks, die im geheimen von vornherein auf eine preußische Annexion der Herzogtümer abzielte, drohte die Hoffnungen auf Schaffung eines neuen Bundesstaates im Rahmen des Deutschen Bundes zu zerstören. Indem Bismarck nur die Innehaltung des Londoner Protokolles zu beabsichtigen schien, gelang es ihm, auch Österreich für die preußische Politik zu gewinnen.

Die braunschweigische Regierung aber, welche am 14. 12. 1863 die ausdrückliche Zustimmung der Landesversammlung dazu erhielt, „die Rechte der Herzogtümer, so wie die legitimen Erbfolgerechte (des Augustenburgers) zu ungeschmälerter Geltung zu bringen“[3], hat vom ersten Augenblick an gegenüber dieser Politik Preußens und Österreichs beim Bunde einen hartnäckigen, wenn auch schließlich aussichtslosen Kampf geführt. Sie hat darin selbst beharrt, „nachdem der Widerstand gegen die Politik der Großmächte bei den meisten anderen Regierungen zur versöhnlichen Ausgleichung“ sich hinneigte, und scheint

---

[1] „Volksfreund“ 22. 3. 48 zitiert nach Hohnstein.

[2] Näheres darüber von Kortzfleisch, Geschichte des braunschweigischen Infanterie-Regiments, Bd. 2, S. 206ff.

[3] Acta die Errichtung einer deutschen Verfassung betreffend. 1848 sequ. III. 10. Landsch. Registratur 10. 12. und 14. 12. 63.

„in dessen vorderster Reihe“ gestanden zu haben[1]. Eine sorgfältige Zusammenstellung der Vota des braunschweigischen Gesandten in Frankfurt beweist das große Interesse der braunschweigischen Regierung für die schleswig-holsteinische Frage und enthüllt ihre positiven Ziele: Einsetzung des Herzogs Friedrich von Augustenburg und Schaffung eines selbständigen Bundesstaates, Bundesexekution gegen Dänemark und Einberufung der holsteinischen Stände[2]. Als der braunschweigische Gesandte bei einer Abstimmung am 22. 2. 1864 von seiner Instruktion, für die sogenannten „Würzburger Verabredungen“ der Mittel- und Kleinstaaten zu stimmen, abwich, zog er sich die „Mißbilligung“ der herzoglichen Regierung zu. Der Herzog selbst interessierte sich so lebhaft für den Fall, daß der fürstlich reußische Ministerresident in Frankfurt, Freiherr von Bursian, ein geborener Braunschweiger, bei einem Aufenthalte in Braunschweig vom Herzog gefragt wurde, ob der braunschweigische Gesandte in Frankfurt auch die Mißbilligung seines Verhaltens seinen Frankfurter Kollegen mitgeteilt habe[3]. Derselbe Vertrauensmann des Herzogs überzeugte sich „durch Umfragen bei mehreren Gesandten“ davon, daß der Gesandte seiner Pflicht nachgekommen sei; er hoffte noch im Juni 1864 — also nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen —, daß auch Braunschweiger Truppen in der „neuen Bundesfestung Rendsburg als Besatzung sein würden, und empfahl, schon jetzt auf diesen militärischen Ehrenpunkt, auf welchen die Braunschweiger unbestritten von der ganzen Welt ein Anrecht haben“, in Frankfurt aufmerksam machen zu lassen[4].

Die Folge dieser Politik war eine Spannung zwischen Braunschweig und Preußen. Der Prinz von Ysenburg, preußischer Gesandter in Hannover, mußte in Braunschweig „auf eine Änderung der dort befolgten Politik“ dadurch hinzuwirken suchen, daß er auf die „bedenklichen Folgen der jetzigen Uneinigkeit innerhalb des Bundes und der fortgesetzten Opposition gegen die beiden Großmächte für die betreffenden Staaten und für das Bestehen des Bundes selbst aufmerksam machte“[5]. Diese

[1] Akten des Landeshauptarchivs. Von Löhneysen an den Herzog Wilhelm. 22. 3. 64.

[2] A. d. L. H. A.

[3] A. d. L. H. A. Freiherr von Bursian an Min. von Campe. Frankf., 1. 6. 64.

[4] A. a. O. [5] A. d. L. H. A von Löhneysen an den Herzog Wilhelm. 22. 3. 64.

„ernstgemeinten Eröffnungen und Vorstellungen“ fanden aber „eine — mindestens gesagt — sehr kühle Aufnahme“ und wurden mit der Entgegnung abgelehnt, „daß man für die Existenz des Bundes eine Gefahr nicht zu erkennen vermöge“[1]. Seit einiger Zeit klagte der braunschweigische Gesandte in Berlin über „eine gewisse Entfremdung“ in seinen „dienstlichen Beziehungen zu Herrn von Bismarck und zu dem auswärtigen Amte“[2]. Und schließlich kam die „schwüle Stimmung“ in einer Unterredung zur Entladung, zu der er nach Beendigung eines von Bismarck gegebenen Galadiners zur Feier des Geburtstages des Königs durch den Unterstaatssekretär von Thile gebeten wurde. Dieser handelte „in speciellem Auftrage des Ministerpräsidenten“. Er bemühte sich, „dessen Auftrag in den mildesten Formen und Ausdrücken auszurichten“. Der „möglichst in getreuem Wortlaut“ wiedergegebene Inhalt dieser „konfidentiellen“ Eröffnung ließ trotzdem an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Man kann sich daher ausmalen, in welchen Ausdrücken Bismarck selbst die Politik der braunschweigischen Regierung kritisiert haben mag. Die schleswig-holsteinische Frage wurde ganz offen eine „den ganzen Fortbestand des Bundes berührende Angelegenheit“ genannt, und ein Hinweis auf die angebliche[3] Notwendigkeit, alle Kräfte im Anschluß an die Großmächte jetzt „dem westlichen Nachbar gegenüber“ zusammenzufassen, bot eine besondere Möglichkeit zur Kritik der kleinstaatlichen Fronde. Zum Schlusse ließ man preußischerseits keinen Zweifel darüber bestehen, daß man sich in Zukunft kaum noch in der Lage sehen werde, „dergleichen bundesfreundliche Mitteilungen fernerhin an die herzogliche Regierung gelangen zu lassen“. Was aber in unserem Zusammenhange wichtig ist, — von Thile fügte hinzu, daß die von ihm ausgesprochenen Ansichten „in vollem Umfange und in noch schärferer Ausprägung zu Wien geteilt würden“[4].

Der braunschweigische Gesandte erwiderte von vornherein, „daß der Herzog gewiß hohen Wert auf die fortdauernden guten Beziehungen zu Preußen lege, jedoch nicht geneigt sein dürfte, die Selbständigkeit in den Abstimmungen beim Bunde

[1] A. a. O. [2] A. a. O.

[3] Die Haltung Napoleons war durchaus nicht beunruhigend. Napoleon bot Preußen seine Unterstützung zur Lösung der schleswig-holsteinischen Frage an.

[4] A. a. O.

beschränkt zu sehen"[1]. Später mußte er auf Befehl des Herzogs Bismarck durch von Thile noch ausdrücklich sagen lassen, daß die braunschweigische Regierung bei ihren Abstimmungen am Bunde stets nur ihrer auf der sorgfältigsten Prüfung der vorliegenden Sach- und Rechtsverhältnisse beruhenden gewissenhaften Überzeugung gefolgt sei und zugleich ihren Standpunkt unverrückt auf dem Boden der Bundesverfassung und des Bundesrechtes genommen habe"[2].

Wenn Bismarck sein zunächst verborgenes Ziel, die endgültige Annexion der Herzogtümer durch Preußen, erreichen wollte, so war es von größter Wichtigkeit, eine Mitwirkung des Bundes bei der Lösung der schleswig-holsteinischen Frage zu verhindern, oder, soweit es nötig war, rückgängig zu machen. Preußen mit Hilfe Österreichs, das sich vorläufig willenlos leiten ließ, stellte daher beim Bunde den Antrag auf Aufhebung der früher (7. 12. 1863) beschlossenen Bundesexekution gegen Dänemark und auf Zurückziehung der Bundestruppen und der Bundeskommission aus Holstein. Es ist bezeichnend für die Hartnäckigkeit, mit der die braunschweigische Regierung eine eigene Politik in der schleswig-holsteinischen Frage verfolgte, daß sie trotz der früher erfolgten „Rüge" Bismarcks ihren einmal eingenommenen Standpunkt weiter vertrat.

Schon am 19. 7. 1864 hatte sie sich geweigert, einen Wunsch Österreichs und Preußen zu erfüllen, der dahin ging, „für eine an Oldenburg und an den Erbprinzen Friedrich zu erlassende Aufforderung zum Verzicht ihrer Sukzessionsansprüche zu stimmen"[3]. Am 3. 12. 1864 erhielt dann der Bundestagsgesandte auch die telegraphische Instruktion, gegen den neuen preußisch-österreichischen Antrag zu stimmen[4]. Der Auftrag blieb un-

[1] Akten des L. H. A. a. a. O.

[2] A. d. L. H. A. von Campe an von Löhneysen, Braunschweig, 2. 4. 64.

[3] A. d. L. H. A.

[4] A. a. O. — Braunschweig war die „stimmführende" Regierung. Nassau, das der gleichen Curie angehörte, stimmte dem Antrage Österreichs und Preußens zu, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß diese beiden Regierungen die Herzogtümer im Namen und im Auftrage des Bundes besetzt halten und provisorisch verwalten würden. (Deutsche Reichszeitung 10. 12. 64.) Die Motive der braunschweigischen Regierung wurden in der Deutschen Reichszeitung veröffentlicht. Diese schrieb dazu: „Der Wortlaut wird jedes wahrhaft deutsche Herz mit Freude und Stolz erfüllen! Möchten alle Regierungen das Recht in gleicher Weise hochgehalten haben" (a. a. O.).

verändert, obwohl noch in letzter Stunde von Österreich ein Versuch zur Umstimmung gemacht wurde[1]. Mit Braunschweig stimmten dann am 5.12.1864 im ganzen nur 6 Curien gegen den Antrag der Großmächte, so daß diese vor der vom machtpolitischen Standpunkte grotesken Situation der Majorisierung durch die Schwächeren bewahrt blieben[2]. Immerhin zeigt gerade diese Abstimmung, daß eine solche Überstimmung rein theoretisch denkbar war und bei entschlossenem Zusammengehen der Mittel- und Kleinstaaten auch jederzeit eintreten konnte. Dabei bleibt allerdings zu bedenken, ob der Bund eine solche Belastungsprobe ausgehalten hätte.

Über die Motive der braunschweigischen Regierung für ihre Abstimmung geben die Instruktionen an den Bundestagsgesandten Aufklärung. Man gab in Braunschweig zwar zu, daß die früher beschlossene Bundesexekution, wodurch der König von Dänemark zur Erfüllung der dem Bunde gegenüber übernommenen Verpflichtungen genötigt werden sollte, als solche gegenstandslos geworden sei. Dem König von Dänemark war nämlich inzwischen durch Bundesbeschluß vom 25. 2. 1864 die Mitgliedschaft im Bunde abgesprochen. Auch war dieses durch Bundesbeschluß vom 2. 6. 1864 und die Erklärungen der Bundesbevollmächtigten gutgeheißen, wonach dem Könige von Dänemark keinerlei Recht auf Holstein zustehe. Die braunschweigische Regierung behauptete aber, aus dem ununterbrochenen Fortdauern der Exekution gehe klar hervor, „daß schon längst die Exekution in eine Okkupation Holsteins durch Bundestruppen umgewandelt worden, um so mehr als auch der jetzigen faktischen Besetzung Holsteins noch als besonderer Titel zur Grundlage diene, daß bei der früher beschlossenen Exekution ausdrücklich die Regulierung der Erbfolgefrage vorbehalten worden sei"[3]. Die Herzogtümer, so hieß es weiter in der Begründung, könnten nicht ohne Regierung bleiben, bis sie ihren rechtmäßigen

---

[1] A. d. L. H. A.

[2] Die Minorität bestand aus: Bayern, Sachsen, Württemberg, Großherzogtum Hessen, Sächsische Häuser und Braunschweig-Nassau. Unter den neun, von der D. R.-Ztg. „rechtsflüchtig" genannten Staaten befand sich auch Hannover. (D. R.-Ztg. 10. 12. 64.) Eine Broschüre „Lebensfrage für die deutschen Mittel- und Kleinstaaten" wurde in Berlin von der Polizei konfisziert. (D. R.-Ztg. a. a. O.)

[3] A. d. L. H. A.

Landesherrn erhielten. Sie seien Bundesländer und der Bund sei, solange es an einer kompetenten Autorität fehle, sowohl berechtigt als verpflichtet, solche Fürsorge zu üben, weil ihm die Wahrung der Unverletzlichkeit der Bundesländer obliege. Deshalb seien Truppen und Kommissare dort zu belassen[1]. Die Ansprüche Preußens auf die Herzogtümer wurden mit folgenden Argumenten bekämpft: Preußen beanspruche interimistische Rechte auf Grund der (im Wiener Frieden) geschehenen Abtretung. Allein der König von Dänemark habe nie Abtretungsrechte besessen, da die Rechtsgültigkeit des Londoner Protokolls von Preußen selbst als hinfällig erkannt sei. Auch ein Eroberungsrecht könne auf Bundesländer nicht geltend gemacht werden. Und aus einem vorläufigen Besitzstande könne Preußen keine Rechte herleiten, da die Herzogtümer von Bundestruppen in Besitz genommen seien und der Bund sich im rechtlichen Besitze befinde[2].

Es soll nicht der Versuch gemacht werden, zu prüfen, ob die Ansichten der braunschweigischen Regierung, die nur noch historische Bedeutung haben, vom rein juristischen Standpunkte unanfechtbar waren. Unbestreitbar war jedenfalls das Recht der braunschweigischen Regierung, ihre Stimme in Frankfurt so abzugeben, wie es ihrer Überzeugung entsprach. Um so bezeichnender für die ganz andere Auffassung Bismarcks von der Rolle der Kleinstaaten am Bundestage ist daher die Note, die er bald nach der Aufsehen machenden Abstimmung am 12. 12. 1864 durch den Prinzen zu Ysenburg in Braunschweig übermitteln ließ.

Ohne eine Widerlegung der braunschweigischen Argumente zu versuchen, erhob Bismarck gegen die braunschweigische Regierung den Vorwurf, zu „einer offenbaren Kompetenzüberschreitung des Bundes", durch die „die Wirksamkeit, ja der Bestand des Deutschen Bundes ... gefährdet" werde, in fahrlässiger Weise ihre Stimme hergegeben zu haben[3]. Besonderen Eindruck scheint die Möglichkeit einer zukünftigen Majorisierung der Großmächte durch die anderen Regierungen auf Bismarck ge-

[1] A. d. L. H. A.
[2] A. a. O.
[3] A. d. L. H. A. Bismarck an den Prinzen zu Ysenburg. 12. 12. 64.

macht zu haben. Er ließ deshalb auch keinen Zweifel darüber bestehen, daß im Falle einer Überstimmung Österreich und Preußen sich dem Beschluß des Bundes nicht unterwerfen, sondern „auf jede Gefahr hin" entgegentreten würden[1]. Die historisch-politische Lektion, die er der braunschweigischen Regierung in der umfangreichen Note erteilte, ließ nichts an Schärfe des Tones zu wünschen übrig. Der darin enthaltene Hinweis auf Preußens 50jähriges Bestreben, die Grundlagen des Bundes „in konservativem Sinne zu erhalten" und die Forderung an die mindermächtigen Staaten, das Zentralorgan nicht „zu einer willkürlichen Aktion außerhalb der vertragsmäßigen Grundlagen des Bundes zu veranlassen", bedeutet eine Ironie im Munde des Mannes, der zum mindesten schon damit rechnete, eben diese Grundlagen des Bundes, wenn es die preußischen Interessen erfordern sollten, zu sprengen und die größte politische Revolution seit Bestehen des Bundes zu vollziehen. Im Grunde war es auch nur der Widerspruch zwischen der Selbständigkeit der braunschweigischen Politik und den geringen Machtmitteln, die diese stützen konnten, der den deutschen „Realpolitiker" des Jahrhunderts zu einem Erguß der Entrüstung veranlaßte: „Wir können nicht zugeben, daß der Bund, der gerade zum Schutze der schwächeren deutschen Staaten besteht, von diesen als ein Mittel gebraucht werde, auf unsere Kosten und gegen uns einen politischen Einfluß zu erstreben, welcher außer Verhältnis zu ihrer eigenen Macht steht, und daß der Bundestag zu einer Arena gemacht werde, auf welcher zufällige Majoritäten, je nach dem wechselnden Einfluß ihr Spiel treiben, welchen lokale Stimmungen auf die Instruktionen der Gesandten üben. Am wenigsten können wir es für einen naturgemäßen und haltbaren Zustand erachten, wenn Staaten, auf deren freundschaftliche Übereinstimmung wir durch nachbarliche Verhältnisse angewiesen sind, durch Abstimmungen von bedenklicher Tragweite zu solchem Spiele die Hand bieten[2]." Mit schonungsloser Offenheit wurde die „Souveränität" des Herzogtums Braunschweig als ein Anachronismus bezeichnet, der „in allen anderen Ländern Europas im Laufe der Jahrhunderte dem Streben der Nationen nach den

[1] A. a. O.
[2] A. a. O.

Vorteilen größerer Gemeinwesen" habe weichen müssen. Der Gedanke an eine selbständige Existenz Braunschweigs ohne den Bund, das heißt ohne Preußen und Österreich, wurde als „mindestens zweifelhaft" verspottet[1].

Die Antwort der braunschweigischen Regierung, die sich ja gerade ganz auf den Boden des Bundesrechtes zu stellen geglaubt hatte, war kühl, kurz und würdig. Sie betonte noch einmal, daß der Abstimmung selbstverständlich „die sorgfältigste Prüfung der einschlagenden Fragen" vorangegangen sei. Vor allen Dingen aber wurde der Vorwurf der „Überschreitung der Bundeskompetenz" zurückgewiesen. Von einem Verstoß gegen die Gesetze und Verträge des Bundes könne keine Rede sein, sondern höchstens von einer bedauerlichen Verschiedenheit der Rechtsauffassung[2].

Wie sehr man in Preußen gegen Braunschweig verstimmt war, beweist ein Nachspiel in der Berliner Gesellschaft. Zwei braunschweigische Offiziere, welche die Artillerieschule in Berlin besuchten, waren Mitglieder der sogenannten „Militärischen Gesellschaft" und wurden dort dem Prinzen Carl vorgestellt. Bei dieser Gelegenheit äußerte der Prinz nach einigen allgemeinen Fragen: „Also Braunschweiger? Haben Sie auch gegen Preußen gerüstet?" Auf die verneinende Antwort erwiderte er: „Ihre Regierung hat auch gegen Preußen gestimmt. Mit meinem gesunden Menschenverstande kann ich es nicht reimen —". Damit wandte er sich ab und ging weiter, so daß der Schluß des letzten Satzes unverständlich blieb. Der Vorfall erregte Aufsehen, und einige Tage nachher bat der Adjutant des Prinzen die beiden Offiziere zu sich. Es fand keine förmliche Entschuldigung statt, aber der Adjutant gab die Worte des Prinzen in einer veränderten und milderen Fassung wieder und äußerte dann: „Die Abstimmung Braunschweigs habe, zumal nach dem kurz vorhergegangenen Besuche in Blankenburg[3] und nach der Aufnahme,

[1] A. a. O.

[2] A. d. L. H. A. von Campe an den Prinzen zu Ysenburg. Braunschweig, 17. 12. 64.

[3] Der Besuch des Königs Wilhelm in Blankenburg, wohin sich auch Bismarck von Paris kommend, begab, hat nach dem 29. 10. 64 stattgefunden. (D. R.-Ztg. 30. 10. 64.)

welche die höchsten Herrschaften dort gefunden, allerdings überrascht: der Prinz sei etwas lebhaft und erregbar usw.[1]".

Durch sein Zusammengehen mit Preußen in der schleswig-holsteinischen Frage hatte Österreich die Sympathien der Mittel- und Kleinstaaten verloren, die wie Braunschweig für die Schaffung eines schleswig-holsteinischen Bundesstaates eintraten. Zu spät begann man in Wien einzusehen, daß man sich für eine rein preußische Politik hatte mißbrauchen lassen. Der Minister Rechberg, der hierfür verantwortlich war, mußte seine Entlassung nehmen, und an seine Stelle trat Graf Mensdorff-Pouilly, der unter dem Einfluß des Freiherrn von Biegeleben[2], eines geborenen Darmstädters und erbitterten Feindes Preußens, stand. Österreich lenkte von da ab in die 1863 verlassenen Bahnen wieder ein[3] und suchte Fühlung bei den Mittel- und Kleinstaaten, welche glaubten, „daß Österreich ihrem Kandidaten in Schleswig-Holstein zur Regierung verhelfen und damit zugleich die Autorität des Bundes Preußen gegenüber energisch zur Geltung bringen werde"[4]. Die kaum zurückgewonnenen Sympathien der Regierungen wurden aber bald durch den Abschluß des Gasteiner Vertrages (14.8.1865), in dem Österreich der Aufteilung der Herzogtümer unter die österreichische und preußische Verwaltung zustimmte, wieder verscherzt. „Offen und heimlich beklagten sie sich über die Schwäche und Unzuverlässigkeit der Wiener Regierung, und manche richteten im stillen ihre Blicke nach Paris, da sie in Napoleons Schutz schließlich die letzte Rettung gegen die preußische Machtpolitik erblickten[5]." Ihre Aufregung und Bestürzung mußte daher aufs äußerste steigen, als die zweite Reise Bismarcks nach Frankreich[6] die Richtung vermuten ließ, in der Preußen zu gehen entschlossen war.

---

[1] A. d. L. H. A. von Löhneysen an von Campe. Berlin, 30. 12. 64.

[2] Auch der später substituierte braunschw.-nassauische Gesandte war ein von Biegeleben.

[3] Die D. R.-Ztg. schrieb: „Vor der Hand ist freilich Bismarck darauf bedacht, Österreich zu bundesgenossenschaftlicher Mitwirkung für seine Zwecke zu bewegen; allein Graf Mensdorff scheint, allem Vernehmen nach, die wenigen deutschen Sympathien, die Österreich noch besitzt, nicht auch noch Preußen zum Opfer bringen zu wollen." (D. R.-Ztg. 10. 12. 64.)

[4] Brandenburg, Die Reichsgründung. II. Bd. S. 123.

[5] A. a. O.

[6] 5. 10. 1865.

2. Kapitel.
Um die Erhaltung des Friedens.

Bereits im März 1866 hatten sich die Gegensätze zwischen Österreich und Preußen so verschärft, daß ein Zusammenstoß nach der Meinung des braunschweigischen Ministerpräsidenten von Campe „nicht außerhalb der Wahrscheinlichkeit“ lag[1]. Für die Regierungen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten drängte sich die Frage auf, was sie bei der Lage der Dinge ihrerseits tun sollten. Am 15. 3. 1866 bat deshalb der braunschweigische Ministerpräsident den Freiherrn von Breidbach-Bürresheim, den gemeinsamen Gesandten von Braunschweig und Hessen-Nassau in Frankfurt, vertraulich, er solle bei seinen Kollegen etwas darüber zu ermitteln versuchen, welche Stellung die Mittel- und Kleinstaaten im Falle eines Zusammenstoßes „zur Aufrechterhaltung ihres Besitzstandes“ einzunehmen gedächten, ob sich namentlich ein näherer Zusammenschluß derselben empfehlen würde, um eine übereinstimmende Politik zu befolgen, und wie weit ihre Neutralität aufrecht zu erhalten, sowie ob ein solcher näherer Zusammenschluß erreichbar sein würde[2].

Es ist klar, daß in der vom braunschweigischen Ministerpräsidenten angedeuteten Richtung die Politik lag, welche von den deutschen Mittel- und Kleinstaaten verfolgt werden mußte, wenn sie, um nicht zu sagen die Führung, so doch das Minimum eines Einflusses bei der Gestaltung der deutschen Frage in den Händen behalten wollten. Indessen lautete die Auskunft, die der Gesandte von seiner Frankfurter Warte aus erteilen konnte, von vornherein denkbar pessimistisch: In einem vertraulichen Schreiben vom 18. 3. heißt es, daß „allerdings und zwar schon vor einiger Zeit unter mehreren Mittelstaaten Pourparlers wegen der von ihnen einzunehmenden Haltung bei etwaigem wirklichem Zusammenstoße zwischen Österreich und Preußen stattgefunden hätten. Jedenfalls aber hätten sie bis jetzt noch zu keinem positiven Ergebnis geführt. Die Frage, ob ... bei wirklichem Ausbruche eines Krieges zwischen den beiden deutschen Großmächten eine Einigung unter den übrigen deutschen Bundes-

[1] A. d. L. H. A. von Campe an Freiherrn von Breidbach. Braunschweig, 15. 3. 66.

[2] A. a. O.

staaten oder auch nur unter der Mehrzahl derselben zu erzielen sein werde, möchte nach den traurigen Erfahrungen früherer und neuester Zeit leider zu verneinen sein.“ Nur darüber sei man „wohl so ziemlich überall einig, daß bei einem Kriege zwischen Österreich und Preußen kein einziger deutscher Staat neutral bleiben kann, indem eine solche Neutralität von keiner der beiden kriegführenden Mächte geduldet werden würde noch könnte“. Ein „gewiegter Politiker“ in Frankfurt habe geäußert, „daß diejenigen Mittel- und Kleinstaaten, welche zu Preußen halten würden, unter allen Umständen ihre Selbständigkeit einbüßen würden, während diejenigen, welche auf Österreichs Seite stünden, dies nur in dem Falle des Unterliegens von Österreich zu gewärtigen hätten“[1].

Diese Charakteristik der beiden Großmächte hinsichtlich ihrer Stellung zu der zukünftigen Selbständigkeit der übrigen Bundesstaaten entsprach sicherlich den Tatsachen. In der erwähnten Note vom 12. 12. 1864 hatte Bismarck schon angespielt auf die seltsame „Verteilung der Souveränität“ in Deutschland[2]. Von Österreich wurde umgekehrt gerade die Garantie der bisherigen Selbständigkeit als ein Beweis seiner absoluten Friedensliebe geltend gemacht. Hierzu kam, daß sich Österreich nun entschloß, die schleswig-holsteinische Frage, die es selbst der Kompetenz des Bundes entzogen und zu einer rein europäischen Angelegenheit der beiden Großmächte gemacht hatte, vor den Bund zu bringen.

Schon am 18. 3. hatte der braunschweigische Gesandte gemeldet, „daß bei weiterem ernstlichen Vorgehen Preußens Österreich die den Streitpunkt bildende Angelegenheit selbst an den Bund zu bringen und die Bundesfahne zu erheben beabsichtige“[3]. Am 25. 3. bestätigte er diese Nachricht ausdrücklich und fügte hinzu: „der desfallsige Antrag soll sich bereits formuliert in den Händen des Präsidialgesandten befinden. Die Begründung des Antrags soll dem Artikel 11 der Bundesakte

---

[1] A. d. L. H. A. von Breidbach-Bürresheim an von Campe. Frankfurt, 18. 3. 66.

[2] A. d. L. H. A. Bismarck an den Prinzen zu Ysenburg, 12. 12. 64. Vgl. Kapitel 1. In der Sitzung vom 15. 6. garantierte Österreich ausdrücklich allen „bundestreuen“ Regierungen den Besitzstand. (A. d. Ausw. A. von Savigny an Bismarck, 18. 6. 66.)

[3] A. d. L. H. A. von Breidbach an von Campe. Frankfurt, 18. 3. 66.

und dem Artikel 18 und 13 der Wiener Schlußakte entnommen sein und die Mittelstaaten inclusive Hannover sollen die Unterstützung desselben versprochen haben"[1].

Die braunschweigische Regierung, welche zugleich eine Erfüllung ihrer lange gehegten Wünsche für Schleswig-Holstein von diesem Vorgehen Österreichs erhoffte, begrüßte daher die Aussicht, „durch Anwendung der Bundesgesetze den drohenden Konflikt Österreichs und Preußens zu verhindern", und versprach, einen darauf gerichteten Antrag zu unterstützen. Nur mußte es, so lange ein solcher Antrag noch nicht im Wortlaut vorlag, „bedenklich" erscheinen, „darauf bezügliche spezielle Instruktionen zu erteilen"[2].

Ehe Österreich mit dem Antrage beim Bunde hervortrat, begann es sich der Zustimmung der übrigen deutschen Staaten zu versichern. Am 1. 5. 1866 teilte der österreichische Gesandte in Hannover, Graf Ingelheim, dem braunschweigischen Ministerpräsidenten mit, der Kaiserliche Hof habe „zu einer Stunde, wo zwar die Zukunft in beklagenswerter Weise gefährdet, aber noch kein unwiderbringliches Unheil vollbracht ist, nochmals seine Uneigennützigkeit erproben und den Beweis erbringen wollen, daß die schleswig-holsteinische Verwickelung in friedlicher und ehrenvoller, den Anforderungen des Rechts wie der Politik entsprechender Weise gelöst werden könne, wie dies unter aufrichtigen Bundesgenossen und Gliedern ein und derselben Nation sich ziemt"[3]. Nähere Erklärungen über die Art und Weise, wie sich die österreichische Regierung die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage dachte, konnte die braunschweigische Regierung in der Anlage 2 des erwähnten Schreibens finden (welche eine Abschrift der durch den Grafen Karolyi in Berlin überreichten Note vom 26. 4. 1866 enthielt). Der österreichische Antrag gründete sich auf eine Bestimmung des Artikels 3 des Wiener Friedensvertrages, welche so interpretiert wurde: „Österreich und Preußen haben sich nicht etwa einfach die Herzogtümer zu voller Souveränität abtreten lassen, sondern König Christian IX. hat zu ihren Gunsten auf seine Rechte verzichtet und zugleich versprochen, die Verfügungen anzuerkennen, welche die

[1] A. d. L. H. A. von Breidbach an von Campe. Frankfurt. 25. 3. 66.
[2] A. d. L. H. A. von Campe an von Breidbach. Braunschweig, 28. 3. 66.
[3] Graf Ingelheim an von Campe. Hannover. 1. 5. 66. A. d. L. H. A.

beiden Mächte in bezug auf die Herzogtümer treffen werden. Es war sonach die Absicht der Mächte, daß auf jene Cession weitere Verfügungen gegründet werden sollten. Ebenso hat die Gasteiner Konvention die Ausübung der erwähnten Rechte zwischen Österreich und Preußen nur bis auf weitere Vereinbarung geteilt ...“ „Wäre neben dem Rechte Österreichs und Preußens jeder andere Prätendent ausgeschlossen, so müßte die provisorische Teilung des Gasteiner Vertrages in eine definitive verwandelt werden. Der König von Preußen müßte seinen Titeln den eines Herzogs von Schleswig hinzufügen, Holstein ein Land der österreichischen Kaiserkrone werden und unsere nächste Sorge müßte sein, die Beziehungen dieses Landes zum Deutschen Bunde auf den normalen Fuß zu stellen.“ Diese Lösung sei aber nicht das Ziel Preußens und Österreichs. Österreich schlage deshalb dem preußischen Hofe vor, sich mit ihm „zu einer Erklärung“ in Frankfurt zu vereinigen, des wesentlichen Inhaltes, daß Österreich und Preußen beschlossen hätten, die durch den Wiener Friedensvertrag erworbenen Rechte auf denjenigen Prätendenten weiter zu übertragen, welchem der Deutsche Bund die überwiegende Berechtigung zur Erbfolge im Herzogtum Holstein zuerkennen würde.“ Um sein Entgegenkommen zu beweisen, versprach Österreich von vornherein eine Reihe von Sonderrechten für Preußen, die sich auf die Artikel 2—7 der Gasteiner Konvention gründeten. Preußen sollte danach definitiv die militärischen Stellungen von Kiel, Rendsburg und Sonderburg erwerben. Territoriale Abtretungen zwecks Befestigung von Düppel und Alsen, eine Flottenkonvention zwischen Preußen und Schleswig-Holstein sollten es weiter befriedigen und Kommunikationen durch Holstein und das Recht auf den Bau eines Nord-Ostseekanals gewährt werden. Dazu war der Eintritt der Herzogtümer in den Zollverein freigestellt. Erwägt man noch, daß Preußen Lauenburg bereits erworben hatte, so war es nicht zu viel gesagt, wenn die Note den österreichischen Vorschlag eine Lösung nannte, „welche den Streit über das Schicksal der für Deutschland gewonnenen Herzogtümer unter allgemeiner Anerkennung mit unverkennbarem Gewinn für Preußens Machtstellung und mit nicht geringer Erhöhung seiner historischen Ehren abschließen würde“. Im Falle der Ablehnung seines Antrages durch Preußen, kündigte Öster-

reich nun an, sei es entschlossen, „dem Deutschen Bunde den ganzen Stand der Angelegenheit offen darzulegen und der gemeinsamen Erwägung unserer Bundesgenossen anheimzugeben, welche Wege in Ermangelung eines Einverständnisses zwischen Österreich und Preußen einzuschlagen seien, um zur bundesgemäßen Regelung der holsteinischen Angelegenheit zu gelangen“. Zugleich drohte Österreich damit, die holsteinischen Stände zu befragen, die ohnehin nach der geltenden Verfassung im Laufe des Jahres einberufen werden müßten[1].

Es war klar, daß diese Note Töne anschlug, welche in Braunschweig nach der ganzen früheren Stellung des Herzogs und der Regierung in der schleswig-holsteinischen Frage ein freudiges Echo erwecken mußten. Endlich hatte Österreich den Weg zu der Politik des Herzogs zurückgefunden, welche mit kurzen Worten darin gipfelte, „dem Bunde zu geben, was des Bundes ist“[2]. Während daher die zahlreichen Noten, die in der kritischen Zeit vor der Kriegserklärung zwischen Wien und Berlin gewechselt und zur Kenntnisnahme nach Braunschweig geschickt wurden, mit der einfachen stereotypen Formel des Dankes für die Mitteilung beantwortet wurden, rief die österreichische Note über die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage bei der herzoglichen Regierung eine „aufrichtig empfundene lebhafte Anerkennung der sich von neuem betätigenden regen Fürsorge des K. K. Gouvernements für die Erhaltung des gefährdeten Bundesfriedens“ hervor[3].

Auf der anderen Seite beweist eine Antwortnote der braunschweigischen Regierung an den bayrischen Gesandten in Hannover, Grafen von Quadt-Isny, daß man in Braunschweig entschlossen war, jede Werbung Preußens von vornherein kurz abzulehnen. Der preußische Gesandte in München hatte am 27. 3. dem bayrischen Ministerpräsidenten von der Pfordten die bekannte sogenannte „Circulardepesche“ des Grafen Bismarck vorgelesen, in der behauptet wurde, die Verwaltung des Herzogtums Holstein durch Österreich „stehe im Widerspruch mit dem Wiener Friedensvertrage und mit der Gasteiner Konvention und

[1] A. d. L. H. A. a. a. O. Anlage 2. Erlaß an den Grafen Karolyi. Wien, 26. 4. 66.

[2] A. a. O.

[3] A. d. L. H. A. von Campe an Graf Ingelheim. Braunschweig, 3. 5. 66.

sei feindselig gegen Preußen. Österreich rüste auffallend und in einer Preußen bedrohenden Weise. Dieses müsse daher nunmehr auch rüsten zur Abwehr. Die Bundesverfassung und insbesondere die Militärverfassung des Bundes seien als ungenügend erkannt und Preußen werde auch in dieser Richtung auf Abhilfe Bedacht nehmen müssen". Demgemäß richtete der preußische Gesandte an von der Pfordten „zwar nur mündlich, aber amtlich die Frage, ob und in welchem Maße Preußen auf die Unterstützung der bayrischen Regierung rechnen könne, wenn es von Österreich angegriffen oder durch unzweideutige Drohungen zum Kriege genötigt werde"[1]. Die ebenfalls mündlich gegebene Antwort des bayrischen Ministerpräsidenten war eine scharfe Absage an Preußen. Sie gipfelte in dem fundamentalen Satze, „das Bundesrecht verbiete jede Selbsthilfe oder Gewalt unter Bundesgliedern im Artikel XI der Bundesakte. Wenn sich ein Bundesglied durch ein anderes bedroht glaube, sei es gehalten, sich an die Bundesversammlung zu wenden, und diese habe für die Erhaltung des Friedens und Wahrung des Besitzstandes zu sorgen nach Artikel 19 der Wiener Schlußakte. Dasjenige Bundesglied, welches ein anderes angreife, sei bundesbrüchig". „Es sei unmöglich, daß ein Bundesstaat durch Drohungen eines anderen zum Kriege, also zum Angriffe gezwungen und somit berechtigt werden könne, daß übrigens ... Österreich nicht daran denke, Preußen anzugreifen"[2]. Der braunschweigische Ministerpräsident hätte sich begnügen können, auf die bayrische Anfrage, wie die herzogliche Regierung „die ohne Zweifel auch an sie gerichtete Anfrage beantwortet habe, oder zu beantworten gedenke"[3], zu erwidern, daß von preußischer Seite eine Anfrage ähnlichen Inhaltes (bis jetzt) an die herzogliche Regierung nicht gerichtet worden sei. Er fügte aber hinzu, „daß wenn eine solche annoch eingehen sollte, dieselbe in einer, der von dem k. bayrischen Gouvernement abgegebenen Erklärung entsprechenden Weise beantwortet werden würde"[4]. Damit erklärte sich Braunschweig solidarisch mit Bayern und Österreich.

---

[1] A. d. L. H. A. Graf Quadt an von Campe. Hannover, 1. 4. 66. Beilage: von der Pfordten an Graf Quadt.

[2] A. a. O.

[3] A. a. O.

[4] A. d. L. H. A. von Campe an Graf Quadt. Braunschweig, 4. 4. 66.

Diese Haltung bewahrte die braunschweigische Regierung auch gegenüber dem von Preußen am 9.4.1866 gestellten Antrag auf Bundesreform, der mit seiner überraschenden Forderung einer aus direkten Wahlen und allgemeinem Stimmrecht der ganzen Nation hervorgehenden Versammlung einerseits darauf berechnet war, die öffentliche Meinung in Deutschland für das als reaktionär verschriene Preußen zu gewinnen, andererseits nach dem Wortlaut des Antrages selbst „für das konservative Prinzip förderlicher erachtet wurde", als irgend ein anderer „auf künstlichen Kombinationen beruhender Wahlmodus"[1].

Der großherzoglich-hessische Gesandte von Biegeleben, welcher für den schon seit geraumer Zeit kränkelnden und kurz vorher verstorbenen braunschweigisch-nassauischen Gesandten von Breidbach-Bürresheim am 9. 4. „substituiert" wurde, begleitete die Mitteilung von dem preußischen Antrage mit der Bemerkung, „daß die Motivierung, welche die tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse in kaum glaublichem Maße entstellt, davon auszugehen scheint, daß der Bund lediglich für Preußen da sei und sich mit diesem identifizieren müsse"[2].

Bei der Abstimmung über den Antrag auf Bundesreform befürwortete der preußische Gesandte „die sofortige Wahl eines Ausschusses ad hoc"[3]. Sämtliche übrigen Gesandten schlossen sich aber dem Präsidialvorschlage an, „den Antrag nebst Motivierung sofort zur Kenntnis der Regierungen zu bringen und über dessen geschäftliche Behandlung in einer in der nächsten Woche abzuhaltenden Sitzung Beschluß zu fassen"[4]. Damit war der preußische Antrag auf sofortige Wahl eines Ausschusses ad hoc vorläufig gefallen.

Der österreichische Standpunkt, den der Gesandte in Hannover, Graf Ingelheim, am 12. 4. dem braunschweigischen Ministerpräsidenten mitteilte, war der, „daß in keine näheren Verhandlungen eingegangen werden könne, ehe erstens die

[1] A. d. L. H. A. von Biegeleben an von Campe. Frankfurt, 9. 4. 66. Beilage. Gedruckter Antrag Preußens. Über die von Bismarck auf das allgemeine direkte Wahlrecht gesetzten Hoffnungen auf einen Rückgang der liberalen Stimmen vergleiche ausführlich Brandenburg.

[2] A. d. L. H. A. von Biegeleben an von Campe. Frankfurt, 9. 4. 66.

[3] A. a. O.

[4] A. a. O.

Rüstungen eingestellt sind, zweitens Preußen sein Reformprojekt mitgeteilt haben wird und daß drittens die Einigung der Regierungen über das Projekt der Berufung des Parlamentes vorhergehen müsse"[1].

Die bayrische Regierung ließ durch ihren Gesandten in Hannover als „ganz konfidentielles" Aktenstück die Instruktion für ihren Bundestagsgesandten zur Einsicht nach Braunschweig schicken, um darauf hinzuwirken, „daß die braunschweigische Regierung sich zu einem gleichen Verfahren in der vorliegenden Angelegenheit bestimmt sehen möge"[2]. Schon am Tage zuvor war eine „Instruktion gleichen Inhaltes" an von Biegeleben abgesandt, so daß der braunschweigische Ministerpräsident nach Hannover, beziehungsweise München, berichten konnte, es gereiche ihm zur besonderen Genugtuung, „die Sachlage bereits im voraus in gleicher Weise aufgefaßt zu haben, wie solches von bayrischer Regierung geschehen sei"[3]. Die Instruktion für den braunschweigischen Gesandten sagte, „daß man (in Braunschweig) zureichenden Grund nicht finde, bei Behandlung des fraglichen Antrags von den Vorschriften der Geschäftsordnung abzuweichen". Er sollte daher die Stimme dafür abgeben, „daß der Antrag zur Vorprüfung und Berichterstattung einem Ausschusse überwiesen werde, sowie daß hiermit entweder der bereits für politische Angelegenheiten bestehende Ausschuß beauftragt, oder wenn die Majorität der Stimmen sich hierfür nicht entscheiden sollte, zu dem erwähnten Zwecke ein besonderer Ausschuß gewählt werde"[4].

Die Tendenz dieser Instruktion war, dem preußischen Antrag alles Revolutionäre, Gefährliche und Übereilte zu nehmen. Die braunschweigische Regierung ließ damit einen ausdrücklichen telegraphischen Wunsch des preußischen Gesandten in Hannover, „für Einsetzung eines Ausschusses ad hoc stimmen zu

[1] A. d. L. H. A. Graf Ingelheim an von Campe.

[2] A. d. L. H. A. Graf Quadt an von Campe. Hannover, 17. 4. 66. — Die Instruktion fehlt in den Akten, da sie sofort „remittiert" worden ist. Aus den braunschweigischen Antworten ergibt sich, daß ihr Inhalt sich mit den Ansichten der braunschweigischen Regierung deckte.

[3] A. d. L. H. A. von Campe an Graf Quadt (als Randbemerkung des braunschweigischen Ministers erhalten.)

[4] A. d. L. H. A. von Campe an von Biegeleben. Braunschweig, 17. 4. 66.

wollen"[1], unberücksichtigt oder fügte sich einer solchen Lösung nur im Falle, daß die Majorität dafür sein würde. Wenn es dann tatsächlich bei der Abstimmung in Frankfurt am 21. 4. doch zu der Wahl eines besonderen Ausschusses von neun Mitgliedern kam, so geschah das, weil außer Preußen auch Österreich und die meisten anderen Curien dafür stimmten, zum Teil unter Abgabe besonderer Erklärungen oder unter Hinweisen auf das Ungenügende des preußischen Antrags. Ähnlich wie Braunschweig-Nassau stimmte nur Sachsen, das „für Verweisung an den politischen Ausschuß" war. Eine ausführliche Widerlegung des preußischen Antrages spitzte sich schließlich dahin zu, „daß die eigentlichen Verhandlungen über eine Bundesreform nicht im Schoße der Bundesversammlung, sondern zwischen den Regierungen gepflogen werden müßten"[2].

Wenn die braunschweigische Regierung dem Antrage mit äußerster Vorsicht, um nicht zu sagen mit Mißtrauen begegnete, so kann darin keine besondere Abneigung gegen eine Bundesreform und gegen die Schaffung eines deutschen Parlamentes erblickt werden. Die Absicht Bismarcks, Bundesgenossen im Kampfe gegen Österreich zu werben, war zu deutlich, als daß man damals in Deutschland die Vorschläge eines Mannes, der mit dem eigenen preußischen Parlament seit Jahren in schwerstem Konflikt lag, hätte ernst nehmen können, sah doch selbst ein späterer blinder Bewunderer Preußens, wie Heinrich von Treitschke, damals in den preußischen Vorschlägen eine Mißachtung der sittlichen Kräfte des Völkerlebens, ein befremdendes und fast unheimliches Schauspiel oder höchstens einen Fechterstreich in einem diplomatischen Turnier[3].

Dem entsprach denn auch die Haltung der öffentlichen Meinung im Lande Braunschweig. In einer Petition einer Anzahl Einwohner von Schöningen und Umgegend an den Herzog vom 15. 4. 1866 hieß es: „Welche Beweggründe den Leiter der preußischen Politik bewogen haben können, im gegenwärtigen Augenblick den Antrag auf Neugestaltung der Bundesverfassung zu

---

[1] A. d. L. H. A. Prinz Ysenburg an von Campe. Hannover, 12. 4. 66.

[2] A. d. L. H. A. von Biegeleben an von Campe. Frankfurt, 21. 4. 66.

[3] Heinrich von Treitschke, „Der Krieg und die Bundesreform" (geschrieben: Mai 1866), zuerst Pr. Jahrb., Bd. XIX, wieder abgedruckt in „Zehn Jahre deutscher Kämpfe", Bd. I[3], 1897, S. 88.

stellen, mögen wir nicht beurteilen, das aber können wir behaupten, daß derselbe allerorten von dem deutschen Volke mit dem entschiedensten Mißtrauen aufgenommen ist. Das deutsche Volk ist nicht der Meinung, daß der Leiter der preußischen Politik gesonnen ist, dem zusammenzuberufenden Parlament diejenigen Befugnisse beizulegen, die in Wirklichkeit geeignet sind, ‚das Interesse der Gesamtheit und das einheitliche Prinzip als solches zur Geltung zu bringen', ebensowenig wie es ihm vertraut, daß er das gesamte Deutschland ‚an einer aktiven nationalen, erfolgreichen Politik teilnehmen lassen werde'." Trotzdem glaubten die Unterzeichner der Petition, in dem von der preußischen Regierung eingebrachten Antrage einen Ausweg aus der bedrohlichen Kriegsgefahr zu erblicken, falls es gelingen sollte, in Verfolg des preußischen Antrages die Verfassung des deutschen Reiches vom 28. 3. 1849, welche „von den meisten deutschen Regierungen anerkannt und vom deutschen Volke jetzt noch als formal zu Recht bestehend betrachtet" werde, sofort zur Ausführung und Geltung zu bringen. Nur eine ungesäumte Einberufung eines nach den Bestimmungen dieser Verfassung gewählten Parlamentes könne „die Gefahr von Übergriffen und daraus entstehendem Bruderkriege gründlich und für immer" beseitigen[1]. Wenn je ein Dokument beweisen könnte, wie tief noch lange nach dem Scheitern der deutschen Revolution die Gedanken der Paulskirche im Volke saßen, so ist es diese von zirka 200 hauptsächlich bäuerlichen Unterschriften gestützte Petition der Schöninger Bevölkerung.

Eine Bittschrift ähnlichen Inhaltes wurde von Wolfenbüttel aus am 25. 4. an das braunschweigische Staatsministerium gerichtet. Auch diese vermutete hinter dem preußischen Antrag noch „geheime" Beweggründe, „die, nach dem Standpunkte der inneren Politik Preußens, Mißtrauen zu erwecken geeignet sind". Trotzdem wurde die Landesregierung aufgefordert, „auf den preußischen Antrag einzugehen und bei der Bundesversammlung für die Berufung eines deutschen Parlamentes auf einen sofort zu bestimmenden Tag" nach der im Jahre 1849 festgestellten Wahlordnung zu wirken[2]. Zum Unter-

[1] A. d. L. H. A. Petition aus der Stadt Schöningen vom 15. 4. 66.
[2] A. d. L. H. A. Bittschrift aus Wolfenbüttel vom 25. 4. 66.

schiede von der Schöninger Bittschrift enthielt die aus Wolfenbüttel datierte trotz des Mißtrauens gegen die preußische Innenpolitik schon eine stark kleindeutsch-preußische Tendenz. Der „geschichtliche Beruf Preußens sei, Schwert und Spitze Deutschlands zu sein". Man forderte daher, „daß der Krone Preussen schon jetzt die deutsche Reichsgewalt übertragen und als Grundlage für die Parlamentsverhandlungen, zum Zwecke der Abänderung der deutschen Bundesverfassung die deutsche Reichsverfassung von 1849, vorbehältlich der nötigen Verbesserungen ihrer selbst, vorgelegt werde"[1]. Das Schriftstück, das von der Hand des Abgeordneten der Braunschweigischen Landesversammlung Köpp geschrieben und von diesem als erstem unterzeichnet war, trägt weitere ca. 250 Unterschriften. Darunter sind die der Landtagsabgeordneten Adolf Müller und Hoepner. Man geht nicht fehl, wenn man annimmt, daß auf diese drei Männer hauptsächlich die Fürsprache für die preußische Spitze zurückgeht, denn die Genannten, rührige Mitglieder des Nationalvereins, waren auch später diejenigen, die zuerst in Braunschweig offen den Ruf nach einem Bündnis mit Preußen erhoben und zum Teil durch ihre Stellung als Kommissionsreferenten in der Landesversammlung entscheidenden Einfluß auf die Haltung der Abgeordneten ausübten[2].

Von den beiden damals in Braunschweig erscheinenden bürgerlichen Tageszeitungen wirkte das „Braunschweiger Tageblatt" ganz im Sinne dieser Gruppe von Männern. Es fand das Mißtrauen der Liberalen in Deutschland gegenüber dem preußischen Antrage begreiflich, warnte aber davor, „in bloßer Negation" zu verharren, und forderte die Liberalen auf, anstatt „die Gabe um des Gebers willen zurückzuweisen", sich des Zugeständnisses von reaktionärer Seite zu bemächtigen, um die Bundesreform in *ihrer* Weise, nicht in der der feudalen Partei auszuführen"[3].

Die Haltung des „Braunschweiger Tageblattes" stand damit von Anfang an im Gegensatz zu der der „Deutschen Reichszeitung", welche die Politik der braunschweigischen Regierung

[1] A. a. O.

[2] Vgl. Kap. 5.

[3] Braunschweiger Tageblatt, 12. 4. 66. Herausgeber Friedrich Wagner, Redakteur Ernst Scherenberg.

bis zuletzt[1] verteidigte und sicherlich als offiziöses Blatt bezeichnet werden kann. Noch am 6. April forderte sie eine „Coalition der Mittel- und Kleinstaaten unter Anlehnung an Österreich". Denn „dadurch allein könnte eine Pression auf die neupreußische Kriegsfurie ausgeübt, dadurch allein der Ausbruch des Bürgerkrieges hintertrieben werden"[2]. Das Blatt ging so weit, an eine Mobilisierung der Streitkräfte der Mittel- und Kleinstaaten zu denken. Denn in einem von ihm wiedergegebenen Artikel der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", „der im wesentlichen mit den in der ‚Deutschen Reichszeitung' vertretenen Anschauungen übereinstimmt", hieß es: „Das ‚übrige Deutschland' (die Mittelstaaten) ist eine Tatsache, die man nicht wegschieben kann; ... einstweilen hat sich herausgestellt, daß der deutsche Bund noch keineswegs lahmgelegt ist; ein Bundesgesetz, hinter dem 150000 Mann stehen (diese Streitkraft als die Leistung der Mittelstaaten gerechnet) ist noch etwas mehr als ein toter Buchstabe"[3]. „Bismarck", dessen Entfernung ungeduldig wie die „Catilinas"[4] gefordert wurde, „setze den deutschen Fürsten die Pistole auf die Brust. Er lasse ihnen nur noch die Wahl, sich entweder einstweilen halb oder sofort mediatisieren zu lassen." Demgegenüber wurde an das „Ehrgefühl" und die Energie der deutschen Fürsten appelliert[5]. Der preußische Reformvorschlag wurde als ein „Danaergeschenk" bezeichnet, das „das allgemeine Gefühl der Nation" unter lebhaftem Protest von sich weise[6].

Der Verleger der „Deutschen Reichszeitung", Vieweg, nahm am 7. April an der Versammlung des sogenannten 36er-Ausschusses teil, zu der sich Mitglieder der einzelnen deutschen Landesvertretungen, darunter auch von Bennigsen-Hannover, in Frankfurt am Main zusammengefunden hatten[7]. Die Versammlung, die von der „Deutschen Reichszeitung" als eine Art „Vorparlament der liberalen Partei im ganzen Bundesgebiet" bezeichnet wurde, dessen Tätigkeit gegenüber der „tiefen Schweigsamkeit des Nationalvereins" doppelt bemerkenswert sei, gab „unter einmütiger Zustimmung aller Anwesenden" eine Er-

[1] Am 2. 8. 66 stellte die D. R.-Ztg. ihr Erscheinen ein. Vgl. Anhang.
[2] D. R.-Ztg. 6. 4. 66. Redakteur Dr. Lau. [3] D. R.-Ztg. 9. 4. 66.
[4] D. R.-Ztg. 7. 4. 66. [5] D. R.-Ztg. 10. 4. 66.
[6] D. R.-Ztg. 9. 4. 66. [7] D. R.-Ztg. 9. 4. 66.

klärung gegen Preußens Bundesreformpläne ab. Eine „vollständige Umgestaltung der deutschen Verfassung“ wurde darin als notwendig anerkannt. „Jeder Regierung aber, welche, das Recht der engeren Regierung nicht achtend, mit Plänen einer Bundesreform hervortritt, etwa in der Absicht, Bundesgenossen im Bürgerkrieg zu werben, fehlt mit dem Vertrauen des eigenen und des deutschen Volkes die Gewähr für das Gelingen des großen nationalen Einigungswerkes[1].“

An der von der „Deutschen Reichszeitung“ geforderten „Initiative“ der Mittel- und Kleinstaaten sollte es nun in der Tat nicht fehlen. Sie ging hauptsächlich zurück auf die Bemühungen des bayrischen Ministerpräsidenten von der Pfordten. Schon am 31. März war die bayrische Regierung aus ihrer bisherigen Zurückhaltung herausgetreten, indem sie sich direkt an die beiden Großmächte wandte. Die nach Berlin und Wien gesandte Note der bayrischen Regierung, welche noch heute neben all dem diplomatischen Geschreibsel jener Tage durch Offenheit, Schwung und Wärme des Tones wohltuend auf jeden Deutschen wirken muß, der genügend Weite des Deutschtums in sich fühlt, um vor allem das Schmerzliche an den Ereignissen des Jahres 1866 zu sehen und zu fühlen, legte mutig den Finger auf die offene Wunde. Sie zeigte, daß die Kriegsgefahr „aus einem Mißbehagen über die ganze Gestaltung der Bundesverhältnisse und die Stellung der beiden ersten Bundesglieder zu einander und zum Bunde“ herstamme. Für sich selbst erklärte sich die bayrische Regierung bereit, „in die Änderungen der Bundesverfassung zu willigen, welche den Zeitverhältnissen entsprechen“. Nur eine Bedingung mußte von Preußen und Österreich zuerst erfüllt werden, daß sie sich jedes gewaltsamen Angriffs auf andere Bundesglieder unbedingt enthalten sollten, wenn nicht „Sieger und Besiegte gleichmäßig sich den Frieden und seine Bedingungen von fremden Mächten müßten vorschreiben lassen“[2].

Tatsächlich schien ein Vergleich der preußischen und österreichischen Antwort zu dem Schlusse zu berechtigen, „daß die

[1] D. R.-Ztg. 10. 4. 66.

[2] A. d. L. H. A. Graf Ingelheim an von Campe. Hannover, 10. 4. 66. Anlage 1: Abschrift eines Erlasses des Freiherrn von der Pfordten an den Gesandten in Wien, Grafen Bray-Steinburg. München, 31. 3. 66.

Kriegsgefahr wenigstens für jetzt beseitigt ist"[1]. Aber schon am 11. Mai mußte der bayrische Vermittlungsversuch so gut wie gescheitert erscheinen. Österreich sowohl wie Preußen hatten beschlossen, ihre ganzen Armeen auf den Kriegsfuß zu setzen. Am 9. Mai hatte auch Bayern zu mobilisieren begonnen und den Landtag auf den 22. Mai einberufen. Trotzdem wurden die bayrischen Gesandten in Wien und Berlin noch einmal beauftragt, den Standpunkt der bayrischen Regierung darzulegen. Er gipfelte darin: „Ein Krieg unter Bundesgliedern ist rechtlich unstatthaft", „wer denselben beginnt, ist bundesbrüchig und die Gesamtheit des Bundes ist verpflichtet, solchem Friedensbruche entgegenzutreten[2]." Durch den bayrischen Gesandten in Hannover wurde die braunschweigische Regierung eingeladen, „daß sie sich in gleichem Sinne (in Berlin und Wien) aussprechen möge, um den Frieden in Deutschland womöglich zu erhalten"[3]. Diese Einladung nun wurde von der braunschweigischen Regierung höflich, aber bestimmt abgelehnt, da sie „Bedenken tragen müsse, sich dem ausgedrückten Wunsche gemäß in ähnlichem Sinne gegen die Regierung von Österreich und Preußen zu äußern, weil, abgesehen davon, daß diesen ohnehin die hier gehegten Absichten nicht unbekannt sind, dieselbe in ihrer Stellung von einem solchen Schritte sich eine besondere Wirkung nicht glaubt versprechen zu können"[4].

Damit löste sich die braunschweigische Regierung, welche bereits seit dem 4. Mai durch Telegramme ihres Gesandten in Berlin über die Stadien der preußischen Mobilmachung genau unterrichtet war[5], vorsichtig von der von Bayern geführten und vom braunschweigischen Ministerpräsidenten im März selbst für möglich gehaltenen gemeinsamen Aktion der Mittel- und Kleinstaaten los. Trotz der Voraussage des braunschweigischen Bundestagsgesandten vom 15. März, „daß bei einem Kriege zwischen Österreich und Preußen kein einziger deutscher Staat neutral bleiben" könne, bedeutete die nun beginnende Politik einen Versuch unbedingter Neutralität.

[1] A. d. L. H. A. Graf Quadt an von Campe. Hannover, 13. 4. 66.

[2] A. d. L. H. A. Graf Quadt an von Campe. Hannover, 13. 5. 66. (Anlage. Freiherr von der Pfordten an Graf Quadt. München, 11. 5. 66.)

[3] A. a. O. 13. 5. 66.

[4] A. d. L. H. von Campe an Graf Quadt. Braunschweig, 16. 5. 66. [5] A. d. L. H. A.

3. Kapitel.

Der Versuch unbedingter Neutralität.

Der Monat Juni brachte den Bruch zwischen Österreich und Preußen. Österreich verlangte am 1. Juni, daß der Bund in der schleswig-holsteinischen Frage entscheiden sollte, und berief die holsteinischen Stände. Preußen, dessen Truppen in Holstein einrückten, antwortete auf diesen Schachzug, indem es am 10. Juni den Entwurf einer bundesstaatlichen Verfassung unter Preußens Führung, das heißt mit Ausschluß Österreichs, einbrachte.

Es bedarf nach allem früher Gesagten keiner Erklärung, daß Braunschweig die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage durch den Bund begrüßen und den preußischen Entwurf ablehnen mußte. Wenn Braunschweig in dem nun ausbrechenden Kriege zwischen Österreich und Preußen trotzdem nicht auf der Seite Österreichs erschien, so lag das daran, daß Österreich am 11. Juni mit einem Antrage in Frankfurt hervortrat, dem nach der Ansicht der braunschweigischen Regierung die bundesrechtliche Grundlage fehlte: Es war der auf Mobilmachung aller nichtpreußischen Armeekorps des Bundesheeres[1] gegen Preußen. Der Antrag wurde damit motiviert, daß durch das Einrücken preußischer Truppen in Holstein die Gasteiner Konvention von Preußen verletzt worden sei[2].

Nur dem Einspruch des Großherzoglich Mecklenburgischen Gesandten, der sich auf §§ 30 und 24 der Geschäftsordnung berief, war es zu danken, wenn für die von Österreich mit großer Dringlichkeit geforderte Abstimmung überhaupt ein Termin bestimmt wurde, der die Beschaffung von Instruktionen nicht unmöglich machte[3].

Die braunschweigische Regierung, die am 12. Juni durch ein Telegramm des Konsuls Stern in Wien von dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Österreich und Preußen in Kenntnis gesetzt wurde[4], befand sich in einer denkbar schwie-

[1] I., II., III., VII., VIII., IX. und X. Armee-Korps. Von Biegeleben an von Campe, Frankfurt a. Main, 12. 6. 66. A. d. L. H. A. Gedruckte Beilage. 23. Bundestagssitzung.

[2] A. a. O. [3] A. a. O.

[4] A. d. L. H. A. Konsul Stern an herzogliches Staatsministerium. Wien, 12. 6. 66.

rigen Lage. Bei der am 14. Juni zu erwartenden Abstimmung über den österreichischen Antrag hatte nach dem mit Nassau getroffenen Abkommen über den Abstimmungsmodus Nassau „die prävalierende Stimme“ in der 13. Curie[1]. Nach einer Wahrscheinlichkeitsberechnung des braunschweigischen Ministerpräsidenten war aber zu erwarten, daß Nassau als Vertreter der 13. Curie mit Österreich, Bayern, Sachsen, Württemberg, Darmstadt sicher für den österreichischen Antrag stimmen würde[2]. Es bestand also die Gefahr, daß Braunschweig, wenn es sich stillschweigend mit der „prävalierenden“ Stimme identifizierte, ohne weiteres von Preußen zu der feindlichen Koalition gerechnet werden würde.

Bismarck ließ auch die braunschweigische Regierung nicht im unklaren darüber, daß er eine Zustimmung zu dem österreichischen Antrage als Kriegserklärung auffassen würde. Ein am 13. Juni früh eingetroffenes vertrauliches Handschreiben des Prinzen zu Ysenburg vom 12. Juni lautete nämlich: „Graf Bismarck telegraphiert mir eben, daß Ew. Exc. ich in freundlichster Form Folgendes mitteilen möge:

> ‚Dem Mobilmachungsantrage vom 11. Juny fehlt jede bundesrechtliche Grundlage. Durch seine Annahme lösen die Beteiligten das Bundesverhältnis, treten das Bundeslose mit einem Akt der Feindseligkeit gegen Preußen an. In dem ausbrechenden Kriege werden wir uns alsdann nur durch das Interesse Preußens und der zu ihm stehenden Staaten leiten lassen.‘

Ich erlaube mir, Ew. Exc. herzlich zu bitten, daß die Herzogliche Regierung dem Antrage nicht beistimmen wolle[3].“

Diese höfliche, aber deutliche preußische Warnung ist geeignet, eine Behauptung Rosendahls in seiner Geschichte Niedersachsens ad absurdum zu führen, „daß Bismarck in Wut geriet, als feststand, daß Anhalt und Braunschweig nicht mit Österreich gehen würden“[4]. Einen Gegner, den er verderben wollte, hätte

[1] A. d. L. H. A. von Biegeleben an von Campe. Frankfurt, 11. 6. 66.

[2] Randbemerkung zum Schreiben des Prinzen zu Ysenburg vom 12. 6. 66.

[3] A. d. L. H. A. Prinz Ysenburg an von Campe. Hannover, 12. 6. 66.

[4] Rosendahl: „Geschichte Niedersachsens im Spiegel der Reichsgeschichte.“ Hannover, 1927, S. 882. Die dortige Bemerkung: „Aus ganz sicherer Quelle kann ich mitteilen“ ist einer historischen Arbeit unwürdig, wenn die Quelle nicht zugleich angegeben wird.

ein Bismarck nicht vorher warnen lassen. Überhaupt widerspricht der Rosendahlschen These, als habe Bismarck auf die Möglichkeit einer Okkupation und Annexion Braunschweigs gehofft, die gesamte Politik Bismarcks gegenüber den norddeutschen Kleinstaaten, wie weiter unten noch gezeigt werden wird.

Es ist schwer zu sagen, ob die noch am gleichen Tage abgegangene telegraphische Instruktion der braunschweigischen Regierung für den Bundestagsgesandten auch ohne die preußische Warnung so ausgefallen wäre, wie es geschah. Eine Ablehnung des österreichischen Mobilisierungsantrages war an und für sich die logische Folgerung aus der ganzen bisherigen Politik der braunschweigischen Regierung in der schleswig-holsteinischen Frage. Trotzdem konnten Gefühlsmomente die Entscheidung zugunsten Österreichs beeinflussen. Sicher ist nur, daß nach der preußischen Warnung bei der geographischen Lage des Landes an eine Abstimmung gegen Preußen nicht mehr zu denken war. Die Motivierung des österreichischen Antrages ermöglichte es der braunschweigischen Regierung nun wenigstens, ihn abzulehnen, ohne ihre bisherige Politik zu desavouieren.

Der Mobilmachungsantrag war darauf gegründet, daß von Preußen der Wiener Friedensvertrag sowie die Gasteiner Konvention verletzt worden sei. Demgegenüber konnte der braunschweigische Gesandte mit Recht anführen: „Da jedoch beide Verträge von Österreich und Preußen lediglich in ihrer Eigenschaft als europäische Großmächte gegen die Intentionen des Bundes und gegen das Bundesrecht geschlossen, auch infolge davon die Bundestruppen aus Holstein entfernt wurden, so stellt es sich als untunlich dar, für die Aufrechterhaltung dieser internationalen, den Bund benachteiligenden Abmachungen von Bundes wegen einzutreten[1].“ Der Baron von Biegeleben, der für die braunschweigisch-nassauische Curie am 14. Juni dem österreichischen Antrage zustimmte, mußte daher für Braunschweig „unter Anführung vorstehender Motive“ eine abweichende Erklärung abgeben[2].

Es ist bekannt, daß schließlich nicht der österreichische Antrag, sondern ein vermittelnder Antrag Bayerns, der die Mobil-

[1] A. d. L. H. A. Telegramm. Von Campe an von Biegeleben. Braunschweig, 13. 6. 66.

[2] A. a. O.

machung auf die nichtpreußischen und nichtösterreichischen Bundeskorps[1] beschränkte und auf die österreichische Motivierung verzichtete, mit einer Majorität von 9 Stimmen angenommen wurde[2]. Preußen erklärte darauf seinen Austritt aus dem Bunde und forderte unter Wiederaufnahme seines Bundesentwurfes vom 9. Juni zur Bildung eines neuen Bundes ohne Österreich auf. Das Präsidium protestierte gegen den Austritt, indem es sich auf den Artikel I der Bundesakte und auf Artikel V der Wiener Schlußakte berief. Der erste nannte den deutschen Bund einen „beständigen", der zweite bezeichnete ihn als einen „unauflöslichen Verein", aus dem daher der Austritt „keinem Mitgliede desselben freistehen" könne[3]. Die Rede des württembergischen Gesandten, die sich dem Proteste Bayerns, Sachsens und Hannovers unter scharfer Kritik des preußischen Verhaltens anschloß, wurde durch Herrn von Savigny unterbrochen. Er erklärte, daß er ferneren Verhandlungen nicht beiwohnen könne. Es erübrige ihm daher nur noch, sich persönlich von seinen bisherigen Kollegen zu verabschieden. Darauf erhob er sich und verließ sofort den Sitzungssaal. Alle übrigen Gesandten — auch von Biegeleben für die braunschweigisch-nassauische Curie — schlossen sich in mehr oder minder scharfer Weise und in verschiedener Form dem Präsidialproteste an. Nur der Gesandte der Niederlande und von Oldenburg erklärten, daß sie sich zu keiner Äußerung ermächtigt hielten, sondern ihren Regierungen jede Äußerung vorbehalten müßten[4].

Die braunschweigische Regierung befand sich nach dieser epochemachenden Sitzung in einer merkwürdigen Lage. Auf der einen Seite hatte sie dem Wunsche Preußens gemäß ein Separatvotum gegen den österreichischen bzw. bayrischen Antrag abgegeben, auf der anderen Seite verurteilte sie den Austritt Preußens aus dem Bunde, dessen Mitglied sie vorläufig blieb. Aber weder das eine noch das andere sollte eine entschiedene Partei-

[1] VII., VIII., IX., X. Armeekorps.

[2] Die offiziöse D. R.-Ztg. verteidigte den bayrischen Antrag als „mit dem Bundesrecht vereinbar". D. R.-Ztg., 28. 6., Morgenausgabe.

[3] Deutsche Bundesakte 8. Juni 1815 Artikel I. Wiener Schlußakte 15. Mai 1820 Artikel 5 nach Altmann, Ausgewählte Urkunden zur deutschen Verfassungsgeschichte, I. Teil.

[4] A. d. L. H. A. Bericht von Biegelebens. Frankfurt, 14. 6. 66, und Protokoll der 24. Sitzung vom 14. 6. 66, § 170 S. 207 ff.

nahme bedeuten. Vielmehr hoffte man, in dem ausbrechenden Kriege neutral bleiben zu können. Mit großer Hartnäckigkeit wurden daher auch alle Anträge an die braunschweigische Regierung, die zum Anschluß an die eine oder andere Seite zu überreden versuchten, abgelehnt. Der schon einige Tage vor dem 18. 6. eingegangenen Aufforderung des Bundes, zu rüsten, wurde nicht gefolgt[1]. Auch ein Antrag Hannovers, auf die Seite der österreichischen Koalition zu treten, ließ sich leicht ablehnen. Denn bei dem raschen Abmarsch der völlig unvorbereiteten hannoverschen Truppen nach Göttingen war kaum mit der Möglichkeit zu rechnen, daß von dieser Seite ein militärischer Druck ausgeübt werden konnte. Als daher König Georg „an dem Tage, wo er sich mit seinen Truppen in kopfloser Eile ins Göttingische retirierte", einen Offizier[2] an den Herzog nach Braunschweig sandte, um denselben aufzufordern, daß er als hannoverscher Feldmarschall sofort mit den Bundestruppen nach Göttingen nachfolgen möge, hat dieser „auf diese Insinuation gleich entschieden ablehnend geantwortet"[3].

Gewagter war es, dem Drängen Preußens zu widerstehen, da das kleine, vielfach zersplitterte braunschweigische Land nach dem Abzuge der hannoverschen Truppen gänzlich in der preußischen Machtsphäre lag und selbst für den Fall, daß die österreichische Partei endgültig siegen sollte, mindestens mit einer vorläufigen Besetzung des Landes durch preußische Truppen gerechnet werden mußte, wenn man sich den Wünschen Preußens nicht fügte. Was das Land aber bei neutraler Haltung im Falle eines Sieges der preußischen Waffen zu erwarten hatte, darüber gibt eine Antwort Bismarcks an den preußischen Ministerresidenten von Pirch in Weimar auf dessen Telegramm vom 19. 6., die Haltung der thüringischen Staaten betreffend, Aus-

[1] Herzog Wilhelm an König Wilhelm. Braunschweig, 18. 6. 66. Akten des Auswärtigen Amtes.

[2] Hauptmann Reichard vom 6. Infanterie-Regiment wurde in der Nacht zum 16. 6. mit einem königlichen Handschreiben nach Braunschweig gesandt. Da die Eisenbahn Hannover—Braunschweig soeben durch hannoversche Pioniere unterbrochen war, erreichte er Braunschweig von Peine aus zu Wagen. Am 17. traf er mit dem Antwortschreiben in Göttingen ein. Von Kortzfleisch, a. a. O. Bd. 2, S. 372/73.

[3] Akten des Auswärtigen Amtes. Prinz Ysenburg an Graf Bismarck. Braunschweig, 22. 6. 66.

kunft. „Denjenigen, die neutral bleiben", so hieß es, „gewährleisten wir natürlich weder Souveränität noch irgendwelchen Domanialbesitz, unseren Bundesgenossen vollen Besitzstand und Souveränität. Unserer Gegner Zukunft hängt vom Ausfall des Krieges ab[1]." Trotzdem entschied sich die braunschweigische Regierung dafür, auch Preußen gegenüber die Neutralität aufrecht zu erhalten.

Noch ehe er Hannover verließ, um sich nach Oldenburg zu begeben, hatte am 16. 6. der bisherige preußische Gesandte in Hannover, Prinz zu Ysenburg, die sogenannte „identische Note"[2] der preußischen Regierung nach Braunschweig abgesandt[3]. Ihr Zweck war, der braunschweigischen Regierung ein „Bündnis auf den Grundlagen, welche mit einem baldigst zu berufenden Parlament näher zu beraten und zu vereinbaren sein würden, anzubieten, und hiermit das Ersuchen zu verbinden, die herzoglichen Truppen ungesäumt auf den Kriegsfuß zu setzen und dieselben S. M. dem König zur Verfügung zu halten, um gemeinsam für die Verteidigung ihrer Unabhängigkeit und ihrer Rechte und Interessen einzutreten; daneben auch sich bereit zu erklären, an der Einberufung des Parlamentes teilzunehmen, sobald diese von Preußen erfolgt. S. M. der König würden im Falle der Zusage der herzoglich-braunschweigischen Regierung die Unabhängigkeit und Integrität des Gebietes nach Maßgabe der in der Bundestagssitzung vom 14. mitgeteilten Grundzüge des Bündnisses gewährleisten"[4].

Das Auffälligste an dem Inhalt der Note war die Tatsache — sie wurde auch im Hamburger Senat als Motiv gegen die Annahme des preußischen Bündnisvorschlages hervorgehoben —[5],

---

[1] A. d. A. A. Bismarck an von Pirch.

[2] Die Note, die bereits am 14. 6. den in Frage kommenden Gesandten zugestellt war, so daß sie auf telegraphische Weisung von Berlin sofort abgehen konnte, hat ihren Namen daher, weil sie gleichzeitig an die Regierungen von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Weimar, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Reuß ä. L., Reuß j. L., Schaumburg-Lippe, Lippe und der Hansestädte gerichtet war.

[3] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Oldenburg, 19. 6. 66.

[4] Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig. 12. Landtag, Bd. 1, Juli 1866—März 1867, Nr. 2, Anlage 3A, S. 5 und 6.

[5] A. d. A. A. Von Richthofen an Bismarck. Hamburg, 18. 6. 66.

daß Preußen schon jetzt von den Staaten, die es zu Verbündeten haben wollte, weit mehr forderte, als es zum Beispiel von seinen Gegnern Hannover, Sachsen, Kurhessen und Nassau noch am 15. 6. verlangt hatte. Während nämlich von diesen Staaten als Bedingung für den Abschluß eines Bündnisses mit Preußen nur die Zurückführung der Armee auf den Friedensstand vom 1. 3. 1866 gefordert worden war[1], sollten die Kleinstaaten ihre Kontingente ungesäumt auf den Kriegsfuß setzen und dem Könige von Preußen zur Verfügung stellen.

Ein handschriftlicher Entwurf Bismarcks vom 19. 6. empfahl eine ganze Reihe von Maßregeln, um die Termine, an denen die einzelnen Truppenteile mobil sein können, und den nächsten Bestimmungsort derselben zu verabreden. Die Entsendung eines königlichen Flügeladjutanten nach Mecklenburg, Dessau und von dort nach Braunschweig, ferner von Offizieren nach Rudolstadt, an beide Reuß, Sondershausen und Altenburg, Detmold und Waldeck wurde unter anderem vorgeschlagen. „Bei allen diesen Sendungen, da wo die Haltung zweideutig", sollte eine „mehr oder weniger drohende Sprache" geführt werden, „welche namentlich in Braunschweig durch Vorschieben von Truppen aus Hannover nach Peine, solange das hannoversche Corps noch vollzählig dort bleibt, unterstützt werden könnte[2]." Auch die persönlichen Beziehungen des Königs wurden zum gleichen Zwecke benutzt.

Ein Schreiben des Königs Wilhelm an den Herzog von Braunschweig, das der offiziellen diplomatischen Aktion sekundieren sollte, lautete nämlich:

Berlin, 17.[3] 6. 66.

„Der Augenblick ist zu ernst und wahrscheinlich so entscheidend für eine lange Zukunft, daß Ich es als eine Pflicht des Fürsten und des Freundes fühle, Mich persön-

---

[1] Sog. Sommation an Hannover vom 15. 6. nach Hopf, „Die deutsche Krisis", S. 204ff.

[2] A. d. A. A. Entwurf in Bismarcks Handschrift 19. 6. 66.

[3] Das im Konzept mit Rotstift eingetragene Datum ist der 21. Da der Brief des Königs schon am 18. 6. morgens in Braunschweig eintraf und schon am gleichen Tage vom Herzog beantwortet wurde, handelt es sich um eine irrtümliche nachträgliche Eintragung, die daraus zu erklären ist, daß das Konzept gleichzeitig mit einem anderen, vom 21. 6. datierten Schreiben später zu den Akten gegeben wurde.

lich und direkt an den Fürsten und Freund zu wenden, um ihn zu raschem und günstigem Entschluß aufzufordern. Es handelt sich darum, daß Du Dich mit entschiedener Tat auf Meine Seite stellen, Dein Contingent schleunig auf den Kriegsfuß bringen und es der Preußischen Armee anschließen willst, damit es die alte Waffenbrüderschaft, die zwischen Unsern Häusern bestanden und so oft gute Frucht getragen hat, erneuere und bewähre. Die Erinnerungen an eine ruhmvolle Vergangenheit, an alte und gewohnte gegenseitige Treue; die nahe Verwandtschaft Unserer Familie und die Freundschaft, die Uns persönlich verbindet, lassen es Mir ganz unmöglich erscheinen, daß Du selbst dieser Waffenbrüderschaft entsagen könntest. Daß in Deinem für Preußen günstigen Entschluß zugleich die Bürgschaft für Deinen vollen Besitzstand und Deine Souveränität liegen würde, sage ich hiermit ausdrücklich zu.

Ich hoffe auf eine baldige und zusagende Antwort und verbleibe mit aufrichtiger und herzlicher Zuneigung...[1]"

Diese Ungeduld, mit der man in Preußen den Anschluß der kleinen Kontingente betrieb, läßt sich noch durch andere Dokumente belegen, welche die übrigen Kleinstaaten betreffen[2]. Sie entsprang zunächst rein militärischen Gründen — schließlich war bei der gänzlichen Ungewißheit der Dauer des Krieges eben doch jedes Regiment ein kostbarer Zuwachs an Offizieren und Mannschaften —, sicher ist dafür aber auch der politische Grund bestimmend gewesen, die Kleinstaaten auf Gedeih und Verderben an Preußen zu ketten und den neu zu begründenden Bund von vornherein mit Blut zusammenzuschweißen.

Gerade die militärische Forderung der preußischen Note wurde aber in der Antwort der braunschweigischen Regierung vom 18. 6. abgelehnt. Nach einer erneuten Desavouierung des Bundestagsbeschlusses vom 14. 6. gab man die Versicherung ab, daß in der bestehenden Friedensstärke der herzoglichen Truppen in keinerlei Hinsicht eine Änderung vorgenommen sei. Der Wunsch der herzoglichen Regierung gehe dahin, „diese Stellung

[1] A. d. A. A.

[2] Zum Beispiel: Bismarck an von Richthofen. Berlin, 19. 6. „Finden sich dort (in Hamburg) brauchbare Offiziere, die in unseren Dienst treten würden?" A. d. A. A.

in der gegenwärtigen Krisis beibehalten zu können". Damit wurde die ausdrückliche Zusage verbunden, „daß sie sich nicht auf die Seite der Feinde Preußens stellen werde". Unter kluger Berücksichtigung der durch den preußischen Bundesreformvorschlag in der Bevölkerung erweckten Hoffnungen auf ein deutsches Parlament gab die braunschweigische Regierung dann zu, „daß behuf der nationalen Bedürfnisse" in den von Preußen am 14. 6. „vorgelegten Grundzügen geeignete Grundlagen für eine deutsche Gesamtverfassung gegeben sind". Die herzogliche Regierung wolle daher zu deren Verwirklichung, „so viel an ihr ist", bereitwillig mitwirken, „sobald nach Zustimmung der dazu erforderlichen Teilnehmer zur Ausführung geschritten werden kann"[1].

Als die braunschweigische Regierung bei den späteren Landtagsverhandlungen wegen der ablehnenden Haltung gegenüber den militärischen Forderungen Preußens kritische Äußerungen hören mußte[2], konnte sie sich darauf berufen, daß sich auch der Ausschuß der Landesversammlung, „sowie die hiesigen städtischen Behörden nebst der hiesigen Bürgerschaft für Bewahrung der bis dahin von der herzoglichen Regierung eingenommenen parteilosen Stellung in dem Streite der beiden deutschen Großmächte übereinstimmend aussprachen"[3]. Zu beachten ist dabei allerdings, daß die gemeinte Zustimmung des Ausschusses der Landesversammlung schon am 9. 6. erfolgt war, also zu einer Zeit, als die preußische Note vom 16. 6. weder der Regierung noch dem Ausschuß bekannt sein konnte. Der eigentliche Zweck des damals vom Ausschuß an das Staatsministerium gerichteten Schreibens war gewesen, darauf zu drängen, „daß von Seiten Braunschweigs, dessen liberale Politik stets einen guten Namen in Deutschland gehabt hat, die Berufung eines deutschen Parlamentes mit allen Kräften beim Bunde gefördert werde"[4]. Der Ausschuß entschuldigte die Nichteinberufung des Landtages damit, daß die Regierung ohnedies „eine den Interessen des Herzogtums entsprechende Politik der Neutralität und des

[1] Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig. 12. Landtag. Bd. 1, Nr. 2, Anlage 3C.

[2] A. d. Br. Landtags. a. a. O. [3] Vgl. Kap. 5.

[4] Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig a. a. O. Anl. 3, S. 2.

Friedens befolgt habe". Den weiteren Wortlaut des Schreibens vollends konnte die Regierung als eine Art Blankovollmacht für die Fortsetzung ihrer Neutralitätspolitik auslegen, da es in bezug auf die Zukunft hieß: „Auch wird es den Interessen des Herzogtums unzweifelhaft entsprechen, wenn die herzogliche Landesregierung in der Lage bleibt, die bisherige Politik einer entschiedenen Neutralität ... durchzuführen und nach Kräften die Sache des Friedens zu fördern ohne außergewöhnliche Maßregeln, welche eine Mitwirkung der Landesversammlung erfordern, ergreifen zu müssen[1]."

Die Stellungnahme der städtischen Behörden und der Bürgerschaft dagegen ist erst nach dem Eintreffen des preußischen Bündnisangebotes und nach dem Abgehen der ablehnenden braunschweigischen Antwort vom 18. 6. erfolgt, mit deren Inhalt zunächst der Ausschuß der Landesversammlung durch die Regierung und dann mit Zustimmung des Ministers die Bevölkerung durch einen wortgetreuen Abdruck in der „Deutschen Reichszeitung" und im „Braunschweiger Tageblatt" bekanntgemacht worden ist[2]. Um so mehr muß betont werden, daß sich in diesem Stadium der Ereignisse die maßgebenden Kreise der Bevölkerung rückhaltlos hinter die Regierung stellten.

In der Ansprache, die der Oberbürgermeister Caspari als Führer einer von den städtischen Behörden beschlossenen Deputation am 20. 6. an den Herzog richtete, hieß es ausdrücklich, daß es nach Ansicht des Magistrates, der Stadtverordnetenversammlung und der großen Mehrzahl der Bewohner des Herzogtums „auch jetzt noch den Verhältnissen und den Interessen des Landes am meisten entspricht, in dem Streite zwischen den deutschen Großmächten eine durchaus parteilose Stellung zu bewahren". Der Herzog wurde sogar gebeten, „bei der bisherigen Haltung zu beharren, solange die Verhältnisse solches irgend gestatten". Allerdings klang die Befürchtung durch, daß das Land „auch bei dem vorsichtigsten Verfahren" vor den Folgen des Krieges kaum ganz bewahrt bleiben möchte. Vor allen Dingen scheint das Beispiel und Schicksal des benachbarten

[1] Extrakt aus dem Protokoll des Ausschusses der Landesversammlung Braunschweig, 9. 6. 66. Akten des Braunschw. Landtags, vgl. auch D. R.-Ztg., 20. 6. 66.

[2] Antwort des Staatsministeriums an den Ausschuß vom 18. 6. 66. Extrakt aus den Protokollen des Ausschusses vom 20. 6. und 30. 6. 66. A. d. Br. Landtags.

Hannovers, dessen Hauptstadt vom Könige und von den Truppen verlassen und am 17. 6. von preußischen Truppen besetzt worden war, zu großer Sorge Anlaß gegeben zu haben. Wahrscheinlich war die Entsendung des hannoverschen Offiziers und der Inhalt seines Auftrages bekannt geworden. Auf alle Fälle muß man mit einer Flucht des Herzogs nach Süddeutschland gerechnet haben. Die Rede des Oberbürgermeisters enthielt nämlich neben der Versicherung, „Leiden und Unglücksfälle, welche ohngeachtet Ew. Hoheit weisesten Beschlüsse“ über das Land kommen könnten, „geduldig, mutig und in treuer Hingebung zu ertragen“, die „untertänigste Bitte“, „daß es Ew. Hoheit gefallen möge, auch bei einem ungünstigen Wechsel der Verhältnisse in der Mitte Allerhöchstihres getreuen Volkes solange irgend möglich zu verbleiben“ und das Land vor der allgemeinen Zerrüttung Hannovers zu bewahren[1].

Der Wortlaut der Antwort des Herzogs ist nicht überliefert, aber die an die allgemein anerkennenden Worte „geknüpften weiteren Äußerungen“ ließen „die freudige Hoffnung hegen, daß Se. Hoheit der Bitte, in der Mitte der Braunschweiger zu verbleiben, so lange die Verhältnisse solches irgend möglich machen, entsprechen wird“[2].

Die Adresse der Bürgerschaft, die in einer vom Vorstande des Bürgervereins am 19. 6. ins Odeon einberufenen und von „nahe an tausend Männern von allen Ständen“ besuchten Versammlung beschlossen war, wurde nach dem Empfang der städtischen Deputation am 20. 6. durch die Herren Haars, Fichtner, Wilcke, Fage und Jüdel überreicht. Die kurze Ansprache des Herrn Haars beschränkte sich im Unterschied zu der Rede des Oberbürgermeisters darauf, für die bisherige Politik des Herzogs zu danken, die das Land vor den Wirren, welche so viele deutsche Länder gegenwärtig bedrohen“, gesichert habe. Sie ermutigte den Herzog, auch fernerhin, wie bisher, in voller Übereinstimmung mit den Bewohnern des Landes, „dem Wahlspruche zu folgen: ‚Recht muß Recht bleiben!‘[3]“

Ein „zugleich zur Motivierung der vorstehenden Adresse“ bestimmter Artikel der „Deutschen Reichszeitung“ bezeichnete

[1] Nach D. R.-Ztg., 21. 6., Morgenausgabe. [2] A. a. O.

[3] D. R.-Ztg., 19. 6. Anzeigen 20. 6. und 21. 6., Morgenausgabe, und Braunschweiger Tageblatt, 21. 6. 66.

die braunschweigische Politik seit dem Auftauchen der dänischen Frage als „unbestreitbar richtig“, lehnte einen Einheitsstaat unter „alleinigem Scepter Preußens, welchem zumal jetzt die Gemüter der deutschen Stämme entfremdet sind“, ab und forderte noch immer die Berufung eines wahrhaftigen deutschen National-Parlamentes, „das sich mit den Fürsten über die jetzt erreichbare Befriedigung des nationalen Bedürfnisses verständigt“. Er trug das Motto: „Was auch draus werde, steh zu deinem Volk! Es ist dein angeborener Platz[1].“ Am 20. 6. dementierte dieselbe Zeitung, offenbar offiziös beeinflußt, „die von der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung‘ und von Berliner Blättern kolportierte Nachricht, daß unser Herzog am 16. d. M. in Berlin habe erklären lassen: er trete entschieden auf die Seite Preußens“. „Unser Herzog“, so hieß es, „hält an seiner Devise fest: ‚Recht muß Recht bleiben‘.“[2]

Über die Stimmung des Herzogs in diesen auf den Empfang der preußischen Note folgenden kritischen Tagen gibt sein Brief vom 18. 6. den besten Aufschluß; er beantwortet das persönliche Schreiben des Königs Wilhelm:

Braunschweig, 18. Juni/66.

„Dein Schreiben, welches Ich heute Morgen empfing, hat mir Theils Freude, anderer Seits aber eine große Verlegenheit bereitet. Ich soll die Bundesmitglieder, mit welchen Ich die letzten Jahre hindurch in der Holsteinischen Angelegenheit gegangen bin, im Augenblick der Entscheidung verlassen, soll meine Truppen gegen Sie Schicken! Ich hatte gehofft, Du würdest Rücksicht auf meine Stellung nehmen, um so mehr, da mein mitgehen oder nicht mitgehen, Militärisch genommen gantz gleichgültig ist und erst nach 6 Wochen ausführbar wäre. Es ist hier noch garnicht gerüstet, obgleich die Aufforderung vom Bunde dazu, schon seit einigen Tagen hier Eingegangen ist.

Meiner Überzeugung nach kann Ich nie Krieg führen weder gegen Preußen, noch gegen den Bund und bitte ich Dich daher, mein contingent auf dem Friedensfuß lassen zu dürfen.

---

[1] D. R.-Ztg., 21.6., Morgenausgabe, „Unsere Gegenwart und nächste Zukunft“.

[2] D. R.-Ztg., Morgenausgabe, 20. 6.

Indem Ich Dir bestens führ Deinen Brief und die darin erhaltenen freundlichen Gesinnungen danke, verbleibe Ich
Dein gantz ergebenster Vetter
(gez.) Wilhelm[1]."

Fürst, Regierung, Landtag und die maßgebenden Kreise der Bevölkerung der Hauptstadt hatten sich also auf eine unbedingte Neutralität festgelegt. Es hing allein von Preußen ab, ob es sich damit begnügen oder aber die Erfüllung der Forderungen der Note vom 14. 6. aufs neue verlangen und vielleicht sogar mit Gewalt erzwingen würde. Die ganze Politik Bismarcks gegenüber den Kleinstaaten, denen die sogenannten „identischen Noten" zugegangen waren, war nun allerdings nicht auf direkte Anwendung von Gewalt gerichtet. Die These Rosendahls, als sei Bismarck ein eventueller Widerstand Braunschweigs erwünscht gewesen, um es dann annektieren zu können, findet in dem weiteren Verhalten Bismarcks gegenüber Braunschweig eine Widerlegung. Man hat damals in Preußen daran gedacht, daß früher oder später Braunschweig doch an Preußen fallen würde. Bei der Erörterung der Frage, in welchem Umfange Preußen nach einem siegreichen Feldzuge Annexionen fordern könne, wurde nämlich zeitweise erwogen, eine „Anerkennung unserer Sukzessionsansprüche auf Braunschweig"[2] durch Hannover aussprechen zu lassen oder „von Hannover Ostfriesland und die dereinstige Thronfolge in Braunschweig" zu fordern[3]. Im übrigen beschränkte sich nach Bismarcks eigenem Ausspruch das politische Bedürfnis Preußens „auf die Disposition über die Kräfte Norddeutschlands in irgend einer Form"[4]. Was man vorläufig erreichen konnte und wollte, war die Abberufung der Vertreter der Kleinstaaten am Bunde, um den Bund völlig zu sprengen und so die moralische Position Preußens zu stärken, und der Anschluß der kleinstaatlichen Kontingente an das preußische Heer. Dem entsprach denn auch die weitere Behandlung des zu gewinnenden braunschweigischen Verbündeten.

[1] Original in den Akten des Auswärtigen Amtes.

[2] Instruktion des Grafen Bismarck an den preußischen Gesandten in Paris, Grafen Goltz, dd. Hauptquartier Pardubitz, 9. 7. und Hohenmauth, 10. 7. (zit. nach Hopf, „Die deutsche Krisis", S. 304).

[3] Von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches. Bd. V, S. 210.

[4] Instruktion an den Grafen Goltz a. a. O.

Am 19. 6. wurde der für Oldenburg und Braunschweig bestimmte außerordentliche Gesandte Prinz zu Ysenburg beauftragt, bei dem braunschweigischen Ministerpräsidenten mittelst Note die Erwartung auszusprechen, „daß ihr bisheriger Vertreter in Frankfurt sich nicht ferner an der Tätigkeit einer Versammlung beteiligen werde, welche lediglich das Organ einer gegen Preußen bereits im Kriege begriffenen Coalition ist“[1]. Noch am gleichen Tage wurde der Prinz schleunigst nach Berlin beordert, um seine Instruktionen für einen Besuch in Braunschweig zu empfangen[2].

Am Nachmittage des 22. 6. gelang es ihm, „eine mehrstündige Unterredung mit dem Herzoge zu haben, zu der schließlich auch Minister von Campe hinzugezogen ward“[3]. Wie das königliche Handschreiben vom 17. 6. war auch die Sprache des preußischen Gesandten auf das militärische Ehr- und Traditionsgefühl des Herzogs abgestimmt. Nachdem der Prinz sich nämlich „mit größter Unumwundenheit“ über die vom Herzoge „Preußen und der Kriegsfrage gegenüber einzunehmende richtige Stellung“ ausgesprochen hatte, bedauerte er es, „wenn nicht auch in diesem Kriege der Sohn und Enkel der Braunschweiger Helden-Herzöge mit seiner Truppe auf Preußens Seite stände, sondern statt dessen die Braunschweigischen Waffen ganz ungezückt verbleiben und dem Roste preisgegeben werden sollten“[4]. In der Tat schien der Gesandte dem Herzoge hiermit „zu Herzen gesprochen“ zu haben; denn ihm „die Hand schüttelnd, ging er denn auch in eine ganz vertrauliche Besprechung“ mit ihm ein. Indessen versuchte dabei der Herzog dem Gesandten die Initiative zu entwinden. Indem er sich hinter seinen Pflichten gegenüber dem hannoverschen Welfenhause verschanzte, erklärte er es „für eine moralische Unmöglichkeit“, seine Truppen gegen die hannoversche Armee fechten zu lassen[5]. Obwohl es sich hierbei mehr um Rücksichten aus

---

[1] A. d. A. A. Bismarck an die Gesandten bei den Kleinstaaten. Berlin, 19. 6. 66.

[2] A. d. A. A. Telegramm. Berlin, 19. 6. 66.

[3] A. d. A. A. Prinz zu Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 22. 6. 66. — Der Prinz traf um 12½ Uhr, von Berlin kommend, ein, stieg in Schraders Hotel ab und fuhr sofort zum herzoglichen Schloß. (D. R.-Ztg., 23. 6. 66.)

[4] A. d. A. A. a. a. O.

[5] A. a. O.

geschichtlicher Tradition, als um eine persönliche Sympathie für den König Georg handelte — „das beiderseitige Verhältnis war vielmehr ziemlich gespannt“[1] —, erkannte der Gesandte dieses Argument doch an. Denn der Herzog „vereinbarte hiernächst“ mit ihm „wörtlich folgende vorläufige Punctation: ‚In diesem Augenblick, und so lange die Hannoversche Armee noch besteht, bleiben Seine Hoheit der Herzog bey der Erklärung vom 18. d. Mts., die Prinz Ysenburg inzwischen ihrem Inhalte nach für Preußen dankbarlichst acceptiert hat; dann aber, wenn die Hannoversche Armee zu existieren aufgehört hat, würden Seine Hoheit bereit seyn, einen außerordentlichen Landtag zu berufen, um den in der Preußischen Note vom 16. d. Mts. proponierten Bündnisvertrag zur Zustimmung vorzulegen, und nach Zustimmung der Landesversammlung den mehrgedachten Bündnisvertrag ratificieren‘.“[2]

„Diese Punctation mußte der nachträglich hinzugerufene Minister von Campe prüfen, und, nachdem selbiger sich damit einverstanden erkläret, sie sogleich zu den Akten nehmen.“ Der Herzog bat, daß die Punktation, falls Bismarck damit zufrieden sein sollte, „wörtlich in die offizielle Antwort aufgenommen“ werden möchte[3].

Auf die zweite Forderung des Prinzen Ysenburg, der braunschweigische Vertreter in Frankfurt solle sich nicht mehr an der Tätigkeit einer Versammlung beteiligen, „welche lediglich das Organ einer gegen Preußen bereits im Kriege begriffenen Koalition sei“, erwiderte der Herzog ausweichend, „daß während des Krieges er den Bund jedenfalls für factisch aufgelöst halte“; der Gesandte in Frankfurt sei angewiesen, in allen Fällen, in denen Instruktionen von Braunschweig aus nicht erteilt würden, sich der Abstimmung zu enthalten. Seit dem 13. 6. sei keine Instruktion wieder nach Frankfurt abgelassen worden und werde auch sicherlich keine mehr gegeben werden[4].

Bei der großen Bedeutung, die man in Preußen aber gerade dem raschen militärischen Anschluß der kleinstaatlichen Kon-

[1] Kulemann, „Politische Erinnerungen“, S. 12.

[2] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 22. 6. 66.

[3] A. a. O. — Geschah in der Note Bismarcks an das braunschweigische Staatsministerium. Berlin, 24. 6. 66. (A. d. A. A.)

[4] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 22. 6. 66.

tingente beimaß — der Herzog selbst schätzte das braunschweigische Kontingent nach erfolgter Mobilmachung auf 3090 Mann mit 6 Geschützen[1] —, ist es daher um so bemerkenswerter für die von Bismarck gegenüber Braunschweig verfolgte Politik der Mäßigung, daß er sich mit den vorläufigen Abmachungen zwischen dem Herzog und dem preußischen Gesandten zufrieden erklärte. Hierzu mag ihn in erster Linie die Rücksichtnahme des Königs auf den Herzog bestimmt haben. Denn in der Antwortnote an das braunschweigische Staatsministerium sagt er über die Vorschläge des Herzogs vom 22. 6.: „Seine Majestät der König, mein allergnädigster Herr, haben mit Befriedigung hierin den Ausdruck der freundschaftlichen Gesinnungen, welche Sie bei Seiner Hoheit dem Herzoge zu finden hoffen durften, erkannt und mir befohlen, Allerhöchst Ihr Einverständnis damit auszusprechen[2]." Bei der ganzen früheren Politik der braunschweigischen Regierung sah er aber auch persönlich in der Abstimmung Braunschweigs am 14. 6. beim Bunde und in dem Versprechen der Note vom 18. 6., sich nicht auf die Seite der Feinde Preußens zu stellen, eine „Annäherung" und war dadurch „in erfreulicher Weise berührt"[3]. Da Braunschweig außerdem nicht nur die Grundzüge zur neuen Bundesverfassung als eine geeignete Grundlage anerkannte, sondern sich auch bereit erklärt hatte, zur Verwirklichung einer deutschen Verfassung auf dieser Grundlage mitzuwirken, so scheint er hinter dem Wunsche des Herzogs, seine Truppen nicht mobilisieren zu brauchen, so lange die hannoversche Armee noch im Felde sei, keine prinzipiellen Widerstände mehr vermutet zu haben.

Dem entspricht es auch, wenn er schon am 24. 6. den Prinzen Ysenburg beauftragte, er solle die braunschweigische Regierung auffordern, mit den Vorbereitungen für die kommenden Parlamentswahlen („Abgrenzung der Wahlkreise und Wahlbezirke") zu beginnen[4]. Zu gleicher Zeit wollte er in der betreffenden Note „auch angedeutet sehen, daß die Regierung Seiner Majestät des Königs die Hoffnung nicht aufgibt, es werde

[1] A. a. O.

[2] A. d. A. A. Bismarck an das braunschweigische Staatsministerium. Berlin, 24. 6. 66.

[3] A. d. A. A. Bismarck an Prinz Ysenburg. Berlin, 24. 6. 66.

[4] A. a. O.

Braunschweig, getreu den Traditionen des Herzoglichen Hauses und Landes bald als Verbündeter und Kampfgenosse an der Seite des Staates stehen, dessen Geschicke es in den ruhmwürdigsten Zeitepochen in ehrenvoller Weise geteilt habe“[1].

Bald sollten ihn die ferneren Berichte des Prinzen, der sich seines Auftrages an die braunschweigische Regierung am 26. 6. von Oldenburg aus schriftlich erledigte[2], belehren, daß er sich in der Beurteilung der vom Herzoge mit der „Punctation“ verfolgten Absichten getäuscht hatte.

Die „Rückäußerung“ der braunschweigischen Regierung nämlich, welche vom 2. 7. datiert ist, aber erst verspätet in Bismarcks Hände gelangte, weil sie in Oldenburg eintraf, während der Prinz sich zum zweiten Male in Braunschweig befand, verriet „augenscheinlich die Absicht weiteren Lavierens“[3]. Dieses „sehr auf Schrauben gestellte“[4] Schriftstück erlaubte sich „ganz ergebenst zu erinnern“, daß die preußischen Grundzüge zu einer Bundesreform „selbst zur wesentlichen Voraussetzung haben, daß eine hinreichende Anzahl Deutscher Regierungen sich an dem aufzurichtenden neuen Verfassungswerke betheilige“[5]. Die braunschweigische Regierung bat daher zunächst um eine gefällige Mitteilung über die an jenen Verhandlungen teilnehmenden Regierungen, „da von deren Anzahl die erfolgreiche Ausführung (der Bundesreform) mit abhängig scheint“. Zu gleicher Zeit verschanzte sie sich hinter der verfassungsmäßig vorgeschriebenen Zustimmung der Landesversammlung[6].

Bismarck erblickte in dieser Note „nur einen Versuch, Zeit zu gewinnen“. Trotzdem fand er kein Bedenken darin, „der herzoglichen Regierung eine Zusammenstellung derjenigen Regierungen mitzuteilen, welche ihre Teilnahme zugesagt haben, jedoch mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß ihre eigene Entschließung nicht davon abhängig gemacht werden dürfe, und daß die Königliche Regierung mit Bestimmtheit erwarte, daß die Einleitungen zu den Wahlen für den deutschen Reichstag

[1] A. a. O.
[2] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Oldenburg, 26. 6. 66.
[3] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Oldenburg, 8. 7. 66.
[4] A. a. O.
[5] A. d. A. A. Von Campe an Prinz Ysenburg. Braunschweig, 2. 7. 66.
[6] A. a. O.

ohne Verzug getroffen werden"[1]. Er konnte den Wunsch der braunschweigischen Regierung um so eher erfüllen, als dies zu einem Zeitpunkte geschah, „in welchem alle norddeutschen Staaten, die sich nicht im Kriegszustande gegen Preußen befunden haben oder noch befinden, dem Bündnis ohne ähnliche Verklausulierung beigetreten" waren „und großenteils auch die Vorbereitung zu den Parlamentswahlen bereits getroffen" hatten[2].

Wenn also die braunschweigische Regierung noch am 2. 7., zu einer Zeit, wo die hannoversche Armee bereits kapituliert hatte, ihre Zustimmung zum Bündnis mit Preußen zu verklausulieren suchte, so muß die Punktation vom 22. 6., abgeschlossen, als die hannoversche Armee noch völlig intakt war, eine ganz andere Bedeutung als die der bloßen pietätvollen Rücksichtnahme auf das verwandte welfische Haus gewinnen. Sie diente dazu, Zeit zu gewinnen, die Entscheidungen auf den Kriegsschauplätzen abzuwarten und ein Ausrücken der Truppen möglichst weit hinauszuschieben. Der Herzog soll „fest auf den ‚unfehlbaren' Sieg der österreichischen Armee gerechnet haben"[3]. Für diesen Fall durften die Versprechungen, welche man unter dem preußischen Drucke geben mußte, möglichst wenig bindend und endgültig sein. Vor allem aber mußten die Truppen von der Verbindung mit der preußischen Armee ferngehalten werden.

Vom Standpunkte des Herzogs aus muß daher die Punktation vom 22. 6. als ein Erfolg seiner Politik gewertet werden. Er hatte das Maximum des Möglichen erreicht. Es war ihm gelungen, sich vor dem preußischen Drängen noch einmal auf eine allerdings letzte Position zurückzuziehen. Von den Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze hing es ab, ob er sie behaupten würde.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1] A. d. A. A. Bismarck an von Werther (stellvertretender Minister des Auswärtigen). Brünn, 15. 7. 66.

[2] A. d. A. A. von Werther an das braunschweigische Staatsministerium. Berlin, 19. 7. 66. — Die mitgeteilte Liste der teilnehmenden Staaten enthielt: Oldenburg, Hansastädte, alle thüringischen Staaten außer Reuß ä. L. und Meiningen, Waldeck, Lippe, Schaumburg-Lippe, Anhalt, beide Mecklenburg.

[3] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 5. 7. 66.

Kleine Mitteilungen.

Aus der politischen Werkstatt Philipps des Großmütigen.

In einer Denkschrift des Würzburger Archivars Lorenz Fries findet sich folgender Satz über Philipp den Großmütigen:

„ain jeder disen man forchtet wie ain schlagenden gaul."

Als Fries diese Worte schrieb, schmachtete Landgraf Philipp bereits ein Jahr in Gefangenschaft. Wie muß der Politiker Philipp von Hessen seine Umwelt überragt haben, daß selbst der Gestürzte noch solche Furcht einflößte! Philipp der Großmütige war der erste und der letzte hessische Landgraf, der in der Welt der großen Politik ein Wort mitzureden hatte. Überall, in ganz Europa, hatte er seine Fäden geknüpft. Kein deutscher Fürst der Zeit verfügte über so trefflich geschulte Diplomaten und Agenten wie er.

Unsere Heimat ist durch den Darmstädter Oberamtmann Alexander von der Tann mit diesem Kreis der politischen Vertrauten des großen Landgrafen verbunden; sie war Schauplatz wichtiger politischer Ereignisse. Davon soll die Rede sein.

Der Donaufeldzug der schmalkaldischen Verbündeten war durch eigne Schuld gescheitert. Darmstadt, dessen Befestigungen schon damals militärisch wertlos waren, besaß die Tollkühnheit, dem kaiserlichen Feldherrn Maximilian d'Egmont Graf von Büren zu trotzen. Es wurde nach tapferer Gegenwehr im Sturm genommen. Der Grimm des Siegers richtete sich besonders gegen das landgräfliche Schloß, aber auch die Stadt hat damals erheblichen Schaden gelitten. Viele Häuser wurden durch Beschießung und Feuer zerstört. Die Rechnungen berichten von großen Ausbesserungsarbeiten.

Das Haus des Oberamtmanns Alexander von der Tann, das am Markt lag, mußte ebenfalls 1547 instand gesetzt werden. Um so auffälliger ist es, daß von der Tann im Februar 1551 das eben hergerichtete Haus verließ und in das Alsbacher Schloß übersiedelte. Aus den Rechnungen geht hervor, daß von der Tann nicht aus Gründen der Bequemlichkeit umzog. Wir finden Belege dafür, daß von der Tann einer der Spieler in dem Spiel gewesen ist, das mit dem Vertrag von Friedewalde endete, d. h. mit der Preisgabe der drei deutschen Bischofsstädte Metz, Toul und Verdun an Frankreich. Es ist

bekannt, daß Alexander von der Tann von den Verschwörern im Juli 1551 beauftragt wurde, die Geheimkorrespondenz mit Frankreich zu vermitteln. Die Darmstädter Rechnungen beweisen, daß der Darmstädter Oberamtmann von der Tann viel früher mit dieser gefährlichen Aufgabe betraut worden war.

Um den Anteil Hessens an der Fürstenverschwörung von 1551 richtig abgrenzen zu können, müssen wir uns vor allem mit dem Problem Moritz von Sachsen auseinandersetzen.

Erich Brandenburg hat das Verdienst, zuerst die politische Begabung des vielumstrittenen sächsischen Kurfürsten wenigstens für seine Jugendzeit angezweifelt zu haben. Während alle Forscher der neunziger Jahre — damals erschien Brandenburgs Buch — Moritz von Sachsen für einen schlauen, staatsmännisch veranlagten Diplomaten hielten, schilderte Brandenburg ihn als unvorsichtig dreinfahrend, bald von den älteren Räten, bald von Landgraf Philipp abhängigen Menschen. Brandenburgs Auffassung wurde zunächst von der Forschung abgelehnt. Man übersah, daß wohl keiner sich so tief in den Stoff eingearbeitet hatte, wie er. Nach der heute herrschenden Meinung ist es zweifelhaft, ob der Fortgang des Aufstandes den kurfürstlichen Wünschen entsprach, und ob der frühe Tod des Sachsen wirklich einen Aufstieg, nicht einen Zusammenbruch verhindert hat.

Ich habe den Eindruck, daß Brandenburgs zweifelndes Urteil über den jugendlichen Moritz von Sachsen auch für den reifen Mann zutrifft. Was dem oberflächlichen Beobachter als ein bewußtes verwegenes Doppelspiel erscheint, kann auch ein Schwanken zwischen verschiedenen Einflüssen gewesen sein. Es ist bemerkenswert, daß der hervorragendste Staatsmann des Kurfürsten Moritz von Sachsen, Christoph von Karlowitz, bis zuletzt Gegner des Fürstenaufstandes war. Vor dem schmalkaldischen Kriege war es Karlowitz gelungen, seinen Herrn, gegen dessen Willen, für den Kaiser zu gewinnen. Die Hoffnung oder die Sorge, Moritz werde auch jetzt im letzten Augenblick zurückschrecken, war berechtigt. Die beiden großen Politiker der Zeit, Karl V. und Philipp von Hessen, teilten sie, und diese beiden verstanden sich auf Menschen.

Daß Moritz von Sachsen den Weg wider alles Erwarten bis zum Ende ging, ist das Verdienst oder die Schuld Hessens.

Hessen gab dem Zaudernden zwei starke Hilfen: die leidenschaftlichen Mahnungen und Drohungen des gefangenen, verehrten, gefürchteten Philipp von Hessen und das feingeschliffene, gefährliche Werkzeug der hessischen Diplomatie.

Es würde zu weit führen, auf alle Einzelheiten der Vorgeschichte des Vertrags von Friedewalde einzugehen. Wir stellen nur zwei Fragen:

Ist der von Cornelius vertretene Satz, die ganze Politik des Kurfürsten Moritz von Sachsen sei nur von der Angst vor seinem Vetter Joh. Friedrich bestimmt worden, richtig?

Was veranlaßt den Kurfürsten auch nach Beseitigung dieser Furcht mit Frankreich zu unterhandeln?

Dazu ist zu sagen:

Um die Ernestiner matt zu setzen, hätte es des Bundes mit Frankreich nicht mehr bedurft. Das Abkommen von Dresden vom 20. Februar 1551 hatte die Ernestinische Gefahr bereits gebannt. Als Bedingung des Vertrags von Dresden wurde ausgesprochen und anerkannt, daß die jungen Herren von Weimar, Joh. Friedrichs Söhne, dem Fürstenbunde beitreten, nachdem sie vorher über ihre Irrungen mit Moritz sich verglichen haben. Die Fürstenversammlung von Torgau (22. Mai 1551) vollendete den Sieg des Albertiners über die Ernestiner. Das Dresdner Bündnis wurde in Torgau von den versammelten Fürsten ohne Rücksicht auf die Ernestiner bestätigt, ja es wurde beschlossen, sie als Feinde zu betrachten, wenn sie nicht zum Bunde zu bewegen seien und eine Neutralitätserklärung ablehnten.

Warum ging Moritz trotzdem weiter? Sein Ziel war doch erreicht, die Ernestiner waren ausgeschaltet, er der Führer des mächtigen Fürstenbundes.

Warum ging Moritz trotzdem weiter?

Weil Philipp von Hessen, der Gefangene des Kaisers, die beispiellose Kühnheit besaß, gerade in diesem entscheidenden Augenblick dem Zagenden zu drohen, die ganze Verschwörung dem Kaiser zu verraten, wenn nicht endlich gehandelt würde.

Ich gebe den Brief Philipps im Wortlaut:

> „Lieber Sohn, Ich ermane Dich aller liebe, trewe und gehorsams, unnd daß Ich Dir der 2 Kurfürsten Obligation vertrawe, du wollest die 2 K. zu Inhalten pringen unnd dringen unnd, so sie nit Inhalten, sie mit ausschreiben eins ufs ander also lange treiben, bis du sie zu Inhalten pringest unnd sie uffs eilends einmanen one uffhalt uffs allerlengst, daß sie Inhalten den XV. Maio gewiß unnd In nit lenger Zeitt geben“ ..... Solt Ich aber von Dir verlassen werden unnd H.M.K. nit Inhalten auch sonst meine erledigung nit zu ende pringen unnd alwege seins nutzens wartten unnd mich verlassen, der Ich auff sein trawen unnd glauben dahin in die noth kommen, werde Ich geursacht Keyserlicher Mt. antzutzeigen, was Morman an Dich gelangen lassen, unnd Du mir geschrieben ..... wilchs noch vorhanden. Wils aber nit thun, es dringe mich dan die höchste noth unnd daß Ich sehe von Euch allen verlassen.
>
> Bringe die 2 K. aufs eilends zu Inhalten unnd lasse dirs niemants wehren, er sei, wer er wol.



Ob man Dir trawet mich zu doetten unnd Dich zu überziehen unnd daß man mich auch schon in Spania schickt, lass Dichs nicht Irren. Bringe die 2 K. zu Inhalten uffs eilendst, so wirdt mir geholffen.

Datum 7. Martii Anno 1551."

Philipp, Landgraf zu Hessen.

Philipp wendet hier ein bewährtes Druckmittel an. So hatte er den Widerstand der jugendlichen Marg. v. der Saale gebrochen durch die Drohung, ihre Liebesbriefe zu veröffentlichen und sie dadurch vor der Welt bloß zu stellen. So hatte er Luther und Melanchthon auf seine Seite gezwungen, als die Doppelehe ruchbar geworden war. Er ließ den Reformatoren bestellen, er werde, wenn sie ihn im Stich ließen, ihre geheimen Gutachten dem Richter vorlegen. Philipp von Hessen, der Politiker, kannte die Menschen. Er wußte, daß sein Schwiegersohn Moritz von Sachsen Tag und Nacht von der Angst bedrückt wurde, das Spiel könne verraten sein. Selbst Cornelius gibt das zu. Im Herbst 1550 wagte Moritz von Sachsen nicht auf dem Reichstag von Augsburg zu erscheinen aus Furcht, die Briefe, die er nach Frankreich geschickt hatte, könnten aufgefangen worden sein. Er deutete gewisse Nachrichten im gefährlichsten Sinn. Philipp der Großmütige — der streng überwachte Gefangene des Kaisers — schrieb um diese Zeit an seine Räte: „Wolt nit so vertzagt leuthe herschickenn, die nichts an euch von mir nehmen wollen."

Es ist gewiß kein Zufall, daß die humanistisch gebildeten Diplomaten in dem geheimen Briefwechsel dem Hessen den Decknamen Hektor gaben, während Moritz Numitor hieß. Und dieser ängstliche, das Schicksal Numitors befürchtende Moritz von Sachsen hatte die Unvorsichtigkeit begangen, seine geheimen Verhandlungen mit Frankreich durch hessische Mittelspersonen führen zu lassen, obwohl Hessen erst im Dezember 1550 sich der Verschwörung anschloß. Er war dazu gezwungen gewesen, da er keinerlei Verbindung mit der Großmacht besaß, die allein Karl V. entgegentreten konnte. Hessen stand mit Frankreich seit Jahren in Beziehung. Schon die Rückführung Ulrichs von Württemberg, der erste Hieb gegen die Macht Habsburgs, war mit französischem Gelde vollendet worden.

Moritz von Sachsen hatte zu geheimsten Verhandlungen die Diener des rücksichtslosen Politikers Philipp von Hessen benutzt und trotzdem gewähnt, noch freie Hand zu haben. Nach dem Tag von Dresden (20. Februar 1551) nahm der Sachse Frankreich gegenüber eine abwartende Haltung ein, während König Heinrich II. von Frankreich zum Abschluß drängte. In diesem kritischen Augenblick der Verschwörung griff die hessische Diplomatie entschlossen ein. Wir haben vorhin schon erwähnt, daß Alexander von der Tann

im Februar 1551 von Darmstadt nach dem Alsbacher Schloß übersiedelte. Die hochpolitischen geheimen Geschäfte, die er zu erledigen hatte, vertrugen keine Zeugen. Auf dem Bergschloß Bickenbach war die Gefahr, beobachtet zu werden, geringer, als in der Stadt Darmstadt. Zwischen dem 19. März und dem 21. April 1551 fertigte Alexander von der Tann von hier aus den ersten Boten in das „Franzosenlager" ab. Es war ein Darmstädter Bürger namens Bock.

Die Kellereirechnung überliefert, daß er 4 fl. 20 albus „zu Zerunge" erhielt. Anfang Mai (vor 19. Mai) ging ein zweiter Bote, diesmal ein Zwingenberger namens Madern, nach Frankreich ab. Offenbar bemühte sich die hessische Diplomatie die Verbindung mit Frankreich nicht abreißen zu lassen. Ihre Mühe wurde gelohnt.

Anfang Mai — Moritz von Sachsen gefiel sich immer noch in der Rolle des Zurückhaltenden — fanden in der unmittelbaren Nähe Darmstadts, auf dem Alsbacher Schloß, Verhandlungen zwischen Hessen und Frankreich statt. Wir besitzen über den Inhalt der Besprechung keine Akten. Das pol. Archiv Philipps des Großmütigen enthält nichts darüber — aber die Rechnungen verraten uns doch mancherlei.

In den Darmstädter Kellereirechnungen findet sich stets ein Kapitel „Ausgabe Gelt der Zerunge beim Oberamptmann geschen". Gewöhnlich handelt es sich um die Verpflegungskosten für die landgräflichen Unterbeamten, z. B. die Keller, die zur Rechnungsprüfung vor dem Oberamtmann erscheinen müssen. Im Mai 1551 ist es anders. Ich gebe die betreffende, leider nicht datierte Stelle im Wortlaut:

„48 Mal, der Zeit was der König von Frankreich vorhanden" und der nächste Eintrag: „69 Supen .... und schlaffdruncke. Idem." Nun wird man kaum annehmen dürfen, daß König Heinrich II. von Frankreich selbst zugegen war. Es handelt sich wohl nur um eine Gesandtschaft.

Der Umstand, daß 48 Mittagessen und 69 Abendessen und Schlaftrünke ausgegeben wurden, zeigt, daß nach der Ankunft der Franzosen noch 21 Personen im Alsbacher Schloß eintrafen und über Nacht blieben. Eine sehr wichtige Tatsache; denn sie scheint mir zu beweisen, daß das Alsbacher Schloß Verhandlungsort war. Hätten die Franzosen ihre Reise fortgesetzt, müßten die Rechnungen irgendeine Spur von ihnen enthalten. Es findet sich jedoch nirgends ein Hinweis in den Akten. Auch wäre es höchst unklug gewesen, eine geheime Gesandtschaft um 21 Reiter zu vermehren, also noch mehr Aufsehen zu erregen. Über den Gegenstand der Verhandlung können wir nur Vermutungen aufstellen. Fest steht das eine: Am Ende des Monats Mai war der tote Punkt überwunden. Am 15. Mai wurde die Instruktion

für den Gesandten ausgefertigt, der im Auftrag des eben geschlossenen Torgauer Bundes mit König Heinrich verhandeln sollte.

Wie stark der Botenverkehr auf dem Alsbacher Schloß 1551 war, möge folgender Vergleich der Verpflegungsausgaben für Besucher des Oberamtmanns in verschiedenen Jahren zeigen. Im Jahre 1553 wurde nur ein Siebentel, im Jahre 1554 noch nicht ein Zwölftel der Ausgaben von 1551 erreicht. Zu einem ähnlichen Ergebnis führt ein Vergleich der Reisespesen des Darmstädter Oberamtmanns in den Jahren 1551/52 und 1553/54, 1551/52 sind die Spesen dreimal so hoch als 1553/54. Alexander von der Tann war unermüdlich. Auf einer großen Fahrt nach Süddeutschland verhandelte er u. a. mit Ott Heinrich von Neuburg und dem Augsburger Politiker Jacob Herbrot.

Hessische Hände haben das Fangnetz knüpfen helfen, in das sich Karl V. schließlich verstrickte. Unsre Heimat war Schauplatz wichtiger Verhandlungen mit Frankreich. Sie hat dafür büßen müssen. Mit dem Verlust von Metz, Toul und Verdun beginnt die lange Leidenszeit der deutschen Rheinlande.

Als 1635 französische Soldaten die Obergrafschaft verwüsteten, als Darmstadt Unsagbares zu erdulden hatte, schrieb Landgraf Georg II.: „Gott verzeihe es denjenigen, welche durch Lockung frembder nationen ins heylige Römische Reich so viele schwere extrema verursachen .....“

So verständlich diese Anklage ist, so ungerecht ist sie. Die Neutralitätspolitik Georgs II. war gewiß keine Lösung. Ernst von Mansfeld hat sie einmal sehr treffend gekennzeichnet. „Die Eurem Fürsten zur Neutralität geraten,“ meinte der Kriegsmann, „haben wie Narren gethan. Zwischen dem Kayser undt König zu Frankreich neutral zu sein, hat sehr viel auff sich, muß ein Mechtiger und solcher sein, der sein Land nicht also zerstreuet habe, sondern beiden partheien gewachsen, daß er Ihnen wohl zusehen könne, undt, so ihm einer oder ander touchiere, beiden gewachsen sein. Was ist es mitt den Räthen undt schreibern als pippen pappen.“ Neutralitätspolitik war also keine Lösung. Man mußte Partei ergreifen, aber für wen? Daß diese Frage erhoben werden konnte, daß sie erhoben werden mußte, ist deutsches Schicksal. Die stetig fortschreitende Unterhöhlung der Reichsgewalt im 11., 12. und 13. Jahrhundert und das damit in Wechselwirkung stehende Wachsen der vom Ganzen fortstrebenden Mächte des territorialen Fürstentums haben das Gift erzeugt, an dem unser Volk damals und heute krankt.

Die Tat der Verschwörer von 1551 hat großes Unglück über Deutschland gebracht.



Historische Betrachtung wird sich jedoch davor hüten müssen, sie als die Schuldigen hinzustellen. Das Nationalgefühl der Deutschen war noch nicht erwacht.

Die Begeisterung, die 1474 im Neußer Krieg die Reichsstände vorübergehend zum Schutze der Westmark geeint hatte, war längst verraucht. 1519 dachte die Mehrzahl der deutschen Fürsten ernstlich daran, die Kaiserkrone dem französischen König zu überlassen. Das Eingreifen Friedrichs des Weisen rettete dem Hause Habsburg den Thron, doch auch Karl V. war deutsches Wesen fremd. Seine Politik ist schuld daran, daß es schließlich zu dem verhängnisvollen Bündnis der Torgauer mit Frankreich kam. Karl V. hatte den Bogen überspannt. Landgraf Philipp von Hessen war noch 1549 für Unterstützung des Kaisers im Falle eines Krieges mit Frankreich eingetreten.

„ain jeder disen man forchtet wie ain schlagenden gaul." Dieses Wort des klugen Lorenz Fries, das wir an den Anfang unserer Betrachtung stellten, es hatte auch Geltung für den mächtigen Kaiser, für den Kaiser, in dessen Reich die Sonne nicht unterging. Kaiser Karl V. hatte mit dem sicheren Instinkt des Todfeindes in Philipp, dem kleinen hessischen Landgrafen, die Kraftquelle erkannt, die ihm gefährlich werden konnte. Er hatte gewähnt, den Gegner durch harte Gefangenschaft matt setzen zu können. Vergebens! Der Gefangene fand Mittel und Wege, aus seinem Gefängnis den Stein zu schleudern, der die Lawine löste, die Karls Macht begrub.

Darmstadt. Adolf Müller.

Ein Brief Esaias Pufendorfs an seinen Bruder Samuel.

Konrad Varrentrapp, der mit schönem Erfolg den Briefen Samuel Pufendorfs nachgespürt hat, bedauert, daß die Nachforschungen nach der Korrespondenz Samuels mit seinem älteren Bruder Esaias erfolglos geblieben seien[1]. Das einzige bisher bekannte und schon öfters gedruckte Schreiben Samuels an den Bruder vom 24. Februar 1681[2] ist durchaus unpersönlich gehalten. Es handelt über die Demonstratio evangelica des Peter Daniel Huet, die ihm von Esaias zugesandt worden war, aber es besagt nichts über das Verhältnis der beiden Brüder, die in enger geistiger Verbundenheit standen. Dies bezeugen außer den Briefen Samuels an Adam Rechenberg[3],

---

[1] Hist. Zs. 70 (1893) 8.

[2] Z. B. Chr. M. Pfaff, Introductio in Hist. Theologiae litt. 1, 398—402; vgl. Hist. Zs. 70, 8 Anm. 1.

[3] Hist. Zs. 70, 24 und 205.

an Christian Thomasius[1] und Gottfried Wilhelm Leibniz[2] auf der einen, denjenigen des Esaias an Adam Rechenberg[3] und den Eintragungen in seinem Wiener Tagebuch[4] auf der anderen Seite vor allem die Worte, mit denen Samuel Pufendorf dem Bruder die Ausgabe seiner „Dissertationes academicae selectiores"[5] widmete[6]. Aus ihnen sprechen herzliche Dankbarkeit und Verehrung: „Tuae enim cum primis sollicitudini debeo, quod florentibus annis non defuit occasio exquisitiorem ingenii cultum capessendi, ex quo quicquid dein fortunae obtigit promanavit. Tuo quoque praecipue hortatu in publicum prodire et seculi favorem non desperare ausus sum, quem alias nimia frontis teneritas perpetua obscuritate sepultura fuerat."

Im Herbst 1650 bezog Samuel Pufendorf die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Doch wird er unter dem Einfluß des älteren Bruders, der damals als junger Magister über die verschiedensten, vornehmlich jedoch über rechts- und staatswissenschaftliche Themen Vorlesungen und Disputationen hielt[7], den Kreis seiner Studien erweitert haben. Und nach Beendigung seiner Studien, als er nach einem für seine geistige Entwicklung bedeutungsvollen Aufenthalt in Jena, in täglichem Umgang verkehrend mit dem von Descartes beeinflußten berühmten Mathematiker Erhard Weigel, im Frühjahr 1658 nach Leipzig zurückgekehrt war, um eine Anstellung zu suchen, wandte er sich an den Bruder. „Ich weis auch nicht", schrieb er rückblickend am 7. Januar 1693 an Christian Thomasius[8], „ob ichs MhHn für diesem erzehlet habe, daß Halle für mich ein locus fatalis gewesen. Denn man wolte anno 1658 mir daselbst einen dienst, vnd eine fraue geben. Weil mir aber beydes nicht anstund, bath ich meinen Sehl. Bruder[9] umb Gottes willen, er möchte mir anderwerts gelegenheit schaffen." Esaias Pufendorf

[1] Emil Gigas, Briefe Samuel Pufendorfs an Christian Thomasius. Hist. Bibliothek, Bd. 2 (1897) 14. 26. 41 und 72.

[2] Hist. Zs. 70, 50f. und 225.

[3] Vgl. Hist. Zs. 70, 21 Anm. 1 und 2 und Paul Meyer, Samuel Pufendorf. Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens. Schulprogramm Grimma 1894. S. 13 Anm 1.

[4] Vgl. Osw. Redlich, Das Tagebuch Esaias Pufendorfs in: M.J.Ö.G. 37 (1917), 593 ff.

[5] Upsala 1677.

[6] Darauf hat vor allem P. Meyer a. a. O. S. 13 hingewiesen.

[7] Vgl. Joh. P. Ludewig im Eulogium zur Ausgabe der „Opuscula" des E. von Pufendorf (Halle 1700) pag. VIII seq. und H. v. Treitschke, Histor. und polit. Aufsätze 4 (1897) 213f.

[8] Gigas a. a. O. S. 72.

[9] E. v. Pufendorf starb am 5. Sept. 1689 als dänischer Gesandter am Reichstag in Regensburg.

war nach kurzer Lehrtätigkeit in Leipzig 1653 nach Jena gegangen[1] und hatte hier bald die Leitung der Studien des jungen Grafen Otto Wilhelm von Königsmark, eines Sohnes des schwedischen Generalfeldmarschalls Hans Christoph von Königsmark, übernommen. Er mag ihn wohl auf seinen ausgedehnten Reisen[2] begleitet haben; durch ihn jedenfalls trat er in Beziehung zu den maßgebenden politischen Kreisen Schwedens. 1658, als Samuel Pufendorf des Bruders Unterstützung anrief, weilte er in der Umgebung Peter Julius Coyets, des damaligen schwedischen Gesandten in Kopenhagen. Und Esaias' Bemühungen für den Bruder waren erfolgreich: am 31. März konnte er ihm mitteilen, daß P. J. Coyet ihm die Erziehung seiner Kinder anvertrauen wolle, konnte er ihm durch diese Verbindung mit dem schwedischen Gesandten glänzende Aussichten für eine wissenschaftliche Laufbahn in Schweden eröffnen. Eindringlich riet er zur sofortigen Reise nach Kopenhagen.

Dieser — bisher nicht bekannte — Brief Esaias Pufendorfs an seinen Bruder Samuel vom 31. März 1658, dem am 7. April ein zweiter Brief gleichen Inhaltes folgte, sei, da er im Leben Samuel Pufendorfs eine entscheidende Wendung herbeiführte[3], da er das Verhältnis der beiden Brüder von neuem beleuchtet, und da er für die wegen Mangel an Quellen noch recht umstrittene Beurteilung der Persönlichkeit Esaias Pufendorfs[4] einen Beitrag zu liefern vermag, im folgenden unverkürzt wiedergegeben. Beide Briefe, von denen der erste auf der Adressenseite die Nummer 24, der zweite, vom 7. April, die Nummer 8 trägt, befinden sich zusammen mit einer Abschrift der von Bruno Schirrmacher herausgegebenen Denkschrift Esaias Pufendorfs über den Zustand des Königreichs Schweden im Jahre 1682[5] unter den im Reichsarchiv in Kopenhagen beruhenden Papieren Peter Julius Coyets[6]. Den

[1] Am 11. Aug. 1653 wurde er in Jena immatrikuliert. Nach Mitteilung der Univ.-Bibl. Jena.

[2] Vgl. A.D.B. 16 (1882) 532.   [3] Vgl. Treitschke a. a. O. S. 215ff.

[4] Vgl. Br. Schirrmacher, Esaias Pufendorf, schwed. Kanzler von Bremen, und seine Denkschrift über den Zustand des Königreiches Schweden 1682. Programm der Realschule vor dem Lübeckertore zu Hamburg (1907) 1ff.

[5] Siehe vorige Anm.

[6] Vgl. Kr. Erslev, Rigsarkivet og Hjaelpemidlerne til dets Benyttelse. Kopenhagen (1923) 85. Über die Schicksale der berühmten Coyetschen Bibliothek auf Lyngbygaard in Schonen, die mit den „Briefschafften, Documenten und Kauff-Briefen" 1710 durch den dänischen Generalleutnant Rodsteen nach Kopenhagen und durch Ankauf teilweise in die Königl. Bibliothek und teilweise in das frühere Geheimarchiv und von da in das Reichsarchiv gelangt ist, handelt J. C. W. Hirsch, Generallöitnant Rodsteen og det Coijetske Bibliothek in: Danske Magazin, 5. Raekke, 5. Bind (1904) 97ff.

Hinweis auf sie gab mir in freundschaftlicher Weise Herr Adjunkt Ernst Larsen in Kopenhagen.

Monsieur, mon tres-cher Frere,

Je weniger Ich an Dich schreibe, ie mehr gedencke Ich an Dich und Deine wolfarth, und wüntzsche Selbige dergestalt zu befordern, daß Du hiernechst mir zu dancken ursach haben soltest. J. K. Myt. haben mich nunmehro in Dero Cantzeley genommen, mich gndst. versichernde, daß Sie ins künftige mich mit einer guten Stelle versehen wolten[1]. Biß hieher bin Ich noch anonymus gewesen, welches mir auch auß gewißen ursachen am liebsten, fürnehmlich weil Ich auf solche art in alle sättel gerecht. Dich aber anbelangend kan ich mir leicht einbilden, Du werdest nunmehro mit Deinen Untergebenen[2] von Jehna wieder kommen seyn, und die gaßen unsers alten Leiptzigs betretten. Und werest Du in warheit glückselig, wann Dir täglich so viel ducaten alß Doctores und Magistri nostri begegneten. Aber dergleichen ist nicht zu hoffen, Sehe auch nicht wie Du Deiner erudition nach, mit welcher Du Dich aus der Zahl der armen Dorffpriester gesetzet, zu accommodiren seyst. Die Exempla in Leiptzig sind Dir für augen, und wie mancher hat sich mit Sonnabendsfideln viel jahre laßen sauer werden, endlich aber doch geschehen laßen müßen, daß Ihm andere fürgezogen[3]. Und was ist es endlich? Eine schwehre verantworttung auf sich haben und in stetter gefahr sitzen. Zwar schreibe Ich diß nicht zu dem Ende, daß vom studio Theologico Ich Dich abschrecken wolle[3] (alß welches billig hoch zu achten) sondern nur zu weißen, wie hart auf das gewißen es ankomme, einen rechtschaffenen Prediger zu agiren. Dannenhero Ich lieber rathen wolte mediam viam zu erwehlen, und sein o[b]latum dahin zu richten, wie mann dermahleins einen professorem abgeben möge. Aber hier sind zweyerley difficulteten, eine daß so schwehrlich darzu zu gelangen, die andere, daß Sie parca manu

[1] 1659 scheint ihm zum erstenmal ein selbständiger Auftrag im schwedischen Dienst übertragen worden zu sein; vgl. Svensk Biogr. Lexikon. Ny Följd, 8 (1879) 278.

[2] Hierzu vergleiche man die Stelle in einem Brief Erhard Weigels an Hiob Ludolf vom Jahre 1664, die K. Varrentrapp in den Preuß. Jahrb. 88 (1897) 169* mitgeteilt hat: „....weil er [S. Pufendorf] vormals von 1656—58 nebst zweien ihm untergebenen Leipzig'schen Professorsöhnen allhier bei uns [in Jena] studiert (mit welchen er sich in meinem Haus und an meinem Tisch aufgehalten),..."

[3] Diese Worte und die weiter unten folgende Stelle, daß Samuel Pufendorf in Schweden „eine gute profession... in Theologia" erhalten werde, rechtfertigen die Auffassung, wie sie Treitschke a. a. O. S. 211 („...die theologischen Studien aber verließ er [S. P.] angewidert schon nach wenigen Wochen") oder H. Bresslau in der Allg. deutschen Biogr. (26, 701: „So kehrte er... schon nach kurzer Zeit der Theologie den Rücken...") aussprechen, nicht. Die Jugendgeschichte der beiden Brüder bedarf noch, auch hinsichtlich der rein chronologischen Fragen, genauerer Untersuchung.

haben, unde vivant. Allein gleich als wenn eben außer Meißen keine welt, und die Professores überall so übel accommodiren würden. Wilstu mir nun folgen, wie bißher geschehen, so will Ich Dir einen andern weg zeigen. Jedoch daß Du zuvor mir auch eine kleine Zeit zu willen lebest. Mein Patronus H. Peter Julius Coyet[1], J. K. Myt. zu Schweden rath, und anietzo Ambassadeur beym König von Dennemarck hat bey mir, weil Ich in discursen etliche mahl auf Dich gerathen, Dich begehret zu einen informatorem uber seine Kinder darunter der ältiste[2] ein Knabe von großen(!) Esprit, und Terentium et Cornelium Nepotem bereits verstehet. Er hat in seinem Hauße bibliothecam instructissimam, dergleichen kein privatus in Schweden[3], absonderlich was philologiam anbelanget, weilln Er in seiner jugend über 10. Jahr in Holland Heinsium, Vossium, Barlaeum gehöret, und alle [deren][4] Schriften, wie auch Scaligeri, Salmasii und dergleichen, eingekauffet, und ist ein Mann von großer humanität in maximis divitiis. Dieser hat mir zugesaget, im fall Ich Dich darzu persuadiren könte, Dir eine gute profession in philologia, oder Theologia in Schweden, oder wo Schwedische Universiteten, zu wege zu bringen, mit einem nicht geringen salario. Ich habe es auch auf mich genommen, und dem H[errn] gute Hoffnung gemachet, daß Ich Dich ehestes anhero zu verschaffen gedächte. Gelanget derowegen an Dich mein bitten, Du wollest ohne Verzug Dich auf den weg nach Lübeck machen, Dich daselbst bey Mr. Hieronymus Bueck auf der breiten straßen[5] angeben, und von Ihm weitere ordre, die Ich dahin schicken will, erwartten. Was Du oder ein ander einwenden köntest, gläube sicherlich ist von mir schon wohl tausendtmahl überleget, und solte mir leyd seyn, daß Ich Dir, der Du mir unter allen meinen Geschwistern am liebsten, etwas böses rathen solte. Versichere Dich, es wirdt Dein, und unsers jüngern bruders[6], ja mein eigen aufnehmen seyn, im fall Ich Dich anders kenne. Kehre Dich nicht daran, daß Du in Schweden must gehen, es sind gute Leute darinnen, und mehr

[1] 1618—1677; vgl. Biogr. Lexicon öfver namnkunnige svenska män. 3 (1837) 279ff.

[2] Wilhelm Julius C., geb. 1647, starb 1709 als Hofkanzler; vgl. Biogr. Lexicon... 3 (1837) 281f. Während seiner Heidelberger Studienzeit wirkte er bei S. Pufendorfs Dissertation „De rebus gestis Philippi Amyntae" als Respondent; vgl. S. Pufend. Diss. acad. select. fol. 4°.

[3] Vgl. J. C. W. Hirsch a. a. O. S. 97: C. hatte viel Gelegenheit, auf Lyngbygaard „et i Norden enestaaende Herregaardsbibliothek" zu schaffen.

[4] Schwer lesbar, da auf einer eingerissenen rostfleckigen Bruchstelle des Briefes stehend.

[5] Der Handelsmann H. Bueck in Lübeck war von 1628—1649 Besitzer des Hauses Breite Straße 827.

[6] Johannes Pufendorf, geb. 1639, wurde später Sekretär bei der schwedischen Gesandtschaft in Paris, wo er 1688 starb; siehe P. Meyer a. a. O. S. 2.

sicherheit und einkommen zu gewarten alß in unserm Vaterlande. Von büchern darfstu wenig außer Deine manuscripta, und was sonsten rar ist mit Dir nehmen, Du findest die schönsten Theologischen bücher bey H. Coyet, die Du mit Augen sehen magst. Unsern Bruder Johannes laß so lange in Leiptzig, und laß Ihm(!) fleißig in stylo exerciren, auch eine feine teutzsche und Lateinische Hand schreiben lernen. Bey bevorstehenden Feldzuge will Ich schon wißen, was darmitt zu thun. Solte Dir etwas geld zur reyse nöthig seyn, so siehe zu, daß Du Dir unterdeßen etwas zu wege bringest. Ich will in Lübeck schon gute anstalt machen. Die beste gelegenheit über zu kommen ist, daß Du Dich mit dem Hamburger bothen biß auf Lüneburg verdingest, von dannen hastu täglich gelegenheit nach Lübeck. Uff Hamburg zu gehen ist unnöthig, weil die Zeit darmit vergehet, und Du solchen ort noch Zeit genug sehen wirst. Mit erster post schreibe ich noch einmahl[1], und soll selbiges das letzere seyn, welches Dich in Leiptzig antrifft. Denn in kürtzerer alß binnen 8. tagen Du Dich doch nicht praepariren kan. Unsere Mutter[2] und Geschwister grüße meinet halben, und schreibe daß Sie sich Deinen wegzug nicht anfechten laßen sollen. Ich habe dieses meines consilii gnugsame rationes, und wirdt keinen unter Unß gereuen. Persuasoria will Ich weiter nicht gebrauchen, alß der Ich versichert bin, Du werdest mir zu Deinen (!) besten gerne und willig folgen. Antwortte mir alsofort auf dieses schreiben, und schicke den brief an H. Barthel Teggen[3] in Hamburg, dem Du durch ein paar Zeilen den brief an mich recomme[n]diren kanst. J. K. Myt. haben auß der Cantzeley mich mit der Legation anhero geschicket, werden auch noch wohl einen Monat hier verbleiben. Dannenhero mir sehr lieb, wenn Du Dich schleunig auf den weg machen und von Lübeck, da Du denn meine ordre finden wirst, noch zu Unß hieher kommen, und hernach zu lande mit nach Schweden gehen köntest. Grüße alle gute freunde, matura iter et bene vale. In eill Coppenhagen den 31. Mart. Ao 1658.

Antwortte lateinisch, weil Ich selbige H. Coyet weisen werde.

E. S. Pufendorffer.

Die Adresse lautet:

Herrn H. M. Samuel Pufendorffer
Meinem Hertzgeliebten Bruder In Leiptzig
bey H. D. Romanus in der burgstraße.
Cito. Cito.

---

[1] Es ist der Brief vom 7. April.

[2] Der Vater, Elias Pufendorf, war 1648 als Pastor in Flöha gestorben.

[3] In dem Brief vom 7. April 1658 fügt Esaias hinzu: „Kaufmann in Hamburg, cui horum curam commisi."

In einer unter den Coyetschen Papieren im Reichsarchiv in Kopenhagen befindlichen Sammlung „Interciperede svenske Breve ca. 1600—ca. 1700" hat Herr Adjunkt Ernst Larsen vor kurzem einen dritten Brief des Esaias Pufendorf an seinen Bruder Samuel vom 24. Dezember 1657 gefunden. Da seine vollständige Auswertung und die Klärung der durch ihn aufgeworfenen Fragen nicht mehr möglich waren, seien hier nur die beiden Briefstellen, die für die Beziehungen der Brüder zueinander aufschlußreich sind, mitgeteilt. Esaias bittet, nachdem er dem Bruder mitgeteilt hat, daß er ihm 30 Reichstaler übersandt habe, um Nachrichten über seine Mutter und die Geschwister, da er vermutet, daß mit ihnen „merckliche Verenderung" vorgegangen sei, „absonderlich aber mit Dir, Geliebter Bruder, alß der Du einen vornehmen Patronum leÿder verlohren. Wollestu damenhero mir Deine intention entdecken, damit Ich sehen möge, ob zu effectuirung solcher etwas cooperiren könne. Dieses bistu genugsam versichert, daß es an meinen (!) willen niemals mangeln wirdt". Und am Schluß des Briefes, der hauptsächlich über den jüngeren Bruder Johannes und seine Zukunftspläne handelt, fügt Esaias noch folgende Bitte hinzu: „Im fall Du aber etwas von raren Disputationibus, und absonderlich die Carmina gratulatoria, so vor diesen H. Graff Königsmarcken auf sein Rectorat[1] in Jehna gemacht worden, bey handen hast, wollestu selbige in ein pacquetlein machen, und an obenged. H. Hieronymum Bueck[2] in Lübeck uff der breiten Straßen übersenden."

Merkwürdigerweise ist dieser, in Wismar geschriebene Brief nach Leipzig addressiert, obwohl Samuel seit 1656 in Jena studierte. Von anderer Hand ist deshalb hinzugefügt: „anizo zu Jehna."

G. E. Hoffmann.

[1] Vgl. A. D. B. 16, 532.

[2] Esaias nennt Bueck eingangs „meinen gewesenen Tischburschen".

Kritiken.

Felix Stähelin, Die Schweiz in römischer Zeit. Herausgegeben durch die Stiftung von Schnyder von Wartensee. XVI u. 549 Seiten, 172 Abb. im Text, eine Karte und drei Pläne. Basel 1927. Verlag Benno Schwabe & Co.

Eine Darstellung der Geschichte der römischen Schweiz wird ihrem Bearbeiter mancherlei Schwierigkeiten bieten, zumal aus dem Altertum keine zusammenhängende Behandlung des Themas überliefert ist. Auch das inschriftliche Erbe zeichnet sich nicht durch überragende Reichhaltigkeit aus, so daß man öfters auf andere Bodenfunde angewiesen ist, die glücklicherweise für mehrere Orte in erfreulichem Umfange herangezogen werden können. Auch die Tatsache, daß die heutige Schweiz zur Römerzeit mehreren Provinzen angehörte, erleichtert die Aufgabe durchaus nicht.

So darf es nicht wundern, daß dieses Thema im vergangenen Jahrhundert nur einen Bearbeiter gefunden hat, allerdings den berufensten; Th. Mommsen hat während seines Züricher Aufenthaltes, da er 1852/54 die Professur für römisches Recht bekleidete, die grundlegende Arbeit geleistet, indem er 1854 in den Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich die römischen Inschriften der Schweiz edierte und zugleich eine Schilderung der Schweiz in römischer Zeit bot. Diese Publikationen blieben bis heute maßgebend, alle späteren bauten auf sie. Seither haben zahlreiche lokale historische Verbände mit großer Hingabe die römischen Spuren weiterverfolgt und ihr Eifer fand oft reiche Belohnung. So sammelte sich bis in unsere Tage eine fast unübersehbare Menge von Veröffentlichungen an, die der historischen und kulturellen Seite der römischen Periode galten. Auch die Nachbarländer blieben nicht zurück, hatten sie doch für ihre Frühgeschichte vielfach ähnliche Voraussetzungen; vor allem darf hier der regen Anteilnahme deutscher Forscher gedacht werden, die immer wieder in die Schweiz kamen und mit ihrer großen Erfahrung die heimische Forschung unterstützten.

Die dringendste Forderung war schon lange eine kritische Zusammenfassung aller Arbeiten der letzten zwei Generationen. Sie in mustergiltiger Weise durchgeführt zu haben, ist das Verdienst von Felix Stähelin. Schon seit zwei Jahrzehnten hatte er in Kollegien an der Basler Universität dieses Thema behandelt und war mit ihm stets enger verwachsen, so daß zu dessen Behandlung niemand berufener gewesen wäre. Seine eigenen Forschungen über das älteste Basel, sowie zur Religion des römischen Helvetiens haben in Fachkreisen die gebührende Beachtung gefunden; trotzdem das Werk auf den Schultern vieler Vorgänger ruht, zeigt es ein einheitliches Antlitz; die Darstellung ist schlicht und sachlich; große Vorsicht in zweifelhaften Fragen zeichnet den Verfasser aus. Umfassendes und souveränes Beherrschen der Materie lassen die Lektüre zu vollem Genusse werden; man wüßte kaum Partien zu nennen, da der Verfasser etwas schuldig geblieben wäre.

Für die Behandlung des Themas kann man nicht eines knappen Überblicks über die vorrömische Zeit entbehren; so beginnt die Darstellung mit den ältesten sicher bekannten Völkern, den Ligurern, für die Zeugnisse aus der antiken Literatur vorliegen. Das Hauptgewicht ruht natürlich auf den Kelten; ihre Stämme, deren Gebiete und Siedlungen erfahren gründliche Analyse. Anschließend kommt Stähelin auch auf den Kimbernzug zu sprechen, wobei er seine früheren Bedenken gegen die Norden'sche Hypothese eines Rheinübergangs bei Zurzach aufrecht erhält und ebenso u. a. mit Recht das Keltentum der Teutonen betont. Die eigentlich römische Periode bringt eine sorgfältige Darstellung des vergeblichen Helvetierkampfes unter Zuziehung der neuesten Veröffentlichungen von Gelzer, Täubler u. a. Sichtbare Folgen bilden die Koloniegründungen; das Zeitalter Augustus' bringt die abschließende Unterwerfung der westlichen Alpenstämme und in harten Kämpfen die der Raeter, die Offensive gegen Germanien, die militärische Sicherung der Rheingrenze und damit die erste Militärperiode, in der Vindonissa die führende Rolle spielt. Eingehend sind die staatlichen Einrichtungen der ersten Kaiserzeit berücksichtigt; da zeigt sich erst recht die Vielseitigkeit, die durch die Teilung des Landes in gallisches und rätisches Volkstum bedingt ist. Auch die mannigfachen politischen Unterschiede innerhalb der beiden Hauptgebiete werden klargelegt. Nach der verheerenden Wirkung des Dreikaiserjahres spendeten die mit Helvetien eng verbundenen flavischen Kaiser erwünschte Ruhe, Umgestaltung der helvetischen Verfassung im Sinne einer rechtlichen Besserstellung. Ums Jahr 100 beginnt die militärlose Epoche. Der Prozeß der Romanisierung hatte schon bedeutende Fortschritte gemacht. Erst die Alamanneneinfälle brachten das Wiedereinrücken von Truppen mit sich, zugleich eine vermehrte militärische Bautätigkeit; dem Rhein entlang entstand eine gewaltige Befestigungslinie. Sie konnte jedoch das Verhängnis nicht mehr aufhalten, das Reich erlag den fortwährenden Anstürmen, die Kultur ging aber nicht unter; wie Stähelin ihre Kontinuität an treffenden Beispielen nachweist, rechnen wir zu den instruktivsten Teilen seines Werkes, wird doch damit einer weitverbreiteten Meinung entschieden Abbruch getan.

Der zweite Teil ist der Kultur gewidmet, aufgebaut auf den äußeren und geistigen Grundlagen. Da haben bei den Römern Straßen und Verkehrswege ein Vorrecht, zumal sie in der Schweiz mannigfache Spuren hinterließen, ganz abgesehen von den zahlreichen Kleinfunden, die ihr Tracé begleiten. Nicht minder bedeutend sind die vielen Siedlungen gewesen; das Einzelgehöft genoß auch in der Römerzeit den Vorzug. Villa rustica, urbana, suburbana wechseln in bunter Folge, oft kaum mehr unterscheidbar; Mosaiken und Wandmalereien beleben die innere Ausgestaltung. Die Dorf- und Flurnamen veranlassen Stähelin zu kritischen Bemerkungen über mögliche Schlüsse hinsichtlich der römischen Besiedlung. Für die Tätigkeit der damaligen Bewohner ist man leider auf ganz geringe Spuren angewiesen; immerhin wird schon in der römischen Zeit Landwirtschaft und Viehzucht recht verbreitet gewesen sein. Römischer Einfluß hat auch den Handel zu stärkerer Blüte gebracht, wobei nur an den stattlichen Import von Töpferwaren erinnert zu werden braucht. Einheimische Industrie ist an gewissen Punkten ebenfalls nachzuweisen. Das öffentliche Leben läßt sich aus den erhaltenen Bauten, wie Theatern, Thermen, Scholae ermessen; auch treten uns Berufsorganisationen von Handwerkern entgegen, daneben vielfach die Jünger Aeskulaps, besonders Augenärzte. Vielgestaltig sind auch die religiösen Erscheinungsformen mit ihrer Vermischung einheimischer und römischer Anschau-

ungen. Die gallischen Götter haben sicherlich unter den römischen Decknamen zäh weitergelebt; die Beweise dafür sind recht zahlreich. Natürlich fehlen auch die Zeugen für die Invasion orientalischer Kulte nicht. Der Erhaltungszustand der alten Tempel zeigt, wie das Christentum mit ihnen fertig wurde; bald völlige Zerstörung, bald sorgfältige Anlehnung an den früheren Kult.

Dem Buche sind wichtige Beilagen mitgegeben, so vor allem ein ausführlicher topographischer Anhang, in dem Stähelin eine knappe, übersichtliche Schilderung aller geschlossenen römischen Siedlungen und Kastelle bietet, Karten von Vindonissa (nach Oberst C. Fels), Aventicum, Augusta Raurica (erstmalige Publikation nach Dr. C. Stehlin), sowie eine Gesamtkarte der Schweiz mit den römischen Gebietsgrenzen und Straßenzügen, letztere nach der Karte von E. Schneeberger. Die vielen vorzüglichen Illustrationen verdienen besondere Erwähnung, zumal es sich wiederholt um erstmalige bildliche Reproduktion handelt.

So darf mit voller Genugtuung auf Stähelins Werk geblickt werden, füllt es doch eine seit Jahren empfundenen Lücke aus. Die klare Darstellungsweise gestaltet seine Lektüre für Fachmann und Laien zu wertvoller Bereicherung. Sein einziger Nachteil — zugleich auch die beste Empfehlung — ist die Tatsache, daß das Buch gleich nach dem Erscheinen vergriffen war; hoffentlich wird uns der Verfasser nicht allzulange auf eine erneute Ausgabe warten lassen.

Schaffhausen. P. Schoch.

Jean Colin, Les antiquités romaines de la Rhénanie. Paris (Société d'édition 'Les belles-lettres') 1927. 296 S. Klein 8°. Mit 26 Tafeln und 39 Textfiguren.

Der vormalige Direktor des Museums von Saarburg (Elsaß-Lothringen) setzt sich in dem mit Bildermaterial reich ausgestatteten Buch zur Aufgabe, einige der hervorragendsten römischen Denkmäler der Rheinlande in wohlüberlegter Auswahl vorzulegen.

Auf einen kurzen historischen Überblick über die Geschichte der Rheingebiete in römischer Zeit folgt ein anderes Einleitungskapitel, das die Schwierigkeiten einer exakten Methode, die Überreste einer römischen Stadt zu erforschen und zu erfassen, hervorhebt. Die nächsten Kapitel sind den Lagern und der Militärgrenze sowie den Städteanlagen gewidmet, worauf eine eingehende Beschreibung der großen Rheinstädte zur Römerzeit, wie Köln, Mainz, Trier, Straßburg, Speier und selbst Andernach, im einzelnen einsetzt. Doch nicht nur das städtische Leben, sondern auch die ländlichen Siedlungen und die Kolonisation der Rheinlande sind Gegenstand seiner Schilderung, wie denn der Verfasser überhaupt alle Seiten kulturellen Daseins in den Kreis seiner Betrachtung einbezieht, Religion (Götterverehrung, Götterbildnisse, Kultstätten) und Kunst ebenso wie die Betätigung materieller Kultur, Handel und Verkehr.

Die Anordnung ist freilich so, daß unnötige Wiederholungen nicht immer vermieden werden. Im ganzen sind es anspruchlose, gut lesbar geschriebene Skizzen, die einem breiteren Leserkreis dienen sollen, aber auf durchaus selbständiger wissenschaftlicher Forschung beruhen und eine in allem wesentlichen durchaus zutreffende Darstellung bedeuten. Tiefer eindringende Untersuchung und Begründung ist nicht beabsichtigt, der Verfasser begnügt sich im allgemeinen mit ein paar Literaturangaben, aber er weiß sich in seinem Urteil auch von anerkannten Vorgängern unabhängig zu machen. Man wird z. B. seinen gegen Espérandieu gerichteten Ausführungen über die Auffassung des Mercuriustypus als einheimischer Gottheit in den dortigen Reliefs wohl beistimmen können.

Die Bildertafeln sind recht gut gelungen und geben auch einige weniger bekannte Denkmäler wieder; aber gute Kartenskizzen in größerer Zahl vermißt man in einem solchen Werk nur ungern. Gleichwohl wird die Absicht des Verfassers, auch außerhalb der Fachkreise Interesse zu erwecken, ohne Zweifel erreicht werden, insbesondere bei französischen Lesern, denen ja diese Dinge weniger vertraut sind. Erst seit dem Kriege ist im französischen Publikum das Interesse an der geschichtlichen Vergangenheit der Rheingrenze gestiegen, ein Interesse, das freilich auch manche chauvinistische Blüte getrieben hat. Von solchen Anwandlungen hält sich der Verfasser der vorliegenden Schrift vollständig fern, es berührt wohltuend, daß er ausdrücklich abrückt von literarischen Erzeugnissen, wie es z. B. das in der überhitzten Atmosphäre der Kriegspsychose geschriebene Buch von E. Babelon, Le Rhin dans l'histoire, darstellt.

Prag. Arthur Stein.

Otto Stolz, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden. Herausgegeben von dem Institut für Sozialforschung in den Alpenländern an der Universität Innsbruck und der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung Leipzig. 1. Band: Einleitung und Geschichte der deutsch-italienischen Sprachen-, Völker- und Staatenscheide im Etschtal. München und Berlin 1927. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. Groß 8°. XIX und 243 SS. Mit einer historischen Karte der volklichen und staatlichen Entwicklung von Südtirol.

Die Zustände, die seit einer Reihe von Jahren in Deutschsüdtirol herrschen, sind trotz der Ableugnungs- und Vertuschungsversuche der Italiener allgemein bekannt. Setzt sich der Fascismus in ganz Italien über die in der übrigen Kulturwelt geltenden Rechtsbegriffe hinweg, so sucht er in Südtirol überdies noch mit allen Mitteln der Gewalt das Deutschtum zu vernichten und dem Land einen italienischen Anstrich zu geben. Um dieses Vorgehen einigermaßen zu rechtfertigen, behaupten gewisse Politiker und leider auch einige Wissenschaftler Italiens, die Deutschen seien erst verhältnismäßig spät ins Land südlich des Brenners eingewandert und sie wären schon längst vom bodenständigen Romanentum aufgesogen worden, hätte die österreichische Regierung dies nicht künstlich verhindert; daher habe Italien das Recht, durch scharfe Eingriffe den an sich natürlichen Zustand herzustellen. Da auch die handgreiflichste Unwahrheit, wenn sie oft genug wiederholt wird, bei den der Sachkenntnis Entbehrenden zuletzt Glauben findet, hat die Geschichtswissenschaft, vor allem die deutsche, die Pflicht, solchen und noch ärgeren Verdrehungen des wirklichen Tatbestandes entgegenzutreten. Verschiedene Fachgenossen haben sich bereits dieser Aufgabe unterzogen. Was aber bisher weder von deutscher noch von italienischer Seite geliefert worden ist, ist eine allseitige, bis ins Einzelne gehende, erschöpfende Darstellung der völkischen Entwicklung Südtirols. Eine solche legt jetzt Stolz in dem Oswald Redlich gewidmeten Werk vor, dessen 1. Teil hier angezeigt wird.

Otto Stolz, der die Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Tirols durch großangelegte und tiefeingreifende Forschungen in grundlegender Weise aufgehellt und seine Aufmerksamkeit schon seit Jahren den subjektiven Zeugnissen für das Tiroler Deutschtum zugewendet hat, verfolgt in der vorliegenden Arbeit Ausbreitung und Geltung der deutschen Sprache und des deutschen Volksbewußtseins in Südtirol.

Er tut dies an Hand sämtlicher, ihm zugänglichen, schriftlichen Quellen, die er im Titel seines Werkes — m. E. nicht ganz glücklich — als Urkunden bezeichnet (vgl. S. 10), während er sonst den Begriff der Urkunde ganz eng faßt (vgl. die Überschrift auf S. 27). Der Verfasser hat einen wichtigen Ausschnitt aus der Geschichte unseres Volkes zum Gegenstand seiner Darstellung gewählt. Denn die Erweiterung des deutschen Volksbodens im Mittelalter und das Ringen um das so gewonnene Land gehören zu den bedeutungsvollsten Tatsachen unserer Geschichte und nirgends berühren sich deutsches und italienisches Wesen so eng, wie im Bannkreis der vom Brenner nach Venedig führenden Straße.

Während der zweite und dritte Band des Werkes die bis ins einzelne gehende Geschichte des mittelalterlichen Deutschtums im Raum zwischen Bozen und Salurn, sowie die Umwandlung des oberen Etschtals, des Eisack- und Pustertals in deutsche Landschaften schildern sollen, behandelt der erste Band, der mit Vorworten des Verfassers (S. V. f.) und des Herausgebers (S. VII) beginnt und dem ein Inhaltsverzeichnis (S. IX—XIII), eine Anweisung für den Leser (S. XIV), ein Verzeichnis der abgekürzt zitierten Schriften (S. XV—XVIII), der Abkürzungen (S. XIXf.), sowie ein solches der Orts- und Personennamen, der Begriffe und Sachen (S. 238—243) beigegeben sind, die Voraussetzungen für die Ausbreitung des Deutschtums, die allgemeinen Ergebnisse derselben und im besonderen den Gang der völkischen Entwicklung im Bereich und in der Umgebung des unteren Etschtales von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Die ausführliche und gehaltvolle Einleitung unterrichtet in ihrem ersten Kapitel (Ziele der Forschung) über das einschlägige Schrifttum (S. 1—7) und über das Ziel der vorliegenden Arbeit (S. 7—11) und beschäftigt sich im zweiten Kapitel (Wege der Forschung) — allgemeine Bemerkungen voranschickend (S. 11—13) — eingehend mit den in Betracht kommenden Quellen und der Art ihrer Verwertung für die Zwecke der in Aussicht genommenen Untersuchung. Zunächst wird behandelt, was zur Aufhellung der mittelalterlichen Zustände dienen kann. Die Erörterung wendet sich den Personen- oder Vornamen (S. 13—15), den Geschlechter- oder Familiennamen (S. 16—18), den Ortsnamen (S. 19—23; hier u. a. zusammenfassende Mitteilungen über die bei Behandlung solcher Namen in Betracht kommenden sprachlichen Gesichtspunkte S. 21—23), der Verwendung einzelner deutscher Ausdrücke in den lateinischen Urkunden und dem Begriff des *vulgariter*, *literaliter*, der *lingua Teutonica*, *Latina*, *Italica* (S. 23—26), endlich der Ausstellung von Urkunden und anderen Aufzeichnungen rechtlichen Inhalts ganz in deutscher Sprache (S. 27—30) zu; dann den beabsichtigten Zeugnissen der Herrschaft der deutschen Sprache in Südtirol, die zur Feststellung der neuzeitlichen Verhältnisse hinreichen: den Bestimmungen zur Wahrung derselben, den Reiseberichten, Landesbeschreibungen und Volkszählungen (S. 30—33; hier auf S. 31f. wertvolle, von Stolz erstmalig veröffentlichte Angaben aus Marx Sittichs von Wolkenstein Geschichte von Tirol aus dem Jahr 1602). Zeigt das erste Kapitel, das bereits manche Einzelfragen (so S. 3 die nach Aufkommen und Bedeutungswandel des Ausdrucks Alto Adige) berührt, in seiner klaren und übersichtlichen Gedankenführung und seiner ruhigen Haltung dem unvoreingenommenen Leser, daß er es mit einer aus vollster Beherrschung des Stoffes und der Literatur geschöpften, echt wissenschaftlichen Schrift zu tun hat, so bietet das zweite eine vorbildliche, methodisch bedeutsame Darlegung der Grundsätze, die bei Forschungen über Sprachgrenzen beachtet werden müssen. Die hier gemachten, scharf durchdachten und vorsichtig abgewogenen

Bemerkungen, die sich naturgemäß mit den von Witte und anderen gefundenen Sätzen berühren, sind auf den Einzelfall abgestellt, dabei aber so gefaßt, daß sie, entsprechend abgewandelt, Allgemeingiltigkeit beanspruchen dürfen.

Der erste Hauptteil, über dessen Inhalt Stolz auf dem Grazer Historikertag 1927 berichtete (vgl. Klio 22, Heft 1—2 S. 181—183), schildert nun die Entwicklung der deutsch-italienischen Sprach- und Völkerscheide im Etschtal. Die ersten sechs Abschnitte zeichnen in großen Umrissen, wenn nötig aber auch ins einzelne gehend, Voraussetzungen und Grundlagen der einschlägigen völkischen Verhältnisse des späteren Mittelalters und der Neuzeit. Auf eine kurze, vielfach auch Tatsachen der geschichtlichen Entwicklung streifende Betrachtung der geographischen Eigenart des Grenzgebietes (S. 34—38) folgt ein knapp gehaltener Überblick über die Bevölkerungsverhältnisse des Etschgebietes in der vorgeschichtlichen und römischen Zeit (S. 38—40), der sich auch mit der Ladinerfrage befaßt. Ein etwas näheres Eingehen auf die geographischen Vorbedingungen und auf die völkischen Zustände der vorgeschichtlichen und der römischen Jahrhunderte hätte vielleicht gestattet, die späteren Vorgänge bei der Bildung der Sprachgrenze in eine weiter gespannte Entwicklungsreihe einzuordnen und sie dadurch in ihrer inneren Notwendigkeit noch schärfer zu erfassen (vgl. meinen S. 38 A. 1 angeführten Aufsatz über die Bevölkerung Tirols im Wandel der Geschichte [Tiroler Heimat 3/4 S. 39—60]). Darauf bespricht Stolz den Verlauf der langobardisch-bayrischen Grenze und — die Forschungen Fedor Schneiders benützend, gelegentlich auch ergänzend und berichtigend — die Verbreitung der langobardischen Staatssiedlungen, der Arimannien, im Herzogtum Trient (S. 41—47). Dabei lehnt er mit Recht die weitgehenden Aufstellungen Schibers und Michael Mayrs über den Umfang der langobardisch-gotischen Besiedlung im Alpengebiet ab. Der Verfasser wendet sich dann den *Langobardi* und *Teutisci* zu, die in einer Trienter Gerichtsurkunde von 845 als Schöffen erscheinen (S. 47—51). In diesen sieht er romanisierte Langobarden und Bayern, etwa auch Goten. Dazu seien angesichts der Wichtigkeit dieser Quellenstelle — sie ist die erste, in der der Ausdruck *Teutisci* als Volksname erscheint — einige Bemerkungen gestattet. Nur die Sprache deutscher Stämme, nicht die anderer Germanen (z. B. der Ostgermanen, Angelsachsen und Skandinavier) wurde m. W. als *lingua theudisca* bezeichnet (ähnlich Stolz S. 48). Daß man, solange die Langobarden noch ihre germanische Volkssprache redeten, auch diese in Italien die *lingua tedesca* nannte (Stolz S. 49), läßt sich doch wohl kaum aus der Tatsache folgern, daß zur Zeit des deutschen Ausgreifens auf Unteritalien (Ende des 10. Jahrhunderts) in Salerno die damals dort bereits ausgestorbene Langobardensprache als *lingua todesca* bezeichnet wurde (Stolz S. 47). Weiter kam für Gerichtsurkunden wie für andere Rechtsquellen, z. B. das vor 1070 entstandene Chartularium Langobardicum, nur das Recht, nach dem jemand lebte, nicht die Sprache in Betracht, deren er sich bediente. Folglich erlaubt die Gegenüberstellung von *Langobardi* und *Teutisci* keinen Wahrscheinlichkeitsschluß darauf, daß erstere bereits romanisiert waren, und die Möglichkeit, daß sich unter letzteren Abkömmlinge von Goten befunden hätten, scheidet so gut wie sicher aus. Mit dem *Teutisci* sind jedenfalls Angehörige eines bestimmten deutschen Stammes — im gegebenen Fall somit der Bayern — gemeint. Andernfalls wäre vermutlich von *Baiuwarii*, *Gothi* usw. die Rede, wie im Chartularium Langobardicum. Daß die Bayern im Grenzgebiet als *Teutisci* schlechtweg bezeichnet wurden, ist leicht verständlich. Daß bei den *Teutisci* nicht an Franken

gedacht werden darf, bemerkt mit Recht Stolz S. 49. In Fortsetzung seiner Darlegungen weist Stolz darauf hin, daß die auch in Südtirol seit dem 10. Jahrhundert üblichen *professiones iuris* lediglich auf die Abstammung des Bekennenden schließen lassen und daß die Bekenntnisse zu römischem sowie die Bezugnahme auf churrätisches und kanonisches Recht für die Ermittlung der völkischen Verhältnisse belanglos sind (S. 51—53), um darauf — zeitlich vorgreifend — Belege für die Geltung des deutschen Rechtes im Etschland und die deutsche Wesenheit des Tiroler Rechtes zu erwähnen (S. 53—56). Schließlich legt er in großen Zügen dar, wie Bozner Becken und unteres Etschgebiet seit dem 11. Jahrhundert unter den deutschen Bischöfen von Trient und seit dem 13. Jahrhundert unter den Grafen von Tirol miteinander verwuchsen und wie dies das Vordringen deutscher Siedler und deutscher Edelgeschlechter nach Süden begünstigte (S. 56—62).

Enthalten die eben erwähnten Abschnitte größtenteils nur Zusammenstellungen bereits bekannter Tatsachen, so erhebt sich nun die Darstellung, indem sie sich den Verhältnissen an der Sprachgrenze im einzelnen zuwendet, durch Einarbeitung neuer Forschungsergebnisse und sachkundige Stellungnahme zu umstrittenen Fragen zur vollen Höhe. Auf Grund der Feststellungen, die im zweiten Band vorgeführt werden sollen, wird geschildert, wie die Eindeutschung des Bozener Unterlandes und des Überetschs im 11. Jahrhundert, zuerst im Norden und Süden, begann und im Lauf des Mittelalters zum Abschluß kam. (S. 62—65.) Daran schließen sich Bemerkungen über das Aufkommen der deutschen Urkundensprache, das Auftreten deutscher Notare (seit dem 14. Jahrhundert) in dieser Gegend und die Verbindung von Notariat und Gerichtsschreibertum daselbst, besonders in Neumarkt (S. 65 bis 69). Der Reichtum des von Stolz bearbeiteten Urkundenstoffs zeigt sich u. a. beim Vergleich des von ihm (S. 68f.) und von mir (Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum 6, S. 74—76) gegebenen Verzeichnisses von Notaren des Überetschs und des Bozner Unterlandes. In den folgenden Abschnitten zeigt Stolz, die Übertreibungen von italienischer und deutscher Seite ruhig ablehnend, in sorgfältigen Ausführungen, wie die deutsche Siedlung vom 12. bis zum 16. Jahrhundert die Landschaft bis an den Noce und den Avisio, in der aber eine romanische Unterschicht bestehen blieb, eroberte (S. 69—83) und im Fersental, in der Valsugana, in den Bergtälern und auf den Höhen östlich von Trient Fuß faßte (S. 83—93). Wichtig sind u. a. die Feststellung, daß sich in der Valdi Cembra — die ich nebenbei bemerkt, noch im Sommer 1914 von einem dort ansässigen, nur über einige deutsche Brocken verfügenden Bauern als „Zimbartal" bezeichnen hörte — stets das Romanentum behauptete, und die daraus gezogene Folgerung, daß jenes Tal nicht die Heimat der sog. Cimbern der 7 und 13 Gemeinden sein könne und daß die deutschen Siedlungen im Fersen- und Suganertal stets durch romanisches Gebiet von ihren Stammesbrüdern im Etschtal getrennt gewesen seien (S. 79f.). Die an sich auffallende Tatsache, daß das Deutschtum westlich der Etsch dauernd nur in den vier deutschen Gemeinden auf dem Nonsberg, die aber nicht als Sprachinseln aufzufassen sind (S. 152 A 1) Fuß faßte (S. 92f.), bedürfte wohl noch näherer Erklärung. Diese dürfte vor allem darin liegen, daß das brauchbare Land hier infolge der günstigeren Geländeverhältnisse und anderer Ursachen schon seit vorgeschichtlicher Zeit verhältnismäßig dicht besiedelt war. Weiteres wird in unvoreingenommener Beweisführung dargelegt, daß im 16. und 17. Jahrhundert, gelegentlich auch noch später, Avisio und Noce als deutsch-italienische Sprach- und Volksgrenze galten (S. 93—99) und

daß diese Flüsse bereits seit dem 13. Jahrhundert das Gebiet des Hochstifts Trient — vor allem in wirtschaftlichen Belangen — von dem der Grafschaft Tirol und deren Viertel an der Etsch schieden (S. 99—101). Der anschließende Abschnitt belegt an Hand von Urkunden und Akten, von Landesbeschreibungen, sonstigen literarischen Zeugnissen und Karten der Neuzeit die bekannte Tatsache, daß die Hochstifter Trient und Brixen, sowie die ganze Grafschaft Tirol samt ihren welschen Konfinen vom 13. Jahrhundert an stets zum deutschen Reich im staatsrechtlichen Sinne gerechnet wurden (S. 101—115), wobei oft auf ganz entlegene Quellen hingewiesen und nichts unterschlagen wird.

Je mehr sich nun die Darstellung den neueren Zeiten zuwendet, desto eingehender und reichhaltiger wird sie. Mit seltener Stoffbeherrschung und Allseitigkeit werden die Dinge gesehen und beleuchtet, so daß das Wechselspiel der geschichtlichen Kräfte in seiner vollen Verschlungenheit ans Licht tritt. Hier offenbart sich besonders die Gabe des Verfassers, ein gewaltiges Quellenmaterial und eine Unmenge von Einzelheiten vorzuführen, ohne darüber den Faden und die Hauptzusammenhänge aus den Augen zu verlieren. Eingehende Darlegungen unterrichten darüber, wie die Einteilung Tirols in Verwaltungssprengel auf die völkischen Verhältnisse einwirkte und von ihnen beeinflußt wurde, wie seit 1790, besonders seit 1803 die Begriffe Deutsch- und Welschtirol aufkamen (S. 115—123), und wie der im Jahr 1818 wesentlich vergrößerte deutsche Anteil des Bistums Trient in kirchlicher Hinsicht fast immer eine gewisse Sonderstellung einnahm (S. 123—135). Wie sorgfältig hier Einzelfragen behandelt sind, zeigen etwa die Mitteilungen über die Amtssprache in den italienischen Gebieten (S. 118—121), über den in den Jahren 1857—1868 erwogenen, infolge des Widerstandes der katholisch-konservativen Kreise aufgegebenen Plan der Regierung, ganz Deutschsüdtirol zum Hochstift Brixen zu schlagen (S. 128—131) und über die Abgrenzung der Ordensprovinzen und Missionssprengel (S. 131—135). Werfen die eben besprochenen Abschnitte, die den hervorragenden Kenner der tirolischen Verwaltungsgeschichte verraten, manche Streiflichter auf das Vordringen des Italienertums seit dem 16. Jahrhunderts, so schildern die folgenden Ausführungen, wie Reformation und Renaissance die Stellung des Italienertums stärkten und die des Deutschtums schwächten, wie dieses seit der Thronbesteigung der spanischen Habsburger seinen Rückhalt an der Regierung verlor und, im Stiche gelassen, seiner selbst nur wenig bewußt und von Kirche wie von Schule zurückgedrängt, zurückzuweichen begann (S. 135—144), wie infolgedessen die Sprachgrenze bis Salurn zurückgeschoben wurde (S. 144—158; hier S. 152—154 auch Ausführungen über die völkischen Verhältnisse des Nons- und Fleimstals), wie die deutschen Sprachinseln in Welschtirol zusammenschmolzen (S. 158—175) und wie sich — vor allem aus wirtschaftlich-klimatischen Ursachen — italienische Minderheiten im Überetsch und dem Bozner Unterland bildeten (S. 175—206). Es wäre zwecklos, durch Hinweis auf Einzelheiten eine Anschauung von Wert und Reichtum des hier Gebotenen vermitteln zu wollen. Stolz hat es auch dort, wo er nur auf den Schriften anderer fußen konnte, verstanden, durch sorgfältige kritische Sichtung ein unbedingt verläßliches Bild der Vorgänge zu gestalten. Den ersten Hauptteil schließt wirkungsvoll eine Geschichte der Auffassung von der natürlichen Grenze Italiens auf dem Alpenhauptkamm (S. 206—228) ab. An Hand dieser gründlichen Darlegungen lassen sich das allmähliche Aufkommen und Durchdringen dieser Vorstellung in den literarisch-geographischen Kreisen des humanistischen Italien, ihre Umwandlung in eine poli-

tische Forderung (seit der Zeit Napoleons I. und besonders seit Mazzini), sowie die späten und schwachen Versuche, sich deutscherseits dagegen zu wehren, überblicken. Dieser Abschnitt, für den auch die von mir (in dem bereits erwähnten Aufsatz) geäußerten Gedanken in Betracht gekommen wären, führt Werden und Wirken einer politischen Idee anschaulich vor Augen. Anhangsweise teilt Stolz schließlich noch mit, was sich über die lebhafte Beteiligung des Überetsch und des Bozner Unterlandes an der Landesverteidigung von 1809 ermitteln läßt und wertet den in den Standeslisten der Kompagnien und in einer Konskriptionsliste des Gerichtes Enn und Kaldiff aufgezeichneten Bestand an Familiennamen dieser Gegend für die Feststellung der damaligen völkischen Verhältnisse in jenen Landstrichen statistisch aus (S. 228—235). Die aufschlußreiche Karte bringt die völkische und staatliche Entwicklung Südtirols übersichtlich zur Anschauung.

Diese Andeutungen mögen erkennen lassen, daß das hier angezeigte Buch eine äußerst hochwertige Leistung darstellt. Es gehört zu jenen Werken, die ihre methodische, über den Einzelfall hinausreichende Bedeutung besitzen und ganze Arbeit machen. Nach den Ausführungen des Verfassers wird sich wohl nur in nebensächlichen Einzelheiten noch Neues über den von ihm behandelten Gegenstand sagen lassen. Stolz blendet nicht durch überraschende Gedanken, er kämpft für keine den bisherigen Meinungen widerstreitende Anschauung, sondern nur für die geschichtliche Wahrheit. Seine Arbeit zeigt, verglichen mit früheren Darstellungen ähnlicher Art, daß sich auf dem Wege gewissenhafter gründlicher Forschung eine wesentliche Vertiefung unserer bisherigen Kenntnisse gewinnen ließ, trotzdem die Archive Südtirols nicht benützt werden konnten. Das hier besprochene Werk muß um seines fachlichen Gehaltes willen und seiner Bedeutung für die Sache Deutschsüdtirols wegen mit Dank begrüßt werden. Es gereicht vor allem auch der deutschen Wissenschaft zur Ehre, daß ein Tiroler unter den politischen Verhältnissen der Gegenwart die Geschichte des Deutschtums im Süden des Brenners mit solcher Ruhe und Sachlichkeit zu schreiben vermochte.

Innsbruck. Richard Heuberger.

Ferenc Eckhart, Introduction à l'histoire hongroise. Avec un avantpropos de M. Louis Halphen. Paris: Champion 1928. 178 p. 8°. (Bibliothèque d'Études Hongroises 1.)

Ein Abriß der ungarischen Geschichte, der auf hohem wissenschaftlichem Niveau die Ergebnisse der reichen Arbeitsleistung der ungarischen Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren verwertet, war zum Bedürfnis geworden. Das Buch des Leiters des Ungarischen Historischen Instituts in Wien, die Umarbeitung einer bereits 1924 in ungarischer Sprache erschienenen Einführung, wird der Aufgabe, die es sich stellt, in vollem Umfange gerecht: Die großen Züge der Geschichte werden in gedankenreichen und anziehend geschriebenen Kapiteln dargestellt, für die Einzelheiten wird in umfangreichen und kritisch wertenden Bibliographien auf die Spezialliteratur verwiesen. Besonders die sozialen und wirtschaftlichen Seiten der ungarischen Geschichte, das eigentliche Arbeitsgebiet des Verfassers, kommen zur Geltung.

Während die ungarische Historiographie im allgemeinen einen stark nationalen Stempel trägt, bestrebt sich E., mit übernationalen Maßstäben zu messen und stellt sich mehr als einmal in Gegensatz zu der traditionellen ungarischen Geschichtsauffassung. Daß er sich nicht überall von der gerade in Ungarn so überaus starken

Einwirkung der Tradition und der herrschenden Anschauungen freimachen kann, ist leicht zu verstehen. Besonders in der Beurteilung des Verhältnisses zwischen Ungarn und Österreich und damit zwischen Ungarn und Deutschen macht sich diese Gebundenheit hin und wieder bemerkbar. Die „Germanisierungstendenzen" der Habsburger und der österreichischen Regierungen werden nach unserer Meinung auch von E. viel zu stark betont (S. 65, 68, 87, 88, 94, 98, 129). Die Dynastie des 17. Jahrhunderts, die mehr unter spanisch-italienischem als unter deutschem Kultureinfluß stand, hat alles getan, um dem protestantischen deutschen Bürgertum in Ungarn den Untergang zu bereiten. Von einem absichtlichen Ausschluß der ungarischen Bevölkerung, den E. dem Besiedlungswerk in den gänzlich verödeten Gebieten Ungarns nach dem Ende der Türkenherrschaft zuschreiben möchte (S. 87), kann nicht die Rede sein. Es ist erstaunlich, wie schnell das Ungartum, das auf die Randgebiete zurückgedrängt war, im 18. Jahrhundert das nördliche und mittlere Alföld wieder zu bevölkern vermocht hat. Daß seine Kräfte für das südliche Tiefland nicht mehr ausreichten, ist nicht die Schuld der Regierung, der es um schnelle Urbarmachung der wüsten Gebiete zu tun gewesen ist. Es gibt genug Belege dafür, wie die ackerbauenden Deutschen in der Landzuweisung gegenüber den viehzüchtenden und daher große Weideflächen beanspruchenden Rumänen und Serben benachteiligt worden sind. Auch Josef dem II., der rein praktische Gesichtspunkte der Verwaltungsmodernisierung hatte und beispielsweise den Siebenbürger Sachsen feindselig gegenüberstand, sollte man keine Germanisierungstendenzen zuschreiben (S. 88). Der Beiname Josef „der Deutsche" hat wenig historische Berechtigung. Ungerecht ist die Beurteilung der habsburgischen Politik des 17. Jahrhunderts. Wenn E. meint, daß die Habsburger, deren Ehrgeiz ausschließlich nach Westen gerichtet gewesen sei, „ne voulaient consentir à aucun sacrifice un peu considérable pour la libération de la Hongrie", so glauben wir, daß die Preisgabe Straßburgs doch kein so ganz unbeträchtliches Opfer gewesen ist. — Den österreichischen Erbkaisertitel hat Kaiser Franz nicht erst 1806 als Ersatz für das verlorene römische Kaisertum angenommen (S. 93), sondern schon 1804, um nicht an Rang dem neuen französischen Erbkaiser nachzustehen. Eine Beeinträchtigung der ungarischen Verfassung war dadurch nicht beabsichtigt. — Ähnliche Spuren einer spezifisch ungarischen Geschichtsauffassung finden wir auch in der Darstellung der weiteren Geschichte des 19. Jahrhunderts, ohne daß indessen der Wert des Buches im ganzen dadurch wesentlich beeinträchtigt werden könnte. Konrad Schünemann.

Albert Bauer, Gau und Grafschaft in Schwaben. Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte der Alamannen. (= Darstellungen aus der württembergischen Geschichte XVII.) Stuttgart 1927. 122 S. 4.50 *RM.*

Die Württembergische Kommission für Landesgeschichte gibt seit 1904 in zwangloser Folge „Darstellungen aus der württembergischen Geschichte" heraus. Der 16. Band erschien 1915, dann brachte der Krieg und seine Nachwirkungen die Unternehmung ins Stocken. Nun ist nach längerer Unterbrechung 1927 die Schrift von Bauer als 17. Band erschienen. Der Verfasser, selbst kein Schwabe, tritt an eingewurzelte Anschauungen um so unbefangener heran. Er beschäftigt sich hauptsächlich mit den Begriffen Gau, Grafschaft, Bar, Huntari, centena. Ergebnis: Gau und Grafschaft sind völlig verschiedenartige Begriffe; der Gau, und ebenso die Bar, bezeichnet eine Landschaft, ist ein rein geographischer Begriff, wie denn auch der

Name des Gaus häufig ein aus der Natur genommenes Bestimmungswort enthält; seine Grenzen sind so wenig fest, daß sich innerhalb eines größern Gaus, des Nagoldgaus, mehrere kleinere Gaue, z. B. der Ammergau, finden.

Dagegen die Grafschaft ist ein Amtsbezirk, bezeichnet, wenn überhaupt durch einen Personennamen, dann durch den des jeweiligen Grafen, in der Form: Grafschaft des N., mit sicher, aber nicht dauernd bestimmten, vielmehr von Fall zu Fall wechselnden Grenzen, die manchmal mehrere Gaue umfassen, manchmal solche durchschneiden. Etwa seit 860 wird zwar häufig eine Grafschaft nach einem Gau benannt; aber auch dann deckt sich die Grafschaft in ihrer Ausdehnung nicht notwendig mit dem Gau, nach dem sie benannt ist; z. B. die Grafschaft Linzgau reicht über den Linzgau hinaus, während umgekehrt die Grafschaft Para kleiner ist als die (Bertolds-)Bar[1]. Immerhin kann auch einmal eine Grafschaft mit einem Gau zusammenfallen. Aber Gaugrafschaften als allgemeine Einrichtung gibt es nicht.

Die Grafschaft ist eine fränkische Einrichtung; ebenso die Centena, der Amtsbezirk des Centenarius. Mit dieser hat das Huntari, die altalamannische Hundertschaft, nichts zu tun. Huntari und Bar kommen, in räumlichem Wechsel mit Gau, nur in einem eng begrenzten Bereich vor, zwischen Schwarzwald und Iller, südlich etwas über die Donau hinaus; nur eins von den acht Huntaren, die wir kennen, liegt weiter südlich, und zwar jenseits des Bodensees, das Waldramshuntari. Bar und Huntari tragen als Bestimmungswort großenteils einen Personennamen; das ist ohne Zweifel der Name des Führers der Eroberer, wie die Dörfer auf -ingen, zum Teil wenigstens, von ihren Gründern, den Führern der einwandernden Haufen (nicht Sippen!), ihren Namen erhielten. Über das Verhältnis von Bar und Huntari haben wir keine Nachrichten. Die fünf Huntaren, die im Gebiet der Focholts- und der östlichen der beiden Albuinsbaren liegen, dürfen als deren Teile angesprochen werden, sei es, daß der Herr der Bar die der Huntaren von sich abhängig gemacht hat oder aus der Vereinigung mehrerer Huntaren die Bar als Personenverband entstanden ist. Das Waldramshuntari hat nie zu einer Bar gehört; andrerseits findet sich in der Bertoldsbar kein Huntari.

Huntari bedeutet eine von einem Herrn geführte Gruppe von Eroberern. Das Wort weist zurück auf die centeni, die wir bei Tacitus in doppelter Verwendung finden, teils als Vorkämpfer (Germania c. 6), teils im Gericht (c. 12), wo centeni comites dem princeps zur Seite stehen, einerseits um ihn zu beraten (consilium), andrerseits um Widerspruch zum Schweigen zu bringen und die Ausführung des Urteils gegen eine halsstarrige Minderheit zu sichern (was aus auctoritas herausgelesen wird); beides Zweckverbände im Gegensatz zu den alten Verbänden der Blutsgemeinschaft, den Sippenverbänden; beide vermutlich aus dem Gefolge des princeps hervorgegangen, aus dem Gebiet des Privatrechts in das des öffentlichen Rechts übertragen. Vielleicht hat man sich das Gerichtshundert so zu denken, daß zu dem Gefolge des princeps eine Anzahl rechtskundiger (Bauer sagt: rechtsgelehrter) Männer hinzugezogen wurde. Doch spricht dagegen, daß bei Tacitus die centeni des Gerichts insgesamt ex plebe genommen sind. Läßt man diese Angabe gelten, so müssen die centeni comites als eine Genossenschaft (?) von hundert aus dem Gau gewählten Leuten angesehen werden, die als comites bezeichnet wurden, weil auf sie die früher vom Komitat

[1] Auch die Pirichtilinsbar hat nicht dieselben Grenzen wie der Amtsbezirk des in den Urkunden des 8. Jahrhunderts vorkommenden Grafen Pirichtilo (S. 92; vgl. S. 83); sollte sie trotzdem von diesem Grafen ihren Namen haben (S. 83)? Das ist doch kaum glaublich.



erfüllten Aufgaben übergegangen waren und weil sie zu dem richtenden Fürsten in einem ähnlichen Vertragsverhältnis (!) standen wie das Gefolge. Dann hatte der Fürst ein doppeltes Gefolge, das, mit dem er zu Felde zog, und eins, das seinem Gericht beiwohnte. Eine recht künstliche Annahme, wie denn auch die Darstellung hier (S. 36f., auch S. 43) gewunden und dunkel ist. Dagegen wird man den Nachweis, daß das alamannische Huntari und die fränkische centena nichts miteinander zu tun haben, daß Bar und Gau einerseits, Grafschaft andrerseits streng auseinanderzuhalten sind, als gelungen, die Annahme, daß das Bestimmungswort in den Namen der Baren und Huntaren den Führer der Eroberer bezeichne, als ansprechende Vermutung anerkennen.

Der erste Teil der Abhandlung beschäftigt sich mit der Herkunft der Alamannen. Baumanns Alah-mannen werden wohl gegen Johannes Meyer in (Birlingers) Alemannia VII (1897) 261ff., auf den sich Bauer bezieht, nicht zu halten sein; auch daß in den Alamannen nicht die Semnonen gesucht werden dürfen, sondern diese ohne Zweifel wie so viele andere Völkerschaften in der Völkerwanderung sich als Volk aufgelöst haben, wird man dem Verfasser zugeben. Wenn er nun aber selbst die Alamannen als die Zusammengewürfelten, das Menschengemengsel erklärt, so wird er dafür schwerlich viele Gläubige finden.

Tübingen. Theodor Knapp[1].

Oldenburgisches Urkundenbuch, Band 2 (Urkundenbuch der Grafschaft Oldenburg bis 1482) von G. Rüthning. Oldenburg 1926. 513 S.

Der lange bestehende Tiefstand und die Vernachlässigung der oldenburgischen Landesgeschichtsforschung hatten ihre Hauptursache in dem Mangel an einem ordentlichen Urkundenbuche, der Grundlage jeder tieferen historischen Forschung. Jeder Historiker war auf die Dienste der benachbarten Urkundenwerke, wie des Bremischen, Ostfriesischen Urkundenbuches usw., angewiesen, ja noch heute ist man vielfach genötigt, sich eigene Regesten zur Landesgeschichte anzulegen. Kein geringerer als Hermann Oncken klagte schon 1896 im Old. Jb. 5, daß „weder in Deutschland noch in seinen germanischen und romanischen Nachbarländern ein zweites Gebiet von dem Umfange und von der selbständigen Entwicklung des Oldenburger Landes gefunden werden dürfte, welches für die Herausgabe seiner Urkunden gleich wenig getan hätte". Nachdem der Landesgeschichtsverein endlich die Durchführung des Unternehmens in sein Arbeitsprogramm aufgenommen und der Staat entsprechende Hilfsmittel sichergestellt hatte, konnte man an die Ausführung des Werkes gehen.

Bei der grundsätzlichen Frage, wie das Urkundenbuch angelegt werden sollte, hatte man zwischen zwei Möglichkeiten zu wählen. Einmal nach bewährtem Muster der benachbarten Urkundenwerke den Gesamtbestand aller oldenburgischen Urkunden einschließlich der Kirchen und Klöster chronologisch geordnet zu bringen — eine Aufgabe, die wohl nur durch das Landesarchiv zu bewältigen gewesen wäre — oder gewissermaßen nach dem Provenienzsystem die Urkunden der Landessachen, Ortschaften, Klöster usw. aus den sieben Landesarchiven zu veröffentlichen. Dies letztere Verfahren war einfacher, da die Urkunden im Landesarchiv schon z. T. so geordnet lagen, und hat den Vorzug, ein ziemlich geschlossenes urkundliches Bild einer Körperschaft oder dergleichen zu geben; auch empfiehlt es sich dadurch für einen Spezialarbeiter. So wurde denn D. Kohl mit der Herausgabe der Urkunden

[1] Der Knapp, der von Bauer S. 86—114 so oft angeführt wird, heißt Eberhard.

der Stadt Oldenburg betraut (Oldenburgisches Urkundenbuch 1, Oldenburg 1914), das aber außer den Beständen des Stadtarchivs auch Urkunden der Grafen und des Lambertistiftes aus dem Landesarchiv heranzieht, soweit sie sich auf städtische Verhältnisse beziehen, um so ein möglichst abgerundetes Bild der städtischen Entwicklung zu geben.

Der vorliegende Band behandelt die Grafschaft Oldenburg bis 1482 und ist von G. Rüthning, dem Verfasser der Oldenburgischen Geschichte (2 Bände, Bremen 1911), bearbeitet worden. Er faßt im Vorwort den Begriff der Grafschaft so, daß „die Herrschaft Delmenhorst, Stadland, Butjadingen und Landwürden eingeschlossen sind. Von Rüstringen sind die Urkunden nur soweit aufgenommen, als sie Butjadingen berühren". — Die Grenzen dieses Gebietes entsprechen etwa dem Zustand von 1547. Nach dem Vorbilde von Band 1 wäre nun zu erwarten gewesen, daß alle erreichbaren Grafenurkunden, d. h. solche, die an die Grafen gerichtet oder von ihnen ausgestellt sind, oder in denen sie als Zeugen vorkommen, gedruckt oder in Regestenform gebracht würden. Tatsächlich ist dies Prinzip aber von R. nicht durchgeführt, da es von vornherein nicht in seinem Plane lag, denn er hat vom Urkundenbestand des Landesarchivs fast ausschließlich die Abteilung Landessachen benutzt. Damit fällt der Vorwurf der Unvollständigkeit, den man dem Werke sonst machen könnte, in sich zusammen.

Indessen befriedigte den Herausgeber selbst sein System anscheinend nicht ganz, denn er hat „im Bedarfsfalle" Urkunden der Abteilungen „Ortschaften" und „Adelsarchiv" hinzugezogen und dazu die Lücken in den Archivbeständen durch Benutzung von Urkunden der benachbarten Staatsarchive und Urkundenbücher ausgefüllt. — Bei einem solchen Kompromiß bleiben denn natürlich manche Wünsche offen, und man muß sich in bezug auf die fehlenden Grafenurkunden auf die in Aussicht gestellten Bände, die u. a. die Stifter und Klöster enthalten sollen, vertrösten.

Schon jetzt aber darf gesagt werden, daß auch dann noch die Übersicht über die Grafenurkunden schwierig sein wird, und es bietet sich für die Historische Kommission für Niedersachsen eine neue Aufgabe, entsprechend den Regesten der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg auch die Bearbeitung wirklich umfassender Regesten der Grafen von Oldenburg samt ihren Seitenlinien in ihr Programm aufzunehmen. Diese Regesten würden auch alle Wünsche erfüllen müssen, die bei dem vorliegenden Band unerfüllt geblieben sind. So z. B. wäre sämtliches Urkundenmaterial für den gesicherten Nachweis jeder Persönlichkeit des Grafenhauses aufzunehmen, um damit die Grundlage für eine zuverlässige Genealogie der oldenburgischen Grafen zu schaffen. Es wäre ferner zu achten auf alle gräflichen Verwaltungseinrichtungen, die Vögte und Drosten, das Kanzleiwesen, die Kaplane usw. Dazu käme noch der Nachweis der oldenburgischen Ministerialen und ihrer Lehnsverhältnisse u. a. mehr, was man von einem modernen Regestenwerk fordern darf.

Wenn dies alles im Oldenburgischen Urkundenbuch 2 zu kurz kommt, so ist damit schon angedeutet, daß der Band nicht unter die erstklassigen Urkundenwerke zu rechnen ist, doch es wäre unangebracht, ihn nach falsch angelegten Maßstäben zu bewerten. In erster Linie wollte R. den Bedürfnissen der Lokalhistoriker dienen, und von diesem Standpunkte aus ist seine Veröffentlichung eine höchst verdienstvolle Tat. Allein schon die Sünden der vergangenen Generation wieder gutzumachen ist eine so entsagungsvolle und undankbare Aufgabe, daß man dem Herausgeber die Anerkennung für seine mühevolle Arbeit nicht versagen kann.

Von den 1044 Nummern des Urkundenbuches liegen nahezu zwei Drittel schon in den Urkundenwerken der Nachbarterritorien vor, doch sind diese nicht alle wieder ganz abgedruckt, sondern z. T. nur im Auszug oder in Regestenform wiedergegeben. Sehr befremdlich ist es allerdings, daß viele der bisher ungedruckten Urkunden, namentlich vom Bestand des Erzstiftes Bremen zu Hannover, nur in recht kurzer Regestenform geboten werden. Dem ernsthaften Forscher ist damit wenig geholfen. — In bezug auf den Aufbewahrungsort der Diplome ist nicht immer folgerichtig verfahren worden. Da der Herausgeber das gedruckte Material nicht wieder überprüft hat, hätte er besser von der Angabe des Aufbewahrungsortes absehen können; falsche oder heute nicht mehr zutreffende Angaben wie Or. in Stade, statt Hannover Erzstift Bremen stören nur. Bei den aus fremden Archiven neu mitgeteilten Urkunden vermißt man wiederum vielfach genauere Angaben über den Schreibstoff und die Besiegelung. — Schließlich ist noch zu bemerken, daß die Erklärungen und Notizen in der Überschrift oder im Text besser als Fußnoten gedruckt worden wären. Unter den Druckangaben finden sich vielfach Hinweise auf andere Urkunden, die man gerne als besondere Regesten aufgenommen sähe. Der Raum dafür wäre leicht zu beschaffen gewesen, wenn die literarischen Notizen unter jeder Urkunde in Petit gedruckt worden wären. Das Satzbild des sonst schön gedruckten Buches hätte dabei nur gewonnen. Jetzt kommt es vor, daß die literarischen Nachweise an Umfang ein Regest übertreffen.

An Druck- und anderen Fehlern, die mir bisher auffielen, notiere ich folgende: Nr. 72 gehört hinter Nr. 77. — Nr. 249 ist falsch eingeordnet, Nr. 275 desgl. — Nr. 405 gehört vor Nr. 403, Nr. 512 vor 510. — Bei Nr. 547 ist keine Beziehung zu Oldenburg ersichtlich. — Nr. 791 gehört nicht in das Oldenburgische Urkundenbuch, denn das dort genannte Burhove liegt in Ostfriesland. — Zu den Datierungen: Nr. 45 „vor 1209" fraglich, wenigstens hätte auf Sello Terr. Entwicklung des Herzogtums Oldenburg (Göttingen 1917), S. 119 und 222 Anm. verwiesen werden sollen, auch wegen Nr. 47. — Zu Nr. 50 vgl. Schumacher, Die Stedinger (Bremen 1865), S. 222f. — Bei Nr. 87 muß es statt Juni 1 nach dem Original zu Hannover (Erzstift Bremen Nr. 119) Mai 25 heißen (VIII Kal. Junii). — Nr. 253 ist auf Aug. 2 (in die s. Stephani p. et m.) zu datieren, Nr. 259, 1 auf Juni 9 (Primi et Feliciani m.). Die Jahreszahl 1360 in Nr. 416 ist nach Oncken, Die ältesten Lehnsregister (Oldenburg 1893), S. 47 Anm. 2 und 106 Anm. 1, vermutlich verderbt aus 1316. Das Datum Alexis et Benne (?) in Nr. 400 ist nicht aufgelöst, Nr. 404 ist auf Dez. 22 (in crastino b. Thome ap.) zu datieren. — S. 22 Zeile 5 ist Pugiles kein Eigenname, sondern Standesbezeichnung und klein zu drucken. — S. 33 Zeile 26 lies Hec statt Rec. — S. 35 Zeile 7 lies umgesiedelt. Zu Nr. 186: nach Brem. Jahrbuch 9, 140 Anm. 23 ist Graf Christian schon 1285 gestorben. In Nr. 406 muß aufgelöst werden: greven ... tho Oldenbrokhusen statt Oldenborch (s. Oncken Lehnsreg. S. 48 Anm. 1). — S. 160 Zeile 4 lies volumus. — Nr. 658 Anm. muß heißen Ostfriesisches Urkundenbuch 1, Nr. 271. Die wichtigen Urkunden aus dem Ostfr. Urkundenbuch 2, Nr. 1761—1763, sind leider nicht aufgenommen.

Das Register ist, nach Stichproben zu urteilen, zuverlässig gearbeitet; das Sachregister, etwas über eine Seite lang, erschöpft natürlich den reichen Inhalt des Buches entfernt nicht. Gerade das späte Mittelalter bietet sehr viel von allgemeinem Interesse, vor allem die Persönlichkeit des bei den Hanseaten berüchtigten Raubgrafen Gerd, eines Parteigängers Karls des Kühnen. Es ist sehr erfreulich, daß die wich-

tigsten Urkunden, die ihn betreffen, hier vereinigt sind. So wird sich Rüthnings Werk mit der Zeit als nützliches und grundlegendes Nachschlagewerk erweisen.

Oldenburg i. Old. H. Lübbing.

Staupitz Tübinger Predigten. Herausg. von Georg Buchwald und E. Wolf. Mit Vorwort von Otto Scheel. Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte. Herausg. vom Verein für Reformationsgeschichte. Bd. VIII. Leipzig (M. Heinsius Nachf. Eger u. Sievers) 1927. XIV, 268 S. gr. 8°.

Ernst Wolf, Staupitz und Luther. Ein Beitrag zur Theologie des Johannes von Staupitz und deren Bedeutung für Luthers theologischen Werdegang. Ebenda Bd. IX. 1927. XI, 295 S. gr. 8°.

Daß Staupitz' Name noch heute als einer der wenigen Ordensmänner seiner Zeit bekannt ist, ist mehr seinen Beziehungen zu Luther als seiner eigenen Bedeutung zuzuschreiben. Keine Darstellung der Frühzeit des Reformators kann umhin, seines Einflusses zu gedenken, aber auch zahlreiche selbständige Untersuchungen sind ihm speziell gewidmet, in denen allerdings nur zu oft die Knappheit der Überlieferung das Hineinprojizieren vorgefaßter, meist weltanschaulich fundierter Meinungen nur zu sehr begünstigt. Dabei war schon 1891 in einer Abhandlung von Paulus im Histor. Jahrbuch der Görresgesellschaft auf einen in den Handschriftenbeständen der Münchner Staatsbibliothek befindlichen von Staupitz eigner Hand geschriebenen Predigtband hingewiesen, der an Umfang alles bisher von Staupitz bekannt Gewordene übertrifft. Diese von der Forschung so gut wie unbenützte Quelle ist nun von W. zum ersten Male in umfassender Weise zu einer kritischen Würdigung der Theologie Staupitzens und seines Einwirkens auf Luther herangezogen.

Sehr dankenswert ist, daß diese wichtige Quelle zugleich durch Publikation der Forschung zugänglich gemacht worden ist. Die Edition des Textes stammt von dem bekannten Mitarbeiter der Weimarer Lutherausgabe Georg Buchwald, Ernst Wolf hat ihm eine Einleitung vorausgeschickt, die eine sorgfältige Beschreibung der Handschrift bietet, dann die Frage der Datierung aufwirft und sich für Ansetzung in die Monate Juni bis Ende des Jahres 1497 oder in die gleichen Monate des folgenden entscheidet. Den Inhalt bilden vierunddreißig lateinische Sermone über Hiob 1, 1 bis 2, 10, die Staupitz als Prior des Tübinger Konvents gehalten hat, und zwar dürfte es sich bei dem Münchner Kodex um nachträgliche Niederschriften tatsächlich vor den Tübinger Klosterinsassen gehaltener Predigten handeln, in denen Staupitz unter reichlicher Heranziehung und Anführung theologischer Gewährsmänner seine theologischen Anschauungen in Auslegung der Schrift und Entwicklung dogmatischer Fragen darlegt.

Auf dieser so erweiterten Quellengrundlage entwirft W. im ersten Teil seiner Schrift das Bild der theologischen Persönlichkeit Staupitzens. Wenn die in sich aufs engste zusammenhängenden Anschauungen von der Prädestination und die Gnadenlehre als die zentralen Fragen der Staupitzschen Theologie in den Vordergrund gerückt werden, so scheint hier die im zweiten Teil erfolgende Gegenüberstellung mit Luther nicht ohne Einfluß gewesen zu sein. In auf sorgfältiger, dem spezifischen Sprachgebrauch nachgehender Interpretation der Quellen beruhenden Darlegungen ersteht das Bild eines theologischen Denkers von großer Feinheit der Gedankenführung, dessen Stärke allerdings mehr in feinsinniger Anpassung als in der Ausbildung

neuer originaler Lehren liegt. Thomas von Aquino und Aegidius Romanus, der Begründer der Ordensdoktrin der Augustiner-Eremiten, sind seine hauptsächlichsten theologischen Führer, ohne daß es jedoch bei seiner selbständigen Haltung in zahlreichen Einzelfragen der Lehre möglich wäre, ihn einfach einer bestimmten Schulrichtung zuzurechnen.

Das Zentrum seiner Persönlichkeit liegt überhaupt nicht auf dem Gebiete theologisch-rationalen Denkens, dieses wird vielmehr durchaus den Bedürfnissen des praktischen Verhaltens, des frommen Lebens, untergeordnet, wie es denn auch kein Zufall ist, daß fast alles von Staupitz überlieferte Schrifttum dem Bereich der praktischen Seelsorge zugehört. Wichtigster Faktor für das Verhalten des gläubigen Christen ist die imitatio Christi, deren höchstes Ziel, die conformitas jedoch außerhalb des Gnadenstandes des Erwählten nicht erreicht werden kann, sich aber dann als Gesinnungskonformität in entsprechenden äußeren Handlungen einen sichtbaren Ausdruck schafft. Die conformitas Christi rührt an die viel umstrittene Frage der Mystik Staupitzens. W. lehnt es mit Recht ab, Staupitz wegen gewisser mystischer Elemente ohne weiteres den Mystikern zuzuzählen. Er streift diese seiner Problemstellung ferner liegende Frage nur, geht lediglich in einem längeren Exkurs (S. 92ff.) auf die Auffassung der unio mystica bei Staupitz ein, indem er, ohne eine Reihe entgegenstehender Äußerungen entkräften zu können oder zu wollen, die Annahme einer unio substantialis für Staupitz ablehnt. Wesentlich für eine Aufhellung der mystischen Zusammenhänge bei Staupitz wäre auch eine genauere Klärung gewisser sich aus seiner Prädestinations- und Gnadenlehre ergebender Folgerungen. Aber auch hier werden klare Unterscheidungen durch Unbestimmtheit des Ausdruckes und gewisse Widersprüche in den Anschauungen Staupitzens erschwert, bei dem ganz offenbar die Einstellung des praktischen Seelsorgers über die Bedürfnisse rationaler Systematik den Sieg davon getragen haben.

Die Heranziehung der noch den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts angehörenden Predigten über Hiob zeigen zwar die Anschauungswelt Staupitzens in einer organischen Entwicklung, aber seine Persönlichkeit läßt sich jetzt so klar herausarbeiten, daß sie sich deutlich von Luther abhebt und die oft angezweifelte Selbständigkeit ganz sichtbar hervortritt. Die Annahme einer stärkeren Beeinflussung durch Luther war nur möglich auf Grund gewisser Gleichförmigkeiten beider in der Bußlehre, der Forderung der accusatio sui, der Lehre von der gratia gratum faciens u. a., die nur dem auffällig sein konnten, der den Zusammenhängen Luthers mit der mittelalterlichen Theologie nicht die genügende Beachtung geschenkt hat. Bei aller Übereinstimmung in Einzelheiten bleibt doch im Kern genug der grundsätzlichen Verschiedenheiten, so Staupitz' entschiedenes Festhalten an der Freiheit des Willens gegenüber allen logischen Konsequenzen aus der freien Gnadenwahl Gottes, die Auffassung von der Notwendigkeit der infallibilia signa für die subjektive Erwählungsgewißheit, die Verbindung des Verdienstgedankens, wenn auch in eingeschränkter Form, beim Gnadenempfang, die alle darauf hinweisen, daß das religiöse Leben beider Männer aus toto genere verschiedenen Quellen gespeist wurde.

Die Darstellung des Verhältnisses Staupitz-Luther ist abhängig von der Lutherauffassung W.s, doch sind hier seit Boehmer und Holl die Grundzüge festgelegt, innerhalb derer sich auch das Lutherbild des Vf. bewegt. Die Untersuchung gliedert sich hier nach den drei Punkten, in denen Staupitz' Tröstungen einsetzten: den Anfechtungen, den Prädestinationsängsten und der sog. Bußunterredung.

In der Frage der Anfechtungen wird die Untersuchung ausgedehnt auf die Anfechtungen Luthers überhaupt und die Auffassung von Anfechtungen bei Luther und Staupitz. Zunächst wird in quellenkritischen Erörterungen, die nur mitunter den Quellen mehr abgewinnen wollen als bei der Unsicherheit ihrer textlichen Überlieferung möglich ist, der Zeitpunkt der schweren durch Staupitz' Zuspruch gelinderten Anfechtungen festzulegen gesucht. Die zeitliche Ansetzung vor den Durchbruch der neuen Erkenntnis wird Zustimmung finden, ebenso die Lokalisation nach Wittenberg, nur möchte ich den zweiten Aufenthalt ausscheiden, ohne allerdings andere Gründe anführen zu können als die subjektive Einfühlung in den Entwicklungsgang Luthers. Wenn aber im Folgenden nicht klar genug geschieden wird zwischen dem zu Grunde liegenden Erleben und den retrospektiven Berichten darüber, die Bewertungen enthalten, die die zur Zeit des Erlebens noch nicht vorhandene neue Erkenntnis zur Voraussetzung haben, so ist der Zuwachs an wissenschaftlicher Erkenntnis größer für die allgemeinere Frage der Auffassung Luthers von seinen Anfechtungen überhaupt als für die speziellere nach den von Staupitz erfahrenen Förderungen. Diese ist doch in der Erkenntnis zu sehen, daß in den Anfechtungen „eine auszeichnende Begegnung mit der Wirklichkeit Gottes erfolgt, der gerade hierdurch den Angefochtenen sucht"; sie sind so „das Merkzeichen, an dem sich erweist, was von Gott ist, und was ihm widerstreitet".

Diese Fassung weist auf das auch für Luthers Ringen um einen gnädigen Gott zentralere Problem der Prädestination hin. Hier wird nun die erweiterte Kenntnis der Staupitzschen Theologie fruchtbar gemacht, Erwählung und Prädestinationsangst sind hier derart miteinander in Verbindung gebracht, daß die Erwählungsängste geradezu ein Zeichen dafür sind, daß Gott in dem Betreffenden wirkt und ihn sucht. Staupitz hat also Luther gar nicht von seinen Prädestinationsvorstellungen abgebracht, er hat ihnen nur einen anderen Inhalt gegeben, der ihnen die bohrenden Skrupel nahm. Indem sich die neue Auffassung von den Anfechtungen als Heilszeichen dann in glücklicher Weise mit anderen theologischen Anschauungselementen verband, wurde sie zu einem Ferment der weiteren persönlichen Entwicklung des werdenden Reformators.

Von der theologischen Forschung ist der „Bußunterredung", auf die das Widmungsschreiben Luthers zu den „resolutiones disputationum de indulgentiarum virtute" vom 30. Mai 1518 deutlich hinweist, eine große Beachtung geschenkt. Diese wichtige Quelle wird mit kritischer Umsicht untersucht, mit anderen Äußerungen Luthers in Zusammenhang gebracht und an der Lutherschen und Staupitzschen Anschauung von der Buße gemessen. Auch dieser Einwirkung wird eine hohe Bedeutung zuerkannt, weil sie über eine bloße Beruhigung der Seele hinaus eine inhaltliche Überwindung nominalistischer Vorstellungen anbahnt. So erfährt unter Staupitz' Einfluß das Schema des Bußvorgangs mit seinem Verhältnis von Buße und Gnade z. T. entscheidende Veränderungen, die Hand in Hand gehen mit einer religiösen Abkehr vom Nominalismus.

In einer Schlußbetrachtung über die Bedeutung Staupitzens für das theologische Werden des Reformators wird zusammenfassend festgestellt, daß das unter Auswertung aller Quellen entstehende Gesamtbild von Staupitz Theologie es sehr wohl ermöglicht, den rückschauenden Äußerungen Luthers mehr Positives abzugewinnen, als dies bisher geschehen ist. Aber gerade diese Äußerungen räumen dem Generalvikar einen starken Einfluß auf seine Entwicklung ein. Hierzu mit kritischer Haltung

das erreichbare Material verarbeitet und mit Besonnenheit die von der einen Persönlichkeit zur anderen führenden Verbindungsfäden aufgezeigt zu haben, ist ohne Frage ein hohes Verdienst des Vf. Daß er sich dabei vor Überschätzungen bewahrt und sich stets die Verschiedenartigkeit der beiden Männer, die ein Verstehen im Tiefsten ausschloß, vor Augen hielt, sei noch besonders angemerkt. Gewiß hätte ein Heranziehen der Methoden der geisteswissenschaftlichen Psychologie die Probleme um den werdenden Luther hie und da klarer erfaßen und neue Möglichkeiten der Lösung aufweisen können, aber bei der Unsicherheit und Spärlichkeit der Überlieferung müßte hier der Subjektivität des sich einfühlenden verstehenden Psychologen ein solcher Spielraum eingeräumt werden, daß wir es doch lieber mit den Ergebnissen einer quellenkritischen dogmenhistorischen Untersuchung halten wollen.

H. Wendorf.

Ludwig Frhr. von Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Bd. XI. Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration: Klemens VIII. (1592—1605). 1. bis 7. Auflage. — Bd. XII: Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Restauration und des Dreißigjährigen Krieges: Leo XI. und Paul V. (1605—1621). 1. bis 7. Auflage. — Freiburg i. Br., Herder & Co. 1927. XXXIX, 804 und XXXVI, 698 S.

Zwei in kurzem Abstand von einander erschienene Bände der „Geschichte der Päpste", der 11. und 12., sind diesmal anzuzeigen. Leider hat inzwischen dem unermüdlichen Verfasser der Allbezwinger Tod die Feder aus der Hand genommen. Nach Mitteilung des Verlags wird aus dem Nachlaß des Verstorbenen noch eine Reihe von Bänden ans Licht treten. Immerhin sind die vorliegenden Teile des großen Werkes die letzten, die v. Pastor noch selbst hat ausgehen lassen und für die er die ungeteilte Verantwortung bis zur letzten Zeile trägt. Sie zeigen noch in keiner Weise ein Nachlassen der Kräfte des Verfassers und treten den früheren Bänden gleichgeartet an die Seite.

Wenn v. Pastor mit dem 11. Bande das „Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration" abschließt und mit dem 12. das „Zeitalter der katholischen Restauration und des Dreißigjährigen Krieges" anheben läßt, so hat diese Einteilung eine lediglich formale Bedeutung und berührt den Inhalt in keiner Weise, der sich ganz nach der schon bewährten Art der voraufgehenden Teile gliedert. Wir sehen 1, wie aus den mehr oder minder verwickelten Verhandlungen und Ränken des Konklave endlich die Gestalt des neuen Oberhauptes der katholischen Christenheit sich heraushebt und erfahren Näheres über seine Abstammung und Sippe, sein Vorleben und sein Wesen, seine menschlichen und priesterlichen Eigenschaften. Des weiteren wird 2, der Beherrscher des Kirchenstaats und der Schützer und Förderer seiner Hauptstadt, der ewigen Roma, geschildert, und 3, das geistliche Oberhaupt in seiner Tätigkeit als Verwalter der Kirche, in seinem Verhältnis zu den Richtungen und Strömungen innerhalb der katholischen Kirche, seinen Bestrebungen zur Ausbreitung des katholischen Bekenntnisses mittels der äußeren Mission uns näher gebracht. Den größten Raum nimmt endlich 4, die Darstellung des Papstes als des Hauptes der ecclesia militans ein, die Geschichte der katholischen Kirche inmitten der durch die Reformation hervorgerufenen konfessionell-politischen Bewegung in allen Ländern Europas.

Von den beiden vorliegenden Bänden schildert ein jeder ein längeres und bedeutsameres Pontifikat, der 11. das des Aldobrandini Clemens' VIII. und der 12. Pauls V. aus dem Hause Borghese. Zwischen ihnen liegt die nur 26tägige Herrschaft Leos XI. aus einer Seitenlinie der Medici: sie wird auf den ersten Blättern des 12. Bandes gewürdigt. Die Pontifikate Clemens' VIII. (13 Jahre 1 Monat) und Pauls V. (15 Jahre 8½ Monat) gehören dagegen, wenn nicht zu den längsten, die die Geschichte des Papsttums kennt, so doch zu den längeren; das Pauls V. übertrifft z. B. an Dauer das längste Pontifikat des 16. Jahrhunderts, das Pauls III. um 7½ Monate, wird dann freilich schon von dem zweiten Nachfolger Urban VIII. um ein volles Jahrfünft hinter sich gelassen.

Den Forschungen des Verf. ist es zugute gekommen, daß die Hauptmasse der Staatspapiere der Regierung beider Päpste, Clemens' VIII. wie Pauls V., mit dem Archiv Borghese am Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Fürsorge Papst Leos XIII. für das Vatikanische Geheimarchiv erworben und dadurch in bequemster Weise zugänglich geworden ist. Doch hat v. Pastor seinen Stoff durch weitere Forschung, zum Teil an bisher noch kaum berührten Stellen, z. B. im Familienarchiv der Aldobrandini, vermehrt, so daß er an seine Aufgabe erheblich besser gerüstet als die früheren Darsteller der Papstgeschichte hat herantreten können.

Die Aufgabe aber, die sich dem Darsteller dieser Abschnitte der Papstgeschichte bot, war eine in vieler Hinsicht ungemein reizvolle. Wohl trägt das Papsttum nicht mehr die großen weltgeschichtlichen Entscheidungen in seiner Hand; diese lagen bei den weltlichen Reichen, den Großmächten. Aber trotz des Abfalls des europäischen Nordens vermag das Papsttum doch noch einen gewaltigen Apparat in Bewegung zu setzen und die erhöhte Stoßkraft, die der verfallenden Kirche ihre unter den Schlägen der Reformation erfolgte Selbstbesinnung verliehen, hatte sich noch nicht lahm gelaufen, wie wir uns ja auch noch in einem Zeitalter befinden, in dem die religiösen Kräfte das gesamte Geschehen tiefgreifend beeinflussen. Es kommt hinzu, daß sowohl Clemens VIII. wie Paul V. mit Umsicht und Kraft, auch nicht, wenigstens was diesen angeht, ohne staatsmännische Begabung ihres hohen Amtes gewaltet haben.

Von den wirtschaftlichen und sittlichen Zuständen im Kirchenstaat entwirft Verf. ein sehr trübes Bild. Lähmend stand über allem die zunehmende Finanznot der Päpste. Die eigentliche Quelle der Mißstände aber findet v. Pastor darin, daß seit Sixtus V. die gesamte politische, finanzielle und Justizverwaltung in den Händen von Geistlichen lag. Wir finden also schon hier jenen Mißstand, der durch die Jahrhunderte fortdauernd endlich den Kirchenstaat zum rückständigsten Staate Europas und seinen Untergang vor 60 Jahren zur Notwendigkeit gemacht hat. Die sittlichen Zustände im Römischen werden u. a. durch den berühmten Prozeß Cenci beleuchtet Wenn v. Pastor hier. das Vorgehen der Kurie gegen Beatrice und die Ihrigen verteidigend, die Unseligen schlechthin als Vatermörder verdammt, so zeigt seine eigene Darstellung, daß die Beseitigung des alten Cenci eine Tat, wo nicht der Notwehr im engsten Sinne, so doch der äußersten Verzweiflung war, in die die hemmungslose Brutalität jenes die schutzlosen Seinigen gestürzt hatte. Daß ein moderner Gerichtshof im Prozeß Cenci Todesurteile fällen würde, darf wohl bezweifelt werden.

Die Finanznot hat die Päpste an mancherlei nützlichen Einrichtungen und Verbesserungen, besonders aber an Verschönerungen im Straßenbilde Roms und an prächtigen Bauten nicht gehindert. Das Andenken Pauls V. haftet unauslöschlich an der Vollendung der Peterskirche. Der nämliche ist der Schöpfer des päpstlichen

Geheimarchivs, das sich noch heute wesentlich an der Stelle befindet, die er ihm einst angewiesen hat.

Von den innerkirchlichen Strömungen und Störungen behandelt v. Pastor ausführlich den Streit über die Wirksamkeit der Gnade (die sog. thomistisch-molinistischen Streitigkeiten), der, aus dem Gegensatz in der theologischen Lehre von der Gnade zwischen dem Dominikanerorden und den Jesuiten erwachsen, unter Clemens VIII. zu den heftigsten Zusammenstößen führte und erst durch Paul V. notdürftig beigelegt wurde. Noch bekannter ist der Streit des letzteren mit der Republik Venedig und ihrem „Staatstheologen" Fra Paolo Sarpi, den v. Pastor schlankweg als „Kirchenfeind" bezeichnet, indem er Kirche mit Papsttum verwechselt. Auch trifft es wohl kaum das Entscheidende, wenn als das Ziel Sarpis hingestellt wird, Venedig protestantisch zu machen. Übrigens erkennt v. Pastor Sarpi weltgeschichtliche Bedeutung zu und zieht verbindende Fäden von ihm zum Gallikanismus und Josephinismus, ja zum Absolutismus, „der dann seinerseits die Revolution mit ihren unübersehbaren Folgen hervorrief".

Eingehend verfolgt v. Pastor die Ausbreitung der katholischen Mission, die, damals insbesondere von Franziskanern und Jesuiten getragen, einen gewaltigen Aufschwung erlebte. In Asien bilden Indien, Persien, Japan und China, in Afrika Abessinien und das Königreich des Kongo, in Süd- und Mittelamerika Peru, Chile und Paraguay (Jesuitenstaat!) sowie Mexiko, im Norden Kanada die wichtigsten Stätten der vordringenden, wenn auch durch manche Rückschläge aufgehaltenen katholischen Missionstätigkeit. Daneben gehen Versuche her, Armenier, Kopten, Thomaschristen, Maroniten näher an die Papstkirche heranzuziehen sowie Unionsbestrebungen mit Serben, Griechen, Ruthenen usw. Auch die Anfänge der Kongregation de propaganda fide führen in die Zeit Clemens' VIII. zurück.

Zur Abwehr der Christenfeinde in Europa, der Türken, hat der nämliche Papst sogar durch Ausftellung einer eigenen Kriegsmacht sich an den Kämpfen in Ungarn beteiligt, freilich ohne dauernde Erfolge. —

Nicht nur in kirchlicher, sondern mehr noch in politischer Hinsicht ist es für das Papsttum von größter Bedeutung gewesen, daß die Versöhnung mit dem Frankreich Heinrichs IV. hergestellt worden war. Das Verhältnis zu Frankreich inniger zu gestalten und zugleich den Katholizismus dort zu kräftigen, hat besonders Clemens VIII. sich eifrig angelegen sein lassen. Das Papsttum konnte durch den Rückhalt an Frankreich das spanische Staatskirchentum in Schach halten und bei geschickter Benutzung des spanisch-französischen Gegensatzes, wie auch gelegentlich durch Vermittlung zwischen den beiden rivalisierenden Mächten, seine eigene kirchliche und politische Selbständigkeit wahren.

Die konfessionelle Gestaltung Europas war am Ende des Reformationsjahrhunderts noch nicht in dem Grade festgelegt, daß nicht noch Verschiebungen möglich gewesen wären, die im katholischen Sinne herbeizuführen und zu fördern sowohl Clemens VIII. wie Paul V. nichts, was in ihren Kräften stand, unterlassen haben. Von kaum absehbaren Folgen wäre es gewesen, wenn Siegmund von Polen, hinter dem der Katholizismus stand, sich in Schweden hätte durchsetzen können, was freilich bei der Einmütigkeit, mit der das nordische Reich schon früh das Joch der Papstkirche abgeworfen hatte, von vornherein nicht wahrscheinlich war. Im entgegengesetzten Sinne fiel damals die Entscheidung in Polen, dem es nach hoffnungsvollen Ansätzen nicht glückte, auf dem Grunde des Protestantismus zur Geschlossen-

heit und zu eigenständiger Blüte zu gelangen. Es ist am Ende des 16. Jahrhunderts der Gegenreformation erlegen und in den Wurzeln seiner staatlichen und kulturellen Existenz geknickt worden. Die unseligen Folgen dessen wirken sich noch in der Gegenwart aus. Auch im Deutschen Reiche, zumal in den habsburgischen Erblanden, hat, kaum weniger verhängnisvoll, die Gegenreformation am Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts noch Fortschritte gemacht und hier wurde denn auch unter eifrigem, wenn auch gerade nicht ausschlaggebenden Zutun der römischen Kurie der Boden bereitet für den „großen" Krieg, dessen erste Jahre noch in die Epoche des Borghesepapstes fallen. Auf der anderen Seite haben England und die freien Niederlande sich endgültig als protestantische Mächte behauptet und sind auf der Grundlage des Protestantismus zu bedeutsamster Machtentfaltung fortgeschritten.

Es ist somit eine Zeit schärfster Gegensätze, schwersten Kämpfens und Ringens, die v. Pastor zu schildern hat. Man mag zugeben, daß es schwer ist, eine solche sine ira et studio zur Darstellung zu bringen; aber das entbindet den Historiker, der auf wissenschaftlichem Boden zu stehen beansprucht, doch nicht von der Pflicht, nach Objektivität wenigstens zu streben.

Der Verfasser der Geschichte der Päpste hat eine solche Pflicht nicht anerkannt; seine Darstellung trägt zumal in den beiden vorliegenden Bänden — in noch höherem Maße als den voraufgegangenen — eine augenscheinlich gewollte Einseitigkeit zur Schau. Für v. Pastor ist nun einmal der Katholizismus das gute, der Protestantismus das böse Prinzip, folglich jeder Fortschritt des ersteren als schlechthin erfreulich und nützlich, des letzteren als beklagenswert und schädlich zu bewerten. Es entbehrt nicht einer gewissen Naivetät, wenn z. B. die beginnenden Erfolge der Gegenreformation in den österreichischen Erblanden einfach als „Wendung zum Besseren" bezeichnet werden und im Hinblick hierauf von „Verdiensten" Clemens' VIII. gesprochen wird. Jedermann weiß, daß diese gewaltsamen Bekehrungen von friedlichen Bürgern und Bauern in einem blühenden Lande mit allen Schrecknissen und Greueln verbunden waren, die Menschen einander überhaupt antun können: Hunderttausende aus Glück und Frieden gejagt, ihrer Habe und ihrer Heimat beraubt, in ihrem Gewissen vergewaltigt, Familien auseinandergerissen, alle Bande der Zucht und Ordnung zerschnitten. Und der Erfolg? Kulturelle Rückständigkeit für Jahrhunderte, niemals wieder völlig eingebrachte Verluste an Menschenwürde und Menschenglück. Das alles ficht v. Pastor nicht an. Aber wo in evangelischen Landen eine katholische Minderheit, meist nicht ohne eigene Schuld, verfolgt wird, da findet der Verfasser Töne höchster moralischer Entrüstung und eines im umgekehrten Falle gänzlich vermißten Mitgefühls für die Opfer der Verfolgung, auch Beschönigung etwa letzterer zur Last fallender Untaten, die so weit geht, daß die sogenannte Pulververschwörung der englischen Katholiken dem Verfasser als durchaus erlaubte Gegenwehr, wenn nicht gar als automatisch ausgelöste Wirkung der von den Protestanten verhängten Maßnahmen erscheint.

In gleicher Weise wird v. Pastors Urteil über Personen durch seine Parteilichkeit getrübt, z. B. über Giordano Bruno: daß Papst Clemens VIII. diesen dem Tode weihte, kann ihm unter der Herrschaft der damaligen grundsätzlichen Unduldsamkeit kaum verdacht werden. Aber v. Pastor macht sich, indem er die Schicksale des Nolaners ausführlich schildert, die Sache doch gar zu leicht. Er gibt nur Einzelheiten, stellt die menschlichen Schwächen Brunos eifrig heraus, den er schlechthin als „Christenfeind" bezeichnet und „unverbesserlich" sterben läßt, unterläßt es aber

durchaus, dem Leser eine Vorstellung von dem zu geben, was Bruno eigentlich gewollt und gelehrt und welche Stellung er im Getriebe der Zeitströmungen eingenommen hat.

Ferner Galileo Galilei. Dessen Verurteilung durch die römische Inquisition zu rechtfertigen, war sicherlich von v. Pastors Standpunkt aus keine leichte Aufgabe. Aber was er — fast unverhältnismäßig ausführlich — gibt, kann nicht befriedigen. Kurz gesagt: Verf. sieht Galileis Schuld darin, daß er sich in seinen Schriften nicht darauf beschränkt hat, naturwissenschaftliche Gegenstände zu behandeln, sondern in ihnen auch in Regionen übergreift, die die katholische Kirche auf dem Wege des Dogmas zu bestimmen sich vermißt. Wo aber bleibt dann da die Freiheit der Wissenschaft, oder vielmehr die Wissenschaft überhaupt? Denn die Wissenschaft ist entweder frei oder sie ist nicht Wissenschaft. Wer wissenschaftlich, methodisch forscht, setzt sich wohl zu Anfang ein Ziel, aber wohin ihn seine nach diesem Ziel gerichtete Forschung führen wird, kann er im voraus nicht wissen, und wenn er sich im Verlauf seiner Forschungen durch äußere Erwägungen und Rücksichten abhalten läßt, die gebotenen Schlüsse zu ziehen, so hört er eben auf wissenschaftlich zu arbeiten! Hier tritt also die wissenschaftliche Unzulänglichkeit der „Geschichte der Päpste" klar zutage! Doch soll und darf uns das gegen die Vorzüge des Werkes und die Verdienste des Verfassers nicht blind machen. Wir stehen nicht an, die „Geschichte der Päpste" als eine hervorragende, ja fast einzigartige Leistung anzuerkennen. Hinter den zehntausend Seiten, die sie zählt, steht die auf ein einheitliches, großes und löbliches Ziel gerichtete anhaltende Arbeit der 45 besten Jahre eines einzelnen Gelehrtenlebens. Aus der mühevollen Durcharbeitung eines geradezu unübersehbaren Schrifttums und aus der entsagungsvollen Arbeit in Dutzenden von Archiven hat v. Pastor ein Riesenmaterial zusammengebracht und aus diesem mit bewunderungswürdiger Gestaltungskraft in farbenprächtigen Bildern, die das Lesen der „Geschichte der Päpste" oft zu einem hohen Genuß machen, den Ablauf einer der bedeutsamsten Abschnitte der Weltgeschichte vor unser geistiges Auge gestellt. Und wenn, wie oben dargelegt, der Nichtkatholik an der nur allzu unverhüllt hervortretenden Tendenz des Werkes gar häufig Anstoß nehmen muß, so fehlt es doch auch in keinem Bande an Abschnitten, die nach Maßgabe des Gegenstandes jene Tendenz weniger hervortreten lassen. Aber auch darüber hinaus wäre es Unrecht zu verschweigen, daß allgemein betrachtet für die Geschichte des ganzen Zeitraums, den die 12 Bände des „Geschichte der Päpste" schildern, aus v. Pastors Forschungen, insbesondere auch mittels Vermehrung des archivalischen Stoffes, ein reicher Ertrag eingeheimst werden kann, unzählige neue Züge dem Bilde angefügt sind, vieles in einem neuen Lichte erscheint, ja auch manches dem Protestanten Anlaß geben kann, seine Auffassung zu überprüfen und zu berichtigen. Sicherlich wird künftig ein jeder, der auf dem weiten von v. Pastor durchpflügten Gelände arbeiten will, sich mit der „Geschichte der Päpste" in eingehendster Weise auseinanderzusetzen haben.

Walter Friedensburg.

Hans Lerch, Hessische Agrargeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts insonderheit des Kreises Hersfeld. Hans Ott-Verlag, Hersfeld (H.-N.) 1926. 8°. 192 S. u. 2 Karten.

Die Literatur über die ländlichen Verhältnisse in Hessen beider Linien, wie sie sich in der hier behandelten Zeit darstellen, ist nicht allzu umfangreich. Immerhin sind einige beachtliche Arbeiten zu vermerken.

Eine Hauptform ländlichen Besitzes, die Landsiedelleihe, zog durch gewisse Entscheidungen, mit denen die Regierung zu Marburg die Inhaber solcher Güter schützte, die Aufmerksamkeit der Juristen auf sich. Der Kasseler Oberappellationsrat Lennep führte die damals entstandenen Untersuchungen in seiner 1768 und 1769 erschienenen „Abhandlung von der Leihe zu Landsiedelrecht" zu einem gewissen Abschluß. Wenn auch seine Ergebnisse heute überholt sind, so hat er doch in seinem, der Abhandlung beigegebenen Codex probationum eine Fülle von urkundlichem Material zusammengestellt, für das ihm heute noch jeder Forscher dankbar ist. Gegen Lennep wandte sich, allerdings erst erheblich später, der Marburger Obergerichtsanwalt und Privatdozent Sternberg in einem längeren zusammenfassenden Aufsatz „Über die Entwicklung der bäuerlichen Standes- und Güterverhältnisse mit besonderer Rücksicht auf die oberhessische Landsiedelleihe" in der Reyscher-Wildaschen Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft, Bd. 8 (1843). Thudichum (Geschichte des freien Gerichts Kaichen, 1857, und Rechtsgeschichte der Wetterau, 1885) und Arthur Benno Schmidt (Die geschichtlichen Grundlagen des bürgerlichen Rechts im Großherzogtum Hessen, 1893) behandeln einzelne einschlägige Fragen mehr oder weniger ausführlich wie die vorhin Genannten vom juristischen Gesichtspunkt. Neben den rechtlichen betrachtet W. Wittich die wirtschaftlichen Verhältnisse in einem Vortrag über „Die ländliche Verfassung Hessens im 18. Jahrhundert" (Quartalblätter des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen, Jahrg. 1891 S. 99ff.), und in der gleichen Richtung gibt Adolf Thomas in seiner von A. B. Schmidt angeregten Dissertation schätzenswerte „Beiträge zur Geschichte der Bauernbefreiung und der Entlastung des ländlichen Grundbesitzes im Großherzogtum Hessen" (1910), in denen er ein umfangreiches Aktenmaterial verarbeitet hat. Fast das gleiche Thema wie die vorliegende Arbeit, nur wesentlich kürzer und ausschließlich auf gedrucktes Material (Lenneps Codex) gestützt, behandelt Hans L. Rudloff, Die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in Kurhessen (Schmollers Jahrbuch, Jahrg. 41, H. 3, 1917). Endlich hat Friedrich Nos in einer Gießener Dissertation vom Jahr 1922 „Die Änderung der Betriebswirtschaft infolge der Regulierung der grundherrlich-bäuerlichen Verhältnisse auf Grund von in der ehemaligen Grafschaft Ysenburg-Büdingen vorhandenen Unterlagen" einer Betrachtung unterzogen.

Diese ganze Literatur, von der hier nur die wichtigeren Schriften genannt sind, hat Lerch bewußt außer acht gelassen und hat es so vermieden, sich mit ihren Ergebnissen auseinanderzusetzen. Was er uns bietet, ist eine auf Grund eines reichen ungedruckten Aktenmaterials des Marburger Staatsarchivs sorgsam gearbeitete Darstellung des landwirtschaftlichen Besitzes und Betriebes einschließlich der Nebengewerbe. Er beschränkt seine Untersuchungen zeitlich auf das 17. und 18. Jahrhundert und versteht unter Hessen nur das ehemalige Kurhessen, obgleich die Verhältnisse in der darmstädtischen Provinz Oberhessen in vielem völlige Gleichartigkeit, in den weiter südlich gelegenen Teilen des Volksstaates Hessen mindestens zahlreiche Parallelen aufweisen (vgl. Wittich a. a. O.). Die oberhessische Agrargeschichte gewinnt dadurch an besonderem Interesse, daß hier mehrere Herrschaftsgebiete vereinigt sind und einer vergleichenden Untersuchung dankbare Aufgaben gestellt hätten. Freilich würde durch eine solche Ausdehnung der Rahmen einer Erstlingsarbeit gesprengt worden sein. Diese Bemerkungen sollen auch keineswegs den Wert des Buches verkleinern; sagt doch der Verfasser selbst im Vorwort, daß er

einen größeren Umfang der Arbeit beabsichtigt habe und an der Ausführung seines Planes durch die Kostenfrage verhindert worden sei. So wollen wir uns freuen an seiner fleißigen, geschickten und umsichtigen Verwertung des großen Materials und hoffen, daß wir von ihm noch einmal ein abschließendes Werk über die Agrargeschichte Hessens bis zum Main erhalten werden, bei der dann auch die gedruckte Literatur gebührend heranzuziehen wäre.

Sein Hauptaugenmerk widmet L., wie er schon im Titel ausdrückt, dem Besitz des reichen Klosters Hersfeld und zieht den übrigen Teil des Landes eigentlich nur zur Ergänzung heran. Dennoch beansprucht seine Darstellung im ersten Hauptabschnitt, der sich mit dem bäuerlichen Besitz befaßt, Geltung für das ganze Gebiet Kurhessens. Die Übersicht über die Entwicklung des Besitzes ist knapp und deckt sich so ziemlich mit Rudloff. Im zweiten Unterabschnitt betrachtet L. die Arten der Güter, unter ihnen zunächst den Domanialbesitz der hessischen Fürsten, soweit er nicht in eigene Bewirtschaftung genommen, sondern verpachtet und dann Meierei genannt wurde. Die Verpachtung lief im 17. Jahrhundert meist auf drei Jahre, später gingen viele Meiereien durch Kauf in erblichen Besitz über. Wesensverschieden von den althessischen sind die Meiereien in der Grafschaft Schaumburg. Hier sind es Bauerngüter, die auf neun und zwölf Jahre vergeben wurden. Die Leib-, Laß- und Landsiedelgüter, auch unter der Bezeichnung „schlechte Leihe“ zusammengefaßt, sind Leihen auf Zeit. Sie überwiegen im 17. Jahrhundert, werden im 18. Jahrhundert durch die gute Erbleihe verdrängt, die im Beginn des 19. Jahrhunderts mit wenigen Ausnahmen die allgemeine bäuerliche Besitzform ist. Auf den Gütern ruhen als Reallasten Grundzins, Frondienste, Zehnten, Besthaupt, Weinkauf, Lehngeld, Steuern und andere Abgaben. Sie alle werden in besonderen Abschnitten gewürdigt. Die Vererbung des Grundbesitzes spielte nur bei der Erbleihe eine Rolle. Auf diesen Grund ist es auch zurückzuführen, daß das Anerbensystem gegenüber der Realteilung im Vordergrund stand. Doch es war schon vor der gesetzlichen Festlegung durch die Hufenedikte Gewohnheit. Die Auswahl des Erben stand den Eltern zu, es war nicht immer der älteste Sohn, der in den Besitz eintrat, die wirtschaftliche Tüchtigkeit entschied, so daß auch die älteste Tochter erben konnte, falls ihr Mann nur tüchtiger Landwirt war. Die Realteilung teilt das Gut unter sämtliche Erben auf. Diese Sitte „fand sich in vielen Dörfern um Kassel, im Diemelstromland (Kreis Wolfhagen), in einzelnen Dörfern der Kreise Eschwege und Kirchhain, sehr häufig in Biedenkopf und Frankenberg, durchgehends in den Kreisen Schmalkalden, Gelnhausen und Hanau, wo sie auch heute noch gang und gäbe ist“. Die Feststellungen dieses Kapitels gehören zu den wertvollsten des Buches.

In den folgenden Abschnitten erhalten wir wichtige Beiträge zur hessischen Wirtschaftsgeschichte. Es werden behandelt die landwirtschaftlichen Betriebe: Feldbewirtschaftung, Forst und Wild, Fischerei, Schäferei und Hutegerechtigkeit, sodann die Nebengewerbe: Bier- und Branntweinbereitung und die Leinenherstellung als ländliche Hausindustrie. Hier wird uns eine Fülle seither nicht bekannten Materials, besonders auch in den zahlreichen Anmerkungen, geboten, so daß auf Einzelheiten an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann. Von den Schlußkapiteln erwähne ich noch das über die Bauernbefreiung, das die Ausführungen Rudloffs in wesentlichen Punkten ergänzt. Ein Anhang bringt ungedruckte Gütervergabungsbriefe, Statistiken und zwei Karten.

Dieser Überblick über den Inhalt des Buches zeigt, daß wir einen wichtigen Beitrag zur hessischen (und damit zur deutschen) Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, nicht zuletzt auch der Volkskunde, erhalten haben.

Gießen. K. Ebel.

Alex Bein, Die Staatsidee Alexander Hamiltons in ihrer Entstehung und Entwicklung. München und Berlin 1927. 186 S. Beiheft 12 der Historischen Zeitschrift. 8,— *RM*.

Die deutsche historische Literatur über Amerika kann — wenn man von allgemeinen, mehr populären Absichten dienenden Schriften absieht — nicht als umfangreich bezeichnet werden. An Interesse für die Vereinigten Staaten hat es in Deutschland nie gefehlt: aber es war wohl immer mehr ein völkerpsychologisches oder ökonomisch-staatswissenschaftliches als ein historisches — als ob die Amerikaner eigentlich und wesentlich des geschichtlichen Elementes entbehrten. Allzulang hat bei uns das Wort von Hegel nachgeklungen: „Amerika hat von dem Boden auszuscheiden, auf welchem sich bis heute die Weltgeschichte begab."

Durch die Entscheidung des Weltkrieges und das historisch-politische Mißverstehen von Wrodow Wilson ist unter uns ein neuer Antrieb gebildet worden, in den geschichtlichen Bereich des Amerikanismus, der längst eine Weltmacht geworden ist, einzudringen. Wir besitzen ein ansehnliches wissenschaftliches Schrifttum über französische, englische oder italienische Persönlichkeiten selbst dritten oder vierten Ranges. Die führenden großen amerikanischen Staatsmänner dagegen haben wir der monographischen Behandlung bislang noch nicht für würdig erachtet.

Ich begrüße es deshalb lebhaft, daß der Verfasser der vorliegenden Schrift sich daran gemacht hat, die Ausbildung der politischen Ideen Alexander Hamiltons einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Es ist Meineckes analysierende, ideengeschichtliche Methode, nach der hier verfahren wird. Offenbar unter dem Einfluß der „Idee der Staatsräson" erscheint bei der Deutung Hamiltons der Gegensatz der Tendenzen des Rechts und der Macht (p. 103, 150). Bein sieht — um einiges zu Kritisierende voranzunehmen — die Tragik Hamiltons darin, daß er (ähnlich wie Bismarck, p. 153) „für ein untergehendes System" zu kämpfen hatte: eine seltsame Bewertung der historisch großen schöpferischen und das heißt doch die Zukunft bildenden Wirksamkeit von zwei Staatsmännern höchsten Ranges! Von gewissen Verwischungen und mancherlei Abschweifungen und Vergleichungen, wie sie in einer Erstlingsarbeit zuweilen angetroffen werden, ist das von Bein gezeichnete Bild des politischen Denkens Hamiltons nicht frei geblieben. Die allgemeine Einleitung hätte wohl wesentlich kürzer gefaßt werden sollen, da sie ja doch nur Bekanntes wiederholen kann. Im ganzen gesehen aber fördert diese Untersuchung das Wissen um die Ideenwelt eines der amerikanischen Staatsgründer erheblich:

In sorgfältiger und doch nicht ermüdender Einzeluntersuchnug werden die Schriften Hamiltons durchgesprochen von den ersten Kampfschriften des Jugendlichen gegen England bis zum klassisch gewordenen „Föderalisten", der Verteidigungsschrift der amerikanischen Bundesverfassung, die Hamilton nicht für ein Ideal aber für den möglichen Anfang hielt zur Bildung eines nordamerikanischen Gesamtstaates.

Staatsgründer ist Hamilton; „der größte und beherrschendste Verstand, den die neue Welt hervorgebracht hat" (Butler); „ein Mensch mit starker politischer



Leidenschaft, mit reinem glühenden Wollen und einer fast antik anmutenden Staatsgesinnung" (p. 72). Hamilton war durch die Revolution in die politische Laufbahn geworfen worden — ein Kind der Revolution, das aber ein Bändiger der Revolution werden sollte. Als die französische Revolution beginnt, hört die amerikanische auf. Mit einer Kühnheit sondergleichen stellt er sich gegen die Ideenwelt des amerikanischen Umsturzes. Er ist der schöpferische Geist inmitten von Auflösung und laissez-faire. Nicht napoleonisch mit Kanonen — zu einer solchen Entwicklung fehlten in dieser amerikanischen Welt von damals alle Voraussetzungen, trotzdem seine Gegner ihm dahingehende Absichten zutrauten — er vollbrachte es durch republikanisch-aristokratisches Führertum.

Sehr richtig hat der Verfasser herausgearbeitet, daß Hamiltons Staatsdenken noch von dem Rationalismus und Mechanismus des 18. Jahrhunderts getragen wird (p. 162, 117): Immer wieder konzipiert er den Staat vom Individuum her (p. 84). Neu und wertvoll ist der Hinweis auf die Einflüsse der Denkweise Humes auf diejenige Hamiltons, worüber Bein in einer Anlage nähere Ausführungen bringt, wohl abwägend den Gegensatz des philosophischen Analytikers und des schöpferischen Staatsmannes (p. 171).

Eine zweite Beilage untersucht die Einwirkung Machiavellis auf Hamilton, den seine Gegner gelegentlich einen Machiavellisten nannten, ohne jedoch etwas Greifbares nachweisen zu können. Zu begrüßen ist auch, daß Bein die Aufzeichnungen und Notizen aus dem Pay-book (1776) herangezogen hat, die in der letzten Ausgabe der Schriften Hamiltons (Lodge 1885) nicht erscheinen.

Zusammenfassend sei bemerkt: wir freuen uns dieser klugen Arbeit und sind sicher, daß sie zusammen mit der in Kürze erscheinenden, von Walter Gerhard, der Hamiltons politisches System während seiner ministeriellen Tätigkeit auseinanderlegt[1], unser Wissen um einen der amerikanischen Staatsgründer vertieft.

Noch eine kritische Bemerkung: man darf nicht sagen, daß die Antillen des 18. Jahrhunderts den Welthändeln ferne gewesen wären (p. 11). Sie bilden geradezu einen Mittelpunkt der Kolonialpolitik dieses kommerziellen Jahrhunderts. Das haben die Menschen auf den Antillen immer wieder zu spüren bekommen; so mußten sie ständig und sorgfältig die große Politik der Westmächte verfolgen. Aus dieser mittelamerikanischen Welt des 18. Jahrhunderts stammt Hamilton.

Adolf Rein.

Franz, Eugen, Bayerische Verfassungskämpfe. Von der Ständekammer zum Landtag. Fr. A. Pfeiffer Verlag, München, 1926. 287 S. Preis 9.— *RM*.

Aus der Fülle der noch ungelösten Probleme der bayerischen Geschichte des 19. Jahrhunderts hat der Verfasser mit glücklicher Hand gerade das Problem herausgegriffen, das am stärksten zugleich ein solches der deutschen Geschichte ist: die bayerischen Verfassungskämpfe von 1818 bis 1848. Freilich, wer eine aktenmäßige Darstellung an Hand der Landtagsverhandlungen und der Regierungsverordnungen erwartet oder wer abgerundete, bis ins einzelne ausgeführte Porträts der handelnden Personen, der Könige, Minister, Volksvertreter, Zeitungsleute sucht, der wird enttäuscht sein. Gewiß, Ereignisse und Gestalten sind nicht vernachlässigt; sie erscheinen oft sogar in scharfer und neuer Beleuchtung, wie z. B. das Hambacher

[1] Das politische System Alexander Hamiltons 1789—1804. Hamburg 1929 bei Friederichsen, de Gruyter u. Co., Bd. 4 der Schriftenfolge „Übersee-Geschichte".

Fest oder Ludwig I.; aber sie sind nicht die Hauptsache. Die Gedanken und Ideen, die Anschauungen und Meinungen, die sich auf bayerischem Boden und in bayerischer Luft in diesen 30 Jahren um die große Idee der staatsbürgerlichen Freiheit freundlich und feindlich gruppieren, diese ganze innere Welt läßt der Verfasser vor uns wiedererstehen, weniger aus der schwach entwickelten und meist stark geknebelten periodischen Presse, den Zeitungen, als aus der nichtperiodischen Presse, der politischen Flugschrift.

Mühsame Bergmannsarbeit hat der Verfasser leisten, viel wertloses Geröll und taubes Gestein zerklopfen, durchsieben und wegräumen müssen, bis er wertvolles Erz fördern konnte: 170 Flugschriften aus 30 Jahren. Dann erst kam die Verarbeitung und die Formung und der Aufbau. Vorbildlich ist trotz des oft spröden Stoffes dieser letzten Aufgabengruppe der Verfasser gerecht geworden. Sachlich, nach Auswahl, Behandlung und Anordnung des Stoffes, wie formal, nach Stil und Darstellung, hat er ein Musterbuch geschaffen, das jedem, der mit der Geschichte der öffentlichen Meinung sich befaßt, viel zu sagen und zu geben hat. Das ist der allgemeinste Wert des Franzischen Buches.

Sein spezieller Wert für die bayerische Geschichte liegt darin, daß es die dringend notwendige Ergänzung, schärfer gesagt, Vertiefung und Unterbauung des Döberlschen Buches „Ein Jahrhundert bayerischen Verfassungslebens“ bildet. Die innenpolitische Entwicklung Bayerns von 1818 bis 1848 rollt sich vor uns ab, wenn wir die Überschriften der Kapitel 2 bis 11 lesen: Der 26. Mai 1818. Jubel und Kritik. — Der erste Landtag (1819). — Das Erwachen. Zunehmende und gehemmte Opposition (1819/20—1825). — Neues Leben. Überspannungen (1825—1828). — Wetterleuchten (1829—1830). — Sturm (1830—1831). — Rheinpfälzer Revolten. Fränkisch-pfälzische Sympathien. Das abziehende Gewitter (1831—1833). — Franken und Altbayern in den Unruhejahren (1831—1833). — Terra Pacata! (1834—1840.) — Gewitterschwüle. Sturmvögel (1840—1848). In diesem wechselvollen Kampf zwischen Liberalismus, Reaktion und Klerikalismus treten nun, oft in grellem Scheinwerferlicht, die Kämpfer vor uns hin, die liberalen Kritiker der Verfassung wie J. v. Soden und J. v. Hazzi, ihr konservativer Verteidiger Chr. v. Aretin; die fränkischen Liberalen v. Hornthal und Behr; die demokratischen Pfälzer vom Schlag der Siebenpfeiffer, Wirth und Savoye; bayerische Minister von Lerchenfeld bis auf Abel; endlich die beiden Könige. Hauptgestalt dieser Jahre aber ist Ludwig I., zuerst als Kronprinz, dann als König und wirklicher Herr und Gebieter Bayerns, dem die Minister nur Gehilfen sind. Die politische Bewegung der Jahre 1830—1833 ist nichts anderes als ein Ringen zwischen dem liberal-absolutistischen König und der liberal-doktrinären Ständekammer; an seinem unseligen Ausgang trägt jeder Kämpfer ein gleiches Teil von Schuld. Noch eins wird uns neben den Ereignissen und Gestalten aus dem Franzischen Buche lebendig: die Stammesart. Hart und scharf tritt in den Kapiteln 6 und 9 zutage, wie geistig nahe sich im 19. Jahrhundert noch die beiden Teile des alten Herzogtums Franken, der Westen, die Rheinpfalz und der Osten, die drei fränkischen Kreise, wie fremd sie beide Altbayern gegenüberstehen. Wer den bayerischen Vormärz erfassen will, politisch, biographisch oder soziologisch, dem wird das vorliegende Buch als Wegweiser und Anreger dienen.

Über dieses rein Bayerische hinaus aber möchte ich ihm noch einen dritten Wert zuschreiben, zur deutschen, ja mitteleuropäischen Geschichte. Der Verfasser zeigt an einem Teilstück deutscher Geschichte die Nahtlinie von Geistesgeschichte

und Parteigeschichte auf und weist so nach rückwärts auf die große Geistesbewegung um 1800. Er weist aber auch nach vorwärts auf die politische Bewegung von 1848; zu deren Vorgeschichte gibt er einen wichtigen Beitrag.

An dieser Stelle setzen unsere Wünsche ein. Der erste geht dahin, zu erfahren, wie sich neben dem liberalen der nationale Gedanke im vormärzlichen Bayern entwickelt hat. Ein zweiter, durch des Verfassers feine Beobachtungen über den Einfluß der „Auslandsliteratur, gesellt sich dazu, die Fäden der politisch-literarischen Beziehungen zwischen Bayern, dem deutschen „Ausland" und der Schweiz bloßzulegen und zu entwirren. Und das gerade ist der höchste Wert einer geschichtlichen Forschungsarbeit, daß sie nicht nur Probleme löst, sondern zugleich auch Probleme stellt.

Erlangen. H. Weigel.

Carl Gehrcke, Theodor Mommsen als schleswig-holsteinischer Publizist. Breslau: Ferd. Hirt 1927. 203 S. 8°. 11.— *R.M.* (Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitäts-Gesellschaft Nr. 11.)

Auf die publizistische Tätigkeit Theodor Mommsens, des großen Historikers und Juristen, hatte schon L. M. Hartmann in seiner biographischen Skizze[1] hingewiesen und im Anhang seiner Schrift auch eine Anzahl von Mommsens Zeitungsaufsätzen abgedruckt. In der vorliegenden Arbeit, die in die Schriften der Baltischen Kommission zu Kiel aufgenommen wurde, macht nun Gehrcke die journalistische Wirksamkeit Mommsens zum alleinigen Gegenstand der Darstellung, und auch hiervon nur einen Ausschnitt, freilich den wesentlichen Teil, den die Elbherzogtümer betreffenden. Die Frage, ob eine Spezialuntersuchung wie die gegenwärtige berechtigt ist, muß zweifellos bejaht werden. Die publizistische Tätigkeit Mommsens, wenn sie auch, im Ganzen seines überreichen Lebenswerkes gesehen, nur eine Episode ausmacht, bedeutet doch sehr viel sowohl für die persönliche Entwicklung des Mannes und Schriftstellers, wie auch objektiv für die Zwecke, in deren Dienst sie gestellt war und für die sie nicht ohne Erfolg blieb.

Theodor Mommsen war, nach mehrjährigem, zumal für seine wissenschaftliche Ausbildung äußerst fruchtbarem Aufenthalt in Italien, im Sommer 1847 nach Deutschland zurückgekehrt und gönnte sich während des folgenden Winters eine kurze Zeit der Ruhe und Erholung teils im väterlichen Pfarrhaus zu Oldesloe, teils in seinem Altonaer Freundeskreis. Da kam am 24. März 1848 der Tag der Erhebung Schleswig-Holsteins. Die Provisorische Regierung sah bald die Notwendigkeit ein, sich ein eigenes Presseorgan zu schaffen, zumal sie gleich nach ihrer Konstituierung den Zensurzwang aufgehoben hatte und nun gegen einseitige Kritik sich schützen mußte. Das neue Blatt der Regierung führte den Namen „Schleswig-Holsteinische Zeitung", und die erste Nummer erschien am 15. April 1848 in Rendsburg. Th. Olshausen als Regierungsmitglied wandte sich an Mommsen wegen Übernahme der Redaktion, und gern sagte dieser zu, umso mehr als die mit der Erhebung verfolgten Ziele seinen entschieden liberalen Anschauungen zum guten Teile entsprachen, und wenn gleich die Zusammensetzung der Provisorischen Regierung nichts weniger als ein rein demokratisches Gebilde war, so hatten doch gerade deren Mitglied Olshausen und andererseits Mommsen in ihren politischen Ideen manche Berührungspunkte. Es

[1] L. M. Hartmann, Theodor Mommsen, Gotha 1908.

ist ein Beweis für die hohe geistige Spannkraft des neuen Schriftleiters, daß er nach jahrelanger, ausschließlich der Wissenschaft gewidmeter Arbeit sofort seine ganze machtvolle Persönlichkeit der Politik dienstbar machen konnte. So kurz auch die Zeit seiner Schriftleitung an der Schleswig-Holsteinischen Zeitung war — Mitte April bis Anfang Juli und wieder Ende August bis Anfang Oktober 1848 —, so bedeutungsvoll war sie für Mommsen selbst und für das Land.

Gehrcke geht im ersten Teil seiner Untersuchung den Stileigentümlichkeiten in Mommsens publizistischen Arbeiten nach und versucht so die Autorschaft mancher Aufsätze festzustellen, die, wie die meisten, nur anonym oder chiffermäßig überliefert sind. Das ward dem Verfasser nur dadurch möglich, daß ihm Mommsens Handexemplar der Schleswig-Holsteinischen Zeitung zur Verfügung gestellt wurde, in dem viele der Aufsätze vom Autor selbst als sein Eigentum handschriftlich gekennzeichnet sind. Von hier aus waren Rückschlüsse auf andere nicht signierte Artikel möglich. Doch scheint es fraglich, ob man Gehrcke hier in allem wird folgen können. Immerhin bleibt genügend sicheres Material übrig, um ein Bild von dem politischen Publizisten Mommsen zu entwerfen.

Diese Aufgabe erfüllt der Verfasser im zweiten umfangreicheren und wichtigeren Teil seiner Arbeit. An Hand der Mommsenschen Aufsätze entwickelt er dessen Stellung zu den großen Fragen der Zeit. Im Vordergrund auch der schleswig-holsteinischen Bewegung steht für Mommsen die deutsche Frage. Mit aller Entschiedenheit setzt er sich für den Anschluß des ganzen Landes, nämlich Holsteins und Schleswigs an das große Deutschland ein. „Um jeden Preis aber die Einheit Deutschlands!“ ist seine Losung. Ob Republik oder Monarchie, soll zunächst dahingestellt bleiben. Die Republik war freilich Mommsens Herzenswunsch, und daß nur Preußen die Führerrolle zufallen durfte, stand von vornherein für ihn fest. Schon 1841 hatte er, der geborene Schleswig-Holsteiner, darin nicht unähnlich seinem engeren Landsmann U. J. Lornsen, ein klares Bekenntnis zu Preußen abgelegt, als er schrieb:

„Nicht jenem (Adler), welcher vor- und
rückwärts schauet —
Ihm, der nur vorwärts streckt den
schwarzen Nacken,
Hab' ich des Kampfes Hitze anvertrauet.“

Die kleindeutsche Lösung war für Mommsen die einzig mögliche. „Die richtige Politik hätte gefordert, Österreich nicht mit dem strengen Bande der deutschen Einheit, wohl aber mit dem loseren eines ewigen Bundes an Deutschland zu ketten“, schreibt er, Bismarcksche Gedankengänge vorwegnehmend.

Auch für die eigentliche schleswig-holsteinische Frage, den Kampf gegen Dänemark, erhoffte Mommsen von Anfang an die Rettung einzig von Preußen. Daß nach rühmlichen Erfolgen die preußischen Truppen sich zurückzogen, versetzte seinem Glauben an die deutsche Einheit einen starken Schlag. Von größter Bedeutung für die schleswig-holsteinische Sache waren die innerpolitischen Verhältnisse der Herzogtümer. Die im Juni 1848 einberufene Ständeversammlung sollte die Grundlage für eine freiheitliche Verfassung schaffen. Doch war ihre Wirksamkeit durchaus nicht nach Mommsens Sinn. Ohne Scheu erhob er in seiner, d. h. der amtlichen Schleswig-Holsteinischen Zeitung gegen die Versammlung den Vorwurf der Mittelmäßigkeit, ja bewußter Verschleppungspolitik. Auch griff er einzelne im Volke beliebte Führer

an. Weder die Versammlung noch die Provisorische Regierung ko[illegible]te ein solches Vorgehen auf die Dauer dulden, und für Mommsen blieb nur der Entsc[illegible]iß, aus seiner Stellung als Schriftleiter der Zeitung zu scheiden (Anfang Juli 1848).

Ende August übernahm er den Posten von neuem, da die Zeitung inzwischen ein Privatunternehmen geworden war. Auch sonst waren andere Verhältnisse eingetreten: der Waffenstillstand von Malmö war kurz vor seinem Abschluß. Die schlimmsten Erwartungen wurden jedoch übertroffen, als die Schleswig-Holsteinische Zeitung am 4. September durch Extrablatt die Bedingungen bekanntgab. Mit den schärfsten Ausdrücken geißelte Mommsen den Vertrag „als Frucht der Halbheit und des Lugs und Trugs", und seine Worte fanden im ganzen Lande starken Widerhall. Bald nach diesem schönen Erfolg seines Wirkens, Anfang Oktober 1848, gab er seine Tätigkeit im Dienste der Tagespresse zugunsten der gelehrten Laufbahn auf, er nahm einen Ruf als Professor der Rechte nach Leipzig an.

Aber noch einmal trat Mommsen für seine Heimatprovinz auf den Plan. Nachdem er beim Tode Friedrichs VII. zunächst dem Augustenburger als künftigem Herzog zugejubelt hatte, wandelte er sich bald in einen entschiedenen Annexionisten, ein Gesinnungsumschlag, der ihm in seiner Heimat die Herzen vieler entfremdete. Gehrcke versucht, Mommsens Motive darzulegen; sowohl sein Eintreten für Friedrich VIII. wie seine Verteidigung der Bismarckschen Politik entsprang dem Wunsche, den deutschen Einheitstraum erfüllt zu sehen. Wenn er zuerst den Augustenburger als Landesherrn in den Elbherzogtümern sehen wollte, so hoffte er, daß bei einer solchen Ordnung das Land aus der Bindung an Dänemark gelöst und für immer an Deutschland gekettet würde. Erst als er erkannte, daß Bismarck mit der Annexion Schleswig-Holsteins nur dem Ziel der deutschen Einigung zustrebte, stellte er sich auf die Seite des preußischen Ministerpräsidenten.

Um das Bild des Politikers Mommsen zu ergänzen, führt Gehrcke die gänzlich ungerechtfertigten Äußerungen an, die jener in seiner Berliner Rektoratsrede von 1874 über Schleswig-Holstein tat und die mit Entrüstung dort aufgenommen wurden. Sie hatten zur Folge, daß Mommsen, als er sich 1881 in seiner Heimatprovinz als Reichstagskandidat aufstellen ließ, ein vollkommenes Fiasko erlitt.

Gehrcke will, wie er im Vorwort sagt, versuchen, ein Bild der politischen Anschauungen Mommsens zu vermitteln. Das ist ihm gut gelungen. Gewünscht hätte ich, daß er etwas mehr auf die geistigen Vorbedingungen in Mommsens Wesen eingegangen wäre; der fertige Publizist tritt gar zu unvermittelt vor uns hin. Auch hätte wohl Erwähnung verdient, daß die Pressezensur von der Provisorischen Regierung gleich in den ersten Tagen ihrer Wirksamkeit aufgehoben wurde, und zur Charakterisierung der ganzen Epoche hätte beigetragen, wenn auf die reiche Blüte der schleswig-holsteinischen Tagespresse hingewiesen worden wäre, die gerade die Erhebungsjahre zeitigten.

Kiel. R. Bülck.

Adalbert Wahl, Deutsche Geschichte. Von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Weltkrieges (1871—1914). Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1926.

Der vorliegende erste Band der „Deutschen Geschichte" Adalbert Wahls umfaßt den Zeitraum zwischen 1871 und 1880. Drei weitere Bände sollen die Darstellung bis zum Jahre 1914 fortführen. Das Vorwort spricht es selbst aus, daß es sich dabei um

den „Versuch“ eines „vorläufig wertenden Urteils“ handeln solle. Die behandelte Epoche liegt so nahe, daß sie der noch lebenden Generation von Historikern nicht nur Stoff wissenschaftlicher Untersuchung sein kann, sondern irgendwie auch ein politisches oder persönliches Erlebnis bedeuten muß. Die weltanschauliche Einstellung des Autors wird also bei einem solchen Versuch stets mitsprechen. Auch wird der, der seine entscheidenden Eindrücke auf dem Höhepunkt des Deutschen Reiches sich bildete — und nicht umsonst beginnt wohl Wahls Darstellung mit dem glanzvollen Einzug der siegreichen Gardetruppen durch das Brandenburger Tor bei strahlendem Sonnenschein! — dem Stoff in manchem anders gegenüberstehen wie der, dem sich das Bild angesichts der letzten großen Kraftprobe, aber auch angesichts des Zusammenbruches dieser Macht formte. Die Voraussetzung für eine heute notwendig noch subjektive Betrachtung dieser geschichtlichen Erscheinung wird nur die sein, daß ein solches Unternehmen von einer einheitlichen Grundanschauung und Kraft der Gestaltung getragen wird und so anregend und fördernd wirken kann. Unter diesem Gesichtspunkt aber muß auch der Adalbert Wahls Werk begrüßen, der seinen Anschauungen nicht in allem beizupflichten vermag.

Der geschichtsphilosophische Trieb gehört nach Wahls Ansicht zum Geschichtschreiber. Das Vorwort gibt der tatsächlichen Darstellung des Buches eine Art philosophischen Unterbaues. Der Gedanke des mechanischen Fortschrittes wird abgelehnt: die französische Revolution erscheint als „das große kulturzerstörende Ereignis der neueren Geschichte“, mit dem „der allgemeine Abstieg der Welt von wahrer Kulturhöhe herab“ begann. Nur England und Preußen entzogen sich einigermaßen dem Bann dieses Ereignisses. Die Gründung des Deutschen Reiches bedeutete ein Ende der großen revolutionären Welle von 1789, während sich freilich eine neue mit der Pariser Commune desselben Jahres ankündigte: das gegründete Reich hatte einen ständigen Kampf mit dem „gemeineuropäisch-nordamerikanischen Zeitgeist“ zu führen, wie er auch auf deutschem Boden in Gestalt der Sozialdemokratie auftrat. „Dieser Kampf wurde ausgefochten für die nationale Eigenart gegen den Gedanken der Gleichheit der Völker; für die Aufrechterhaltung der noch vorhandenen ständischen Unterschiede gegen die westeuropäische Demokratie mit ihrer Geldherrschaft: für die konstitutionelle Verfassung gegen den Parlamentarismus; für den germanischen Föderalismus gegen den romanischen Zentralismus; für die Erwägungen des Rechts gegen die Vorherrschaft derjenigen des Nutzens; für den Schutz der deutschen Arbeit und gegen den extremen Freihandel; für die Kräfte des Überlieferten, des Glaubens und des Gemüts gegen die des (vermeintlichen) reinen Verstandes und die sogenannte naturwissenschaftliche Weltanschauung; für den Staat und gegen die einseitige Vertretung der Interessen des Individuums.“ Die Bismarcksche Verfassung ist „ein Wunderwerk, an dem man die deutsche Geschichte ferner Vorzeit wie die der letzten Jahrhunderte förmlich ablesen“ konnte; freilich enthielt sie in dem allgemeinen Wahlrecht ein fremdes, „undeutsches“ Element. Das Deutsche Reich von 1871 ist für Wahl „ein Höhepunkt der Menschheitsgeschichte“; ob man es nun an dem Maßstab des Rechten oder des Guten, des Schönen oder des Nützlichen messen mag.

In der außenpolitischen Darstellung findet man Urteile wie das: die Frage müsse offen bleiben, ob nicht Harry Arnim mit seiner Politik einer Restauration der französischen Monarchie „unter höheren Gesichtspunkten“ Bismarck gegenüber im Rechte gewesen sei.

Es ist an diesem Ort nicht möglich, einer so grundsätzlich und breit fundierten Anschauung gegenüber ein anderes Gesamtbild zu begründen. Nur eines darf bemerkt werden: Wahl lehnt mit Recht den vulgären Gedanken ab, als ob die demokratische Entwicklung einen ethischen „Fortschritt" bedeute. Aber soll umgekehrt eine zeitgebundene politische Machtbildung, wie das Reich Bismarcks, ein „Höhepunkt der Menschheitsgeschichte" unter dem Gesichtspunkte des Rechten, Guten, Schönen und Nützlichen sein? und soll das monarchische System, die feudale Gesellschaft, die föderative Gestaltung wirklich gegenüber dieser demokratischen Entwicklung ein nationales Vorzeichen tragen? Monarchie und Demokratie, Feudalismus und Plutokratie scheinen uns zeitgebundene Formen der Macht, während der „Fortschritt", das heißt das überzeitlich Große und Wertvolle der Geschichte zwischen den wechselnden Formen des geschichtlichen Lebens liegt.

Die innere Struktur des Bismarckschen Reiches und die in ihr begründeten Probleme treten u. E. in der Geschichte des Jahres 1878, die Wahls erster Band bereits behandelt, besonders deutlich hervor. Bismarcks Verhandlungen mit Bennigsen über eine politische Mitregierung der nationalliberalen Partei durch diesen ihren Führer scheiterten an den altkonservativen Empfindungen Wilhelms I. ebenso wie an den 1848er Tendenzen in der nationalliberalen Partei, welche auf ein Regime des Kronprinzen spekulierte. Die Möglichkeit einer Überwindung der inneren Unausgeglichenheit, welche diesem Staat eigen war, ging vorüber: die altpreußisch-konservativen und die deutsch-bürgerlich-liberalen Kräfte, auf die sich die Bismarcksche Politik im Inneren aufbaute, hätten wohl am ehesten unter Bismarcks Autorität zu einer inneren Einheit verschmolzen werden können. Ein liberales Regime des Kronprinzen Friedrich, wie es die Fortschrittspartei erhoffte, hätte die konservativen Kräfte zurückgestoßen und auf die Dauer auch kaum umhin gekonnt, dem parlamentarischen System den Kanzler zu opfern. Die Verwundung Wilhelms I. im Jahre 1878 rückte eine solche Entwicklung vorübergehend in den Bereich des Möglichen. Wilhelm II. dagegen, der dann tatsächlich unmittelbar auf Wilhelm I. folgte, bedeutete eine (in ihrem Kern freilich nicht mehr ungebrochene) Verkörperung altpreußisch-absolutmonarchischer Tendenzen; ihnen wurde im Jahre 1890 Bismarck geopfert. Das Pendel schlug nach der entgegengesetzten Richtung um: eine Korrektur der Rolle, in welche das nationalliberale Bürgertum durch die Ereignisse der Jahre 1862 bis 1866 mit historischer Notwendigkeit gedrängt worden war, war jetzt nicht mehr möglich. Ein politisch selbständiges und mitregierendes deutsches Bürgertum konnte sich nicht entwickeln.

Das Schicksalsjahr der deutschen Innenpolitik ist 1878 wohl auch in dem Sinn, daß es im Sozialistengesetz den ersten Zusammenstoß des preußisch-deutschen Staates mit dem in der Sozialdemokratie politisch organisierten vierten Stand zeigt. Die Waffe der kapitalistischen Bourgeoisie ist das Geld und die Presse, die Waffe des Proletariats das allgemeine Wahlrecht. Die Wahlsche Anschauung: das allgemeine Stimmrecht sei ein undeutscher Anbau an dem deutschen Haus der Reichsverfassung, ein Anbau, durch den „allerlei Gesindel" in das Haus eingedrungen sei, wird dem nicht gerecht; konnte der vierte Stand in der verfassungsmäßigen Festlegung der Machtverhältnisse und im Sozialistengesetz einen „Höhepunkt der Menschheitsgeschichte" vom Standpunkt des Guten und Schönen, des Rechten und des Nützlichen aus erblicken?

Die deutsche Innenpolitik nimmt in dem vorliegenden Band einen bevorzugten Rang ein; mit etwa 500 Seiten steht sie etwa 100 Seiten der Außenpolitik gegenüber. Auch wer gerade in der Geschichte eines Staates, der auf den außenpolitischen Erfolg gegründet war und durch ihn die innenpolitische Opposition überwand, die Außenpolitik stärker betont wünschte, wird die Reaktion auf eine reindiplomatische Geschichtschreibung begrüßen. Es ist wertvoll, daß Wahl keine Geschichte der Hauptaktionen der deutschen Staatsleitung, sondern eine „Deutsche Geschichte" zu schreiben unternimmt. In diesem Sinne ist auch die kulturelle Entwicklung in die Darstellung einbezogen. Mancher wird sie freilich pessimistischer beurteilen als Wahl; die Gipfelpunkte deutschen Geisteslebens wie Richard Wagner oder Nietzsche wurzeln doch noch im deutschen Leben vor der Reichsgründung, während diese einen wirklich großen kulturellen Neuaufschwung nicht hervorgerufen hat. Die alte deutsche Spannung zwischen Macht und Kultur tritt ja eben hier wieder verhängnisvoll hervor; es war nicht bloß „Kritik ohne Liebe", was etwa einen Lagarde trieb. Hinter solchem Nein stand auch ein Ja.

Der erste Band der „Deutschen Geschichte" rollt also bereits die entscheidenden Probleme der neueren deutschen Geschichte auf. Eine Fortsetzung des Wahlschen Werkes, die sehr zu wünschen ist, wird deren Erkenntnis und Beantwortung sicherlich weiter fördern.

München. Walter Frank.

Heinrich Heffter, Die Kreuzzeitungspartei und die Kartellpolitik Bismarcks. (Schriften des Sächsischen Forschungsinstituts für neuere Geschichte Bd. I.) 8°, 257 u. 17 S. Leipzig, 1927, Verlag Dr. Georg Herrmann.

Den letzten, späten Ausläufer der von den Gerlachs begründeten christlich-konservativen Partei macht diese aus der Schule Erich Brandenburgs stammende Schrift zum Gegenstand einer soliden und gut geschriebenen Untersuchung. Sie geht von der Gründung der neuen deutschkonservativen Partei im Jahre 1876 aus. Gegenüber der opportunistischen, gouvernementalen Richtung der von Helldorf geführten Deutschkonservativen hielten die Hochkonservativen unter Leitung von Hammerstein und Stoecker an ihrer Selbständigkeit, an dem Gedanken des christlichen Staates und an der Verankerung des politischen Denkens im positiven, orthodoxen Christentum fest. Nicht mit Unrecht hat Bismarck sie ein „evangelisches Zentrum" genannt. Der alle Parteiideologie verachtenden und bekämpfenden Politik des Kanzlers verweigerten sie prinzipienstarr die verlangte Gefolgschaft. Seine Kartellpolitik, die 1884 in Erscheinung trat und 1887 zum Siege gelangte, betrachtete die Kreuzzeitung von vornherein mit feindlichem Mißtrauen, beschränkte sich aber nach den Septenatswahlen auf eine resignierte Opposition. Dafür verlegte sie das Schwergewicht des Kampfes auf das höfische Gebiet. Mit der sogenannten Waldersee-Versammlung (November 1887) begann sie das Ringen um den damaligen Prinzen, späteren Kaiser Wilhelm. Nachdem die 99 Tage sie in der Abwehr der liberalen Tendenzen Friedrichs III. noch einmal an die Seite Bismarcks gezwungen hatten, brach mit der Thronbesteigung Wilhelms II. der offene Kampf aus. Seine wechselnden Phasen werden im einzelnen dargelegt. Ende 1889 schien die Kreuzzeitung ihn völlig verloren zu haben, da befreite sie Bismarcks Sturz aus ihrer unhaltbaren Lage. Aber der Kaiser handelte, wie Heffter zutreffend sagt, „nicht als Parteigänger der Kreuzzeitungsmänner; wie ein deus ex machina gab er dem Endziel ihrer Opposition

die Erfüllung". Sie selbst haben in der Krisis von 1890 keine klare, feste, eindeutige Stellung eingenommen. Gerade in dem Augenblick, wo durch Bismarcks Anknüpfung mit dem Zentrum eine Aussöhnung mit der hochkonservativen Fronde in greifbare Nähe rückte, bestimmte diese die Gewißheit von seiner bevorstehenden Entlassung zum Anschluß an die Macht und zum endgültigen Abfall vom Kanzler. In der Opposition gegen Caprivi erlangten dann die Ultras die Herrschaft in der deutschkonservativen Partei, um sie aber schon bald an die mit dem Bund der Landwirte vordringende agrarische Bewegung zu verlieren. Nach dem Sturze Hammersteins und der Ausstoßung Stoeckers verschwand die Kreuzzeitungspartei aus dem politischen Leben Deutschlands.

Heffter meint, ihr Untergang sei im tiefsten Grunde kein Zufall gewesen, als ganzes sei der christliche Konservatismus längst ein archaisches Element im deutschen Parteileben geworden. Darüber läßt sich streiten. Nicht zu bestreiten ist dagegen der ungeheure Einfluß, den Stoecker und Hammerstein — „der Mann mit dem Stiernacken" — wie ihn Wilhelm II. einmal nannte — auf die Kreuzzeitungsgruppe ausgeübt haben; nach Hammersteins Entfernung aus der Redaktion sank das Blatt zu einem bloßen Parteiorgan herab. Ob man ihn als eine „Führerpersönlichkeit" ansprechen kann, erscheint mir indes zweifelhaft. Nicht nur wegen seiner Charaktereigenschaften, sondern auch angesichts des von Heffter betonten Umstandes, daß er in der konservativen Partei keine Spuren hinterlassen hat.

Die schon oft hervorgehobene Tatsache, daß die deutschen Parteien um 1890 für Bismarcks Außenpolitik kein volles Verständnis besaßen, sie vielmehr nur von ihrem eigenen innenpolitischen Gesichtswinkel aus betrachteten, gilt auch für die Kreuzzeitung. Blos gelegentlich kommt die von Bismarck abweichende Haltung zu Rußland zum Ausdruck, aber auf die Gesamtstellung zum Kanzler hat dieses Moment nicht irgendwie entscheidend eingewirkt. Wenn Heffter bei der Erörterung von Bismarcks Sturz behauptet, der Zar habe die Rückversicherung anfangs nur mit ihm, nicht mit seinem Nachfolger erneuern wollen, so trifft das nach dem Tagebuch von Schweinitz nicht zu.

Die Arbeit beruht ausschließlich auf dem gedruckten Material, auf Zeitungen, Memoiren und Biographien. Manche intimere Beziehungen und Zusammenhänge können darum nicht erschlossen werden. Aber der Verfasser bezweifelt, ob überhaupt in konservativen Kreisen noch viele unveröffentlichte wichtige Quellen vorhanden sind.

Frankfurt a. M. Walter Platzhoff.

H. Liermann, Das deutsche Volk als Rechtsbegriff im Reichsstaatsrecht der Gegenwart. (Berlin und Bonn, Dümmler, 1927.) 251 S. 8°.

L. will ein Gesamtbild des nachrevolutionären deutschen Staatsrechts gewinnen, indem er „einmal nicht, wie herkömmlich, vom Staate, sondern vom Volke ausgeht", und fragt: „Was ist das deutsche Volk des auf der Weimarer Verfassung vom 11. August 1919 beruhenden Rechts? Wie ist es staatsrechtlich zu erfassen und mit juristischen Mitteln begrifflich zu bestimmen?" In einleitenden Untersuchungen gibt L. eine Klarstellung der verschiedenen Begriffe, die unter dem Terminus Volk verstanden werden, und behandelt dann näher den soziologischen Volksbegriff [Bevölkerung, Volksseele, Volk in der Zeit, Volksgefühl, Volksbewußtsein und Nationalbewußtsein, Inhalt der Volksseele]. Ergebnis (S. 31): „Volk ist, im Gegensatz zur seelenlos nebeneinander lebenden Bevölkerung, Miteinanderleben in geistiger Gemein-

schaft. Der Geist dieser Gemeinschaft ist psychische Wechselwirkung. Er bildet als objektiver Geist unabhängig vom Dasein des einzelnen, die vergangenen und die künftigen Generationen umfassend, die Volksseele. Die Grundlage der Volksseele ist Volksgefühl, teilweise gesteigert zum Volksbewußtsein und zum Nationalbewußtsein. Ihr Inhalt ist Kultur, im weitesten Sinne verstanden, die als ihr Produkt Staat und Rasse mit umfaßt. Ein Volk (in der Bedeutung von Nation) des abendländisch-amerikanischen Kulturkreises ist demnach: eine in psychischer Wechselwirkung stehende größere Gemeinschaft von Menschen, wobei der Geist dieser Gemeinschaft, der auf Gefühl beruht, aber bis zum Bewußtsein gesteigert werden kann, und dessen Inhalt Kultur im weitesten Sinne bildet, unabhängig vom Leben des einzelnen vergangene und zukünftige Generationen verbindet." Der Staat steht nach L. unter den volksbildenden Elementen an erster Stelle; das zeigt sich vor allem darin, daß sich „die Staatsnation um die Kulturnation erweitern will, niemals aber umgekehrt die Kulturnation um die Staatsnation" (S. 27), und weiter darin, daß nur der Staat unter allen völkerbildenden Elementen schon als bloße Idee eine Volksseele erfüllen kann (S. 30). — Wie paßt dazu, daß L. den Bestand einer deutschen Staatsnation von der Existenz des deutschen Staates abhängig macht (S. 35), und wie paßt dazu die Schlußfolgerung aus den guten Ausführungen zum Streit: Revolution — Staatsdiskontinuität — Rechtskontinuität (S. 108ff.)?

Nunmehr wendet sich L. dem juristischen Volksbegriff zu [Volk und Staat: Staatsnation und Kulturnation im deutschen Staatsrecht, Volk als Element des Staates, Volkszugehörigkeit und Staatsangehörigkeit, Volksgewalt. — Volk und Recht: Volk als Rechtskörper, als juristische Person, als reale Gesamtpersönlichkeit; Gesellschaftsvolk und Gemeinschaftsvolk]. L. findet: unsere Reichsverfassung versteckt hinter dem Wort „deutsches Volk" verschiedene Begriffe; unter ihnen befindet sich auch der soziologische Volksbegriff (S. 33), der Oberbegriff für die Begriffe deutsche Staatsnation und deutsche Kulturnation. Aber die Verfassung meint in allen hierher gehörigen Fällen nur die Staatsnation, wenn auch unser heutiges Staatsrecht die deutsche Kulturnation gelegentlich als Objekt der staatlichen Fürsorge kennt (S. 34).

Die nun folgenden Ausführungen über das Volk als Element des Staates leiden daran, daß das Volk als eines der immer wieder genannten (und auch hier wieder fehlerhaft koordinierten) drei Elemente des Staatsbegriffs gefaßt und nun das Verhältnis von Staat und Volk als ein historisch Veränderliches dargestellt wird, indem man für verschiedene Epochen sowohl unter Staat als auch unter Volk etwas Verschiedenes vorstellt. Bewiesen wird damit nur, daß zwischen A und B zur Zeit X ein anderes Verhältnis obgewaltet hat als zwischen C und D zur Zeit Y. Es geht eben nicht an zu verschweigen, was man unter „Staat" versteht; von einer Menschenmehrheit wird dabei allerdings immer die Rede sein, aber es kommt darauf an, ob etwa die Bezugnahme auf eine solche Mehrheit erfolgt, um die Reichweite der Staatsgewalt, die Untertanenschaft, zu bezeichnen oder auf die soziologisch zu erfassenden Wurzeln der Staatsgewalt hinzuweisen; je nachdem wird unter Volk bzw. „Staatsvolk" (S. 36) bald Bevölkerung, bald Summe der Staatsangehörigen, bald Summe der Kulturgenossen gemeint sein können. Und nur dann, wenn die Definition Spielraum läßt für verschiedene Gestaltungen des Verhältnisses zwischen Staat und „Volk", kann — vielleicht — insoweit für den Lauf der Zeiten eine Veränderung im Wesen des Staates festgestellt werden.

Weiterhin arbeitet der Verfasser den Unterschied zwischen Zugehörigkeit zum Staatsvolk und Staatsangehörigkeit heraus und definiert die Staatsvolkszugehörigkeit als Zugehörigkeit zur geistigen Gemeinschaft derer, die einen bestimmten Staat als ihren Staat betrachten (S. 48) oder (das ist doch etwas anderes!) zu betrachten haben (S. 49). Richtig wird dargelegt, daß die „Volksgewalt", d. h. der Einfluß der „dynamischen Natur" des Staatsvolks auf den Staat als etwas rechtlich nicht Erfaßbares neben der „Staatsgewalt" steht, die „vom Volke ausgeht", das eben nicht das Staatsvolk im soziologischen Sinne ist.

Die Volksgewalt ist nach L. die auf den einen Staat gerichtete Gesinnung der Staatsvolkszugehörigen (S. 53); sie wirkt sich, sofern sie nicht in Einzelfällen bis zu gemeinsamer Einstellung in ganz bestimmten konkreten Staatsfragen gesteigert ist (etwa Höhepunkte nationaler Erregung), mehr passiv und kontrollierend aus (S. 55). Das Staatsrecht muß sie aber beachten; ja, „alle (?!) Kämpfe, die den modernen Staat seit seiner Entstehung durchtobt haben, gingen letzthin um nichts anderes als um die Auswirkung der kontrollierenden Volksgewalt" (S. 57). Wenn sich also auch das Staatsvolk und die von ihm ausgehende Gewalt rechtlich nicht fassen lassen, so steht doch nichts im Wege, daß die Rechtsordnung mit dem Staatsvolk als einem Rechtsbegriff arbeitet. Den oft — auch im Staatsrechtsdenken des neuen Deutschland — unternommenen Versuch, das Staatsvolk als juristische Person zu fassen (S. 61ff.), hält L. für untauglich. Das Volk als juristische Person, d. h. also „mit eigenen Organen", müßte notwendig zu einem Staat im Staate werden. Außerdem fehle es dem Volke an „jeder privatrechtlichen Verkehrsfähigkeit" (S. 71). Der Verfasser vermischt hier Erwägungen rechts- und staatsphilosophischer Art mit juristischen Deduktionen auf der Grundlage eines positiv-rechtlichen Begriffes; auf die entscheidenden Gründe geht er aber nicht ein; das wäre auch nur möglich bei gründlicher Auseinandersetzung mit dem Wesen der juristischen Person. — Nach umfänglichen Erörterungen über Otto v. Gierkes Genossenschaftsrecht kommt L. dazu, das „Staatsvolk des modernen Staates als die auf genossenschaftlicher Grundlage erwachsene Gesamtpersönlichkeit derjenigen zu bezeichnen, denen ein Staat ihr Staat ist" (S. 77) oder (so müssen wir wohl nun gemäß S. 48/49 ergänzen?) zu sein hat. Wie bei so vielen, vielleicht den meisten Erörterungen dieser Art wird auch hier ohne klare Scheidung bald von Volk und Staat, bald von den Anschauungen gesprochen, die man sich da und dort, dann und wann von Volk und Staat gemacht hat, Anschauungen, die auf den Inhalt des geschichtlich gewordenen Rechts Einfluß haben können, nie aber das Wesen des Rechts selbst berühren. Wer römisches und deutsches Rechtsdenken einander gegenüberstellt, kann es doch sinnvoll nur unter der Voraussetzung tun, daß das Objekt des römischen und deutschen Rechtsdenkens eben das Recht war und ist, und es kann sich doch nur darum handeln, ob das eine oder das andere Rechtsdenken oder keines das Wesen des Rechtes voll erfaßt hat. Übrigens scheint L. entgegen der Definition, die auf den modernen Staat abstellt, seine These vom Wesen des Staatsvolks als eine den Sachverhalt für alle Zeiten und Völker erfassende anzusehen (S. 80). Die Ausführungen scheinen mir auch sonst widerspruchsvoll: die reale Gesamtpersönlichkeit auf genossenschaftlicher Grundlage, die Staatsnation (die Definition soll übrigens genau so für die Kulturnation gelten — S. 82f.) verdankt ihre Existenz nicht der Rechtsordnung, die sie nur anerkennen kann (S. 80), und sie verdankt sie ihr doch (S. 83 oben). Tönnies' Terminologie übernehmend, stellt L. nunmehr dem Volk als der realen Gesamtpersön-

lichkeit auf genossenschaftlicher Grundlage (Gemeinschaftsvolk) das Volk als „vom Recht zusammengefaßte Summe von Individuen“ (Gesellschaftsvolk) gegenüber (S. 87) und schildert, wie der Mangel dieser Unterscheidung Schuld trägt an den alten und immer neuen mißverständnisreichen Auseinandersetzungen über das „Volk“ (S. 87—98). Auch hier spricht der Verfasser bald von Volk und Staat, bald vom Denken über sie, bald von Volk und Staat, wie sie in der Geschichte aufgetreten sind, bald von Volk und Staat in den Konstruktionen der Staatsdenker. Darunter leiden von vornherein die S. 99 und 101 gegebenen Schemata über die Arten der Gemeinschafts- und Gesellschaftsvölker und ihr Verhältnis zum Staat. Für die Betrachtung des geltenden deutschen Staatsrechts kommen nach dem Verfasser als Gesellschaftsvolk nur das Staatsbürgervolk, als Gemeinschaftsvölker nur das Staatsvolk und die Nationalität praktisch in Betracht (S. 101).

Dies sind die Grundlagen für den dritten Abschnitt der Abhandlung, die den Titel des Gesamtwerkes führt. Ausführungen über die geschichtlichen Grundlagen [das deutsche Gemeinschaftsvolk und das deutsche Gesellschaftsvolk bis zur Weimarer Verfassung, die politischen Parteien der Nationalversammlung und der Volksbegriff] bereiten vor: die Darstellung des Gesellschaftsvolkes in der Reichsverfassung [Staatsbürgervolk, Staatsbürgervolk und Reichstag, Staatsbürgervolk als Staatsorgan, Landesvölker] und des Gemeinschaftsvolkes in der Reichsverfassung [Präambel, Volkssouveränität, Verkörperung des Gemeinschaftsvolkes, das wehrhafte Volk, die Volksrechte, die Volksteile, das Volk im Völkerrecht].

Im einzelnen auf all das einzugehen, ist auf dem zur Verfügung stehenden Raum nicht möglich. Vieles ist unlöslich mit den Grundlagen verknüpft; auch die Mängel; so die bei L. immer wieder überraschende Formalisierung der Zugehörigkeit zum Gemeinschaftsvolk, die schon S. 49 im Gegensatz zu S. 48 auftauchte und sich nunmehr wiederholt bemerkbar macht; etwa bei der Betrachtung über das Wahlrecht zu den Länder-Volksvertretungen nach Art. 17 der Reichsverfassung (S. 162). [Am allerwenigsten kann man auf diese Weise den Streit um den „Staats“charakter der Länder entscheiden (S. 165); stellt sich L. aber einmal auf den Standpunkt dieses Kriteriums, so wird er das Reich re vera als Bundesstaat ansehen, kann aber unmöglich, wie er es (S. 166) tut, erklären, nach der Weimarer Verfassung sei das Reich „weder Bundesstaat noch Einheitsstaat“ — was denn? —, sondern folgerichtig muß er, für den die Weimarer Verfassung Länder-Gemeinschaftsvölker eben **nicht** kennt (S. 156ff.), das Reich der Weimarer Verfassung als Einheitsstaat nehmen.] Weiter erscheint dieser Fehler bei der Behandlung des Art. 113 der Reichsverfassung (bes. S. 229 oben und S. 230 oben).

Die Darstellung enthält bei alledem sehr viele sehr wertvolle Anregungen. Fein die Bemerkungen über Bismarcks Reichsgründung und eine deutsche Demokratie (S. 107). Innerlich widerspruchsvoll erscheint mir der Abschnitt über die Volksrechte (S. 205f.), deren Definition voraussetzt, daß L. eine „Rechtssphäre“ und „rechtlichen Schutz“ „frei vom Staate“ kennt (S. 220).

Die hier gemachten Ausstellungen sollen keinen falschen Eindruck aufkommen lassen. Das von starkem Empfinden getragene, allerdings etwas breit geschriebene Buch des kenntnisreichen Verfassers ist eine sehr erfreuliche Bereicherung unserer Literatur, soweit sie sich um die Erkenntnis des neuen deutschen Staatsrechts bemüht, darüber hinaus aber auch eine Förderung der rechtsphilosophischen, rechtsgeschichtlichen und politischen Diskussion.

Leipzig. Hermann Jahrreiß.

Nachrichten und Notizen.

Bücher der Bildung. Verlag Albert Langen, München 1924f. Preis pro Band geb. 3,— RM. 1. Ur-Goethe (Ur-Götz. Ur-Faust. Ur-Iphigenie). 2. Viktor Hehn, Italienische Reise. 3. Ignaz v. Döllinger, Geschichte und Kirche. 4. Wilhelm Scherer, Von Wolfram bis Goethe. 5. Die schönsten Essays von Goethe. 6. und 7. Ferdinand Gregorovius, Rom im Mittelalter. 8. Karl Hillebrand, Abendländische Bildung. 9. Rudolf v. Ihering, Recht und Sitte. 10. Die schönsten Essays von Taine.

Da die Sammlung von Auswahlen unserer und ausländischer hervorragender Dichter und Denker auch mancherlei enthält, was den Historiker angeht, darf hier mit einem kurzen Wort auf sie hingewiesen werden. Zuerst ist man, wenn man die Ranke-Auswahlausgaben und ähnliches vergleicht, versucht, mit Spengler auszurufen: Untergang der abendländischen Kultur! Wir sind so weit wie die Byzantiner, die auch exzerpierten und auswählten, weil sie zu faul waren, ganze Werke zu lesen! Nun, Faulheit ist hoffentlich bei uns nicht der Grund des Florilegienwesens. Die materielle Not gerade der geistig wertvollen Kreise drängt nach billigen Ausgaben des Wertvollsten aus unserer Literatur. Und die zehn dem Referenten vorliegenden Bände enthalten nur höchste Werte in sorgsam erwogener Auslese des Besten. Auch die literarischen und literarhistorischen Werke gehen den Historiker an: so die sieben aus Scherers Geschichte der deutschen Literatur von 1883 ausgewählten glänzenden Charakteristiken von Wolfram v. Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Luther, Lessing, Herder, Schiller und Goethe (4) oder die inhaltschweren Aufsätze des letzten deutschen Humanisten Hillebrand, des Entdeckers von Nietzsche, über Bildungsfragen (8), neben dem sich das wichtigtuende moderne Geschwätz über Schulreform in seiner ganzen ideenlosen Seichtheit entpuppt.

Der Historiker greift zunächst nach Hehn (2). In geschichtlicher Sichtung ist das noch heut Wertvolle aus dem Tagebuch von 1839/40 mit den besten Abschnitten von „Italien" verbunden. Von Döllinger (3) sind acht wichtige Stücke (darunter „Die Beziehungen der Stadt Rom zu Deutschland im Mittelalter") meist aus den „Akademischen Vorträgen" und „Kleinen Schriften" ausgesucht; ein Anhang aus dem Vorwort zur ersten Ausgabe des „Janus" führt in Döllingers Persönlichkeit ein. Besonders Studierenden und Geschichtslehrern mag die glänzend gelungene Auswahl aus der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" von Gregorovius (6—7) empfohlen werden. Auch die geistvollen Abschnitte aus Iherings „Kampf ums Recht" (fast vollständig aufgenommen), „Geist des römischen Rechts" und „Zweck im Recht" (9) wird mancher Historiker, dem sie noch unbekannt sind, mit Nutzen in die Hand nehmen. Bekannt dürften die glänzenden Essays von Taine (10) sein; das „Große Jahrhundert" des Roi-Soleil steht im Mittelpunkt, das Urteil eines Franzosen über Goethes Iphigenie ist höchst reizvoll, mit dem größten Vergnügen habe ich aber

wieder „Das große Jahrhundert in Spanien“ mit der realistisch-humorvollen Skizzierung des Spaniers gelesen.

Frankfurt a. M. Fedor Schneider.

Inscriptiones Latinae Christianae Veteres ed. Ernestus Diehl. Vol. II, fasc. 5, 6 u. 7. Berlin 1927, Weidmann. 8°. S. 321—516. RM 3,75 u. 6,—.

Mit vorliegenden drei Lieferungen hat das große Werk bis auf die Indices und ein p. III in Aussicht gestelltes Supplement sein Ende erreicht. Es umfaßt 5000 Inschriften, die in 37 Abschnitten und einer Appendix sachlich vortrefflich geordnet und mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit herausgegeben sind, so daß das Werk allen Ansprüchen moderner Wissenschaftlichkeit gerecht wird. Die drei neuen Lieferungen setzen zunächst den 29. Abschnitt fort und enthalten dann die Namen mit der Dies depositionis und der aetas, die Nomina defuncti et dedicantis mit aetas, Inschriften mit besonderer Bezeichnung der Hochschätzung und des Schmerzes, Inschriften mit verwandtschaftlichen Angaben, mit Lobeserhebungen, mit besonders genauen Angaben über Geburt und Tod, über Verwandte und über das Leben des Verstorbenen, endlich Grabgedichte aus Italien, Gallien, Salona, Spanien und Afrika. Die Appendix bringt in Nr. 4851—5000 Grab- und Inschriften jüdischer Herkunft. Von nicht geringer Wichtigkeit sind die S. 507—516 aus den Arbeiten von Egger, Gsell, Lommatzsch und Silvagni gebrachten Nachträge und die vielfachen Hinweisungen auf biblischen Ausdruck in den Inschriften. Möge das deutschen Gelehrtenfleißes in jeder Beziehung würdige Werk recht bald zum Abschluß gebracht werden.

Niederlößnitz b. Dresden. M. Manitius.

Alex. Cartellieri, Weltgeschichte als Machtgeschichte. 382—911. Die Zeit der Reichsgründungen. München und Berlin (R. Oldenbourg) 1927. XXVI u. 396 S.

Unter „Machtgeschichte“ versteht C.: politische Geschichte. Der Begriff der staatlich-politischen Macht ist ihm der Wertmaßstab für die Beurteilung von Ereignissen und des Wirkens führender Persönlichkeiten.

In vier Büchern faßt C. die Tatsachenfülle des politischen Geschehens von der Aufnahme der Westgoten in den Verband des römischen Reiches durch ihren Vertrag mit Kaiser Theodosius I. im Jahre 382 bis zum Ausgang der karolingischen Epoche zusammen. Gleichmäßig berücksichtigt die Darstellung die Vorgänge im Westen wie im Osten: die wechselvollen Schicksale der verschiedenen germanischen Reichsgründungen, die allmähliche Entwicklung des fränkischen Reichs zur Universalmacht Karls des Großen, die Herausbildung der späteren nationalen Staaten während ihres Zerfallprozesses unter seinen Nachfolgern und die je nach seinen Vertretern zwar schwankende, im ganzen jedoch sich steigernde Macht des römischen Papsttums wie die zahllosen inneren und äußeren Erschütterungen, denen das byzantinische Reich beständig und von allen Nachbarn her ausgesetzt war, die es aber zäh zu überdauern vermochte, wie die plötzliche Entstehung und die ungeheure Expansion der islamischen Macht und ihre durch blutige innere Kämpfe geförderte Auflösung, wie endlich die immer wechselnden, teils friedlichen, teils feindlichen gegenseitigen Beziehungen und großen Auseinandersetzungen von West und Ost. Der Hauptschauplatz des weltgeschichtlichen Geschehens jener Zeit ist das Mittelmeergebiet, aber ob nicht auch die staatlich-politischen Verhältnisse in den angelsächsischen

und in den nordischen Reichen, dem Ausgangspunkt der in die damalige politische Welt folgenreich einbrechenden Wikingerzüge, größere Beachtung verdient hätten?

Der Verfasser gibt, weil nur auf diese Weise wissenschaftliche Weltgeschichtsschreibung möglich sei, für alle Behauptungen Belege durch den Hinweis teils auf die Quellen selbst, teils auf solche Werke, die unmittelbar auf die Quellen zurückgehen. Die Darstellung nimmt mitunter annalistische Form an, geht sie doch bisweilen innerhalb eines Kapitels unvermittelt vom westlichen Schauplatz auf den östlichen über (vgl. bes. S. 87), und sie berücksichtigt ausschließlich die politischen Vorgänge. Durch jenes Verfahren wird die Fülle des gleichzeitigen Geschehens zwar trefflich veranschaulicht, aber das Verständnis für den Entwicklungszusammenhang der einzelnen welthistorischen Erscheinungen erschwert. Die strenge Beschränkung auf das rein politische Gebiet tut aber dar, wie eine solche Einseitigkeit, wie das Außerachtlassen der sozialen, wirtschaftlichen und Verfassungs-Verhältnisse, des kulturellen, religiösen und geistigen Lebens und seines Ideengehalts ein tieferes Verständnis einer weltgeschichtlichen Epoche nicht ermöglicht. Der Gesichtspunkt, unter dem der weltgeschichtliche Verlauf betrachtet wird, bedingt es, daß das Wirken der großen Persönlichkeiten hervorgehoben wird: zahlreiche einprägsam-knappe, aber treffende Charakteristiken bilden Höhepunkte der Darstellung, deren fast ruheloses Fortschreiten nur noch durch kurze Rückblicke am Ende jeden Buches und durch mannigfache Reflexionen unterbrochen wird. Diese lassen den mit nüchternem, aber tiefem Blick menschliches und staatlich-politisches Leben betrachtenden Historiker erkennen.

Mag man hie und da Änderungen wünschen, mag man einzelne Ausstellungen machen oder auf kleine Versehen hinweisen können, mit der Achtung, die jeder großen Leistung gebührt, und mit dem Wunsch, in nicht zu langer Zeit die Fortsetzung des Werkes begrüßen zu können, wird man die Lektüre beenden.

Kiel. G. E. Hoffmann.

Reinhardsbrunner Fälschungen aus dem Thüringischen Staatsarchiv in Gotha, herausgegeben von **Walter Schmidt-Ewald** und **Friedrich Schneider**, im Manuldruckverfahren hergestellt von F. Ullmann, G. m. b. H., Zwickau i. S. 1926. 5 Tafeln u. 16 S. 8⁰.

Von den 13 gefälschten Urkunden für Reinhardsbrunn, die Albert Naudé 1883 in seiner Berliner Dissertation behandelte, werden fünf im Faksimile wiedergegeben: drei Kaiserurkunden (St. 2121, St. 2266, St. 3075), eine Papsturkunde (Jaffé [2] † 5823, im Textheft noch zitiert als Jaffé 4354, vermutlich weil auch dieses im Manuldruckverfahren hergestellt ist) und eine erzbischöflich mainzische Urkunde (Ruthard 49). Die Ausgabe zeigt Vorzüge und Mängel des Manulverfahrens. Vorzüge sind die (soweit man ohne Einsicht der Originale urteilen kann) hinreichend klare Wiedergabe der Schrift und der überaus billige Preis: das Heft kostet 2 RM. Nachteile sind, daß der Beschreibstoff nicht mit abgebildet werden kann, was besonders stört, wenn die Schrift Lücken aufweist, deren Erklärung das Auge nicht findet, und daß auch die Siegel, die in unserem Falle wenigstens bei drei Stücken noch ganz oder teilweise erhalten sind, sich der Wiedergabe entziehen. Mehrere ähnliche Hefte hat das Thüringische Staatsarchiv in Greiz bereits veröffentlicht und dadurch die Fachgenossen nachdrücklich auf das Manulverfahren hingewiesen. Freilich dürfte es für neuzeitliche Briefe brauchbarer sein als für mittelalterliche Urkunden.

Leipzig. P. Kirn.

Lotte Hüttebräuker, Das Erbe Heinrich des Löwen. (Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas von Niedersachsen, Heft 9.) Göttingen 1927 (XVI, 99 S. mit einer Ahnentafel und Karte).

Die Entstehung des Herzogtums Braunschweig—Lüneburg bildet einen wichtigen Ausschnitt aus der mittelalterlichen deutschen Geschichte, besser: der Entstehungsgeschichte der Territorialstaaten. An einer genaueren Übersicht über die territorialen Grundlagen des welfischen Allods Braunschweig—Lüneburg fehlte es bisher. Die vorliegende Arbeit will die vorhandene Lücke ausfüllen.

Zunächst gibt die Verfasserin eine knapp zusammenfassende Übersicht über das Anwachsen des Welfenbesitzes bis 1235, in welchem Jahre Otto von Lüneburg das gesamte welfische Eigengut dem Reiche übertrug. Der Kaiser erhob ihn darauf zum Herzog und Fürsten und gab ihm das vereinigte Herzogtum als ein auch in weiblicher Linie erbliches Fahnenlehen vom Reiche. Dadurch beseitigte er die seit dem Sturze Heinrichs des Löwen über die Stellung seiner Nachkommen bestehende Unklarheit. — In einem zweiten Teil folgt eine Übersicht über welfischen Grundbesitz, wobei die Ministerialen mit Recht ausgeschlossen werden, während die Kirchenlehen und andere Rechte an Kirchen mit betrachtet sind, da sie wesentliche Schlüsse auf die Macht des neuen Herzogtums zulassen. Dazu kommen noch sonstige Gerechtsame außer Grafschaften, alles gesondert nach neun geographisch getrennten Gebieten. — Der hier behandelte Stader Erbschaftsstreit um die Grafschaft Stade hätte vielleicht zweckmäßiger mit dem dritten Teil der Arbeit, der über Grafschaften der Welfen berichtet, vereinigt werden können. Über den gesamten im zweiten Teil behandelten Besitz unterrichtet am Schluß eine ausgezeichnete alphabetische Ortstabelle mit Quellenbelegen und Hinweisen auf die Kartenfelder. (Nebenbei: moderne Karten mit Eisenbahnen usw. eigenen sich schlecht für historische Zwecke.) Um einen genaueren Überblick über den Besitzstand zu gewinnen, wurden zur Ergänzung der Urkunden noch Lehnbücher aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts herangezogen. — Versprengte Besitzungen der Welfen außerhalb des Gebietes zwischen Weser, Fulda, Saale und Elbe wurden nicht berücksichtigt, da sie nur unbedeutend gewesen sind. Dazu würden beispielsweise Beziehungen der Welfen zu Wildeshausen gehören, die erst nach Abschluß des betreffenden Bandes des Oldenburg. U. B. klar zu erkennen sein werden. Wenn die Verfasserin solche Beziehungen nicht eingeschlossen hat, so hat sie nur recht daran gehandelt. — In einem vierten Teile faßt sie die Ergebnisse ihrer Arbeit übersichtlich zusammen. Alles in allem: ein lehrreicher Beitrag zur Verfassungsgeschichte.

Oldenburg i. Old. Hermann Lübbing.

Wilhelm Bomann, Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen. XII u. 282 S. Hermann Böhlau Nachfolger. Weimar. 1926.

Es ist das Lebenswerk eines Mannes, dem kurz vor Abschluß des Druckes, 75jährig, die Feder aus der Hand sank. Bomann ist der Begründer und langjährige Leiter des Celler Heimatmuseums, aus dessen Schätzen hauptsächlich das vorliegende Werk aufgebaut ist. Aber es ist kein Führer durch die reichhaltigen Sammlungen, sondern Bomann läßt aus seinen Sammlungen, wie wir wohl mit Recht sagen können, das alte niedersächsische Bauerntum, vornehmlich der Lüneburger Heide, vor unseren Augen entstehen. Mit großer Beherrschung des Stoffes und mit warmer Liebe für

die engere Heimat ist das Buch geschrieben. Obwohl es naturgemäß viele Einzelheiten behandelt, so ist es doch auch trotz seines durchaus wissenschaftlichen Charakters sehr spannend geschrieben. Leben und Treiben des Heidjers ersteht vor unseren Augen. Wir lernen Haus und Hof kennen. Eingehend wird die Entstehung des niedersächsischen Hauses beschrieben. Von besonderem Interesse dürften die Ausführungen über den Strohdachdecker und seine Kunst sein. Und dann der Herd. Wie groß war doch seine Bedeutung für das gesamte Leben des Heidebauern. Über der heiligen Herdflamme wurde nicht nur das Verlöbnis abgeschlossen, übergab der Vater dem Sohn den Besitz, auch die Diensten wurden an der Herdflamme verpflichtet. Und ein Versprechen bei der flackernden Flamme war einem Eide gleich. Über Feldfrucht und Brot wird dann im nächsten Abschnitt gesprochen, während wir im folgenden genaue Kenntnis von der Viehhaltung bekommen. Wieder werden hier die Haupterwerbszweige früherer Jahrzehnte, die Schäferei und die Imkerei, eingehend geschildert. Dann kehren wir zur Häuslichkeit zurück und werden mit der Flachsbereitung, dem Spinnen und Weben bekannt gemacht. Alle diese Ausführungen sind durch zahlreiche Abbildungen, die den Schätzen des Celler Museums entnommen sind, eingehend erläutert. Besonderen Dank müssen wir dem Verfasser auch wissen, daß er uns in Gesprächsform alte Formeln bei den verschiedenartigsten Verrichtungen erhalten hat, und zwar in der Mundart, wie sie im Kirchspiel Hermannsburg, nördlich von Celle, gesprochen wird.

Bei seinen Ausführungen beschränkt sich der Verfasser nicht auf sein Celler Material, sondern er hat in erschöpfender Weise auch das der anderen Heimatmuseen und die erschienene Literatur über dieses Gebiet herangezogen und in zahlreichen inhaltsvollen Anmerkungen verwertet. Allerdings ließ es sich wohl nicht vermeiden, daß er auch Überlieferungen verwertet hat, die des quellenmäßigen Nachweises entbehren. Jedenfalls vermisse ich gerade bei den Berichten von Pfarrern und Lehrern die Quellennachweise. Aber auch da scheint mir Bomann vorsichtig kritisch vorgegangen zu sein: denn ein „soll" bei einem Bericht deutet doch wohl an, daß ihm selbst die Erzählung fragwürdig erscheint.

Wenn das Buch sich auch hauptsächlich nur auf Leben und Treiben in der Lüneburger Heide bezieht, so kommt ihm doch eine über dies enge Gebiet hinausgehende Bedeutung für das ganze alte Niedersachsen zu. Jedenfalls kann keiner, der über dieses Gebiet arbeitet und seine Bewohner kennen lernen will, an ihm vorübergehen.

Ohne den Wert des Werkes zu beeinträchtigen, möchte ich noch folgende kleine Ergänzungen und Verbesserungen geben: S. 53, Z. 1 v. u. muß es drei statt vier heißen. — S. 56, Z. 6—8 v. o. durfte entweder nur Pauel oder Pool für Teich geschrieben werden; Pool wäre wohl der bessere Ausdruck. — S. 138, Anm. 11: Tacken heißt ursprünglich Zacken und nicht Haken. — S. 141: zu Vergoodendeel hätte auch auf die strittige Bedeutung hingewiesen werden müssen. Es ist nicht immer die Opfergabe an Frau Gode allein, sondern auch das Erntebier damit gemeint, wie es in dem dem behandelten Gebiet ganz nahen Hansjochenwinkel aufgefaßt wird. — S. 143, Z. 5 v. u.: eingebracht. — S. 160, Z. 4 v. o. heißt es wohl richtiger zweifellos statt zweitens. — Auf S. 169 hätte der Ausdruck „verbansen" erklärt werden müssen.

Ein ausführliches Register und ein genaues Verzeichnis der weit über 200 Abbildungen und Tafeln erhöhen noch den Wert dieses inhaltreichen Werkes.

Neuruppin. **Lampe.**

Hans Zeiß, Reichsunmittelbarkeit und Schutzverhältnisse der Zisterzienserabtei Ebrach vom 12. bis 16. Jahrhundert. Münchener Dissertation von 1926. Bamberg: St. Otto Verlag. O. J. XII, 103 S.

Die bekannte einstige Zisterzienserabtei Ebrach im Steigerwald konnte 1927 ihre 800-Jahrfeier begehen. Eine schöne Festschrift erschien aus diesem Anlaß, die der „Historische Verein Bamberg" herausgegeben hat. Unter den Mitarbeitern ist auch der Verfasser der oben angezeigten Dissertation vertreten mit zwei Beiträgen. In dem ersten handelt er über den Begründer Ebrachs, den ersten Abt Adam, den bekannten Zeitgenossen Kaiser Friedrichs I., dem schon der verstorbene Ebracher Geschichtsschreiber Johannes Jäger einige Untersuchungen gewidmet hatte; in dem zweiten Beitrag schreibt Zeiß über den letzten Abt von Ebrach, Eugen Montag, der sich durch seine geschichtlichen Studien um sein Kloster höchst verdient gemacht hatte. In einer größeren Arbeit über die Frage: Ob der Abtei Ebrach in Franken das Prädikat reichsunmittelbar rechtmäßig gebühre? hatte er diese Frage — es ist eine schon früher oft ventilierte Streitsache, die durch die Säkularisation überraschend schnell gelöst wurde — bejaht und die Landeshoheit des Würzburger Hochstifts über Ebrach verneint. Zeiß hat in dieser Dissertation die Frage noch einmal überprüft und die Rechtslage Ebrachs für die Zeit des 12. bis 16. Jahrhunderts kritisch untersucht, und er kommt zu dem Ergebnis, daß Ebrach tatsächlich niemals reichsunmittelbar gewesen ist. Zeiß sucht zugleich zu zeigen, wie Abt Eugen zu seinem anders lautenden Ergebnis gekommen ist. H. Herbst.

Helene Tillmann, Die päpstlichen Legaten in England bis zur Beendigung der Legation Gualas (1218). Inaugural-Dissertation. Bonn 1926. XI u. 162 S.

Der reiche und lohnende Stoff der älteren englischen Verfassungsgeschichte wird in Deutschland wenig bearbeitet. Zumal der Student fühlt sich von anderen Themata mehr angezogen und scheut wohl auch die Mühe des Sich-Einarbeitens. Darum sind so gediegene Schriften wie die vorliegende, von W. Levison angeregte Dissertation doppelt zu begrüßen.

Auf vollen 120 Seiten wird der äußere Verlauf der Legationen vom 7. Jahrhundert bis 1218 geschildert. Mit Recht sind auch diejenigen Legaten berücksichtigt, die anderswohin entsandt waren, nach Schottland und Irland, aber ihren Weg durch englisches Gebiet nahmen, oder die, mit einem Auftrag an den französischen Hof versehen, daneben eine England berührende Frage zu behandeln hatten. Die Angaben stützen sich durchaus auf selbständige Quellenlektüre, das Itinerar der Legaten wird mit möglichster Vollständigkeit verzeichnet.

Der zweite Teil befaßt sich mit rechtsgeschichtlichen Problemen. Es zeigt sich, daß schon in Gregors VII. Zeit ein Unterschied besteht zwischen Legaten mit allgemeiner Vollmacht (denen die vices des Papstes übertragen sind; sie haben gewöhnlich den Auftrag allgemeiner Kirchenreform) und solchen mit einem Sonderauftrag; noch aber bedeutet das keinen Rangunterschied. In allmählicher Umbildung entwickelt sich die Gewohnheit, jedem Legaten höheren Ranges ohne Rücksicht auf seine Aufgabe die volle stellvertretende Gewalt zu übertragen. Daneben werden Nuntien oder Gesandte geringeren Ranges ohne besonderen Titel entsandt. Exemtionen von der Gewalt des Papstes und der später sog. legati a latere gibt es nicht; solche von der Gewalt gewöhnlicher Legaten sollen verhindern, daß der Erzbischof von Canterbury als Legat beherrsche, was seiner ordentlichen Gewalt als Metropolit

nicht untersteht. Zwischen erzbischöflichen Legaten der behandelten Zeit und den legati nati des 14. und 15. Jahrhunderts besteht in England nach H. Tillmann kein unmittelbarer Zusammenhang.

Die Verbindung der aufs Grundsätzliche gerichteten rechtsgeschichtlichen Forschung mit ausführlicher Behandlung aller Legationen in ihrer zeitbedingten Einmaligkeit ist vorbildlich. Gegen den Vorwurf der Habsucht und Bestechlichkeit scheint die Verfasserin die Legaten ein wenig zu lebhaft in Schutz zu nehmen (vgl. auch K. Wenck in HZ 136, 420).

Leipzig. Paul Kirn.

Friedrich Schilling, Die ersten Deutschen in Frankfurt a. d. Oder. (= Frankfurter Abhandlungen zur Geschichte, herausgegeben von Friedrich Schilling. Heft 1.) 5 Karten, 112 S. Frankfurt a. O. 1926, in Kommission Trowitzsch & Sohn. RM 3,80.

Das Nebeneinander von zwei auf Frankfurts Gründung bezüglichen Urkunden (vom 12. und 14. Juli 1253) hat Verwirrung gestiftet und die spätere dem Verdacht der Fälschung ausgesetzt. Sch. weist in dieser ertragreichen Erstlingsschrift ihre Echtheit nach und läßt sie nach genauer Vergleichung mit der nur in einer deutschen Übersetzung überlieferten und von ihm in ihrer lateinischen Urform wiederhergestellten früheren Urkunde als eine wichtige Ergänzung dieser erscheinen. Der Vergleich führt neben manchen interessanten örtlichen Einzelheiten zur Feststellung einer der brandenburgischen Stadtgründung von 1253 voraufgegangenen schlesischen, der „Nikolaistadt", einer Gründung Heinrichs des Bärtigen, die um 1226 angesetzt wird. Ungefähr um diese Zeit hat auch die deutsche Bauernsiedlung ihren Einzug in das Land Lebus gehalten. H. Witte.

Magister Boncompagno, Rota Veneris; ein Liebesbriefsteller des 13. Jahrhunderts, hrsg. von Friedrich Baethgen (Texte zur Kulturgeschichte des Mittelalters, hrsg. von Fedor Schneider, Heft 2). Rom, W. Regenberg 1927. 26 S. 1.50 RM.

Diese erste vollständige Ausgabe des kleinen amüsanten Traktats des „trufator maximus Florentinorum" wird den Interessenten der mittelalterlichen Geistesgeschichte wie der mittellateinischen Literatur sehr willkommen sein. Wenn sich auch Boncompagno trotz seines Originalitätsstolzes gefallen lassen muß, daß man seine Schrift heute in einer Kette literarischer Beziehungen stehen sieht — darüber handelt Baethgen in einem Aufsatz in der „Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte", V (1927) S. 37—64 — „originell" und einzigartig bleibt der Traktat schon deshalb, weil der irdisch gesinnte, um Religion und Moral wenig bekümmerte bologneser Magister in der didaktischen Literatur des Mittelalters allein jenen italienischen Typus von Temperament, Lebendigkeit, Weltsinn vertritt (ähnlich wie der in manchen Zügen verwandte Salimbene in der Franziskaner-Literatur), der sich dann in Boccaccios Frühwerken zu literarischer Weltgeltung steigert. Aber auch darin muß man Baethgen beistimmen, daß Boncompagno (ebenso wie Salimbene) deshalb noch nicht in die Frührenaissance einzuordnen ist (was übrigens H. Hauvette, Boccace 1914, sogar noch für den Verfasser des Decamerone bezweifelt!), sondern eher in jene mittelalterliche „Diesseitsstimmung", der gerade neuerdings mehrfach nachgespürt worden ist. Das Neue ist wohl nicht,

daß es im Anfang des 13. Jahrhunderts solche „Diesseitsmenschen" gibt — vermutlich gab es die auch vorher — sondern daß sie jetzt einen literarischen Ausdruck finden, der sie uns bekannt macht; daß diese „Weltlichen" jetzt Zugang haben in die Bezirke von Literatur und Bildung, in denen sie bisher zum mindesten ihre Gesinnung nicht an den Tag bringen durften. — Baethgen hat die Schrift nach einer bisher nicht benutzten Sieneser Handschrift ediert und nur deren offenbare Fehler nach den anderen Handschriften verbessert, ohne abweichende Lesarten anzugeben. Mag man in einigen Fällen zweifeln, ob nicht den Abweichungen der von Monaci und Sutter benutzten Handschriften der Vorzug zu geben ist, so sind doch solche Differenzen tatsächlich nirgends von Gewicht. Umso dankenswerter sind Baethgens wohl vollständige Nachweise der Zitate aus der Bibel und aus Ovid und der Anklänge an verwandte Literaturwerke des Mittelalters. — Übrigens ist an dieser Schrift interessant zu beobachten, daß Boncompagno, der vor den Regeln des Prosa-Rhythmus, wie sie seine Kollegen in Orléans als unerläßliches Stilmittel handhabten, ausdrücklich warnte (Sutter 63f.), selbst nur ganz selten gegen die allgemeinen Kursus-Regeln verstößt (bezeichnenderweise einmal gerade in einem Satz, den er als bäurisch und lächerlich brandmarkt!) — ein Beweis, wie viel von diesen Stilgesetzen auch ihm unbestritten als Zubehör der „natürlichen" Ausdrucksform galt, die er sich zu lehren rühmte. — Zugleich sei darauf hingewiesen, daß in Heft 3 und 4 derselben Sammlung W. Holtzmann Bruchstücke aus der Weltchronik des Minoriten Paulinus von Venedig (1. Rezension) herausgegeben hat, von deren 3. Rezension Muratori, Antiquitates IV, 951ff. einige Stücke unter dem falschen Titel: Excerpta ex Chronico Jordani gedruckt hatte. Die von Holtzmann ausgewählten Stücke, nur nach einer Handschrift ohne Varianten und Kommentar gedruckt (zu Übungszwecken gedacht), umfassen die Zeit von 1198—1303. Zusammen 68 S., jedes Heft 1.50 *RM*. Als 5. Heft erschien die Apokalypse des Golias, herausgegeben von K. Strecker. 39 S., 2 *RM*. — Die Brauchbarkeit dieser kleinen Hefte, die vor allem für Studierende gedacht sind, würde wesentlich erhöht, wenn der Verlag sie etwas billiger herstellen könnte. H. G.

Odilo Gatzweiler O. F. M., Die liturgischen Handschriften des Aachener Münsterstifts (Liturgiegeschichtliche Quellen, herausgegeben von K. Mohlberg und A. Rücker, Heft 10). Münster, Aschendorffsche Buchhandlung 1926. 222 S. u. 4. Tafeln. 10 *RM*.

Dieser Handschriften-Katalog, eine von Paul Lehmann angeregte Dissertation, zuerst in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins Bd. 44 (Jahrgang 1924, Aachen 1926) erschienen, bezweckt eine Rekonstruktion des Bestandes an liturgischen Handschriften des Aachener Münsters im späteren Mittelalter. Zu den 69 liturgischen Handschriften, die noch jetzt dem Stiftsarchiv gehören (12 saec. XIII, 12 saec. XIV, 29 saec. XV, 3 saec. XVI—XVII, 13 saec. XVIII—XIX), hat deshalb der Verfasser 18 weitere Handschriften diesem Katalog beigefügt, deren frühere Zugehörigkeit zum Aachener Münster nachweisbar ist; darunter die berühmten Evangeliare (zwei karolingische und ein ottonisches), über die zwar nichts Neues beigebracht wird, aber eine nützliche Zusammenstellung der ausgedehnten Literatur, die sich mit ihnen befaßt, und ein Überblick über die strittigen Fragen. Außer diesen kostbaren Evangeliaren ist aus den ersten vier Jahrhunderten seines Bestehens keine liturgische Handschrift des Stifts erhalten; die ältere liturgische Gattung des Sacramentars

fehlt daher im vorliegenden Katalog ganz. Für den liturgischen Gebrauch in Aachen vom 8.—12. Jahrhundert muß man sich also an das Sacramentarium Gregorianum (mit den Zusätzen in Alkuins Redaktion) halten; dessen für die fränkischen Kirchen verbindliche Fassung, wie sie das zwischen 784 und 791 von Hadrian I. an Karl den Großen geschickte Exemplar enthielt, das einst in Aachen lag, aber jetzt nicht mehr vorhanden ist, hat H. Lietzmann (Liturgiegesch. Quellen III, 1921) rekonstruiert. — Nicht berücksichtigt sind im vorliegenden Katalog die den Aachener Krönungsritus betreffenden Handschriften, von denen übrigens das Stiftsarchiv keine besitzt. — Mit diesen Einschränkungen also gibt der Katalog ein für alle künftigen Studien, die sich mit der Entwicklung der Aachener Liturgie befassen, unentbehrliches bibliographisches Hilfsmittel. Bei jeder Handschrift ist die einschlägige Literatur verzeichnet; mit besonderer Sorgfalt sind die Verweise einer Handschrift auf die andere identifiziert, die ja sehr zahlreich sind, da die Handschriften dieser liturgischen Bibliothek alle organisch ineinandergreifen. Auch die Identität von Schreibern und Illuminatoren verschiedener Handschriften ist mehrfach festgestellt. Ausführliche Indices machen das Ganze leicht zugänglich. Für die jetzt kräftig aufstrebende vergleichende Liturgiewissenschaft ist also mit dem Buch zweifellos eine nützliche Vorarbeit geleistet. Es scheint mir allerdings fraglich, ob solche Kataloge liturgischer Bibliotheken, die alle in Betracht kommenden Handschriften mit gleicher Ausführlichkeit beschreiben, wirklich empfehlenswert sind. Der Bearbeiter des Katalogs, der den ganzen Bestand einer liturgischen Bibliothek vergleichend überblicken kann, ist ja wie kein anderer in der Lage, ohne jede Willkür die sehr verschiedenwertige Bedeutung der Handschriften aufzuzeigen; das heißt vor allem: scharf hervortreten zu lassen, was in verschiedenen Handschriften identisch ist, was in einzelnen besonders, neu, daher beachtenswert. Auch im vorliegenden Katalog muß sich der Benutzer diese Feststellungen oft erst durch den Vergleich der Beschreibungen erarbeiten, ohne immer zu voller Sicherheit zu kommen — der Verfasser hätte es leicht gehabt, das in wenigen Worten und durch besondere Druckanordnungen darzulegen, und hätte damit seinen Katalog über den Wert als bloßes bibliographisches Hilfsmittel hinausgehoben. Aus ähnlichen Gründen wäre es dem Historiker erwünscht, im Vorwort einen Überblick über die Eigentümlichkeiten der Aachener Liturgie zu finden, wie sie sich aus dem Studium dieser Handschriften ergeben. Gerade für die Entwicklung der Aachener Heiligtumsfahrt und der Karlsverehrung muß sich ja aus diesen Handschriften vieles Allgemein-Interessante ersehen lassen. Der Verfasser hat in der Beschreibung der Handschriften stets angemerkt, wo sich darauf bezügliche liturgische Stücke finden. Er hätte aber die Übersicht wesentlich erleichtert, wenn er eine Zusammenfassung der Hauptpunkte vorausgeschickt hätte, dabei auf die betreffenden Handschriften verwiesen und bei der Beschreibung der Handschriften auf die Zusammenfassung zurückverwiesen hätte. Der (allerdings sehr summarische) Überblick über die Hauptresultate seiner Bearbeitung der Aachener liturgischen Handschriften, den der Verfasser in dem von A. Huysken 1924 herausgegebenen Sammelband: Aachener Heimatgeschichte S. 266—270 gegeben hat, hätte hier, in Verbindung mit dem Katalog und mit Verweisen auf die Handschriften, bessere Dienste geleistet. — Ferner scheint es ratsam, einen solchen Katalog, wenn er nicht nur den Spezialisten der Liturgiewissenschaft dienen will, durch eine Erläuterung der liturgischen Gattungen zu bereichern, nach denen die Handschriften systematisch angeordnet sind (Choranordnungen, Lektionare, Missalien, Officiale, Prozessionalien

usw. mit ihren Unterarten). Der Profanhistoriker, mit der Praxis der liturgischen Übung meist wenig vertraut, hat oft ziemlich ungenaue Vorstellungen über die Funktionen der liturgischen Bücher. W. Brambachs Psalterium (1887), das diesem Übelstande abhelfen wollte, genügt dafür bekanntlich nicht, und Thalhofers Handbuch durchzuarbeiten kann man nicht jedem Historiker zumuten. Ließe sich nicht bei Gelegenheit eines solchen systematisch angelegten Katalogs leicht und anschaulich ein Überblick über die liturgischen Formen geben? Die Beispiele liegen ja in ausführlicher Beschreibung vor, es bedürfte nur kurzer Hinweise auf ihre liturgische Bedeutung, Verwendung, Funktion im Gottesdienst. — Übrigens sollen diese offenen Wünsche nicht den Wert des vorliegenden Buchs als bibliographisches Hilfsmittel einschränken; sie bekunden nur den Wunsch, die liturgische Forschung möge es auch den Historikern anderer Gebiete erleichtern, die Früchte ihrer intensiven Arbeit zu nutzen; eben weil es keine Frage mehr ist, daß die Kenntnis der Liturgie und ihrer Entwicklung in bedeutenden Kirchen auch der Kultur-, Kunst- und Musikgeschichte, der Volkskunde, Sitten- und Rechtsgeschichte wertvolle Aufschlüsse zu geben hat. H. Grundmann.

Stolz, Otto, Geschichte der Stadt Vils in Tirol zur Feier ihres 600jährigen Bestandes, herausgegeben von der Stadtgemeinde Vils. Mit Unterstützung von Alois Wieland, Pfarrer, und Alois Lutz, Oberlehrer in Vils, bearbeitet von O. S., mit Zeichnungen von Alois Burger-Gsies. Vils 1927. Selbstverlag der Stadtgemeinde.

Im Sommer 1927 feierte das Städtchen Vils in Tirol sein 600jähriges Bestehen als Stadtgemeinde. Auf Wunsch derselben hat Universitätsprofessor und Staatsarchivar Dr. Otto Stolz die Geschichte der Stadt einer Neubearbeitung unterzogen und in der Tat war dazu niemand berufener als der verdiente Verfasser der politisch-historischen Landesbeschreibung von Tirol (Archiv für österr. Geschichte, 107. Bd.).

Zunächst gibt der Verfasser einen Überblick über die Besiedlung, über die äußeren Schicksale und über den Wandel der staatlichen Zugehörigkeit von Vils, das um das Jahr 1200 zum ersten Male in der Form Filis urkundlich bezeugt ist.

Ein zweiter und meines Erachtens der wertvollste und interessanteste Abschnitt der ganzen Arbeit behandelt Verfassung und Recht der Stadt Vils und ihrer Einwohner. Im Jahre 1327 hat Ludwig der Bayer als deutscher König Vils, ohne daß es früher Markt gewesen wäre, mit dem Recht der Stadt Kaufbeuren begabt. Wenn auch das Privileg des deutschen Königs weder im Original noch in einer Abschrift erhalten geblieben ist, so ist doch die Tatsache der Verleihung des Stadtrechtes durch anderweitige Nachrichten verbürgt. Merkwürdigerweise wären nach diesen Quellen die Empfänger des Stadtrechtsprivilegs Bürgermeister und Rat von Vils gewesen, nicht die Grund- und damit Stadtherren von Vils, die Herren von Hohenegg, welchen der größere Teil der Bewohner von Vils mit Leibeigenschaft zugehörig war. Leibeigene der Stadtherren hat es auch in anderen Städten gegeben, daß aber der Großteil aller Stadtbewohner (fast zwei Drittel) Eigenleute der Stadtherren sind, ist doch eine rechtsgeschichtliche Kuriosität. Die Vilser galten auch nach dem Aussterben der Herren von Hohenegg (1671) und Übergang in österreichische Verwaltung (1672) als leibeigen, bis durch die Leibeigenschaftsaufhebung Josefs II. die persönlichen Beschränkungen und durch die Grundentlastung die grundherrlichen Giebigkeiten aufgehoben wurden.

Den Herren von Hohenegg als Stadtherren stand die gesamte Gerichtsbarkeit zu, die durch einen Ammann unter Mitwirkung von 12 Beisitzern ausgeübt wurde. An Stelle des Ammann trat nach dem Übergang in österreichische Verwaltung der landesfürstliche Pfleger. Die Gerichtstagungen fanden bis auf Maximilian I. auf offenem Platze statt. Maximilian erteilte das Privileg, bei geschlossener Tür und im geheimen zu richten. Beim Ammann lag auch die grundherrliche und die politische Verwaltung, während Bürgermeister und Rat die autonome Verwaltung führten. Dem Ammann stand ein Amtsschreiber und ein Gerichtsdiener zur Seite. Die Todesurteile vollstreckte der Scharfrichter von Füssen. Die Gemeinde bestellte einen Nachtwächter. Eine rechtsgeschichtliche Eigentümlichkeit war das der Feste und der Stadt Vils zustehende Freiungs- und Asylrecht, wonach flüchtige Verbrecher in Vils Zuflucht und Sicherheit fanden und innerhalb Jahr und Tag vor Auslieferung geschützt waren.

Weitere Abschnitte sind der Geschichte des Verkehrs, des Straßen- und Frachtwesens, des Zoll- und Geleitwesens, dem Gewerbe und Handwerk, der Land- und Forstwirtschaft, der Geschichte der Pfarre Vils (bearbeitet vom Pfarrer Alois Wieland von Vils), dem Schulwesen, der baulichen Anlage von Vils und Umgebung, den Flurnamen, den Bevölkerungsverhältnissen und endlich der Teilnahme der Vilser an den verschiedenen Kriegshandlungen seit 1405 gewidmet, um mit der Liste der im Weltkrieg gefallenen 40 Söhnen von Vils zu schließen.

Dem Verfasser wie der Stadtgemeinde Vils gebührt in gleicher Weise unser Dank für die musterhafte Ortsgeschichte des Städtchens Vils, die hoffentlich auch auf andere Gemeinden vorbildlich und anregend wirken wird.

Innsbruck. Ferd. Kogler.

Ernst Walser, Lebens- und Glaubensprobleme aus dem Zeitalter der Renaissance. Die Religion des Luigi Pulci, ihre Quellen und ihre Bedeutung (= Die neueren Sprachen 10. Beiheft). Marburg 1926. 87 S.

Den Ausgleich zu finden zwischen Philosophie und Religion, zwischen Antike und Christentum, ist das große Problem gewesen, welches die führenden Persönlichkeiten der italienischen Renaissance wieder und wieder beschäftigt hat. Mit voller Absicht widmete ihm Burckhardt das letzte Kapitel seines klassischen Werkes. Und immer deutlicher tritt seine Bedeutung zutage, je weiter die Wissenschaft in der Erkenntnis vom Wesen der Renaissancekultur fortschreitet. Gerade in jüngster Zeit legen mehrere Spezialuntersuchungen davon Zeugnis ab[1].

Walser, der Verfasser der vortrefflichen Poggio-Biographie, veröffentlichte 1914 einen allgemein gehaltenen Aufsatz über Christentum und Antike[2], in der hier vorliegenden Arbeit behandelt er ein einzelnes „Lebens- und Glaubensproblem". Durch feinsinnige Analyse deckt er die inneren Wandlungen des Morgante-Poeten auf, zeigt dessen anfänglichen Unglauben und spätere Religiosität, die „rationalistischen und die mystischen Elemente" seiner Weltanschauung und ihr „Ausgleich in einer weiten, toleranten Synthese". Indem er dann gegen Schluß betont, daß Pulcis Dichtungen die so verschiedenartigen Geistesströmungen im Zeitalter des Lorenzo

[1] Vgl. z. B. J. Pusino: Ficinos und Picos religiös-philosophische Anschauungen 1925 = Zeitschr. f. Kirchengesch. 44, 504; H. W. Beyer: Die Religion Michelangelos 1926 = Arbeiten für Kirchengesch. 5.

[2] In Archiv f. Kulturgesch. 11, 273.



de' Medici besonders deutlich widerspiegeln, greift er auf eine Bemerkung zurück, die vor bald 100 Jahren schon Altmeister Ranke[1] ausgesprochen hat.

Göttingen. A. Hessel.

Max Kemmerich, Machiavelli. Verlag Karl König, Wien und Leipzig.

Ist als dritter Band der vom gleichen Verfasser herausgegebenen Sammlung Menschen, Völker, Zeiten, eine Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen, erschienen. Es ist ein eigenartiges Buch, das doch viel Interessantes bietet und uns in die Kulturwelt der damaligen Zeit mit starker Benutzung von P. Villari und J. Burckhardt hineinstellt. Allerdings wirkt es etwas störend, daß sich ganze Abschnitte nur mit der Zeit beschäftigen, ohne auch da den Mann in den Mittelpunkt zu stellen. Recht klar herausgearbeitet ist das Verhältnis Machiavellis zu Cesare Borgia, das für die Entstehung des „Fürsten" von großer Bedeutung ist. Die oft ausführlichen Hinweise auf die Jetztzeit, sowie das Hervorheben eigenen Verdienstes wäre besser ohne Schaden fortgeblieben.

Neuruppin. Lampe.

Hermann Krause, System der landständischen Verfassung Mecklenburgs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Rostocker Abhandlungen, herausgegeben von den Mitgliedern der rechts- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Mecklenburgischen Landesuniversität, Heft II). 194 S. RM 6,—. Rostock 1927, Carl Hinstorffs Verlag.

„In der Hauptsache auf Grund des Materials der Jahre 1555 bis 1575" wird hier der Versuch gemacht, „die fertige ständische Verfassung systematisch darzustellen". Die Beschränkung auf diesen Zeitraum findet ihre Berechtigung darin, daß in ihm die Stände durch Übernahme der Tilgung der herzoglichen Schulden ihre Stellung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zu befestigen und so auszubauen vermochten, daß die gesamte spätere Entwicklung bis zum Abschluß von 1918 nur als ein Weiterbauen auf der damals geschaffenen Grundlage erscheint. Der Schuldentilgungsausschuß von damals hat sich folgerecht weiter entwickelt zum „Engeren Ausschuß", dem ständigen Zentralorgan der Stände.

Wie die mecklenburgischen Stände in stetem Ringen mit der Landesherrschaft und unter Ausnutzung ihrer finanziellen Nöte damals den Grund legten für ihre viele Jahrhunderte überdauernde ausschlaggebende Stellung im öffentlichen Leben des Landes, ist unter gründlicher Ausnutzung größtenteils ungedruckter Quellen anschaulich und zutreffend geschildert. Wo allerdings die Darstellung auf spätere Zeiten übergreift, ist sie nicht immer von der gleichen Zuverlässigkeit. So S. 17, wo von den Seestädten Rostock und Wismar gesagt wird, sie seien immer „in besonderem Maße privilegiert" geblieben. „Bis 1918 hin haben beide neben den Landstädten eine besondere Gruppe gebildet." Dabei hat Wismar, nachdem es 1648 schwedisch geworden und 1803 durch Verpfändung an Mecklenburg zurückgegeben war, noch lange Jahrzehnte die Behandlung eines Fremdkörpers erlitten und außerhalb der Stände verharren müssen. Erst 1897 wurde es wieder in den Landständischen Verband aufgenommen, nicht aber zum Engeren Ausschuß zugelassen, dem Rostock ununterbrochen bis 1918 angehört hat. Bei sonst flüssiger Darstellung wirken Mecklenburgismen bisweilen störend, so S. 89 unten das ganz unmögliche „Ganz aufhören taten"! H. Witte.

[1] Sämtliche Werke 51, 186.

Erwin Kleinstück, Vom Wesen des deutschen Beamtentums. Einzelschriften zur Politik und Geschichte, herausgegeben von Dr. Hans Roeseler. 20. Schrift. Berlin, Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. 1927. 44 S.

Kleinstücks Schrift trägt den Untertitel „Ein gesellschafts-wissenschaftlicher und politischer Versuch auf geschichtlicher Grundlage". Nur wegen dieser Grundlage ist sie hier zu erwähnen. Ein Historiker wird aus ihr nichts Neues lernen. Denn der Verfasser zitiert zwar öfters die Germania des Tacitus, auch Pufendorf und Christian Wolff, steht aber der Geschichte als Wissenschaft viel zu fern, um auch nur eine lebendige Skizze der geschichtlichen Entwicklung des Beamtentums zustandezubringen, wozu auch innerhalb der von ihm gewählten Disposition Gelegenheit gewesen wäre. P. K.

Briefwechsel der Kurfürstin Sophie von Hannover mit dem preußischen Königshause. Hrsg. von Georg Schnath. Mit 16 Tafeln und einem Faksimile. XXXII, 333 S. Berlin und Leipzig, K. F. Koehler, 1927.

Im Mittelpunkt der Briefe steht eine „fürstliche Frau", eine der „hervorragendsten und merkwürdigsten Gestalten, die das an großen Persönlichkeiten gewiß nicht arme 17. Jahrhundert hervorgebracht hat", die Kurfürstin Sophie von Hannover, die „hohe Gönnerin eines Leibnitz, die Mutter der Könige von England und Preußen", und mehr noch als das, eine Frau, deren „rein menschliche Größe die Zeitgenossen und die Nachwelt angezogen und beschäftigt hat".

Zeitlich gesehen fallen diese Briefe in die Zeitspanne, die „einen Höhepunkt in der kulturellen Blüte des Barockzeitalters an den beiden norddeutschen Höfen zu Berlin und Hannover" bezeichnet, in die Zeitspanne, in der diese „einen Wettbewerb" auf dem Gebiete höfischer Kultur entfalten, in „eine von innerer Lebensfülle strotzende Zeit, deren Glanz und Daseinslust von hohen künstlerischen Impulsen getragen und von starken künstlerischen Leistungen begleitet" und dadurch gerechtfertigt war.

Aus diesen Sätzen, die in ihren wesentlichen Bestandteilen auf das Vorwort des Herausgebers zurückgehen, erhellt das Eine, daß der Wert der Briefe im Persönlichen und Kulturellen, nicht so sehr im Politischen liegt. „Die Briefe lassen sich zwar mit denen Liselottens von der Pfalz an Originalität und Eigenart nicht vergleichen, aber sie sind ein vollendetes Dokument der Zeit und Persönlichkeit Sophiens". Es war deshalb durchaus berechtigt, die Ausgabe dieser Briefe als eine Ausgabe für weite Kreise des deutschen Volkes einzurichten. Von diesem Standpunkt aus wird man selbst einen so gewagten Eingriff, wie die Modernisierung der ursprünglich deutsch geschriebenen Briefe verstehen und billigen können. Die Einleitung gibt sich in ihrem ersten Teil zusammen mit den reichlichen Anmerkungen im Text als ein zuverlässiger Führer durch den Briefwechsel; sie rundet Charakter und Lebensschicksal zu dem geschlossenen Bilde einer echt deutschen Frau, die zugleich und ohne ihrem Deutschtum etwas zu vergeben, durch Herkunft, Verwandtschaft und Nachkommenschaft eine wahrhafte „Europäerin" war. Ich verzichte auf das unmögliche Beginnen, das bunte und reiche Leben dieser Briefe in eine nüchterne und skizzenhafte Besprechung einfangen zu wollen. Nur das eine sei gesagt: Der Leser und die Leserin werden sich erfreuen und erbauen an der kräftigen Eigenart Sophiens; sie werden mit steigendem Interesse das Bild des jungen preußischen Königtums in sich aufnehmen, das so seltsam anmutet gegenüber dem Bild, das wir

vom alten Preußen in uns tragen. Wem endlich Worte nicht genügen, dem geben die 16 Tafeln die Möglichkeit, diese Welt des norddeutschen Barocks auch im Bilde zu erfassen.

Den Fachmann beschenkt diese neue Ausgabe mit 240 bisher noch ungedruckten Briefen. Davon entfallen 169 auf die Korrespondenz der Kurfürstin Sophie mit ihrer Enkelin Sophie Dorothea. Durch deren aufschlußreichen Inhalt erfährt der von Berner herausgegebene Briefwechsel der hannoverischen Kurfürstin mit König Friedrich I. erst die richtige Beleuchtung.

Alles in allem: eine höchst erfreuliche und äußerst dankenswerte Bereicherung deutschen Schrifttums. Helmut Weigel.

Rudolf Schmidt, 100 Jahre Familie Kopp auf Wollup. Zum 1. April 1927. Aug. Arendt, Buchdruckerei, Eberswalde. 40 S. br.

Das Buch ist ein Beweis, daß auch schon früher tüchtige Männer sich aus kleinen Verhältnissen zu angesehenen Stellungen emporarbeiten konnten. Denn Johann Gottlieb Koppe, der am 21. Januar 1782 in Beeskau (Kr. Luckau) als Sohn eines Kleinbüdners geboren wurde, war eine Autorität in landwirtschaftlichen Fragen und starb als Mitglied des Staatsrates und Ehrendoktor der Berliner Universität am 1. Januar 1863. Klar und fesselnd läßt Schm. das Werden und Wirken dieses hervorragenden Mannes vor uns entstehen. Nach den Lehr- und Verwalterjahren übernimmt er 1827 die Pachtung der staatlichen Domäne Wollup (Kr. Lebus), die er zu einer Musterwirtschaft ausstattet. Aus praktischen Erfahrungen heraus sind zahlreiche Abhandlungen und Schriften über landwirtschaftliche Fragen entstanden, die z. T. bahnbrechend waren. Gegen seine Größe fallen scheinbar seine Nachkommen bedeutend ab; denn dem Sohne, der 1860 die Pachtung übernimmt, und dem Enkel, der sie seit 1891 inne hat, sind zusammen nicht einmal zwei Seiten gewidmet. Sollte es sich auch hier bewahrheitet haben, daß sich in einem Großen die Kraft der Familie erschöpft?

Neuruppin. Lampe.

Franz von Pollack-Parnau, Eine österreichisch-ostindische Handelskompagnie 1775—1785. Ein Beitrag zur österreichischen Wirtschaftsgeschichte unter Maria Theresia und Joseph II. (= Beihefte zur Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Heft 12.) Stuttgart, Kohlhammer. 1927. IV und 108 S. RM 4.20. 8°.

Auf Grund der reichhaltigen Wiener Archivalien schildert der Verfasser Entstehung und Geschichte dieser Handelskompagnie, deren Existenz vornehmlich geknüpft war an die Persönlichkeit von William Bolts, der Nationalität nach einem Holländer, von deutschen Eltern stammend (vgl. über ihn Dictionary of National Biography, Bd. V (1886) S. 333f., wo er „a Dutsch adventurer" genannt wird), einem jener zahlreichen Projektemacher des 17. und 18. Jahrhunderts, die es immer wieder verstanden haben, deutsche amtliche und nichtamtliche Kreise für ihre oft recht phantastischen Pläne zu gewinnen. Nach einem früheren Aufenthalt in Indien, wo er sich unmöglich gemacht hatte, wandte er sich im Jahre 1775 an die österreichische Regierung und wußte es trotz der ablehnenden Haltung Kaiser Josephs seinen Vorschlägen gegenüber durchzusetzen, daß ihm die Leitung einer Unternehmung nach Ostindien zur Begründung von Faktoreien übertragen wurde. Der erste Versuch

ist nicht völlig mißglückt, wenn auch sein finanzielles Ergebnis nicht gerade ermutigend war. Wenn weitere Versuche keinen größeren Erfolg gehabt haben, so lag das an Personenfragen, besonders Bolts hat nur einen Teil seiner Kraft den Geschäften der Kompagnie gewidmet, nebenher sehr ausgiebig sein eigenes Interesse verfolgt; es lag sodann an Reibereien in der obersten Leitung, besonders zwischen Bolts und dem Antwerpener Bankier Karl Proli, dem finanziellen Rückgrat der Gesellschaft, und es lag schließlich an geographischen und verkehrstechnischen Gründen, sowie an der geringen Aufnahmefähigkeit des österreichischen Marktes für ostindische und ostasiatische Waren. Wenn das Unternehmen überhaupt zustande gekommen ist, so hatte das seinen Grund in der damaligen weltpolitischen Lage, in Englands Gebundensein in Amerika seit 1775, in Frankreichs Beteiligung am nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg seit 1778; sobald im Jahre 1783 der Friede geschlossen war, als seitdem Österreich seine bevorrechtete Stellung als neutrale Macht in den ostindischen Gewässern einbüßte, ging es mit der Handelskompagnie zu Ende. Im ganzen handelt es sich nur um eine Episode, die von wenigen einflußreichen Männern, wie zunächst besonders von Kaunitz, unterstützt, in weiten Kreisen der österreichischen Bevölkerung kaum Beachtung gefunden hat und in den Wirren der bald anhebenden Revolutionskriege, zumal seit dem Verlust Belgiens, schnell in Vergessenheit geraten ist.

Halle a. S. **Adolf Hasenclever.**

Wilhelm Engel, Wirtschaftliche und soziale Kämpfe in Thüringen (insonderheit im Herzogtum Meiningen) vor dem Jahre 1848. (Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde. Hrsg. von O. Dobenecker. N.F. 11. Beiheft.) Jena, Gustav Fischer. 1927.

Im Mittelpunkt dieser Untersuchung steht das Herzogtum Meiningen; über den engeren Rahmen hinaus spiegelt die Darstellung jedoch wirtschaftliche und soziale Verhältnisse weiterer Kreise in dem staatlich zerrissenen thüringischen Gebiet. Da die Arbeit auf ungewöhnlich umfangreichen Studien von Akten und lokalen Berichten beruht, darf ihr Ergebnis allgemeingültigen Wert beanspruchen. Für den ersten Zeitabschnitt (1820—1833) bilden die vergeblichen Versuche des jungen Herzog Bernhard, Mitteldeutschland zwischen Elbe, Weser und Rhein mit Süddeutschland als Vorstufe „zu einem einzigen, weder durch Interesse noch durch Spezialmaßregeln geteilten" Deutschland zusammenzuschließen, den politischen Hintergrund. Da 1826 die Verwaltung nach dem Anfall des Gotha-Altenburger Erbteils vor die Aufgabe gestellt wurde, fünf verschiedene Territorien mit ebensoviel Gesetzbüchern und Steuerkatastern, Zunftrechten und Zollgrenzen zu einen, fallen Schlaglichter auch auf die inneren Einigungsversuche Gesamtthüringens und damit auf die gesamte Lage Deutschlands. Die Entscheidung brachte erst 1833 die Verbindung mit dem preußischen Zollverein: Er öffnet Handel, Gewerbe und Landwirtschaft ein neues Arbeitsfeld, macht aber zugleich den patriarchalischen Zuständen der früheren Zeit ein Ende. Immer wieder führt die sorgfältige Betrachtung der einzelnen Erwerbszweige auf dies eine Ergebnis zurück.

Das gilt vor allem für die bäuerliche Wirtschaft, in der eine unsägliche Güterzersplitterung jeden Aufstieg unterband, veraltete Herrenrechte die Regsamkeit des einzelnen verhinderten. Sehr wichtig und aufschlußreich auch für die allgemeine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sind die aus den Akten geschöpften Angaben

über die Fronpflichten: Erinnerungen aus der Zeit der Bauernkriege steigen auf, und fast erstaunlich erscheint dann das geringe Maß von Ausschreitungen, die späterhin das Jahr 1848 brachte. Ganz wesentlich war eben, daß vorher schon in Presse und Landtag Ventile bestanden, die den überhitzten Dampf abstießen. Trotz aller Hemmungen kamen liberale Gutsbesitzer mit ihren Bauern verhältnismäßig gut zurecht. Den gleichen guten Willen zeigten die höheren Verwaltungsbeamten, unter deren Leitung herzogliche Domänen geradezu Musterschulen für rationelle Bewirtschaftung wurden. Vor allem der Herzog selbst arbeitete seit 1834 bereits in der Stille an der Befreiung der eigenen Bauern. Ebenso war das Handwerk mit einer Tradition von vielen hundert Jahren, mit Einrichtungen und Bräuchen aus dem Mittelalter, überlastet. Gutgemeinte Versuche mit einer allgemeinen Gewerbeordnung drangen nicht durch. Aus Bauern und Handwerkern entwickelte sich, wie gerade die führenden adeligen Verwaltungsbeamten frühzeitig erkannten, „in reißendem Fortschritt" ein neues Proletariat, dem nur das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit fehlte. Alle die früheren Kunstfertigkeiten des Thüringer Handwerks, die Sonneberger Spielzeugmacher, die Glasbläser in Lauscha, die Meister der Griffelbrüche mußten zumeist tatenlos der Umwandlung ihres Gewerbes in eine arbeitsparende Industrie zusehen. Als einziger Ausweg blieb ihnen und auch der Regierung im besten Falle die Auswanderung! Alles in allem ein trübes, teilweise trostloses Bild; ganz anders wie bisher jedoch wird jetzt auch der gewaltige politische Erfolg der Märztage verständlich, wie ihn die tüchtige Dissertation von Ernst Schocke (Die deutsche Einheits- und Freiheitsbewegung in Sachsen-Meiningen 1848—1850. Ein Beitrag zur Geschichte der ersten deutschen Revolution) im 86. Heft der Schriften des Vereins für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde (1927) darstellt. Nicht nur der Lokalforscher, sondern vor allem auch die allgemeine deutsche Geschichte wird das gewandt geschriebene Buch mit Nutzen verwerten.

Düsseldorf. P. Wentzcke.

Zeitschriftenschau.

Genealogie: Von den zahlreichen genealogischen Zeitschriften suchen die *Familiengeschichtlichen Blätter*[1] am meisten den ganzen Fragenkomplex wissenschaftlich zu durchdringen. Gottfried Rösler[2] will die Nachfahrentafel in Verfolg früherer Aufsätze vom ärztlichen Standpunkte aus weiter auswerten. Auf Grund ausreichenden Vergleichsmaterials kommt er zur Feststellung von stammfesten Gruppen, in denen sich eine hervorragende geistige Eigenschaft durch Generationen weiter vererbt, und Mischgruppen, die kein hervortretendes Kennzeichen haben. Zur Bezeichnung der erstgenannten Gruppe will er den Ausdruck „Geschlechter in Form" eingeführt wissen. Focke[3] gibt Anregungen über das Zusammenarbeiten der Genealogen mit den Anthropologen in Rassefragen. Gustav Westberg[4] behandelt die Reichsgerichtsentscheidungen in Fragen der Adoption bei Adligen nach 1919 und

[1] Familiengeschichtliche Blätter. Monatsschrift für die gesamte deutsche wissenschaftliche Genealogie. Herausgegeben von der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte e. V. in Leipzig. 25. Jg. (1927) u. 26. Jg. (1928) H. 1—10.

[2] Ebenda 25, 3ff., 37ff.; 26, 193ff. [3] Ebenda Sp. 119ff.

[4] Ebenda Sp. 393ff. Vgl. dazu Zft. d. Zentralst. f. niedersächs. FG. 9, 149ff.

findet die Stellungnahme des höchsten Gerichtes auch vom Standpunkt des Genealogen aus bedenklich. Werner Spielberg[1] weist an Hand von Beispielen nach, daß die Erblichkeit der Wappen häufig bis ins 12. Jahrhundert zurückgeht, ohne sich dabei in irgendwelche Polemik einzulassen.

Sehr lehrreich ist die Arbeit von W. C. v. Arnswaldt[2], der an einem Ahnentafelausschnitt zeigt, wie man durch Kombinationen doch manches Mal zu endgültigen Forschungsergebnissen kommen kann. Er bringt in diesen und ähnlichen Arbeiten[3] weitere Beispiele, wie ein Forscher den toten Punkt überwinden kann[4]. Reichlicher fließen dann die Aufsätze, die sich mit Herkunft und Verbleib einzelner Familien oder Personen befassen. Am häufigsten wird dieses Mal die Herkunft des amerikanischen Generals von Steuben behandelt[5]. Ingo Krauß führt die Vorfahren bis auf den Großvater zurück, einen Pastor. Daran anschließend bemerkt H. Stoybe auf Grund langjähriger Forschungen, daß die Familie des Generals aus Hessen stammt, aus einem Bauernhause an der Werra und nicht das geringste mit dem Mansfelder Adelsgeschlecht zu tun hat. Er nennt die Führung des Adels eine bewußte Fälschung, da die Frau des Pastors aus einer altadligen Familie stammt und die Söhne Offiziere wurden. Deshalb seine Erzählung von der Verarmung der Familie und der Ablegung des Adels, die auf Grund der Quellen als Erfindung zurückgewiesen werden müsse. Berndt von Steuben dagegen beansprucht den General trotzdem noch für seine Familie. Eine Entscheidung kann erst getroffen werden, wenn die von Stoybe in Aussicht gestellte kritische Untersuchung über diese Frage erschienen ist. — Konrad Schulteß bringt Pestalozzis Abstammung[6], in der die Karoliner und Sachsen, Welfen und Plantagenets vorkommen. Einen anderen Pädagogen, nämlich Samuel Heinicke, den Begründer des Taubstummenunterrichtes, behandelt Paul Schumann[7]. Sehr interessant ist das, was Erwin Freiherr v. Arenthin über die Herkunft seines Geschlechtes sagt[8]. Er spricht sich mit zwingenden Gründen unter Hinzuziehung einwandfreier Quellen für die Echtheit des Taufscheines seines Vorfahren, eines vertriebenen armenischen Königssohnes, aus und zerstört damit die Fabel von der unehelichen Wittelsbacher Abstammung. Auch K. A. Lindner weist bei einer anderen Familie auf die richtigen geschichtlichen Zusammenhänge hin[9]. Es handelt sich um die Familie des Köhlers, der beim sächsischen Prinzenraub die bedeutsame Rolle spielt. Er hieß Dürubel oder ähnlich. Einer seiner Blutsnachfahren ist ein Schmidt gen. Triller, da diese Sippe später das dem Köhler geschenkte Gnadenkorn genießt. Beide Familien sind in männlicher Nachkommenschaft jetzt ausgestorben. — Weiske[10] gibt einen guten Überblick über August Hermann Frankes Vor- und Nachfahren, Geschwister und Verwandte. — Wilhelm Karl Prinz von Isenburg gibt mit der Lebensschilderung eines Geschlechtsangehörigen[11], der durch sein wahres Landsknechtleben der Verderber seines Landes wird, einen trefflichen Ausschnitt aus der Zeit des 30jährigen Krieges. — Th. O. Achelis

[1] Ebenda 26, 175ff. [2] Ebenda 25, 69ff., 137ff.

[3] Vgl. dazu Zft. d. Zentralst. f. niedersächs. FG. 9, 117ff.

[4] Vgl. ders. Forschungsmethoden. Der tote Punkt beim Forschen und seine Überwindung. Leipzig 1926 = Praktikum f. Familienforscher H. 13.

[5] F. G. Blätter 25, 33ff., 93ff., 181ff., 349ff.

[6] Ebenda Sp. 103ff. [7] Ebenda Sp. 119ff. [8] Ebenda Sp. 167ff.

[9] Ebenda Sp. 311ff., s. a. u. Anm. 101.

[10] Ebenda Sp. 211ff., s. a. seine Veröffentlichungen im Ekkehard, s. u.

[11] Ebenda Sp. 223ff.

bringt aus seinen Schleswiger genealogischen Forschungen zwei Arbeiten, deren eine weltliche Beamte[1], die andere die Pastoren der Hadeslebener Propstei[2] behandelt. Schließlich sei noch als Kuriosum erwähnt, daß es Familien gibt, die ihre Abstammung auf den Humanisten Erasmus von Rotterdam zurückführen. Da dies bis jetzt nicht zu beweisen ist, läßt auch Ernst Tänzer noch die Frage offen[3]. — An Quellennachweisungen verzeichne ich die von Dietrich Kohl[4], Robert Dressing[5], Endler[6] und Otto Ruppersberg[7]. Bevölkerungsgeschichtlich interessant ist die Arbeit von Eberhard Eggel[8] über die Herkunft von Breslauer Familien. Heinrich Banniza von Bazan berührt die italienische Einwanderung in die Rheingegend um 1750[9]. Schließlich sei noch erwähnt, daß Otto Schnettler scharf gegen die Auffassung von Philippi und v. Klocke über die Herkunft des Dienstadels polemisiert[10]. Hervorzuheben ist, daß sich die Schriftleitung Mühe gibt, in gemessenen Abständen eine Bibliographie über die genealogischen Neuerscheinungen zu bringen. Ferner ist gleichsam als Jubiläumsgabe ein genaues Inhaltsverzeichnis über die ersten 25 Jahrgänge erschienen, das uns den reichen Inhalt der Zeitschrift zeigt.

Der *Deutsche Herold*[11] läßt seine Zeitschrift seit 1928 wieder monatlich erscheinen. H. F. Macco berichtet über die Herkunft des Chemikers Staudt in Sulzbach und seine Beziehungen zu Goethe[12]. K. H. Schäfer macht sehr interessante Ausführungen über die Muselins[13], die vermutlich im Zusammenhang mit den österreichischen Muselins stehen, auch glaubt er, daß in den italienischen Musolinis das gleiche Blut rollt. W. C. v. Arnswaldt bringt dankenswerte Berichtigungen zur Genealogie der Vitzthum von Eckstedt[14]. G. Rümelin bespricht die Verwandtschaft der württembergischen Geschlechter Kind, Rößlin, Wächter und Tritschler, meist gelehrter Familien, durch die Kaufmannsfamilie der Fleischhauer[15]. Walther Möller[16] sucht gegen v. Mülverstedt und v. d. Oelsnitz zu beweisen, daß der Hochmeister Burchard von Schwanden zum Geschlecht der Schwend von Weinheim gehört. Doch sind seine Ausführungen nicht durchschlagend. Die Wappen sind erst später gegeben. In der Familie der Schwend von Weinheim kommt der Vorname Burkard nie vor. Der Hochmeister hingegen wird nie Swendo wie dieses Geschlecht, sondern immer Swenden oder Swanden wie die Schweizer genannt. Schließlich stimmt die Chronologie völlig, so daß der Könitzer Komtur, der Landkomtur von Thüringen und der Hochmeister mit großer Wahrscheinlichkeit eine Person sind. Doch davon

[1] Ebenda Sp. 411ff.
[2] Ebenda 26, 129ff. S. a. die Veröffentlichungen in anderen genealogischen Zeitschriften über Nordschleswig. [3] Familie Tänzer. Ebenda 205ff.
[4] Familiengeschichtliche Quellen in Oldenburg. Ebenda 25, 161ff.
[5] Die Kirchenbücher der Lutherischen in Jülich 1611—1798. Ebenda Sp. 365ff.
[6] Das Material für familiengeschichtliche Forschungen in Mecklenburg-Strelitz. Ebenda 26, 119ff.
[7] Das Frankfurter Stadtarchiv als Quelle familiengeschichtlicher Forschungen. Ebenda Sp. 225ff. [8] Ebenda Sp. 225ff. [9] Ebenda Sp. 153ff.
[10] Freiheit u. Dienstadel in Westfalen. Ebenda 25, 201ff.
[11] Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde. Hrsg. v. Verein „Herold", Berlin. Schriftleiter: G. Adolf Cloß. LVIII. Jg. (1927) u. LIX. Jg. (1928) H. 1—10. [12] Ebda. 58, 6f.
[13] Zur Geschichte der Nassauer Ritterfamilie Muselin i. 13. Jahrhundert. Ebda. S. 21ff.
[14] Ebda. S. 23f.
[15] Über die gegenseitige Verwandtschaft angesehener württembergischer Geschlechter. Ebda. S. 54ff.
[16] Die Herkunft und das Wappen des Hochmeisters Burkhard 1282—1290. Ebda. 59, 34f.

an anderer Stelle. — Mehrere Arbeiten beschäftigen sich mit den Adelherrn und der ritterbürtigen Familie von Frankenstein[1], woraus u. a. hervorgehoben sei, daß die Frankenstein an der Bergstraße ihre Abstammung nicht auf Karl den Großen zurückführen können, wohl aber die Frankenstein bei Salzungen. Ferner seien die Arbeiten von Kekulé v. Stradonitz über den Numismatiker Sallet[2] und von W. Schröder über die Burggrafen v. Schellard[3] erwähnt. — Czermak[4] stellt eine neue Theorie über die Farben der Burschenschaft auf. Er verwirft die Zurückführung der Farben auf die Lützower und meint, daß viel eher angenommen werden könnte, die Paradeuniform der Jenenser Vandalen, die beim Zusammenschluß die führende Rolle gespielt haben, hätte den Ausschlag gegeben. Doch kommt er zu dem richtigen Schlusse, daß alles Vermutung bleibe, ehe nicht die Quellen über die Gründung der Burschenschaft vollständig veröffentlicht seien. Baring[5] weist darauf hin, daß die Beschlüsse des ehemaligen preußischen Heroldsamtes auch jetzt noch verbindlich sind. Durchmann[6] führt die Abstammung des Prinzen Paul von Serbien von den Braunschweigern über finnische und schwedische Adelsgeschlechter durch. O. Fischer[7], wohl der beste Kenner der märkischen Pfarrergeschlechter, behauptet, daß von 1500 Pfarrern nur 16 jüdisches Blut in sich haben, wenn man bis zu den Großeltern zurückgeht. Ein weiterer Aufsatz führt alle Fälle seit der Reformation auf. Doch scheinen mir nicht alle Widersprüche beseitigt zu sein. Zahlreich sind kurze Abhandlungen über einzelne Wappen und Siegel. Ich hebe davon hervor: Ad. Cloß[8], A. K. Hoppe[9], Rheude[10] und die der englischen Universitäten[11]. Steinmann beschreibt das Turnierbuch Herzogs Wilhelm IV. von Bayern von 1510—1545[12], Wilh. Baumeister[13] zwei Wappenbücher und zieht Schlüsse auf die Arbeitsmethode des Rheinländers Fahne, dessen Arbeiten sehr vorsichtig zu verwenden sind. Die Sitzungsberichte bringen ausführlich alle Eingänge mit Nennung und oft auch kurzer Inhaltsangabe der wichtigsten Aufsätze. Wäre es nicht richtiger, diese unsystematische Bibliographie fortzulassen und vierteljährlich eine nach sachlichen Gesichtspunkten geordnete Zusammenstellung zu bringen? Ein Nachteil für die Mitglieder würde nicht dadurch entstehen, da doch die Berichte immer erst mit sehr starker Verspätung herauskommen. In der *Vierteljahrsschrift* desselben Vereins[14] werden nebeneinander mit durchlaufender Zählung in den letzten beiden Jahrgängen die Fortsetzungen von drei Arbeiten geliefert. Das halte ich nicht für glücklich. Bei dem jetzigen Umfange von zwei Bogen je Heft eignet sich die Vjschr. nicht für so große Arbeiten. Diese sollten in besonderen Sammlungen erscheinen. Solch Nebeneinander zerreißt

---

[1] Kurt Mayer, Das Wappen der Edelherren von Frankenstein. Ebda. 58, 72. — W(alther M(öller), Die „Abstammung von Karl dem Großen". Ebda. 59, 66. — Fr. C. Bellaire, Die Ritter von Frankenstein. 59, 66f. [2] Ebda. 58, 71f. [3] Ebda. 59, 26ff.

[4] Die Farben der Burschenschaft von 1813. Ein Beitrag zum Flaggenstreit. Ebda. 58, 24ff.

[5] Ebda. 54f. [6] Ebda. 69ff.

[7] Evangelische Pfarrer jüdischer Abkunft. Ebda. 59, 23f. u. 84ff.

[8] Das Wappen der Stadt Meisenburg a. G. Ebda. 58, 7f.

[9] Zwei seltene türkische Siegel. Ebda. S. 28.

[10] Das neue Wappen der Stadt Rom. Ebda. 59, 57. — Faschistische Heraldik. Ebda. S. 86 (Bozen).

[11] Ebda. 58, 87ff. [12] Ebda. S. 73ff.

[13] Ein Wappenbuch der Sammlung Redinghoven und A. Fahnes „Kölner Wappenbuch". Ebda. S. 41ff.

[14] Vierteljahrsschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde. Hrsg. vom Verein „Herold" in Berlin. Geleitet von G. Adolf Cloß. LII. Jg. (1927) u. LIV. Jg. (1928) H. 1—3.

den Eindruck der Gesamtarbeit. Das ist besonders für die Veröffentlichung von Sieg[1] über Hannibal von Waldstein, einen Oheim des Friedländers, zu bedauern. Es ist ein Kulturbild aus der Zeit vor dem 30 jährigen Kriege und während desselben. Viele bedeutende Männer tauchen auf. Die konfessionellen Streitigkeiten ziehen an uns vorüber. Wir erleben den Anbruch des großen Krieges mit, in welchem Jahre sein Sohn Wilhelm als Böhme Johanniterritter der Ballei Brandenburg wird, da er als Protestant keinen Zutritt zur böhmischen Ballei bekommt. — Eine sehr sorgfältige Geschichte seines Geschlechtes scheint der inzwischen verstorbene Georges Baron von Wrangell ausgearbeitet zu haben[2]. Bis jetzt liegt der „Urkundenteil" vor. Es sind größtenteils Regesten, die um 1250 beginnen und in 374 Nummern bis 1524 führen. Unter ihnen sind 46 Stücke vollständig oder wenigstens für die Familie W. betreffende Teile neu. — M. B. v. Zehmen fährt in der Veröffentlichung der Allianzen seines Geschlechtes fort[3], die er in alphabetischer Reihenfolge aufführt. Die Fortsetzungen reichen von Nr. 68 (v. Ende) bis Nr. 265 (v. Schönfeld). Das Verzeichnis ist sehr sorgfältig ausgearbeitet und bringt nicht nur die Vorfahren der angeheirateten Personen, sondern auch die Nachfahren der Eheleute. Allerdings ist die Arbeit doch wohl nur als Materialsammlung zu betrachten und fördert uns nicht in der Kenntnis genealogischer Zusammenhänge. Ich kann von dem Standpunkt nicht abgehen, daß derartige große Veröffentlichungen, die nur bloße Namen und Daten bringen, nicht die Zeitschrift eines Vereines belasten dürfen, zumal jegliche Quellenangabe fehlt.

Die *Zeitschrift der Zentralstelle für niedersächsische Familiengeschichte*[4] bringt ebenso wie der *Ekkehard*[5] viel Quellenmaterial, sei es als direkte Quellenveröffentlichung wie die Arbeit von Reinstorf[6], oder als Bearbeitung wie diejenigen von Luise Zeppenfeld[7]. Hinrichs handelt von Fiderstedter Musikerfamilien[8], die nicht bodenständig sind, Gg. Jantzen[9] bringt ein genealogisches Kuriosum. Dadurch, daß ständig ein Ehegatte stirbt und der überlebende Teil wieder heiratet, ist der jüngste Sproß der 5. Ehe (geb. 1872) über 70 Jahre jünger als seine 1800 geborene Halbschwester erster Ehe. — Von der Tradition des Berufes in der Familie Frisius berichtet H. A. Plöhn[10]. Seit der Reformation stellte sie in 12 Generationen meist mehrere Pfarrer. Nach G. Rösler demnach ein Geschlecht in höchster Form. Von demselben[11] stammt eine kurze Geschichte des Klosters Lokkum mit der Reihe der Äbte und Stiftsgeistlichen. Carl Voß[12] liefert einen Beitrag zur Geschichte der Apotheken und spricht als bester Kenner über Fehmarische Familienkunde[13], während Ostermann über die Hallig Süderoog und ihre Besitzer berichtet[14]. Frhr. Friedrich v. Bothmer weist die niedersächsische Abstammung des Dichters Heinrich Wilhelm

[1] Freiherr Hannibal von Waldstein und sein Stammbuch.

[2] Geschichte der Wrangell zur dänischen und zur Ordenszeit.

[3] Allianzen des Geschlechts von Zehmen.

[4] Schriftleitung: W. Weidler. IX. Jg. (1927) u. X. Jg. (1928). H. 1—10.

[5] Siehe Anm. 1 S. 169.

[6] Verzeichnis der in den Aembtern des Fürstenthums Lüneburg befindlichen Unterthanen A. 1563/64. Mitget.

[7] Die Goldschmiede von Hildesheim. Ebda. 9, 29ff., 49ff., 75ff. — Die Rotgießermeister und -Gesellen in Hildesheim. Ebda. 10, 177f.

[8] Ebda. 10. 56f.

[9] Die sonderbare Ehekette. Ebda. S. 77ff., 136.

[10] Ebda. S. 80ff. — Vergl. dazu Anm. 3 S. 175.

[11] Ebda. S. 146ff. u. 10, 42ff.

[12] Die Apotheke in Burg auf Fehmarn. Ebda. 9, 152ff.

[13] Ebda. S. 279ff.

[14] Ebda. 10, 70ff.

v. Gerstenberg nach[1]. **Studt** legt die Beziehungen des Geschlechtes von Hindenburg zur Nordmark dar[2]. Als wichtige Quellenveröffentlichung ist die Arbeit von Friedr. **Bonhoff** zu erwähnen[3], und Ed. **de Lorme** beschreibt das älteste Celler Bürgerbuch von 1531—83[4]. **Falkenhayn** bringt eine Liste der Rostocker Bürgermeister beginnend 1218[5]. Die Arbeiten von **Albers**[6] und **Pfingsthorn**[7] würden besser in die Beilage „Niedersächsische Ahnenstämme" passen. Mit dieser Beilage ist der lobenswerte Versuch unternommen, solche rein schematische Darstellungen, die nur immer ein eng begrenztes Interesse haben können, aus dem Inhalt der Zeitschrift herauszunehmen.

Auch der *Familienforscher*[8] bringt beachtenswerte Veröffentlichungen, kann sich aber nur schwer gegen die immer zahlreicher werdenden Veröffentlichungen der genealogischen Vereine halten. Unglücklich ist zwar die Arbeit von K. **Stuhl**[9] mit seinen kühnen Kombinationen. Sehr lesenswert dagegen die von P. **Martell**[10]. Über die Einwanderung der Deutschen nach Dänemark gibt die Arbeit von I. O. **Brenner** nach den Kopenhagener Bürgerschaftsprotokollen von 1699—1723 Auskunft[11], während uns M. **Käßbacher** die Deutschen nennt, die 1722ff. ins Banat abgewandert sind[12]. Otto **Roick** gibt in seinen beiden Arbeiten beachtenswerte Hinweise[13], einmal in seiner Betrachtung über Stammbaum und Ahnentafel und dann über die Frage, wer eigentlich ein Wappen führen darf. August **Sieghardt** gibt eine kurze Geschichte der Herzöge von Leuchtenberg, die von Eugen Beauharnais abstammen[14]. Die Familienkunde des Fürstentums Lichtenstein im Zusammenhange mit Deutschland behandelt P. **Göring**[15], während J. **Zachau** in wertvoller Untersuchung die Bevölkerung des Kreises Johannisburg (Ostpr.) nach ihrer Herkunft betrachtet[16]. Die Arbeit von Th. O. **Achelis** läßt uns einen tiefen Blick in die gelehrte Bildung Nordschleswigs bis zum Jahre 1567 tun[17]. Gerd Frhr. v. **Ketelhodt**[18] will an Hand seiner Stammtafel zeigen, wie eine derartige Arbeit statistisch auszuwerten ist. Mit viel Nutzen wird jeder seine Ausführungen lesen. Von M. **Käßbacher**, der in dieser Zeitschrift sehr häufig vertreten ist, sei noch die Beschreibung des Archives der Stadt Zwingenberg a. d. B. erwähnt[19]. Hans **Trapp**[20] untersucht die Eigenart der jüdischen Familiennamen und teilt sie in drei Gruppen ein. Außer den angeführten Arbeiten bringen die Hefte, wie auch die der anderen Zeitschriften, viele Namenaufzählungen aus Büchern und Akten, die nur als Material für weitere Forschung zu bewerten sind.

---

[1] Ebda. S. 39ff. [2] Ebda. 9, 180ff.

[3] Goslarer Schloßregister von 1501. Ebda. S. 137ff.

[4] Ebda. S. 105ff. [5] Ebda. S. 167ff., 189ff.

[6] Ahnentafel des Bremer Bürgermeisters Johann Smidt (1753–1857). Ebda. S. 13ff.

[7] Ahnenliste von Dr. Carl Pfingsthorn. Ebda. 10, 75ff. u. weiter.

[8] Der Familienforscher. Monatsschrift für die gesamte wissenschaftliche Genealogie. Seit 1925, zuerst in Weinböhla (Schriftleiter E. Wentscher), dann in Bietigheim, seit 1926 in Mannheim. Hrsg. Wilhelm Nagel. H. 9/10 d. 2. Jg. ist nicht durchlaufend gezählt.

[9] Die Namenforschung im Dienste der Familienforschung u. Völkerkunde. Ebda. 1, 142ff. u. weiter.

[10] Deutsche Personennamen. Ebda. 3, 41ff. [11] Ebda. 1, 156ff., 195ff., 248ff.

[12] Ebda. 1, 302ff. [13] Ebda. 1, 169ff. — 1, 212ff. [14] Ebda. 1, 300ff.

[15] Ebda. 2, 1ff. [16] Ebda. 3, 82ff.

[17] Gelehrte Bildung und Universitätsstudium in Nordschleswig. Hrsg. z. Begründung des Haderslebener Johanneums 1567. Ebda. 2, 7ff.

[18] Familien-Statistik. Ebda. 2, 18ff. [19] Ebda. 3, 106ff. [20] Ebda. 3, 121ff.

Die aufsteigende Entwicklung des *Ekkehard*[1] hat angehalten. Als erste größere Materialsammlung wurde von Weiske das Verzeichnis der auf der Bibliothek der Franckeschen Stiftungen liegenden Leichenpredigten gebracht[2]. Daran schließt sich die Leichenpredigtsammlung der Marienkirche in Halle von Herrmann[3] an. Und Siebers bringt ein Verzeichnis der Leichenpredigten in der Bibliothek der ehemaligen Universität Helmstedt[4] und C. Plathner nennt die, die sich in der Bibliothek der Regierung in Merseburg befinden[5]. Sehr brauchbar ist auch die Zusammenstellung über die ältere genealogische Literartur von Boehr[6]. Nachweisungen familiengeschichtlicher Quellen geben Schünemann über Göttingen[7], Wentscher über die Zips[8], Pischel aus dem Weimarer Hauptstaatsarchiv[9] und Lotze aus dem Meininger Staatsarchiv[10]. Diese Arbeit behandelt besonders die sog. Sell'schen Bücher, die um 1750 entstanden sind und sehr wertvolle, im ganzen zuverlässige Stammtafeln, die ursprünglich für Stipendiaten zusammengestellt sind, enthalten. Ferner beschreibt E. Wentscher das Archiv der Huf- und Schmiedeinnung in Oranienburg[11] und Heinr. Eisen das Archiv des thüringischen Landeskirchenrats[12]. Bevölkerungsgeschichtlich zu verwerten ist die Veröffentlichung von Bornhardt[13]. B. Thümmel weist den Reformator Philipp Melanchthon als Ahnherrn vieler deutscher Adelsgeschlechter nach[14]. Ihrem Grundsatz getreu, hauptsächlich den Forschern zu dienen, bringt das Blatt fast nur Quellenmaterial aus seinem Verbreitungsgebiet Mitteldeutschland.

Die *Mitteilungen des Roland-Dresden* erscheinen zum 25 jährigen Bestehen des Vereins als Jubiläumshefte[15]. Georg Hänel und G. Selle bringen die Geschichte des Vereins[16]. Von hoher Bedeutung für die Grenzlandkunde ist die Veröffentlichung von Kunz von Kauffungen[17]. R. Jecht nennt Quellen und Darstellungen der Familienkunde der Stadt Görlitz und der Oberlausitz[18]. F. J. Umlauft spricht über die Fortschritte der Familienforschung in der Tschechoslowakei seit 1923[19]. Die Abhandlung von M. Petissus[20] ist zwar kurz, aber sehr inhaltreich. Er schildert die Bedeutung des niedersächsischen Hofbesitzes für die Tradition. Er ist das Patriziat des Landes, bei dem die Ebenbürtigkeitsfrage auch eine große Rolle spielt. Ich will hoffen, daß P. seine Ausführungen in breiterem Rahmen ausführlicher darlegt, vielleicht im Vergleich zum städtischen Patriziat und dem Adel. — A. Bergmann beschäftigt sich mit der aus Böhmen vertriebenen und aus der Steiermark stammenden Familie von Stubenberg, die mit dem 1731 zum Reichsgrafen erhobenen Wilhelm Aug. v. Stubenberg ausstirbt[21]. Alfr. Lindner gibt ein Bild der Künstlerfamilie Stieler, aus der der bekannte Goethemaler stammt[22] und untersucht ferner

[1] Ekkehard, Mitteilungsblatt deutscher genealogischer Abende, früher „Hallischer Genealogischer Abend, gegründet 1921, Mitteilungsblatt". Schriftleiter: F. Herrmann. 1.—3. Jg. (1925—27). 4. Jg. (1928). Nr. 1—4.

[2] Als Beilage im 1. u. 2. Jg. [3] Ebda. 2, 28f. [4] Ebda. 2, 41f.; 3, 9ff.

[5] Ebda. 3, 67ff. [6] Ebda. 2, 2, 5, 13. [7] Ebda. 2, 22ff.

[8] Ebda. 2, 29f., 46f.; 3, 4f. [9] Ebda. 3, 26f. [10] Ebda. 3, 19f., 35ff.

[11] Ebda. 3, 82f. [12] Ebda. 3, 84. [13] Ebda. 4, 50f. [14] Ebda. 4, 54f.

[15] 12. Jg. (1927). Schriftleiter: H. Butte, G. Hänel, W. Reichelt, E. Gritzner.

[16] Ebda. 1, 1ff.

[17] Die Kirchenbücher der katholischen und protestantischen (reformierten) Gemeinden der Stadt Metz (1561—1792). Ebda. 1, 5ff.

[18] Ebda. S. 18ff. [19] Ebda. S. 20f.

[20] Niedersächsischer Hofbesitz. Ebda. S. 24f. [21] Ebda. S. 12ff.

[22] Stieler. [illegible] [illegible]nstlerfamilie aus Sachsen. Ebda. S. 52ff.

die Abstammung des Theologen Conrad von Tischendorf[1] und seine Familie. Dabei berührt er auch die Köhler Abstammung, die er schon in den Fam. gesch. Bll. untersucht hatte.

Als neue wesentliche Veröffentlichung für die österreichische Familiengeschichtsforschung können die *Forschungen und Mitteilungen des österreichischen Instituts für Genealogie, Familienrecht und Wappenkunde* gebucht werden. Vierteljährlich soll ein Heft erscheinen[2]. Sie führten sich trefflich ein mit der Arbeit von Alfred von Anthony-Siegenfeld über das sterbende Österreich-Ungarn und seine Nachfolgestaaten in den Ahnentafeln ihrer führenden Männer[3]. Die beiden Hefte bringen je neun adlige und drei bürgerliche Personen, die auf die Geschicke des Reiches Einfluß gehabt haben oder noch haben. Nach Möglichkeit wird die Tafel bis zur 5. Generation zurückgeführt. Neben Ährenthal, Karolyi, Czernin, Stürgh und Windisch-Graetz, finden wir Hainisch, Seitz, Friedrich Adler und Ludo Hartmann. Ja selbst die Wiener Rothschilds sind vertreten. Am Schluß jeder Ahnenprobe werden die Nationalitäten zusammengestellt. Dabei ergibt sich, daß die Juden die reinrassigsten, Ungarn, Deutsche und Slaven sehr stark miteinander gemischt sind. Nur Seipel hat mit größter Wahrscheinlichkeit rein deutsches Blut in sich. In der zweiten Arbeit beginnt Jaroslav Graf Thun die v. Doerrschen Matriken-Excerpte mitzuteilen, zuerst die Wiener Kirchen[4]. Sie reichen vorläufig von 1542 bis 1657. Vom Februar 1628 werden bei den Taufen auch die Mütter genannt, aber zuerst nur mit dem Vornamen. Hier ist nach Abschluß der Arbeit unbedingt ein Register erforderlich.

Gleichfalls neu ist das *Ahnenerbe*, das sich hauptsächlich neben der Sippenkunde der Erbkunde und der Rassenpflege widmen will[5]. Konopacki-Konopath regt als bedeutsam für die Erbkunde die Aufstellung von biologischen Ahnentafeln mit Bildern an[6]. Der Gedanke ist nicht neu, doch schadet es nichts, wenn so eingehend wie hier wieder darauf hingewiesen wird. Ich stimme der Anregung von v. Troschke[7] zu, der kurze Angaben über die Heimat verlangt, die Angabe von Daten allein kann uns nichts nützen. Fr. Heinr. Schmidt macht den Versuch, die Merovingerabstammung der Karolinger nachzuweisen[8]. Da Blitildis wohl kaum in Frage kommt, so wird Agilof als Bruder Chlodowechs angesprochen. Es würde zu weit führen, sich im Rahmen dieses Referates mit der Arbeit näher auseinanderzusetzen. Karl Zürcher[9] spricht über das bürgerliche Blut in den Familien des Hochadels und glaubt, daß man vom Rassestandpunkt aus bei unebenbürtigen Ehen nicht von einer Mesalliance sprechen könne. Darin müssen wir ihm unbedingt Recht geben. Doch müssen dabei wohl auch die Gesichtspunkte berücksichtigt werden, die v. Dungern in seinen Mutterstämmen anführt. Marie Adelheid Konopacki-Konopath spricht über die Musikalität und ihre Vererblichkeit, besonders über das Halten der zweiten

[1] Constantin von Tischendorf. (1815—1874). Seine Abstammung u. seine Familie. Ebda. S. 71ff.

[2] Schriftleiter: Heinrich Höfflinger. Verlag des Instituts. 1. Jg. (1927) H. 1 u. 2.

[3] Ebda. 1, 3—30; 2, 7—32. [4] Ebda. 1, 31—59; 2, 33—62.

[5] Ahnenerbe. Bund für Sippen- und Wappen-Forschungs-Hilfe, Erbkunde und Rassenpflege, e. V., Berlin. Schriftleiter: W. Frhr. v. Lützow. 1. Jg. (1928). H. 1—5.

[6] Ebda. S. 2ff. 25ff. — Vgl. den gleichzeitigen Abdruck in Volksaufartung, Erbkunde, Eheberatung Nr. 1 (15. 1. 1928). Hrsg. v. A. Ostermann. S. 10ff. [7] Ebda. S. 41ff.

[8] Zur Ahnenkunde der Karolinger. Die Anfänge des Karolingischen Mannesstammes. Ebda. S. 14ff,. 29ff. [9] Ebda. S. 39ff.

Stimme[1] und gibt beachtenswerte Anregungen. Anregungen bieten auch ferner eine ganze Anzahl von weiteren kleinen Arbeiten. Sie sollen wohl nur dazu dienen, die Mitglieder in die Probleme einzuführen und zu eigenem Forschen anzuregen, damit sich das Material für erbkundliche Arbeiten vermehrt und mehr gesicherte Schlüsse gezogen werden können. So ist diese Zeitschrift, die diesen Gesichtspunkt vertritt, sehr dankenswert.

Eine selbständige Besprechung verdiente eigentlich das *Jahrbuch der finnischen genealogischen Gesellschaft*, das im 11. Jahrgang vorliegt[2]. Es ist erstaunlich, welche Fülle von Material und von wertvollen Abhandlungen die Veröffentlichung bietet. Vorweg gleich möchte ich darauf hinweisen, in wie großzügiger Weise die Gesellschaft die Kopierung der alten Kirchenbücher betreibt, um sie wenigstens in Abschrift zu erhalten. Daran könnten sich die großen deutschen genealogischen Vereine ein Beispiel nehmen. Dann würde der Streit um die Unterbringung der Kirchenbücher auf einmal erledigt sein. Allerdings wäre es wohl besser, die Kirchenbücher gleich zu verzetteln, anstatt sie einfach abzuschreiben. — Das Jahrbuch ist dem Universitätssekretär Tor Freiherrn Carpetan, dem verdienstvollen Familiengeschichtsforscher, gewidmet. Als erster veröffentlicht Gunnar Johnsson eine Arbeit über die finnischen Bezirksärzte von 1749 bis 1927[3]. Er bringt zunächst eine Übersicht über die Entwicklung und Entstehung der Bezirksarzteinrichtung, sowie über die Einrichtung der verschiedenen Bezirke und Bezirksgebiete dieser Ärzte im Laufe der Zeiten mit Bemerkungen über die akademischen Studien, besonders die medizinische Ausbildung in vergangenen Zeiten. Die Liste der Ärzte ist nach den Bezirken geordnet. Die Vorfahren und Frauen mit ihren Eltern sind nach Möglichkeit genannt. Von bedeutenderen Vertretern sind Bilder beigegeben. An deutschen Namen verzeichnen wir: Weymann, Willebrand, Fieandt, Essen, Bonsdorff, Winter, Dammert und v. Schrowe. — Hedman bringt in dankenswerter Zusammenstellung die bevölkerungsgeschichtlich wichtige Liste der Handwerker der Stadt Wasa bis zum Jahre 1869[4], soweit Nachrichten von ihnen zu bekommen waren. Die Hauptquellen sind die Kirchen- und Innungsbücher. Die Nennung erfolgt nach den Gewerken. Die Prinzipien sind die gleichen wie in der vorigen Arbeit. Zu verwundern ist, daß aus dem 17. und 18. Jahrhundert so wenig bekannt ist. Verschiedene Familien treten mehrfach auf, doch wird über ihre Verwandtschaft leider nichts gesagt, so daß keine Schlüsse auf die Erblichkeit des Berufes gezogen werden können. Allein aus dem Geburtsort können wir die Zugewanderten entnehmen. Nach diesen beiden mehr allgemeinen Arbeiten, denen je ein ausführliches Namenregister angehängt ist, folgen Genealogien einzelner Geschlechter. Zuerst spricht Osmo Durchman über die Familie de Pont (= Nr. IX der Beiträge zur Kenntnis der im Ritterhause Finnlands nicht immatrikulierten Adelsgeschlechter fremder Herkunft)[5]. Das Geschlecht soll von der französischen Familie du Pont de Nemours abstammen, das in den Hugenottenkriegen Frankreich verlassen haben soll. Als erster hat sich etwa 1680 (!)

[1] Die Beurteilung der Musikalität und ihrer Vererblichkeit. Ebda. S. 27ff.

[2] Suomen sukututkimusseuran Vuosikirja. — Genealogiska samfundets i Finland Årsskrift. XI. 1927. Helsinki-Helsingfors.

[3] Suomen piirilääkärit 1749—1927. Ebda. S. 1ff.

[4] Hantverkare i Vasa från stadens grundläggning år 1611 till näringsfrihetens införande år 1869. Ebda. S. 189ff.

[5] Bidrag till kännedom av a Finlands Riddarhus icke upptagna adliga ätter av utländski ursprung. IX. de Pont. Ebda. S. 123ff.

der Sattler Anders Dupont in Finnland niedergelassen. Sein Sohn wird Offizier in den Kriegen Karls XII. Das erklärt meiner Meinung nach das Streben nach einem Zusammenhang mit dem französischen Adelsgeschlecht, der durch nichts bewiesen wird. Die Ähnlichkeit (!) des Wappens kann nicht in Betracht kommen, da diese erst später von der finnischen Familie geführt werden. Bevor nicht ein einwandfreierer Nachweis gebracht wird, kann ich nicht an einen Zusammenhang glauben. Als Nr. X der gleichen Serie veröffentlicht Harald Hornborg eine Geschichte der Witting[1]. Auch er möchte gern an einen Zusammenhang mit den deutschen Geschlechtern des Namens oder der Vietung glauben. Doch ist ihm der Nachweis des Zusammenhanges nicht möglich gewesen. Doch sei hier die Möglichkeit zugegeben, da seit alter Zeit das finnische Geschlecht das gleiche Wappen mit dem Reichsadligen führt. Vielleicht läßt sich über Mecklenburg doch noch eine Verbindung finden. Heute leben noch zwei Zweige in Finnland und in Schweden. — Armas Gräsbeck[2] liefert eine etwas ausführlichere Stammreihe seines seit den 1740er Jahren nachweisbaren Geschlechtes. Leider wird die Darstellung etwas unübersichtlich, da die Nebenlinien am Schluß behandelt und so die Generationen auseinandergezogen werden. — Jalmari Finne stellt hier endgültig den Ursprung des in der Geschichte Finnlands bekannten und wohlverdienten Geschlechtes Castren fest[3]. Der älteste Stammvater, noch 1656 erwähnt, war der Rusthallbesitzer auf Mattila im Dorf Linnainen. Sein Enkel, ein Pfarrer, nimmt nach dem Namen des Dorfes seinen latinisierten Familiennamen an: Castrenius (lat: castra = finn. linna). Es gibt in Finnland mehrere Geschlechter des Namens Carlenius. Hj. Björkman und Heikki Impiwaara behandeln die C. in Kokkola[4], die zuerst um 1640 mit dem Goldschmied Christopher Olofsson dort auftreten. Seine Enkel nehmen den Namen C. an. Ein gleichnamiges in Tornio, seit Ende des 17. Jahrhunderts, auch ein Goldschmidtsgeschlecht, über das H. J. Boström spricht, ist kaum mit dem erstgenannten stammverwandt[5]. — In ähnlicher Weise, wie die beiden zuerst genannten Arbeiten, ist die von K. V. Akerblom aufgebaut[6]. Hauptsächlich gestützt auf die Gerichtsprotokolle der Stadt, der ausgiebigsten genealogisch-biographischen Quellen des 17. Jahrhunderts, bringt er eine Liste der Bürgermeister und Ratsherren der Stadt Unsikaarlepyy von 1620—1680. Die Möglichkeit, daß Bochmüller und Kluversik aus Lübeck zugewandert sind, ist gegeben. Auf eine Unstimmigkeit möchte ich hier hinweisen, die bei den Kindern von Klas Witting besteht (S. 369 und 463). Dann folgen einige kleinere Abhandlungen. A. W. Granit gibt Ergänzungen zu dem jedenfalls Anfang des 17. Jahrhunderts ausgestorbenen Adelsgeschlecht Dyker[7], A. R. Cederberg teilt Näheres über die zweite Ehe des Selbständigkeitsmannes Göran Magnus Grafen Sprengtporten[8] mit, und Heikki Impiwaara teilt in der Fortsetzung seiner genealogischen Nachrichten[9] mit, daß der Stammvater des in der Kulturgeschichte Finnlands bekannten Geschlechts Ticklen der Bauer Erik Andersson Tikkanen um 1750 in Alavieska ist, dessen Sohn Pfarrer wurde und so

[1] Dass. X. Witting. Ebda. S. 353ff.
[2] Släkten Gräsbeck. Ebda. S. 402ff. [3] Castren-suvun alkuprä. Ebda. S. 424ff.
[4] Kokkolan Carlenius-suku. S. 429.
[5] Tornion Carlenius-suku. Ebda. S. 441ff.
[6] Borgmästare och radmän i Nykarleby 1620—1680. Ebda. S. 447ff.
[7] Frälsesläkten Dyker. Ebda. S. 477.
[8] Vähäinen lisä Yrjö Maunu Sprengtportenin elämäkertaan. Ebda. S. 486ff.
[9] Pohjalaisia sukulohtoja. Ebda. S. 487ff.

den Aufstieg des Geschlechtes bewirkte. Wir sind am Ende des Überblickes und stellen fest, daß die Veröffentlichungen fast durchweg wertvoll sind. Wir wollen wünschen, daß die Arbeit der Gesellschaft auch in Deutschland mehr gewürdigt wird, da sich doch verschiedentlich Beziehungen zu uns ergeben.

Von den *Braunschweigischen genealogischen Blättern*[1] sind Heft 3—5 als Festgabe für Heinrich Mack erschienen. R. Borch behandelt das Leben des Jubilars und bringt eine Zusammenstellung seiner Veröffentlichungen[2]. K. Steinacker betrachtet das Urkundenbuch der Stadt Braunschweig besonders in genealogischer Hinsicht[3], während W. Reinecke über die Braunschweiger Briefe von 1333—1629 im Lüneburger Stadtarchiv berichtet. Der wichtigste ist wohl einer aus dem Jahre 1374 über den Braunschweiger Aufruhr[4]. F. Fuhse gibt einen Überblick über die Braunschweiger Zinngießer und führt nach den Innungsakten eine namentliche Liste auf[5]. W. Spieß stellt das Itinerar des Herzogs Bernhard von Braunschweig und seiner Söhne Otto und Friedrich 1424—1426 nach den ältesten Einnahme- und Ausgaberegistern des Amtes Calenberg zusammen, die eingehend beschrieben werden[6]. A. Fink macht auf ein Epithaph Heinrichs des Löwen und Ottos IV. mit ihren Gemahlinnen im Dom zu Brauschweig aufmerksam, das jedenfalls aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammt[7]. M. Osterloh beschreibt den Wappenschmuck an den Braunschweiger Häusern des 16. und 17. Jahrhunderts[8]. H. Lühmann schildert die Umstellung der Feldflur durch die Separation im Lande Braunschweig[9]. Und noch zuletzt eine wichtige Arbeit des Wolfenbüttler Archivdirektor H. Voges über die familiengeschichtlichen Quellen seines Archives[10]. Von neuen Zeitschriften liegen vor: *Arbeitsgemeinschaft kurpfälzischer Sippenforscher* Nr. 3, aus der eine ganz knappe Übersicht über den pfälzischen Archivstoff erwähnt sei[11], und die beginnende kleine Monatsschrift *Deutsche Familienforschung* eines Bundes für praktische Forschungshilfe der Familien-, Heimat- und Wappenkunde. Als Schriftleiterin zeichnet Freiin A. v. Brawe. Der Bund verspricht viel. Der Aufsatz: „Die erste deutsche Adelsrebellion" zeugt aber von schwacher historischer Kenntnis. Ist es wirklich nötig, noch einen neuen genealogischen Bund ins Leben zu rufen?

Auch die landschaftlich eingestellten Zeitschriften wenden ihr Interesse jetzt mehr dem Genealogischen zu. So bringen die *Mühlhäuser Geschichtsblätter* verschiedene wertvolle genealogische Abhandlungen[12]. Hugo Groth schließt seinen Beitrag zur Geschichte der Mühlhäuser Familien ab. Es handelt sich um die Familien, die in den Urkunden zweier Konsensbücher vorkommen[13]. Rich. Scheithauer

---

[1] Hsrg. v. Braunschweiger Genealogischen Abend. Schriftleiter: Rud. Borch. H. 3—5 (1927). [2] Ebda. S. 2ff.

[3] Ebda. S. 15ff. — auch als Heft 2 der Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Familiengeschichtsforschung. Schriftenreihe des Vereins „Braunschweigischer Genealogischer Abend". Hrsg. v. R. Borch. [4] Ebda. S. 22ff.

[5] Ebda. S. 24ff. Auch als H. 3 der Quellen u. Forschungen.

[6] Ebda. S. 32ff. [7] Ebda. S. 39ff. [8] Ebda. S. 43ff.

[9] Ebda. S. 56ff. [10] Ebda. S. 63ff.

[11] Mitteilungsblatt für Familien-, Stammes- und Wappenkunde des kurpfälzischen Gebietes. 1. Jg. Nr. 3 (1927).

[12] Mühlhäuser Geschichtsblätter. Zeitschrift des Altertumsvereins für Mühlhausen in Thüringen und Umgegend. Hrsg. v. Ernst Brinkmann. Jg. 24 (1923/24). — Jg. 25/26 (1924/26). — Jg. 27 (1926/27).

[13] Familien- und Personennamen aus d. XIV. Jahrhundert. 24, 1ff; 25/26, 152ff.

gibt eine Beschreibung des Liber mortuorum von Mühlhausen und fügt ein Personenverzeichnis nach Standesgruppen an[1]. Herm. Gutbier liefert einige Ergänzungen dazu[2]. Eingehend beschäftigt sich Scheithauer mit Swigger I. von Mühlhausen, den er als den Verfasser des ältesten deutschen Rechtsbuches feststellt[3]. Er macht es wahrscheinlich, daß Swigger aus dem Geschlecht der Bilsteiner stammt. Langsam tastend geht Verfasser in dem spröden Material vorwärts und scheut sich, voreilige Schlüsse zu ziehen. Seinen geradezu zwingenden Gründen können wir uns nicht verschließen. Von Ehrenkrook entwirft in seiner Biographie Karls von Hagen das Bild eines aufrechten deutschen Mannes aus der Zeit der Erniedrigung und Erhebung Preußens, der 1815 der erste Landrat des Kreises Mühlhausen wurde und als solcher sehr segensreich wirkte. Die eingestreuten Akten (u. a. Briefe Fouqués) erhöhen den Wert der Arbeit[4]. Rich. Hanicke stellt die Herkunft der Mühlhäuser Familie Meckbach unzweideutig an Hand der Wagnerschen Erbschaftsakten (1624 bis 1669) klar und gibt zugleich einige Streiflichter über die Wirkungen des 30 jährigen Krieges[5]. Lothar Triebels Verzeichnis der Lehrer von Saalfeld leidet darunter, daß er nur die Kirchenbücher benutzt und so kaum etwas über deren Herkunft sagt[6]. Wertvoller ist das der Lehrer in Sollstedt, da er hier auch Mühlhäuser Akten benutzt und manches kulturgeschichtlich Wertvolle bringt[7]. Franz Diem zählt nur die Namen der Lehrer in Lengefeld auf[8]. Karl Eberlein behandelt eingehend das Leben des bekannten Rektors Joh. Georg Schollmeyer, eines Bäckersohnes[9]. Ein Kapitel, das besonders für unsere Zeit sehr wichtig ist, wo so viel von dem Aufstieg der Begabten gesprochen wird. H. Gutbier liefert Beiträge für die Geschlechter Goldacker (1200—1449) und Rost (1251—1616)[10]. S. Neufeld bespricht Leben und Werke des Judenmeisters Lippmann in Mühlhausen und geht besonders auf sein Hauptwerk Nizzachon ein, in dem er alle Gegner des Judentums widerlegen will[11]. Seiner Geschichte der Mädchenschule im Brückenkloster fügt Karl Eberlein als Anhang ein Verzeichnis der Lehrer von 1565—1890, das Aufnahmeverzeichnis aus dem Jahre 1847 und das erste Schülerinnenverzeichnis der höheren Töchterschule vom Jahre 1875 an[12]. Ein interessantes Bild aus dem 30 jährigen Kriege entwirft uns Karl Sellmann in seinem Michael Kirchner, den er den Mühlhäuser Simplizissimus nennt[13]. Doch ist dieser Vergleich wohl kaum aufrecht zu erhalten. Er ist fahrender Schüler während des Krieges, beginnt mit 46 Jahren Theologie zu studieren, wird Hauslehrer, Kantor und schließlich mit 55 Jahren Pfarrer. Dies Amt verwaltet er bis zu seinem im 108. Jahre erfolgten Lebensende. — Hugo Groth wertet zuerst die Gebäudeklassenliste von 1816 für die Erforschung des damaligen Stadtbildes aus und fügt dann eine alphabetische Einwohnerliste mit Hinweisen auf den Wechsel im Besitz und auf die Veränderung der Hausnummer an[14]. Die Arbeit von Kurt Schulz über die Küster von Divi Blasii von 1568—1925 ist kulturgeschichtlich mehr zu verwerten als genealogisch[15]. Obwohl die Kirchenbücher und die Akten

[1] Die Toten des liber mortuorum von Mühlhausen. Ebda. 24, 33ff.

[2] Ergänzungen zum Totenbuch des Barfüßerklosters in Mühlhausen. Ebda. S. 334ff.

[3] Swigger I. von Mühlhausen, Der Verfasser des ältesten deutschen Rechtsbuches. Ebda. 25/26, 1ff.

[4] Karl von Hagen, Rittmeister, Freikorpsführer und erster Landrat des Kreises Mühlhausen. Ebda. S. 50ff.

[5] Ebda. S. 141ff.

[6] Ebda. S. 292ff.

[7] Ebda. S. 295ff.

[8] Ebda. S. 309ff.

[9] Ebda. S. 312ff.

[10] Ebda. S. 334ff.

[11] Ebda. 27, 33ff.

[12] Ebda. S. 49ff.

[13] Ebda. S. 82ff.

[14] Ebda. S. 139ff.

[15] Ebda. S. 180ff.

des Stadtarchivs benutzt werden, erfahren wir doch fast gar nichts über die Vor- und Nachfahren der Betreffenden. Drei Arbeiten behandeln das alte Mühlhäuser Geschlecht Vockerodt. Die erste bringt allgemein genealogisches über die V.[1]. Die zweite beschäftigt sich mit der musikalischen Begabung eines Zweiges[2]. Leider wird auf die Mutter des ersten Musikus nicht eingegangen, so daß wir nicht wissen, woher plötzlich die Begabung kommt. Der dritte Aufsatz endlich zeigt uns, daß die V. ein stammfestes Geschlecht sind[3]. Sie sind in zwölf Generationen Fleischer, zwei Seitenlinien in neun bzw. in sieben Generationen. Wahrlich ein seltener Fall für die Lebenskraft und die Tradition in einer Familie! H. Herwig und O. Busch bringen die Geistlichen der Dörfer Oberdorla, Langula und Niederdorla seit der Reformation mit kurzen Bemerkungen, die erst im 19. Jahrhundert reichhaltiger werden und für Niederdorla ganz fehlen[4].

Der *Thüringer Heimatspiegel* führt seit 1928 den Untertitel *Archiv für thüringische Stammes- und Familienforschung*[5]. Es ist das Bestreben des Herausgebers, die reichhaltigen Schätze für thüringische Familienkunde zu heben und sie zugänglicher zu machen. Gleichzeitig will er dazu anleiten, wie genealogische Ergebnisse auszuwerten sind. Er beschreitet damit einen Weg, den manche andere rein genealogische Zeitschrift noch nicht gefunden hat. Die meisten genealogischen Arbeiten stammen aus der Feder des Herausgebers W. Tröge, dessen Geschlecht mit einer sehr großen Zahl von thüringischen Bauern-, Bürger- und Gelehrtenfamilien versippt ist. Wie er die Verbindungslinien findet und seine Folgerungen zieht, muß unbedingt anerkannt werden. Er zeigt praktische Genealogie, um das thüringische Land- und Stadtvolk wieder an seine alte Geschichte zu erinnern, damit es auch wieder den Spuren seiner Vorfahren folgt[6]. Aus seiner früheren Tätigkeit berichtet er über deutsche Bauern als Ansiedler in Britisch-Südafrika und stützt sich dabei auf Arbeiten von Christoffel Coetzee de Villiers, der die ganzen Kirchenbücher durchgearbeitet hat. Die weiße Bevölkerung setzt sich zusammen aus 50,4 v. H. Holländern, 27 v. H. Deutschen, 17,25 v. H. französischen Hugenotten und 6,35 v. H. anderen Weißen[7]. — Karl Trautermann bringt Beiträge zur Siedlungs- und Namensgeschichte Weimars und der umliegenden Dörfer[8], und Oberpfarrer Schmid spricht über alte weimarische Familien mit Ahnen aus der klassischen Dichterzeit und dem Reformationszeitalter (Melanchthon, Peucker und alle Klassiker)[9], versäumt aber die doch so wichtigen Schlußfolgerungen zu ziehen. — Flöel gibt die direkten männ-

[1] Paul Vockerodt, Im Rahmen der Mühlhäuser Familiengeschichte. Ebda. S. 190ff.

[2] Werner Baumgarten, Drei berühmte Vockerodte. Ebda. S. 198ff.

[3] v. d. Osten-Sacken, Die Fleischerlinie. Ebda. S. 203ff. [4] Ebda. S. 210ff.

[5] Monatsblätter für Heimatkultur und vaterländisches Denken. Geleitet v. Walther Tröge. 4. Jg. (1927). — 5. Jg. (1928). H. 1—6.

[6] Warum mein Ahne 1701 nach Thüringen einwanderte. Ebda. 3, 306ff. — Die Blutsverwandtschaft der Rastenberger Familien untereinander. Ebda. 4, 19ff. — Bürgerliche Familiennamen im Kreise Weimar, die aus Ortsnamen entstanden sind. Ebda. 4, 106ff. — Meine Pfarrer-Ahnen im Kreise Weimar und Jena-Roda. Ebda. S. 218ff. — Meine bäuerlichen Vorfahren in den Grenzdörfern des Blankenhainer, Jenaer und Kahlaer Bezirkes. Ebda. 4, 304ff., 329ff., 358ff.; 5, 18ff. — Denstedt bei Weimar während des 30jährigen Krieges und der Ortspfarrer Jacob Fuchs. Ebda. S. 68ff. — Die Frohweins, ein 700 Jahre im Landkreis Weimar ansässiges Bauerngeschlecht. Ebda. 5, 84ff. (Nur der Name wird nachgewiesen.) — Der Thüringer Bauernkrieg und die Allstedter Ackerbürgerfamilie Warmuth. Psychologische Ergebnisse thüringischer Familienforschung. I. Ebda. 5, 95ff., 119ff. (der streitbare Sinn des Geschlechts wird verfolgt.)

[7] Ebda. 4, 111ff. [8] Ebda. 4, 160ff. [9] Ebda. 4, 189ff.

lichen Vorfahren eines alten Bauerngeschlechtes zu Löbstedt und nennt das ein Musterbeispiel für einen bäuerlichen Stammbaum![1] Man muß doch erwarten, daß jemand, der genealogische Musterbeispiele geben will, sich erst einmal selber in die genealogischen Grundbegriffe einarbeitet, bevor er andere belehren will. — Karl Bechstein schildert das Leben von drei Frauen des Hauses Waldner-Freundstein aus der Goethezeit, die in Weimar begraben liegen[2]. Wilhelm Engel veröffentlicht drei Bruchstücke alter Zinsbücher eines Erfurter Klosters in Übersetzung[3]. Hoffentlich untersucht er sie an anderer Stelle kritisch, so daß wir die Entstehungszeit genauer kennen lernen. Ferner werden verschiedentlich Namensverzeichnisse veröffentlicht[4]. Ich möchte doch raten, hierbei die Bezeichnung uralt fallen zu lassen. Sie paßt nicht recht.

Zum Schluß sei auf einige Veröffentlichungen von Familienverbänden hingewiesen, die wertvolles kulturhistorisches Material enthalten. Ich nenne Delius, Gerstmann und Couard. Der Überblick läßt erkennen, daß die Genealogie weiter bemüht ist, die wissenschaftlichen Grundlagen zu vertiefen. Besonders die Frage der Vererbung, die nur in Gemeinschaft mit Medizinern und Naturwissenschaftlern gelöst werden kann, spielt jetzt eine große Rolle. Ebenso wird versucht, auf dem Wege der Statistik bevölkerungsgeschichtlich bedeutsame Ergebnisse zu erzielen. Und schließlich nimmt die Volkskunde einen immer breiteren Raum ein. Aber leider merken wir in den in diesem Zeitraum erschienenen Familiengeschichten immer noch sehr wenig davon. Die Verfasser begnügen sich meistens mit einer Zusammenstellung der Daten und geben sich wenig Mühe, die Art ihres Geschlechtes zu ergründen. Das ist auch nicht so einfach und erfordert ein eingehendes Fachstudium auf verschiedenen Gebieten. Es ist aber auch klar, daß meist bei kleineren Geschlechtern in früheren Jahrhunderten nicht viel mehr herauszuholen ist. Um so mehr sollte aber Gewicht auf das noch erreichbare Material gelegt werden, aber auch das fehlt.

Neuruppin. Lampe.

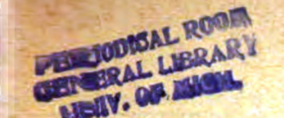
[1] Alte Bauerngeschlechter in Löbstedt. (Musterbeispiel für einen bäuerlichen Stammbaum.) Ebda. 4, 214ff.

[2] Die drei Grabsteine der Familie v. Waldner-Freundstein. Familienkundliches Material aus Alt-Weimar. Ebda. 4, 236ff. u. 273ff.

[3] Alte thüringische Bauerngeschlechter der Bezirke Weimar und Erfurt um die Wende des 15. Jahrhunderts. Ebda. 5, 42ff.

[4] H. Henschel, Die Familiennamen des Dorfes Berlstedt im Laufe der Jahrhunderte. Ebda. 4, 264ff. — Hans Apel, Uralte thüringische Bauerngeschlechter im Kreise Weimar und (Jena-) Roda. Ebda. 5, 101ff., 120ff., 154ff., 203ff.

INHALT DES 1. HEFTES



HISTORISCHE VIERTELJAHRSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON

DR. ERICH BRANDENBURG

O. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

XXV. JAHRGANG

NEUE FOLGE DER
DEUTSCHEN ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTSWISSENSCHAFT

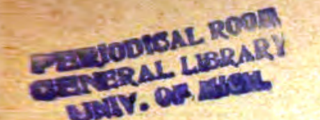
DER GANZEN FOLGE DREIUNDDREISSIGSTER JAHRGANG

2. HEFT

AUSGEGEBEN AM 15. MÄRZ 1930



VERLAG UND DRUCK
BUCHDRUCKEREI DER WILHELM UND BERTHA v. BAENSCH STIFTUNG
DRESDEN 1930



HISTORISCHE VIERTELJAHRSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON

DR. ERICH BRANDENBURG
O. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

XXV. JAHRGANG

NEUE FOLGE DER
DEUTSCHEN ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTSWISSENSCHAFT

DER GANZEN FOLGE DREIUNDDREISSIGSTER JAHRGANG

2. HEFT

AUSGEGEBEN AM 15. MÄRZ 1930



VERLAG UND DRUCK
BUCHDRUCKEREI DER WILHELM UND BERTHA v. BAENSCH STIFTUNG
DRESDEN 1930

HISTORISCHE VIERTELJAHRSCHRIFT

Herausgegeben von Prof. Dr. Erich Brandenburg in Leipzig.

Verlag und Druck: Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden 1.

Der Preis für das Heft im Umfange von 13 Bogen beträgt 7 Reichsmark.

Die Abteilung „Nachrichten und Notizen“ bringt Notizen über neue literarische Erscheinungen sowie über alle wichtigeren Vorgänge auf dem persönlichen Gebiet des geschichtswissenschaftlichen Lebens.

Die darin enthaltene „Zeitschriftenschau“ hat die Aufgabe, eine systematische Übersicht über die in deutschen Zeitschriften niedergelegten Forschungsergebnisse zu geben. Diejenigen Herausgeber, welche Wert auf Berücksichtigung ihrer Zeitschrift legen, werden um Einsendung von Sonderabzügen der aufzunehmenden Arbeiten an die Schriftleitung (Leipzig, Universität, Bornerianum I) gebeten.

Die Herausgabe und die Leitung der Redaktionsgeschäfte wird von Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Erich Brandenburg geführt, der von Herrn Priv.-Doz. Dr. H. Wendorf in Leipzig (Universität, Bornerianum I) als Sekretär unterstützt wird.

Beiträge aller Art bitten wir an den Herausgeber (Leipzig-Gohlis, Poetenweg 21) zu richten. Aufsätze, Kleine Mitteilungen und Kritiken werden mit 40 Reichsmark je Bogen honoriert. Bei Notizen gilt das Besprechungsexemplar als Honorar.

Die Zusendung von Rezensionsexemplaren wird an die Schriftleitung der Historischen Vierteljahrschrift (Leipzig, Universität, Bornerianum I) erbeten. Im Interesse pünktlicher und genauer bibliographischer Berichterstattung werden die Herren Autoren und Verleger ersucht, auch kleinere Werke, Dissertationen, Programme, Separatabzüge von Zeitschriftenaufsätzen usw., die nicht auf ein besonderes Referat Anspruch machen, sogleich beim Erscheinen der Schriftleitung zugehen zu lassen.

Zur Gründung von Goslar und Braunschweig.

Von

K. Woltereck.

(Fortsetzung.)

III.

Die umstrittene Lage der geschichtlichen Alaburg.

Die Überlieferung von der Burg Ala ist sehr dürftig. Von der Zeit ihrer Erbauung wissen wir gar nichts. Über ihre Zerstörung im Jahre 984 gibt uns nur Thietmar[1] wenige Einzelheiten, der dabei Ekbert Monoculus, den Vetter Ottos I., als ihren Besitzer nennt. Und diesen Vetter Otto des Großen, den einäugigen Ekbert Billung, halte ich für den gräflichen Grundherrn am Steinberge und am Rammelsberge vor der Pfalzzeit, zu dessen Besitz der „Grevendik“ einst gehörte und der die Bergedorfsiedlung veranlaßt oder erneuert hat. Dadurch wäre in ihm der Begründer der späteren Pfalz- und Hansestadt Goslar zu sehen, wie sein ältester Sohn Bruno nach meiner Annahme der geheimnisvolle erste Brunone und Begründer Braunschweigs war. Das Geschlecht derer von dem Dike könnte dann früher oder später auf dem Dikhofe Teile ehemals billungischen Erbes angetreten haben, verbunden mit alten Vorrechten, auf die Frölich wiederholt hinweist, ohne den Ursprung davon erklären zu können, nachdem die Alaburg als Strafe für eine Felonie Ekberts gebrochen, die dazu gehörigen Güter der Krone anheimgefallen und teilweise vom König anderweitig vergeben worden sind. Bei der Alaburgfrage scheint mir im übrigen bisher zu wenig beachtet zu sein, daß Ekbert, und gewiß ehe er die Alaburg erbaute oder als Stammsitz erwählte, als „comes in pago Hastfala sive Ambergo“ auf der ehemaligen Königspfalz Dahlum an der Nette saß. Diese urbs Dalehem war keine Reichspfalz wie Werla an der Oker. Sie lag auf alt-

[1] Thietmar IV, 2, M.G.S.S. III.

angestammtem ludolfingisch-billungischem Eigenbesitze[1] in der Mark Rhüden-Lutter aus den Zeiten Ludolfs, des Sohnes Brunos II. und Enkels des großen Ekbert. Der Ort Dalehem, an der alten Straße von Seesen über Schöningen nach Magdeburg, ist dem Namen nach älter als urbs u curtis und geht gewiß wie Schladen (Alt-Sladheim) bei Werla auf alt-sächsische Zeiten zurück. Eine uralte Johanniskirche beherrscht noch immer das jetzige Dorf Königsdahlum, während der verlassene Burgbezirk auf dem hügeligen Vorsprung über dem Flüßchen Reste einer ehemaligen Marienkapelle[2] birgt. Frölich hat, wie erwähnt, mit großem Nachdruck auf einen Patronatswechsel der Goslarer Johanniskirche, einer einstigen Martinikirche im Bergedorfe am Rammelsberge, hingewiesen und damit das Geschlecht derer von dem Dike in Verbindung gebracht[3], das aber erst seit dem 12. Jahrhundert, also zur Pfalzzeit, in Goslar dem Namen nach nachweisbar ist. Und in bezug auf diesen Patronatswechsel stellt Frölich auch ausdrücklich fest[4], „daß erst nach Jahrhunderten (in einer Urkunde vom 4. Juli 1446) und nunmehr zufällig das ehemalige Patrozinium wiederum in Erscheinung tritt, im Hinblick auf bekannte Vorgänge ähnlicher Art zu Mißtrauen keinen Anlaß gibt". Der Patronatswechsel könnte sich demnach ebensogut auf das 10. wie auf das 11. Jahrhundert und gewiß besser auf einen gräflichen Grundherren als auf die Herren von dem Dike beziehen, auf deren Besitz, dem Dikhof, die wahrscheinlich schon in fränkischen Zeiten erbaute alte Kirche im Bergedorf später lag[5].

[1] Vgl. dazu Herzog Ludolfs Schenkungsurkunde für die Klöster Brunshausen-Gandersheim (bei Harenberg I, 60), die von Otto I. am 21. 4. 956 nochmals bestätigt wurde. (M.G.D.D. I, 180) „In Riudiera marcu... et in Lutteria marcu..."; s. auch Steinacker über Gandersheim und Brunshausen (Görges-Spehr-Fuhse I, 7).

[2] Dazu siehe die Akten zu den Grabungen bei Königsdahlum im Sommer 1909 (im Prov.-Mus. Hannover), die auf dem zirka 1 km Umfang messenden, ovalen Burgplateau mindestens zwei verschiedene Bauzeiten für Burg und Marienkapelle ergaben, ohne daß die Bauzeiten bisher genauer festgelegt werden konnten.

[3] Frölich S. 27.

[4] Derselbe S. 26; dazu vgl. Dorn: Beiträge zur Patroziniumsforschung.

[5] Die Kaiserin Gisela, deren erster Gatte jener Bruno aus unbekanntem Geschlechte und deren Sohn der erste geschichtlich bekannte Graf Ludolf von Braunschweig war, hat als Gemahlin Konrads II. eine Marienkapelle auf dem Goslarer Pfalzhügel erbaut. Ob die Bezeichnung Liebfrauenberg auf die Pfalzzeit zurückgeht oder älter ist, wissen wir nicht. Die Grundmauern dieser Palastkapelle

Über die geographische Lage der Alaburg Ekberts des Einäugigen sind bis zu Höfers Zeiten die verschiedensten Vermutungen ausgesprochen worden, die wohl in erster Linie auf ein Mißverstehen des Thietmarschen Textes[1] und der von ihm dabei erwähnten Ortsnamen Seusun und Hesleburg zurückzuführen sind. Daraus erklärt sich, daß man die urbs Ala selbst in Aalen bei Ulm und in[2] Alach bei Erfurt vermuten konnte, bis man Seesen und Asselburg, beide im Ambergau gelegen, dafür erkannt hat. Die Veste Ala mußte nun auch in deren Nähe liegen, und man hat sie daraufhin in Alfeld an der Leine, auf dem Ölper im Hasenwinkel, im Elm bei Langeleben und in der Olesburg (Ölsburg) bei Peine gesucht. Wedekind[3] erklärte sich für die letzte dieser Annahmen, und verschiedene neuere Geschichtsschreiber folgten ihm darin, trotzdem Wedekind selbst schon zugeben mußte[4], daß sein Hauptstützpunkt dafür hinfällig geworden war. Er hatte nämlich das dieser Ölsburg benachbarte Pfarrdorf Gr.-Bülten irrtümlicherweise für das alte

sind erst kurz vor dem Weltkriege wieder aufgefunden worden. Die Ausgrabungen auf dem Goslarer Liebfrauenberge, einem Ausläufer des Rammelsberges, sind jedoch noch nicht abgeschlossen, so daß dort vielleicht noch manches Geheimnis verborgen liegt. Dazu s. Hölscher: Die Kaiserpfalz Goslar, S. 12.

[1] Thietmar IV, 2: „Inde (sc. a. Magadaburg) egressus Heinricus proximum pascha Quidilingeburg festivis peregit gaudiis — Hac in festivitate idem a suis publice rex apellatur laudibusque divinis attollitur — Multi ex his fidem violare ob timorem Dei non presumentes paululum evaserunt et ad civitatem Hesleburg, quo consocii eorum adversus ducem jam palam conspirantes conveniebant, festinavere — Quod dux comperiens suos magnis muneribus ditatos cum gratia dimisit; ipse autem cum valida manu ad perturbandam hanc conjurationem seu pacificandam ad Werlu properans Popponem misit episcopum, ut adversantes sibi disjungere vel reconciliari temptaret. Qui cum cepto itinere persisteret, hostes congregatos jamque ducem petere paratos inveniens vix pacem mutuam in loco, qui Seusun dicitur, ad condictum pepigit diem. Ad quam dux Bawariam continuo proficiscens cum venire aut noluisset aut — non potuisset, hostilis immanitas urbem comitis Ekberti, quae Ala dicitur, possedit; destructisque protinus muris intrantes, Ethelheidam imperatoris filiam quae hic nutriebatur cum pecunia ibi plurimum collecta rapiunt, gaudentesque redeunt..."

[2] Giesebrecht: Kaisergeschichte I, 1873, S. 847, sowie Anm. zu S. 622/23: Für die urbs Ekberti dicitur... sind neue Bestimmungen versucht worden, da die von Wedekind gegebenen und in den M.G. angenommenen weder an sich hinreichend begründet sind, noch den Zusammenhang klar machen. Alach erkannte Kiepert in Ala...

[3] Wedekind: Noten zu einigen Geschichtsschreibern des Mittelalters, 1823/35, I, 40. [4] Derselbe S. 43.

Bultum im Kreise Woldenburg gehalten, das Ekbert[1] bei seinem Tode mit 60 Mansen der Hildesheimer Kirche hinterließ. Außerdem wissen wir jetzt[2], daß die Olesburg bei Peine noch um 1000 einem hochbetagten Grafen Altmann gehörte, dem dieselbe als allodiales Erbgut von seiner Gemahlin Hedwig zugebracht war. Der Hinweis Höfers[3] auf Goslarer Flurnamen (agros qui Al dicuntur, silva Al, curia sita in Alo, jetzt Ohlhof), kam weiter klärend hinzu. Trotzdem hat man noch kürzlich in Goslar[4] versucht, die alte von Fr. Kurze aufgenommene Ölsburg-Hypothese gegen meine Alaburg-Hypothese in dem Streit um die Goslarer Steinbergburg auszuspielen[5].

Der wichtigste Hinweis auf die Alaburg am Goslarer Steinberg scheint mir jedoch Thietmars Text selbst[6] zu geben, wenn man seine Schilderung der Kampfhandlungen kurz vor der Zerstörung der Alaburg genau verfolgt. Daraus ergibt sich, daß ebenso wie die Königspartei mit den meisten sächsischen Großen als Stützpunkt ihres Machtbereiches im Norden die Asselburg bei Burgdorf im Amte Salder und im Süden Seesen hielten, Heinrichs des Zänkers Anhänger mit Ekbert im Norden die Pfalz Werla bei Schladen und im Süden die Alaburg beherrschten. Die letztere muß demnach, als sich die enttäuschten Sachsen mit Bernhard, Hermann Billungs Sohn, an der Spitze, von Seesen aus (wo die

---

[1] Necrol. Hildesh. ad an. 994, Ecbertus comes dedit Bulthem cum 60 mansis Fratribus.

[2] Z.H.V. 3 (1870) S. 185.

[3] Z.H.V. 40 (1907) Höfer: Die Frankenherrschaft in den Harzlanden, S. 150; s. dazu das G.U.B. I, 180 (1131) silvam que Al dicitur, agros qui Al dicuntur.

[4] Wiederhold: „Noch einmal die Steinbergburgfrage". Gosl. Ztg. (Harzer Heimatland) vom 16. 11. 1926.

[5] Wer im Text seiner Quellen nicht nur Worte vor sich hat, sondern auch so viel Phantasie aufbringen kann, daß er das Dargestellte vor sich sieht, der kann überhaupt nicht auf den Gedanken kommen, die Burg Ala in der in den Steterburger Annalen genannten Olesburg (heute Ölsburg) zu suchen. Über die Lage der Pfalz Werla, der Hesleburg und von Seusun besteht kein Zweifel. Werla, jetzt wüst zwischen Burgdorf bei Börssum und Schladen, die Hesleburg = Asselburg im heutigen Burgdorf bei Lesse und Seusun das heutige Seesen. Aus der Lage dieser drei Punkte ergibt eine einfache Proportionsrechnung für die Demarkationslinie zwischen den Fronten der beiden feindlichen Parteien die Burg Ala beim heutigen Goslar, etwa ein Tagemarsch von Seesen entfernt wie Werla von der Asselburg.

[6] Siehe S. 179 Anm. 1.

Unterredung stattfinden sollte, was die Übersetzung von Laurent-St. falsch wiedergibt) auf die urbs Ala stürzten, nahe östlich wie Goslar von Seesen, gelegen haben. Die Ölsburg bei Peine kann schon deshalb nicht in Frage kommen, weil sonst die Sachsen bei ihrer ersten Versammlung auf der Asselburg und bei ihrem Zuge von dort gegen Werla sie als drohende Veste im Rücken behalten und sie selbst sich auf diese Weise, nach modernem militärischen Ausdruck, zwischen zwei Feuer begeben hätten.

Daß die Alaburg so gründlich zerstört wurde durch die anderen sächsischen Großen unter Führung von Ekberts Vetter Bernhard Billung und keine Überlieferung davon zurückblieb, erklärt sich vielleicht einmal durch die Wut der Zerstörer aus Neid und Eifersucht auf die von Thietmar erwähnten großen Schätze des Alaburgherrn (vom Rammelsberge?). Andererseits war es vielleicht Wunsch und Absicht der neuen königlichen Grundherren am Rammelsberge, daß die Zerstörung von Ekberts Burgensitz und alle damit zusammenhängenden Umstände schnell in Vergessenheit geraten sollten, so daß die Zeitgenossen sich darüber ausschwiegen und nur Thietmar nach der Ottonen und Ekberts wie seines ältesten Sohnes Bruno Tode sehr viel später darüber berichtet hat, als er durch Heinrichs II. Huld schon Bischof von Merseburg war. Man hat manches verschwiegen, was am Königshofe nicht gerne gehört wurde. Wir brauchen nur an Roswiths Gedicht zu Ehren Ottos des Großen und ihr Schweigen über den Zwiespalt mit seinem Bruder Heinrich zu denken, oder an den vom Annalista Saxo überlieferten Bericht[1] der drei Ehen Giselas von Schwaben, der den ältesten Sohn, den sie Ernst von Babenberg geboren, „den Mann des großen Andenkens", ganz mit Stillschweigen übergeht. Hirsch[2] bemerkt dazu „Nach des Sohnes tragischem Ausgange mochte wohl die Mutter selbst nichts von ihm wissen." Und wenn der Herr der Alaburg sich auch einer Felonie schuldig gemacht hatte durch seine Unterstützung bei Heinrichs des Zänkers versuchtem Thronraub, so ist nicht ausgeschlossen, daß der einäugige Ekbert selbst oder einer seiner Mannen in dem eigenen Gaugebiet die Silberadern des Rammelsberges entdeckt oder wiedergefunden

[1] Annalista Saxo M.G.S.S. VI, 676.

[2] Hirsch: J.d.d.R. unter Heinrich II. Bd. I (1846).

und dadurch ein größeres Anrecht an dem Bergwerk hatte, das lange Zeit das einzige in Deutschland blieb. Wir müssen uns außerdem klar machen, welche ungeheuere Bedeutung der Besitz des Rammelsberges und seiner Schätze dadurch hatte, daß Silber Gold noch lange ersetzen mußte. So hatte im 12. Jahrhundert z. B. (s. G.U.B. I, 304) 2 M. Silber den Wert von 30 Morgen (1 mansus) Land. Der sächsische Annalist nennt als Entdecker der Rammelsberger Erzadern einen „homo pauper nomine Gundekarl" aus Heinrichs II. Tagen, der dafür zum Lohne „mit dem Rammesberch" belehnt worden sei. Die Sage hat später in Analogie zu dem Bergnamen einen Ritter Ram daraus gemacht. Hat doch schon Widukind die Entdeckung zu Ottos I. Zeiten festgelegt, für die man jetzt die Jahre um 970 annimmt[1]. Und möglicherweise trägt der Steinberg bei Goslar seinen Namen nach der gewaltsamen Zertrümmerung der Alaburg, da ihn Lambert von Hersfeld[2] schon „mons Lapideus" nennt, das Goslarer Steinberggebiet sich von den umgebenden Bergen geologisch jedoch nicht sonderlich abhebt. Ferner muß daran erinnert werden, daß unterhalb der Steinbergburg, wo ein Gebiet als „villa Romana"[3] urkundlich bezeugt ist, und wo wahrscheinlich auch der schon im 10. Jahrhundert meist vom

---

[1] Nach Widukind, dessen Angaben darüber Thietmar, der Pöhlder Chronist, und Otto von Freising übernahmen, wurden die Erzlager des Rammelsberges unter Otto I. (wieder?) entdeckt, während das kaiserliche Domstift zu Goslar die Entdeckung in die Zeit Heinrichs I. verlegt. Der erste Bergwerksbetrieb aber, wie dort hinzugefügt wird, sei durch den Ort Goslar begründet. Annalista Saxo wiederum überliefert die Entdeckung durch Gundekarl unter Heinrich II., der dem Entdecker mit dem „Rammesberch" belehnt habe, und von diesem sei der erste Bergwerksbetrieb eingerichtet. Dazu s. P. J. Meier, Goslar, S 14ff.

[2] Lambert von Hersfeld ad an. 1076.

[3] Siehe meine Anm. S. 35 Anm. 2, vgl. dazu Teute: Das alte Ostfalenland, S. 168: Die Heerstraße trifft hier nördlich von Goslar, wo die beiden Nordstraßen nach Hildesheim und Werla abzweigen, also nicht bloß in der Forstregion, sondern auch in der Feldebene auf lauter Königsgut(?). Das ganze Feld zwischen den beiden Nordstraßen (Grauhof) wurde 1108 durch Kaiser Heinrich V. an das Georgenstift geschenkt; östlich daneben wurden 8 Hufen, einer 1188 durch den Reichsvogt von Goslar an Kloster Neuwerk überwiesen, welches infolgedessen den dort bestehenden Hof besaß, jetzt Ohlhof. Dieser geschlossene königliche (?) Landkomplex hatte einen gemeinsamen wirtschaftlichen Mittelpunkt, die villa Romana. die von der benachbarten Burg Ala geschützt wurde. Nach Höfer ist demnach auch in Goslar die echt fränksische Anlage, die Curtis und die Burg (Alahof und Alaburg) vorhanden gewesen...

Herrensitz getrennte (s. S. 35, Anm. 3) Haupt-Wirtschaftshof der Alaburg lag, nach deren Verschwinden zuerst ein St. Veitskloster, eine Corveyer Gründung, Unterkunft fand. P. J. Meier[1] sagt dazu in seinem Goslarbuche, daß „wir uns das Vorhandensein eines kleinen Corveyklosters beim späteren Vititore nur durch sehr alte Beziehungen des Mutterklosters zur Gegend erklären können". Nun ist zwar nicht einwandfrei nachzuweisen, wie Falke[2] in seinen Überlieferungen behauptet, daß Ekbert von der Alaburg selbst und sein ältester Sohn Bruno Schirmvögte von Corvey gewesen sind. Aber wir wissen, daß Ekberts Bruder Bruno dort als Mönch[3] gelebt hat, ehe er Bischof von Verden wurde. Und Bruno II. von Braunschweig, den ich für einen Nachkommen des einäugigen Ekbert halte, soll dort ebenfalls Schirmvogt gewesen sein. Weiter ist zu beachten, daß unter der Steinbergburg bis ins späte Mittelalter die Vogtei der Reperestrat als gesonderter Gerichtsbezirk bestanden hat, was gleichfalls auf bisher ungeklärte grundherrliche Verhältnisse zurückgehen könnte, auf die Frölich immer wieder für das Bergedorf hinweist. Daß auf der ältesten Karte dieser Gegend (ca. 1530) ein „Vorwerk"[4] vermerkt ist, wie auf dem ältesten Stadtbilde (ca. 1575) eine Kuhburg, wurde schon erwähnt. Auch auf das mit dem Vititor schon vor den anderen Stadttoren erwähnte und im Gegensatz zu ihnen stets deutsch benannte Rosentor[5], möchte ich hier, wie schon in meinem Goslarbuche[6], nochmals hinweisen, das vielleicht mit einem früheren gräflichen Burgbezirk in Verbindung gestanden hat. So gibt es gerade in dem ehemaligen Steinbergburgbezirk, dem jetzigen Goslarer Bahnhofsviertel, der Probleme genug, die gebieterisch fordern, daß man versucht, durch weitere Grabungen und gründlichere Untersuchungen der Steinbergburgreste mehr Klarheit zu schaffen als bisher.

---

[1] P. J. Meier: Goslar, S. 13

[2] Falke: Chronikon Corbeiense bei Wedekind I, S. 395ff.

[3] Thietmar II, 21; vgl. dazu Wedekind I, S. 107/8.

[4] Als Vorwerk oder Domäne hat die alte Curtis bei Pöhlde, z. B. bis Mitte des 19. Jahrhunderts bestanden.

[5] G.U.B. I, 301 (1181) Ruzindor. — G.U.B. I, 306 (1186) porta dicitur Ruzendore; porta S. Viti. — G.U.B. II, 462 (1293) Rossendor, Roslendor. — G.U.B. III, 605 (1375) Rotzendor. — G.U.B. II, 413 (1290) valva Lata; G.U.B. II, 458 (1293) porta S. Nicolay.

[6] Woltereck: Goslar, 1924, S. 59.

IV.

Die geschichtliche Überlieferung des Alaburgherrn aus dem Geschlechte der Billunger.

Über Hermann Billung, den Stammvater der herzoglich-billungischen Linie, ist viel geschrieben; über die Nachkommen des älteren Bruders, Wichmann, der durch Heirat ein Schwager Heinrichs I. wurde, herrscht aber mancherlei Unklarheit, wie über die Alaburg Ekberts, der ein Sohn dieses Wichmann war. Daher sei mir gestattet, etwas näher auf die Geschichte dieses alten Heldengeschlechtes[1] einzugehen, die zumal auf seiten der wichmann-billungischen Linie viele dramatische Motive aufweist und deren Kenntnis die Alaburgfrage klären helfen kann. Der Name der Billunger[2] geht auf den Schwiegervater Ludolfs I. zurück, den ersten in der Geschichte bekannt gewordenen Billunger. Oda[3], die Stammutter der Ludolfinger war eine Tochter dieses ersten Grafen Billung, der schon Fürst genannt, und der fränkischen Aeda. Wichmann I. war Odas Bruder. Und durch Wichmanns II. Vermählung[4] mit einer Schwester der Königin Mathilde, trat die Wichmannsche Linie der Billunger erneut in nahe verwandtschaftliche Beziehungen mit dem nunmehr königlich-ludolfingischen Hause. So war der Herr der urbs Ala, Ekbert der Einäugige, als Sohn Wichmanns II., ein direkter Vetter Ottos I. und ist als solcher von den Chronisten als consobrinus Ottonis[5] genannt. Sein Vater, Wichmann II., stand in hohem Ansehen in Sachsen. „Er stand im Rufe verborgener Wissenschaft und wurde von vielen mit tiefer Scheu betrachtet... Das war ein gewaltiger, tapferer Mann, hochstrebend und kriegserfahren" sagt Widukind[6], trotz allem, was vorgefallen, be-

[1] Vgl. Wedekind II, 76 dazu, sowie die Annalen der deutschen Geschichte des Mittelalters im Zeitalter der Ottonen und Salier, Abt. 3, 1, 1890, 29. Richter glaubt Hermann Billung stammt aus alt-sächsischem, der Graf Billung, dessen Vaterschaft er für ihn verneint, aus alt-fränkischem Geschlecht. Desgl. Teute, S. 160 oder Höfer: Z.H.V. 40, S. 139

[2] von Heinemann: Z. d. H. V. f. N. 5, 1865, S. 147. Stammtafel der Billunger.

[3] Hrotswithae carmen de primordiis coenobii Gandersh. „cui conjux ergo fuerat praenobilis Oda, filia Billingi ... M.G.S.S. III, 21.

[4] Annales Hildesh. und Quedl.; dazu desgl. Dümmler: Kaiser Otto der Große. Jahrb. der deutschen Geschichte, 1876 (von Köpke begonnen) Excurs III, S. 580.

[5] Widukind III, 19; sowie Annales Hildesh. und Quedl. ad an. 955 „Ekbert filius materterae Ottonis".

[6] Widukind II, 4.

wundernd von ihm. Im Jahre 937[1] wird er als comes im Gau Wigmodia an der unteren Weser erwähnt. Als ältester Sohn[2] besonders reich ausgestattet, verfügte er außerdem über Eigenbesitz an der unteren Elbe im Bardengau[3] und in anderen mehr südlichen Gauen, in Flutwide, Astfalo, Flenithi, Ambergau und Derlingau, „wo in jedem Gau für sich geerbteilt wurde"[4]. Wir wissen ferner, „daß, wenn Comitate auch meist mit Erbgütern verbunden sind, gleichfalls gute Aussicht zur Erweiterung von Eigenbesitz gaben" durch Verwandlung von Amtsgut in Familiengut, und ebenfalls, daß Grafschaft und Gau oft auseinandergingen, entweder „ein großer pagus in mehrere comitatus zerfiel oder umgekehrt mehrere pagi zu einem comitatus vereinigt wurden"[5]. Im Bardengau sind Allodien von Wichmanns beiden jüngeren Brüdern gleichfalls nachgewiesen, da man Amelingehusen im Norden auf den Bruder Amelung, den späteren Bischof von Verden (gest. 962) wie die Hermannsburg im Südwesten auf seinen Bruder Hermann Billung zurückführt, während Wichmanns eigener Stammsitz, die Wichmannsburg, an der wichtigen östlichen Grenze, auf einer Insel der Ilmenau, unweit der später weiter nördlich davon errichteten Lüneburg[6] lag. Im Jahre 936 hatte Wichmanns Neffe, Otto I., den Thron bestiegen, der bald darauf nicht ihn, den nahen Verwandten und als besonders weise und tapfer gerühmten Oheim, sondern dessen jüngeren Bruder Hermann[7] zum Oberbefehlshaber in Sachsen berief. Die Beweggründe des jungen selbstherrlichen, erst 24jährigen Herrschers, „der von Anfang seiner Regierung an vor allem und in erster Linie deutscher König sein wollte"[8], sind

---

[1] Eccard: hist. geneal. Sax., S. 135. [2] Siehe S. 184 Anm. 1.

[3] Bückmann (G. u. S.P. II, 10, S. 471): Der Bardengau, 1927; vgl. dazu: von Hammerstein-Loxten, 1869: Der Bardengau, S. 79ff.

[4] Wedekind II, 172, sowie S. 64/65.

[5] Werneburg: Gau, Grafschaft und Herrschaft in Sachsen (Forschungen zur Geschichte in Niedersachsen, Bd. 3, 1911), S. 24.

[6] Wedekind II, 81; sowie Köpke-Dümmler, J. d. d. R.: Otto I., 1876, S. 577; ferner Reinecke (G. u. S.P. II, S. 481ff.) über die Stadt „Lüneburg" und L. Hüttebräuker: Das Erbe Heinrichs des Löwen (Studien und Vorarbeiten zum hist. Atlas Niedersachsens, H. 9), S. 33ff. 1927.

[7] Widukind II, 4.

[8] Schmeidler: Niedersachsen und das deutsche Königtum vom 10.—12. Jahrhundert, S. 161 (Niedersächsisches Jahrbuch 1927).

leicht zu verstehen. Bei der außerordentlichen Begabung und der starken Persönlichkeit dieses deutschen Königs und Kaisers, hat sich seine Handlungsweise auch Wichmann gegenüber politisch durchaus gerechtfertigt. Ebenso verständlich aber ist, daß Wichmann bald darauf unter einem Vorwande das Heer verließ[1], „weil er nicht unter seinem jüngeren Bruder stehen wollte", der später zum Markgrafen und Herzog aufrückte, ohne jemals die volle Herzogsgewalt ausüben zu können, sondern stets eine Art „Stellvertreter mit beschränkten Vollmachten"[2] bleiben sollte, womit sich der ältere Wichmann vielleicht nicht begnügt hätte. Dieser starb schon 944, nachdem er sich zuvor mit dem königlichen Neffen ausgesöhnt und Hilfe geleistet hatte[3], als dieser von Feinden bedrängt war. „Wichmann war sehr klug und blieb fortan treu und tapfer bis an sein Ende" sagt Widukind wiederum mit Bewunderung von ihm. Wichmann hinterließ sein reiches Erbe[4] drei Söhnen: Wichmann, Ekbert, Bruno und drei Töchtern: Frederuna, Imma, Hathuwi. Das Erbe der Töchter wurde früh festgelegt, woran der König vielleicht nicht uninteressiert war. Im Jahre 952[5], nach der Rückkehr des Königs aus Italien, wurde Hathuwi, 13jährig, mit Siegfried, einem Paten Ottos I. und Sohne des Markgrafen Gero, vermählt. Frederuna und Imma gründeten um etwa die gleiche Zeit oder bald darauf das Kloster Kemnade[6] an der Weser, wozu sie, wie der Chronist vermerkt, ihr gesamtes Erbe[7] verwandten. Der jüngste Bruder Bruno wurde Mönch[8] im Kloster Corvey, dem die Billunger schon früher nahegestanden hatten[9]. Er bestieg im Jahre 962 den Bischofsstuhl von Verden[10], wo er als Nachfolger seines Vatersbruders Amelung 976 starb, nachdem er kurz vorher das Kloster Oldenstadt auf seinem Erbgut nahe Ülzen gegründet hatte[11]. Als Bischof von Verden hatte er seinen

---

[1] Widukind II, 4. [2] Schmeidler, S. 144 (s. Anm. 138).

[3] Widukind II, 11. [4] Wedekind II, 76 u. 65.

[5] Leutzsch, 1828: Markgraf Gero, S. 115. Hathuwi war die erste Abtissin von Gernrode, wo sie 1014 starb.

[6] von Hammerstein-Loxten: Der Bardengau, 1869, S. 83; vgl. dazu Steinacker: Kemnade (G. u. Sp. I, 8, S. 340).

[7] Wedekind II, 64; sowie M.G.D.D. III, 87 u. 263.

[8] Thietmar II. 21. [9] Wedekind I, 154. [10] Wedekind I, 106/7.

[11] M.G.D.D. II, 42 u. III, 107; sowie Hammerstein-Loxten, S. 114ff. (Der Bardengau).

anderen Oheim, Hermann Billung, den glücklichen Nebenbuhler seines Vaters, mit dem Banne belegt als Räuber von seinem oder seiner Brüder Erbe, den er selbst bei dessen Tode 973 nicht von ihm gelöst[1] hat. Die beiden älteren Brüder Brunos von Verden, Wichmann und Ekbert, haben auch fast ihr ganzes Leben in trotziger Auflehnung gegen diesen Oheim und den ihn begünstigenden königlichen Vetter zugebracht. Als Otto I. sich mit Adelheid vermählt hatte und im Februar 952 nach Deutschland zurückgekehrt war, machten sie zuerst gemeinsame Sache mit der rebellischen Königspartei Ludolfs[2] und Konrads. Als ältester Sohn und Rächer des Vaters schien „auf Wichmann der väterliche Groll in voller Stärke übergegangen zu sein", heißt es einmal von diesem. Dazu grollte Ekbert dem Könige wegen ungerechten Tadels, als er im tapferen Kampfe ein Auge verloren, was ihm den Namen Monoculus eingebracht hat. Bei erneutem Fernsein des Königs wandten sich beide bald darauf gegen ihren Oheim Hermann[3], der ihnen ihr väterliches Erbe zu bedrohen schien. Vor ein Strafgericht gestellt, verlangte Hermann für seine beiden Neffen körperliche Züchtigungen[4], was ihre Liebe für ihn nicht erhöht haben wird, wenn auch der König damals nur auf ritterliche Haft für sie erkannte. Während einer späteren Abwesenheit Ottos I. empörten sich die Jünglinge erneut gegen den Oheim[5], der inzwischen Herr in der Nordmark geworden war und dem auch der ihm verwandte Thietmar „superbia" und „dolus" nachgesagt hat. Als dieser sie über die Elbe jagte, fanden sie bei den dortigen Feinden des Reiches bereitwillige Aufnahme und Unterstützung. Nach Ottos Siege über die Slaven wurde auch über die beiden rebellischen Vettern eine schwere Strafe, die Entziehung des „jus paternae hereditatis" verhängt[6]. Sie wurden als Feinde des Reiches ihrer Güter verlustig erklärt, so daß sie sich nun fliehend nach Gallien (955) wandten. Hermann Billung aber benutzte diese Ereignisse, um

---

[1] Thietmar II, 20/21. Thietmars Text, geschrieben ca. 1010, ist hier unklar durch Verwechslungen der Bischöfe Amelung (933—962) und Bruno (962—976) von Verden; dazu Wedekind I, 106.

[2] Widukind III, 18ff. [3] Derselbe III, 24ff. [4] Derselbe III, 29.

[5] Widukind III, 50 und Thietmar II, 18; auch die Annales Magdeb. M.G.S.S. XVI, 152, werfen Hermann Billung „praesumptio" und „insolentia" vor.

[6] Derselbe III, 55.

seinen Besitz im Bardengau immer mehr auszubreiten, wo alsbald nicht weit von der Wichmannsburg, Wichmanns väterlicher Stammburg, Hermanns Lüneburg[1] erstand, dort, wo zuvor schon von ihm das Michaelskloster erbaut war. Die Lüneburg galt bald als „castellum maximum", als wichtigster Besitz der Nachkommen Hermann Billungs, die auch später Herzöge von Lüneburg genannt sind. „1235 schon ist Lüneburg neben Braunschweig als Mittelpunkt der welfischen Allode erwähnt." Durch die Vermittlung Brunos von Köln[2], der vielleicht Pate von Ekberts ältestem Sohne wurde, ist der einäugige Ekbert 957 in die Heimat zurückgekehrt. Und als Wichmann nochmals vergeblich Hilfe jenseits der Elbe gesucht, kehrte auch er, nachdem Gero für ihn eingetreten, ein Jahr später nach Sachsen zurück. Als dann Otto Kaiser und Hermann Billung Herzog geworden, hat sich Wichmann der Jüngere noch zwei weitere Male gegen sie empört. Das erstemal (962) beteiligte sich der einäugige Ekbert wiederum daran[3]. An dem letzten rebellischen Unternehmen Wichmanns in den Jahren 965—967, wobei es sich auch um einen Anschlag gegen das Leben des Oheims handeln sollte, nahm Ekbert nicht teil. Wichmann ist nicht lebend davon zurückgekehrt. Er fiel am 22. 9. 967 jenseits der Elbe. Ein kühner Recke voller Tatendrang, der durch gekränkten Stolz und Schicksalsungunst auf die Seite der Feinde gedrängt war, ging mit ihm früh zu Grabe. Selbst Widukind[4], Ottos des Großen getreuer Geschichtsschreiber, hat dem Geschick dieses trotzigen Rebellen seine Teilnahme nicht versagt. Das ist aus seinem Bericht zu ersehen.

Was von Wichmanns des Jüngeren reichem Erbe als ältester Sohn ihm noch verblieben war, wurde nun aufgeteilt und fiel, nach des Kaisers Willen[5], zur Hälfte an die Klosterstiftung seiner Schwestern, zur anderen Hälfte an das Michaelskloster Hermann Billungs. So war der große Besitz, den Wichmann der

---

[1] Siehe Chron. S. Michaelis, SS. XXIII, 314 und Anm. 136; siehe dazu Hüttenbräuker: Das Erbe Heinrichs des Löwen, S. 33ff.

[2] Widukind III, 59/60.

[3] Derselbe III, 64; siehe auch Annalista Saxo ad an. 965; sowie Wedekind II, 68.

[4] Derselbe 68/69.

[5] Annalista Saxo ad an. 967; sowie Wedekind II, 64. Durch Heinrich II. 2. 11. 1004 bestätigt. M.G.D.D. III, 87.

Ältere seinen Kindern hinterlassen, zum größten Teile zersplittert oder zerschlagen und konnte als Großgrundbesitz für seinen nunmehr einzigen Sohn Ekbert den Einäugigen nicht mehr in Frage kommen. Daß dieser schon während der letzten Verschwörung seines Bruders Herr auf der Alaburg war, ist vielleicht anzunehmen, aber nicht überliefert. Auch seine Anteilnahme an den Verschwörungen Heinrichs des Zänkers[1] in den Jahren 976—978 ist nicht klar zu ersehen. Doch hat er daran teilgenommen und scheint auch nicht straflos ausgegangen zu sein, als der bayrische Ludolfinger landesverwiesen wurde, was für diesen bis zu Ottos II. Tode gewährt hat.

Uhlirz[2] weist nachdrücklich darauf hin „Auch Ekbert der Einäugige, der Sohn Wichmanns und Neffe Hermanns von Sachsen, der unter Otto dem Großen keine Ruhe gehalten hatte, und seit 14 Jahren aus der Geschichte verschwunden war, taucht mit einem Male wieder auf" (976). Die Erwähnung von Ekberts Sohne Wichmann[3] im Jahre 980 als comes im väterlichen Ambergau, läßt auf eine damalige zeitweise Haft oder Verbannung Ekberts nach den Quedlinburger Verhandlungen gegen den Böhmenherzog und Heinrich von Bayern nebst Genossen um Ostern 978, schließen. Auch eine erste Urkunde aus diesen Zeiten für Goslar, die jedoch Sickel[4] als Fälschung nachgewiesen hat, wäre in diesem Zusammenhange vielleicht zu verstehen gewesen.

Wann Ekbert das Komitat im Ambergau erhalten hat, entzieht sich ebenfalls unserer Kenntnis. Die curtis Tulehem, Talehum, Dalaheim an der Nette, mit der alten Pfalz als Herrensitz, war im Ambergau der Hauptverwaltungspunkt[5], wo die Lieferungen zur Abrechnung kamen. Otto I.[6] hatte dort, soweit überliefert, selbst bis 950 sechs Male Aufenthalt genommen und geurkundet. Otto II., in Vertretung des Vaters, nur einmal im Anfang des Jahres 967, das Wichmanns des Jüngeren Todesjahr wurde.

---

[1] Heinrich II., Herzog von Bayern, geb. 951. gest. 995; dazu s. Uhlirz, Jahrb. d. d. Reiches unter den Ottonen, S. 109.

[2] Uhlirz: Jahrb. d. d. Reiches unter den Ottonen, S. 76.

[3] G.U.B. I, 5 (4. 11. 980).

[4] M.G.D.D. I, 324 (nach Sickel) Otto II.

[5] Teute S. 166.

[6] M.G.D.D. (Otto I.) Nr. 19, 36, 67, 72, 73, 116, für die Jahre 2. 1. 938, 7. 1. 941, 4. 6. 945, 29. 12. 945, 1. 1. 950. — M.G.D.D. (Otto II.) Nr. 12, am 1. 1. 967.

Aber im Jahre 1001 hat der dritte Ottone[1] die urbs Dalehem mit vielen Abgaben an Hildesheim geschenkt, trotzdem Ekberts Sohn Wichmann sowie dessen Brüder noch lebten. Und acht Jahre später wurde auch die curtis Dalehem von Heinrich II.[2] anderweitig vergeben, wobei ebenfalls die dortigen Rechte von Ekberts hinterbliebenen Söhnen urkundlich erwähnt worden sind. Ekbert der Einäugige, der nach Zerstörung der Alaburg selbst noch zehn Jahre lebte[3], hinterließ bei seinem Tode drei (oder vier?) Söhne, die wiederum die bedeutungsvollen Namen Bruno, Ekbert, Wichmann (und Amelung?) trugen. Wie von seinem eigenen Leben, seitdem er 984 durch den Verlust seiner Alaburg heimatlos geworden, wissen wir auch von dem Leben seiner Söhne nicht viel. Das Geschlecht Wichmann Billungs, das nach der ungerechten Zurücksetzung durch den ihm nahe verwandten größten Ottonen dem Königshause immer unbequemer geworden sein mußte, schien mit Ekberts Tode erloschen. Die Chronisten erwähnen bewußt oder unbewußt seit der Zerstörung der Alaburg seinen Namen nicht mehr, weder für seine eigene letzte Lebenszeit noch im Zusammenhang mit dem Leben seiner Söhne. Auch hierfür könnten vielleicht die Worte Wattenbachs[4] zutreffen „Es war zu viel in der kaiserlichen Familie vorgefallen, dessen man ungern gedachte". Von Ekberts jüngstem Sohne Wichmann, der 979 als Vertreter oder Nachfolger des Vaters in Dahlum urkundlich hervortrat, wissen wir nur, daß er bald nach Zerstörung der väterlichen Alaburg ganz in Westsachsen lebte[5], wo sein Name seit 989 verschiedentlich als Vogt westfälischer Güter genannt ist. In der Nähe von Münster fand er dort seine letzte Ruhestätte, nachdem er 1016 durch Mörderhand gefallen war[6]. Das geschah auf Veranlassung und aus Habgier der deutschen Medea, der Gräfin Adela, die Wichmanns von Gent Tochter und Meinwerks von Paderborn Mutter war. Durch ihre erste Ehe mit einem Immedinger wurde sie Wich-

[1] M.G.D.D. III, 390 (23. 1. 1001). [2] M.G.D.D. III, 206 (3. 9. 1009).

[3] Vgl. die Stammtafeln bei Wedekind II, 76 (1835); bei Leutzsch: Markgraf Gero, S. 115 (1828); bei von Heinemann, S. 147 (1865).

[4] Wattenbach: Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 1904, S. 371.

[5] Quedl. Annales (Leibnitz II, 291) „comes occidentalis Saxoniae".

[6] Thietmar VII, 33; vgl. auch Hirsch: Jahrb. d. d. Reiches unter Heinrich II., Bd. II, S. 346.

mann Billung selbst, sowie durch ihre zweite Ehe mit dessen Gemahlin verwandt. Für Ekberts zweiten Sohn Ekbert (oder dessen Sohn?) ist der Tod im Jahre 1034[1] belegt als praefectus und comes im Derlingau. Dort hatte das Amtslehn des zweiten Drittels dazumal Ludolf von Braunschweig inne, wie ich annehme, der Neffe dieses Ekberts, während Graf Lüder, Lothar von Supplinburgs Großvater, das dritte Drittel als comes beherrschte[2]. Um den ältesten Sohn und Erben Ekberts von der Alaburg, Bruno mit Namen, den ich für den Vater Ludolfs von Braunschweig halte, herrscht aber das größte Dunkel, das ebenso geheimnisvoll scheint, wie das um die verfehmte Stätte der seit 984 spurlos vom Erdboden und aus der Geschichte verschwundenen väterlichen Alaburg. Sie fiel als Folge von Ekberts erneutem Eintreten für Heinrichs des Zänkers Pläne, als sich dieser nach Ottos II. Tode der deutschen Krone vergeblich zu bemächtigen versucht hatte. Auch dieses Mal wird sich Ekbert nicht vorbehaltlos für den Sohn Heinrichs von Bayern und Neffen des großen Otto eingesetzt haben, der ebenfalls mit ihm nahe verwandt war.

Reiche Schätze sind bei der gewaltsamen Zerstörung der Alaburg von den Feinden mit fortgeführt worden (Rammelsberger Silber?) und die älteste Tochter Ottos II. (Adelheid, geb. 977), die, wie Thietmar angibt, in der urbs Ala erzogen wurde, oder, wie Giesebrecht[3] wohl richtiger vermutet, dort als Geisel festgehalten wurde, damals, als sich Heinrich der Zänker auch des kleinen Königs, ihres Bruders, zu bemächtigen versucht hatte. Thietmar[4], der uns diese wenigen Einzelheiten überliefert, war zur Zeit des erfolgreichen Sturmes auf die Veste Ala selbst etwa 10 Jahre alt und weilte in Quedlinburg zur Erziehung, wo er die kurz vorhergegangene Huldigung des bayerischen Herzogssohnes zur Osterzeit 984 miterlebt haben wird. Diese Angaben über die Zerstörung der Burg Ekberts des Einäugigen aber hat

[1] Annales Hildesh. ad an. 1034, 28/3 (Leibnitz I, 727).

[2] Wedekind II, 107ff.

[3] Giesebrecht: Gesch. d. Kaiser, IV. Aufl., 1873, Bd. I, S. 622/23: „Ala, wahrscheinlich das heutige Alach bei Erfurt, wurde erobert, und so Adelheid, der ältesten Tochter Ottos II., die Ekbert in Haft behalten hatte, die Freiheit zurückgegeben."

[4] Thietmar IV, 2; siehe S. 179, Anm. 1. Man nimmt an, daß Thietmar die ersten vier Bände, kurz nachdem er Bischof von Merseburg geworden (1009), um 1010 vollendet hat.

er mehr als 20 Jahre später niedergeschrieben, da man um 1010 die Vollendung seiner ersten vier Bücher in der Chronik annimmt. Weiterer Grundbesitz zum Ausbau einer neuen Standesherrschaft wäre für Ekbert, seitdem sein ältester Bruder kinderlos verstorben, dessen Erbe für ihn zwar verloren, er selbst aber das Haupt der Wichmann-billungischen Linie geworden, ein berechtigter Wunsch gewesen mit Markt-, Zoll- und in Sonderheit mit dem Münzregal, wenn er der gräfliche Grundbesitzer vor der Pfalzzeit im Gebiete des Rammelsberges und Herr von dessen märchenhaften Schätzen an Silber, Kupfer und Blei war. Privatmünzung war seit Karls des Großen Zeiten verboten, das Bergregal stand nur königlichen Grundherren zu, Privilegien, die Ekbert von den Ottonen vielleicht nicht erhoffen konnte, die aber für ihn in der Steinbergburg-Alaburg bei Goslar zur besseren Ausnutzung der Erze geradezu eine Lebensnotwendigkeit waren, und die ihm Heinrich der Zänker als König möglicherweise zugesagt. Eine derartige Entwicklung, wie sie Ekbert als Besitzer und vielleicht Entdecker der Rammelsberger Erzadern hätte erstreben müssen, hat ja dort, das nehmen wir jetzt mit Bestimmtheit an, bald nach der Zertrümmerung der Alaburg eingesetzt, nach P. J. Meier[1] um 990 „durch Anlage einer Münzschmiede und Gründung eines kaufmännischen Ortes". Für die ersten Münzen aus der dortigen königlichen Münzstätte gelten Adelheid-Otto-Pfennige[2] aus der Vormundschaftszeit der klugen Adelheid, die von 991—995 währte. Damals, als die urbs Ala seit 984 zertrümmert und der ganze dazu gehörige Besitz Ekberts Eigentum der Krone geworden war. Hier nun könnten die Hypothesen Frölichs einsetzen, wenn er über die Grundherrenverhältnisse in und um Goslar in dunkler Frühzeit meint[3]: „Mag ein Teil davon auch erst als jüngerer Erwerb sich darstellen, der etwa infolge Ächtung der früheren Eigentümer dem Könige zugefallen ist". Vielleicht hatte man zunächst den einen oder anderen von Ekberts Burgmannen mit der Verwaltung des enteigneten gräflichen Grundbesitzes betraut, wozu auch der Rammelsberg gehörte. Dort könnte nahe der alten Kirche schon einer von Ekberts Leuten,

[1] P. J. Meier: Goslar, S. 16

[2] Derselbe: Beiträge zur Brakteatenkunde des nördlichen Harzes, Hannover 1893; sowie Cappe: Beschreibung der Goslarer Münzen, Dresden 1860.

[3] Frölich S. 19.

mit gewissen Rechten ausgestattet, auf einem kleinen befestigten Hofe gesessen haben, wo später der Dikhof der Herren von dem Dike lag. Weitere Annahmen Frölichs könnten damit ebenfalls in Verbindung stehen, wenn er sagt[1]: „Die Tatsache, daß in der Reichsvogtei stark mit dem Vorhandensein altfreier Familien zu rechnen ist...“. Oder[2]: „Wenn, wie wir annehmen, in der Hand der Ritter Befugnisse auf dem Gebiete des Bergbaues und der Bergverwaltung lagen, wenn vor allem die Herren von dem Dike in einer ganz ungewöhnlichen, sich vielleicht auch auf die Leitung des bergmännischen Gemeinwesens hier erstreckenden Stellung im Bergedorfe begegnen“. Die neuen Grundherren hofften vielleicht, die ehemaligen Lehnsleute Ekberts durch besonders günstige Privilegien sicherer für sich zu gewinnen. Noch an verschiedenen anderen Stellen seines Buches scheint Frölich geradezu die deutlich spürbare Lücke zwischen der Kaiserzeit und der dunklen Frühzeit Goslars für die Alaburghypothese zu öffnen, wenn es z. B. heißt[3]: „Obgleich die kleine Vogtei (trans aquam) in der Gestalt, wie sie später begegnet, wohl erst ein Produkt der Verfassungskämpfe um 1290 und des Zerfalls der vorher einheitlichen Reichsvogtei sein dürfte, so ist es doch durchaus möglich, daß sich bei ihr noch Erinnerungen an eine ältere, vor der Gründung der Reichsvogtei (in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts) bestehende Gerichtsorganisation der Gegend und gewisse hoheitliche Befugnisse erhalten haben, die ursprünglich (?) in den Händen der Herren von dem Dike lagen. Und von hier aus rückt auch die schon erwähnte Tatsache, daß noch im 13. und 14. Jahrhundert der einen wichtigen Bestandteil des Erbgutes der Familie bildende und unmittelbar an den Dikhof stoßende Fischteich als „Grevendik“ bezeichnet wird, in hellere Beleuchtung. Dem fügen sich weitere Wahrnehmungen an, die die Besitzungen des Geschlechtes in und bei Goslar betreffen. Bedeutsam ist namentlich, daß die Herren von dem Dike auch im Pfalzbezirk begütert sind und in einer Form, die auf eine eigentümliche Verflechtung mit den bergbaulichen Zuständen hinweist, und die es gestattet, die Sonderstellung ihres Besitzes durch das ganze Mittelalter bis zu dem Aufhören der Selbständigkeit der Stadt zu verfolgen. Beachten

[1] Frölich S. 67. [2] Derselbe S. 75.
[3] Derselbe S. 27ff. (Frölichs Zitate sind eingangs teilweise schon erwähnt.)

wir sodann, daß zur Zeit der Reichsvogtei Mitglieder der Familie mehrfach das Amt eines Reichsvogtes bekleiden und fassen wir endlich ins Auge, was Bode[1] über die Standesverhältnisse des Geschlechtes und über seine verwandtschaftlichen Beziehungen ermittelt hat, so ist die Folgerung unabweisbar, daß die Herren von dem Dike schon in der Frühzeit Goslars und vor der Gründung der Reichsvogtei eine besondere Rolle gespielt haben müssen, die irgendwie mit der bestehenden Gerichts- und Verwaltungsorganisation und der ursprünglich obwaltenden Grundbesitzverteilung zusammenhängt, die sich aber auch nach dem Aufkommen der Reichsvogtei und der Stadtwerdung Goslars zunächst erhalten hat[2]."

Das alles weist doch immer wieder auf früheren, nicht königlichen, sondern anderen, vielleicht gräflichen Grundbesitz hin, der mit gewissen Vorrechten verbunden war, wovon sich als einziger Namenszeuge der „Grevendik" erhalten hat. Die Steinbergburg Ekberts wurde zerstört, der Rammelsberg kam in andere Hände, der verfehmte Burgherr war geächtet und vertrieben, einige seiner Burgmannen folgten ihm, andere blieben, die vielleicht schon auf eigenen Bergmannschaftslehen saßen, woraus Ritterhöfe wurden, eine Entwicklung, wie sie vielfach aus urbs und curtis hervorgewachsene Plätze durchgemacht haben[3]. Sehr beachtenswert erscheint ferner, daß man damals, da erst um 1000 eine allmähliche Auflösung[4] der alten Grafschaftsverfassung eingesetzt hat, seitens der Krone sehr schnell und rigoros im Ambergau des Grafen Ekbert mit der Zerstörung alter Verhältnisse vorgegangen ist. Man hoffte dadurch vielleicht einen immer noch unbequemen Einfluß schneller zu zerstören, den der Herr der Alaburg als comes und naher Verwandter des Königshauses und infolge des von Thietmar erwähnten großen Reichtums dort etwa in besonderem Maße ausgeübt hatte. Denn der Zerstörung der Alaburg scheint bald darauf die Ablösung des südlichsten Teiles vom Ambergaugebiete erfolgt zu

[1] Bode: Der Uradel in Ostfalen, S. 128; siehe auch Fröhlich, S. 38 und Anm. oben 49—51.

[2] Fragezeichen und Sperrschrift sind von mir.

[3] Teute S. 162/64 u. 290/93.

[4] Hellmann: Geschichte des Mittelalters bis zum Ausgange der Kreuzzüge, 1920, S. 100.

sein, wo Goslar jetzt liegt, und als kleinster Grafschaftsbezirk der Densingau neu entstanden zu sein. Dabei stellt Böttger[1] fest: „Die Namen jener Grafen um 1000 im Densingau gehören weder den Brunonen noch Nachkommen Ekberts an.“ Von der Aufteilung des ehemaligen Verwaltungsmittelpunktes im Ambergau durch getrennte Vergebung von urbs und curtis Dalehem durch Otto III. und Heinrich II. (1001 und 1009), war schon die Rede[2]. Wo und wie Ekbert Monoculus nach dem Verlust seiner Alaburg die letzten 10 Jahre seines Lebens verbracht hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Seinen Namen finden wir noch in drei Kaiserurkunden[3] aus den Jahren 991, 992, 993, und zwar stets hinter dem seines Neffen, Herzog Bernhard. So war auch er am Hofe wieder in Gnade aufgenommen, wie schon Heinrich der Zänker ein Jahr nach seinem mißglückten Thronraub. In der letzten dieser Urkunden findet Ekberts „oft bewährter weiser Rat“ besondere Anerkennung. Die kluge Adelheid scheint danach auch ihn in den Vormundschaftsrat für den Enkel berufen zu haben. Bei seinem Tode im April 994[4] finden sich auch nur in den Quedlinburger Annalen einige Worte der Anerkennung, die denselben offiziellen Ursprung zu verraten scheinen, wie die dortigen Auslassungen über Heinrichs des Zänkers Verrat und Tod[5].

Ein ruhelos bewegtes, schwer geprüftes Leben, das bei weitem mehr unglückliche als glückliche Tage gesehen, ging mit Ekbert von der Alaburg zu Grabe, nachdem es in der von vielen geneideten Nähe des Thrones begonnen hatte. Als Folge von der ungerechten Zurücksetzung seines hochbegabten Vaters durch

---

[1] Böttger: Diözesan- und Gaugrenzen Norddeutschlands, 1875, II, 375; siehe dazu Werneburg, S. 16 (Gaugrafschaften in Sachsen, 1910).

[2] Siehe S. 190, Anm. 1 und 2. Auch Werla wurde durch Heinrich IV. getrennt (urbs und curtis) vergeben.

[3] M.G.D.D. II, 68 (Allstedt 19. 1. 991). — M.G.D.D. II, 81 (Grone 6. 1. 992). — M.G.D.D. II, 111 (Dortmund 25. 1. 993).

[4] Annales Quedl. ad an. 994: Ecbertus comes prudentibus sapientior et fortibus audacior... excessit. Der Bericht über Heinrichs des Zänkers Verrat (984) nach seiner Begnadigung (ad an. 985) und über seinen Tod scheint gleich offiziellen Ursprungs zu sein (ad an. 995). — Necrol. Fuldense ad an. 994: † Egbertus (Ecbreht) comes. M.G.S.S. III. — Necrol. Hildesh. ad an. 994: † Egbertus comes dedit Bultum cum 60 mansis fratribus. M.G.S.S. III.

[5] Annales Quedl. ad an. 985 und 995.

Otto I. hatte sich Ekbert als Jüngling durch seinen älteren Bruder, als Mann durch Heinrichs von Bayern rebellischen Sohn in offene Empörung gegen das nahe verwandte Königshaus verstricken lassen, um am Ende für sich und sein Haus alles zu verlieren. Quedlinburg aber war, bis Otto III. 995 mündig wurde, meist der Sitz des kaiserlichen Hofes, wo damals neben der alten Kaiserin Adelheid, der ein sehr gerechter, milder Sinn nachgerühmt wird, ihre und Ottos des Großen Tochter Mathilde als Äbtissin regierte, in deren Hut sich auch Ottos II. ältestes Kind, die Prinzessin Adelheid, befand, die den Sturm auf die Alaburg miterlebt hatte. Nach Ekberts Tode schien, wie gesagt, trotz der ihn überlebenden Söhne, das dem Königshause unliebsame Geschlecht der verwandten Wichmann-billungischen Linie erloschen, da wir in Sonderheit nichts über seinen ältesten Sohn und Erben Bruno hören. Zu Lebzeiten des Vaters hatte er noch kein Recht zur Führung eines besonderen Namens und nach Zerstörung der väterlichen Stammburg mußte er zunächst weiterhin namenlos bleiben. Der Name Billung, mit der die Geschichte dieses Geschlecht benannt hat, war wie Ludolf und Bruno ein Personenname, den auch die glücklichere Hermann-billungische Linie niemals geführt hat. Dümmler[1] hebt einmal hervor, daß „kein Zeitgenosse ihn (den Namen Billung) für ihre Zeit überliefert habe“. Auf diesen Bruno Billung als Sohn und Erben Ekberts, den Theophano[2] 990 mit gegen die Böhmen gesandt zu haben scheint, den ich für den Gründer der Stadt Braunschweig halte, der aber die väterliche Stammburg, nach der er sich hätte nennen können, verloren hatte, stehe ich nicht an, zwei Urkunden aus Ottos II. Regierungszeit zu beziehen. Zunächst jene verschiedentlich zitierte Kaiserurkunde vom 22. Juli 976, worin einem Bruno als „nepos imperatoris“ der Passauer Zoll entzogen wurde[3]. Die falsche Deutung der verwandtschaftlichen Bezeichnung „nepos“ scheint hier Ursache einer ähnlichen Verwirrung gewesen zu sein, wie der zunächst

---

[1] Dümmler: Otto der Große, S. 570. [2] Thietmar IV, 9.

[3] M.G.D.D. II, 138 (Regensburg 22. 7. 976) ...Dictum theloneum cum tali lege et integritate qualicum Adalbertus episcopus in beneficium et Bruno postmodum nepos noster in proprium habere videbantur ad Pataniensem aecclesiam... donamus. Dazu siehe Grote: Stammtafeln. 1877. Adalbert von Passau war am 15. 6. 970 gestorben, damals als Ekbert v. d. Alaburg sich noch ruhig verhielt bis 976.

mißverstandene Text Thietmars über die Lage der zerstörten Burg Ala. Uhlirz[1] hat hierzu geäußert „Die Persönlichkeit dieses Bruno, nepos imperatoris, entzieht sich näherer Bestimmung. Daß er einen Zoll in Bayern, in Passau zu Lehn hatte, ließ am ehesten darauf schließen, daß er zur bayrischen Linie gehörte. Bei der Mehrdeutigkeit des Wortes ‚nepos' läßt sich auch das Verwandtschaftsverhältnis, in dem er zum Kaiser stand, nicht näher feststellen".

Böttger[2] macht in seiner dickleibigen Geschichte der Brunonen aus diesem Bruno einen Sohn Brunos V. (?), geboren nach Errichtung des neuen Herzogtums an der Niederelbe für Hermann Billung und „deshalb Graf genannt als Sohn eines Herzogs (??). Der Verfasser der sächsischen Reimchronik[3] scheint dafür Pate gestanden zu haben. In Bothes Bilderchronik[4] wird dieser Bruno der Passauer Urkunde zu einem leiblichen Neffen Ottos II. Bothe denkt dabei vielleicht an den jüngeren Sohn Heinrichs des Zänkers, der allerdings Bruno hieß, des späteren Bischofs von Augsburg. Dieser Bruno kann aber für jene Urkunde aus dem Jahre 976 nicht in Frage kommen, da sich sein Vater erst im Jahre 974 vermählt hatte. Von Wichmann und Hermann Billung hören wir in diesem Chronikon Picturatum, daß sie Söhne eines „Billiks to Stubbenschorne" gewesen seien, „de hadde seven hove landes und seven undersaten armer lude". Bothe nimmt hier, wie auch Abels[5] Sachsenchronik, die Mär einer

[1] Uhlirz: Jahrb. d. d. Gesch. unter den Ottonen, 1902, S. 82.

[2] Böttger: Geschichte der Brunonen, 1865, S. 288 und 729. Böttger unterscheidet zwei brunonische Linien. Er macht Bruno III. als Sohn Ludolfs I. und Großsohn Brunos II., der wiederum Enkel des ersten Bruno war, zum Stammvater der älteren brunonischen Linie. Er, der 880 gegen die Dänen fiel, gilt nebst seinem Bruder Tankmar oder Tankward, als Gründer der alten Bruneswik (und Tankwarderode). Brunos III. Großsohn, als Bruno IV. 961 gestorben, und dessen Enkel, Bruno VI., um 961 geboren und um 1003 gestorben, sei Fürst von Braunschweig und Graf verschiedener Gaue geworden. Böttger: Die Brunonen-Welfen vom Urbeginn derselben in Hochasien! Hannover 1880, S. 86ff.

[3] Kronik van Sassen, Kap. XIV, 4—13 (bei Leibniz SS. III, 315).

[4] Bothes Bilderchronik (chron. pict.) (bei Leibniz SS. III, 320).

[5] Siehe C. Abels: Von den Teutschen und Sächsischen Altertümern, Halle 1732, II, 97. Dort wird von einem Bruno erzählt, dem Otto III. etliche Orte bei Braunschweig zu Lehn gab (Melverode) und daß dieser Bruno „dat slot to Zelle" erbaute. Bei Böttger ist dieses Bruno V. (Otto de Rode was hertogen Brune an dhem verdhen kni). Und der Enkel Brunos von Melverode sei Ludolf, der erste geschichtlich bekannte Graf von Braunschweig.

bäuerlichen Abstammung auf, die Adam von Bremen[1] von dem verhaßten Geschlechte der Billunger, den Gegnern seines großen Erzbischofs, überliefert hatte. Da dieser berühmte Geschichtsschreiber aber kein Sachse von Geburt, sondern, wie Schmeidler[2] nachgewiesen hat, von Bamberg nach Bremen gekommen war, so erklärt sich diese vielleicht unbewußte Irreführung wohl in ähnlicher Weise wie seine sonderbaren Angaben über die Gründung Goslars[3]. In Bothes und Abels Chroniken findet sich jedoch ein gewisser Zusammenhang mit dem dem Kaiser verwandten Bruno, dem der Passauer Zoll zugunsten des Passauer Bischofs Pilgrim genommen wurde, und dem ersten Grafen von Braunschweig (Bruno von Melverode?) (siehe auch Anm. 1), was der Wahrheit schon näher kommen dürfte. Eine Begründung dafür, warum diesem Bruno im Sommer 976 bei dem allgemeinen Strafgericht zu Regensburg das Passauer Zollehn wieder entging, nachdem er es nach dem Tode Adalberts (970) durch kaiserliche Huld erhalten hatte, scheint mir folgendermaßen gegeben. Nach seiner Flucht aus Ingelheim hatte sich Heinrich der Zänker und mit ihm jetzt, nach 14jähriger Ruhe, Ekbert von der Alaburg im Frühjahr 976 erneut gegen Kaiser und Reich erhoben. Dieser Bruno wird sich mit daran beteiligt haben, da ich annehme, daß er Ekberts ältester Sohn und als derzeitiger Verwalter thüringischen Erbgutes für den Vater auch bayrischer Vasall war. Und falls ihm, vielleicht wegen seiner Jugend, nicht schon jetzt sein ganzes Hab und Gut abgesprochen wurde, wie manch anderem Anhänger Heinrichs von Bayern im Sommer 976, so könnte sich auch eine drei Jahre spätere Kaiserurkunde auf diesen Grafen Bruno Billung als Zeugen beziehen[4], die in Pöhlde einen Schiffahrtsstreit der Klöster Hersfeld und Fulda auf der Hörsel regeln sollte. Vielleicht ein Zeichen neuer kaiserlicher Gunst gegen den verwandten Billunger, nachdem dessen Vater, den einäugigen Ekbert, im Jahre zuvor (978) eine empfindliche Strafe als Parteigänger Heinrichs von Bayern getroffen hatte. Wie gesagt, ich vermute Ekberts ältesten Sohn Bruno

[1] Adami Gesta Hammab. eccl. pont. M.G.S.S. VII; II, 9 und III, 41.

[2] Siehe Schmeidlers Einleitung zu der deutschen Neuausgabe Adams von Bremen (Geschichtsschreiber der Vorzeit, 11. Jahrhundert, Bd. 6, 1926).

[3] Adami Gesta Hammab. eccl. pont. III, 28.

[4] M.G.D.D. II, 209 (30. 12. 979 Pöhlde).

zu jener Zeit noch in thüringischen Gauen, als der jüngere Sohn Wichmann den verbannten (?) Vater im Jahre 980 im Ambergau in Dahlum zu vertreten hatte. Damit komme ich zu einer anderen noch unentschiedenen Frage. Ob nämlich ein von ottonischen Urkunden verschiedentlich erwähnter Graf Billung in Thüringen der Vater von Wichmann und Hermann Billung und damit ein Vorfahr Ekberts von der Alaburg und Brunos von Braunschweig war? Auch deren Lösung gehört zu dem ganzen Komplex der Steinbergburg-Alaburg-Frage, die hiermit ebenfalls erneut zur Diskussion gestellt sei.

V.

War der umstrittene Graf Billung des 10. Jahrhunderts ein direkter Vorfahr Ekberts des Einäugigen und Brunos von Braunschweig?

Wedekind und Köpke[1] haben sich eingehend mit Besitz und Familie dieses Grafen Billing oder Billung (II.) beschäftigt. Wedekind stellt in seiner Arbeit zunächst fest, daß zu jener Zeit weder in Sachsen noch in Thüringen ein anderer Graf Billing in Frage kommen kann, daß er an der Saale und Unstrut, an Weser, Elbe und Leine begütert war, daß seine Gemahlin ihm weitere Allodien am Harze einbrachte, daß er ein Komitat in dem thüringischen Gau Neletici als Amtslehn besaß und daß er schon bei Lebzeiten (885—967) — er wurde über 80 Jahre alt — seine beiden Söhne Wichmann und Hermann mit Stammgütern „in Ostfalen, zumal im Bardengau“ abgefunden habe. Trotzdem kommt Wedekind zu dem Schlusse[2] „Aufrichtig gestanden, ich getraue mir nicht, aus den bisherigen Hilfsmitteln zu beweisen, daß dieser Graf Billung Wichmanns und Hermanns Billung Vater war“. In seinem Schlußkapitel weist er aber trotzdem auf „folgende Wahrnehmungen hin, die wohl beachtet zu werden verdienen“, daß nämlich Hermann Billung in oder bei Halle eine Veste mit Mauern und Gräben angelegt habe, nachdem er zwei Jahre

---

[1] Wedekind II, 211—233 (1835) und Köpke-Dümmler: Otto der Große, J.d.d.R. 1876, S. 570—583, III. Excurs „Hermann Billungs Geschlecht und Güterbesitz“. Die Urkunden zitiere ich nach Köpke. Vgl. dazu Höfer, Z.H.V. 40 (1870) S. 150. Höfer nennt Ekbert den Einäugigen einen Enkel des Grafen Billung II.; er hält diesen aber für einen Großneffen Billung I.

[2] Wedekind II, 226.

vorher die Herzogswürde erlangte und daß Eilike, Magnus, des letzten Billungs, Tochter, um 1130 in oder bei Halle lebte. Köpke (und Dümmler) geht in seiner Behandlung der Frage nach Hermann Billungs Abkunft von Wedekinds Arbeit aus und kommt zu folgendem Ergebnis[1] „Ich meine, wir werden entschieden sagen können, Hermann war weder dieses noch eines anderen Billungs Sohn. Ihre Häuser sind überhaupt nicht blutsverwandt gewesen. Die Billunger waren ein altes fränkisches Geschlecht...[2] Ebenso unzweifelhaft war Hermanns Geschlecht ein alt-sächsisches (und zwar ein vornehmes)... Dürfte man auf den Namen Wichmann derartige Vermutungen gründen, so könnte man den Wichmann, der 811... und den, der 880 bei Hamburg fiel, für seine Ahnen halten". Trotzdem unterläßt Köpke nicht, darauf hinzuweisen, daß die Chronik des Lüneburger Michaelisklosters die Gründung durch einen „Hermanno viro egregio filio comitis Billingi" angibt, und daß auch das Nekrologium St. Michaelis als eine der ältesten Einzeichnungen den Tod des besagten Grafen Billung an einem 26. Mai vermeldet, aber ohne Jahreszahl.

Nun glaube ich, nach eingehenden Überlegungen, doch annehmen zu müssen, wie schon Höfer[3], der aber keine nähere Begründung dafür anführt, daß es sich bei diesem zweiten Grafen Billing oder Billung, den die Geschichte kennt, in der Tat um den Vater Wichmanns und Hermanns Billung gehandelt, der demnach der Großvater Ekberts von der Alaburg und der Urgroßvater Brunos von Braunschweig wäre. Wenn wir nämlich die sicher bezeugten Überlieferungen, die wir von beiden Seiten haben, miteinander in Verbindung bringen, so scheint sich ein ganz deutlicher Zusammenhang zu ergeben. Außerdem fügt sich dieser zweite Graf Billung zwanglos oder, ich möchte sagen, fast zwangsmäßig in den Stammbaum ein, der von Billung I., als Vater Odas und Wichmanns I., über diesen Billung II. auf

[1] Köpke-Dümmler 575/76.

[2] Giesebrecht erklärt dagegen (D.K.G. I, 1874, S. 814) „Die sächsische Abkunft der Billunger ist bezeugt durch die Urkunde bei Dronke (cod. Dipl. Fuld. 133). Sie siedelten aber schon zu Karls des Großen Zeiten nach den fränkischen Hessen über und gelten dann als Franken." Auch für Heinemann sind die Billunger ein altsächsisch-fränkisches Geschlecht. Vgl. dazu Teute: Diss., S. 160 und Günther: Der Ambergau, 1887, S. 15.

[3] Höfer: Z.H.V. 1907.

Wichmann II., als Vater Ekberts von der Alaburg führt; und der andererseits eine Lücke aufweisen würde, so erstaunlich langlebig für jene Zeiten einige Glieder dieses Geschlechtes auch waren (Oda starb 104 Jahre alt, Billung II. 82jährig; und Ekberts des Einäugigen Sohn Ekbert, wenn dessen Tod für das Jahr 1034 angenommen wird, muß ebenfalls ein recht hohes Alter erreicht haben). Auch hätte Wichmann Billung als Sohn eines Bauern, wie die Überlieferung seit Adams von Bremen Zeiten annahm oder annehmen sollte, sich kaum mit einer Schwester der Königin Mathilde und des Immed aus dem Geschlechte Wittekinds vermählen können. — Die erste uns überlieferte Urkunde[1], die sich mit dem thuringischen Grafen Billung befaßt, stammt aus dem Jahre 944, dem Todesjahre Wichmanns II., der unter der ungerechtfertigten Zurücksetzung Ottos I., seines königlichen Neffen, im Jahre 937 schwer gelitten hatte. Möglicherweise hatte sich Graf Billung als Vater Wichmanns auf seiten seines ältesten Sohnes gestellt, denn diese erste Urkunde berichtet von der Zurückgabe eingezogener Güter durch den König auf Befürwortung seines Bruders Heinrich von Bayern, den der Urkunde nach (illius vasalli) ein Lehnverhältnis mit diesem Grafen Billung verband. Ich verweise dabei nochmals auf Uhlirz, der den umstrittenen Bruno als nepos imperatoris, dem 976 der Passauer Zoll verloren ging, ohne daß wir von Brunos Tode hören, als zur bayrischen Linie gehörig ansprechen wollte.

In der nächsten Urkunde, aus dem Jahre 952, bestätigt Otto I. seinem „dilecto vasallo Billing“ den Tausch von eigenen Gütern an der Saale mit solchen des Grafen Billing bei Göttingen und Braunschweig. Im folgenden Jahre, als Wichmann und Ekbert Billung, wie ich annehme, die Enkel des thüringischen Grafen, sich auf seiten der Königsrebellen gestellt hatten, schenkt der König die Güter, die „Billingus quidam noster miles“ im vorhergehenden Jahre mit ihm ausgetauscht hatte, dem Magdeburger Moritzkloster. Im Jahre 957, nachdem Ekbert reuig in die Heimat zurückgekehrt war, sein Bruder Wichmann aber noch in der Verbannung lebte, bestätigte Otto, und jetzt wiederum in der gnädigsten Weise, seinem „fideli vasallo comitique dilecto Billinc dicto“ einen neuen Güteraustausch. Auch im Jahre 961, als Wichmann und Ekbert sich ruhig verhielten,

[1] Köpke-Dümmler S. 573

wird ein Tausch „cum quodam nobis dilecto vasallo Billing“ in der Pfalz Wallhausen abgeschlossen. Darauf erfahren wir zwei Jahre später (963) durch eine päpstliche Urkunde von einer Klosterstiftung (Bibra) des alten Grafen Billung, die vielleicht schon früher gemacht war, nachdem ihm sein langes Leben so viel schwere Schicksalsschläge in der Familie gebracht hatte.

In den letzten vier kaiserlichen Urkunden wird des alten Billung auch nicht mehr sonderlich in Gnaden gedacht. Im Gegenteil[1]. Otto überweist einmal, am 28. 7. 965, seinem Moritzkloster zu Magdeburg den Honig- oder Wachszins und den Zehnten in verschiedenen Gauen, namentlich in pago Neletici in comitatu Billingi comitis“. Und am 28. 7. 966, also an demselben Jahrestage um ein Jahr später und beide Male zu Wallhausen, befreit der Kaiser ein dem Magdeburger Moritzkloster überwiesenes Gebiet von der Botmäßigkeit des Gaugrafen und hebt den Tausch der Saalegüter mit „Billingo nostro comite“ wieder auf. Inzwischen hatte sich Wichmann Billung seit 965 wieder auf die Seite der Feinde jenseits der Elbe begeben, wo er 967 sein junges Leben lassen mußte. Dasselbe Jahr wird ebenfalls als Todesjahr des alten Grafen Billung angenommen. Damit in Zusammenhang scheinen zwei andere Urkunden zu stehen, worin sein Name nochmals vorkommt. Am 2. 10. 968 unterzeichnete Otto I. in Ravenna eine Schenkungsurkunde, die sein Sohn Otto II am folgenden Tage gleichfalls zu bestätigen hatte. Dadurch wurde das „monasterium quod Billingus comes in praedio vel fisco nostro imperatorii juris a fundamento construxit cum castello et villa et omnibus appenditiis vel proprietatibus quas praedictus Billingus de suis eidem monasterio contulit et tradidit“[2] der neuen kaiserlichen Lieblingsstiftung, dem Erzbistum Magdeburg überwiesen. Im Jahre zuvor aber hatte der Kaiser, erinnern wir uns, das gesamte Erbe Wichmann Billungs, des ältesten Enkels und Erben des Grafen (wie ich annehme) zwischen den Klöstern Kemnade und Lüneburg aufgeteilt. Was aus dem übrigen billungischen Besitz in Thüringen wurde, ob und was davon damals den Billungern verblieben, weiß man nicht. Wie schon erwähnt, nimmt Wedekind[3] für Hermann Billungs Nachkommen dort noch gehörigen Besitz

[1] Wedekind II, 233. [2] Derselbe II, 225. [3] Derselbe II, 233.

in der Nähe Halles an, wie auch Lotte Hüttebräuker[1] solchen für die letzte Brunonin Gertrud, die meiner Meinung nach der Wichmann-billungischen Linie entstammte, Eigenbesitz bei Langensalza annimmt.

Danach wäre vorauszusetzen, daß Ekbert von der Alaburg als Wichmanns des Älteren letzter Sohn in Thüringen mit Haupterbe gewesen ist. Und vielleicht ist nicht zu Unrecht anzunehmen, daß des einäugigen Ekberts ältester Sohn Bruno, der 976 das Passauer Zollehn verlor, für den in Sachsen festgehaltenen Vater zunächst das Erbe in Thüringen antreten mußte, wo er möglicherweise während der mannigfachen aufrührerischen Unternehmungen seines Vaters vielfach seit seiner Kindheit in der Obhut des alten Grafen Billung geweilt hatte. Das Todesjahr des alten Grafen Billung ist, wie gesagt, nicht überliefert. Die Zeit um 967 ist dafür wohl mit Recht anzunehmen. Auch den Tod seines ältesten Urenkels, der, wie ich glaube, der geheimnisvolle Gründer der Stadt Braunschweig wurde, vermeldet keine Chronik, trotzdem, wie Giesebrecht[2] sagt, dieser „Bruno" ein mächtiger Graf und ein Verwandter des Königshauses und der Billunger sowie der Gatte der ebenso reichen wie stolzen Gisela von Schwaben und der Vater des ersten geschichtlich bekannt gewordenen Grafen Ludolf von Braunschweig war. Man nimmt für das Ableben[3] Brunos von Braunschweig das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts an, bald nachdem sein Sohn Ludolf um 1002[4] geboren war.

Bei der Frage nach der Herkunft des Gründers von Braunschweig ist folgendes zu berücksichtigen. Heinrich der Zänker, der Verführer Ekberts, der seine Gefolgschaft für den bayrischen Ludolfinger mit dem Verlust der Alaburg (und des Rammelsberges?) bezahlen mußte, hatte schon ein Jahr später, nachdem

---

[1] Lotte Hüttebräuker: Das Erbe Heinrichs des Löwen, S. 13; siehe auch origines Guelfici IV, 127.

[2] Giesebrecht: D.K.G. II, 1875, 23.

[3] Das Todesjahr Brunos von Braunschweig ist nicht überliefert. Doch muß er im ersten Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts verstorben sein, da Ernst von Schwaben, Giselas ältester Sohn aus zweiter Ehe, spätestens 1010 geboren sein muß. Dieser hat 1025 zuerst selbständig sein Erbrecht Konrad II. gegenüber vertreten. Dazu mußte er nach damaliger Anschauung mindestens 15 Jahre zählen. Siehe dazu Richter: Annalen zu d. d. Geschichte des Mittelalters, 1890, III. Abt., Bd. 1.

[4] Steinacker: Die Stadt Braunschweig, 1924, S. 26ff.

sein kurzer Königstraum ausgeträumt war, das Herzogtum Bayern[1] zurückerhalten. Ist da nicht ebenfalls anzunehmen, daß, nachdem auch Ekbert am Hofe wieder in Gnaden aufgenommen war, ihm oder seinem ältesten Sohne und Erben vergönnt gewesen ist, für den reichen Alaburgbesitz (an der Gose?) einen neuen Stammsitz an der Oker zu gründen, wo billungisches Eigengut ebenfalls früh bezeugt[2] ist? Und damit komme ich zu der noch ungeklärten Gründungsgeschichte von Braunschweig, die wahrscheinlich mit der Zerstörung der Steinbergburg-Alaburg in naher Verbindung gestanden hat. „Ganz offenbar ahmten die Brunonen in Braunschweig nach, was die Könige in Goslar schufen", lesen wir in Steinackers Geschichte von Braunschweig[3]. Oder was die Billunger unter Ekbert und Bruno zunächst an den Ufern der Gose selbst hatten schaffen wollen, darf man vielleicht hinzusetzen?

VI.

War Bruno, der geheimnisvolle Gründer Braunschweigs, ein Sohn Ekberts von der Alaburg?

„Urkundlich erwähnt wird Braunschweig zuerst im Jahre 1031... Der erste sicher beglaubigte Herr aus diesem Stamme (der Brunonen) war Graf Bruno; aber in körperhafter Gestalt tritt uns erst sein Sohn Ludolf (gest. 1038) entgegen, der der Weihe der Magnikirche beiwohnte (1031) und sich an der Bewidmung beteiligte." So heißt es in der jüngsten Braunschweiger Stadtgeschichte[4], in der schon wiederholt zitierten verdienstvollen Neuausgabe von G. und Sp.[5]. In diesem Bruno glaube ich mit immer größerer Bestimmtheit den ältesten Sohn des verfehmten Herrn von der Alaburg zu erkennen, der 984 mit dem Vater heimatlos und dadurch auch namenlos geworden war.

Seit Otto I. kurz nach seiner Thronbesteigung den eigenen Oheim Wichmann Billung übergangen und den ihm ferner

[1] Annales Quedl. ad an. 985 und 995.

[2] Wedekind II, 81; siehe Anm. 211, S. 27 (Steinacker, Braunschweig).

[3] Steinacker: Braunschweig, S. 27.

[4] Mack: Überblick über die Geschichte der Stadt Braunschweig (Görges-Spehr-Fuhse 1925) S. 34/36.

[5] Görges-Spehr: Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Lande Braunschweig-Hannover. Unter Mitwirkung vieler Fachleute neu herausgegeben von F. Fuhse, Braunschweig 1925.

stehenden jüngeren, vielleicht gefügigeren Hermann Billung[1] zum Oberbefehlshaber in Sachsen ernannt hatte und dieser zu dem Rang eines Markgrafen und Herzogs aufgerückt war, scheint nur noch die herzoglich gewordene Linie der Billunger offiziell gezählt zu haben. Daher erklärt sich gewiß gleichfalls das 14 Jahre lange Schweigen der Chronisten über Ekbert Billung, das Uhlirz für die Zeit von 962—976 hervorhebt, wie wiederum die Unklarheit über seine letzte Lebenszeit nach dem Verlust der Alaburg. Die verschiedenen rebellischen Unternehmungen der Söhne Wichmanns des Älteren hatten sie zu mißliebig am Hofe der königlichen Verwandten gemacht. Daher schwieg man auch so viel wie möglich über Ekbert und seine Söhne.

So weit ich sehe, hat zuerst Wedekind[2] die Vermutung ausgesprochen „Sollte wohl nicht derjenige Bruno, der Ekberts Nachfolger in der Schirmvogtei Corvey war und die nachherige Kaiserin Gisela als Witwe hinterließ, der älteste Sohn Ekberts gewesen sein? Nur so wird es erklärbar, auf welche Weise in der zweiten brunonischen Linie alle die Landschaften und Hoheitsrechte haben vereinigt werden können, die bei dem Tode Markgraf Ekberts II. (1090) auf seine Schwester Gertrud vererbfällt wurden".

Durch diese Gertrud kamen die Güter an das Welfenhaus. Und was ebenfalls Beachtung verdient, Heinrich der Löwe hat sich durch die Vermittlung des Abtes Wibald von Corvey bei dem Papst um die Kemnadischen Güter aus dem Wichmann-billungischen Erbe der Schwestern Ekberts von der Alaburg beworben (1148), wozu er doch nachweisbare Rechte gehabt haben muß, die wir leider nicht kennen.

Thietmar, der der Hermann-billungischen Linie verwandt war[3], nennt den von ihm ebenfalls nicht nach Herkunft oder Geschlecht näher bezeichneten ersten Grafen Bruno von Braunschweig einen erbitterten Gegner Bernwards von Hildesheim[4]. Bei Thangmar[5] finden wir in der Lebensgeschichte seines Bischofs

[1] Widukind II, 4.

[2] Wedekind II, 64; dazu S. 66, 76, sowie U.B. des Hochstiftes Hildesheim, I, 86 (1051). Für Bruno von Braunschweig und seine Erben ehemals billungische Güter und Grafschaften in den Gauen „Nordthüringen, Derlingau, Astfala, Saltgau, Gretingau und Mulpeze" bezeugt.

[3] Thietmar V, 14 und VII, 34.

[4] Thietmar VIII, 12.

[5] Thangmar vita Bernwardi, 38.

eine weitere Bestätigung dafür. Er nennt den Gegner Bernwards „einen Fürsten namens Bruno, der von meinem Herrn in den eigenen Unternehmungen gehindert zu werden fürchtete". Dieser Bruno als Sohn Ekberts hätte aber noch weitere Gründe für seine Fehden gegen Bernward von Hildesheim gehabt. Denn der ebenso kluge wie ehrgeizige Kirchenfürst[1] auf dem Hildesheimer Bischofsstuhle hatte sich von seinem ehemaligen Schüler, Otto III., nicht nur mit der urbs Dalehem beschenken lassen (1001) und dadurch im Herzen des ehemaligen Hauptmachtbereichs Ekberts und seiner Söhne, im Ambergau, Fuß fassen können; er hatte schon vorher, gleich nach Ekberts des Einäugigen Tode, Güter[2] und Rechte in anderen billungischen Gauen erlangt bei Gründung der bischöflichen Mundburg (Müden am Zusammenfluß der Aller und Oker), die nach Thangmar[3] „an der äußersten Grenze des Bistums" (995) gegen die Slaven errichtet wurde. „Seit des heiligen Bernwards Zeiten lagen die Bischöfe von Hildesheim in Streit mit den Brunonen um Grafschaftsrechte in den alten Gauen Flottwedel und Grethe" heißt es in einer neuen Studie[4] über die Stadtgeschichte von Celle, deren Verfasser gleichfalls annimmt, daß um jene Zeit die Burg Alten-Celle von einem Brunonen erbaut sei, ohne ihn näher zu bezeichnen, nachdem „der Verkehr von Lastschiffen zwischen Braunschweig und Bremen seinen Anfang genommen". Auch Wienhausen, der Sitz eines Archidiakonus und des Gerichtes in „Flutwidde", gehörte zur Grafschaft Brunos von Braunschweig.

Nachdem Ekkard von Meißen, Hermann Billungs Schwiegersohn, durch Mörderhand gefallen, soll Bischof Bernwards Stimme mit ausschlaggebend gewesen sein, daß der bayrische Heinrich nach einem ungewöhnlich langem Interregnum endlich Anfang Juni 1002 von dem ebenfalls aus Sachsen gebürtigen Williges in Mainz zum König gekrönt werden konnte. Hermann von Schwaben, der Schwiegervater Brunos von Braunschweig, hatte lange neben ihm als erfolgreichster Thronbewerber gegolten,

[1] von Kern: Geschichtliche Vorträge, Tübingen 1875, Otto III, S. 7 „in seinem (Bernwards) gewandtem Benehmen verriet sich die vornehme Abkunft, in seiner Schmiegsamkeit und Vielgeschäftigkeit die still lodernde Flamme unruhigen Ehrgeizes. · S. ebenfalls Anm. 166.

[2] Leutzsch: Markgraf Gero, S. 165; vgl. dazu Wedekind II, S. 63ff.

[3] Thangmar: vita Bernwardi, 7. [4] Kittel: Das alte Celle, 1925, S. 32.

wobei ihm in Sachsen sein Schwiegersohn gegen Bernhard Billungs und Bischof Bernwards Anhang Parteigänger werben konnte. Möglicherweise hat sich dieser geheimnisvolle Bruno von Braunschweig auch selbst um die deutsche Krone beworben, wie einige Chronisten[1] wissen wollen, wozu er als Ekberts von der Alaburg Sohn und dadurch als nepos imperatoris durchaus berechtigt gewesen wäre, jedenfalls ebensogut wie Ekkard von Meißen, dessen Wahl der sächsische Partikularismus gewünscht hatte.

VII.

Von der Gründung Braunschweigs und den Brunonen.

In der Geschichte der Stadt Goslar von P. J. Meier[2] lesen wir: „So ist doch im Gegensatz zur landläufigen Annahme scharf zu betonen, daß alle grundlegenden Einrichtungen, die Goslars Blüte zur Folge hatten, bereits am Ende des 10. Jahrhunderts (also vor der Pfalzzeit) getroffen waren", die, wie ich ausgeführt habe, meiner Annahme nach als unmittelbare Folgeerscheinungen von der Zerstörung der Steinbergburg-Alaburg anzusehen sind. Und Steinacker[3] stellt für die Entstehung der Stadt Braunschweig ebenfalls fest „Rund gesagt, vom Jahre 1000 ab, war die wirtschaftliche Lage Braunschweigs entschieden. Der Herr der Gegend griff mit vollem Verständnis ein". Wer jedoch dieser Herr war, den ich für den Sohn Ekberts von der Alaburg halte, wird hier ebenfalls nicht angegeben. Aber Brunos Sohn Ludolf[4], der erste geschichtlich nachweisbare Herr der späteren Welfenstadt Braunschweig, der von ca. 1002—1038[5] lebte, tritt

[1] vita Meinwerci, 7; M.G.S.S. XI; siehe auch Eccard: hist. geneal., S. 270 und Harenberg: Historia Gandersh., S. 1374.

[2] P. J. Meier: Die Stadt Goslar, 1926, S. 19.

[3] Steinacker: Die Stadt Braunschweig, 1924, S. 24.

[4] Die Verwaltung von Brunos Erbe für seinen minderjährigen Sohn Ludolf könnte durch dessen Vatersbruder Ekbert besorgt sein, der, wie man annimmt, als letzter Sohn Ekberts von der Alaburg 1034 als praefect im Derlingau verstarb, wo er das zweite Comitat inne hatte, sein Neffe Ludolf das dritte und Graf Lüder, Lothars von Supplinburg Großvater, derzeit das erste verwaltete; vgl. Wedekind II, 107ff. Die von Wedekind für die Jahre 1024 und 1028 angeführten „Amelungus comes, frater Ecberti" könnten dessen Söhne gewesen sein, sonst wäre noch ein vierter Sohn Ekberts anzunehmen; vgl. Wedekind II, 75; sowie Annal. Paderb. I, 474.

[5] Steinacker: Braunschweig, S. 25.

erst im Jahre 1031, also mit nahezu 30 Jahren zum ersten Male für Braunschweig geschichtlich hervor, nachdem sein jüngerer Stiefbruder, Ernst von Schwaben, im Jahre vorher sein tragisches Ende gefunden hatte, was mittelbar damit in Zusammenhang stehen könnte. Die Magnikirche wurde damals gegenüber dem Dorfe Brunswik am rechten Okerufer im Beisein des Grafen Ludolfs von Braunschweig, der sich an der Bewidmung beteiligte, von dem Halberstädter Bischof geweiht.

Um eben dieselbe Zeit begann auch seine Mutter, die Kaiserin Gisela, eine Kirche[1] in Goslar mit Hilfe Godehards von Hildesheim zu bauen, deren Weihe dieser Bischof noch in seinen letzten Lebensjahren, also kurz vor 1038, vollzogen hat. Und trotz der früheren Feindschaft zwischen Hildesheim und Braunschweig weihte derselbe Bischof „nach zuverlässiger Überlieferung“[2] ebenfalls in diesen 30er Jahren eine vom Grafen Ludolf am linken Ufer der Oker errichtete, später dem heiligen Blasius geweihte Stiftskirche nahe der Herrenburg Dankwarderode, sowie „die auf dem jetzigen Kohlmarkte erbaute ehemalige Ulrichskirche, die zweite Kirche der neuen Siedlung, wenn die gewöhnliche mit guten Gründen zu stützende Annahme, daß der Jakobikirche am Eiermarkt ein höheres Alter zukommt, mit Recht besteht.“ Auch in Goslar war vielleicht der alten, in eine Johanniskirche verwandelten Martinikirche des Bergedorfes auf dem Pfalzhügel eine Ulrichskapelle bald als Gotteshaus gefolgt[3]. Hölscher verlegt zwar den Bau dieser eigenartigen doppelgeschossigen Palastkapelle in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts, während ihr Name urkundlich noch später, im 13. Jahrhundert zuerst erscheint[4]. Aber Bruno von Augsburg, der von 1006—1029 ein Nachfolger des heiligen Ulrichs auf dem Augsburger Bischofsstuhle wurde, stand Goslar doch als Bruder Heinrichs II. und Erzieher Heinrichs III. gewiß näher als Braunschweig, wo ihn Ludolf zum Patron der von ihm

[1] M.G.S.S. XI, 210, Wolfheri vita Godehardi: „quando ibi in curte regali in postremo aetatis suae tempore jussu et peticione Giselae imperatricis ecclesiam construxit“ Godehard starb 1038.

[2] Mack: Braunschweig, S. 34 u. 35.

[3] Hölscher S. 125 (s. Anm.).

[4] Hann. Kurier vom 29. 12. 1927. V. O. Habicht meint dazu in seiner Besprechung: „Die durchaus noch bestehenden Rätsel der St. Ulrichskapelle finden hoffentlich bald ihre Klärung.“

gestifteten Ulrichskirche ernannt hatte[1]. Jedenfalls bleibt sehr auffällig, daß die Geschichte der Stadt Braunschweig mit der Einweihung von drei Gotteshäusern innerhalb eines kurzen Zeitraumes einsetzt, was wir vielleicht auf die Feindschaft[2] Heinrichs II. gegen Bruno von Braunschweig als Schwiegersohn Hermanns von Schwaben und etwaige Befürchtungen des Königs wegen eines neuen gefahrdrohenden Wichmann-billungischen Stammsitzes in Sachsen zurückführen könnten, wo der Erbe zunächst zu jung war, um die Pläne des verstorbenen Vaters sogleich erfolgreich fortzusetzen.

Gisela von Schwaben, Ludolfs von Braunschweigs Mutter, trug als Gemahlin Konrads II. seit 1024 die Krone, die sie vielleicht schon von ihrem ersten Gatten Bruno von Braunschweig erhofft hatte. Sie war eine Fürstin, „welche alle Traditionen der ottonischen Bildung und den höchsten Glanz vornehmer Abstammung in sich vereinigte, eine Frau zugleich, die Ehrgeiz, Ruhmliebe und Herrschbegierde in so reichem Maße besaß, daß sie wohl zum Übel hätte ausschlagen können. Sie war die Tochter des Herzogs Hermann von Schwaben, eine Enkelin des Königs Konrad von Burgund, welche ihren Stammbaum mit einer gewissen Vorliebe bis auf Karl den Großen zurückleitete"[3]. Durch die burgundische Abstammung ihrer Mutter war sie eine Großnichte der Kaiserin Adelheid, der man bei „großer körperlicher Schönheit und kräftigem Verstande"[4] „edles Bemühen, überall Frieden zu stiften" nachrühmte. So wäre nicht ausgeschlossen, an eine Vermittlung der alten Kaiserin, die ihre letzten Lebensjahre, seit ihr eigenwilliger Enkel Otto III. mündig geworden (995), fern vom Hofe verbrachte, zu denken bei der Heirat ihrer jüngsten Großnichte, der reichen, hochbegabten schwäbischen Erbin mit dem ältesten Sohn und Erben Ekberts von der Alaburg, nachdem dessen Vater und Großvater von den Ottonen so viel Ungemach erfahren hatten. Einem beliebigen sächsischen

---

[1] Steinacker: Braunschweig, 1924, S. 26.

[2] Dagegen schenkte Heinrich II. Giselas zweitem Gatten, Ernst von Babenberg, seine Gunst, den er zum Herzog von Schwaben machte, sowie auch dessen ältestem Sohne, den er nach des Vaters frühem Tode bald darauf in Goslar zum Nachfolger ernannte (24. 6. 1015).

[3] von Kehr: Geschichtliche Aufsätze, Tübingen 1870, Kaiser Konrad II., S. 43.

[4] Derselbe: Geschichtliche Aufsätze, Tübingen 1870, Kaiser Otto III.

Grafen Brun[1], auch wenn er zum Gründer von Braunschweig bestimmt war, würde die stolze Gisela von Schwaben[2] gewiß nicht zugefallen sein. Bruno als Ekberts des Einäugigen Sohn gehörte aber durch die nahe Verwandtschaft mit dem Königshause zu den vornehmsten Großen jener Tage, auf dessen Nachfolge und zunächst tatkräftige Unterstützung als geborener Gegner der herzoglich-billungischen Linie in Sachsen Hermann von Schwaben, Giselas Vater, gleichfalls hoffen konnte. Auch der Nachfolger Heinrichs II., Konrad II., scheint bemüht gewesen zu sein, trotzdem er der Stiefvater des früh vaterlos gewordenen Ludolf von Braunschweig geworden, zunächst selbst erst mal festen Fuß in Sachsen zu fassen, wo er bald nach seiner Thronbesteigung im August 1024 die Pfalz Goslar schon zur darauffolgenden Weihnachtszeit besuchte und dort noch Ende Januar 1025 geurkundet hat[3]. Auch später ist er in Goslar sehr gern eingekehrt[4]. Der Name seines ältesten Stiefsohnes Ludolf erscheint zuerst in einer Kaiserurkunde[5] aus dem Jahre

[1] Hirsch: Jahrb. d. d. R. unter Heinrich II., 1846, II, 27; Chron. Riddagsh. (Leibniz, SS. II, 75) „Bruno princeps fundat Brunswik"; Thangmar: vita Bernwardi, 38 „princeps quidam Bruno nomine"; Chron. duc de Br. (Leibniz II, 15) „His temporibus (Heinrich II.) in Brunswik fuit Bruno qui comes dictus est".

[2] Giesebrecht: G.D.K. 1875, II, 23. „Selbst in Sachsen hatte Hermann von Schwaben einen Parteigänger in dem mächtigen Grafen Brun, einem Verwandten des Königshauses und der Billunger; er war oder wurde doch wenig später der Eidam Hermanns, indem er sich mit dessen Tochter Gisela vermählte, jener Gisela, die als Kaiserin enden sollte"; und Hirsch: Jahrb. d. d. Reiches unter Heinrich II., 1846, I,464 „Bekennen wir aber auch, den Zusammenhang dieses Bruno von Braunschweig mit den Ottonen und der billungischen Familie, nicht aufklären, dessen Identität mit dem angeblichen Kronbewerber des Jahres 1002 nicht nachweisen, ihm die Gründung von Braunschweig nicht als sein Werk anerkennen zu können, so können wir doch an seiner Person, an seiner Ehe mit Gisela, an seinem Verhältnis als Stammvater des brunonischen Hauses nicht zweifeln"; vgl. damit Bresslau: Jahrb. d. d. Reiches unter Konrad II., 1879, I, 18 „Gisela, aus deren erster Ehe mit Bruno von Werla Graf Ludolf schon 1006 geboren sein muß". Dieser Irrtum ist wohl auf den irreführenden Bericht vom Annalisten zurückzuführen, der zwar nicht Bruno zu einem Grafen von Werla, aber Gisela zu der Tochter eines Grafen von Werla macht. Hirsch hat diesen Mißverständnissen einen Excurs gewidmet, I, S. 464. Darin wird auch richtiggestellt, daß Gisela in erster und nicht in zweiter Ehe mit Bruno von Braunschweig vermählt war, was der sächsische Annalist ebenfalls verwechselt. Siehe auch Hirsch, S. 457ff.

[3] G.U.B. I, 18 (22. 1. 1025).

[4] G.U.B. I, 19, 20, 21, 22, 23 (1031), 24 (1034), 27 (1038), 28 (1039).

[5] M.G.D.D. IV, 123 (1. 7. 1028); vgl. dazu: Annal. Paderb., I, 474 „Liudulfus comes et privignus imperatoris".

1028, die eine Streitfrage Corveys betrifft. Ludolf scheint damals seinen Stiefvater zur Krönungsfeier nach Aachen begleitet zu haben, wo der nachmalige Heinrich III. elfjährig zum König gesalbt wurde. Bedeutsamer für die Annahme, daß Ludolfs von Braunschweigs unbekannter Vater der heimatlos und namenlos gewordene Erbe der Alaburg in der Nähe des silberspendenden Goslarer Rammelsberges gewesen ist, erscheint mir aber eine andere Kaiserurkunde[1] aus dem Todesjahr Konrads II., nachdem dessen Stiefsohn Ludolf im Jahre vorher schon verstorben war. Denn in dieser ist Goslar zum überhaupt ersten Male urkundlich als villa regia bezeichnet, was nicht grundlos geschehen sein wird. Bis dahin war offenbar immer noch die Empfindung lebendig geblieben, daß das königliche Besitzrecht auf Goslar auf einer Gewalttat beruhte und den eigentlichen Erben benachteiligte. Hierzu sei daran erinnert, daß auch Heinrich II., der schon im ersten Jahre seiner Regierung in dem Goslar so nahe gelegenen Hildesheim rastete (1002), wo er während der Verbannung seines Vaters viele Jahre seiner Jugend verbracht hatte, und der seinen Bamberger Dom in vier Jahren erbaute, erst 1009 zum ersten Male in der von ihm errichteten Pfalz Goslar einritt[2], trotzdem dort seit Ottos III. Tagen schon königliche Münzen von Rammelsberger Silber geprägt worden sind. Der Zehnte aller dortigen Gefälle aber fiel auf sein Geheiß schon seit 1005[3], seit der Zeit also, für die man Brunos von Braunschweig Tod annimmt, dem Aachener Adalbertstift zu. Ekbert von Alaburg und dessen ältester Sohn und Erbe Bruno, die treuen Parteigänger seines Vaters im Kampfe um die Nachfolge Ottos II., was diesen die Alaburg gekostet hatte, waren damals also beide verstorben, so daß hinfort eine mögliche Rücksichtnahme Heinrichs II. fortfallen konnte.

Und weiter. Ludolfs von Braunschweig Söhne trugen wiederum die bedeutungsvollen Namen Bruno und Ekbert, wovon der letztere vielleicht seinen Namen zu Ehren des einstigen Alaburgherrn Ekbert des Einäugigen erhalten hatte. Der letzte Brunone, abermals ein Ekbert mit Namen, hat wie Ludolfs Sohn Bruno gleichfalls früh einen gewaltsamen Tod gefunden als Gegner Heinrichs IV. (1090), dem sein Vater einst ritterlich das Leben aus den Fluten des Rheines gerettet hatte. Mit seinem Tode

[1] G.U.B. I, 28 (27. 4. 1039). [2] G.U.B. I, 10 (März 1009). [3] G.U.B. I, 8.

endete, wie ich annehme, der Zweig eines alten Heldengeschlechtes, dessen Glieder bis zuletzt die stolze tapfere Art ihres Ahnherrn Wichmann Billung nicht verleugnet haben, die aber auch den Groll wegen einstiger ungerechter Zurücksetzung von seiten des nahe verwandten Königshauses nicht vergessen konnten, und für ihre vermeintlichen Rechte kämpften. Im Gegensatz zu der glücklicheren herzoglichen Linie der Billunger, von denen nur Bernhard II. im Jahre 1020[1] kurz und ergebnislos versucht hat, mehr Einfluß zu gewinnen. Otto I. hatte wohl gewußt, warum er dazumal den jüngeren Hermann und nicht „den sonderlich weisen und tapferen" Wichmann Billung, seinen Oheim, zum Stellvertreter und Oberbefehlshaber in Sachsen machte. Schmeidler[2] bemerkt über die Stellung der Hermann-billungischen Linie in Sachsen: „Es war, wie gesagt, kein echtes Herzogtum, das sie hatten, ohne Gewalt über die Grafschaften und Markgrafenschaften. Nur langsam versuchten sich die Billunger unter den langlebigen Regierungen Hermanns und seiner Nachkommen zu einiger provinzieller Bedeutung zu erheben, eine wahre Führerschaft des ganzen Stammes haben sie niemals erlangt. Es ist auch nicht ohne sehr bestimmte Einwirkung des Königtums geschehen, daß dieses Ersatzherzogtum in Sachsen während der fast zwei Jahrhunderte währenden Herrschaft dieses Geschlechtes so schwach geblieben ist." Auch A. v. Hofmann[3] meint, nachdem Lothar das billungische Erbe 1106 angetreten hatte: „Es war kaum zu erwarten, daß der neue Herzog sich mit der relativ bescheidenen Stellung der Billunger im Lande zufrieden geben würde."

Heinrich der Löwe war schließlich der Glückliche, dem das Erbe der beiden billungischen Linien, wie ich annehme, zufiel und der dies, nachdem er den ersehnten Besitz von Goslar mit dem Rammelsberge aufgeben mußte, zum weiteren Heil von Braunschweig verwandte.

Schlußwort.

So schließt mit einem anderen Königsrebellen, dem großen Welfen, die Kette, die, wie ich immer mehr überzeugt bin, von

[1] Giesebrecht: Kaisergesch. II, 1875, S. 167.

[2] Schmeidler: Nieders. Jahrb. IV, 1927, S. 147.

[3] von Hofmann: Politische Geschichte der Deutschen. II, 203.

der zerstörten Steinbergburg-Alaburg aus die Gründungsgeschichte Goslars mit der von Braunschweig verbindet. Wer weiß, wie sähe es jetzt hier oder dort aus, wenn die Alaburg Ekberts im Jahre 984 nicht gewaltsam zerstört worden wäre? Jedenfalls ist dringend zu hoffen, daß die Grabungen am Steinberge von Goslar, nachdem das bisher abschließende Gutachten beanstandet worden ist, wieder aufgenommen werden, die nach Schuchhardt noch manche weitere Aufklärung bringen könnten; es wäre aber zu wünschen, daß eine auswärtige Leitung damit betraut wird, die in der Lage ist, die Ausgrabungen fachwissenschaftlich durchzuführen und zu bearbeiten.

Der Forderung nach sorgsamster quellen-kritischer Unterbauung aller Thesen hoffe ich entsprochen zu haben bei meinem Bemühen, in den kürzlich wiederaufgefundenen Steinbergburgresten bei Goslar die viel gesuchte Burg Ala und in deren Herrn, Ekbert Billung, den ersten gräflichen Grundherrn am Steinberg und am Rammelsberge vor der Goslarer Pfalzzeit nachzuweisen, auf den die bisher unerklärlichen Privilegien und Hoheitsrechte der Herren von dem Dike (Grevendike) zurückgehen, die in der „Verfassungsentwicklung Goslars" eine solch wichtige Rolle spielten, wie Frölich in seiner oft erwähnten Arbeit immer wieder betont. Und ferner, daß der älteste Sohn und Erbe des Alaburgherrn, Bruno Billung[1], nach der Zerstörung der väterlichen Stammburg mit oder ohne Hilfe des Vaters sich an der Oker einen neuen Stammsitz zu schaffen versuchte und damit zu dem von der Geschichte nicht näher bezeichneten Gründer Bruneswiks wurde, dessen Herkunft bisher ebenso dunkel war, wie die einstige Lage von des Billungers Ekbert Monocolus Alaburg.

[1] Wedekind II, 126: „Mit Ekbert II., Markgraf von Meißen, erlosch der Mannesstamm der alten Grafen von Braunschweig oder der billing-wichemannischen Linie, der gewöhnlich, nach dem späteren Stifter, mit dem Namen des brunonischen bezeichnet wird." Unabhängig von Wedekind, der mir damals nicht zugänglich, und der auch seine Annahme an anderen Stellen wieder unsicher läßt, war ich schon 1924 im Kampfe um mein Goslarbuch und die darin vertretene Alaburghypothese zu derselben Annahme gekommen, die sich inzwischen noch mehr verstärkt hat. Anläßlich einer Tagung des Harzer Altertums- und Geschichtsvereins in Goslar, hatte ich kurz darüber im Harzer Tageblatt geschrieben (10. 10. 1924) Jetzt habe ich, veranlaßt durch die näheren Umstände bei den Ausgrabungen der Goslarer Steinbergburg, das gesamte Material neu bearbeitet und hoffe dadurch eine baldige Wiederaufnahme der Ausgrabungen unter fachmännischer Leitung herbeizuführen.

Von Ludewig und Gundling zur Romantik[1].

Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Geschichtsauffassung.

Von

Herbert Eichler (Wien).

Die neuere deutsche Geschichtschreibung ist ein Kind der Staatswissenschaft. Von staatsrechtlichen Werten ließen sich Johann Peter von Ludewig, geboren 1668, und sein Gegner Nikolaus Hieronymus Gundling, geboren 1670, leiten, als sie im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts zu Halle den Grund zu einer Geschichtsauffassung legten, die bis ins fünfte Jahrzehnt hinein die deutsche Wissenschaft beherrschte. Es war das Zeitalter der deutschen Kaiser- und Reichshistorie.

Ludewig hat diese staatsrechtliche Geschichtsauffassung scharf und schroff ausgesprochen. Geschichte war ihm „eine wahrhaftige ... Nachricht, daraus sich die Art und Rechte der Regierung und das Band zwischen Haupt und Gliedern im Römischen Reiche ersehen und urteilen lässet“[2]. Nur der Jurist, nicht der Theologe oder Philosoph, erschien ihm zur Geschichtschreibung befähigt: entschieden erklärte er, „daß einer, der die öffentliche teutsche Rechte nicht aus dem Grund innen hat, so wenig Geschicke habe, denen Zuhörern auf Universitäten eine Reichshistorie fürzutragen, als man von einem geschwätzigen

---

[1] Der folgende Aufsatz ist ein ausgeschiedener Abschnitt einer Arbeit über Friedrich Schlegel, die noch einige Ergänzungen bringen wird. Daraus erklärt sich die skizzenhafte Einseitigkeit und Unvollständigkeit der Darstellung; auf die größte Lücke weise ich selbst hin: Herders „Ideen“, Goethe, Schiller, Luden, Woltmann, Schlosser. Die neuere Literatur bot für meine auf das Formale der Geschichtsauffassung gerichtete Problemstellung nur wenig: Ich zitiere nur, wo ich inhaltlich verpflichtet bin. Bekanntschaft mit allem rein Biographischen setze ich voraus: sie kann bequem aus der allgemeinen Deutschen Biographie und aus F. X. v. Wegele: Geschichte der deutschen Historiographie (1884) erworben werden.

[2] Johann Peter Ludwig (so!): Gesamte Kleine Teutsche Schrifften, Halle 1705, S. 289.

Kräuterweib die Eigenschaft und den Gebrauch der Kräuter und Pflanzen, ob sie gleich selbige noch so oft feilgeboten, erlernen möge"[1].

Auch die nächste Generation, als deren Vertreter wir Johann Jakob Mascow, geboren 1689, Professor des Staatsrechts in Leipzig, und Graf Heinrich von Bünau, geboren 1697, Staatsmann erst in kursächsischen, zuletzt in sachsen-weimarischen Diensten, herausheben, ließen sich im wesentlichen von staatsrechtlichen Werten leiten. Für Bünau rührte die hohe Bedeutung der Geschichte daher, daß „ein so nötiges Stück der Wohlfahrt des Teutschen Staates, ... die Reichsverfassungen, Gerechtsame und Staatslehre sich auf die Historie fußet". Denn der Aufbau des deutschen Staates könne „nicht besser als aus den Geschichten des Teutschen Reiches" erkannt werden[2]. So ist ihm die Geschichte die beste Theorie des Staatsrechtes. Auch Mascow leitet das Bestreben, „die besondern Ursachen, so Teutschland hat, die Ursprünge seiner Verfassung recht zu kennen" „bis in die dunkelsten Zeiten". Aber er sprengt doch diesen engen staatsrechtlichen Rahmen, wo ihm die Quellen entgegenkommen, und stellt etwa aus den antiken Schriftstellern zusammen, „was man von der Leibes- und Gemütsart, der Religion, den Sitten, dem Kriegswesen und der Polizei der Teutschen" finde[3]. Und auch Bünau meint, daß die Geschichte der germanischen Urzeit, wenn sie auch „keinen so gar großen Nutzen in dem Teutschen Staatsrechte als die darauffolgenden" Zeiten gebe, weil sie „in das heutige Staatsrecht eben keinen so gar großen Einfluß" gab, dennoch „keine geringe Aufmerksamkeit" verdiene und „auch hoffentlich dem Leser ein ziemliches Vergnügen geben" werde[4].

Und auch theoretisch drängt sich noch ein anderer Gesichtspunkt hervor, wenn auch tatsächlich die staatsrechtlichen Werte die größte Bedeutung behalten. Es ist der didaktische Pragmatismus der Zeit, insbesondere Ciceros Lehre: Historia magistra vitae. Die Geschichte soll nach Mascow Stoff zu moralischen

---

[1] Ebenda S. 430f.; vgl. insbesondere noch S. 290, 424, 428.

[2] Heinrich von Bünau: Teutsche Kayser- und Reichs-Historie, I (Leipzig 1728) Vorrede.

[3] Johann Jacob Mascow: Geschichte der Teutschen, I (Leipzig 1750) Vorrede.

[4] Bünau a. a. O.

Betrachtungen liefern und nach Bünau ist „dasjenige ein wichtiges Geschichtbuch zu nennen, welches uns lauter solche Sachen vorträget, die einen allgemeinen Nutzen geben. Hierunter ist billig alles dasjenige zu rechnen, woraus man den Ursprung, Wachstum und vornehmsten Taten eines berühmten Volkes erlernen kann und wodurch man von den Sitten, Veränderung- und Verfassungen eines Landes Nachricht zu erlangen Gelegenheit bekommt: Ferner muß man dazu zählen, wenn eines großen Mannes Leben beschrieben wird, dessen rühmliche Unternehmungen die Leser zur lobenswürdigen Nachahmung ermuntern, die Fehler aber zur Warnung dienen können: Und endlich ist alles dasjenige in einem historischen Buche als nötig und wichtig anzusehen, was die Erkenntnis nützlicher Dinge und den Wachstum der Gelehrsamkeit vermehren, den Verstand durch anderer Leute darinnen beschriebenes Glück oder Unglück schärfen und die Nachwelt zur Vermeidung der bösen und Nachfolge der guten Beispiele antreiben kann[1]."

Daher ist es denn auch für Bünau das erste Erfordernis eines vollkommenen Geschichtswerkes, daß es nur das Wichtigste, Nötigste und Unentbehrlichste enthalte. Wichtig aber sei, was allgemeinen Nutzen gebe. Hiernächst sei zu fordern, daß alles der Wahrheit gemäß oder doch wahrscheinlich sei. Drittens endlich müsse die Art der Erzählung durchgehend „ordentlich, deutlich und nach Erforderung der Sache, davon gehandelt wird, in allen Stücken eingerichtet" sein[2]. Die Forderung von Wahrheit und Gewißheit vor allen Dingen, das ist es, was auch nach Mascow die Geschichtschreibung der neueren Zeit von der der alten trennt, die die Historie „beinahe als ein Werk der Wohlredenheit" ansahen[3].

Im Jahre 1744 begann die deutsche Übersetzung der großen englischen Weltgeschichte zu erscheinen und damit wandte sich die deutsche Geschichtswissenschaft von der staatsrechtlich erfaßten Kaiser- und Reichshistorie ab und der mehr politisch oder „kulturgeschichtlich" erfaßten Weltgeschichte, der Universalhistorie zu. 1761 erschien Johann Christoph Gatterers (geboren 1727) „Handbuch der Universalhistorie nach ihrem gesamten Umfange", ein erster Versuch, „die Weltgeschichte über

[1] Ebenda. [2] Ebenda.

[3] Johann Jacob Mascou: Geschichte der Teutschen, II (Leipzig o. J.) Vorrede.

die Begriffe, die sich Hübner und Hübnerianer und auch die Cellariusse davon gemacht hatten, emporzuheben"[1], was Gatterer gewiß auch gelungen ist. Was er begonnen, setzte August Ludwig Schlözer fort. Weltgeschichte stand nun ein Menschenalter beherrschend im Vordergrunde der deutschen geschichtswissenschaftlichen Arbeit.

Diese Wandlung zur Weltgeschichte war aber doch nichts anderes als eine gesteigerte Abwendung von der besonderen und individuellen Erscheinung des Gegenstandes, wie sie jener Blütezeit der rationalistischen Aufklärung tief innerlich entsprach. Auf Grund einer ausgebildeten Weltanschauung, der Weltanschauung eines unbedingten Rationalismus, wurde die Geschichte erfaßt und beurteilt. Es war ein subjektiver Rationalismus, indem der Geschichtschreiber die Geschichte fast ausschließlich mit dem Verstande erfaßte, ein objektiver, indem die Geschichte selbst rational aufgebaut ward: Der Wille ward dem Verstande untergeordnet, das Gefühl ward in verstandesmäßige Reflexion aufgelöst oder ihr untergeordnet. Der Historiker erfaßte die Menschen der Geschichte nach seinem eigenen rationalistischen Selbst: im objektiven Werk spiegelte sich die subjektive Struktur des Geistes.

Der objektive Rationalismus war Streben nach dem Begriffe. Man suchte das Allgemeine, übersah und vernachlässigte das Besondere. Und die Tendenz ging weiter: Man neigte zu naturalistischer, gesetzmäßiger Auffassung des historischen Geschehens. Der formale Rationalismus der Darstellung ergab sich aus all dem von selbst.

Es war die Zeit der kausalpragmatischen Geschichtschreibung[2]. Den Begriff dieses Pragmatismus hat Johann Christoph Gatterer wohl am klarsten dargelegt: Für ihn ist pragmatisch eine Geschichtsdarstellung, die auf „Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Ursachen und Wirkungen" ausgeht, die „die Ursachen und das ganze Triebwerk der Begebenheiten" aufzudecken strebt, die „das ganze System von Ursachen und Wirkungen, von Mitteln und Absichten, so verwirrt auch alles im Anfange durch-

[1] Johann Christoph Gatterers Weltgeschichte, I (Göttingen 1785) Vorrede.

[2] Die Abhandlung Johann David Köhlers „de historia pragmatica", Altenburg 1714, war mir unzugänglich. Zum Begriff pragmatisch vgl. übrigens Rudolf Eislers Wörterbuch der philosophischen Begriffe.

und nebeneinander zu laufen scheint, aufs möglichste entwickelt darzustellen" sucht. Das Kausalitätsprinzip hat zu entscheiden: „die Ursachen gehen voran, die Wirkungen folgen". Bloße Anordnung nach geographischen oder chronologischen Gesichtspunkten gebe noch keine pragmatische Geschichte, wenn schon „die meisten neuern Geschichtschreiber diesen Begriff von dem Pragmatischen haben". „Der höchste Grad des Pragmatischen in der Geschichte wäre die Vorstellung des allgemeinen Zusammenhangs der Dinge in der Welt (Nexus rerum universalis). Denn keine Begebenheit in der Welt ist, sozusagen, insularisch. Alles hängt aneinander, veranlaßt einander, zeugt einander, wird veranlaßt, wird gezeugt und veranlaßt und zeugt wieder". Der pragmatische Geschichtschreiber muß endlich Philosoph sein: er macht „sich allgemeine Maximen, wie die Begebenheiten zu entstehen pflegen, studiert mit steter Erinnerung an diese Maximen die zuverlässigen Nachrichten von der Nation, die er beschreiben will"[1].

Wir sehen: Das System ist gut naturalistisch. Die Werte sind nichts, der Kausalzusammenhang alles. Wurde dieser Pragmatismus schroff zu Ende geführt, so ergab sich aus ihm mit logischer Folgerichtigkeit der Standpunkt der sogenannten Katastrophentheorie. Diese ist eigentlich nur ein besonderer, auffallender Fall pragmatischer Geschichtsauffassung. Das zeigt sich wiederum sehr schön bei Gatterer: Der Historiker soll ja nur „merkwürdige Begebenheiten erzählen: er darf also auch nur die Triebfedern und Wirkungen merkwürdiger Begebenheiten aufsuchen. Wie viele tausend Triebfedern und Folgen muß er also wegen seiner eingeschränkten Seelenkräfte, wie viele andere tausend derselben wegen der wesentlichen Pflicht seines Amts verschweigen! Er kann also immer nur einen Teil und bisweilen gar nichts von dem System der Begebenheiten ins Licht setzen und oft muß er nur raten. Um dieser Ursache willen nennen wir bald einige Begebenheiten zufällige und bald scheint es uns, als wenn große Erfolge aus unproportionierlich kleinen Ursachen entstanden wären. Paris raubt die Helena und die Griechen richten aus Rache das trojanische Reich zugrunde. Sextus Tarquinius schändet die Lucretia und die Regierung

[1] Allgemeine historische Bibliothek, herausgegeben von Johann Christoph Gatterer, I (Halle 1767), S. 78ff, 84ff.



der Könige zu Rom hat ein Ende ... Welch ein Verhältnis zwischen Ursachen und Wirkungen! Allein man betrachte nur das ganze System solcher Begebenheiten, so wird man bald finden, daß hier eine ganze Kette von Ursachen vorhanden ist, an welcher die erzählte nur ein Glied ausmacht."[1] Die Mehrzahl der Geschichtschreiber dachte da aber weit oberflächlicher und fand es etwa gar, wie Johann Matthias Schröckh, „ungemein belustigend", wie man mit Hilfe der Geschichte „die wichtigsten Veränderungen in der Welt aus geringen Ursachen entstehen sieht"[2].

Ohne das Wort „pragmatisch" in den Mund zu nehmen, bestimmt dann auch August Ludwig Schlözer: „Weltgeschichte studieren heißt, die Hauptveränderungen der Erde und des Menschengeschlechts im Zusammenhange denken, um den heutigen Zustand von beiden aus Gründen zu erkennen"[3]. Der Begriff Geschichte schließt „in seiner edleren Bedeutung" „zugleich den Nebenbegriff von Vollständigkeit und ununterbrochnen Zusammenhang in sich"[4]. Sie wird dann „Philosophie, die immer Wirkungen an Ursachen kettet; sie wird Unterhaltung für jeden denkenden Kopf. Das Vergnügen, das jede einzelne Geschichte dem betrachtenden Geiste im kleinen gewähret, verschafft sie im großen, als in einem viel weiteren Raume"[5]. Um eine andere Redewendung jener Zeit zu gebrauchen: sie trägt bei zum Vergnügen des Verstandes und des Witzes.

Auch Johann Christoph Adelung meint, daß eine gute Geschichte pragmatisch sein müsse. „Angewandt oder pragmatisch" ist für ihn eine „ohne alle Zusätze von Betrachtungen und Beurteilungen" erzählende Geschichte, wenn sie „die Begebenheiten so, wie sie auf- oder nebeneinander gefolget sind, mit solchen Merkmalen" vorträgt, „daß sich daraus die Veranlassungen, Ursachen, Absichten und Folgen derselben leicht

---

[1] Ebenda S. 86.

[2] Johann Matthias Schröckhs Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte. 5. Aufl., Berlin und Stettin 1795, S. 11.

[3] August Ludwig Schlözer: Welt-Geschichte, 1. Theil (Göttingen 1792), S. 71; vgl. auch S. 4.

[4] Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Teutschland und Engeland ausgefertigt, 31. Theil, Halle 1771, S. 256.

[5] August Ludwig Schlözer: Welt-Geschichte, 1. Theil (Göttingen 1792), S. 8.

begreifen lassen". Oder aber, wenn bei einer Geschichte mit dergleichen „Zusätzen von Betrachtungen und Beurteilungen" diese „zur Erleichterung der Einsicht in die ebengedachten Bestimmungen der Begebenheiten dienen"[1]. Bei Adelung gesellt sich aber zum Begriff des Pragmatischen auch der Begriff der „Geschichte der Kultur", aus dem allein alle übrigen Arten der Geschichte ihre Begreiflichkeit und Erweislichkeit erhalten. „Sie gibt zu einer jeden Geschichte von beträchtlichem Umfange das eigentliche Pragmatische her, weil die Ursachen, warum das Veränderliche eines sich selbst überlassenen Volkes gerade so und nicht anders erfolgt ist, nirgends anders als aus der Kultur und ihrem Gange hergeleitet und erklärt werden kann. Wer das Pragmatische bloß in der Entwicklung der Ursachen gewichtiger Staats- und Kriegsbegebenheiten setzet, macht die Geschichte und ihren Nutzen zu einseitig und eingeschränkt, und kann eine sehr gute pragmatische Geschichte der Beherrscher und ihrer Kriege und Staatshandlungen schreiben, aber nicht des Volkes, welches sie beherrschen"[2].

Die zeitbeherrschende Auffassung schließt sich freilich enger an Gatterers Begriffsbestimmung an. Christoph Gottlob Heinrich erklärt noch 1800 kurz und klar: „Die Darstellung (der deutschen Reichsgeschichte) wird pragmatisch durch sorgfältige Untersuchung des natürlichen Zusammenhangs der Begebenheiten, durch genaue Beobachtung ihrer Ursachen und Folgen, durch richtige Schätzung der Handlungen, durch Vergleichung des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, des Allgemeinen mit dem Besondern, und umgekehrt"[3]. Und Julius Schneller im folgenden Jahrhundert: „Pragmatism! — Alles, was geschieht in der Geschichte; alles, was entsteht in der Natur oder in der Nation, erscheint niemals ganz abgesondert, ohne etwas, was ihm unmittelbar vorangeht, oder ohne etwas, das ihm unmittelbar nachfolgt. Diese Stetigkeit allgemeiner Verbindung enthält die zwei Axiome der Kausalität: Nichts geschieht ohne hin-

---

[1] (Johann Christoph Adelung:) Einleitung zur allgemeinen Weltgeschichte, I (Berlin 1769), S. 6f.; vgl. auch S. 58.

[2] (Johann Christoph Adelung:) Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechts (Leipzig 1782) Vorrede.

[3] Christoph Gottlob Heinrich: Handbuch der teutschen Reichsgeschichte (Leipzig 1800) S. 1.

reichenden Grund: Nichts verbleibt ohne entsprechenden Erfolg"[1].

Doch schillert der Begriff „pragmatisch" in verschiedenen Farben[2]: Wir heben nur noch eine Auffassung heraus, den didaktischen Pragmatismus. Die Geschichte soll lehren. Um des Nutzens willen wird sie gepflegt. Historia magistra vitae.

Mit der Rhetorik eines beredten Kaufmanns preist der Geschichtschreiber des Rationalismus seine Ware. So schreibt Johann Matthias Schröckh: Nutzen und Unterricht, den wir neben dem Vergnügen in den Wissenschaften suchen, „erteilt uns die Geschichte so überflüssig und auch so faßlich, daß sich die Leute von Lebensart und Fähigkeit derselben überaus wohl bedienen können, um weiser und geschickter zu werden". „Ein so ausgebreiteter Nutzen von der Erlernung der Geschichte beweiset genugsam, wie notwendig und unentbehrlich sie für jedermann sei, der über sich und andere Menschen denken, auch die Welt kennen will, der er dienen soll. Sie ist gleichsam ein Vorratshaus von Ratschlägen und Entschließungen, die man täglich braucht"[3]. So schreibt Christoph Gottlob Heinrich noch 1800: Pragmatisch dargestellt, werde die teutsche Reichsgeschichte „für jeden aufgeklärten Teutschen eine Quelle mannigfaltiger und nützlicher Kenntnisse; Lehrerin der Klugheit und Tugend. Unentbehrlich ist sie dem teutschen Geschäftsmann und Rechtsgelehrten als Einleitung in das teutsche Staatsrecht und als Erkenntnisquelle wichtiger Gerechtsamen der teutschen Regenten, ihrer Stände und Untertanen"[4]. So konnte man ein Jahrhundert früher in dem wiederholt aufgelegten Buche des Johannes Buno, „Universae Historiae cum sacrae tum profanae Idea", lesen: „Deinde facit Historia ad vitam publice et privatim bene, feliciter et prudenter agendam: prudentiae praecepta exemplis probat et illustrat; ac in iisdem, veluti in idea quadam et imagine quid sequendum, quidque

[1] Julius Schnellers hinterlassene Werke, IV (1834) S. 21; vgl. auch S. 32.

[2] A. H. Heeren: Johann von Müller (Leipzig 1809) S. 61ff., dagegen aber seine Historischen Werke, I (Göttingen 1821) S. 421, VI (Göttingen 1823) S. 488.

[3] Johann Matthias Schröckhs Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte, 5. Aufl. (Berlin und Stettin 1795) S. 11, 19.

[4] Christoph Gottlob Heinrich: Handbuch der teutschen Reichsgeschichte (Leipzig 1800) S. 1f.

fugiendum ostendit. Reliquis etiam Disciplinis et Artibus exempla suppeditat. Demum hominem quoque ornat Historiarum cognitio, et delectat; qui fines tamen secundarii magis sunt"[1].

Die Geschichte soll der Gegenwart dienen und die Gegenwart ist auch der Ausgangspunkt der Geschichtswissenschaft. Nach Spittler ist sie „die Wissenschaft von der Entstehungsart der Gegenwart"[2]. Nach Schlözer soll sie lehren „den heutigen Zustand (des Menschengeschlechts) aus Gründen zu erkennen"[3]. Nach Johann Matthias Schröckh belehrt sie uns, „warum die Welt sich eben in der jetzigen Verfassung, nicht in einer andern, befindet"[4]. Michael Ignaz Schmidts Ziel ist es, zu zeigen, wie Deutschland „das worden sei, was es wirklich ist"[5], und derselben Worte bedient sich Christoph Gottlob Heinrich, wenn er Zweck und Ziel der „teutschen Reichsgeschichte" umschreibt[6].

Und das Maß, womit unsere kritiklustige, urteilsfreudige Zeit die Vergangenheit mißt, ist der Gegenwart entnommen, der aufgeklärten, hochstehenden Zeit. Bitter verspottet der Herder der Bückeburger Zeit den „Philosophen" seiner Tage, der die Vervollkommnung der Welt so zuversichtlich berechne, daß bei ihm als dem letzten, höchststehenden Gliede sich alles endige. Voll Hohn legt er ihm die Worte in den Mund: „Sehet, zu solcher Aufklärung, Tugend, Glückseligkeit ist die Welt gestiegen! ich, hoch auf dem Schwengel! das goldne Zünglein der Weltwage: sehet mich[7]."

Die Worte Aufklärung und Kultur fallen ihrer Bedeutung nach fast zusammen. So bei Gatterer, Adelung, Spittler, Heinrich, selbst noch beim Herder der „Ideen" und bei Heeren. Man lese nur, wie Meiners den Begriff der Aufklärung bestimmt:

---

[1] Joannis Bunonis Universae Historiae cum sacrae cum profanae Idea, septimum edita, nunc autem iterum revisa, Lipsiae s. a. (1740), p. 58 sequ. Den Hinweis auf dieses Buch verdanke ich Hermann Wesendonck: Die Begründung der neueren deutschen Geschichtsschreibung durch Gatterer und Schlözer (1876).

[2] Zitiert von Wilhelm Dilthey in der Deutschen Rundschau 108 (1901) S. 379.

[3] August Ludwig Schlözer: Weltgeschichte, I (Göttingen 1792) S. 71; vgl. S. 4.

[4] Schröckh a. a. O. S. 19.

[5] Michael Ignaz Schmidts Geschichte der Deutschen, I (Ulm 1778) S. 3 der Vorrede.

[6] Heinrich a. a. O. S. 1.

[7] Herder: Sämtliche Werke (Suphan) V, 557f.

„Aufklärung bedeutet in dem allgemeinsten Sinn dieses Worts eine jede Masse von schönen und nützlichen Kenntnissen, wodurch der menschliche Geist gebildet, oder das Herz des Menschen veredelt wird[1]." Die Gegenwart gibt also das Maß aller Kultur.

Die Gegenwart wird aber auch gewaltsam in die Vergangenheit hineingetragen, was sich schon in der Sprache zeigt, wenn Mascow, Schmidt u. a. von der „Polizei" der alten Germanen sprechen, Gatterer berichtet, daß Josef „Großwesir" von Ägypten wurde, Schlözer in der Geschichte des alten Persiens vom „Krummstabe" spricht und an anderer Stelle erzählt, daß Kongfutse „Großwesir" von Lu gewesen, die persischen Magier einen „Papst" hatten und Pythagoras einen „Illuminatenorden" mit einem „Noviziate" stiftete. Zur Aufbringung der „unverschämtesten Forderungen" Attilas, erzählt Schlözer anderswo, verschonte der „Banditenkaiser" Theodosius auch die „Priviegiés" nicht, deren einige „ihrer Weiber Toilette" verkauften.

Ein räumlich empfundener chronologischer Schematismus zerlegte die Zeit in Abschnitte, in Schichten. Der unendliche Fluß der Zeit war aufgehoben, man sah das historische Geschehen wie auf einer Fläche ausgebreitet: Auf ihr ward die Geschichte architektonisch aufgebaut. Es waren die Tage großzügiger chronologischer Periodisierung[2].

Gatterer gab in seiner Einleitung in die synchronistische Weltgeschichte eine Tabelle, zu der er bemerkt, daß man durch sie „die ganze Dauer der Zeit sozusagen mit Riesenschritten von 1800 zu 1800 Jahren, hernach noch näher von 900 zu 900, ausmessen kann"[3]. Anderswo behauptete er wieder: „Die

---

[1] Christoph Meiners: Historische Vergleichung usf. (Hannover 1793) S. 466. Man lese auch, was Adelung in der Vorrede zu seinem „Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts" (Leipzig 1782) schreibt: „Gerne hätte ich für das Wort Cultur einen deutschen Ausdruck gewählet; allein ich weiß keinen, der dessen Begriff erschöpfte. Verfeinerung, Aufklärung, Entwicklung der Fähigkeiten, sagen alle etwas, aber nicht alles." Bei Herder vor allem die Stelle Sämtl. Werke, XIII, 348, wo es u. a. heißt: „setzen wir gar noch willkürlich Unterschiede zwischen Kultur und Aufklärung fest, deren keine doch, wenn sie rechter Art ist, ohne die andere sein kann: so entfernen wir uns noch weiter ins Land der Wolken."

[2] Ähnlich schon Albert Poetzsch in seinen „Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung" (1907) S. 63.

[3] A. a. O. II (Göttingen 1771) S. 1092.



Universalgeschichte muß ... das Gleichzeitige aller großen Veränderungen auf dem Erdboden, im Staate, in der Religion, in den Künsten und Wissenschaften, in der Handlung und Schifffahrt usf. unter einem ins kleine gebrachten Bilde nicht sowohl erzählen als vielmehr vormalen"[1]. Die Weltgeschichte wird für Gatterer, könnte man sagen, zu einem großen Panorama, in dem man aber doch der Ruhepunkte für das Auge nicht zu viel machen dürfe; denn „es gibt doch noch Gelegenheit genug, bisweilen ein wenig stille zu stehen und, wo nicht allemal das Ganze, so doch wenigstens von Zeit zu Zeit wichtige Teile des Ganzen zu überschauen"[2].

Derselben Zeitauffassung begegnen wir bei Schlözer. Die Universalhistorie stellt nach ihm ihre Tatsätze „nach der Folge ihrer Ereignis, d. i. chronologisch und synchronistisch, auf: verteilt sie aber in abgemessene Reviere, damit das große Feld übersichtlich werde"[3]. Die Einbildungskraft solle alle historischen Fakten „chronologisch in allen ihren Verkettungen, vor-, rück- und seitwärts anschauen. Der Verstand endlich soll sie universell betrachten und ihnen allen zusammen den großen Blick gewähren, der das System vom Aggregat unterscheidet. Hierzu sind fürs erste Abteilungen, Ruhepunkte, Epochen, Perioden nötig, damit das Gedächtnis nicht unter der Menge der Gegenstände erliege oder Zeiten, Orte und Namen verwirre. Dieser Ruhepunkte müssen — nicht zu viele sein: sonst stören sie die Überschauung des Ganzen"[4].

Solcher Belege ließe sich eine Menge beibringen, bis herab zu Arnold Heeren, der noch 1808 es zu den erhabensten Gefühlen, die den Historiker ergreifen, rechnet, „wenn er sich bis zu dem Standpunkte erhob, von welchem herunter die ganze Folgenreihe einer großen Weltbegebenheit in dem Raume verflossener Jahrhunderte gleich einer ausgebreiteten Landschaft vor ihm liegt"[5].

[1] Allgemeine historische Bibliothek, hrsg. v. Johann Christoph Gatterer, I (Halle 1767) S. 62f.

[2] Johann Christoph Gatterers Einleitung in die synchronistische Universalgeschichte (Göttingen 1771) 2. Theil, S. 3f.

[3] August Ludwig Schlözer: Welt-Geschichte, 1. Theil (Göttingen 1792) S. 7.

[4] Ebenda S. 92f.

[5] A. H. L. Heeren: Kleine historische Schriften, 3. Theil (Göttingen 1808) S. IXf.

Der bedeutendste Historiker der reifen Aufklärung war August Ludwig Schlözer, geboren 1735[1]. Typischer noch Johann Christoph Adelung, geboren 1732, wahrhaft ein Klassiker des Rationalismus. Abseits stand Michael Ignaz Schmidt, geboren 1736. Schon daß er sich der deutschen Geschichte, und zwar in kaiserlicher Gesinnung, zuwandte, trennte ihn von den Göttingern. Doch überwand er den älteren, staatsrechtlichen Standpunkt und ging, gleich Gatterer, über den politischen hinaus, indem er die Kultur (im engeren Sinne) als einen der Hauptgegenstände seines Geschichtswerkes ansah[2]. So sehr auch Schmidt im unbedingten Rationalismus der Aufklärung befangen war, in manchem eilte er doch, gleich Justus Möser, seiner Zeit voran.

So, wenn er sich, wie er selbst erklärt, bei Auszügen aus bisher unzugänglichen Schriften „so viel möglich an die Sprache der damaligen Zeiten" hielt, „um den Leser desto näher mit dem eigentlichen Geiste derselben bekannt zu machen und zugleich von der Wahrheit in der Darstellung der Tatsachen um so weniger abzuweichen"[3]. So, wenn er bei Besprechung der Ursachen der Reformation meint, „daß schon in dem Genius der Zeiten ein gewisser Keim zu wichtigen Revolutionen lag"[4]. So, wenn er von den alten germanischen Volksrechten, die Grotius gepriesen und der Gegenwart empfohlen, Leibniz dagegen verachtet hatte, meint: „Sie waren gut für die Umstände, in denen sie sind gemacht worden", für die Gegenwart freilich seien sie wertlos. „So wenig der Mensch die Kleider in dem männlichen Alter tragen kann, die er in der Kindheit getragen hat, ob sie gleich einmal mögen schön gewesen sein: so wenig können Völker in ihrem männlichen Alter mit ihren Jugendgesetzen auskommen"[5]. Und kein geringer Sinn für das, was die Folgezeit „Entwicklung" nannte, ja für wahre Entwicklung spricht sich darin aus, wenn Schmidt annimmt, daß die Ger-

[1] Für Gatterer und Schlözer ist das über alle Maßen breite Buch von Hermann Wesendonck als Stoffzusammenstellung leider noch immer unentbehrlich.

[2] Michael Ignaz Schmidts Geschichte der Deutschen, I (Ulm 1778) S. 3f der Vorrede.

[3] Michael Ignaz Schmidts Neuere Geschichte der Deutschen, I (Wien 1785) Vorrede.

[4] Derselbe: Geschichte der Deutschen, V (Ulm 1783) S. 67.

[5] Ebenda I (Ulm 1778) S. 187.

manen „noch vor Cäsar und Tacitus uns unbekannte Perioden durchgelaufen haben, in welchen eine solche Stimmung ihrer Neigungen und Seelenkräfte durch eine besondere Zusammenwirkung mehrerer Ursachen ist hervorgebracht worden“[1].

Ist da nicht vielleicht selbst der freilich sechzehn Jahre ältere Justus Möser noch tiefer in der Geschichtsauffassung des unbedingten Rationalismus befangen?[2] Justus Möser, der doch wahrlich ganz entschieden das strenge Gefüge der aufklärerischen Geschichtsauffassung durchbrochen: Durchschlagend freilich fast nur in einem Punkte und da noch recht äußerlich: durch seinen Sinn für Besonderheit und Eigenart.

„Das Kostüme der Zeiten, der Stil jeder Verfassung, jedes Gesetzes“, sagt er selbst, „muß den Kunstliebenden vergnügen ... Jeder Krieg hat seinen eigenen Ton und die Staatshandlungen haben ihr Kolorit, ihr Kostüme“[3]. Möser suchte das Mannigfaltige und Besondere und haßte die Einförmigkeit. Er wandte sich zum Gegenstande und suchte ihn zu verstehen: „Wenn ich“, sagt er selbst, „auf eine alte Sitte oder alte Gewohnheit stoße, die sich mit den Schlüssen der Neuern durchaus nicht reimen will, so gehe ich mit dem Gedanken: die Alten sind doch auch keine Narren gewesen, so lange darum her, bis ich eine vernünftige Ursache davon finde, und gebe dann den Neuern allen Spott zurück, womit sie das Altertum und diejenigen, welche an dessen Vorurteilen kleben, oft ohne alle Kenntnisse zu demütigen gesuchet haben“[4]. Es ist dies ein Ansatz zum Verständnis der Zeit aus der Zeit: Doch nur ein Ansatz. Denn in Wirklichkeit wird nun das, worüber andere Aufklärer als Vorurteil oder Aberglauben aburteilten, gut rationalistisch zurechtgerückt und gerechtfertigt. Doch weiter: Möser wandte sich zum Gegenstande und ließ ihn auf sich wirken; überzeugt, „daß in der Geschichte, so wie auf einem Gemälde, bloß die Taten reden und Eindruck, Betrachtung und Urteil jedem Zuschauer eigen bleiben müssen“[5].

[1] Ebenda S. 17.

[2] Im folgenden schließe ich mich teilweise an Hans Baron: Justus Mösers Individualitätsprinzip in seiner geistesgeschichtlichen Bedeutung, Historische Zeitschrift, Bd. 130 (1924) S. 31ff., an.

[3] Justus Möser: Sämtliche Werke, hrsg. v. B. R. Abeken, VI (Berlin 1845) S. XXIf. (Vorrede zur Osnabrückischen Geschichte, 1768).

[4] Ebenda V (Berlin 1843) S. 144. [5] Ebenda VI (Berlin 1845) S. VIII.

Wenn auch Möser nun diese Grundsätze nicht strenge durchgeführt hat: Er berührt sich in ihnen doch enge mit den folgenden Generationen, die das Allgemeine mieden und das Besondere suchten. Möser schrieb die erste bedeutende deutsche Territorialgeschichte. Auf dieses Gebiet folgte ihm Ludwig Timotheus Spittler, geboren 1752, der als Kirchenhistoriker begonnen hatte, sich später aber immer mehr der politischen Geschichte zuwandte. Unter dem Eindrucke der französischen Revolution schrieb er denn dann am 1. April 1793 in der Vorrede zu seinem „Entwurf der Geschichte der Europäischen Staaten", daß es nun „vielleicht mehr als je Bedürfnis geworden, der Geschichte der vornehmsten Staaten schon in ihrer kompendiarischen Darstellung, wie sie für den akademischen Unterricht bestimmt ist, auch die Wendung und Form zu geben, in der sie den jetzt gangbaren Fragen und Untersuchungen entspricht... Man frägt jetzt in jeder Geschichte eines europäischen Staats gleich darnach, wenn und wie ist ein dritter Stand empor gekommen? wie haben sich die Verhältnisse der Stände untereinander, und wie die Verhältnisse der Stände zum Regenten gebildet? wie ist die gerichtliche Einrichtung geworden? wie ging's mit Steuern und Finanzen des Reichs? und billig muß das Kompendium die Hauptdata, die sich darauf beziehen, enthalten, auch die Konstitution des Reichs so zum Hauptthema sich machen, daß sich die Auswahl der Begebenheiten vorzüglich darnach richtet"[1]. Doch mit solch entschieden theoretisch politischer Einstellung, in der er alle bisherigen deutschen Historiker übertraf, begnügte sich Spittler nicht: Auch in ihm lebte die große Sehnsucht seiner Generation, die Sehnsucht nach der Tat, und so trat er denn 1797 in württembergische Staatsdienste. Damit endete seine schriftstellerische Laufbahn.

Spittler nun fühlte sich auf der einen Seite durchaus als Sohn seines „ebenso biedern als veredelten Zeitalters", ja, er glaubte, daß es Aufgabe der Geschichte sei, „im richtig getroffenen Bilde der Vorwelt das Wohltätige unserer neueren Einrichtungen fühlen zu machen"[2], wofür insbesondere auch folgende gelegentliche Worte zur Rechtfertigung seiner Darstellung bezeichnend

[1] Spittlers Entwurf der Geschichte der Europäischen Staaten, 2. Abdruck, I (Berlin 1807) S. IIIf.

[2] L.T.Spittler: Geschichte des Fürstenthums Hannover, II (Göttingen 1786) S.54.

sind: „Diese ganze Schilderung, in dieser Absicht wurde sie auch hieher gesetzt, mag den göttingischen Bürger das ganze Glück seines gegenwärtigen Stadtregiments fühlen zu lassen. Die unwissenden Lobredner der alten Zeiten“[1]! Dem entsprechen Urteile wie das über Franz von Assissi, einen Mann, „dem man alle Ehre antue, wenn man glaubt, es habe ihm im Kopfe gefehlt“[2]. Oder jenes über die Geschichte Württembergs im 14. Jahrhundert: „Wenn man in dieses Zeitalter hineinsieht, so glaubt man in ein Gewühl von Schuljungen hineinzusehen, die alle Augenblicke Friede miteinander machen, alle Augenblicke sich wieder entzweien, in große, aber schnell wechselnde Partien sich teilen, und jede Beleidigung, die einem Kameraden ihrer Partie widerfährt, als frohe Gelegenheit ergreifen, sich mit den andern zu schlagen[3].“

Auf der anderen Seite begegnen wir aber gerade bei Spittler Ansätzen zur Erfassung und zum Verstehen der Zeit aus der Zeit. So wendet er sich dagegen, die Eigenart der mittelalterlichen Chroniken, die „Sitten dieser historischen Kindheit nach dem Charakter unsers durch Erfahrung aufgeklärten Zeitalters“ abzumessen und sich diese Chronisten als Forscher zu denken[4]. So findet er, daß die Gottesurteile „nach der ganzen damaligen Lebensart der Menschen weniger schröcklich, als sie uns nach den veränderten Verhältnissen unsers Zeitalters scheinen“, gewesen sein müssen[5]. Er spricht schon von „unhistorischen Weltweisen“, von „unhistorischen Begriffen“. Ja, er übernimmt in seine Darstellung sehr oft Ausdrücke der Urkunden und Zeitgenossen. „Man wird mir sehr gern glauben“, sagt er selbst, „daß ich für mich selbst z. B. von dem Interim die Worte Buhlschaft mit dem Antichrist nie brauchen würde, aber ich glaubte durch Beibehaltung solcher Urkundenworte das Bild des ganzen Zeitalters viel sicherer darzustellen[6].“ Er fürchtete schon, durch subjektive Auffassung die Geschichte zu entstellen: „Gar zu leicht überschleicht die Kunst, allein schon durch den Ausdruck,

[1] Ebenda S. 256, Anm.

[2] L. T. Spittler: Geschichte der christlichen Kirche, 2. Aufl. (Göttingen 1785) S. 308.

[3] Derselbe: Geschichte Wirtembergs (Göttingen 1783) S. 28. [4] Ebenda S. 64.

[5] Derselbe: Geschichte des Fürstenthums Hannover, I (Göttingen 1786) S. 40.

[6] Derselbe: Geschichte Wirtembergs (Göttingen 1783) S. 4, Anm.

den man wählt, eine Begebenheit unhistorisch bald zu heben, bald unhistorisch versinken zu lassen. Die kleinen Ahnungen, die wir manchmal haben, unsere historische Darstellung möchte zu schöpferisch, unsere Teilnehmung zu selbsttätig sein, schwirren oft so schnelle vorüber, und kommen wie das böse Gewissen oft so langsam in ihrer vollen Kraft zurück, daß wir kaum mehr argwohnen können, wie viel wir von dem Unsrigen dem, was wir ungemischt geben sollten, beigemischt haben[1]." Spittler wandte sich schon dem Besonderen zu, hatte Sinn für das Eigentümliche: Wie er denn auch jene Einförmigkeit verspottet, „die das Regieren endlich so leicht machen soll als die Bewegung eines Soldatenregiments"[2], wie er denn auch meint, daß „jeder Kenner der altdeutschen Gerichtsverfassung" das ritterliche Formelgepränge des Femgerichts „hie und da selbst noch in manchen unserer Gerichte mit Vergnügen wahrnimmt" [3]. Offensichtlich billigt er jenen altdeutschen Grundsatz, „daß der sicherste Erkenntnisgrund aller Rechte und aller Verpflichtungen nicht in einer gewissen Gleichförmigkeit, sondern in altem Herkommen zu suchen sei"[4].

Spittler wendet sich auch entschieden gegen die sogenannte Katastrophentheorie: „Man ist in der Geschichte gar zu geneigt", sagt er, „alles revolutionenweise vorgehen zu lassen, was doch in der Natur selbst gewöhnlich nur durch einen langsamen, glücklichen Zusammenfluß günstiger Umstände geschieht[5]." Und diese Stellungnahme bleibt nicht bloß Theorie: „Man verkennt gewiß die ganze Denkungsart dieser Zeitalter", sagt er in Hinblick auf die Gottesurteile, „wenn man sie in ihrem Ursprung für einen Betrug der Priester ansehn will." Zu tief lag diese Gewohnheit in der „Denkungsart des ganzen Zeitalters"[6]. Aber Spittler ging den Weg zum Gegenstande nicht zu Ende, denn mit seinem Urteile blieb er in der Gegenwart: Sein Maß war die Aufklärung. So etwa in jenem Urteil über Jacob Böhme: „Die

[1] Derselbe: Geschichte des Fürstenthums Hannover, II (Göttingen 1786) Vorrede. [2] Ebenda I (Göttingen 1786) S. 157.

[3] Ebenda S. 64. [4] Ebenda S. 123. [5] Ebenda S. 107.

[6] Derselbe: Geschichte der christlichen Kirche, 2. Aufl. (Göttingen 1785) S. 247. Übrigens mußte folgerichtig die „kulturgeschichtliche" Einstellung zu ähnlichem Ergebnis führen: (Adelung:) Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts (Leipzig 1782) Vorrede.

Schriften des Görlitzer Schusters würden in einem andern Zeitalter weniger Glück gemacht haben[1]."

Im ganzen aber sehen wir doch: Spittlers Geschichtsauffassung ist eine Übergangserscheinung, wenn uns der bedenkliche Ausdruck gestattet ist, wie die Geschichtsauffassung der Herder und Johannes Müller. Sie alle sind noch tief im Seelen- und Geistesleben des unbedingten Rationalismus befangen: Sie alle aber leben doch auch in einer seelisch gewandelten, geistig geänderten Welt. Herder und Johannes von Müller haben zumindest zwei große seelisch-geistige Epochen in ihrem Leben: Johannes von Müllers Anfänge wurzeln geistesgeschichtlich in der Geisteswelt der Göttinger Schule, sein Lebenswerk, die Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, ist eines der historisch bedeutendsten Schöpfungen der Generation des Sturmes und Dranges[2]. Herder umgekehrt begann mit leidenschaftlichem Widerspruch gegen die Gedankenwelt der Aufklärung: Auf der Höhe seines Lebens, in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", schwenkte er wieder zu ihr zurück.

Der Herder der „Ideen", der durch die gewaltsame Härte und Schroffheit seines Urteils gelegentlich an Schlözer erinnert, bietet uns in unserem Zusammenhange nichts Neues: um so mehr der Herder der Bückeburger Zeit, der ungenannte Verfasser der Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" aus dem Jahre 1774.

Suchte die Generation des unbedingten Rationalismus den allgemeinen Begriff, so suchte die Generation des Sturmes und Dranges begriffsprengende Mannigfaltigkeit. „Das Gute ist auf der Erde ausgestreut", lesen wir bei Herder: „weil Eine Gestalt und Ein Jahrhundert es nicht fassen konnte, wards in tausend Gestalten verteilt und wandelt langsam durch alle Jahrhunderte hin: wollen wir ihm auf diesem tausendgestaltigen Prometheusgange nicht folgen, tun wir uns selbst und der Wahrheit den größten Schaden[3]." Wenn der Mensch innerlich auch schon

---

[1] Spittler a. a. O. S. 419.

[2] „Über Johannes von Müllers Geschichtsauffassung" vgl. die gute Arbeit von Arnold Jaggi (1922), die mir die Liebenswürdigkeit Heinrich von Srbiks, meines Lehrers, zugänglich machte.

[3] Herder: Sämtl. Werke (Suphan) V, 591, fast dieselben Worte schon 511. In den Zitaten aus Herder habe ich dem gesperrten Druck nur selten beibehalten.

„nur ein Maß und Mischung von Kräften" zeige, so könne, ja müsse er doch nach dem Bau unserer Erde „in verschiedenen Formen", „tausendfach modifiziert" in der Geschichte erscheinen[1]. Jedes allgemeine Bild, jeder allgemeine Begriff ist nur Abstraktion: „Schöpfer allein ists, der die ganze Einheit einer, aller Nationen, in alle ihrer Mannigfaltigkeit denkt, ohne daß ihm dadurch die Einheit schwinde[2]."

Wer auf Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit sein Auge richtet, sucht gleichzeitig das Individuelle, das Besondere. „Niemand in der Welt fühlt die Schwäche des allgemeinen Charakterisierens mehr als ich", ruft Herder aus. „Man malet ein ganzes Volk, Zeitalter, Erdstrich — wen hat man gemalt? Man fasset aufeinanderfolgende Völker und Zeitläufte, in einer ewigen Abwechslung, wie Wogen des Meeres zusammen — wen hat man gemalt? wen hat das schildernde Wort getroffen? — Endlich man faßt sie doch in nichts, als ein allgemeines Wort, zusammen, wo jeder vielleicht denkt und fühlt, was er will — ein vollkommenes Mittel der Schilderung! wie kann man mißverstanden werden!"[3]

Konnte man schärfer gegen die Allherrschaft des allgemeinen Begriffs Einspruch erheben? Doch hören wir weiter: „Wer bemerkt hat, was es für eine unaussprechliche Sache mit der Eigenheit eines Menschen sei, das Unterscheidende unterscheidend sagen zu können? wie er fühlt und lebet? wie anders und eigen ihm alle Dinge werden, nachdem sie sein Auge siehet, seine Seele mißt, sein Herz empfindet — welche Tiefe in dem Charakter nur Einer Nation liege, die, wenn man sie auch oft gnug wahrgenommen und angestaunet hat, doch so sehr das Wort fleucht, und im Worte wenigstens so selten einem jeden anerkennbar wird, daß er verstehe und mitfühle — ist das, wie? wenn man das Weltmeer ganzer Völker, Zeiten und Länder übersehen, in einen Blick, ein Gefühl, ein Wort fassen soll! Mattes halbes Schattenbild von Worte! Das ganze lebendige Gemälde von Lebensart, Gewohnheiten, Bedürfnissen, Landes- und Himmelseigenheiten müßte dazukommen, oder vorhergegangen sein; man müßte erst der Nation sympathisieren, um eine einzige ihrer Neigungen und Handlungen, alle zusammenzufühlen. Ein Wort

[1] Ebenda S. 558. [2] Ebenda S. 505. [3] Ebenda S. 501f.

finden, in seiner Fülle sich alles denken — oder man lieset — ein Wort[1]."

Wir brauchen an diesen Worten nicht im einzelnen zu zeigen, wie das Gefüge des unbedingten Rationalismus allenthalben durchbrochen ist. Der Blick ist aufs Besondere gerichtet, und damit zugleich auf Anschaulichkeit, auf Zeit- und Ortsfarbe: auf „das ganze lebendige Gemälde von Lebensart, Gewohnheiten, Bedürfnissen, Landes- und Himmelseigenheiten". Zugleich sehen wir schon, wie in diesem geschärftem Blicke für das Besondere und Individuelle eine Wurzel des Sinnes für nationale Eigenart liegt. „In gewissem Betracht ist also jede menschliche Vollkommenheit national, säkular, und am genauesten betrachtet, individuell[2]." „Jede Nation hat ihren Mittelpunkt der Glückseligkeit in sich, wie jede Kugel ihren Schwerpunkt[3]!" Der Sinn für nationale Eigenart ist also ein besonderer Fall des Sinnes für individuelle Besonderheit. Daß von hier aus der Weg weiter zum Nationalpatriotismus führt, ist klar. Herder selbst — der Herder der Bückeburger Zeit! — klagt schon gelegentlich mit bitterer Ironie: „Bei uns sind gottlob! alle Nationalcharaktere ausgelöscht ..... (wir) haben zwar kein Vaterland, keine Unsern, für die wir leben; aber sind Menschenfreunde und Weltbürger ..... Nationalcharaktere, wo seid ihr[4]?" „Das Vorurteil (des Nationalismus) ist gut, zu seiner Zeit: denn es macht glücklich[5]."

Alles Individuelle und Besondere ist nun unvergleichbar. Der Geist „der nordischen Ritterehre" ist „in der Reihe aller Jahrhunderte" „einzig! — nur sich selbst gleich! Man hat ihn, weil er zwischen Römern und Uns — quanti viri — Uns! steht, so schrecklich verspottet; andre, von etwas abenteuerlichem Gehirne, haben ihn so hoch über alles erhoben — mich dünkt, er ist nichts mehr und minder als „einzelner Zustand der Welt!" Keinem der vorigen zu vergleichen, wie sie mit Vorzügen und Nachteilen: auf sie gegründet, selbst in ewiger Veränderung und Fortstrebung — ins Große[6]." In gleicher Weise wird die altägyptische Kultur in ihrer zeitlichen Besonderheit erfaßt: Herder bemüht sich, sie durch einen ähnlichen Gedankengang, wie wir ihm bereits bei Schmidt begegnet sind, in ihrer einmaleinzigen

[1] Ebenda S. 502. [2] Ebenda S. 505. [3] Ebenda S. 509.
[4] Ebenda S. 551. [5] Ebenda S. 510. [6] Ebenda S. 523.

Eigenart zu verstehen: mit Hilfe der Lebensalteranalogie. „Der Rock des Knaben“, so ruft er den verständnislosen Kritikern zu, „ist allerdings für den Riesen (d. h. den Menschen der Gegenwart) zu kurz! und dem Jünglinge bei der Braut der Schulkerker anekelnd: aber siehe! dein Talar ist für jenen wieder zu lang, und siehst du nicht, wenn du etwas ägyptischen Geist kennest, wie deine bürgerliche Klugheit, philosophischer Deismus, leichte Tändelei, Umlauf in alle Welt, Toleranz, Artigkeit, Völkerrecht und wie der Kram weiter heiße, den Knaben wieder zum elenden Greisknaben würde gemacht haben!“[1].

Herder sucht alles in seiner besonderen Eigenart zu erfassen und zu verstehen — und „mag gar nicht vergleichen!“[2]. Und damit wendet er sich gegen das Urteil über die Zeit aus der Gegenwart, ja, er sträubt sich gegen alles Urteil überhaupt. Denn „wo ist Maß?“, fragt er in der Rezension von Schlözers Vorstellung einer Universal-Historie 1772, „wo sind Data zum Maße in so verschiedenen Zeiten und Völkern?“[3]. Klar und entschieden wendet er sich gegen die „Torheit, eine einzige ägyptische Tugend aus dem Lande, der Zeit und dem Knabenalter des menschlichen Geistes herauszureißen und mit dem Maßstabe einer anderen Zeit zu messen“[4]. Auch „der beste Geschichtschreiber der Kunst des Altertums, Winckelmann, hat über die Kunstwerke der Ägypter offenbar nur nach griechischem Maßstabe geurteilt, sie also verneinend sehr gut, aber nach eigner Natur und Art so wenig geschildert, daß fast bei jedem seiner Sätze in diesem Hauptstück das offenbar Einseitige und Schielende vorleuchtet ..... so manche andre, die über ägyptische Sitten und Regierungsform gar mit europäischem Geist geschrieben haben“[5]. Denn die ägyptischen Statuen sollen ja nur „Erinnerungen an verstorbne Eltern oder Vorfahren nach aller Genauigkeit ihrer Gesichtszüge, Größe, nach hundert festgesetzten Regeln, an die der (ägyptische) Knabe gebunden war“, sein — und das sind sie auch, „sinds im höchsten Mechanischen der Kunst! im Ideal ihrer Absicht! — wie geht nun dein schöner Tadeltraum verloren[6]!“ Oder lesen wir nur noch das Urteil über den Despotismus des alten Orients, „den wir meistens aus den übertriebensten, gewaltsamsten Erscheinungen allein abgesondert und gegen welchen wir nach

[1] Ebenda S. 490. [2] Ebenda S. 494. [3] Ebenda S. 438.
[4] Ebenda S. 489f. [5] Ebenda S. 491. [6] Ebenda S. 491f.

europäischen Begriffen auch fast nie zu viel Gegengefühl haben können". Er „war doch an seinem Ort und zu seiner Zeit gewiß nicht das schreckliche Ding, das wir uns an ihm einbilden. Allein nämlich aus dem Zustande des väterlichen Regiments, orientalischen Gefühls und patriarchalischer Hirtenlebensart entsprossen, war er dem menschlichen Geschlecht in einer gewissen Kindheit nicht weniger nötig, als noch jedwedem Kinde zu seiner ersten Erziehung väterliche Autorität[1]."

So mußte sich denn Herder entschieden gegen seine Zeit wenden, die den „Geist des Faktums" so gern „wegspülte und den ehrwürdigen Namen ‚es ward! es geschah!' in bloße historisch-philosophische Kritik" verwandelte. Scharf und höhnisch wendet er sich gegen das urteilsfreudige Hochgefühl der Aufklärung, der der ganze Erdboden zu einem Misthaufen werde, „auf dem wir Körner suchen und krähen"[2]; gegen die Geschichtsschreiber, die Philosophen zu sein vorgeben, „und die denn nach der einen Form ihrer Zeit — oft ist sie sehr klein und schwach! — alle Jahrhunderte modeln — Hume! Voltaire! Robertsons!", so ruft er aus, „klassische Gespenster der Dämmerung! was seid ihr im Lichte der Wahrheit?"[3].

Herder fordert anderes: „Gehe in das Zeitalter, in die Himmelsgegend, die ganze Geschichte, fühle dich in alles hinein — nun allein bist du auf dem Wege, das Wort zu verstehen; nun allein aber wird dir auch der Gedanke schwinden, „als ob alles das einzeln oder zusammengenommen auch du seist! Du alles zusammengenommen? Quintessenz aller Zeiten und Völker? das zeigt schon die Torheit!"[4].

Fassen wir zusammen, so können wir schon jetzt als wesentliche Merkmale der Geschichtsauffassung der Generation des Sturms und Dranges herausheben: Strebte man bisher nach Begriff und Allgemeinheit, so nun nach Gegenstand und Anschauung. Die Welt der abgezogenen Begriffe versank, eine Welt mannigfaltiger Wirklichkeiten erstand. Das rationale Gefüge ward zunächst formal gelockert und durchbrochen durch anschauliche Schilderung des Besonderen, Einmaleinzigen. Es war das Streben nach Zeit- und Ortsfarbe: Der charakterisieren-

---

[1] Ebenda S. 590; vgl. auch S. 482. [2] Ebenda S. 555.
[3] Ebenda S. 508. [4] Ebenda S. 503; vgl. auch S. 486f.

den Kunst entspricht eine charakterisierende Geschichtsschreibung.

Dieser mehr formalen Wandlung folgte eine tiefergreifende: Der Rationalismus zog den Gegenstand zu sich in die Gegenwart, denn die Gegenwart bot das Maß. Wenn nun der Stürmer und Dränger den umgekehrten Weg zum Gegenstande ging, mußte die Gegenwart als Maß zurücktreten und entwertet werden. Man ging zum Gegenstande und begann ihn aus der Zeit zu verstehen.

Die Zeit des Sturms und Dranges war aber auch die Zeit der Empfindsamkeit. Der subjektive Rationalismus ward durchbrochen und ein Strom überschwänglichen Gefühls ergoß sich in die verstandesdürre Seelenwelt. Die Geschichte wird nun auch mit emotionaler Anteilnahme erfaßt[1].

Dies zeigt sich vor allem bei Johannes von Müller, wie manche seiner jüngeren Zeitgenossen, insbesondere Woltmann und Heeren, mit einiger Übertreibung hervorgehoben.

Doch wurzelt Johannes von Müller auf der einen Seite noch tief im objektiven Rationalismus, auf der anderen Seite ist er Stürmer und Dränger, der die Bestrebungen seiner Generation in manchem so weit fortführt, daß er den Anschauungen der romantischen Generation nahe kommt. Er selbst hat die Geisteswelt der romantischen Generation im großen und ganzen abgelehnt: „Sie können wohl denken" schrieb er 1808 an Heyne, „daß ich die Extravaganzen der neuen medizinischen, philosophischen und ästhetischen Schule ungefähr so, wie Sie betrachte; et ego antiquorum hominum sum"[2]. Das fühlten auch die Romantiker, die ihn sonst als größten deutschen Historiker feierten: Die Brüder Schlegel zählten ihn zur Generation der

---

[1] Es versteht sich, daß es nur ein Urteil a potiori ist, wenn wir von unbedingtem oder subjektivem Rationalismus sprechen. Ganz emotionsloses seelisches Leben gibt es doch wohl nicht. Es wäre vor allem aber noch zu untersuchen, welche Gefühle der Rationalismus bevorzugt. Für die Wandlung des Gefühls, wie sie ein- und derselbe Gegenstand bei verschiedenen Generationen bedingt, beachte man etwa die Stelle in Mascows Vorrede zu seiner Geschichte der Teutschen, I, 2. Aufl. (Leipzig 1750), wo er von dem „Grausen, so über diesem Anfang der Historie (Geschichte des frühen Mittelalters) schwebet", spricht.

[2] Johannes von Müllers sämmtliche Werke, hrsg. v. Joh. Gg. Müller, 37. Theil (Stuttgart 1835) S. 293.

Stürmer und Dränger und auch Adam Müller meinte, er gehöre „vielmehr vergangenen Zeitaltern als dem unsrigen an“[1].

Ein Blick auf Müllers Geisteswelt muß das bestätigen. Groß ist noch die Macht des objektiven Rationalismus, groß die Macht der rationalistisch-aufklärerischen Geschichtsauffassung über ihn. Der Schüler Schlözers, der Geschichte um des Nutzens willen betreibt, wendet sich der Weltgeschichte zu: Bis ihn der Sturm und Drang übermannt, er sich vom Allgemeinen dem Besonderen zuwendet und er seine Schweizergeschichte schreibt. „Der Garten Gottes, die Welt“, ist ihm nun nicht „eine ermüdende Fläche, auf der durch lauter schnurgerechte Gänge zwischen künstlich geschnitzeltem Buchs und Beeten, wo nur eine auserwählte Blume glänzte, der Mensch in langweiliger

[1] A. W. Schlegel: Geschichte der Deutschen Sprache und Poesie, hrsg. v. Josef Körner, Deutsche Literatur-Denkmale Nr. 147 (1913) S. 155. — Friedrich Schlegels Geschichte der alten und neuen Litteratur, II (Wien 1815) S. 283f., 300; Josef Körner, Klassiker und Romantiker (1924), S. 159. — Adam Müller: Vermischte Schriften, I (Wien 1812) S. 203. — Nach Arnold Jaggi endete Johannes von Müller als Romantiker. „Hält man sich“, sagt er a. a. O. S. 117, „einige seiner Wesenszüge, seine Liebe für alles Mannigfaltige, das in Gottes großem Garten blüht, seinen religiösen Enthusiasmus und seine Neigung, poetisch zu verklären, noch einmal vor Augen, so wird man sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß Müller auf der Suche ist nach dem Geheimnisvollen, dem Wunder — mit einem Wort der Romantik: nach der blauen Blume.“ Diese Auffassung läßt sich nicht halten. Zum Teil ist sie durch unsere Darstellung widerlegt, zum Teil sind ihre stützenden Kriterien so nichtssagend, daß eine eingehende Widerlegung wohl überflüssig ist. Was den religiösen Enthusiasmus betrifft, denke man doch nur an Lavater, Jung Stilling, Matthias Claudius und den Grafen Friedrich Leopold Stolberg. Jaggi führt Müllers Freundschaftsbedürfnis in Treffen — ich wäre der Meinung, daß die Freundschaft schon in der Gesellschaft der Stürmer und Dränger eine große Rolle spielt. Dann sagt Jaggi: „Daß es sich bei Müllers Fahnden nach nationalen Eigentümlichkeiten und bei seiner Farbenfreude um durchaus romantische, teilweise durch Herder vorbereitete Züge handelt, ist genügsam bekannt.“ Diese Worte sind durch unsere Darstellung bereits widerlegt, lassen aber die Wurzel der falschen Ansicht mit Händen greifen. Herder bereitete die Romantik vor, meint Jaggi: was soll aber der Ausdruck heißen? War die Romantik kausal abhängig, oder war Herder nur ein verfrühtes Symptom der seelisch-geistigen Wandlung? Letztes meinen wir, in dem Sinne, wie ihn unsere Darstellung ergibt. Im Sturm und Drang bahnt sich manches an, was die Romantik zur Reife und Überreife bringt. Darum aber war Herder, war Müller noch kein Romantiker. — Es ist mir bisher nicht gelungen, ich möchte das betonen, für die Geschichtsauffassung der Sturm- und Drang-Generation eigentümliche Kriterien zu finden, die der vorhergehenden und der folgenden Generation abgehen.

Einförmigkeit sich die Lebensbahn herunterschleppe ... Alles ist, alles soll sein"[1]. Überall in der Schweizer Geschichte sucht und sieht Müller Eigenart und Mannigfaltigkeit: „Es ist kein Kanton ohne seine eigentümliche und nicht leicht einer in allen Gegenden von der gleichen Denkungsart und Verfassung"[2]. Nur eine Folge davon ist es, wenn Müller seine Darstellung in bisher ganz unerhörtem Maße mit der Farbe der Zeit und des Ortes ausstattet. Er spricht aber nicht nur äußerlich die Sprache der Zeit, er blieb nicht an der äußeren Erscheinung hängen, er drang schon tiefer: „Ehrwürdiglich gingen (im mittelalterlichen Luzern) auf Unser Frauen Tag im März alle Priester mit ihren Heiligtümern über die Müsegk in die Stadt; mit großer Andacht folgte aus jedem Hause der ehrbarste Mann; hierauf die Weiber demütiglich." Es waren Ausdrücke einer Verordnung von 1410, die Müller beibehalten hatte, um „anzudeuten, daß die Hauptsache nicht ist, eine solche Prozession zu halten, sondern mit welchem Gemüt sie geschehe"[3].

Wer so aus der Gegenwart heraustritt und sich in den Gegenstand versenkt, mußte notwendig dazu gebracht werden, die Zeit aus der Zeit zu verstehen und zu beurteilen; ja, mit dem Urteile, das doch immer mehr oder minder in der Gegenwart befangen bleibt, überhaupt zurückzuhalten. Wer eine Geschichte der Mystik schreiben wollte, meint er, „müßte erstlich sich an der mystischen Sprache nicht ärgern, sondern sie so studieren, wie man, um den Plato nicht falsch zu verstehen, das besondere Wörterbuch desselben kennen muß; zweitens vor dem so gemein werdenden absprechenden Ton sich hüten, welcher schnell wegwirft, was nicht unseres Dezenniums Ton und Mode ist"[4]. Wie ganz anders urteilte da noch Spittler über die Mystik! Und beide waren doch 1752 geboren. Müller wandte sich von der Gegenwart ab zum Gegenstand in die Zeit, Spittler zog den Gegenstand in die Gegenwart hinein.

Es ist vor allem das Mittelalter, an dem Müller diese Geschichtsauffassung bewährte: „Für das Mittelalter, für das

---

[1] Johannes Müller: Der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, 3. Buch, 2. Abth., 3. Theil, 2. Abth. (Leipzig 1795) S. VIII.

[2] Ebenda, 1. Buch, 1. Theil (Leipzig 1786) S. XXX.

[3] Ebenda, 3. Buch, 3. Theil, 1. Abth. (Leipzig 1788) S. 308.

[4] Ebenda, 1. Buch, 1. Theil (Leipzig 1786) S. 384f.

Papsttum, für die Chroniken", glaubte Karl Ludwig von Woltmann 1810 sagen zu können, „kam durch ihn eine günstigere Gesinnung auf, als in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu sein pflegte"[1]. Richtig ist jedenfalls: Müller war der erste, der die rationalistisch-aufklärerische Auffassung des Mittelalters im wesentlichen überwand: „Wenn man die Geschichte der mittleren Zeiten unabsichtlich (so daß die gegenwärtige Lage der Geschäfte ganz vergessen wird) betrachtet", sagt er selbst, „so wird vieles natürlich und gesetzmäßig, wo man sonst lauter Schwäche und Aberglauben auf der einen, lauter stolze, unverschämte Anmaßungen auf der andern Seite sah; die ganze damalige Christenheit im Abendlande scheint nicht so gar unbegreiflich dumm und blind, als ihre weisen Enkel sich sonst vorstellen"[2].

Ging auch Müllers Denken im Rationalismus der Aufklärung und im Geiste des Sturms und Dranges auf: Hier war einer der Punkte, wo er, infolge strenger Weiterbildung von Tendenzen des Sturms und Dranges, der romantischen Generation so nahe kam, daß er, der nie eine Lehrkanzel betreten hatte, in ihr eine reiche Schar von Schülern fand, daß er von ihr als größter deutscher Geschichtschreiber auf den Schild erhoben und gefeiert wurde: Von ersten Geistern wie Schelling, den Brüdern Schlegel und Adam Müller[3].

Gleich Müller und unter seinem Einflusse wandte sich der Geschichte seiner engeren Heimat zu der Tiroler Josef Freiherr von Hormayr. Wiewohl er dreißig Jahre jünger war als Müller,

---

[1] K. L. von Woltmann: Johannes von Müller (Berlin 1810) S. 285.

[2] Johannes Müller: Die Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, 1. Buch, 1. Theil (Leipzig 1786) S. 211.

[3] Man vgl. die Urteile: F. W. J. Schellings Vorlesungen über die Methode des academischen Studiums (Tübingen 1803) S. 225; A. W. Schlegel: Sämtliche Werke (Böcking) VI, 354, VIII, 5; F. Schlegel in der Österreichischen Zeitung, 35. Stück (21. Oktober 1809) S. 139: „bis jetzt seinen (Deutschlands) größten Geschichtsschreiber", ferner Kürschners Deutsche Nationalliteratur, Bd. 143, S. 406; Adam Müller: Vermischte Schriften, I (Wien 1812) S. 203, 195; Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam H. Müller (Stuttgart 1857) S. 39; Briefe an Johann von Müller (Supplement zu dessen sämtlichen Werken, hrsg. von Maurer-Constant), III (Schaffhausen 1839) S. 97; Ernst Moritz Arndts Ausgewählte Werke, hrsg. von Heinrich Meisner und Robert Geerds, IX, 41; Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, I (Hamburg 1838) S. 513f.; J. C. Pfister: Geschichte von Schwaben, II (Heilbronn 1805) S. I; Heidelbergische Jahrbücher 1813, S. 49ff.

gehört er doch, was bei einem Österreicher ja nicht zu verwundern, ganz derselben Generation, der Generation des Sturms und Dranges an. Das zeigen schon seine beiden ohne seinen Namen 1805 und 1806 erschienenen Dramen „Friedrich von Österreich“ und „Leopold der Schöne“; es sind Ritterstücke wie andere mehr, im Stile stark verwässerten Sturms und Dranges, nur von seltener Geschwätzigkeit. Das zeigt sich auch in seiner Geschichtsauffassung: in derselben Zwiespältigkeit zwischen der Geschichtsauffassung des objektiven Rationalismus und den neuen Strebungen, die der Eigenart und dem Mannigfaltigen nachgingen, wie wir sie bei seinem Vorbilde Johannes von Müller fanden.

Doch stärker noch als in Müller glühte in Hormayr die Sehnsucht nach der Tat. Sie gibt auch seiner Geschichtsauffassung das starke patriotische Gepräge. Historia magistra vitae: Doch politisch-patriotisch gewendet. Immer habe er geglaubt und gefühlt, sagt er selbst, daß „der höchste Zweck, der Prüfstein und der Lohn einer guten vaterländischen Geschichte“ sei, daß sie „mit dem Adlerblick einer mehrertausendjährigen Erfahrung des Vaterlandes unvergängliche höhere Interessen, seine bürgerlichen und politischen Grundgesetze“ lehre, daß sie „mit aller Zauberkraft des Beispieles“ zeige, „wie schnell jedesmal die Strafe folgte, wenn unsere Altvordern einen Augenblick lang nicht das w a r e n oder w o l l t e n, was sie hatten s e i n oder s u c h e n sollen“, daß sie „eine Klugheits- und Sittenlehre, ein Not- und Hilfsbuch in drohenden Momenten sei. Dann werde sie ganz Ciceros „hoher Idee“ entsprechen, dann werde sie „in der Tat eine lebendige Zeugin alles Geschehenen, der göttlichen Wahrheit Leuchte, unseres Lebens weise Lenkerin, der treue Herold des ehrwürdigen Altertums“ sein[1]. Überreich wäre sein Lohn, meint er, „wenn nur e i n junger Landsmann bei den Taten der Altvordern hochherziger fühle, daß er ihres Ruhmes und Namens großer Schuldner sei; wenn auch nur e i n biederes vaterländisches Herz für seine Heimat und seine Pflichten höher fühle und feuriger schlage“[2].

Solche Sehnsucht nach der Tat war Arnold Heeren, der sonst auch dieser Generation angehörte, wahrlich nicht gegeben. Er

---

[1] Josef Freyherr von Hormayr: Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol, 1. Theil, 1. Abth. (Tübingen 1806) S. XVI. [2] Ebenda S. XXVII.

war ein dankbarer Schüler Heynes und Spittlers, und wieviel er als Historiker letzterem verdankte, hat er selbst bekannt. Doch ist er im wesentlichen vom neuen Geiste ergriffen, der in der Generation des Sturms und Dranges sich der Historiker bemächtigt. So fordert er für den Geschichtschreiber Phantasie und Gemüt: Denn das „Verknüpfen der Tatsachen ist ganz unmöglich ohne Phantasie, ist zur Hälfte ihr Werk", da der innere Zusammenhang der Geschichte, wie Wilhelm von Humboldt sehr richtig bemerkt habe, sich „keineswegs immer klar nachweisen", sondern sich größtenteils nur ahnen lasse. „Ohne Gemüt hat es nie einen großen Geschichtschreiber gegeben, und wird es nie einen geben. Unter dem Gemüt verstehen wir", fährt er fort, „das lebendige Gefühl für alles Menschliche, mag es die Menschheit im Ganzen oder im Einzelnen betreffen"[1]. Von solcher Auffassung beseelt, macht er es sich zur festen Regel, sich von jeder Hypothese entfernt zu halten und jedes Volk zu nehmen und wieder darzustellen, wie er es fand. Aufgabe des Historikers schien es ihm zu sein, „sich selber der Denkart, den Sitten und dem Charakter jedes Volkes anzupassen"[2].

Heeren war, könnte man sagen, eine klassische Natur und so mußte er denn in vieler Hinsicht in Gegensatz zur Romantik kommen. Er selbst bekannte 1821, daß der Kreis seiner poetischen Lektüre beschränkt blieb auf die Antike und die Werke der „Schöpfer der Iphigenia, des Oberon, der Piccolomini". Wie es möglich sei, ihnen andere, und damit meint er romantische Werke, an die Seite zu stellen, habe er nie begreifen können. Auch die philosophischen Systeme gingen, wie er selbst bezeugt, spurlos an ihm vorüber[3]. Von der Romantik trennte ihn schon die Abneigung gegen die deutsche Geschichte, die für ihn „immer etwas Abstoßendes" behielt. „Jenes beständige Herumtreiben in Unformen, die sich nie regelmäßig und fest gestalten; jenes jahrhundertelange Vergeuden der edelsten Kräfte jenseits der Alpen hat in Wahrheit nicht viel Einladendes[4]." Und als die großen Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 ihn nicht weniger als andere ergriffen und erschütterten, fühlte er doch „zugleich die Notwendigkeit, sich nicht von ihnen fort-

[1] Arnold Herrmann Ludwig Heeren: Historische Werke, VI (Göttingen 1823) S. 436f. [2] Ebenda I (Göttingen 1821) S. LXVIII.
[3] Ebenda S. LXXVf. [4] Ebenda S. LIX.

reißen zu lassen, sondern Herr seines Kopfes und seiner Gefühle zu bleiben". Dazu sah er kein besseres Mittel, als sich „in ein fernes Land und Zeitalter zu versetzen, das gar keine Berührungspunkte mit der Gegenwart hatte". Dieses Land war das alte Indien[1].

Herder, Johannes von Müller und Heeren — bei aller Gegensätzlichkeit ihres Wesens ist ihnen doch vieles gemeinsam, das sie der romantischen Generation nahebringt. Heeren befand sich zu ihr durchaus nicht in so entschiedenem Gegensatze, wie wohl angenommen wurde. Es ist ein kleiner, aber bezeichnender Zug, daß sein Urteil über Friedrich Schlegels Vorlesungen „Über neuere Geschichte" im großen und ganzen anerkennend und günstig ist[2], während die beiden großen Literaturzeitungen in Halle und Jena sie, soweit sich das bei einem Werke von so unleugbaren Vorzügen machen ließ, im wesentlichen verwarfen. Johannes von Müller galt der romantischen Generation als Lehrer und Meister. Stand er also in unmittelbarem geistigen Verkehr mit ihr, so fand Herder einen persönlichen Vermittler seines Geistesgutes in Friedrich Majer. Wenn es richtig sein sollte, daß Majer F. Schlegel zu seinen Sanskritstudien angeregt hat, wie man neuerdings vermutet hat, so wäre diese Vermittlung nicht nur als symptomatisch, sondern auch als kausal aufzufassen[3].

Bescheiden wir uns indessen und begnügen wir uns mit der Feststellung der symptomatischen Erscheinung, daß Friedrich Majer, der von Herder angeregt und von ihm gefördert, mit ihm innig verbunden ist, mit dem Jenaer Romantikerkreis in Verbindung kommt und nicht nur äußerlich gesellschaftlich: In einem Briefe an Schleiermacher vom Juli 1800 bemerkt A. W. Schlegel, sein Bruder und Tieck hätten Majer persönlich kennengelernt und machen etwas aus ihm; „es ist schon viel", fährt er fort, „daß er sich ungeachtet seiner innigen Connexion mit Herder an uns anschließen will"[4].

[1] Ebenda S. LXXII.

[2] Göttingische gelehrte Anzeigen, 1811, 3. Bd., S. 1417ff.

[3] Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel, gesammelt von Josef Körner (1926) S. 535. Über Majer vgl. auch Paul Th. Hoffmann: Der indische und der deutsche Geist (1915) S. VII, 53ff.

[4] Aus Schleiermachers Leben, hrsg. von L. Jonas und W. Dilthey, III (Berlin 1861) S. 198.

Friedrich Schlegel jedenfalls und Fouqué standen mit ihm auf Du und Du und in langjährigem, inhaltlich nicht unbedeutendem Briefverkehr: Nach den Briefen, die uns aus Majers späteren Jahren erhalten sind, kann man geradezu sagen, daß er sich ganz in das Geistesleben der romantischen Generation eingelebt hat.

Von Jugend auf war ihm das Studium der vaterländischen Geschichte die liebste Beschäftigung, wie er schon 1795 in der Vorrede zu seiner „Geschichte der Ordalien" bekannte. Und, können wir ergänzend hinzufügen: das Studium der Geschichte des Mittelalters. Ordalien, Faustrecht, Rittertum waren Erscheinungen, die ihn anzogen. Das letzere erschien ihm für jene Zeiten, da es entstand, „eine hochglückliche Erscheinung", „eine in der Entwicklung des Charakters der Nation und den Verhältnissen der Zeit und des Orts gegründete notwendige Erscheinung"[1]. Ganz im Geiste der romantischen Generation war es nun gedacht, wenn er schon 1798 „in dem Grundcharakter und in dem ganzen Zustand der germanischen Völker, von den frühesten Zeiten an, Anlagen zu einer ausgezeichneten Kultur des Umganges der beiden Geschlechter miteinander" fand, „die sich hernach bei den Deutschen in den Zeiten des Mittelalters in den Verhältnissen des Ritterwesens weiter ausgebildet und entwickelt haben"[2].

Entschieden lehnte er die rationalistische Katastrophentheorie ab: „einen einfachen und auf einmal schnell hervorgegangenen Ursprung" dürfe man bei historischen Veränderungen nur dann annehmen, „wenn sie gesetzlich, vermöge eigener oder fremder Gesetze, also durch Vertrag oder Gebot, ihr Dasein erhielten"[3]. Klar kommt das Bewußtsein der Abhängigkeit von der Vergangenheit zum Ausdruck: „Der Zustand der Gegenwart, nach allen seinen Verhältnissen, war in allen Zeiten ein Resultat der ganzen vorherigen Geschichte"[4].

So weit wie Majer ging Herder in jenen Jahren schon nicht mehr: Er denke zweifelhafter über die kulturelle Bedeutung des deutschen Rittergeistes, bemerkte er z. B. ausdrücklich in

[1] Friedrich Majer: Zur Kulturgeschichte der Völker, I (Leipzig 1798) S. 157, 159.
[2] Ebenda S. XXI. [3] Ebenda S. 142f.
[4] Derselbe: Allgemeine Geschichte des Faustrechts in Deutschland (Berlin 1799) S. VII.

seiner Vorrede zu Majers Kulturgeschichte der Völker[1]. Doch auch in Majer selbst steckte, zumindest in seinen jüngeren Jahren, noch viel vom Geiste der Aufklärungszeit, wie er denn gleich so vielen seiner älteren Zeitgenossen 1795 seiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß der menschliche Geist in der letzten Hälfte des Jahrhunderts „mit solchen Riesenschritten" fortgeschritten sei[2]. Er ging aus von der rationalistischen Aufklärung und vom Sturm und Drang, endete aber bei der Romantik.

Die Geschichtsauffassung der romantischen Generation nun ist die vollendete Aus- und Durchbildung dessen, was sich in der Generation des Sturms und Dranges angebahnt hatte, ist die durchgehende Abwendung von der unbedingt rationalistischen Geschichtsauffassung der Aufklärung, ist die gänzliche Abwendung von der Gegenwart und Hinwendung zum Gegenstande, zum Verständnis des Gegenstandes aus seiner zeitlichen und örtlichen Bedingtheit. Nicht mehr um des Nutzens willen, den sie der Gegenwart bieten könnte, wird die Geschichtswissenschaft gepflegt, sondern um ihrer selbst willen. Ein sehr hoher Rang im Kreise der Wissenschaften wird ihr nun zuteil, gerne wird sie der Naturwissenschaft entgegengestellt: so ist sie nach Johann Kaspar Pfister ein „unendlicher Kommentar zu dem großen lebendigen Text der Natur"[3]. Schelling selbst, der ja seinen Freund zu diesem Gedanken angeregt, Schelling verkündet, daß „selbst unter dem Heiligsten" nichts sei, „das heiliger wäre als die Geschichte, dieser große Spiegel des Weltgeistes, dieses ewige Gedicht des göttlichen Verstandes: nichts, das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge"[4].

Für Friedrich Schlegel ist die Geschichte eine wahrhafte Philosophie, für mannigfaltige Anwendung die lehrreichste. Die Philosophie selbst dürfe steten Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte des Menschen und seiner geistigen Kräfte nicht ungestraft unterlassen, und auch die schönen Künste müssen ohne stete Beziehungen auf den Menschen und seine Geschichte in

[1] A. a. O. II (Leipzig 1798) S. VII, in S. W. (Suphan) XX, 343.
[2] Derselbe: Geschichte der Ordalien (Jena 1795) S. 112; vgl. S. 122.
[3] J. C. Pfister: Geschichte von Schwaben, I (Heilbronn 1803) S. XIV.
[4] F. W. J. Schelling: Vorlesungen über die Methode des academischen Studiums. (Tübingen 1803) S. 218f.

Gefahr bleiben, ein inhaltleeres Spiel und eine bloße Schwelgerei der Einbildungskraft zu werden. Allen Bestrebungen nach höherer Geistesbildung gebe erst die Geschichte festen Halt und Mittelpunkt. Kunst, Philosophie und Geschichte ziehen den Geist des gebildeten Menschen am meisten an: Von Natur ist bei Schlegel, wie schon Luden hervorhob — und tadelte —, nicht die Rede[1].

Offenbarung und Geschichte: das sind, wie einer aus dem Kreise um den Grafen Friedrich Leopold Stolberg, sehr charakteristisch für die religiöse Strömung der Zeit, sich in F. Schlegels Deutschem Museum 1813 vernehmen ließ, die einzigen „zwei Zeugen, wodurch man einen für die Menschheit allgemein gültigen Satz wird begründen können", „seitdem uns über die Eitelkeit apriorischen und absoluten Menschenwissens die Augen sind geöffnet worden"[2]. Nachdrücklich weist Novalis auf die Geschichte hin: „An die Geschichte verweise ich euch, forscht in ihrem belehrenden Zusammenhang nach ähnlichen Zeitpunkten und lernt den Zauberstab der Analogie gebrauchen"[3]. „Alles Göttliche hat eine Geschichte", heißt es in den Lehrlingen zu Sais[4]. Ja, für Steffens ist sie selbst die Offenbarung des Göttlichen: „Alle göttliche Offenbarung ist in ihre Formen gehüllt. Wir ergreifen uns, unser innerstes Dasein, unser eigentliches Wesen in dem Schicksal der Zeiten und Völker. Die Reiche sind unsere Gliedmaßen, das eigene Herz pulsiert in dem Geschlechte, es gibt keine Freude, die wir allein genössen, kein Leid, das wir allein trügen, und wie Begebenheiten der eigenen kleinen, eingeschränkten Vergangenheit in unserer Seele ruhen und niemals verwischt werden, wie die eigenen Taten, einmal getan, uns selbst zur Natur werden und unabwendbar unser Schicksal bestimmen, so ergreift uns die ganze Vergangenheit des Geschlechts, dessen vorübergehende, schnell verwelkende Blüten wir sind, jeglichen auf seine Art, und weiht uns einem höheren Dasein"[5].

---

[1] Friedrich Schlegel: Über die neuere Geschichte (Wien 1811) S. 3ff. (Hallesche) Allgemeine Literatur-Zeitung, 1811, III, Sp. 561.

[2] Deutsches Museum, hrsg. von F. Schlegel, III (Wien 1813) S. 199.

[3] Novalis Werke, hrsg. von J. Minor, II, 36.

[4] Ebenda IV, 36.

[5] Heinrich Steffens: Die gegenwärtige Zeit usf., II (Berlin 1817) S. 305.

Das Bewußtsein, Kind der Vergangenheit zu sein und schöpferisch Zukunft in sich zu tragen, wird immer wieder ausgesprochen. „Mir ist die Geschichte wert und ich kenne die Geschichte", sagt Adam Müller, „weil ich mich selbst nach gestern und morgen und nach tausend Seiten hin an sie angeschlossen sehe und weil ich mich nach eben so viel Richtungen auf Zukunft und Vergangenheit entgegenwirkend fühle." Insofern die Geschichte lehre, woher wir kommen, lehre sie auch, wohin wir gehen[1]. So vermag denn nur die Vergangenheit die Zukunft zu deuten[2]. Ja, ein Zeitalter wird keineswegs ganz begriffen, sagt Johann Josua Stutzmann, ein Schüler Schellings, in seiner „Philosophie der Geschichte der Menschheit", „wenn man es nur aus sich selbst und nicht zugleich aus der Vergangenheit und mit Rücksicht auf die Zukunft begreifet"[3]. Denselben Gedanken hatte schon vor ihm Novalis ausgesprochen: „Auch ist die Gegenwart nicht verständlich ohne die Vergangenheit[4]." In diesem Zusammenhang gehört es denn auch, wenn Wackenroder es eine schnöde und bedauernswerte Eitelkeit nennt, das Verdienst der Zeiten dem eigenen schwachen Haupte zur Krone aufzusetzen und ihre Richtigkeit unter erborgtem Glanze zu verstecken[5].

Für Novalis war die Geschichte aus Hoffnung und Erinnerung zusammengesetzt[6]. Bei Stutzmann lesen wir: „Andeutungen des Vergangenen oder des Zukünftigen sind in allen Zeitaltern vorhanden, weil in jedem einzelnen Zeitalter das Ganze der Weltgeschichte lebet, und folglich auch in jedem die der Zeit nach ausgeschlossenen Momente des Lebens dennoch im einzelnen als vorhanden sich zeigen[7]."

Die Dreidimensionalität der Zeit war eben Erlebnis der romantischen Generation. Bei Adam Müller lesen wir: „Wenn die großen Gestalten verflossener Begebenheiten wieder deutlich werden, scheint sich wie durch ein Wunder auch die Zukunft

---

[1] Adam H. Müller: Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur, 2. Aufl. (1807) S. 134, 120. [2] Steffens a. a. O. S. 6.

[3] J. J. Stutzmann: Philosophie der Geschichte der Menschheit (Nürnberg 1808) S. 35. [4] Novalis Werke (Minor) II, 315.

[5] Wilhelm Heinrich Wackenroder: Werke und Briefe, hrsg. von F. von der Leyen, I (Jena 1910) S. 57f.

[6] Novalis Werke (Minor) IV, 135. [7] Stutzmann a. a. O. S. 443.

wieder aufzuschließen: Vergangenheit und Zukunft sind nun sichtbar in- und nebeneinander[1]." „Was ist Vergangenheit anderes, als eine altgewordene Jugend", fragte Adam Müller, „was die Zukunft als eine unendliche Erfrischung, Verjüngung, Belebung, Wiedergeburt des Alten[2]?" „Was ist eigentlich alt? was jung?", fragte Novalis; „Jung, wo die Zukunft vorwaltet; alt, wo die Vergangenheit die Übermacht hat[3]."

Novalis hatte, wie er selbst gelegentlich aufzeichnet, anfangs Raum und Zeit „verkannt" und gefragt, ob Zeit Raum sein sollte, hatte Raum für beharrliche Zeit, Zeit für fließenden, variablen Raum angesehen, hatte die Zeit als einen „unermeßlichen Meridian" betrachtet, „worauf jedes geistige Individuum seine Sphäre, seine Skale hat" — alles ganz im Geiste des Rationalismus des zur Rüste gehenden Jahrhunderts[4]. Entschieden aber erlebte er später die Dreidimensionalität der Zeit. Greifen wir nur eine Stelle aus seinem „Heinrich von Ofterdingen" heraus: „Zukunft und Vergangenheit hatten sich in ihm berührt und einen innigen Verein geschlossen. Er stand weit außer der Gegenwart und die Welt ward ihm erst teuer, wie er sie verloren hatte und sich nur als Fremdling in ihr fand, der ihre bunten Säle noch eine kurze Weile durchwandern sollte[5]."

Da ist dieses eigenartige Erlebnis in voller Klahrheit gezeichnet, in nicht geringerer, als wir sie bei Goethe an einer Stelle finden, auf die sich Achim von Arnim beruft. Arnim rechtfertigt sich 1818 in der „Nachschrift an den Leser" zum ersten Teile des „Wunderhorns", da er das Geschichtliche bei diesem Werke vernachlässigte. „Es würde uns jetzt fast unmöglich sein", sagt er, „durch Zeichen, wie einige gewünscht haben, anzudeuten, wo die Restauration anfängt und das Alte aufhört. Diesen Zustand selbst bezeichnet Goethe sehr schön in der begeisterten Periode seines Lebens mit den Worten: ‚Ein Gefühl aber, das bei mir gewaltig überhandnahm, und sich nicht wundersam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangen-

---

[1] Adam H. Müller: Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur, 2. Aufl. (1807) S. 147. — Für das folgende bin ich Fritz Strich (Deutsche Klassik und Romantik) verpflichtet.

[2] Adam H. Müller a. a. O. S. 121 f.

[3] Novalis Werke (Minor) III. 102.

[4] Ebenda S. 244. 383, 311.

[5] Novalis Werke (Minor) IV. 221.

heit und Gegenwart in Eins, eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie ..... wirkt im Gedicht immer wohltätig, ob sie gleich im Augenblick, wo sie sich unmittelbar am Leben und im Leben selbst ausdrückte, jedermann seltsam, unerklärlich, vielleicht unerfreulich scheinen mußte'[1]."

Ähnlich ist für Ludwig Tieck „die Seele des Künstlers oft von wunderlichen Träumereien befangen, denn jeder Gegenstand der Natur, jede bewegte Blume, jede ziehende Wolke ist ihm eine Erinnerung oder ein Wink in die Zukunft[2]". „O, mein Freund", läßt er den Sternbald ausrufen, „in manchen Stunden möchte ich mich so wie er der Einsamkeit ergeben und von Vergangenheit und Zukunft Abschied nehmen[3]." „Zukunft wird Vergangenheit" in Florestans Mondscheinlied[4] und von der Jugend heißt es: „Sehnsucht weht und spielt in deinen süßen Hainen. Vergangenheit so golden, Zukunft so wunderbar[5]." Auf die Frage, ob es nicht eine ewige Jugend gebe, lesen wir als Antwort: „Indem du dich der Vergangenheit erinnerst, ist sie nicht vergangen: deine Ahnung des Künftigen macht die Zukunft zur Gegenwart[6]."

„Nach innen", verkündete Novalis, „geht der geheimnisvolle Weg: In uns, oder nirgends ist die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft[7]." Und ein andermal: „Wir tragen die Lasten unserer Väter, wie wir ihr Gutes empfangen haben, und so leben die Menschen in der Tat in der ganzen Vergangenheit und Zukunft und nirgends weniger als in der Gegenwart[8]." „Die gewöhnliche Gegenwart verknüpft Vergangenheit und Zukunft durch Beschränkung[9]."

Solchem Zeitbewußtsein gab denn auch die Philosophie jener Tage theoretisch Ausdruck. Schelling nannte 1804 die Zukunft die erste, die Vergangenheit die zweite, die Gegenwart die dritte Dimension der Zeit. In der Ewigkeit sind nach Schelling Ver-

---

[1] L. A. v. Arnim und Clemens Brentano: Des Knaben Wunderhorn, hrsg. von Eduard Grisebach (1906) S. 323. Die Stelle bei Goethe in der Weimarer Ausgabe, 28. Bd., S. 284.

[2] Kürschners Deutsche National-Litteratur, Bd. 145, S. 160.

[3] Ebenda S. 324. [4] Ebenda S. 289.

[5] Ebenda S. 253. [6] Ebenda S. 256.

[7] Novalis Werke (Minor) II, 114.

[8] Ebenda III, 23. [9] Ebenda II, 138.

gangenheit, Gegenwart und Zukunft eins. So lesen wir in dem erst 1860 gedruckten „System der gesamten Philosophie und der Naturphilosophie insbesondere“ aus dem Jahre 1804[1]. Dem gleichen Gedanken begegnen wir 1808 bei Schellings Schüler Stutzmann: „Das göttliche Leben ist eine ewige Gegenwart, welche an der Vergangenheit und Zukunft keinen Gegensatz hat, sondern in welcher diese beiden notwendig zusammenfallen.“ Die Gegenwart verknüpft nach ihm „die Notwendigkeit des Vergangenen und die Möglichkeit des Zukünftigen in der Wirklichkeit“, unter der Vergangenheit denke man „bloß den Keim der Gegenwart“, die Zukunft sei „als relative Synthesis“ ein unvollkommen „Vereinigtes von Vergangenheit und Gegenwart“[2]. Gleichen Gedanken begegnen wir 1818 auch bei Franz von Baader: „Irrig stellte man darum bisher die Ewigkeit als bloße starre, unbewegliche Gegenwart vor, übersehend, daß in dieser Gegenwart doch auch die zwei übrigen Zeiten (Vergangenheit und Zukunft) schon enthalten sein müssen, um das erst nach allen drei Dimensionen zugleich vollendete Sein zu bewirken. Jeder in der Ewigkeit Seiende, d. h. in das vollendete (absolute) Leben Aufgenommene muß sich sohin als immer seiend, als immer geworden seiend und als immer sein werdend anerkennen, sohin ruhend in der Bewegung und sich bewegend in der Ruhe, oder als immer neu und doch immer derselbe[3].“ In den gleichen Gedankenbahnen bewegt sich endlich Friedrich Schlegels Zeitauffassung, wie wir sie in seinen „Philosophischen Vorlesungen insbesondere über die Philosophie der Sprache und des Wortes“, seinem letzten Werke, begegnen: „Die Ewigkeit ist die vollständig allumfassende, vollendet vollkommene Zeit“, heißt es hier, „die nämlich nicht bloß nach Außen unendliche, nämlich ohne Anfang und Ende fortlaufend immerwährende, sondern auch innerlich unendliche, wo also in der unendlich lebendigen, durchaus lichten Gegenwart und in dem seligen Gefühl derselben die ganze Vergangenheit und auch die ganze

[1] F. W. J. v. Schellings Sämtliche Werke, I. Abt., 6. Bd. (Stuttgart und Augsburg 1860) S. 276, 270.

[2] J. J. Stutzmann: Philosophie der Geschichte der Menschheit (Nürnberg 1808) S. 32f.

[3] Franz Baaders Philosophische Schriften und Aufsätze, hrsg. von Franz Hoffmann, III (Leipzig 1850) S. 85.

Zukunft ebenso lebendig, ebenso klar und hell, ja ebenso gegenwärtig wäre als die Gegenwart selbst[1]." „Wenn die Ewigkeit ursprünglich und an sich nichts anders ist als die volle und eben daher in sich vollständige und selige Zeit; so ist die Zeit, nämlich die aus ihren Fugen gerückte, zerrüttete und zerrissene Sinnenzeit nichts anderes als die in Unordnung geratene oder in Unordnung gebrachte Ewigkeit[2]."

Diese Zeitauffassung war, wie sich von selbst versteht, für die Geschichtsauffassung hochbedeutsam. Nach Novalis entsteht Geschichte „erst durch Verknüpfung von Vergangenheit und Zukunft[3]". Nach Adam Müller ist der wahre Geschichtsschreiber „Philosoph und Historiker zugleich, gehorsames Kind der Vergangenheit, weil er die Zukunft väterlich beherrschen will"[4]. Und im gleichen Geiste meinte Friedrich Schlegel 1804, es sei nicht zu verwundern, daß Lessing „das Vergangene zu verstehen anfing, da er die Zukunft so deutlich vor Augen sah"[5].

Das zweite Merkmal romantischen Zeitbewußtseins ist die dynamische Auffassung. Für Stutzmann ist der Raum Erscheinungsform des göttlichen Seins, die Zeit Erscheinungsform des göttlichen Handelns[6]. „In ewig gleichem Strom fließet die Zeit," verkündet Friedrich Hurter 1808 in seiner historischen Erstlingsschrift[7]. Friedrich Schlegel nennt die Zeit „den lebendigen Pulsschlag in dem Meere der ewigen Liebe". Selbst dem natürlichen, ja dem ganz sinnlichen Menschen, meint er, eröffne sich „eine unendliche Tiefe in seinem Innern, wie die Fülle des Lebens, wenn er von diesem Punkt der Gegenwart zurücksinke in die Vergangenheit und dann hinausschaue in die Zukunft". Schlegel tadelt Leibniz und Kant, weil sie in der Zeit nur die Ordnung aufeinanderfolgender Dinge sahen. Damit seien „nichtssagende und tote Begriffe immer mehr an die Stelle

[1] Friedrich Schlegel: Sämtliche Werke, 2. Aufl., XV (Wien 1846) S. 84.

[2] Ebenda S. 90.

[3] Novalis Werke (Minor) II, 313.

[4] Adam H. Müller: Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur, 2. Aufl. (Dresden 1807) S. 134f.

[5] Lessings Gedanken und Meinungen, zusammengestellt von Friedrich Schlegel, III (Leipzig 1804) S. 21.

[6] Stutzmann a. a. O. S. 31, 47.

[7] Friedrich Hurter: Geschichte des ostgotischen Königs Theoderich, II (Schaffhausen 1808) S. XI.

des lebendigen und richtigen Gefühls in allem, was den Menschen über die Sinnenwelt zu erheben am meisten geeignet" sei, getreten[1]. Dieses dynamische Zeitbewußtsein liegt denn auch Wackenroders „wunderbarem Märchen von einem nackten Heiligen" zugrunde. Dieser Erzählung von dem Manne, der Tag und Nacht keine Ruhe fand, dem es immer dünkte, „er höre unaufhörlich in seinen Ohren das Rad der Zeit seinen sausenden Umschwung nehmen". „Aus seinen abgebrochenen, wilden Reden erfuhr man, daß er sich von dem Rade fortgezogen fühle, daß er dem tobenden, pfeilschnellen Umschwunge mit der ganzen Anstrengung seines Körpers zu Hilfe kommen wolle, damit die Zeit ja nicht in die Gefahr komme, nur einen Augenblick stillzustehen. Wenn man ihn fragte, was er tue, so schrie er wie in einem Krampf die Worte heraus: „Ihr Unglückseligen! hört ihr denn nicht das rauschende Rad der Zeit?'[2]".

Der Weg der romantischen Generation führte also in die Zeit, und das heißt zugleich, er führte zum Gegenstande. Trat

[1] Friedrich Schlegels Geschichte der alten und neuen Literatur, II (Wien 1815) S. 245, 309f.

[2] Wilhelm Heinrich Wackenroder: Werke und Briefe, hrsg. von F. von der Leyen, I, 156ff. Bemerkt sei hier, daß diese neue Zeitauffassung sich schon bei der Generation des Sturmes und Dranges nachweisen läßt, auch wenn wir von jener Stelle bei Goethe absehen. So wendet sich Herder in seiner Besprechung von Schlözers Vorstellung einer Universalhistorie 1772 gegen dessen synchronistische Tabellen: „Wäre es nicht weit mnemonischer, aus der Geschichte mehr Bild, ganzes Continuum" zu machen? (S.W. [Suphan] V, 439). In den „Ideen" heißt es gelegentlich: „Das Rad der ändernden Zeit drehet sich indes unaufhaltsam" (S.W. XIV, 279); ein andermal: „Eine Menschenverfassung, eine politische oder Religionseinrichtung, die doch nur auf diese Stücke gebauet sein kann; sie sollte, sie wollte ewig dauern? So würden dem Flügel der Zeit Ketten angelegt und der rollende Erdball zu einer trägen Eisscholle über dem Abgrunde" (S.W. XIV, 88). Und in den Zerstreuten Blättern heißt es gelegentlich: Des Menschen „Seele ist aber nicht aufs Jetzt eingeschränkt; sie muß, ihrer Art nach, vom Vergangenen für die Zukunft leben, und eben der ist der verständigste oder gleichsam der eigentlichste Mensch, der die Vergangenheit aufs Jetzt, und da dieses in jedem Augenblick vorüber ist, aufs fortgesetzte Jetzt, die Zukunft, richtig anwendet. In jeder seiner Wirkungen ist also der Mensch eine fließende Größe" (S.W. XVI, 44f.). Ich fühle wohl, daß einzelne der hier und oben für das dynamische Zeitbewußtsein angezogenen Stellen, für sich betrachtet, matt und phrasenhaft klingen: In ihrer Gesamtheit scheinen sie mir aber doch einen unumstößlichen Beweis für die Richtigkeit meiner Darstellung zu geben — insbesondere, wenn man an das „Märchen" Wackenroders denkt. Erst die Annahme eines dynamischen Zeitbewußtseins in der romantischen und Sturm- und Dranggeneration gibt letzterem sinnvolle Bedeutung.

der unbedingte Rationalist verhältnismäßig teilnahmslos an den Gegenstand heran, war ihm der Gegenstand in seiner Besonderheit nichts, der allgemeine, gegenständlicher Eigenart entkleidete Begriff alles, so tadelte der Romantiker, wie etwa Adam Müller, gerade diese „erhabne Gleichgültigkeit gegen den Stoff", tadelte er diese Geschichtsauffassung, in der der Geist „ungestaltet, kern- und herzlos wie eine Wolke um die Erde" ziehe, ohne Vaterland, ohne Vorliebe für das Nähere, Ältere und Verständlichere. Die „feste gesunde Natur" dagegen gehe „von der Erkenntnis der Fakten" aus[1].

Erkenntnis der Fakten, Erkenntnis des Gegenstandes in seiner unmittelbaren Anschaulichkeit war das Ziel, alles Räsonnement wurde verworfen. Man strebte, die Tatsachen „in ihrer Reinheit aufzufassen und zu begreifen": „Verstandesbegriffe können sie nie ganz erschöpfen, ihr Geist und Wesen nicht anschaulich gemacht werden. Gediegene Darstellung ohne alles Räsonnement und ohne hypothetische Erklärerei ist daher der eigentliche Charakter der Historie: in ihren einzelnen Teilen muß die vollkommenste Empirie herrschen, nur im ganzen darf die Beziehung auf eine Idee liegen[2]." Anschaulichkeit also! Oder, wie man sich auch ausdrückte, „Kolorit"!

Von der Geographie mache der Historiker Gebrauch, riet zum Beispiel der jung verstorbene Karl Hans Dippoldt; „die eigentümliche Physiognomie des Landes, die Natur des Bodens, der Gestaltung und Vegetation suche er sich zu eigen zu machen, damit seine Darstellung die lebendige Anschauung entbehrlich mache und ferne Zeiten mit dem Reichtum ihrer Umgebungen bezaubernd vor das Auge des Lesers rücke"[3].

Schon der Herder der Bückeburger Zeit hatte sich gegen den historischen Pragmatismus gewandt: „Warum endlich trägt man den ‚Roman einseitiger Hohnlüge' denn in alle Jahrhunderte, verspottet und verunziert damit die Sitten aller Völker und Zeitläufte, daß ein gesunder, bescheidner, uneingenommner Mensch ja fast in allen sogenannt pragmatischen Geschichten aller Welt nichts endlich mehr, als den ekelhaften Wust des ‚Preisideals

[1] Adam Müllers Vermischte Schriften, I (Wien 1812) S. 204.
[2] A. W. Schlegel in Deutsche Litteratur-Denkmale, Bd. 17, S. 13f.
[3] Prometheus, hrsg. von Leo v. Seckendorff (Wien 1808) S. 153.

seiner Zeit‘ zu lesen bekommt. Der ganze Erdboden wird Misthaufen, auf dem wir Körner suchen und krähen[1]!“

A. W. Schlegel verwarf 1803 die vielgepriesene pragmatische Manier, weil sie das vielverschlungene Gewebe lebendiger Kräfte durch isolierendes Räsonnement zerstöre: In Gegensatz zu dem pragmatischen stellte er den darstellenden Historiker, der den Leser auf den Schauplatz der Begebenheiten selbst führe und das Schauspiel der Welt zu unmittelbarer Anschauung bringe[2]. Ihm folgte noch im selben Jahre Schelling in der Verurteilung der pragmatischen Geschichtsauffassung[3].

Doch auch Historiker vom Fach lehnten nun den historischen Pragmatismus ab. Pfister rühmte es an den mittelalterlichen Jahrbüchern als ihren besten Vorzug, daß sie die Facta nude und crude geben: „Die pragmatischen Brühen werden ihnen recht gerne erlassen[4].“ 1811 meinte Friedrich Rühs, der Name der pragmatischen Geschichte sei schon durch viele Mißbräuche um alles Ansehen gekommen[5].

Und auch das Selbstbewußtsein der Zeit hat andere Formen angenommen: „Uns, Söhnen dieses Jahrhunderts,“ lesen wir bei Wackenroder, „ist der Vorzug zuteil geworden, daß wir auf dem Gipfel eines hohen Berges stehen und daß viele Länder und viele Zeiten unsern Augen offenbar um uns herum und zu unsern Füßen ausgebreitet liegen. So laßt uns denn dieses Glück benützen und mit heitern Blicken über alle Zeiten und Völker umherschweifen und uns bestreben, an allen ihren mannigfaltigen Empfindungen und Werken der Empfindung immer das Menschliche herauszufühlen“[6]. Ähnlich meinte F. Schlegel 1810 in seinen Vorlesungen über neuere Geschichte, wir würden uns um das schönste Vorrecht bringen, wenn wir nicht unseren un-

[1] S.W. V, 555.

[2] Rudolf Haym: Die romantische Schule, 4. Aufl. bes. von Oskar Walzel (1920) S. 911f.

[3] F. W. J. Schelling: Vorlesungen über die Methode des academischen Studiums. (Tübingen 1803) S. 216ff. Vgl. S.W. I/3, 592. Von Schelling wird der Begriff des Pragmatismus als didaktischer oder genauer als teleologischer Pragmatismus bestimmt.

[4] J. C. Pfister: Geschichte von Schwaben, I (Heilbronn 1803) S. 197.

[5] Friedrich Rühs: Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums (Berlin 1811) S. 252f., 14.

[6] Wackenroder a. a. O. I, 50.

vergleichlichen Reichtum an Hilfsmitteln, die zur Bildung dienen, dazu verwendeten, besser als es die früheren Zeiten vermochten, den Geist und die Schicksale vergangener Jahrhunderte zu erkennen[1].

„Ahndet euch doch in die fremden Seelen hinein", rief Wackenroder in den Herzensergießungen aus; „und wenn ihr euch nicht in alle fremde Wesen hineinzufühlen und durch ihr Gemüt hindurch ihre Werke zu empfinden vermöget; so versucht wenigstens durch die Schlußketten des Verstandes mittelbar an diese Überzeugung heranzureichen"[2]. Der Weg führt also aus der Gegenwart heraus zum Gegenstande, man sucht ihn aus der Zeit zu verstehen[3]. Wackenroder forderte vom Historiker, daß er „über die Schranken der Gegenwart in die Vorzeit" hinübersetze[4]. Niebuhr meinte, daß man die Alten nicht verstehe, wenn man die Gegenstände ihres täglichen Lebens, die uns mit ihnen gemeinsam sind, nicht in der Gestalt sich anschaulich denke, unter welcher diese Gegenstände ihren Augen gewöhnlich waren; daß wir durchaus irregehen würden, wenn wir uns, wie es das Mittelalter tat und, weil in ihm noch so viel Verwandtes enthalten war, mit geringerer Täuschung tun konnte, ein römisches Haus, ein römisches Schiff, römische Landwirtschaft und Gewerbe, römische Kleidung oder das Innere des gewöhnlichen Lebens im alten Rom unter der Anschauung denken wollen, welche bei uns diesen Worten mitspielt, müsse jeder fühlen: „Aber der Paralogismus der Homonymie erstreckt sich viel weiter als auf diese Gegenstände." Die römischen Begriffe, welche der Einrichtung des Staats und seiner Verwaltung zugrunde liegen, Begriffe, die in den meisten Fällen den historischen Nachrichten vorausgesetzt, nur einzeln und äußerst selten für sich entwickelt werden, sind von den wenigen nicht weniger verschieden als der Römer Wohnung,

[1] Friedrich Schlegel: Über die neuere Geschichte (Wien 1811) S. 218f.

[2] Wackenroder a. a. O. I, 48.

[3] Wenn Niebuhr (Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, I [Hamburg 1838] S. 493) meint, Geschichte sei nichts anderes „als Darstellung und Beurteilen des Vergangenen, als ob es Gegenwart wäre", fordert er damit, daß der Historiker die Vergangenheit zur Gegenwart mache, nicht aber, daß er den Gegenstand in die Gegenwart hineinziehe.

[4] Wackenroder a. a. O. I, 57.

Kleider und Speise[1]. In gleichem Sinne war es Friedrich Schlegels „vornehmstes Bestreben", in seinen Vorlesungen „Über die neuere Geschichte" „die Vergangenheit, ihre Helden und ihre Taten in ihrer wahren Gestalt und in ganzer Kraft vor Augen zu stellen". Der Historiker müsse sich dem Kreise seiner Gewohnheiten entziehen. Denn diese, „die ganze Gegenwart, unser Zeitalter mit allen seinen unsichtbaren Umgebungen, bilden eine Art von geistiger Atmosphäre um uns, welche uns die Gestalten der Vergangenheit wie in einem Nebel verhüllen muß. Daher so viel irrige, oder vielmehr nur schwache, nicht treffende, geistlose Ansichten und Urteile über entfernte große Zeiten, über Menschen und Taten, welche den gewöhnlichen Maßstab überschreiten"[2].

Entschieden verurteilte man „das kümmerliche Bestreben, die großen Formen der Vergangenheit aus einer flachen Gegenwart begreifen zu wollen". Lieber wollte man sich dem Stoffe zu weit hingeben, „als den Stoff willkürlich zu behandeln"[3]. „Sinn für innige Aufnahme fremder Individualität" ist nach Hans Karl Dippoldt „keine der kleinsten Forderungen, so an den Historiker ergehen. Nicht seine Zeit soll er zum Maßstabe aller Zeit nehmen, nicht die Denkungs- und Handlungsweise längst verblühter Geschlechter mit der seiner Zeitgenossen vergleichend würdigen, ... nein, jegliches werde in der ihm eigentümlichen Sphäre betrachtet, jegliches Ideal, das er bewußt oder unbewußt in sich trug, gewürdigt. Mit wahrhafter Selbstverleugnung wisse der Historiker den Geist jedes Zeitalters, jedes großen Menschen sich anzueignen, lebhaft die eignen Ansichten aufzugeben, wie ja wohl Erwachsene im Spiele mit Kindern Gleiches mit ihnen anzunehmen scheinen, ohne deshalb Kinder zu werden oder sich wegen der Ähnlichwerdung mit den Kleinen geringer zu achten[4]." So sieht denn auch Pfister ausdrücklich eines der Verdienste seiner „Geschichte in Schwaben" darin, daß er in ihr gesucht habe, „sich so viel als möglich dem Geist der alten Völker wieder zu nähern," so findet er, daß etwas in den

---

[1] B. G. Niebuhr: Römische Geschichte, I (Berlin 1811) S. 103; II (Berlin 1812) S. 152.

[2] Friedrich Schlegel: Über die neuere Geschichte (Wien 1811) S. 9f.

[3] J. C. Pfister: Geschichte von Schwaben, II (Heilbronn 1805) S. V. — Vgl. A. W. Schlegel in: Deutsche Litteratur-Denkmale, Bd. 18, S. 52f.

[4] Prometheus, hrsg. von Leo von Seckendorff (Wien 1808) S. 149.

Zeiten des Mittelalters sei, „das einem späteren Zeitalter zu beurteilen nicht zukomme, wenn es jede Zeit nur nach seinen Vorstellungen messe“[1], und so meint denn auch Friedrich Rüsh: „Nichts ist so verkehrt, als eine frühere Zeit aus dem Standpunkt und nach den Begriffen einer spätern zu beurteilen[2].“ Und Heinrich Steffens sieht die große Aufgabe des Geschichtsforschers darin, „eine jede Zeit in ihrer wahren Eigentümlichkeit rein zu fixieren, ohne alles Einmischung ethischer Reflexionen“[3]. Bei Niebuhr endlich lesen wir: „Die moralische Beurteilung vergangener Zeiten darf freilich nicht von den uns gewöhnlichen Ansichten ausgehen, sondern von einer Kenntnis dessen, was nach dem Gefühl des Zeitalters der Handlung löblich oder wenigstens erlaubt war[4].“

Auf diesem Boden wurzelte in gleicher Weise der Objektivismus Rankes wie der Subjektivismus Niebuhrs. Beide gingen den Weg aus der Gegenwart zum Gegenstande in die Zeit. Suchte aber Ranke alles durch die subjektive Beschaffenheit seines Geistes Bedingte bei der Erfassung des historischen Gegenstandes auszuschalten, indem er persönliche Stellungnahme zum Gegenstande mied und nach universaler Anteilnahme an allen Gegenständen strebte, so trat Niebuhr in ein „Herzensverhältnis zu den längst abgeschiedenen Geistern und fühlte sich selig, wenn Ähnlichkeit der Taten und der Gesinnung mit dem Gefühl für sie das, womit er einen großen Mann als Freund liebt, verschmelze“[5]. So liebte Niebuhr Cicero, „als ob er ihn gekannt hätte“, liebte er Seipio „aus vielen Gründen“, ehrte, achtete und liebte er Hannibal „fast unbedingt“, obgleich er nicht leugnen wollte, „daß Sachen von ihm erzählt werden, welche unsere Augen mit Tränen füllen.“ So gestand er, „eine Abneigung gegen Pompeius“ zu haben und haßte er wahrhaft aus ganzer Seele Sulla, wie die gewaltigen Worte über Sullas Tod offenbaren: „Sulla zog sich nach Puteoli zurück, wo er von einer sehr ekelhaften Krankheit ergriffen worden sein soll; sein Körper

---

[1] Pfister a. a. O. I (Heilbronn 1803) S. 197.

[2] Friedrich Rühs: Handbuch der Geschichte des Mittelalters (Berlin 1816) S. 3.

[3] Heinrich Steffens: Die gegenwärtige Zeit usf. (Berlin 1817) S. 314.

[4] B. G. Niebuhr: Römische Geschichte, II (Berlin 1812) S. 402 oder B. G. Niebuhr: Politische Schriften, hrsg. von Georg Küntzel (Frankfurt a. M. 1923) S. 192.

[5] Geschrieben 1824/25. In der Ausgabe von Küntzel, S. 212.

war mit Schwären und Ungeziefer bedeckt. Ich glaube, daß es nicht geleugnet werden kann, daß er diese Krankheit gehabt hat, und er verdiente sie[1]." Friedrich Rühs etwa näherte sich dagegen wieder Rankes Objektivismus. Nach ihm muß sich der Historiker „über jeden Einfluß des Individuellen auf seine Ansicht und Darstellung erheben". „Es ist ..... das Hauptgesetz für die historische Darstellung, daß nur die Tatsachen allein sprechen: dem Historiker ist es nicht erlaubt, Urteile, Reflexionen, lobende oder tadelnde Deklamation einzumischen, Änderungen der Art sind nur verstattet, wenn sie durchaus als von der Erzählung geschieden erscheinen, allgemein oder so ausgedrückt sind, daß ein bewegtes moralisches Gefühl, das den Geschichtschreiber durchaus beleben muß, unverkennbar ist[2]."

Jedenfalls fordert aber hier auch Rühs bewegte Anteilnahme am Stoffe: ein „lebendiges, geistiges und sittliches Interesse". Diese geänderte Stellung zum Gegenstande spricht sich in der romantischen Geschichtsschreibung schon ganz in der Wahl des Vorwurfs aus. Die allgemeine, alle Besonderheit und Eigenart fliehende Universalgeschichte im Stile der Aufklärung wurde von Männern wie A. W. Schlegel, Schelling, Adam Müller gering geschätzt, ja geradezu verworfen[3]. Doch Novalis hielt gelegentlich „partielle Geschichten" für „durchaus nicht möglich": „Jede Geschichte müsse Weltgeschichte sein[4]." A. W. Schlegel dagegen forderte an Stelle der landläufigen Kompendien über Universalgeschichte Lokalchroniken und Partikulargeschichten[5]. Friedrich Schlegel schwankte, wie in seiner Geschichtsauffassung überhaupt nicht selten, zwischen den Auffassungen der jüngeren und der älteren Generation: Die Universalhistorie, meinte er im Herbst 1805, habe zum Hauptzwecke die historischen Gesetze zu entwickeln und aufzustellen, sie sei „mehr philosophisch und

[1] Bei Küntzel, S. 238, 221, 223, 236.

[2] Friedrich Rühs: Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums (Berlin 1811) S. 250, 254.

[3] F. W. J. Schelling: Vorlesungen über die Methode des academischen Studiums. (Tübingen 1803) S. 224; vgl. auch S. 168. — Adam Müllers Vermischte Schriften, I (Wien 1812) S. 202 (1808 geschrieben). — A. W. Schlegel: S.W. VIII, 214 (geschrieben 1825). — Rühs verteidigt die Weltgeschichte in seiner Propädeutik, S. 11.

[4] Novalis Werke (Minor) III, 44.

[5] Albert Pötzsch: Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung (Leipzig 1907) S. 82; vgl. S. 66, Anm.

wissenschaftlich als künstlerisch und nähere sich der Philosophie", sei „eine philosophische Geschichte", die spezielle Geschichte sei rein historisch, sei die eigentliche Geschichte und nähere sich der Kunst[1]. 1812 meinte er, daß erst durch Spezialarbeiten, wie die eines Möser oder Pfister, der Weg zu einer helleren Einsicht in die Unermeßlichkeit und in das Ganze der allgemeinen deutschen Geschichte gebahnt worden sei[2].

An A. W. Schlegel schloß sich Schelling 1803 in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studium an: „Man meide die sogenannten Universalhistorien, die nichts lehren; andere gibt es noch nicht." Was man jetzt so nenne, seien „Kompendien, darin alles Besondere und Bedeutende verwischt sei: auch derjenige aber, der Historie nicht zu seinem besondern Fach wähle, gehe so viel möglich zu den Quellen und Partikulargeschichten, die ihn bei weitem mehr unterrichten". Am Werke seines Freundes Pfister rühmte Schelling die „geschichtliche Einmischung partikularer und individueller Züge". Denn allein aus „bezeichnenden, charakteristischen Einzelheiten" entstehe „ein anschauliches Bild des Lebens unserer Altvordern und ihres ganzen Wesens"[3].

Es will „jetzt das Eigentümliche", schrieb Steffens 1817, „in jeder Richtung sein Recht behaupten und dieses ist vorzüglich die Bedeutung der Zeit. Wir können nicht leugnen, daß das wechselseitige Anerkennen eines eigentümlichen Daseins jetzt wieder lebendig wird"[4]. Und in der „Wiener Allgemeinen Literaturzeitung" lesen wir 1813: „Nur Vaterländisches frommt in unseren Tagen, nichts Weltbürgerliches und nichts Allgemeines, was immer auch diluiert ist und flach[5]."

Pfister schrieb, Johannes von Müller folgend, die Geschichte einer deutschen Landschaft, Dippoldt und Hurter beschrieben das Leben mittelalterlicher Könige, Voigt das Leben eines Papstes. Wilken schrieb die Geschichte der Kreuzzüge und Rühs verfaßte ein Handbuch der Geschichte des Mittelalters. Mittelalter und deutsche Vorzeit standen im Mittelpunkt der Forschung.

---

[1] Heinrich Finke: Über Friedrich und Dorothea Schlegel (1918) S. 53.
[2] Deutsches Museum, hrsg. von F. Schlegel, II (Wien 1812) S. 40.
[3] Aus Schellings Leben, II (Leipzig 1870) S. 216, 336.
[4] Steffens a. a. O. II, S. 824.
[5] Wiener Allgemeine Literaturzeitung (1813) Sp. 126.

„Ein neues Studium ist ..... entstanden“, verkündete 1817 Heinrich Steffens, „geboren aus dem Sinne für die vergangene nationale Größe, man hat das Herrlichste erst jetzt entdeckt, denn auch wer wußte, daß es da war, vermochte es nicht zu erkennen; wie die alte Welt der Griechen im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte, ist die alte Welt des germanischen Stammes lebendig unter uns geworden[1].“ Fünf Jahre früher hatte Friedrich Schlegel schon seinem Bruder geschrieben: „In der deutschen Literatur ist jetzt ein wahres Treiben nach dem Altdeutschen und Altnordischen[2].“ Und im Jahre darauf, 1813, im Deutschen Museum: „Zu keiner Zeit war ein reges Streben, die vaterländische Vorzeit kennenzulernen, sichtbarer und allgemein verbreiteter als in der unsrigen[3].“

Welch ein Wandel seit den Tagen des übrigens erst 1810 verstorbenen Vielschreibers Christoph Meiners, der in seiner 1793 erschienenen „Historischen Vergleichung der Sitten und Verfassungen, der Gesetze und Gewerbe, des Handels und der Religion, der Wissenschaften und Lehranstalten des Mittelalters mit denen unsers Jahrhunderts in Rücksicht auf die Vorteile und Nachteile der Aufklärung“ durch eine solche Vergleichung lehren wollte, „worin wahre Aufklärung bestehe“, welchen Nutzen sie gestiftet und welchen unsäglichen Schaden Mangel an Aufklärung angerichtet habe. Schwarz in Schwarz malt er die Barbarei des Mittelalters, damit die aufgeklärte Gegenwart desto heller von dem düsteren Hintergrunde absteche. Nicht fünfundzwanzig Jahre später verglichen Rühs und Steffens Mittelalter und Gegenwart: Aber wie viel schlechter kam nun letztere hinweg!

Ludwig Wachler stellte 1817 fest, daß es in den neuesten Zeiten „als Bedürfnis und Grundsatz anerkannt“ werde, mit unbefangener Hingebung in die Denkart des Zeitalters, das von dem unsrigen, das ihm so viel verdankt, wesentlich verschieden ist, die eigentümliche Natur, den Geist und das Leben des Mittelalters aus den lautersten Quellen zu erforschen[4]. A. W.

---

[1] Heinrich Steffens: Die gegenwärtige Zeit usf., II (Berlin 1817) S. 802.

[2] Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, hrsg. von Oskar F. Walzel (1890) S. 533.

[3] Deutsches Museum, hrsg. von F. Schlegel, III (Wien 1813) S. 224.

[4] Ludwig Wachler: Geschichte der historischen Forschung und Kunst, II/2 (Göttingen 1818) S. 889

Schlegel hatte sich schon in seinen Berliner Vorlesungen entschieden gegen die neumodigen freigeisterischen Historiker, die das Rittertum für eine Fratze und die mönchische Mystik und Scholastik für eine dunkle, unverständliche Barbarei halten, gewandt und im Mittelalter geradezu „die große Zeit der neueren Geschichte" gesehen[1]. Für Novalis war es „eine tiefsinnige und romantische Zeit ....., die unter schlichtem Kleide eine höhere Gestalt verbirgt"[2]. Friedrich Schlegel gab eine breite Apologie des Mittelalters in seinen Vorlesungen über neuere Geschichte. Aus einem Werke, das er 1807 mit seinem Bruder über das Mittelalter plante, ist nichts geworden.

Für einen Maler wie Franz Pforr war das Mittelalter die Zeit, „wo sich die Würde des Menschen noch in voller Kraft"[3], die Natur sich schöner als in seinen Tagen zeigte[4]; für einen Dichter, wie den Grafen Otto Heinrich von Loeben, geradezu ein verlorenes Paradies[5].

Wir wollen diese Wandlung an zwei besonderen Punkten veranschaulichen. Für den Rationalismus der Aufklärung war der Begriff Mönchschronik zum Scheltwort geworden; Mönchschroniken galten ihm, wie Schlözer einmal sagte, geradezu als Ausgeburten „wüster Gehirne"[6]. Christoph Gottlob Heinrich fand noch 1800 das Lesen der Schriftsteller des Mittelalters „lästig, oft ekelhaft"[7] und noch Novalis erklärte gelegentlich den Chronikenschreiber geradezu für den „Stümper in der Geschichte: er will alles geben und gibt nichts"[8]. Schon Spittler aber hatte sich, wie wir sahen, dagegen gewandt, „die Sitten dieser historischen Kindheit nach dem Charakter unsers durch Erfahrung aufgeklärten Zeitalters" abzumessen und sich die

[1] Deutsche Literatur-Denkmale, Bd. 19, S. 11f., 36, 89.

[2] Novalis Werke (Minor) IV, 66.

[3] Briefe an Cotta, hrsg. von Maria Fehling (Stuttgart 1925) S. 264ff.

[4] Margaret Howitt: Friedrich Overbeck, hrsg. von Franz Binder, I (1886) S. 85, 87.

[5] Deutsche Literatur-Denkmale, Bd. 135, S. 87. — Das Buch von Gottfried Salomon: Das Mittelalter als Ideal in der Romantik (München 1922) blieb mir unzugänglich.

[6] Fortsetzung der Allgemeinen Welthistorie, 31. Theil (Halle 1771) S. 225.

[7] Christoph Gottlob Heinrich: Handbuch der deutschen Reichsgeschichte (Leipzig 1800) S. 5.

[8] Novalis a. a. O. III, 13.

Chronisten als Forscher zu denken. A. W. Schlegel sah in seinen ersten Berliner Vorlesungen das eine Mal in der Chronikenmethode ein „bloßes Aggregat von Vorfallenheiten, ohne Zusammenhang und ohne Sinn und Bedeutung im Ganzen“, ein ander Mal, und zwar kurz darauf, fand er wieder, daß „die Geschichte in ihrer vollendeten Gestalt gewissermaßen zum Stil der Chroniken“ zurückkehre. In seiner späteren Zeit nannte er die Chronisten gelegentlich kurzweg „vortreffliche Geschichtsschreiber“. Heeren meinte, Chronikenstil sei nichts anderes „als der Ton der einfachen Erzählung“, ähnlich pries Schelling, beeinflußt von A. W. Schlegel, ihre „naive Einfalt“, während er sie einstmals gering geschätzt hatte, und ähnlich fand Dippoldt, sie schrieben in ihrer Einfalt „vollendeter als die Neuern in ihrer verführerischen Mannigfaltigkeit“. Friedrich Schlegel fragte 1812 im Deutschen Museum: „Wie kann eine Geschichte darstellend sein, wenn sie nicht ausführlich ist, ja chronikenmäßig ausmalend? Das ist nun die uns eigentümliche Gattung der Historie; darstellende Chroniken, im rechten Sinne des Worts.“ Dann wendet er sich gegen das Unrecht, das „unsern guten alten Chroniken“ geschehe, wenn man Johann Müllers für jedes Ohr mörderische Perioden chronikenmäßig finden will: „Unsere guten Chroniken sind viel besser geschrieben.“ Achim von Arnim aber behauptete 1805 geradezu: „Bis jetzt sind unsere Chroniken unsre einzigen Historiker, alle anderen in konventioneller Ziererei und Ansicht versunken[1].“

Und wie stand die Geschichtschreibung der Aufklärung den Kreuzzügen gegenüber? Gatterer, der sie im Sinne der Katastrophentheorie aus der „scheinheiligen Rachbegierde des Petrus Eremita“ entstehen und „durch die Staatskünste der Päpste“ unterhalten werden läßt, rechnet sie einfach zu den „Begebenheiten, welche zeigen, was Aberglauben und Schwärmerei über die menschlichen Gemüter vermögen“. Schmidt

[1] Deutsche Literatur-Denkmale, Bd. 17, S. 11, 14; Bd. 147, S. 12; Rudolf Haym: Die romantische Schule, 4. Aufl. bes. von Oskar Walzel (1920) S. 911. — F. W. J. Schelling: Vorlesungen über die Methode des academischen Studiums. (Tübingen 1803) S. 224f.; Derselbe: Sämtliche Werke, I/1 (1856) S. 466. — Dippoldt im Prometheus, hrsg. von Leo von Seckendorff (Wien 1808) S. 145. — Deutsches Museum, hrsg. von Friedrich Schlegel, II (Wien 1812) S. 278. — L. A. v. Arnim und Clemens Brentano: Des Knaben Wunderhorn, hrsg. von Ed. Grisebach (1906) S. 300.

freilich bestrebt sich dank seiner katholischen Einstellung, sie tiefer und umfassender zu begründen. Adelung aber sieht wieder in ihnen eines „von den vielen Mitteln, deren sich die Päpste bedienten, ihre Herrschaft auszubreiten und zu erhalten", sieht in ihnen „eine rohe und bloß von Aberglauben unterstützte Aufwallung des noch so sinnlichen menschlichen Geschlechtes". In gleichem Geiste spricht Christoph Gottlob Heinrich von „den berüchtigten Kreuzzügen". Johannes Müller endlich spricht schon nicht mehr von Schwärmerei, sondern von Begeisterung. Nach Arnold Heeren ist „schwärmerische Tapferkeit, schwärmerische Religiosität, schwärmerische Liebe" der Geist des Rittertums, der Geist, dem die Kreuzzüge entsprangen. Diese müsse man nun unter „dem Gesichtspunkte ihres Zeitalters" betrachten, wobei dann „von selbst der so oft ihnen gemachte Vorwurf sinnloser Unternehmungen als Folgen des Aberglaubens und der Bigotterie" verschwinde. Heeren würdigt sie als „die Heldenperiode des Christianismus", als ein Ereignis von unstreitig „ehrwürdigem Charakter": Aber das hohe historische Interesse, welches ihre Geschichte für alle Jahrhunderte wichtig macht, erreichen sie weniger durch sich selbst, als durch ihre Folgen[1].

Anders denkt da die romantische Generation. Ihre Aufmerksamkeit war „auf eine merkwürdige Art auf die Kreuzzüge" gerichtet. A. W. Schlegel sieht in ihnen geradezu die „glorreichste Begebenheit" des Mittelalters. Adam Müller preist sie 1807 als „heilige Kämpfe für das innerste Heiligtum unseres Geschlechts", als einen „erhabenen Völkersturm". Und Friedrich Wilken, der erste bedeutende und grundlegende Geschichtsschreiber der Kreuzzüge glaubt, sich in einer Zeit, „welche bei vieler Schlechtigkeit und Erniedrigung das Gute habe, daß sie die Meinungen anderer Zeitalter von dem Heiligen in der Religion ehre, nicht erst entschuldigen zu müssen", wenn

[1] Johann Christoph Gatterers Einleitung in die synchronistische Universalhistorie, Bd. 1., 2. Theil (Göttingen 1771) S. 30. — Michael Ignaz Schmidts Geschichte der Deutschen. III (Ulm 1778) S. 321, 323f. — J. C. Adelung: Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts (Leipzig 1782) S. 356ff. — Christoph Gottlob Heinrich: Teutsche Reichsgeschichte, II (Leipzig 1787) S. 397. — Johannes von Müller: Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, II (Tübingen 1810) S. 224. — A. H. L. Heeren: Kleine historische Schriften, III (Göttingen 1808) S. 208, 12f.



er in den Kreuzzügen nicht den „Ausbruch des größten Unsinns oder der lächerlichsten Torheit" sehe. Bemüht, „dem Leser eine treue und anziehende Schilderung des frommen Eifers und unerschütterlichen Vertrauens auf Gott und das heilige Kreuz" vorzulegen, verschmäht er es, wie er ausdrücklich erklärt, „den frommen, meist rücksichtslosen, mehr durch das Gefühl ihrer Kraft als durch andere Vorteile erfreuten Kreuzrittern Motive und Denkungsweisen seiner weltklugen Zeit anzudichten und ihre Pläne und Unternehmungen nach dem Maßstabe seiner Zeit zu messen und zu richten. Mögen Gottfried von Bouillon, die Balduine, Boemund, Tancred vor dem Richterstuhl der kalten Vernunft als Schwärmer und Verirrte erscheinen," „mögen wir das Zeitalter der Kreuzfahrten ein Zeitalter törichter Schwärmerei nennen! Die Nachwelt wird auch für unser Zeitalter seinen Namen zu finden wissen"[1].

Ja, bei Wilken findet sich eine größere Wärme als bei einem Schriftsteller des 12. Jahrhunderts, die indessen weniger aus der eigenen Beurteilung der Begebenheiten, als aus dem besonderen Streben, die Geschichte jeder Zeit aus der Zeit zu erfassen und zu beurteilen, herrührt. Das Religiöse zog Wilken immer zur Erklärung der seelischen Verfassung der Kreuzfahrer heran, er betrachtete die Ereignisse von ihrem Gesichtspunkte aus und sprach in ihrer Sprache. Der Kreuzzug war in Wilkens Darstellung ein heiliger Krieg, die Pilger waren das Volk Gottes oder Fronkämpen, ein Konzil vornherein „die Versammlung der ehrwürdigen Väter"[2].

---

[1] Alfred Kloß: Die Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur in den Jahren 1808—1816 (1916) S. 5 (Zitat aus Jahrg. 1808, S. 254). — A. W. Schlegel im Deutschen Museum, hrsg. von F. Schlegel, II (Wien 1812) S. 438; Deutsche Literatur-Denkmale, Bd. 19, S. 35. — Adam H. Müller: Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur, 2. Aufl. (Dresden 1807) S. 128 — Friedrich Wilken: Geschichte der Kreuzzüge, I (Leipzig 1807) S. VI.

[2] Heinrich von Sybel: Geschichte des ersten Kreuzzugs (Düsseldorf 1841) S. 170f. Die Stelle nur in der ersten Auflage, inhaltlich aber noch später von Sybel gebilligt: vgl. Adolf Stoll: Der Historiker Friedrich Wilken (1894). Sybel erkennt den großen Fortschritt gegenüber dem 18. Jahrhundert an, meint aber, daß Wilken doch zu weit ging: Denn ein Geschichtsschreiber müsse „zunächst in der Sprache seiner Zeit zu reden suchen". Man sieht schon daraus, wie aufschlußreich ein Vergleich zwischen Wilkens und Sybels Auffassung der Kreuzzüge für die Geschichte der deutschen Historiographie wäre. Über Wilkens Stellung zur Romantik vgl.: Aus J. H. Jacobis Nachlaß, hrsg. von R. Zoeppritz, II (1869) S. 34f.

Liebevolle Hinneigung zur Religion ist ein Merkmal romantischer Geschichtsauffassung, ein anderes nationalpatriotische Gesinnung. Wir haben schon gesehen, wie sich diese formal aus der Abwendung vom Allgemeinen, aus der Hinwendung zum Besonderen ergab. Dazu kam dann das große Erleben der Zeit, das auch in Männern, die ihrer seelischen Verfassung nach nicht der romantischen Generation angehörten, nationalen Patriotismus erweckte. Einseitig wäre es aber, wenn wir mit Sybel den „Beginn unserer modernen Geschichtsschreibung" ausschließlich „auf die unvergleichliche Zeit der nationalen Wiedergeburt und Befreiung" zurückführten[1]. Doch jedenfalls erfüllte sich Heerens Hoffnung, „daß die großen politischen Katastrophen unserer Zeit auf die Behandlung der Geschichte, besonders der deutschen Geschichte, einen wohltätigen Einfluß haben würden"[2]. „Es war die Zeit," wie Niebuhr sagte, „da wir Unerhörtes und Unglaubliches erlebten, eine Zeit, welche die Aufmerksamkeit auf viele vergessene und abgelebte Ordnungen, durch deren Zusammensturz hinzog und unsere Seelen durch die Gefahren, mit deren Dräuen wir vertraut wurden, wie durch die leidenschaftlich erhöhte Anhänglichkeit an Landesherren und Vaterland stark machte"[3]. Friedrich Schlegel wurde im wesentlichen durch die politische Not seines Volkes zur Geschichte geführt, oder richtiger: zurückgeführt, selbst Heeren konnte sich dem Drange nicht entziehen und wollte durch seine Geschichte des europäischen Staatensystems das Bild eines freien Staatensystems darstellen, um die Erinnerung daran lebendig zu erhalten[4]. Wie eine Sturm- und Drangnatur wie Hormayr ergriffen wurde, sahen wir schon. Eines der eindruckvollsten Zeugnisse für die allherrschende Macht des politischen Schicksals jener Tage auf die Geschichtsauffassung ist aber doch wohl jener Brief des jung verstorbenen Hans Karl Dippoldt an Johannes Müller aus dem Juli 1807: „Im ganzen soll Karls (des Großen) Geschichte (die Dippoldt geschrieben) für mich mehr ein Versuch und Übung meiner Kräfte, für die Welt ein schicklicher, wohl aus-

[1] Heinrich von Sybel: Kleinere historische Schriften, I (München 1863) S. 346.

[2] Göttingische gelehrte Anzeigen, 1811/3, S. 1417.

[3] Zitiert bei Adalbert Heinrich Horawitz: Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Historiographie (Wien 1865) S. 8.

[4] A. H. L. Heeren: Historische Werke, I (Göttingen 1821) S. LXIIf.

gebildeter Punkt der eigentlichen deutschen Geschichte werden, an welche sich die Folgezeit, die „Zeitalter des verkannten“ Verdienstes und der wahre Flor der deutschen Nation desto inniger und glänzender anschließen mögen, auf daß man im großen Spiegel schaue, wie ein kräftiges, edles Volk, entartet, entnervt und verwahrlost durch langen Frieden, im Feuer des Krieges geläutert und geprüft, und durch des Geistes wachsende Kraft zu einem liebenswürdigen, herrlichen Volke umgebildet worden sei. O, daß ich es meinem Vaterlande, dem ich seine vielfach verdiente Erniedrigung gönne, nun mit tausend ehernen Zungen verkünden könnte, was ihre Väter waren, um die alten, baufälligen Verfassungen aus ihrem ehrlosen Schlummer aufzurütteln, und jeden mit dem echt patriotischen Sinne zu beleben, der aller Bürger Herzen durchglühen muß, wenn wir Deutsche, was möglich ist, das größte Volk auf Erden innen und außen werden sollen! Darum sehne ich mich jetzt nach einem Lehrstuhl, um von diesem herab durch des Wortes lebendige Kraft tausend Jünglinge die Wahrheit in voller Glorie zu zeigen, daß das, was man unablässig wolle, geschehe, und daß das, was geschehen müsse, die Wiedergeburt deutscher Nation sei. Und wenn ich dann lehrend nur selbst gelernt, wenn ich durch jahrelanges Sprechen, Studieren und Schreiben mich zu einem echten, d. h. praktischen und patriotischen Gelehrten gebildet, dann möchte ich bei der gesetzgebenden oder richtenden Gewalt oder in der Nähe eines trefflichen Fürsten durch die noch lebendigere Kraft der That allen Hohen und Niederen beweisen, wie mir nur das Wohl meines Volkes und Wahrheit und Schönheit am Herzen lägen, wie Gerechtigkeit meine Lust und eine großherzige, weise, genialische Regierung mein ganzes Streben sei, so daß, wie der Krieger seinen Leib, ich dem Vaterlande meinen Geist zum heilsamen Opfer bringen wollte[1].“

In jener Zeit wandten sich die Geschichtschreiber zur Politik und die Politiker zur Geschichte. Der Freiherr vom Stein meinte 1809, „der Unterricht in der Geschichte“ gebe „Gelegenheit, den jungen Gemütern, denen man sie vorträgt, frühzeitig Liebe zum Vaterlande einzuflößen, sie mit den großen Männern bekanntzumachen, die zu seinem Ruhm und zu seiner Ver-

[1] Briefe an Johann von Müller (Supplement zu dessen sämtlichen Werken), hrsg. von Maurer-Constant, IV (Schaffhausen 1840) S. 428f.

herrlichung in Krieg, in Wissenschaften, in der Staatsverwaltung beitrügen"[1]. „Unter den einzelnen und besonderen Mitteln, den deutschen Geist wieder zu heben", erklärte Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation, „würde es ein sehr kräftiges sein, wenn wir eine begeisternde Geschichte der Deutschen aus diesem Zeitraume hätten, die das National- und Volksbuch würde, so wie Bibel oder Gesangbuch es sind, so lange, bis wir selbst wiederum etwas des Aufzeichnens Wertes hervorbrächten[2]." Friedrich Ludwig Jahn hatte es schon 1800 gesagt, daß „ohne die Geschichte des Vaterlandes, ohne die Kenntnis seiner Vorteile" der Bürger sein Vaterland nicht lieben könne, er „ein Spielball in der Hand eines schlauen Betrügers" sei. „Wenn die Taten der Väter ein Raub der Zeit werden und die erwärmende Geschichte erlischt, so stirbt der Baum ab, der vormals die schönsten Früchte des Patriotismus, der Helden-, der Bürger- und der Regententugend trug." Daher empfehle er zur „Beförderung des Patriotismus im preußischen Reiche" die Förderung der Geschichte. Sie sei vielleicht „in jetzigen stürmischen Zeiten notwendiger als je, da Philosophen und andere Schriftsteller nur Weltbürgersinn empfehlen und gegen Fürstenliebe als Torheit und Aberglauben und gegen Vaterlandsliebe als Kinderei und Frevel rasen"[3]. In diesem Geiste forderte er dann zehn Jahre später in seinem Deutschen Volkstum „eine lebendige Geschichte des Vaterlandes, die ins Leben wieder hineinführt": Eine „Tatenerhalterin des Volkes und Tatenentzünderin durch lebendiges Beispiel"[4]. Das ist die Einstellung der Generation des Sturmes und Dranges, wie wir sie schon bei Homayr fanden.

Glühte in der Generation des Sturms und Dranges an sich die Sehnsucht nach der Tat, ohne daß sie freilich Befriedigung finden konnte, so weckte die napoleonische Fremdherrschaft ihre erlöschende Glut zu neuem Leben, riß die romantische Generation mit sich und kehrte den Blick des deutschen Volkes dem tätigen Leben zu. Eine folgenschwere Wandlung setzt ein — der wir aber diesmal nicht weiter folgen wollen.

---

[1] G. H. Pertz: Das Leben des Ministers Freiherrn von Stein. II (Berlin 1850) S. 368.

[2] Johann Gottlieb Fichtes sämtliche Werke, hrsg. von J. H. Fichte, VII (Berlin 1846) S. 357.

[3] Friedrich Ludwig Jahns Werke, hrsg. von Carl Euler, I (1884) S. 9f., 14.

[4] Ebenda S. 254, 256. — Vgl. E. M. Arndt: Der Rhein, Deutschlands Strom (Leipzig 1814) S. 59f.

Braunschweig im Jahre 1866.

Von

Karl Lange.

(Fortsetzung.)

4. Kapitel.

Der fällige Wechsel.

Schon am 29. 6., also wenige Tage nach der zwischen dem Herzoge und dem Prinzen Ysenburg getroffenen Vereinbarung, wurde die hannoversche Armee durch die Kapitulation von Langensalza außer Gefecht gesetzt. Damit war der von dem Herzog selbst angegebene Fall eingetreten, daß die hannoverschen Truppen „gänzlich von all und jedem Kriegsschauplatz ausgeschlossen wären“ [1]. Preußen zögerte nicht, den am 22. 6. ausgestellten Wechsel sofort zu präsentieren.

Durch ein Telegramm Bismarcks aus Reichenberg vom 1. 7. wurde der Prinz Ysenburg ersucht, „sich jetzt wieder nach Braunschweig zu begeben, und dahin zu wirken, daß der Herzog nunmehr, nachdem durch die Kapitulation der Hannoverschen Armee die Vorbedingungen erledigt sind, seine Versprechungen erfülle und seine Truppen zum Anschluß an die unseren bereitstelle“ [2]. Der Prinz begab sich in der Nacht vom 1. zum 2. 7. „sofort von Oldenburg nach Braunschweig“ und begann am 2., dem Tage von Königgrätz, in einer längeren Besprechung mit Minister von Campe die Verhandlungen [3]. Wenn es irgendeines Beweises dafür bedürfte, daß der Herzog eine für Preußen *un*günstige Wendung auf dem Kriegsschauplatze erwartet hatte

---

[1] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 22. 6. 66.

[2] A. d. A. A. Bismarck an das Königliche Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Reichenberg, 1. 7. 66. Für Prinz Ysenburg.

[3] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 2. 7. 66.

und nun völlig überrascht vor die Erfüllung eines Versprechens gestellt war, das er nie einlösen zu müssen gehofft hatte, so liefern diesen die völlige persönliche Ignorierung des preußischen Gesandten durch den Herzog und die schleppende Art, in der die Verhandlungen von braunschweigischer Seite auf Befehl oder doch unter Berücksichtigung des Herzogs durch den Minister von Campe geführt wurden. „Denn des genannten Ministers Peinlichkeit" und „seine Vorbehaltsausdrücke, wie sein Festhalten an ... Formalitäten" haben, wie der Prinz Ysenburg von sich sagt, fast seine „Geduld reißen lassen"[1].

Der umständliche und zeitraubende Korrespondenzenweg und Verhandlungsgang, auf den der braunschweigische Minister den preußischen Gesandten gleich durch eine „neue Punctation" festzulegen versuchte, sollte damit beginnen, daß von preußischer Seite „eine offizielle Mitteilung über den Inhalt der Capitulation der Hannoverschen Armee" nach Braunschweig gemacht würde, „damit der Herzog den schlagenden Beweis in Händen habe, daß die braunschweigischen Truppen in diesem Kriege nicht zum Kampfe gegen die Hannoverschen Truppen kommen können". Und zwar sollte sich der Prinz möglichst rasch wieder nach Oldenburg zurückziehen und von dort die offizielle Mitteilung über die Kapitulation übersenden, worauf dann der Minister „mit Seiner Hoheit dem Herzog die Wünsche in Betreff der Verwendung der Truppen präzisieren und dies dem Prinzen Ysenburg nach Oldenburg mitteilen" wollte. „Ist dann darauf", so hieß es in dem Entwurf einer „Punctation", „dem Minister von Campe schriftlich Mitteilung geworden und eine Übereinkunft zu Stande gekommen, zu deren Verhandlüngen er den Prinzen Ysenburg hierher einladen wird, so soll dann der Landtag berufen und demselben die betreffende Vorlage gemacht werden[2]."

Auf den Einwand des Prinzen, daß dieser Weg „denn doch sehr schleppend erscheine, und dabei viel Zeit verloren gehe"[3], erklärte der Minister, „daß der Herzog gerade diesen Weg lebhaft wünsche". Wenn der Prinz „die besagten Zwischenstadien von Oldenburg aus in schriftlicher Weise erledigen wolle", so habe das den Vorteil, daß, was der Herzog dann auf die Noten

[1] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 5. 7. 66.
[2] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 2. 7. 66.
[3] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 2. 7. 66.

schriftlich erwidern lasse, „erst reiflich von ihm erwogen sei, dann aber auch unumstößlich fest stehe, und zwar zugleich in der Weise, daß dem Herzoge ... dann auch keine Reue über die ... gemachten Versprechungen kommen werde“[1].

Auch in einer vertraulichen Besprechung mit dem Geheimrat von Liebe, mit dem der Prinz als dem weniger peinlichen und formellen Partner lieber als mit von Campe verhandelt hätte[2], überzeugte er sich, „daß ein etwaiges heftigeres Drängen von unserer Seite hier eher schaden als nützen würde“. Nach von Liebes Ansicht war ein Anschluß an Preußen nicht mehr zweifelhaft. Nur sollte der Herzog in seinen Entschlüssen nicht überstürzt werden[3].

Außer der persönlichen Rücksicht auf den Herzog scheint die Verzögerungstaktik der braunschweigischen Regierung aber auch finanziellen Motiven entsprungen zu sein. Herr von Liebe ließ nämlich „beim vollsten Glauben an die fortdauernden Siege der preußischen Waffen“ „verstohlen durchblicken“, „daß, wenn mit der Mobilmachung der braunschweigischen Truppen noch immerhin etwas gezögert werde, vielleicht inzwischen Österreich schon gar früher zum Frieden genötigt werden könnte, als bis nur hier in Braunschweig Geld und Leute mitgeopfert seien“[4]. Er spielte dabei „auf hierseitige Geldverlegenheiten“ an und machte den Vorschlag, es bei einem vorläufigen Anschluß der „unter den Waffen präsenten braunschweigischen Mannschaften“ an Preußen genügen zu lassen, weil „dann der Herzog wohl gleich manches Bedenken weniger haben würde, als wenn er erst viel Geld ausgeben müßte, um sein ganzes Contingent sofort vollständig auf den Kriegsfuß zu setzen“[5].

Daß es sich bei diesen finanziellen Erwägungen des Herzogs und der Regierung doch um mehr als „eine kleine Schlauheit“[6], wie der Prinz Ysenburg sich ausdrückte, gehandelt hat, geht aus den geheimen Sitzungen der Landesversammlung vom 17. und 19. 7. hervor, in denen über die finanziellen Folgen des militärischen Bündnisses mit Preußen verhandelt wurde. Der zur Ausführung der Mobilmachung und der feldmäßigen Unterhaltung des herzoglichen Truppenkorps erforderliche Geldaufwand wurde von der Regierung auf 500000 Taler veran-

---

[1] A. a. O. [2] A. a. O. [3] A. a. O. [4] A. a. O. [5] A. a. O. [6] A. a. O.

schlagt. Und obwohl es „an Mitteln zur Bestreitung der jetzt eintretenden extraordinairen Militärausgaben" im Staatshaushalte nicht fehlte, wurde doch die Aufnahme eines Staatsanlehens beantragt. Um die Herzogliche Leihhausanstalt zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten in den Stand zu setzen, sollten neben den umlaufenden 600000 Talern (Leihhaus-Kassenscheinen) noch weitere 400000 Taler in Zirkulation gesetzt werden[1].

Auch das Wirtschaftsleben des kleinen Landes mußte nach dem Eintreten in den Krieg Störungen erleiden. Unter den „Gewerksleuten" ging das Gerücht um: „es würden die öffentlichen Bauten, besonders der Schloßbau und der Schulhausbau hieselbst, bis auf Weiteres eingestellt werden[2]."

Da „auch die Privatbauten großenteils sistiert" wurden, beantragte der Abgeordnete Körner, daß eine Geschäftslosigkeit der Baugewerke ihrer „gefährlichen Folgen wegen", solange nicht der Staat in einem wirklichen Notstande sich befinde, ferngehalten werden müsse[3]. Der Geheimrat von Liebe erklärte darauf, „daß eine Einstellung der Staatsbauten nicht beabsichtigt sei, wohl aber sei eine Beschränkung großartiger Bauunternehmungen durch die bestehenden Verhältnisse geboten"[4]. Schon im Juli hatte sich das Finanzkollegium zu besonderen Maßregeln veranlaßt gesehen, die den Leihhausverkehr betrafen. Die dahin gehörende Erhöhung des Zinsfußes beim Leihhause scheint eine gewisse „Geldnot" heraufbeschworen zu haben. „Geschäftslosigkeit ohne Gleichen" wird aus Blankenburg gemeldet. „Ein Gefühl der Niedergeschlagenheit lastete infolge davon auf allen Gemütern. Dazu kam noch die Furcht vor Selbsthülfe und inneren Unruhen bei ängstlichen Seelen[5]." Im Zusammenhang damit steht auch der vorsorgliche Wunsch des Herzogs, daß eventuell ein Bataillon in Braunschweig als Besatzung bleiben sollte[6], „wegen Fabrikarbeiter" oder „weil er besorget, daß, sobald die hiesige Stadt ganz ohne militärischen

[1] Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig, Nr. 2A, 17. 7. 66. In geheimer Sitzung.

[2] A. a. O. Nr. 3A. 19. 7. 66. In geheimer Sitzung.

[3] A. a. O.

[4] A. a. O.

[5] Braunschweiger Tageblatt, 28. 6. 66; Blankenburg, 23. 6.

[6] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Braunschweig, 3. 7. 66.

Schutz sei, dann sofort die gröbsten Excesse begangen werden würden"[1]. —

Auf seine Anfrage in Berlin, ob er dem Wunsche der braunschweigischen Regierung, nach Oldenburg zurückzufahren, nachkommen solle, erhielt der Prinz Ysenburg durch von Werther die Antwort, vorläufig nicht abzureisen, sondern die Weisung Bismarcks vom Kriegsschauplatz abzuwarten[2]. Er war damit zu einer schwierigen Geduldsprobe von mehreren Tagen in Braunschweig verurteilt.

Am 3. 7. gelang es ihm, in einer neuen Unterredung dem Minister von Campe einen Fußbreit Gelände abzugewinnen. Dieser erklärte sich nämlich „einverstanden, daß, wenn Text Hannoverischer Capitulation ich nach hier erhielte, ich denselben ihm einhändige, was Zeitgewinn wäre"[3].

Die Beschaffung eines authentischen Textes der Kapitulation machte Schwierigkeiten. Da weder die Urkunde selbst noch eine Abschrift davon im Kriegsministerium in Berlin vorhanden waren[4], mußte Bismarck am 5. 7. durch Feldjäger das Original von Horič nach Berlin senden, um danach eine beglaubigte Abschrift zur amtlichen Mitteilung für den Prinzen Ysenburg anfertigen zu lassen[5]. Bei der Überreichung der Abschrift sollte dieser aber „die bestimmte Erwartung aussprechen", „daß nunmehr sofort mit der Mobilmachung der Herzoglichen Truppen und dem Abschluß des Bündnisses vorgegangen und keine neuen Zögerungen mehr entgegengestellt werden". Die „Belassung eines Bataillons in Braunschweig wegen der Fabrikarbeiter" sollte zugestanden werden[6]. Schon ein Telegramm Bismarcks vom 4. 7. hatte baldigen, definitiven Anschluß und Rüstung gefordert, „wenn sie noch von militärischem Nutzen für uns und von politischem Nutzen für den Herzog sein soll"[7].

Am 4. 7. brachte der Prinz Ysenburg ein offizielles Telegramm mit der Siegeskunde von Königgrätz persönlich ins

[1] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 2. 7. 66.

[2] A. d. A. A. Von Werther an Prinz Ysenburg. Berlin, 3. 7. 66.

[3] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Braunschweig, 3. 7. 66.

[4] A. d. A. A. Von Werther an Bismarck. Berlin, 3. 7. 66.

[5] A. d. A. A. Bismarck an von Werther. Horič, 5. 7. 66.

[6] A. d. A. A. a. a. O.

[7] A. d. A. A. Bismarck an von Werther. Horič, 4. 7. 66.

Schloß[1]. Die braunschweigische Regierung hatte damit nach Langensalza eine neue Garantie für die Wahrscheinlichkeit des preußischen Sieges in Händen, wenn auch auf dem süddeutschen Kriegsschauplatze die Entscheidung noch ausstand. Trotzdem wurde noch am 4. 7. ein „scharfes und entschiedenes Auftreten den braunschweigischen Ministern gegenüber“ notwendig. Dieses hat dann „sonder Zweifel auch mit auf das Resultat vom 5. 7. mitgewirkt“[2].

Der Gegenstand dieser „recht scharfen“ Aussprache vom 4. 7. war neben rein sachlichen Fragen die persönliche Haltung des Herzogs, der den preußischen Gesandten während seines Aufenthaltes in Braunschweig vom 2. bis 5. 7. „nicht ein einziges mal empfangen hat“[3]. Am 2. 7. hatte der Minister von Campe den Herzog entschuldigt, weil er „über Land gefahren“ sei[4]. Als ihm dann der Prinz am 4. die Siegeskunde brachte, hatte er ihn „weder persönlich empfangen, noch auch sonst nur das geringste Wort der Teilnahme ... wissen“ lassen[5]. Der Prinz machte daher den Ministern gegenüber „kein Hehl daraus“, daß er sich durch ihren Herzog in seinem „Preußischen Herzen verletzt fühle“ und daß er lebhaft wünschte, nach Oldenburg zurückkehren zu dürfen, „woselbst unser treuester Alliierter der Großherzog[6] sich geschmeichelt fühle, ja wie selbiger ... wiederholt gesagt, eine ihm persönlich damit werdende Auszeichnung darin erkennt, daß gerade in dieser Zeit an seinem Hofe der Gesandte unseres Königlichen Herrn verweilet“[7].

Wie groß die Erbitterung des preußischen Gesandten gewesen sein muß, sieht man daran, daß er seine in scharfer Sprache begründete Bitte um Abberufung aus Braunschweig und Über-

[1] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 5. 7. 66.

[2] A. a. O.

[3] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 5. 7. 66.

[4] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 2. 7. 66.

[5] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 5. 7. 66.

[6] Der Prinz war schon am 19. 6. vom Großherzog und dessen Frau in der herzlichsten Weise bei seiner Ankunft in Oldenburg begrüßt. Der Großherzog trat ihm gleich mit einem „Bündnis-Begehren“ entgegen, und am 19. 6. nahm er das preußische Angebot an. Schon am 16. 6. wurde sein Gesandter in Frankfurt angewiesen, „seine Funktionen für erloschen zu erklären“. A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Oldenburg, 19. 6. 66.

[7] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 5. 7. 66.

siedelung nach Oldenburg spätestens bis zum 8. 7., dem Geburtstage des Großherzogs, noch absandte[1], nachdem er bereits am 5. 7. mittags die Entscheidung hatte telegraphieren können:

„Landtag zum 16. einberufen. Mobilmachung hier angeordnet. Herzog stellt nach Landtagsbeschluß 2 Bataillone 1800 Mann, halbe Batterie zu 4 Kanonen samt Pionierabteilung zu Sr. M. Disposition...[2]."

Am gleichen Tage wurde er noch ermächtigt, „sofort nach Oldenburg abzureisen"[3]. Vom Herzoge hatte er auch nach der Entscheidung „nicht das Mindeste zu sehen und zu hören bekommen"[4].

Für die Rechtskräftigkeit des Bündnisses war nach der Verfassung die Zustimmung der Landesversammlung erforderlich. Ihre Stellungnahme soll im folgenden Kapitel betrachtet werden.

5. Kapitel.

Die Entscheidung der Landesversammlung.

Noch ehe die Abgeordneten der Landesversammlung zu der Frage der Mobilmachung und des Bündnisses mit Preußen Stellung nahmen, zeigte sich in der öffentlichen Meinung des Landes ein Umschwung der Stimmung gegenüber früher, ohne den die schließliche Haltung der Landesversammlung auffällig und fast unmotiviert sprunghaft erscheinen könnte. Ob eine direkte Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch Preußen versucht worden ist, wie etwa im Nachbarlande Hannover, ist nicht zu beweisen. Das zeitliche Zusammenfallen der Besuche des Prinzen Ysenburg in Braunschweig mit gewissen preußenfreundlichen Äußerungen der öffentlichen Meinung ist jedenfalls festzustellen. Auch hat der Prinz zum mindesten die Stimmung im Lande zu erforschen versucht[5].

Im „Braunschweiger Tageblatt", das noch am 14. 6. eine „energische Neutralitätserklärung am Bunde" verlangte und

---

[1] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 5. 7. 66.

[2] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Braunschweig, 5. 7. 66.

[3] A. d. A. A. Von Werther an Prinz Ysenburg. Berlin 5. 7. 66.

[4] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 5. 7. 66. Nachschrift.

[5] Vgl. unten.

von „Zerrüttung“ Österreichs auf der einen und „voreiliger Annexionslust“ Preußens auf der anderen Seite sprach[1], machte sich etwa seit dem 15. 6. eine gewisse Verwirrung des Gefühls und der Willensrichtung bemerkbar. Neben einem Artikel „Braunschweig“, der noch ein Lob der neutralen Haltung der Regierung enthielt[2], tauchten bereits andere auf, wie „Los von Österreich“[3] oder „Österreichs Ursachen zum Kriege“[4], „Der neueste Schachzug Österreichs“[5] und mehrere Aufsätze „Zur Lage“ von einem „preußischen Patrioten“, die allerdings vorläufig nur unter Einschränkungen abgedruckt wurden[6]. Allmählich aber ging das Blatt zur offenen Parteinahme für Preußen über. Am 21. 6. hieß es bereits: „Aber kann jetzt noch für das Volk Norddeutschlands von einer Neutralität die Rede sein?[7]“ Am 24. 6. folgte ein neuer Artikel „Was tut uns not?“, der sich gegen die Neutralität richtete. Ein offenes „Vorwärts mit Preußen“ wurde ausgesprochen[8]. In einer Zuschrift vom Harze wurden die lange auch vom „Braunschweiger Tageblatt“ gehegten liberalen Befürchtungen wegen der reaktionären preußischen Innenpolitik auf dem Altar der Einheit geopfert. „Die deutsche Einheit ist die Freiheit! Wer sie uns gibt, der bringt die liberalste aller Gaben...[9]“ In den „Betrachtungen“ vom 27. 6. wurde der preußische Vorschlag einer Bundesreform akzeptiert, ohne daß der Verfasser bedachte, daß es sich eben doch nur um einen verkleinerten Bund der norddeutschen Staaten handeln konnte[10]. Mit der Begründung, daß die Neutralität dem Lande gefährlich werden könne, wurde am 28. 6. der Austritt aus dem Bunde gefordert[11], nachdem eine Berliner Meldung vom 26., der braunschweigische Vertreter nehme nicht mehr an den Beratungen in Frankfurt teil, von der „Deutschen Reichszeitung“ dementiert worden war[12]. „Ein in Wolfenbüttel lebender Süddeutscher“ nannte den Krieg in preußischem Sinne „heilsam“[13]. Am 29. wurde die von der oldenburgischen Regie-

[1] Braunschw. Tageblatt, 14. 6. 66. [2] Braunschw. Tageblatt, 17. 6. 66.
[3] A. a. O., 17. 6. 66. [4] A. a. O., 16. 6. 66. [5] A. a. O., 15. 6. 66.
[6] A. a. O., 13., 14., 15. 6. 66. [7] A. a. O., 21. 6. 66.
[8] Braunschw. Tageblatt, 24. 6. 66.
[9] A. a. O., 26. 6. 66. [10] A. a. O., 27. 6. 66. [11] A. a. O., 28. 6. 66.
[12] D. R.-Ztg., 27. 6. 66, Abendausgabe.
[13] Braunschw. Tageblatt, 28. 6. 66. — Der Verfasser hielt es an der Zeit, „den bisherigen Ton“ gegen Bismarck „etwas umzustimmen“.

rung dem dortigen Landtage zugegangene Vorlage eines Bündnisses mit Preußen abgedruckt, „weil der Inhalt Wort für Wort... auch von der Regierung unseres Landes unterschrieben sein könnte". Die Tat der oldenburgischen Regierung wurde als „patriotisches Beispiel" bezeichnet, das schleunigst nachzuahmen sei[1]. Während des zweiten Aufenthaltes des Prinzen Ysenburg in Braunschweig forderte ein Artikel „Braunschweigs Neutralität" raschen, militärischen Anschluß an Preußen trotz gewisser liberaler Hemmungen[2]. Und am 4. 7. wurde „Der Partikularismus" einer scharfen Kritik vom Standpunkte eines von Preußen zu führenden Bundes unterworfen[3].

Neben den Äußerungen der Presse ist die Haltung der politischen Vereine des Landes zu beachten. Am 22. 6., dem Tage des ersten Besuches des Prinzen Ysenburg in Braunschweig, nahm eine Versammlung von Mitgliedern des Nationalvereins in Wolfenbüttel zu der allgemeinen politischen Lage Stellung. Der erste Redner, Herr Müller, erklärte nach einer Kritik des süddeutschen Partikularismus, Braunschweig könne seine proklamierte Neutralität nicht beibehalten. Da alle Sympathien des Nationalvereins für Preußen seien, forderte er ein Bündnis mit der benachbarten Großmacht. Der nächste Redner, Herr Schrader, gab zwar zu, daß die Aufgabe der Neutralität sehr bald nötig werden könne, riet aber, bei der schwierigen Lage zu warten, bis Preußen eine „aktive Beteiligung" verlange. Herr Köpp dagegen schloß sich dem schärferen ersten Redner an. Schließlich wurde ein Antrag Höppner, der die Aufgabe der Neutralität verlangte, von der Versammlung genehmigt[4]. Nach dem Austritt der süddeutschen Mitglieder des Nationalvereins auf der Vorstandsversammlung in Frankfurt am Main fiel die Führung des Vereins immer mehr an ausgesprochene Freunde Preußens. In einer Versammlung der Wolfenbüttler Mitglieder beantragte der Prokurator Köpp, daß man Sammlungen, die bisher zur Unterstützung und Pflege verwundeter Krieger beider Parteien veranstaltet waren, für Preußen und seine Verbündeten verwende[5]. In einem zweiten Antrage forderte er, man solle Herrn von Bennigsen ersuchen, bei dem Vorstande des

[1] A. a. O., 29. 6. 66. [2] A. a. O., 3. 7. 66. [3] A. a. O., 4. 7. 66.
[4] Braunschw. Tageblatt, 22. 6. 66.
[5] Braunschw. Tageblatt, 5. 7. 66.

Nationalvereins zu bewirken, daß die in Frankfurt deponierten Flottengelder (zirka 115—120000 Gulden) dem preußischen Kriegsministerium überwiesen würden. Nach einer längeren Debatte darüber, ob die preußische Regierung dieses Vertrauen verdiene oder nicht, wurde der Antrag mit geringer Mehrheit angenommen[1]. Damit war die Stellung der Mitglieder des Nationalvereins, die zum Teil Abgeordnete der Landesversammlung waren, schon vor dem Zusammentritt des Landtages entschieden.

Trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer politischen Einflußlosigkeit begann auch die Arbeiterschaft aufzuhorchen und die deutsche Krisis in ihrem Sinne zu deuten. Dabei vollzog sich derselbe Wandel der Gesinnung wie in der Bürgerschaft. Noch am 19. 6. erklärte Bracke in einer Versammlung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, „daß jedenfalls, wenn zur Zeit ein durch allgemeines gleiches und direktes Wahlrecht hervorgegangenes Parlament in Frankfurt tage, der unglückselige Bruderkrieg unmöglich geworden sein werde"[2]. Schon am 25. 6. aber wurde in einer Versammlung desselben Vereins die Parole ausgegeben, daß die „Zeitereignisse günstig für die Erlangung des Wahlrechts" seien. Wenn es gelänge, Preußen zur Erfüllung der Konzessionen zu zwingen, „so sei alles aufzubieten, ...daß der Sieg nicht bei den Fahnen Österreichs, sondern bei den Fahnen Preußens sei"[3].

Natürlich wurden die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze in Braunschweig, das „wie eine stille glückliche Insel in dem stürmischen Meere"[4] lag, mit Spannung verfolgt, konnten doch die Wellen jeden Augenblick darüber hinweggehen[5]. Zeitweise hatte die Lage sogar etwas Groteskes: Auf dem Bahnhof in Kreiensen, durch den preußische und hannoversche Truppentransporte gingen, wurde ein Zusammenstoß zwischen einer hannoverschen und preußischen Abteilung nur dadurch ver-

[1] A. a. O., 6. 7. 66. — Das Stimmverhältnis gestaltete sich wie 4 zu 3.

[2] D. R.-Ztg., 20. 6. 66.

[3] Braunschw. Tageblatt, 27. 6. 66.

[4] D. R.-Ztg., 21. 6. 66, Morgenausgabe.

[5] Wenn Kulemann behauptet: „Ein so fern liegendes Ereignis war für uns Braunschweiger der Entscheidungskampf zwischen Preußen und Österreich. .... Was ging das alles uns an? Wir waren ja nicht daran beteiligt?", so ist dieses nur relativ zu nehmen. (Kulemann, „Politische Erinnerungen", S. 11.)

hütet, daß der Bahnhof mit einer großen Menge Zivilpersonen besetzt war, „und die Angreifer zwischen und hinter diesen geflissentlich Deckung suchten“[1]. In Wolfenbüttel wurden vier hannoversche Urlauber, die einberufen waren, vom Kommandanten eines dort haltenden preußischen Militärzuges angehalten und zur großen Heiterkeit des Publikums mit launigen Worten in die Heimat zurückgeschickt[2]. Noch am 29. bezog das Leibbataillon in Blankenburg in feldmarschmäßiger Ausrüstung die Wache, weil ein Übergreifen der Kriegsereignisse befürchtet wurde[3]. Eine gewisse Entspannung trat nach der Kapitulation von Langensalza ein. Die Nachricht vom preußischen Siege bei Königgrätz scheint dann endgültig die Stimmung in weiten Kreisen zugunsten Preußens herumgeworfen zu haben, so daß der Prinz Ysenburg am 5. 7. berichten konnte, „daß das ganze Braunschweiger Land, den Herzog und etwa zwei seiner Flügeladjutanten ausgenommen, im Herzen fest zu Preußen steht, und daß die Braunschweiger auch sicher hoffen, daß nun keine Rede mehr davon sein könne, daß Braunschweig jetzt noch je an Hannover, sondern unbedingt an die Krone Preußens falle“[4]. Mag auch dieses Stimmungsbild — der Prinz sprach sogar von einem „Jubelruf“, der das Land ob des preußischen Sieges durchdringt[5] — stark preußisch gefärbt worden sein, die Aussicht auf eine Vereinigung Braunschweigs mit Hannover nach dem Tode des Herzogs hatte weder beim Volk, noch beim Herzog „innere Sympathie“ erweckt[6]. Ein „Bedauern“ über das Verschwinden des Königreichs Hannover von der Landkarte war nirgends zu spüren, vielmehr „agitierte eine nicht unbedeutende Gruppe“ offen dafür, daß die Annexion von Hannover auch auf Braunschweig ausgedehnt würde[7]. Und wenn schließlich die große Mehrheit sich einer anderen Gruppe anschloß, die den Eintritt in den Norddeutschen Bund freudig begrüßte, aber die Aufrechterhaltung der Selbständigkeit des Landes forderte, so geschah das deshalb, weil eine Vereinigung mit Preußen „auf eine freiheitlich gesinnte Bevölkerung kaum mehr Anziehungs-

[1] Braunschw. Tageblatt, 19. 6. 66. [2] A. a. O., 25. 6. 66.
[3] Braunschw. Tageblatt, 1. 7. 66.
[4] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 5. 7. 66.
[5] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 5. 7. 66.
[6] Kulemann, „Politische Erinnerungen“, S. 12. [7] A. a. O., S. 13.

kraft ausüben" konnte, als die Verschmelzung mit Hannover[1]. „Zu diesen idealen Bedenken kamen noch andere mehr realer Natur: man fürchtete die preußische Bürokratie und die preußischen Steuern. Braunschweig war ein verhältnismäßig wohlhabendes Land und war bisher im ganzen gut regiert... Ein Junkertum, das es als sein Recht ansieht, als Gegenleistung für den von ihm geleisteten Schutz von „Thron und Altar" die Regierung in seinem Sinne zu leiten, gab es in Braunschweig nicht. Politische Ansichten, wie sie die preußischen Konservativen vertreten, hörte man nur als Sagen aus fernen Ländern herüberklingen[2]." Immerhin hatte sich im Vergleich zu der früheren, oben gekennzeichneten Stimmung der öffentlichen Meinung[3] ein entschiedener Wandel zugunsten Preußens vollzogen, als am 16. 7. die Landesversammlung eröffnet wurde.

In der Sitzung vom 17. 7. wurde ein Schreiben des Staatsministeriums vom 16. 7. publiziert, in dem die Zustimmung der Landesversammlung zum Abschluß eines Bündnisses mit Preußen auf der Grundlage der preußischen Note vom 16. 6. sowie die Bewilligung der Kosten der feldmäßigen Aufstellung und Unterhaltung der braunschweigischen Truppen erbeten wurde[4]. Als Anlagen waren die preußische Note vom 16. 6., der preußische Entwurf einer Bundesreform und die ablehnende Antwort der braunschweigischen Regierung vom 18. 6.[5] an den Prinzen Ysenburg beigefügt[6]. Der Zweck dieser Mitteilungen des Staatsministeriums sollte sein, „bei den schwerwiegenden Folgen..., die stattgehabten Verhandlungen der geehrten Landesversammlung ausführlich mitzuteilen, sowie die Motive anzudeuten, welche die herzogliche Regierung bestimmt haben, die gegenwärtige Vorlage bis jetzt zu verschieben"[7].

---

[1] A. a. O., S. 14.

[2] A. a. O. Vgl. hierzu das Abschiedswort der D. R.-Ztg. vom 2. 8. 66 an die Leser (Anhang!).

[3] Vgl. Kap. 3.

[4] Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig. 12. Landt., Bd. 1, Juli 1866—März 1867, Nr. 2, Anlage 3, Sitzung vom 17. 7.

[5] 18. 6. Bei von Rhamm, „Verf.Geschichte des Herzogtums Braunschweig", fälschlich Schreiben vom 28. 6. 66.

[6] Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig a. a. O.

[7] Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig. 12. Landtag, Bd. 1, Nr. 2, Anlage 3.

In Wirklichkeit war von einer „ausführlichen“ Mitteilung der nach dem 18. 6. mit Preußen gepflogenen intimen Verhandlungen natürlich keine Rede. Wenn zum Beispiel über die Aufnahme der ablehnenden braunschweigischen Antwort vom 18. 6. in Preußen gesagt wurde, „daß diese Anerbietungen und Erklärungen bei der Königl. Preußischen Regierung sofort die günstigste Aufnahme fanden“[1], so trifft dieses kaum zu; denn nach Empfang der braunschweigischen Antwort setzte, wie wir sahen, sofort ein neues Drängen Preußens zum militärischen Anschluß ein[2]. Über den Abschluß der entscheidenden sogenannten Punktation vom 22. 6. wurde nur gesagt: „Bei fortschreitender Entwickelung der Ereignisse wurden späterhin die Königlich Preußischen Propositionen vom 16. 6. fernerer Erwägung unterzogen, welche zu einer weiteren, die diesseitige Erklärung vom 18. 6. modifizierenden Übereinkunft mit der Königl. Preußischen Regierung führten, wonach hiesiger Seits die Zusage erteilt wurde, beim Eintritte eines gegebenen Falles einen außerordentlichen Landtag zu berufen, demselben den in der Note vom 16. 6. angetragenen Bündnisvertrag vorlegen, und nachdem solche erteilt worden, das Bündnis in der Königlich Preußischer Seits proponierten Weise abschließen zu wollen, mit Vorbehalt eines Übereinkommens über die Art der Verwendung der Herzoglichen Truppen[3].“ Worin aber der „gegebene Fall“ bestehen sollte, wurde nicht angedeutet und mußte erraten werden. Es hieß nur: „Der vorgesehene Fall ist gegenwärtig eingetreten und daher der Zeitpunkt gekommen, das bezügliche Votum der Landesversammlung einzuholen[4].“

Das Ergebnis der Sitzung vom 17. war die Wahl einer Kommission von 7 Mitgliedern, welche die Vorlage der Regierung begutachten sollte. Es wurden gewählt: Häusler, Obergerichtsadvokat und Notar aus Braunschweig, der als Verfasser der Wolfenbütteler Denkschrift vom 25. 4. und als Mitglied des Nationalvereins genannte Obergerichtsadvokat Köpp, der Obergerichtsadvokat Adolf Müller aus Wolfenbüttel, der schon am 22. 6. im Nationalverein ein Bündnis mit Preußen gefordert

---

[1] A. a. O. [2] Vgl. Kap. 3.

[3] Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig. 12. Landtag, Bd. 1, Nr. 2, Anlage 3.

[4] A. a. O.

hatte, ferner der Obergerichtsrat Dr. A. Schmidt aus Wolfenbüttel, Vizepräsident des Landtags, Staatsanwalt Schnuse aus Gandersheim, gleichfalls Vizepräsident des Landtags, und schließlich der Ackermann Fritz Röver aus Thiede und der Gutsbesitzer Theodor Sandhagen aus Cramme[1].

In der Kommissionssitzung vom 18. 7. erläuterte und vervollständigte der Minister von Campe den Antrag der Regierung noch dahin, daß die Zustimmung der Landesversammlung auch erteilt werden solle „behuf Einberufung eines Deutschen Parlamentes, zur Publikation eines Wahlgesetzes, in welches die Bestimmungen des Reichswahlgesetzes vom 12. 4. 1849 Aufnahme finden"[2]. Darauf wurde im Plenum am 19. 7. der Kommissionsbericht vom Referenten Müller verlesen. Bei der Zusammensetzung der Kommission und besonders bei der Persönlichkeit ihres Referenten konnte es nicht überraschen, daß sie „einstimmig" empfahl, die verfassungsmäßige Zustimmung zu den Anträgen der Regierung „unbedingt, vollständig und so rasch als möglich zu erteilen" und die Kosten für die Truppenaufstellung, deren Vorschläge vom Kriegskollegium „in keinem Fall zu hoch" geschätzt seien, zu bewilligen[3].

Auch die Begründung des Kommissionsbeschlusses, „schon die geographische und politische Lage unseres Herzogtums macht es zur Unmöglichkeit, dieser Aufforderung auszuweichen", war bei der Lage der Dinge sachlich berechtigt[4]. Wenn es aber von dem zusammengebrochenen Deutschen Bunde hieß, daß er „in der Deutschen Nation niemals Freunde gehabt" habe, so lag darin schon eine indirekte Kritik der Politik der Regierung, die gerade das Bundesrecht bis zum äußersten zu verteidigen versucht hatte. Indem der Bericht aber die Möglichkeit einer Neutralität überhaupt verneinte, weitete er sich zu einer scharfen Kritik der Politik des Herzogs und der Regierung aus:

> „Bringt es schon dem Privatmann keine Ehre, sich teilnahmslos oder eigensüchtig gegen die sittlichen Interessen

---

[1] A. a. O. Nr. 2, Sitzung vom 17. 7. 66, S. 7.

[2] Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig. 19. 7. 66. Commissionsbericht. Ungedrucktes Protokoll. Akten des Braunschw. Landtags.

[3] Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig vom 19. 7. 66. Commissionsbericht. Ungedrucktes Protokoll.

[4] A. a. O.



seiner Familie oder seiner Gemeinde zu verschließen...,
so kann noch viel weniger ein Staatswesen in Dingen, die
unmittelbar in dasselbe eingreifen, durch Neutralität Vorteil
erwerben. Keinem ein offener Freund, wird es sein eigener
und der aktiven Parteien heimlicher Feind werden; angesichts einer vom Auslande drohenden Intervention wäre
unter allen Umständen die politische Ehre verloren. Neutralität ist nur ehrenhaft, wo sie als das Gegenteil ehrgeiziger
Anmaßung in fremden Angelegenheiten erscheint[1]."

Hinsichtlich der Zukunft war der Referent von leidenschaftlichem Optimismus und blindem Vertrauen in die preußischen Versprechungen erfüllt. Er erklärte nämlich, die Kommission sowohl wie die Landesversammlung „für unzuständig", irgendwelche Abänderungsvorschläge an dem preußischen Bundesreformplane zu machen, und überließ das gutgläubig dem kommenden „Reichsparlament"[2], ohne sich Gedanken darüber zu machen, ob ein solches bei der damaligen politischen Lage möglich oder überhaupt in den Absichten Bismarcks lag, der bekanntlich „eine besondere Gunst der augenblicklichen Lage" darin sah, „daß man mit Süddeutschland im Kriege liegt, und daher selbst die Männer des Nationalvereins nicht gut verlangen können, daß man dort jetzt Wahlen für ein deutsches Parlament ausschreibe"[3].

In richtiger Erkenntnis der Lage sprach daher die offiziöse Kritik an dem Kommissionsberichte, die in der „Deutschen Reichszeitung" erschien, davon, daß der Referent mit „phantastischer Exaltation" bereits von einem „Reichsparlament" rede, „mit dem die von Herrn Grafen Bismarck projektierte ‚Nationalvertretung' wenig Ähnlichkeit haben dürfte". Auch die Behauptung, Neutralität sei „an sich für ein Staatswesen... nie ehrenhaft", wurde als ein „Ausspruch der Leidenschaft" zurückgewiesen. Dem Referenten wurde der Vorwurf gemacht, „sein leidenschaftlicher Parteistandpunkt" habe ihn verleitet, „durch solche Machtsprüche" einen „moralischen Zwang auf die ruhige Überlegung der Landtagsabgeordneten zu üben"[4].

---

[1] A. a. O.

[2] Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig a. a. O.

[3] Brandenburg, Urkunden und Akten zur Geschichte der Reichsgründung, S. 547.

[4] D. R.-Ztg., 20. 7. 66, Abendausgabe.

Der Gegensatz zwischen den Anschauungen der Kommissionsmitglieder auf der einen und des Herzogs bzw. der Regierung auf der anderen Seite trat noch einmal deutlich in der Sitzung vom 20. 7. hervor, als der Abgeordnete Köpp und der Referent Müller zur Unterstützung des Antrages der Kommission noch das Wort ergriffen. Die Reden, die noch persönlicher und leidenschaftlicher als der Kommissionsbericht waren, schnitten verschiedene Probleme des damaligen deutschen Staatslebens an. Bismarcks Lösung der deutschen Frage durch „Blut und Eisen“ wurde vom Abgeordneten Müller als notwendige Operation verteidigt; eine Beschränkung der Souveränitätsrechte zugunsten des kommenden „Bundesstaates“ wurde gefordert, weil die souveräne Macht der kleinen Staaten „schon bisher eine nichtige“ gewesen sei und die Eigentümlichkeiten der verschiedenen deutschen Stämme nicht schütze. Die Erklärung der Bereitwilligkeit zur Wiedervereinigung mit Österreich durch ein Bündnis nahm schon die spätere Politik Bismarcks voraus. Als Hauptmotiv für den Anschluß an Preußen wurde aber noch einmal offen die Befürchtung ausgesprochen, man könne, wenn man als müßiger Zuschauer verharre, „nachher als minder Geachteter“ dastehen. Ein Appell an das Ehrgefühl des „Kriegerstandes“ im Lande ließ die Rede noch preußisch-schneidiger erscheinen[1]. Vor allen Dingen aber war das Zögern der Regierung in ihren Verhandlungen mit Preußen den Abgeordneten doch nicht entgangen. Es rief eine gedämpfte Kritik der Regierungspolitik hervor. So erklärte der Abgeordnete Köpp, es sei zu wünschen, „daß das, was jetzt geschehen sei, bereits vor Wochen geschehen sein möge“[2]. Und auch der Abgeordnete Müller betonte, das Zaudern der Landesregierung, auf die preußischen Vorschläge einzugehen, habe „unangenehm berührt“. Es sollte damit weniger ein Tadel, als vielmehr die Hoffnung ausgedrückt werden, daß der Zögerung ein rasches und entschiedenes Vorgehen folgen werde. Die Landesversammlung sei in solchen Beziehungen in einer anderen Lage als die Räte der Fürsten. Nachdem aber die Landesversammlung ihr Wort gesprochen, würden auch die letzteren durch energische, rasche

[1] Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig am 20. 7. 66. 4. Sitzung. Ungedrucktes Protokoll.

[2] A. a. O.

Ausführung des Übereinkommens zeigen, auf welcher Seite Braunschweig Partei nähme. Ein großer Moment sei gekommen, möge nicht dereinst gesagt werden, er habe ein kleines Geschlecht gefunden[1].

Die Regierung sah sich durch diese Vorwürfe nun doch gezwungen, den Schleier zu lüften, der über den Verhandlungen vom 22. 6. lag. Der Minister von Campe gab als Motiv für die militärische Zurückhaltung an, „daß es höchst schmerzliche Gefühle hätte erregen müssen, wenn das Braunschweiger Land genötigt gewesen wäre, seine Truppen zu mobilisieren und ausrücken zu lassen, solange die Armee des Nachbarlandes Hannover... gegen Preußen auf dem Kriegsschauplatze gestanden hätte". Da sich die preußische Regierung damit einverstanden erklärt habe, die braunschweigischen Truppen erst dann zu mobilisieren, wenn die hannoversche Armee nicht mehr im Felde stände, sei ihr ein Vorwurf nicht zu machen. Auch betreffs des Umfanges der Mobilisierung sei von preußischer Seite ein weitergehender Anspruch nicht erhoben[2].

Wenn der Minister zum Schlusse, nachdem die Regierungsvorlage einstimmig[3] angenommen war, „mit besonderer Genugtuung" betonte, es herrsche auch heute zwischen der Landesregierung und der Landesvertretung dieselbe Übereinstimmung wie vor 18 Jahren, bei den Bestrebungen zu einer glücklichen Lösung der deutschen Frage mitzuwirken[4], so traf das zwar soweit zu, als man nur das Endergebnis der Regierungspolitik ins Auge faßt; wenn man aber Stimmung und Temperament der Kommissionsmitglieder mit denen des Herzogs und der Regierung vergleicht, bleibt die Erklärung des Ministers ein Euphemismus in usum Delphini.

Auch der Präsident der Landesversammlung Caspari ging in der Schlußsitzung vom 23. 7. über die Tatsache hinweg, daß

[1] A. a. O.

[2] Verhandlungen der Landesversammlung zu Braunschweig am 20. 7. 66 (4. Sitzung). Ungedrucktes Protokoll.

[3] Der Verleger der D. R.-Ztg., Eduard Vieweg, der noch am 7. 4. als Mitglied des 36er-Ausschusses die preußischen Bundesreformpläne abgelehnt hatte, bat unter Vorlegung eines ärztlichen Attestes am 17. 7. um Beurlaubung von den Sitzungen „für die nächsten 8 Tage". (Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig.) Am 2. 8. 66 stellte die D. R.-Ztg. ihr Erscheinen ein.

[4] A. a. O.

die braunschweigische Regierung schließlich nur der Not gehorchend sich auf die Seite Preußens hatte hinüberdrängen lassen. Ehe nämlich die Versammlung mit Hochrufen auf das deutsche Volk und den Herzog auseinander ging, sprach er der Regierung den Dank dafür aus, daß sie „unbeirrt durch die gegen Preußen und damit gegen ganz Deutschland gerichteten Machinationen einer selbstsüchtigen Politik, die dynastischen Interessen den aufrichtig auf das Wohl des Gesamtvaterlandes gerichteten Bestrebungen untergeordnet und damit unserem Lande die traurigen Opfer erspart habe, welche von so vielen deutschen Staaten das starre Festhalten an dem dynastischen Souveränitätsprincip forderte"[1]. Im Gegensatz zu dem Optimismus des Kommissionsberichtes unterstrich der Redner aber noch einmal, daß die Scheidung zwischen Nord- und Südhälfte noch zu überwinden sei. Die sei aber nur zu erwarten, „wenn die jetzt in Preußen obwaltende Willkürherrschaft ihr Ende erreicht haben werde" und so bei allen deutschen Stämmen diejenige Anhänglichkeit erweckt werde, welche der angestrebten Gesamtverfassung Festigkeit und Dauer verheiße[2].

Schon vor Schluß des Landtages am 20. 7. wurde dem in Oldenburg weilenden preußischen Gesandten die offizielle Mitteilung gemacht, „daß die herzogliche Regierung das in mehr erwähnter Note vom 16. 6. offerierte Bündnis hiermit annimmt", nachdem die Landesversammlung zugestimmt hat. Gleichzeitig wurde noch einmal ausdrücklich auf die für den Fall der Zusage von Seiner Majestät dem Könige von Preußen „übernommene Gewährleistung der Unabhängigkeit und Integrität" des Gebietes des Herzogtums nach Maßgabe der in der Bundestagssitzung vom 14. 6. mitgeteilten Grundzüge des Bündnisses hingewiesen. Die Versicherung der gleichen Note, die Mobilisierung der Truppen wolle der Herzog „mit möglichster Beschleunigung zur Ausführung bringen lassen"[3], konnte indessen eine in Berlin entstandene starke Verstimmung gegen Braunschweig nicht mehr beseitigen. Sie hatte ihre Ursache in der

---

[1] Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig, 23. 7. 66. 5. öffentliche Sitzung.

[2] Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig, 23. 7. 66. 5. öffentliche Sitzung.

[3] A. d. A. A. Von Campe an Prinz Ysenburg, Braunschweig, 20. 7. 66.

verschiedenen Auffassung von dem Tempo, mit dem die Mobilisation vonstatten gehen sollte.

6. Kapitel.
Die verzögerte Mobilisation.

Mit der von der braunschweigischen Regierung verlangten offiziellen Mitteilung des Textes der Kapitulation der hannoverschen Armee hatte Bismarck am 5. 7. „die bestimmte Erwartung aussprechen lassen, daß nunmehr sofort mit der Mobilmachung der herzoglichen Truppen und dem Abschluß des Bündnisses vorgegangen und keine neuen Zögerungen mehr entgegengestellt werden“[1]. Er scheint einen Wunsch der braunschweigischen Regierung nach erhaltener offizieller Mitteilung der Kapitulation „zunächst ihre noch vorbehaltene Vereinbarung über die Art der Verwendung ihrer Truppen zu treffen“[2] nicht beachtet oder doch dadurch für erledigt gehalten zu haben, daß er die Zurücklassung eines Bataillons zum Schutze des Landes vor inneren Unruhen zugestand[3]. Auch hatte der Geheimrat von Liebe am 2. 7. selbst die Möglichkeit in Vorschlag gebracht, zunächst das Friedenskontigent an die preußischen Truppen anzuschließen, um die finanziellen Bedenken des Herzogs zu überwinden. Es ist also begreiflich, daß Bismarck mit einem raschen Anschluß der braunschweigischen Truppen in einer oder der anderen Form rechnete. Nach einer Behauptung des Ministers von Campe soll die Mobilmachung der braunschweigischen Truppen schon am 5. 7. angeordnet worden sein[4]. Dem stehen aber die Angaben bei von Kortzfleisch entgegen, der einen Befehl des Herzogs vom 8. 7. erwähnt, nach dem das Infanterieregiment, das Leibbataillon, eine halbe Batterie zu 4 Geschützen und das Pionier-Kommando sofort auf Kriegsstärke gebracht werden sollten[5]. Die Mobilmachung als solche ist nach derselben Quelle sogar „erst am 21. 7. amtlich ausgesprochen“ worden[6].

[1] A. d. A. A. Bismarck an von Werther. Horić, 5. 7. 66.

[2] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Braunschweig, 2. 7. 66.

[3] Vgl. Kap. 4.

[4] A d. L. H. A. Von Campe an von Löhneysen. Braunschweig, 5. 7. und A. d. A. A. Von Campe an Prinz Ysenburg. Braunschweig, 13. 7. 66. „Befehle zur Einberufung der zu mobilisierenden Truppenteile bereits unterm 5. erlassen worden.“

[5] Von Kortzfleisch a. a. O., Bd. 2, S. 372.

[6] Von Kortzfleisch, Bd. 2, S. 373.

Auf alle Fälle läßt sich eine starke Tendenz der braunschweigischen Regierung, den Anschluß der braunschweigischen Truppen an die preußische Feldarmee zu verzögern, nicht wegleugnen.

Man versuchte dies zunächst dadurch zu erreichen, daß man mit besonderen Vorschlägen für die Verwendung der Truppen hervortrat. Am 5. 7. meldete der Prinz Ysenburg den Wunsch des Herzogs, die mobil gemachten Truppen[1] zur Besetzung Magdeburgs zu bestimmen und das Leibbataillon und die Husaren einstweilen im Lande belassen zu dürfen. Falls süddeutsche Truppen bis Braunschweig vorzurücken drohten, wünschte der Herzog ferner die „Aufnahme der im Lande verbliebenen Truppen samt sämtlichem Kriegsmaterial und herzoglichen Kassen in Festung Magdeburg"[2]. Der bloße Gedanke an die Möglichkeit dieses unwahrscheinlichen Ereignisses mußte in Preußen fast wie ein geheimer Wunsch des Herzogs wirken.

Trotzdem erklärte Bismarck zunächst „die übrigen Wünsche" bis auf die Zurücklassung der Husaren im Lande für „zulässig", befahl aber, „äußerstes Befremden auszudrücken über fortwährende Zögerungen"[3] und bat noch am gleichen Tage in einem zweiten Telegramm darum, „nach Braunschweig wissen zu lassen, daß Seine Majestät der König nicht glauben könne, der Herzog wolle seinen Truppen die Ehre versagen, ihre Fahnen im Felde zu entfalten, und seine Husaren im Lande behalten, seine übrigen Truppen aber im Festungsdienst verwenden zu lassen"[4]. Der Prinz Ysenburg hat darauf „sofort entsprechende Insinuationen nach Braunschweig abgelassen"[5].

Der Erfolg war befriedigend. Der Herzog befahl nun auch die Mobilmachung der Husaren und erklärte sich damit einverstanden, daß seine Truppen auch im Felddienst zur Verwendung kommen sollten. Zugleich versprach man in Braunschweig, die erforderlichen Vorbereitungen zum Ausmarsch

---

[1] 2 Bataillone 1800 Mann, halbe Batterie zu 4 Kanonen samt Pionierabteilung.

[2] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Braunschweig, 5. 7. 66. — Auch der braunschweigische Gesandte in Berlin von Löhneysen wurde beauftragt, dieselben Wünsche auszusprechen. (A. d. L. H. A. Von Campe an von Löhneysen. Braunschweig, 5. 7. 66.)

[3] A. d. A. A. Bismarck an von Werther. Reichenberg, 9. 7. 66.

[4] A. d. A. A. Bismarck an von Werther. Hohenmauth, 9. 7. 66.

[5] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Oldenburg, 11. 7. 66.

möglichst zu beeilen und den Zeitpunkt der Marschbereitschaft mitzuteilen[1]. Die herzogliche Regierung glaubte damit „nichts unterlassen zu haben, was zur beschleunigten Erfüllung der getroffenen Verabredungen tunlich gewesen ist“[2].

Anders war die Auffassung im Hauptquartier und in Berlin. Aus den früheren Berichten des Prinzen Ysenburg und aus jenem „auf Schrauben gestellten“ Schreiben der braunschweigischen Regierung vom 9. 7. glaubte Bismarck zu deutlich zu erkennen, mit welcher „absichtlichen Lässigkeit die Herzogliche Regierung die für den völligen und tatsächlichen Anschluß an Preußen erforderlichen Maßregeln betreibt“[3]. Er ließ deshalb durch von Werther noch einmal in Braunschweig sagen, daß der Anschluß der Truppen an Preußen „jede militärische Bedeutung für uns und damit auch jede politische für das Herzogtum verlieren würde“, wenn er „nicht jetzt“ geschehe. Als Belohnung und zugleich Drohung ließ er mitteilen, daß im Falle raschen Handelns — „aber auch nur dann“ — der herzoglichen Regierung „die gewünschte Befürwortung der Königlichen Regierung, um den Abschluß eines Darlehns bei der Bank zu erleichtern, nicht versagt werden“ solle[4].

Am 16. 7. wurde endlich die Erlaubnis zur eventuellen Bergung des Kriegsmaterials und der herzoglichen Kassen sowie der im Lande verbliebenen Truppen, „sofern die Letzteren sich nicht den Königlichen Truppen anschließen“, erteilt. Zugleich aber wurde „in angelegentlichster Weise“ die Frage erneuert, „wann der Anschluß der Herzoglichen Truppen... eintreten werde“[5]. Die „ergebene Bemerkung, daß von Seiten der meisten Verbündeten Preußens dieser Anschluß noch im Friedensstande der Contingente erfolgt ist, da deren Erhebung auf den Kriegsfuß sich leicht nachträglich herbeiführen läßt“ — legte der braunschweigischen Regierung ein gleiches Verfahren nahe[6]. Bei Überreichung der Note sagte der Unterstaatssekretär von Thile

[1] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Oldenburg, 14. 7. 66 und Prinz Ysenburg an Bismarck. Oldenburg, 14. 7. 66.

[2] A. d. A. A. Prinz Ysenburg an Bismarck. Oldenburg, 14. 7. 66. Beilage: von Campe an Prinz Ysenburg. Braunschweig, 13. 7. 66.

[3] A. d. A. A. Bismarck an von Werther. Brünn, 15. 7. 66.

[4] A. d. A. A. Bismarck an von Werther. Brünn, 15. 7. 66.

[5] A. d. L. H. A. Von Werther an von Löhneysen. Berlin, 16. 7. 66.

[6] A. d. L. H. A. Von Werther an von Löhneysen. Berlin, 16. 7. 66.

dem braunschweigischen Gesandten „confidentiell", „die Königliche Regierung glaube ein gewisses Zögern in den Schritten des Herzoglichen Gouvernements behuf des militärischen Anschlusses wahrzunehmen und sei dadurch etwas verstimmt". Der Gesandte glaubte aus dieser Äußerung mit Recht auf ungünstige Berichte des Prinzen Ysenburg schließen zu dürfen[1].

An dieser Verstimmung änderte auch die offizielle Mitteilung von der endlichen Einberufung der Landesversammlung, welche von Campe am 16. 7. in geschraubten Worten machte, nichts. Bismarck schrieb auf den Rand der Note: „Die lautesten deutschen Schreier sind die langsamsten im Handeln[2]." Und auch das Versprechen von Campes vom 20. 7., die Mobilmachung „mit möglichster Beschleunigung" auszuführen[3], befriedigte in Berlin so wenig, daß von Werther Bismarck den telegraphischen Vorschlag machte, „den Anschluß der Truppen durch Allerhöchsten Befehl anzuordnen"[4]. Gleichzeitig sagte er „und dann ausführlich der Legationsrat Hepke" dem braunschweigischen Gesandten, „das Zögern und die Langsamkeit, mit welcher die braunschweigische Regierung in der ganzen Bündnisangelegenheit und in den Maßregeln zur Dispositionsstellung der Braunschweigischen Truppen vorgehe, schiene Unlust und fast widrigen Willen anzudeuten, unterscheide sich merklich von dem Verfahren der übrigen verbündeten Regierungen... und mache auf die Königliche Regierung ungünstigen Eindruck. Man sei bestrebt, den verbündeten Regierungen eine bevorzugte Stellung vor den übrigen in der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse zu schaffen, doch werde dabei vorausgesetzt werden, daß diese Bundesgenossen auch ihrer Seits den Wert dieses Bündnisses erkennten und betätigten und nicht zu Berufungen anderer Veranlassung böten, die mit Bereitwilligkeit und rasch die unumgänglichen Opfer brächten"[5].

Der braunschweigische Minister beeilte sich darauf, seinem Gesandten in Berlin „der strengsten Wahrheit gemäß zu ver-

---

[1] A. d. L. H. A. Von Löhneysen an von Campe. Berlin, 16. 7. 66.

[2] A. d. A. A. Von Campe an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Braunschweig, 16. 7. 66.

[3] A. d. A. A. Von Campe an Prinz Ysenburg. Braunschweig, 20. 7. 66.

[4] A. d. A. A. Von Werther an Bismarck. Berlin, 23. 7. 66.

[5] A. d. L. H. A. Von Löhneysen an von Campe. Berlin, 23. 7. 66.

sichern", daß die Ausrüstung der hiesigen Truppen mit größter Energie betrieben werde. Es sind in dieser Beziehung dem Brigadekommando sowohl wie dem Kriegskollegio die strengsten Befehle erteilt, deren schleunigste Ausführung um so mehr verwirklicht wird, als sich das Offizierscorps auf das lebhafteste danach sehnt, sobald als irgend möglich, sich der ruhmreichen preußischen Armee anzuschließen[1]. Vergeblich bemühte sich der Gesandte auf Grund dieser Versicherung in einer Unterredung vom 30. 7. mit von Thile die „obwaltende Mißdeutung der verspäteten Ausrüstung des Braunschweiger Truppenkorps zu beseitigen". Er gewann vielmehr den Eindruck, „daß namentlich auch an Allerhöchster Stelle eine ungünstige Auffassung der Sache sich festgesetzt haben müßte". Nach seiner Ansicht war die Verstimmung so stark, daß sie „nur durch eine persönliche Erörterung der beiden Allerhöchsten Herrn zu beseitigen" sein würde. Sein Vorschlag, die am 4. 8. erfolgte Rückreise des Königs aus einem siegreichen Feldzuge als „eine geeignete Veranlassung zu einem solchen Zusammensein" zu benutzen, scheint keinen Erfolg gehabt zu haben[2]. Denn noch am 7. 8. erleiden die Geschäfte eine Verzögerung, weil die Befehle des Herzogs eingeholt werden mußten, der in Sybillenort weilte[3].

Am 2. 8. wurde das Infanterieregiment als erster ausrückender Truppenteil von Braunschweig über Leipzig und Hof nach Bayreuth abtransportiert, von wo es in Fußmärschen am 7. 8. das zweite bei Nürnberg stehende, neugebildete Reserve-Armeekorps erreichte, nachdem bereits der Waffenstillstand mit den süddeutschen Staaten begonnen hatte[4].

Bereits am 31. 7. aber hatte Bismarck aus Nickolsburg dem Baron von Werther „einige Wünsche in Betreff der Presse" übersandt, um die braunschweigische Regierung, die „länger als irgendeine andere der mit Preußen verbundenen Regierungen mit der Mobilmachung gezögert" hatte, bei dem preußenfreundlichen Teil der Bevölkerung bloßzustellen. „Ich wünsche", so hieß es, „daß in der Presse in angemessener, die Gefühle der Braunschweiger Bevölkerung nicht verletzender Weise darauf

---

[1] A. d. L. H. A. Von Campe an von Löhneysen. Braunschweig, 25. 7. 66.
[2] A. d. L. H. A. Von Löhneysen an von Campe. Berlin, 5. 8. 66.
[3] A. d. Ausw. A. Von Campe an Prinz Ysenburg. Braunschweig, 7. 8. 66.
[4] Von Kortzfleisch, Bd. 2, S. 3.

hingewiesen werde, wie sehr es zu beklagen sei, daß das Braunschweiger Contingent, welches eines so wohl begründeten historischen Ruhmes genieße und sich immer durch kriegerische Tüchtigkeit ausgezeichnet habe, durch dieses Zögern seiner Regierung der Ehre beraubt worden sei, seinen alten Waffenruhm und seine jahrhundertelange Waffenbrüderschaft mit der preußischen Fahne im Felde zu bewähren[1]."

Der Artikel, der nach diesem Entwurf bearbeitet wurde und am 5. 8. in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erschien, wurde vom braunschweigischen Gesandten als Beweis für die Stimmung der preußischen Regierung nach Braunschweig geschickt[2]. Er berücksichtigte zwar den inzwischen erfolgten Ausmarsch der Truppen, machte aber trotzdem der Regierung den Vorwurf, sie habe die Mobilmachung so lange verzögert, daß die Truppen erst „nach eingetretenem Waffenstillstand mit Österreich und den süddeutschen Staaten haben in Marsch gesetzt werden können". Er erinnerte an die „jahrhunderte alte Waffenbrüderschaft' an die Herzöge, die „unter den vaterländischen Helden" in Preußen „mit in erster Linie stehen," und an den „Kriegsruhm der Braunschweiger", der im preußischen Volke „im Liede fortlebt und gefeiert wird". Der Einwand, „Braunschweigs Macht komme für Entscheidungen nicht in Betracht", sei hinfällig, wo es sich „um die Erhaltung und Befestigung der alten Waffenbrüderschaft Preußens mit Braunschweig zur Erreichung großer nationaler Zwecke" handele[3].

Außer diesem Grollen des Jupiter tonans aus dem Hauptquartier hatte die verspätete Mobilmachung keine nachteiligen Folgen für die Verhandlungen, die seit dem 5. 8. zwischen Preußen und Braunschweig wegen der Einzelheiten der Gestaltung des Bündnisses geführt wurden.

7. Kapitel.
Das Interim bis zum Norddeutschen Bunde.

Nach und nach war es Preußen gelungen, die große Mehrzahl der Kleinstaaten, an die am 16. 6. die Aufforderung zum Anschluß an Preußen ergangen war, zu sich herüberzuziehen.

[1] A. d. A. A. Bismarck an von Werther. Nickolsburg, 31. 7. 66.
[2] Fehlt in den Akten d. L. H. A.
[3] „Norddeutsche Allgemeine Zeitung". Sonntag, 5. 8. 66.

Nur zwei von den früher genannten neunzehn Staaten — Sachsen-Meiningen und Reuß ältere Linie — hatten die Einladung der preußischen Regierung zum Abschluß eines militärischen Bündnisses so lange abgelehnt oder erst so spät angenommen, daß man sich in Preußen entschloß, mit ihnen besonders zu verhandeln[1]. Mit den übrigen Regierungen war der Schriftwechsel am 4. 8. 1866 so weit abgeschlossen, daß die preußische Regierung ihnen einen „Bündnisvertrag“ vorlegen konnte. Nachdem in den Nickolsburger Präliminarien (26. 7.) zwischen Preußen und Österreich bereits die künftige Gestaltung Deutschlands so weit skizziert war, daß Österreich einen nördlich des Mains zu gründenden engeren Bund anerkannte, konnte natürlich von der Durchführung des preußischen Bundesreformplanes vom 4. 6., der die Errichtung eines Bundes sämtlicher deutscher Staaten außer den österreichischen und niederländischen Bundesgebieten vorgesehen hatte[2], keine Rede mehr sein. Preußen beschränkte sich auf die Errichtung des Norddeutschen Bundes. Für die Zeit des Interims bis zur Fertigstellung und endgültigen Annahme der Bundesverfassung aber sollte der erwähnte „Bündnisvertrag“ das Verhältnis der Kleinstaaten zu Preußen regeln.

Die 8 Artikel dieses Vertrages beschränkten sich darauf, die Voraussetzungen und Zusicherungen der identischen Noten vom 16. 6. in eine vertragsmäßige Form zu erheben[3]. Die genannten Regierungen schlossen „ein Offensiv- und Defensiv-Bündnis zur Erhaltung der Unabhängigkeit und Integrität, sowie der inneren und äußeren Sicherheit ihrer Staaten“ und traten „sofort zur gemeinschaftlichen Verteidigung ihres Besitzstandes ein, welchen sie sich gegenseitig durch dieses Bündnis garantieren“. Der Zweck des Bündnisses sollte definitiv durch eine Bundesverfassung auf der Basis der preußischen Grundzüge vom 10. 6. 1866 sichergestellt werden, „unter Mitwirkung eines gemeinschaftlich zu berufenden Parlamentes“, das auf Grund des Reichswahlgesetzes vom 12. 4. 1849 gewählt werden sollte.

---

[1] A. d. L. II. A. Prinz Ysenburg an von Campe. Berlin, 5. 8. 66.

[2] Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig. 12. Landtag, Bd. 1, Nr. 2, Anlage 3B, Artikel I.

[3] A. d. L. II. A. Sogenannte Depesche der preußischen Regierung an den Prinzen Ysenburg. Berlin, 4. 8. 66.

Zugleich sollten die Regierungen Bevollmächtigte nach Berlin senden, um nach Maßgabe der Grundzüge vom 10. 6. den Bundesverfassungsentwurf festzustellen, der dann dem Parlament zur Beratung und Vereinbarung vorgelegt werden sollte. Die Truppen der Verbündeten wurden dem Oberbefehl des Königs von Preußen unterstellt. Die Dauer des Bündnisses war bis zum Abschluß des neuen Bundes festgesetzt, eventuell auf ein Jahr, wenn der Norddeutsche Bund nicht vor Ablauf eines Jahres geschlossen sein sollte[1].

Eine gewisse Beunruhigung scheint in Braunschweig die in der preußischen Note vom 4. 8. enthaltene Stelle hervorgerufen zu haben, an der davon die Rede war, daß „die besonderen Verabredungen, welche der Bündnisvertrag offen hält, und welche mit einzelnen Regierungen bereits vorbereitet sind", in einem Zusatzartikel aufgenommen werden sollten[2]. Man scheint eine Art Bevorzugung anderer Staaten vor Braunschweig befürchtet zu haben. Der braunschweigische Gesandte in Berlin konnte aber darüber beruhigen, daß es sich nicht um Verhandlungen politischen Charakters handele, sondern um solche, die sich auf Leistungen und Kosten aus dem gegenwärtigen Feldzuge beziehen[3].

Die Unterzeichnung des Vertrages fand am 18. 8. im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin statt. Von Koburg-Gotha, Waldeck, Lippe und Schaumburg-Lippe waren besondere Bevollmächtigte gesandt. Für Oldenburg, das einverstanden war, und für die beiden Mecklenburg[4], die die Zustimmung der Stände abwarten wollten, wurde eine Lücke im Protokoll gelassen. „Der Vertrag wurde von den Anwesenden ohne Bemerkungen oder Vorbehalt, dem vorgelegten Entwurfe gemäß vollzogen"[5]. Am 8. 9. fand der Austausch der Ratifikationsurkunden statt[6].

Die Stellung Braunschweigs im zukünftigen Norddeutschen Bunde war damit in ihren Grundzügen festgelegt. Immerhin

[1] A. d. L. H. A. Sogenannte Depesche der preußischen Regierung an den Prinzen Ysenburg. Berlin, 4. 8. 66. Anlage.

[2] A. d. L. H. A. Sogenannte Depesche.

[3] A. d. L. H. A. Von Löhneysen an von Campe. Berlin, 13. 8. 66.

[4] Sie schlossen am 21. 8. ab.

[5] A. d. L. H. A. Von Löhneysen an von Campe. Berlin, 18. 8. 66.

[6] A. a. O. Von Löhneysen an von Campe. Berlin, 10. 9. 66.

bot die in Artikel 5 des Bündnisvertrages vorgesehene Konferenz der Bevollmächtigten, die den Entwurf der Verfassung des Norddeutschen Bundes feststellen sollte, Gelegenheit, Einzelheiten im Sinne der kleinstaatlichen Regierungen zu gestalten. Merkwürdigerweise wurde aber in Braunschweig „auf eine Beschleunigung des Zusammentritts gerade kein besonderer Wert gelegt“[1]. Dieses scheint auf eine gewisse Resignation hinzudeuten.

Nur die Frage des sogenannten aktiven und passiven Gesandtschaftsrechtes erregte in der Zeit vor dem Zusammentritt der Konferenz die persönliche Aufmerksamkeit des Herzogs. Ein Artikel der „Berliner Börsen-Zeitung“ vom 2. 9. hatte die Stelle enthalten: „Der König von Sachsen wird seine diplomatischen Vertreter im Auslande abberufen, aber Gesandte der auswärtigen Mächte an seinem Hofe empfangen können[2].“ Der Herzog, der „auf das Hoheitsrecht der Vertretung einen besonderen Wert“ legte, ließ daher den Gesandten in Berlin bitten, „dieses nicht aus den Augen zu verlieren und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit dafür wirken zu wollen“[3]. Zum Berichte aufgefordert, konnte der Gesandte zunächst keine definitiven Angaben darüber machen, ob man in Preußen das Gesandtschaftsrecht beschränken wolle oder nicht[4]. Am 12. 9. erwiderte Bismarck in der Kammer auf den Vorwurf des Abgeordneten Schulze-Delitzsch, den einzelnen Regierungen sei durch den Bündnisvertrag in diplomatischer Beziehung zu viel Spielraum gelassen, daß die Regierungen auf dieses Ehrenrecht großen Wert legten. Das Recht werde außerdem überschätzt und habe in Wirklichkeit nicht die ihm beigelegte Bedeutung, da schon die hohen Kosten gegen eine zu hohe Ausdehnung des Rechtes schützten. Er halte es für einen Fehler, „von den Bundesgliedern irgend mehr zu fordern, als zur Grundlage künftiger praktischer Entwicklung nötig sei“, und jene Beschränkung des Gesandtschaftsrechtes halte er dazu nicht für erforderlich[5]. Die Vermutung des Gesandten, daß Bismarck

[1] A. d. L. H. A. Von Campe an von Löhneysen. Braunschweig. 19. 9. 66.
[2] A. d. L. H. A. Major von Lauingen an von Löhneysen. Braunschweig, 3. 9. 66.
[3] A. a. O.
[4] A. d. L. H. A. Von Löhneysen an den Herzog. Berlin, 4. 9. 66.
[5] A. d. L. H. A. Von Löhneysen an den Herzog. Berlin, 13. 8. 66.

also im Gegensatz zu früheren Andeutungen eine Beschränkung des Rechtes nicht mehr fordern werde[1], ist durch die Verfassung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches bestätigt worden. Bismarck hat in dieser Frage sowohl wie in der Frage der Annexionen im Vergleich zu weitgehenderen Wünschen in Preußen im Jahre 1866 Mäßigung geübt. Noch am 22. 7. 1866 hatte z. B. der preußische Gesandte in London, von Bernstorff, „die möglichst baldige und vollständige Abschaffung“ der Diplomatie der mittleren und kleinen deutschen Staaten im Auslande „als eine sehr wichtige und bedeutende Errungenschaft unserer militärischen und politischen Erfolge“ gefordert, da sie nach allen Erfahrungen, die er gemacht, „viel Schaden getan und wesentlich zur Uneinigkeit Deutschlands und zur Intrigue und Einmischung auswärtiger Mächte in Deutsche Angelegenheiten... beigetragen“ habe[2]. Zur gleichen Zeit etwa wurden Bismarck vom Minister für Handel Itzenplitz eine Reihe von Annexionswünschen vom Standpunkte des Eisenbahnressorts unterbreitet; sie forderten unter anderem: „wegen der wichtigen Bahn Balke—Kreiensen... das Braunschweigische wenigstens bald, wenn auch nicht gleich“[3].

Die Geschichte der Einfügung der endgültigen Verfassung des Norddeutschen Bundes in das braunschweigische Staatsrecht ist zu charakteristisch für die neue, durch die geschilderten Ereignisse völlig veränderte politische Lage des Landes, als daß sie am Schlusse dieser Arbeit ganz übergangen werden könnte[4].

Schon am 13. 11. 1866 hatte die Regierung das Wahlgesetz für den Reichstag des Norddeutschen Bundes veröffentlicht auf Grund einer in der Sitzung vom 20. 7. erteilten Ermächtigung der Landesversammlung. Dem am 11. 12. 1866 zusammengetretenen Landtage wurde dann der provisorische Bündnisvertrag vom 18. 8. vorgelegt. Auf die Mitteilung, die herzogliche Regierung sei auf den 15. 12. eingeladen, einen Bevollmächtigten nach Berlin zu entsenden, um den Verfassungsentwurf „in gemeinsamer Beratung“ festzustellen, antwortete die Landes-

---

[1] A. a. O.

[2] A. d. A. A. Von Bernstorff an Bismarck. London, 27. 7. 66.

[3] A. d. A. A. Von Itzenplitz an Bismarck. Berlin, 26. 7. 66.

[4] Vgl. darüber ausführlich A. Rhamm, „Die Verfassungsgesetze des Herzogtums Braunschweig“, S. 75ff.

versammlung, daß man das Opfer der Autonomie gern verschmerzen „und den Fürsten wie die Stätte unserer glücklichen Heimat nur noch inniger lieben“ wolle, „wenn dafür dem Namen ‚Braunschweig‘ ein Anteil gewonnen wird an den Ehren und Siegen der gebietenden Macht des geeinigten Deutschlands“[1]. Der von den Bevollmächtigten der Bundesstaaten vorläufig festgestellte Entwurf der Verfassung wurde dann der Landesversammlung am 21. 2. 1867 mitgeteilt und ohne weitere Verhandlungen zur Kenntnis genommen. Da der Landtag am 17. 4. 1867 auf einige Monate vertagt war, begnügte sich das Staatsministerium, den ständigen Ausschuß am 3. 5. 1867 davon zu benachrichtigen, „daß der Entwurf der Verfassungsurkunde für den Norddeutschen Bund nunmehr in Berlin durchberaten, vom Reichstage mit mehrfachen Änderungen angenommen, in dieser Umgestaltung von den verbündeten Regierungen genehmigt und der Reichstag darauf geschlossen sei“[2]. Es blieb nur noch übrig, die Bundesverfassung in Braunschweig zu publizieren und damit zur gesetzlichen Geltung zu bringen. Das Staatsministerium vertrat dabei den Standpunkt, daß eine besondere Zustimmung der Landesversammlung zu diesem — in das braunschweigische Staatsrecht tief eingreifenden — Akt nicht erforderlich sei, da von der Landesversammlung bereits auf dem außerordentlichen Landtage im Juli 1866 „im voraus die Zustimmung zum Abschluß eines Bundesvertrages erteilt worden, wie derselbe mit dem Reichstage werde verabredet werden“[3]. Der ständige Ausschuß trat der Auffassung des Staatsministeriums in seiner Sitzung vom 4. 5. einstimmig bei[4]. Er trieb die Resignation so weit, zu erklären, daß die Berufung der Landesversammlung zum Zwecke der verfassungsmäßigen Mitwirkung bei der Publikation der Verfassung des Norddeutschen Bundes „in Betracht aller Verhältnisse, welche weder eine Verwerfung noch Amendierung zulassen, ein wesenloser Akt sein würde“[5].

Gestützt auf diesen Beschluß des Ausschusses, publizierte die braunschweigische Regierung dann wirklich am 25. 6. 1867

[1] A. d. Landesversammlung. Eröffnungsrede vom 11. 12. 66. Antwort der Landesvers. vom 14. 12. 66 (Sitzungsprotokolle des 12. ord. Landtages).

[2] Rhamm, a. a. O. S. 75. [3] Rhamm, a. a. O. [4] Rhamm, a. a. O. S. 76.

[5] Sitzungsprotokoll vom 4. 5. 67 nach Rhamm, a. a. O. S. 76.

die Verfassung des Norddeutschen Bundes „zur Nachachtung“ mit dem Hinweise darauf, daß sie die Zustimmung der Landesversammlung im voraus schon erhalten habe[1].

Wie Rhamm ausführlich nachweist, ist das Vorgehen des Staatsministeriums weder vom rein formalen Standpunkte zu rechtfertigen, noch entsprach es der wirklichen Sachlage. Denn wenn auch die Genehmigung der Bundesverfassung seitens der Landesversammlung nur eine formelle Bedeutung hatte, so war sie doch ein „Rechtsakt“, der „auf Grund der Landesverfassung wie der voraufgegangenen Vereinbarungen geboten war“[2]. Die Unterstellung des Staatsministeriums und des Ausschusses aber, als habe die auf dem Landtage vom Juli 1866 erfolgte Zustimmung zu dem Bündnis mit Preußen eine Art Blankovollmacht für jede Verfassung bedeutet, die aus jenem Bündnis entstehen konnte, war deshalb nicht haltbar, weil die Grundlagen, auf denen die Verfassung des Norddeutschen Bundes sich aufbaute, nicht mehr die nämlichen waren, die in den identischen Noten vom 16. 6. 1866 „proponiert“ waren. Denn der in diesen Noten geplante Bund sollte das gesamte Deutschland mit Ausnahme Österreichs umfassen, und seine Verfassung sollte von einem deutschen Parlament „vereinbart werden“. „Von diesen Voraussetzungen war sowohl die Vorlage der Regierung an den Landtag, als auch der Bericht der Landtagskommission ausgegangen, der hinsichtlich der weiteren Ausgestaltung des Verfassungsrechtes im künftigen Bunde alles dem ‚Reichsparlament‘ zu überlassen bereit war, sofern nur eine ‚wirkliche, einheitliche Machtentwickelung Deutschlands‘ gesichert werde[3].“ Nun aber hatte die Kritik der „Deutschen Reichszeitung“ recht behalten, welche voraussagte, daß das mit „phantastischer Exaltation“ vorausgesetzte „Reichsparlament“ des Kommissionsberichtes mit der „Nationalversammlung“ des Herrn von Bismarck wenig Ähnlichkeit haben dürfte[4]. Denn abgesehen von dem Ausschluß der südlich des Mains wohnenden Deutschen aus dem „Reichsparlament“, wurden auch bei der Konstituierung des Norddeutschen Bundes die Hoffnungen nicht ganz erfüllt, die durch den preußischen Bündnisantrag vom 16. 6. 1866 erweckt worden waren und zu dem bereitwilligen Entgegenkommen der Landes-

[1] Rhamm, a. a. O. S. 78.
[2] A. a. O. S. 76. [3] A. a. O. S. 77. [4] Vgl. Kapitel 5.

versammlung wesentlich mit beigetragen hatten. Der Artikel III des Bundesreformplanes vom 14. 6. 1866 überwies nämlich die Umgestaltung des Bundestages noch der Vereinbarung „unter den Bundesregierungen und mit dem zu berufenden Parlamente", und auch der Bündnisvertrag vom 18. 8. (Artikel 5) sah vor, daß der Entwurf der Bundesverfassung dem Parlamente zur Beratung und Vereinbarung zugehen solle. Bald darauf aber wurde der Reichstag auf die bloße Beratung des Verfassungsentwurfes beschränkt[1].

Trotz alledem regte sich im Landtage, der am 10. 8. 1867 den üblichen Rechenschaftsbericht des Ausschusses entgegenzunehmen hatte, gegen das vom Staatsministerium und vom Ausschusse eingeschlagene Verfahren nur ein schwacher Protest. Der Abgeordnete Haeusler sprach seine Überraschung darüber aus, daß die Veröffentlichung der Bundesverfassung „ohne besondere Zustimmung der Landesversammlung" erfolgt sei. Er rügte das eingeschlagene Verfahren und schloß mit dem Antrage, die Landesversammlung möge „zur Beseitigung formeller Bedenken beschließen, zu der durch Publikationspatent vom 25. Juni d. Js. verkündeten Verfassung des Norddeutschen Bundes damit ihre Zustimmung zu erteilen". Bei der Abstimmung fiel der Antrag mit allen gegen 3 Stimmen, „wohl weniger aus sachlichen Gründen, als weil er als ein Mißbilligungsvotum gegenüber Regierung und Ausschuß hätte aufgefaßt werden können"[2].

Im Gegensatz zu sämtlichen übrigen, dem Norddeutschen Bunde angehörigen Staaten wurde also die Verfassung des Norddeutschen Bundes in Braunschweig ohne die formelle Zustimmung der Landesversammlung geltendes Recht[3].

Schluß.

Für alle, welche durch mehr als ein halbes Jahrhundert kleindeutscher Geschichtsbetrachtung daran gewöhnt sind, die

[1] Rhamm, a. a. O. S .76ff.

[2] A. a. O. S. 78.

[3] A. a. O. — Am 12. 2. 68 wurde das Guthaben der Herzoglichen Regierung aus der Liquidation über das bewegliche Vermögen des vormaligen Deutschen Bundes mit 60,804 fl. 33 gr. von der preußischen Generalstaatskasse an die Hauptfinanzkasse gezahlt. (A. d. L. H. A.)

Bismarcksche Lösung der deutschen Frage als etwas Endgültiges, um nicht zu sagen Absolutes und Dogmatisches aufzufassen, mag es unverständlich erscheinen, daß die braunschweigische Regierung im Jahre 1866 nicht von vornherein eine entschiedene Politik des Anschlusses an die benachbarte Großmacht Preußen betrieb, sondern auch nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten den nicht ungefährlichen Versuch machte, neutral zu bleiben.

Und doch kann die Politik der damaligen Regierung nicht vom Standpunkte rückschauender Generationen, die sozusagen bereits im Besitze der Lösungen der politischen Aufgaben einer früheren Zeit sind, sondern nur aus dem Blickpunkt des vergangenen Geschlechtes beurteilt werden. Diesem aber ist das Zugeständnis zu machen, daß zunächst keine Gewißheit über den Enderfolg der preußischen Waffen zu bestehen brauchte, ja daß vielleicht mit einer völligen Katastrophe für das gesamte Deutschland gerechnet werden mußte, wenn die Einmischung des Auslandes, vor allem Frankreichs, zur Wirklichkeit werden sollte. Von diesem Standpunkte aus ist es daher begreiflich, wenn die braunschweigische Regierung versuchte, das Risiko eines Einsatzes an Gut und Blut zugunsten Preußens so lange zu verschieben, bis der Gang der Kriegsereignisse ein Beharren in neutraler Haltung überflüssig, unmöglich und schließlich gefährlich zu machen begann.

Eine andere Frage ist die, warum man sich in Braunschweig auch dann noch nicht zu einem raschen entschiedenen Handeln entschließen konnte, als die Wahrscheinlichkeit des preußischen Endsieges zur Gewißheit wurde. Die Frage stellen, heißt die Sphäre der kühlen Interessenpolitik verlassen und hinabsteigen in die des Gefühls, der Wünsche und der Persönlichkeit.

Das Lebensbild des Herzogs Wilhelm, der in letzter Linie für die Politik der braunschweigischen Regierung verantwortlich war, taucht für den Historiker — wenn er sich nicht auf eine nüchterne Darstellung seiner Regierungsakte beschränken will — in dem Maße in geheimnisvolles Dunkel, wie er darauf verzichtet, es mit Hilfe von Anekdoten und Legenden zu beleuchten. Bei dem fast völligen Mangel an Dokumenten über die eigentlich persönliche Sphäre dieses problematischen Menschen lassen sich nur zwei Züge seines Wesens mit Sicherheit feststellen.

Der eine ist ein fast an Eigensinn streifendes zähes Beharrungsvermögen, das sich in politischen Fragen in starkem „Legitimismus" äußerte. Der andere ist eine unverkennbare, mit den Jahren fast zur Menschenscheu gesteigerte Liebe zum zurückgezogenen Leben. Ihre Ursachen sind in dem individuellen Lebensschicksal des Fürsten zu suchen, der aus einem übertrieben empfindlichen Rechtsgefühl heraus höchstwahrscheinlich Zeit seines Lebens Zweifel an der Legitimität seiner eigenen durch eine Revolution heraufgeführten Regierung hegte und vermutlich auch deshalb auf die Gründung einer Familie verzichtete.

Beide Züge seines Wesens mußten den Herzog, der — er war im April des Jahres 1866 60 Jahre geworden — die längste Zeit seines Lebens in großdeutschen Anschauungen verbracht und die Regierung seines kleinen Landes in für damalige Verhältnisse liberaler Weise geleitet hatte oder hatte leiten lassen, von dem Preußen der 60er Jahre zurückstoßen, obwohl die geographische und politische Lage des Landes, die Tradition seines Hauses und die eigenen in Preußen verlebten Jugendjahre[1] ihn auf den Anschluß an die norddeutsche Großmacht hätten hinweisen sollen. Für ihn, wie für viele Deutsche seiner Zeit, verkörperte sich der Geist des aufstrebenden Preußens in der Person Bismarcks.

Preuße vor allem und alle großdeutschen Gedanken seit der Frankfurter Zeit der Machtsteigerung seines Staates opfernd, entschlossen, die Probleme der preußischen Innenpolitik durch Gewalt und die deutsche Frage mit „Blut und Eisen" zu lösen, reaktionär für einen Mann, „dessen liberale Regierung stets einen guten Namen in Deutschland gehabt hat"[2], revolutionär für das strenge Legitimitätsgefühl des Herzogs, Throne zerschlagend und Throne befestigend, Kämpfer immer und mit Resignation nur in Stunden der Müdigkeit kokettierend, gehaßt von vielen, den meisten unheimlich, — so war der Mann, der um die politische Zuneigung des Herzogs warb. Kein Wunder, daß diese ausblieb, auch als Vernunft und Interesse es schon er-

[1] Nach dem Verlassen der Universität Göttingen (1822—23) trat der Herzog als Offizier bei den Garde-Ulanen in Berlin ein. Er blieb dort, bis er im Jahre 1830 die Regierung für den vertriebenen Bruder übernahm.

[2] Der Ausschuß der Landesversammlung an das Herzogl. Staatsministerium. Braunschweig, 9. 6. 66. Extrakt aus dem Protokolle des Ausschusses der Landesversammlung.

forderten, die Geduld und Mäßigung des mächtigen Mannes nicht zu überspannen.

Rascher als der Herzog überwand die Mehrzahl der Bevölkerung des Landes die Hemmungen, die gegen ein Zusammengehen mit Preußen bestanden. Es ist gezeigt worden, daß diese Widerstände zum größten Teil in der Behandlung der preußischen inneren Politik durch Bismarck ihre Ursachen hatten. Es mag erlaubt sein, zu fragen, wieviel schneller und spontaner bei freiheitlicheren Zuständen in Preußen die öffentliche Meinung in Braunschweig für den Abschluß eines Bündnisses mit der benachbarten Großmacht eingetreten sein würde!

* * *

Anhang.

Zur Geschichte der „Deutschen Reichszeitung".

„Eduard Vieweg, einer der angesehensten Verleger Deutschlands, dabei ein Mann von fester, ja schroffer Entschlossenheit, hatte im Frühling (des Jahres 1848) die Deutsche Reichszeitung als Organ einer gemäßigt liberalen Richtung begründet[1]." Während einer längeren Abwesenheit des Hauptredakteurs Dr. Andrée, stellte der zweite Redakteur, „ein hitziger Schwabe", das Blatt in den Dienst der radikaleren demokratischen Richtung. Da dieses den Absichten Viewegs widersprach, übernahm auf sein Drängen der damalige Lehramtskandidat und spätere bekannte Historiker Hermann Baumgarten die Redaktion der jungen Zeitung. Unter ihm hat sie „die Linie der mittleren Partei sicher mit Energie innegehalten". Nach der gescheiterten Revolution geriet die Reichszeitung „in immer schärfere Opposition zu den damaligen Zuständen, und die preußische Regierung... erhob immer dringendere Beschwerden über den unerträglichen Ton der Zeitung". Differenzen mit Vieweg veranlaßten daher Baumgarten Anfang April 1852, die Redaktion niederzulegen[2].

Während nun Baumgarten bis zum Jahre 1866 eine starke politische Entwicklung durchmachte, nachdem er den nord-

---

[1] H. Baumgarten, Historische und politische Aufsätze und Reden. Mit einer biographischen Einleitung von Erich Marcks. S. XXI.

[2] H. Baumgarten, a. a. O. Einleitung. S. XXVIII.

deutschen Kleinstaat verlassen hatte, ist der einst von ihm geleiteten Zeitung jener streng doktrinäre Zug des kleinstaatlichen Liberalismus bis zu ihrem Ende, dem 2. 8. 1866, zu eigen geblieben.

Baumgartens Wandlung und das starre Beharren der Reichszeitung in der einmal eingeschlagenen Richtung können kaum deutlicher gezeigt werden, als wenn man seine im Jahre 1866 entstandenen Schriften „Partei oder Vaterland. Ein Wort an die norddeutschen Liberalen" und die Selbstkritik „Der Deutsche Liberalismus" mit den Artikeln der Reichszeitung aus dem Sommer desselben Jahres vergleicht.

Während in diesen mit Vorliebe der Wahlspruch des Herzogs Wilhelm „Recht muß doch Recht bleiben!" zitiert wurde, wies Baumgarten alle privatrechtlichen Anschauungen aus dem Gebiete der Politik hinaus, indem er sich zu dem Satze bekannte: „Das Recht, welches keine Energie in Bewegung zu setzen vermag, ist kein Recht, sondern Schein[1]." Noch am 11. 7. 1866, also nach der Schlacht bei Königgrätz, stellte die „Deutsche Reichszeitung" die oft von ihr wiederholte Frage: Wann wird sich die preußische Krone „von dem unseligen Hausmaiertum des Grafen Bismarck" emanzipieren?[2] Baumgarten dagegen hatte schon im Mai 1866 von Baden aus die norddeutschen Liberalen aufgefordert, von Bismarcks Person abzusehen. Denn „Graf Bismarck ist ein Sterblicher, Preußen aber bleibt und für dieses bleibende, durch alle Verhältnisse auf Deutschland hingewiesene und mit Deutschland unlösbar verschlungene Preußen haben wir uns zu entscheiden"[3]. Und als nach dem Siege Preußens der ehemalige Redakteur der Deutschen Reichszeitung jubelnd schrieb: „Wahrlich, jetzt ist es eine Lust geworden, für öffentliche Interessen zu arbeiten"[4], schloß die norddeutsche Zeitung mit einem resignierten „Abschiedswort an die Leser der Deutschen Reichszeitung" ihre Spalten für immer, weil sie die Prinzipien, für welche sie seit nun fast zwanzig Jahren ihre Stimme erhoben, auch „in diesen Tagen der Halt-

[1] H. Baumgarten, Historische und politische Aufsätze und Reden. Einleitung. S. LXIV.

[2] D. R.-Ztg., 11. 7. 66.

[3] H. Baumgarten, a. a. O. S. LVIII.

[4] H. Baumgarten, a. a. O. S. LXI.

losigkeit, in denen so viele von ihren früheren Überzeugungen plötzlich abfielen", nicht verleugnen könne. Das Abschiedswort schloß mit einem wehmütigen Rückblick auf die endgültig vergangene Idylle des souveränen Kleinstaates im Schutze des Deutschen Bundes:

„Und was uns Braunschweiger insbesondere betrifft, was können wir bei der Umgestaltung der Dinge gewinnen? Bei uns haben Fürst und Volk gleichmäßig gezeigt, daß beide seit 1848 den deutschen Bundesstaat ehrlich und offen anstrebten. Blickt über die Grenzen, vergleicht und urteilt! Wir haben einen hochgeehrten Fürsten, der sich stets wohlwollend und patriotisch gezeigt; wir haben ein zufriedenes Volk, allgemeinen Wohlstand, freie Gemeindeverfassung, eine milde und verständige Regierung, ein ungehemmtes Gemeindeleben, günstige Finanzlage, mäßige Steuern, eine freie Presse, einen Richterstand, der unangetastet bleibt. Es liegt keinerlei Übertreibung darin, wenn auch Auswärtige sagen: ‚Dieses Herzogtum Braunschweig ist eines der glücklichsten Länder der Welt und geradezu beneidenswert!'

Das war Braunschweigs Lage bis jetzt; — was nun kommen wird, das möge der Himmel walten[1]."

Auch Baumgarten leugnete gewiß nicht, daß „die Bescheidenheit und Gewissenhaftigkeit der deutschen Natur" in vielen Kleinstaaten „eine Tüchtigkeit der Administration" ermöglichte, „der wir es verdanken, daß ein großer Teil des deutschen Volkes, trotz der peinlichsten Ungunst der politischen Lage, seit 1815 wirtschaftlich und geistig die erfreulichsten Fortschritte gemacht hat". Aber: „Damit der Mann im Staate wirken könne, muß er vor Allem einen Staat haben; alle jene einzelnen deutschen Länder aber, auf welche der Liberalismus... sich beschränkt sah, waren keine Staaten..." „Der beste Wille der Regierenden mußte an der Dürftigkeit der verfügbaren Kräfte scheitern. Die von bitterer Notwendigkeit auferlegte Zwergpolitik verzerrte jede staatliche Lebensäußerung mehr oder weniger zur Carricatur[2]."

---

[1] D. R.-Ztg., 2. 8. 66.

[2] „Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik." H. Baumgarten, a. a. O. S. 92/93.

Keine langen gelehrten Erörterungen könnten diese Kritik Baumgartens besser illustrieren, als das folgende Stimmungsbild aus der kleinstaatlichen Residenz vom Jahre 1863, das dem Schreiber des Briefes unter den Händen zur Satire entartet: „Was unsere gute Stadt Braunschweig anbetrifft, so lebt Alles in der ur — fast zu gemütlichen Weise — die ganze Conversation dreht sich wie immer nur um das Theater — jede andere Friction fehlt. — Verschiedene Versuche, unseren ersten Tenor Mayr sowie die Coloratursängerin zu ersetzen, scheiterten noch immer an dem überall sich zeigenden Mangel dieser Artikel ....[1]"

Verzeichnis

der angeführten Quellen und der übrigen Literatur.

I. Literatur:

Heinrich von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.

Erich Brandenburg, Die Reichsgründung.

W. Hopf, Die Deutsche Krisis des Jahres 1866.

O. Heinemann, Geschichte von Braunschweig und Hannover.

Rosendahl, Geschichte Niedersachsens im Spiegel der Reichsgeschichte.

O. Hohnstein, Volkstümliche Geschichte des Herzogtums Braunschweig.

Von Kortzfleisch, Geschichte des Herzoglich Braunschweigischen Infanterieregiments und seiner Stammtruppen.

W. Kulemann, Politische Erinnerungen 1866—1907.

A. Rhamm, Die Verfassungsgesetze des Herzogtums Braunschweig.

Herzog Wilhelm von Braunschweig. Ein Lebensbild. (Anonym.)

Ein Kleeblatt braunschweigischer Fürsten. (Anonym.)

Tagebuchblätter des Abtes Ludwig Fr. Aug. Hoffmeister: „Über meine Verbindung mit den Durchl. Herzögen Karl und Wilhelm."

Herm. Baumgarten, Historische und politische Aufsätze und Reden.

Heinr. von Treitschke, Zehn Jahre deutscher Kämpfe.

W. Altmann, Ausgewählte Urkunden zur deutschen Verfassungsgeschichte.

II. Akten und Protokolle:

Akten des Landeshauptarchivs in Wolfenbüttel.

Akten des Politischen Archivs des Auswärtigen Amtes in Berlin.

Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogtums Braunschweig. 12. Landtag, Bd. 1.

Akten der Landschaftlichen Registratur (Ungedruckte Protokolle).

III. Zeitungen:

Deutsche Reichszeitung 1864 und 1866.

Braunschweiger Tageblatt 1866.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung, August 1866.

---

[1] A. d. L. H. A. Flügeladjutant von Rudolphi an von Löhneysen. Braunschweig, 9. 1. 63.

Kritiken.

Viktor Ernst, Die Entstehung des deutschen Grundeigentums. Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart 1926. 146 SS. *RM* 6.—.

Das Problem der Entstehung des Grundeigentums in Deutschland gehört zu den umstrittensten und schwierigsten, um die sich die rechts- und wirtschaftsgeschichtliche Forschung gemüht hat. Nicht eine erneute abwägende Erörterung der älteren Theorien, so gewiß diese stets im Auge behalten werden müssen, kann weiterführen. Am meisten Erfolg verspricht die vergleichende Betrachtung der in gründlicher Untersuchung für einzelne Kulturlandschaften des deutschen Volksbodens gewonnenen Ergebnisse, wobei die geschichtliche Stellung und Eigenart eines jeden solchen Gebiets gebührender Berücksichtigung bedarf. Einen sehr beachtenswerten Beitrag zu derartiger Forschung bietet das Buch V. Ernsts, dessen Anzeige hier — leider verspätet — erfolgt; ist doch sein Verfasser durch eine Reihe tiefgründiger, aufschlußreicher Studien nach schwäbischen Quellen in der Wissenschaft geschätzt. Freilich gilt die Schrift, trotz manchen Ausblicks auf andere Gegenden, im wesentlichen nur der Entstehung des deutschen Grundeigentums auf dem Boden Alemanniens, wo E.s selbsterarbeitete Quellenkenntnis wurzelt.

Eine knappe Skizze des Gedankenganges sei der weiteren Auseinandersetzung vorausgeschickt. Der Verfasser geht von den Nachrichten der Schriftsteller aus der Römerzeit aus, wobei „dem anschaulichen und lebenswahren Zeugnis" Cäsars über die Art der germanischen Bodenbenutzung, den Mangel fester Besitzverhältnisse und die Bedeutung der verwandtschaftlichen Gruppen (Sippen) bei der Landzuweisung besonderes Gewicht beigelegt wird. Minder klar ist nach E.s Meinung das, was Tacitus sagt; schwerlich hat sich bis in seine Zeit hinein das Verhältnis der germanischen Stämme zum Boden wesentlich geändert: noch immer fand jährliche Verlegung der Fluren, des Nutzungsgebiets samt den Wohnsitzen, statt. Bis zum 7. Jahrhundert ist sodann das Volk seßhaft geworden. Wie sich diese Niederlassung vollzog, darüber fehlen im einzelnen die Nachrichten; doch deutlich tritt danach in den Quellen der private Grundbesitz hervor, dabei wiederum die Bedeutung der Sippe bei der Besitzverteilung, nunmehr aber auch der Gegensatz von „Grundherren" und Bauern. Um die Geschichte der Entstehung des Grundeigentums aufzuhellen, muß von den späteren gutbekannten Besitz- und Eigentumsverhältnissen ausgegangen werden. Noch zu einseitig sind die „Momentbilder der Urkunden" in der Karolingerzeit; erst vom 13. Jahrhundert ab — bis in das 19. Jahrhundert hinein — bietet sich in einer mannigfaltigen Überlieferung ein einheitliches und zuverlässiges Bild, das für einen Versuch, in die Entstehungsfrage Licht zu bringen, nutzbar gemacht werden kann. Dabei ist ein wichtiger methodischer Grundsatz zu beobachten. Es sind in dem engeren Untersuchungsgebiet E.s, im württembergischen

Schwaben — natürlich auch anderwärts — dreierlei Regionen zu unterscheiden: die altbesiedelten Landesteile, die in Dorfmarkungen aufgeteilt sind, sodann die nicht in die Markungen eingeschlossenen Wälder, Weiden, Riede und Gewässer, endlich spätbesiedelte Bezirke mit abweichender Art der Ortsnamengebung, der Anlage und Größe der Wohnplätze und der Markungen. Diese dreierlei Regionen weisen verschiedene Rechtsverhältnisse, namentlich auch Unterschiede in der Bodenverteilung auf, welche bei der Quellenverwertung sorgsamst zu beachten sind: „jede Urkunde ist nur aus dem Boden verständlich, aus dem sie erwachsen ist". Der Verfasser spricht in den nachfolgenden vier Abschnitten die Zustände nach Hauptgesichtspunkten durch, mit steter Beifügung reicher Quellenbelege: die Markungen, Zwing und Bann, die Allmenden, die Bauerngüter und die Herrengüter nach ihrer wirtschaftlichen Beschaffenheit, ihrem Recht und ihrer Stellung in der Gemeinde. Aus all diesen Einzelbeobachtungen wird nun die Schlußfolgerung gezogen. Das letzte Kapitel bringt, nur in kurzen Strichen, eine neue Theorie der Entstehung des Grundeigentums, die den gesamten Ablauf der Entwicklung einheitlich zu erklären bestimmt ist. Das Wesen der Gemeinde muß als Sippensiedlung erkannt werden: die Sippe und Zwing und Bann, eine ursprüngliche Kraftäußerung der Sippe, sind die grundlegenden Faktoren. Vermöge der Banngewalt der Sippe ward vorerst der flüchtige Bodenbesitz geschützt, später mit der Seßhaftigkeit das Grundeigentum aus der Allmende ausgeschieden und verteilt. Aus dem dabei wirksam werdenden Gegensatz zwischen Sippenhaupt und Sippenangehörigen erklärt sich der Zwiespalt, der durch das Leben der Gemeinden und ihre Verfassung, in der Geschichte mannigfach schwankend, von den frühesten Anfängen bis zur Gegenwart hindurchläuft. Der Begriff der Grundherrschaft mag für „die mannigfaltigen Komplexe verschiedenartiger Rechte am Boden, etwa in der Hand eines Klosters", noch verwertbar sein; einen selbständigen Faktor neben den Gewalten des Volkes und der Sippe, des Staates und der Gemeinde bedeutet sie nicht. Einige Schlußbemerkungen ziehen die Folgerung für die Auffassung der Bauernbefreiung des 18. und 19. Jahrhunderts.

Die neue Schrift des kenntnisreichen und scharfsinnigen Verfassers enthält also, über die verdienstliche und dankenswerte Zusammenfassung der Ergebnisse seiner früheren Einzelstudien hinaus, den anregenden Versuch, in einheitlicher großzügiger Entwicklungslinie das Entstehungsproblem des Grundeigentums neuartig zu klären, wobei Bedeutung und Wirkungsweise des Geschlechtsverbands, der Sippe, den leitenden Grundgedanken abgibt. Es ist anzuerkennen, daß E. in all diesen Darlegungen auf wichtige Momente hinweist, die in der bisherigen Forschung nicht nach Gebühr gewürdigt worden sind; sicher ist in der von ihm eingeschlagenen Richtung manch wertvolle Aufklärung zu suchen. Aber daß schon des Rätsels Lösung gefunden sei, wird nicht gesagt werden dürfen.

Gewiß ist das Verhältnis von Sippe und Siedlung bedeutsam und verdient gründlichere Herausarbeitung, als bisher in der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte geschehen zu sein pflegt; aber es bedarf dabei der möglichst deutlichen Vorstellung, wie sich die sippschaftlichen Verbände über den Siedelraum und die Siedelplätze verteilen, wie sich Siedelung auf sippschaftlicher Grundlage in andere Formen umbildet, durch andere verdrängt oder ersetzt wird. Es ist zu erwägen, ob nicht schon nach Cäsars Angaben an ein Zusammensiedeln verschiedener Sippen oder Sippenteile an gleichem Ort, an eine gewisse Sippenmischung in der Siedlung

zu denken sei. Tacitus spricht an der berühmten Stelle Germ. 26 bei Schilderung der Landnahme für den Anbau je nach der Zahl der Bebauer von einer Gesamtheit, deren Zugehörige die Bodenverteilung vornahmen; schwerlich hat er bei solch allgemeinem Ausdruck (ab universis) an reine Sippensiedlung gedacht, obschon er recht wohl das Weilen von Verwandten im Hause an gleichem (dörflichem) Siedelplatz kannte (Germ. 19). Für die Zeiten nach der alemannischen Niederlassung genügt der Hinweis auf die Ortsnamen auf -ingen nach dem erreichten Stande der Forschung nicht mehr, um die Verbreitung der Sippensiedelung zu bekräftigen. Auch wenn man den „patronymischen" Sinn solcher Namenbildung höher einschätzt, als dies oft genug jetzt geschieht, so ist doch aus ihr nicht das gleichartige Auftreten von Siedlungen zu erschließen, die als sippschaftliche Siedlergemeinschaften, mit Sippenhaupt und Sippenangehörigen, schlechthin zu kennzeichnen sind; sehr wohl kann sich darin eine anderswie begründete Führerstellung in der Siedlung ausprägen. Es wird wirklich nötig sein, einmal den Versuch zu machen, das Verhältnis von Sippe und Siedlung nach den urkundlichen Quellen der Karolingerzeit mindestens in typischen Beispielen zu ermitteln. Ob die schwäbische Überlieferung dafür besonders günstig ist, sei dahingestellt; jedenfalls für das Besitzgebiet von St. Gallen ist sie reich genug. Aus den Freisinger und anderen Urkunden sind für Bayern schon manche Feststellungen gemacht; fast scheint eine Art „Streusiedelung" von Sippenangehörigen, wenigstens bei führenden Geschlechtern, damals charakteristisch zu sein. Sicherlich bedarf es neben der Beachtung recht wohl möglicher sippschaftlicher Zusammenhänge in der Siedelung auch sorgsamster Berücksichtigung des Einwirkens staatlicher Gewalt und staatlicher Einrichtungen auf die Siedelweise; man denke nur an die Ausführungen F. Schneiders (1924/27) über die staatliche Kolonisation bei den Langobarden und in der Schweiz. Bei den Alemannen, die in ein Gebiet spätrömischer Militärkolonisation eingerückt und unter fränkische Oberbotmäßigkeit geraten sind, wird die Möglichkeit eines daher rührenden Einflusses auf das in frühkarolingischer Zeit zutage tretende Siedelwesen, auf Bodenverteilung und Verbandsbildung mindestens ein nicht zu vernachlässigendes Problem sein.

Eine wichtige Aufklärung über das Siedlungs- und Flurbild hat E. nun gebracht, indem er auf die eigentümlichen räumlich-rechtlichen Beziehungen zwischen örtlichen Herrengütern und den Bauerngütern in Dorf und Gemarkung aufmerksam machte. Auffallend häufig, ja geradezu regelmäßig treten diese großen Güter (Höfe) auf: als Selhof u. a. bezeichnet, später in der Regel Maierhof (auch Kelnhof) oder Rittergut, deren innere Verwandtschaft mit Recht hervorgehoben wird. Große Stücke Landes gehören ihnen zu, Breiten bei Ackernutzung, Brül oder Anger bei den Wiesen genannt; durch Zaunrecht, allerlei Vorrechte auf der Flur, Sonderstellung im Zehntrecht, auch Anspruch auf Dienste der Gemeinde sind diese „Herrengüter" ausgezeichnet, häufig ist Zwing und Bann altes Zubehör solchen Guts, dessen Inhaber es sein Allod nennt. All dies ist ganz richtig beobachtet; sicher sind diese Großhöfe — man vergleiche die Siedel- oder Sattelhöfe Norddeutschlands — eine höchst wichtige, allgemein verbreitete Erscheinung alter deutscher Wirtschafts-, Gesellschafts- und Staatsverfassung. Indes ihrer Ableitung aus sippschaftlichen Zusammenhängen stellen sich, wenigstens nach der für Württemberg gegebenen Schilderung, m. E. erhebliche Schwierigkeiten entgegen (ob auch für die Gehöftgruppensiedlung Altsachsens sei dahingestellt). Wohl bestanden bei den Germanen Vorrechte des Ältesten (des Sippenhaupts) und der ältesten Linie auf das Stammeshaus und

Stammesgut. Aber die Herausbildung einer so scharfen Absonderung in bezug auf räumliche Lagerung des Besitzes, Art der Flurnutzung und Erbsitte würde unter Gliedern der gleichen Sippe schwer verständlich, die Entstehung planvoller Regelmäßigkeit dörflicher Verfassung und Besitzverhältnisse mit solchem steten Nebeneinander von Herrengut und bäuerlichen Gütern im ganzen Lande kaum wahrscheinlich sein; hier ist vielmehr die Wirksamkeit eines anderen Momentes, einer anderen, über und außer den sippschaftlichen Verbänden stehenden, weithin sich gleichartig geltend machenden Kraft zu vermuten. Sollte es nicht auch bei der westgermanischen „Kolonisation" (nach Fr. Kauffmanns Wort) eine Sitte der Dorfgründung gegeben haben, die in manchen Grundzügen der späteren „Location" im deutschen Osten verglichen werden kann? Vorbedingung für die Erkenntnis wird es sein, daß nicht nur die Großstücke des Gutszubehörs auf der Flur nach den Akten mit den bezeichnenden Flurnamen und Größenangaben angeführt, sondern die Lagerung in der ganzen Gemarkung nach den Flur- oder Katasterkarten nebst ihrem Erläuterungsmaterial untersucht wird. Es ist ein grundlegender Unterschied, ob auf felderwirtschaftlich (zelgenartig) gegliederter Flur die gutszugehörigen Stücke in Gemenge mit den bäuerlichen liegen (Meitzen, Siedlung und Agrarwesen III Anl. Nr. 41f. vgl. 33, 39) oder ob sie, wie man nach E.s Beschreibung annehmen könnte, abgesondert für sich neben den in regelrechten Gewannen zugewiesenen bäuerlichen Besitzparzellen auftreten. Ohne solche Untersuchung ist die volle wirtschaftsgeschichtliche Tragweite der von E. mitgeteilten Beobachtungen überhaupt nicht hinlänglich zu beurteilen. Was das Besitzverhältnis dieser Höfe betrifft, so sind sie nach E.s eigener Zusammenstellung in dem jetzt beigefügten Verzeichnis fast ausnahmslos als — einstiges — Zubehör einer Grundherrschaft erkennbar; ist dies für die Herkunftsfrage nicht doch von Belang?

Damit kommen wir auf die wichtigste, von E. aufgeworfene rechts- und verfassungsgeschichtliche Frage: nach dem Wesen der Ortsgewalt, nach Zwing und Bann, ihrem Ursprung in der Dorfgemeinde sowie ihrer Bedeutung für Entstehung des Grundeigentums. Es hat E. darin ganz richtig gesehen, daß die Ableitung von Zwing und Bann einfach aus der „Grundherrschaft" nicht genügt, auch nicht die Erklärung hoch- und spätmittelalterlicher Dorfbänne schlechthin aus Vorgängen einer Übertragung oder Aneignung niederer Gerichtsbarkeit. Es handelt sich ja gar nicht ausschließlich, wohl nicht einmal zunächst, um Behandlung von Fällen vor einem Gericht, sondern um Befugnisse der Ordnung dörflichen Gemeinschaftslebens, die freiwillig, auch ohne Handhabung von Gerichtsbarkeit, befolgt werden kann; die Haindinge (Bauernsprachen [Birengerichte], anderwärts Burgedinge) hatten Eigenbedeutung in ihrem Rechtskreis. Aber freilich die Herleitung solcher Gewalt aus einer ursprünglichen Kraftäußerung der Sippe befriedigt keineswegs. Schon Cäsars „Zeugnis", wenn man darauf Gewicht legen will, besagt, nicht den Verwandtschaftsgruppen, sondern den Trägern übergeordneter — staatlicher — Befehlsgewalt die Befugnis zu „Zwing und Bann" (cogunt) zuzuschreiben. Von da aus ist die Ausbildung der späteren Zustände, Ortsherrschaft und Gemeinde als Trägerinnen der örtlichen Gewalt in ihrem mannigfaltigen, vielfach schwankenden Verhältnis zueinander, viel einleuchtender zu verstehen, als etwa aus einer inneren Spaltung der Sippengewalt, wie sie E. annimmt. Überhaupt wird man den Einfluß der langen geschichtlichen Entwicklung vom frühen zum späten Mittelalter, der Grundherrschaft sowie der Gerichtsherrschaft, auf Inhalt und Handhabung der

Rechte von Zwing und Bann, auch auf die Markungsgrenzen höher einschätzen und schärfer historisch herausarbeiten müssen, als dies E. jetzt in seinen Darlegungen getan hat; man vergleiche dazu K. Weimanns Untersuchungen (1914) über das tägliche Gericht, das gerade bei Dorf- und Kirchspielsbännen eine Rolle spielt, sowie weiterhin Fr. Rörigs Ausführungen in der Seeliger-Festschrift (1926) über „Luft macht eigen". Auf die Regelung der Bodennutzung und die Besitzverteilung hat Zwing und Bann gewiß eingewirkt; aber aus solcher Gewalt der Sippe Entstehung und Wesen des Grundeigentums vornehmlich erklären zu wollen, ist eine These, die vermöge der bisher vorgelegten Beweismittel nicht überzeugt.

Noch auf mancherlei einschlägige Probleme wäre einzugehen, denn Es. Buch ist reich an Anregungen, denen es sich lohnt nachzugehen. Indes, an dieser Stelle ist das nicht möglich; förderlicher würde es geschehen, wenn das überaus wichtige Thema „Siedelung und Gemeinde" einmal in zusammenfassender, vergleichender Übersicht für ganz Deutschland behandelt zu werden vermöchte. Konnte der neuen Lehre E.s hier auch nicht vorbehaltlos zugestimmt werden, so darf seiner tiefbohrenden, auf solide Einzelkenntnis gegründeten Untersuchung etwas nachgerühmt werden, was in der Wissenschaft besonders wertvoll ist: sie ist fruchtbar, indem sie Bahnen weist, auf denen ein Fortschritt des Erkennens gesucht werden muß.

Leipzig. R. Kötzschke.

Heinrich Mitteis, Politische Prozesse des früheren Mittelalters in Deutschland und Frankreich. S. B. der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philos. hist. Klasse, Jahrgang 1926/27, 3. Abhandlung.

William Alfred Morris, The medieval English Sheriff to 1300. Manchester, University Press 1927.

Die Eigenart des mittelalterlichen Staatslebens in Deutschland, Frankreich, England und anderswo durch vergleichende Studien im einzelnen schärfer herauszuarbeiten, dürfte eine der lohnendsten Aufgaben des mittelalterlichen Historikers sein.

Ganz und gar hierauf eingestellt ist die kurze, außerordentlich anregende Schrift von Heinrich Mitteis. Sie behandelt politische Prozesse in Deutschland und Frankreich und versteht darunter solche Prozesse, die unmittelbar auf die Fortentwicklung der Verfassung gewirkt haben. Die Möglichkeit eines fruchtbaren Vergleichs solcher Prozesse wird wesentlich verstärkt durch das formale Moment, daß sie insgesamt Kontumazialverfahren sind.

Von dem Verfahren gegen den Babenberger Adalbert (906) an bespricht der Verfasser die Prozesse gegen Erchanger und Berchtold unter Konrad I., gegen Adalbero von Kärnten unter Konrad II. u. a. m. Die Zeit Heinrichs IV. bildet einen Einschnitt. Dieser König greift überall auf das Volksrechtliche zurück, so bestätigen die politischen Prozesse das Bild, das Hans Hirsch in seinen Studien über die hohe Gerichtsbarkeit gezeichnet hat. Einen Höhepunkt dieser Betrachtungen über die Entwicklung in Deutschland bildet natürlich der Prozeß Heinrichs des Löwen. Mitteis hält fest an den zweimal drei Terminen und daran, daß Heinrichs sonstiges Verschulden nur als Ladungsgrund, als Urteilsgrund dagegen ausschließlich die schuldhafte Versäumnis in Betracht kommt. Sehr beachtenswert für den Historiker sind die anschließenden Erörterungen über Zusammenhänge, die dieses Verfahren an Barbarossas sonstige Politik knüpfen, gipfelnd in dem Satze: „Er manifestiert aller

Welt gegenüber, daß an den Machtmitteln des Lehnrechts auch der mächtigste Vasall zerbricht, dem das Landrecht mit seiner Tendenz zu fortwährender Milderung der Acht nichts mehr anhaben konnte" (S. 74).

Die Entwicklungslinie der französischen Königsmacht zeigt auf dem Gebiet der politischen Prozesse einen stolzen Aufstieg von der Frühzeit, wo kirchliche Machtmittel aushelfen müssen, um Kontumaz im Königsgericht zu bestrafen, bis zu den großen Prozessen — M. nimmt ihrer zwei an — Philipps II. August gegen Johann ohne Land. Die in die Augen fallende Ungleichheit der politischen Wirkung der Prozesse gegen Heinrich den Löwen und gegen Johann ohne Land führt zu Erörterungen über den Leihezwang, der es Friedrich Barbarossa unmöglich machte, die dem Sachsenherzog aberkannten Gebiete in eigener Hand zu behalten. M. deutet an, wie die Rechtsgeschichte dieses Leihezwangs und des ligischen Vasallitätsverhältnisses aufgehellt und als eine der mitwirkenden Ursachen bei der so stark verschiedenen Staatsentwicklung in Deutschland und Frankreich erkannt werden könnte. Ins Spätmittelalter fortgeführt, wo der Prozeß gegen Ottokar von Böhmen einen neuen Typ des politischen Prozesses darstellt (nicht mehr Kontumazial-, sondern Eremodizialverfahren), versprechen solche Studien auch bemerkenswerte Ergebnisse für die Probleme von Königswahl und Kurfürstenkolleg.

Im vollen Gegensatze zu dieser gerade um solcher Anregungen und Ausblicke willen und wegen ihrer grundsätzlich vergleichenden Einstellung wertvollen Schrift steht das andere hier anzuzeigende Buch. W. A. Morris zeichnet ohne vergleichende Seitenblicke mit hervorragender Stoffbeherrschung und Gründlichkeit ein Bild vom mittelalterlichen Sheriff, wie es bisher noch nicht existierte. Es gehört der überwältigende Quellenreichtum des englischen Mittelalters dazu, eine solche Monographie so zu fundieren. Vor allem das Nebeneinander der Norm in den Gesetzestexten und Freiheitsbriefen und der Praxis in Domesday Book, Dialogus de scaccario, Pipe rolls und all den andern Registern sowie den Urkunden erlaubt dem Verfasser eine Sicherheit der Linienführung und Enthaltsamkeit von Hypothesen, um die ihn die kontinentale Verfassungsgeschichte beneiden muß.

Die angelsächsische Zeit kennt den reeve-gerefa-exactor oder procurator des Königs. Nicht jeder reeve steht an der Spitze einer Grafschaft. Wesentlich ist die Umbildung, durch die die Grafschaft das borough als normale Verwaltungseinheit ablöst. Nach der normannischen Eroberung setzt ein Zeitraum erheblich gesteigerter Machtfülle des Sheriff ein. Soweit man sieht, erhalten unter Wilhelm dem Eroberer nur tenentes in capite dieses Amt. Die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts zeitigt erfolgreiche Versuche des Königtums, dem durch das Mittel des Sheriff-Amtes ausgeübten Einfluß der Barone Schranken zu setzen. Nach den Wirren unter König Stephan werden durch Heinrich II. die Zügel um so strenger angezogen: die berühmten Untersuchungen des Jahres 1170 führen zur Absetzung fast aller Sheriffs. Als Organe des angiovinischen Absolutismus wirkend, machen sich die Sheriffs mannigfach verhaßt. Die Folgen treten in der Magna Charta zutage; festzuhalten ist indes, daß Ausländer damals nur in kleiner Zahl verwendet wurden und die meisten Klagen nicht ihnen gelten. In der letzten, 1307 endenden Periode wird das Sheriff-Amt eingegliedert in den großen staatlichen Apparat, in dem besonders die drei zentralen Behörden Chancery, Exchequer und Königsgerichte maßgebend sind. Im gleichen Zeitabschnitt wird das Sheriff-Amt auch in Irland und Wales eingeführt. Ganz verlieren sich die militärischen Aufgaben, seine Arbeit bleibt dabei

höchst mannigfaltig, wird aber stark abhängig gemacht von Einzelbefehlen, deren Ausführung die Zentrale überwacht. Erfolglos bleibt der Versuch der Magna Charta, dem Sheriff zu verbieten, daß er Teile der Grafschaft an Bailiffs verpachte.

Ein besonderer Reiz des Buches liegt darin, daß es jeweils genaue Mitteilungen über die Herkunft des Sheriffs, die Verteilung der Grafschaften unter sie (z. B. haben 1130 zwei Sheriffs zusammen 11 Grafschaften) u. dgl. macht. Man erfährt, daß die Wahl des Sheriffs in der Praxis immer eine Ausnahme bleibt. Überaus deutlich wird seine Rolle im Rechtsleben und in der Finanzverwaltung, seine und seiner Gehilfen Schikanen gegenüber der misera plebs, und nicht ohne Vergnügen kann man lesen, wie der König ihn anweist, Futter für Eisbär und Elefanten im Tower zu besorgen oder zu veranlassen, daß das Zimmer der Königin in Nottingham mit der Geschichte Alexanders d. Gr. ausgemalt wird. — Man möchte wünschen, daß das schöne Buch weitere Studien ähnlicher, aber auch solche vergleichender Art anregen möge.

Leipzig. Paul Kirn.

Hellmuth Weiss. Frankreichs Politik in den Rheinlanden am Vorabend des Hundertjährigen Krieges. Reval. F. Wassermann 1927. VII u. 132 S. 8°.

Die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland unter Ludwig dem Bayern sind nach Ansicht des Verfassers bisher allzu ausschließlich unter dem Gesichtspunkte der großen Auseinandersetzung zwischen Kaisertum und Papsttum betrachtet worden. Ein volles Verständnis der französischen Politik sei aber nur dann möglich, wenn auch der zweite Gegensatz „von welthistorischen Ausmaßen in der Mächtegruppierung des damaligen Europas, die Rivalität der beiden Westmächte Frankreich und England" damit in Zusammenhang gebracht werde und die ihm gebührende Beachtung finde. Eine stärkere Berücksichtigung desselben sei um so mehr zu fordern, als Frankreich erst „unter dem Druck des wachsenden Gegensatzes zu England sich die Auflösung des Reichsgefüges zunutze zu machen suchte, um in den Rheinlanden ...... festen Fuß zu fassen". Diese seine These, daß die französische Rheinpolitik also erst durch den drohenden englisch-französischen Krieg verursacht und eingeleitet worden sei, sucht Weiss dann in der vorliegenden Arbeit im einzelnen zu beweisen. Nach einem kurzen Überblick über die durch den Tod des letzten Kapetingers, Karls IV., im Jahre 1328 geschaffene Lage wird in 6 Kapiteln näher ausgeführt, wie Philipp VI. aus dem Hause Valois seinen Einfluß am Nieder-, Mittel- und Oberrhein zur Geltung zu bringen suchte, wie dieser aber nach anfänglichen Erfolgen infolge der regen und geschickten Agitation seines Gegenspielers Eduards III. immer mehr zurückgedrängt wurde, bis letzterer 1338 durch das Bündnis mit Ludwig dem Bayern endgültig die Oberhand gewann. Im Mittelpunkte dieser ganzen Darlegungen stehen die niederländischen Wirren und der nach dem Tode Matthias' von Buchegg 1328 entbrennende Streit um das Erzbistum Mainz, dessen allgemeinere Bedeutung eingehend gewürdigt wird. Mit unleugbarem Sinn für die politischen Zusammenhänge geht dann der Verfasser den von hier ausgehenden Verbindungslinien zu den Rekonziliationsbestrebungen Ludwigs des Bayern nach und zeigt, daß vor allem Philipp VI. es gewesen ist, der auf Grund seines weitgehenden Einflusses auf die Kurie die ihm höchst unerwünschte Aussöhnung des Kaisers mit dem Papste zu hintertreiben wußte.



Allein gerade hier wird sehr deutlich, daß der Verfasser die Auswirkungen des englisch-französischen Gegensatzes auf die Beziehungen Frankreichs zu dem Kaiser und den deutschen Fürsten doch beträchtlich überschätzt und ihm vor allem für die französische Rheinpolitik eine Bedeutung zumißt, die er keinesfalls besitzt. Seit dem vortrefflichen Buche von Fritz Kern über die Anfänge der französischen Ausdehnungspolitik sind wir zur Genüge darüber unterrichtet, wie weit der Drang Frankreichs nach dem Rheine zurückreicht, und welche Methoden dieses zur Erreichung seiner Absichten anwandte. Es ist weder das erste noch das einzige Mal, daß ein französischer Herrscher versuchte, durch die deutschen Kurfürsten Einfluß auf die Königswahlen zu gewinnen; von Philipp VI. zumal wissen wir, ebenso wie von seinem Vorgänger Karl IV., daß sie sich eine Zeitlang selbst Hoffnungen auf den deutschen Thron machten. Erstaunlich, daß Weiss, trotzdem eine Erklärung der deutschen Politik König Philipps unter diesen Gesichtspunkten also gleichsam in der Luft lag, diese dennoch in den Rahmen der großen englisch-französischen Auseinandersetzung zu pressen und vornehmlich von hieraus verständlich zu machen suchte. Tatsächlich ist es bei diesem Versuch, die französische Politik gegenüber Ludwig dem Bayern und zumal in dem Mainzer Bistumsstreit mit letzterer in einen engeren Zusammenhang zu bringen, nicht ohne Gewaltsamkeiten abgegangen. Anscheinend ist es Weiss, obwohl das aus seiner Darstellung selbst mit aller Deutlichkeit hervorgeht, vollkommen entgangen, daß die deutsche Politik Philipps VI. seiner englischen mehr wie einmal in höchst bedenklichem Grade im Wege gestanden, ja, letzten Endes recht eigentlich die prekäre Stellung, in die die französische Krone 1338 geriet, verursacht und herbeigeführt hat. Denn darüber kann doch kaum ein Zweifel bestehen, daß die fortwährenden Intriguen König Philipps bei der von ihm abhängigen Kurie gegen Ludwig den Bayern nicht nur erheblich zu dem Umschwung im Reiche, der auf den bekannten Tagen zu Rense und Frankfurt seinen Höhepunkt erreichte, beigetragen, sondern den Kaiser auch geradezu Eduard III. in die Arme getrieben haben. Ja, aus alledem gewinnt man beinahe den Eindruck, als ob Philipp VI. auf den englischen Angriff weit weniger vorbereitet gewesen sei, als der Verfasser glauben machen möchte. Dann wird auch seine sonst kaum verständliche Gleichgültigkeit gegenüber den Vorgängen am Niederrhein (S. 122), über deren Bedeutung er sich doch nicht im unklaren sein konnte, ohne weiteres verständlich.

Im Verhältnis zu dieser m. E. prinzipiell verfehlten Grundeinstellung des Verfassers fallen Einzelheiten weniger ins Gewicht; so wenn er z. B. S. 41 von den Kurfürsten als „Mitgliedern der Reichsgewalt" spricht. Ganz abwegig ist auch die von ihm beliebte Übersetzung der Münzbezeichnung „livre Tournois" mit „Pfund Turnosen" (S. 9 und 25); warum übrigens diese durchaus ungebräuchliche Orthographie? Die Turnosen waren seit der Münzreform Ludwigs IX. von 1266 so genau justiert, wie kaum eine andere Münze; eine ergänzende Gewichtsbestimmung erübrigt sich daher ohne weiteres. Schließlich kann ich die sehr ungünstige Beurteilung Balduins von Trier durch den Verfasser (S. 87 und anderswo), wohl im allzu engen Anschluß an Moeller, nicht teilen. Schon als Vorkämpfer der später so wichtig gewordenen Einungsidee kommt dem Erzbischof, wie bereits Vogt erkannt hat, eine weit größere Bedeutung zu, als man nach der Darstellung von Weiss annehmen muß.

Die verschiedenen Beanstandungen, die sich so notwendigerweise ergaben, sind um so bedauerlicher, als die vorliegende Arbeit sonst mancherlei Vorzüge aufzuweisen vermag. Sie zeugt von Fleiß und Sachkenntnis, ist auch klar und über-

sichtlich, sowie mit einem bemerkenswerten politischen Verständnis geschrieben. Ein besonderes Verdienst ist die ausgiebige Verwertung der von Stengel neuherausgegebenen Papiere Rudolf Losses, des Notars Erzbischofs Balduin von Trier. Infolgedessen vermag der Verfasser im einzelnen verschiedentlich Neues zu bieten, manches gegenüber früheren Darstellungen richtigzustellen. So liefert er einen dankenswerten und zumal für eine abschließende Darstellung des großen Kampfes Ludwigs des Bayern mit der Kurie nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte des 14. Jahrhunderts.

München. Ernst Bock.

Paulus Volk, Die Generalkapitel der Bursfelder Benediktinerkongregation. Münster i. W. 1928. XII, 120 S. (Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens. Heft 14.)

Die Bedeutung der Ordensreformbestrebungen des 15. Jahrhunderts kann nicht leicht überschätzt werden. Ihnen verdanken wir z. B., um nur einen Punkt herauszugreifen, die Erhaltung und Überlieferung eines gewaltigen Teiles des mittelalterlichen Geistesgutes. „The majority of the existing mss and early printed books in modern libraries come from these monastic libraries and owe their survival to the bibliophile activity of the fifteenth-century monks" (E. Ph. Goldschmidt, Gothic and Renaissance bookbindings. S. 12). Die wichtigste dieser Reformbewegungen des Benediktinerordens ist die Bursfelder Kongregation. Zu ihrer Geschichte liegen bereits treffliche Vorarbeiten vor. Zu erinnern ist an die Forschungen des fleißigen Dom U. Berlière und an die von J. Linneborn. Auch der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat schon früher das Wort zu diesem Gegenstand ergriffen. Seine neue Arbeit führt in dieser Richtung weiter. Sie ist erwachsen aus einer Durchforschung bisher nur wenig benutzter Quellen, der Rezesse der Generalkapitel der Bursfelder Union, die seit dem Jahre 1458 vorliegen. Sie finden sich in zahlreichen Handschriften, die der Verfasser angibt, aber in keiner dieser Handschriften vollständig. Was sich aus diesen Rezessen als bemerkenswert für die Institution des Generalkapitels herausstellen ließ, hat der Verfasser zusammenfassend dargestellt. Nach einleitenden allgemeinen Ausführungen über die Aufgaben des Generalkapitels, seine Stellung zu den Unionsklöstern behandelt ein erster großer Abschnitt die Organe des Generalkapitels: Präsident, Mitpräsident, Sekretär, Definitor, Kollektor, Kapitelsredner, Visitator. Mit einigen Unterbrechungen hatte bis 1578 der jeweilige Abt von Bursfeld die Präsidentenwürde inne. Der erste Präsident war Johannes von Hagen (1439 bis 1469 Abt von Bursfeld). Zur Unterstützung des Präsidenten dienten zwei Mitpräsidenten, die jedesmal neubestimmt wurden. Den Schriftwechsel führte der Kapitelsekretär, der auch den Kapitelsrezeß abzufassen hatte. Von den übrigen Ämtern ist von besonderer Wichtigkeit nur noch das der Visitatoren. Sie wurden vom Generalkapitel bestimmt, besaßen außerordentliche Vollmacht, seit 1545 z. B. leiteten sie bei der Abtwahl den Wahlvorgang. Über die vorgenommenen Visitationen hatten sie einen Bericht abzufassen und auf dem nächsten Generalkapitel darüber zu berichten.

Ein weiterer Abschnitt handelt über den Verlauf des Generalkapitels, über den Ort und die Dauer der Tagung, Beteiligung, Programm und Modus der Tagung. Hieran schließt sich eine Liste der Generalkapitel von 1446 bis 1780, dem letzten. Diese Zusammenstellung ist äußerst wertvoll. Sie beruht von 1458 an auf den Angaben

der Kapitelsrezesse. Welche Handschrift jeweils zugrunde gelegen hat, gibt der Verfasser nicht an. Wir erfahren Zeit und Ort jeder Tagung, sowie die Teilnehmer. Bei letzteren sind die Inhaber der Ämter vorangestellt. Vielfach sind bis 1480 die Namen der Äbte nicht angegeben, sondern es sind nur die Klöster genannt. Es wäre vielleicht möglich gewesen, aus anderen Quellen die fehlenden Namen der Äbte zu eruieren. Für Klus z. B. kommt 1446 wohl noch Abt Hermann in Frage, 1458 und 1459 sicher Abt Gottfried. 1460 ist der Abt von Klus Zelebrans; vielleicht ist es auch noch Abt Gottfried, der in diesem Jahre starb. Für 187 Generalkapitel hat der fleißige Verfasser in dieser Weise die Angaben zusammengestellt. Übersichtlich läßt diese Statistik das Anwachsen der Bursfelder Union erkennen.

Ein letzter Abschnitt bringt eine zeitlich geordnete Liste der Bursfelder Unionsklöster. Die Anfänge der Bursfelder Bewegung liegen leider noch ziemlich im dunklen. Ich hoffe, an anderer Stelle mich darüber verbreiten zu können an Hand einer bisher nicht berücksichtigten Quelle. Das erste Generalkapitel tagte 1446. Die rechtliche Unterlage bildet ein Beschluß des Baseler Konzils vom gleichen Jahre. Das Jahr 1446 darf man also als die eigentliche Geburtsstunde der Bursfelder Kongregation bezeichnen. Es sind natürlich Vorverhandlungen vorausgegangen, über die leider die Quellen fast nichts berichten. Nur soviel läßt sich erkennen, daß der damalige Abt von Bursfeld, Johannes von Hagen (seit 1439), die Sache in Gang gebracht hat und er danach als der tatsächliche Begründer der Kongregation anzusehen ist, nicht Johannes Dederoth, wie Volk (S. 101) meint. Linneborn nennt daher Johannes von Hagen den eigentlichen Organisator der Union. Der geistige Vater der Bursfelder Reform bleibt trotzdem Dederoth. Er ist aber nicht dazugekommen, mehrere Klöster zu einem Verband zusammenzuschließen. Er hat bis zu seinem Tode 1439 die beiden Klöster Klus und Bursfeld unter seiner Leitung gehabt. Es gelang ihm 1435, seinen Bursfelder Prior Heinrich von Soest als Abt in Reinhausen einzusetzen. Aber damit war dieses Kloster den Reformplänen noch nicht gewonnen. Das gelang erst unter Abt Dietrich Voß (seit 1442), ebenfalls ein Schüler Dederoths, der als seinen Prior den Bursfelder Mönch Heinrich von Peine mitbrachte. Sie beide haben den Boden in Reinhausen vorbereitet, daß neben Klus und Bursfeld als drittes Kloster Reinhausen die Stütze abgab für die Bildung eines Verbandes. Daß ein reformfreudiger Abt noch lange nicht die Reform eines Klosters durchsetzt, dafür liegen zahlreiche Beispiele vor. Ich erinnere bloß an Abdinghof. Das gleiche liegt bei Northeim vor, wo 1443 der reformeifrige Heinrich von Peine Abt wird, während das Kloster erst 1464 der Bursfelder Union beitritt. Zahlreiche weitere Beispiele bietet der Bericht von Johannes Busch. Unter diesen Umständen erscheint mir die Zeitbestimmung „nach 1435“ als Beitrittsfrist zur Union für die drei ersten Klöster Bursfeld, Klus und Reinhausen noch zu weit gefaßt. Richtiger ist „nach 1439“, d. h. unter Johannes von Hagen, den Volk selbst auf S. 13 als den ersten Präsidenten der Union aufführt.

Die zeitlich geordnete Liste der Unionsklöster ist äußerst interessant und lehrreich. Für die künftige Geschichte der Bursfelder Union bietet sie eine gründliche Unterlage und lockende Aufgaben. Es wäre zu erklären, wie schon früh zahlreiche Klöster aus der Ferne sich an Bursfeld anschließen: Cismar (1449), Merseburg (1451), Hirsau 1458 u. a., während zahlreiche benachbarte Klöster erst spät den Anschluß finden: Northeim (1464), Ilsenburg (1465), St. Godehard in Hildesheim (1466) u. a. Es wäre zu untersuchen, welche persönlichen Einflüsse mitspielen, auf welchem Wege die Bursfelder Reformideen gewandert sind, wie weit der Einfluß der Territorial-

herren reicht. Die Grundlage zu solchen Forschungen hat Volk in seinem Buche gelegt, und die Wissenschaft ist ihm ohne Zweifel zu großem Dank dafür verpflichtet. An Kleinigkeiten ist zu bemerken, daß die Schreibweise Northeim ist, nicht Nordheim; es heißt wohl auch Lamspringe, nicht Lamspring; und Marienstein ist bekannter als Steina. Werden (S. 106) ist nach der Handschrift 186 des Kölner Stadtarchivs 1477 beigetreten, also abweichend von dem richtigen Datum 1478.

Wolfenbüttel. H. Herbst.

Friedrich Noack, Das Deutschtum in Rom seit dem Ausgang des Mittelalters. 2 Bde. Berlin u. Leipzig 1927 (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart). XII, 767, 667 S. Gr. 8°. 42.— *RM*, geb. 50.— *RM*.

N., dessen Lebensarbeit der Geschichte des Deutschtums in Rom gilt, erweitert sein „Deutsches Leben in Rom 1700—1900" (1907)[1] nach zwei Richtungen: zeitlich, indem er bis ins Mittelalter zurückgreift und von 1900 bis 1915 fortschreitet, inhaltlich, indem er neben dem geistigen Element nunmehr auch das wirtschaftliche eingehend heranzieht. Die Darstellung fußt erstens auf einer reichen Bibliographie, die (II, 1—49) auf 50 S. 1200 Titel verzeichnet, hauptsächlich aus den Gebieten der Geschichte, Kunstgeschichte, Biographie, Memoiren, Briefsammlungen, Tagebücher, Reisebeschreibungen, Reiseführer, Reisehandbücher, Topographie; zweitens aber auf sorgfältigen, umfangreichen Studien in Archiven und Privatsammlungen. Eine reiche Fülle ungedruckter Quellen wird so erschlossen: Briefe und Reisetagebücher, die Akten der römischen Pfarrarchive und der beiden großen deutschen Nationalstiftungen in Rom (Campo Santo und Anima); dazu (vgl. II 49ff.) mancherlei, was einem alten Deutschrömer das Herz höher schlagen läßt: das Album des Café Greco in Rom und die der beiden Gasthäuser in Olevano, usw. usw. Hier wird mit der Gewissenhaftigkeit und dem Ordnungssinn, die wir an N. kennen, der Ertrag einer seltenen Arbeitskraft vorgelegt, voll zäher Energie und dem Enthusiasmus echter Forschung. Aber er selbst berichtet, daß es ihm nicht möglich war, die Ströme der Überlieferung auszuschöpfen, und gibt zukünftigen Nachfolgern unschätzbare Hinweise auf unbenutztes Material. Nur eine flüchtige Durchsicht des Archivs des Campo Santo (mit den Akten der alten deutschen Bäcker- und Schusterbruderschaft) war ihm gestattet (II S. VIf.). Aus der von N. erwähnten Korrespondenz des Malers und Bildhauers Johann Martin Wagner mit Ludwig I. von Bayern, gibt jetzt der Jesuit W. Freiherr von Pöllnitz im Hist. J.B. 48 (1928) S. 295—298 Ergänzungen. In der Tat „eine ungeheure Fülle von ungedruckten Quellen"! Der Fernerstehende wird kaum ahnen, wie reich und interessant das Material über das Deutschtum in Rom ist. Aber vor N. ahnte es überhaupt kaum jemand, und sein Verdienst ist es, unserer Kulturgeschichte einen höchst wichtigen Aspekt eröffnet zu haben. So ist schon die Bereitung des Stoffs eine dankenswerte wissenschaftliche Leistung.

Die Verarbeitung zu der gewandten, interessanten Darstellung ist eine neue Probe der bekannten Vorzüge von N.s Stilkunst, die er besonders als Korrespondent der „Kölnischen Zeitung" bewährt hat. Die in seinem „Italienischen Skizzenbuch" (2 Bde. 1900) gesammelten Feuilletons über römisches und italienisches Leben

---

[1] Vgl. N.s knappes zusammenfassendes, vorzügliches illustriertes Buch „Das deutsche Rom" (1912). Hier wird bereits die ältere Zeit herangezogen.

bedeuten heute bereits ein Kulturdokument aus versunkener Zeit. Den größten Teil des II. Bandes, mehr als 600 Seiten, nimmt das alphabetische Register der Personennamen mit exakten Angaben über Aufenthaltszeit und Wohnstätten der Deutschen in Rom nebst Literatur zu den einzelnen Namen ein. Es erweitert die entsprechende, nur 60 Seiten füllende und weniger bequem in Zeitabschnitte gegliederte Liste des Buches von 1907 etwa auf das Zehnfache. Gerade dieses Register wird ein wichtiges Hilfsmittel besonders für historische und kunsthistorische Forschungen bleiben; wer das „ambiente" gekannt hat, trifft zudem auf Schritt und Tritt alte Freunde und gedenkt manches teueren Verstorbenen. Störend ist, daß die Notizen (wie auch die Darstellung) nur bis 1915 gehen.

Die Darstellung, die den I. Band füllt[1], ist zu reichhaltig, als daß es gelingen könnte, auch nur einiges vom Wichtigsten herauszuheben. Etwa von Seite 120 ab ist uns der Inhalt — wir sehen hier vom Wirtschaftsleben ab, vgl. meine Besprechung in der Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte XXII 232 ff.) — in den Grundzügen bekannt, wenn auch natürlich die neueste, ausführlichere Behandlung allenthalben zu vergleichen ist. Zuerst und besonders bis zur Reformation stehen die Deutschen in Rom in Beziehung zur Kurie. Das deutsche Element ist unter den Kurialen ziffernmäßig sehr stark vertreten. Die Reformation brachte einen ungeheuren Rückschlag, der sich sogar auf die deutschen Handwerker erstreckte. Für diese älteste Zeit sind die kulturell erheblichen Nachrichten nicht reichhaltig, so interessant z. B. die Geschichte der deutschen Diplomatie in Rom ist. Mit den flämischen und deutschen Malern, mit ihrer ältesten Genossenschaft, der „Schilderbent", und ihrem rohen Humor setzt das deutsche Kunstleben in Rom ein, das N. in seinem Buche von 1907 weiten Kreisen vertraut gemacht hat. Fügt man dazu für die ältere Zeit die Geschichte jener beiden deutschen Nationalstiftungen, die (besonders die Anima) ihren deutschen Charakter in der Gegenreformation für lange Zeit verloren, und das Collegium Germanicum, so sind einige bedeutende Marksteine bezeichnet. Mit der „Schilderbent" hob die Darstellung von 1907 an. Jetzt gibt N. eine noch größere Menge von Namen und Daten, eine noch ausführlichere Charakteristik markanter Persönlichkeiten und eingreifender Ereignisse. Der Zusammenhang mit den politischen Ereignissen stellt das Idyll der Deutschen in Rom in die größere Entwicklung; doch haben schon im Laufe des 19. Jahrhunderts scharfe Beobachter mehrfach den Eindruck gehabt, daß (genau wie in dem Jahrzehnt vor 1915 und, wenn man es sagen darf, auch heut wieder) das deutsche Phäakenvolk am Tiberstrand im wesentlichen an der stark pulsierenden Kultur der Heimat ohne inneren Anteil blieb. Wie viele kleine, aber wichtige Züge N. (und nur er) aus dem reichen Schatz persönlichen Erlebens beisteuern konnte, das werden die meisten Leser kaum bemerken. Humboldt, Niebuhr, Bunsen (Palazzo Caffarelli und das „deutsche Capitol"), Freiherr W. von Rotenhan und O. von Mühlberg, die beiden letzten preußischen Gesandten beim Päpstlichen Stuhl: ich hätte daneben gern den heutigen „Schwarzen" Botschafter, Diego von Bergen, erwähnt gefunden, weil der verdiente Staatsmann in langer Tätigkeit als Attaché und Legationsrat in Rom in die dortigen Verhältnisse hineinwuchs und sich die Sympathien erwarb, die seiner vornehmen, feinsinnigen Persönlichkeit gebühren. Von der Seite 686 gerügten Gepflogenheit einer gesellschaftlichen „Absonderungspolitik" der Diplomaten beim

[1] Zum Schluß ist eine Zeittafel beigegeben.

Päpstlichen Stuhl ist übrigens heute nicht mehr die Rede. Dann die „Weiße" Botschaft: Robert v. Keudell und Bernhard von Bülow ragen als Höhepunkte hervor, setzen die Tradition der Humboldt und Bunsen fort. Von Humboldts Briefwechsel mit Caroline sind nur die ersten Bände zitiert, nachzutragen wäre das neue Buch von Kaehler[1]. Daß der griesgrämige Niebuhr in Rom „der schwarze Kater hinter dem Marcellustheater" hieß, sei angemerkt. Zu beachten ist das scharfe Urteil über die katastrophale Wirksamkeit des Botschafters Grafen Monts (1903—09), das jeder, der seine Ära erlebte, unterschreiben wird. Zu den Diplomaten kommen die Gelehrten, Schriftsteller, Dichter, Musiker. Die Geschichte der deutschen Institute ist teilweise auch von allgemeinem Interesse. Da sind die wissenschaftlichen, künstlerischen, dann das deutsche Krankenhaus und — neben den nun wieder deutschen beiden katholischen Stiftungen — der evangelische Gottesdienst von der Botschaftskapelle seit Bunsen bis zur 1922 eingeweihten Kirche; da ist die große Errungenschaft der deutschen Schule. Die unerfreulichen Seiten über den Kirchen- und Schulstreit sollte man überschlagen; N. ist da mindestens in seinem Urteil über eine Persönlichkeit nicht objektiv genug. Aber genug davon. Bei dem Interesse, das heute dem Auslandsdeutschtum gewidmet wird, ist zu wünschen, daß das schöne, gründliche, umfassende Werk N.s zunächst einmal von den Bibliotheken in weitestem Umfang gekauft wird, dann aber auch, daß das Publikum und die Wissenschaft darauf aufmerksam werden. Das wäre der Dank, den ich dem verehrten, nunmehr fast zweiundsiebzigjährigen Verfasser für ein Lebenswerk voller Mühen gönnen möchte.

Frankfurt a. M. Fedor Schneider.

Briefwechsel Friedrichs des Großen mit seinem Bruder Prinz August Wilhelm. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Berthold Volz. Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Mit 16 Bildbeigaben. Leipzig, K. F. Koehler 1928.

Die Lücken schließen sich. In zunehmender Schärfe und allseitiger Rundung erscheint uns der große Mensch Friedrich. Zwar für das Alter, die 23 jährige Friedensperiode, fehlt es uns noch an intimen Quellen. Denn die Darstellung d'Agramontes, so wertvoll sie ist, beruht doch auf Quellen zweiten Ranges, den Berichten der Vertreter Frankreichs und Spaniens am Berliner Hofe. Die für die innere Entwicklung des Kronprinzen entscheidenden dreißiger Jahre und die wechselvollen Anfangsjahre des großen Krieges sind an den wichtigsten Punkten durch den Briefwechsel Friedrichs mit seiner Schwester Wilhelmine erhellt. Die Briefe des Königs an seinen Kammerdiener Fredersdorff verschaffen uns wertvolle Aufschlüsse über Person und Hof Friedrichs während des ersten Friedensjahrzehnts. Die gleiche Zeitspanne, jedoch in ganz neuen Seiten, tritt uns nun in dem Briefwechsel zwischen Friedrich und seinem ältesten Bruder August Wilhelm entgegen.

Daß uns diese erstklassige Quelle in weitem Umfange erschlossen worden ist, wird der Geschichtler, der Fachmann wie der Liebhaber, mit Freuden begrüßen. Und doch wird der erstere gewisse Bedenken über die Art der Ausgabe nicht unterdrücken können. Daß der Briefwechsel nicht im Urtext, sondern in deutscher Übersetzung geboten wird, mag man bedauern, wird aber durch die wirtschaftlichen Zustände im deutschen Volke, im Buchhandel wie in Leserkreisen, vollauf

---

[1] S. A. Kaehler, Wilhelm von Humboldt und der Staat (1927).

gerechtfertigt. Das Gewissen des Neuzeitlers ist zudem Übersetzungen gegenüber etwas weiter als das des mittelalterlichen Forschers; darf es in diesem Falle auch sein, da die Persönlichkeit des Übersetzers für feinsinnige Wiedergabe des Urtextes bürgt.

Schwerwiegender aber ist der zweite Punkt, die Frage nach der Auswahl. Der Herausgeber hat eine solche in doppeltem Sinn getroffen. Unter den annähernd tausend erhaltenen Briefen sind 518, also etwas über die Hälfte, abgedruckt. Weiter sind aus diesen 518 Briefen noch Teile ausgeschieden, die dem Herausgeber nicht wesentlich erschienen. „So ist vieles fortgelassen, was sich nur auf die Gesundheit der Korrespondenten, auf Geschenke, militärische Detail, auf allgemeine Versicherungen der Freundschaft und Ergebenheit, auf Vorgänge ohne höheres Interesse bezieht.“ Vieles, was sich darauf bezieht, wird der Leser aber nun doch auch abgedruckt finden. Damit wird die Ausgabe in diesen Punkten nicht nur lückenhaft, sondern auch ungleichmäßig. Dem aufmerksamen Leser wird z. B. bald klar, daß die Geschenke eine nicht unbedeutende Rolle in dem Freundschaftsverhältnis der beiden Brüder spielen. Die „militärischen Details“ bilden, wie der Herausgeber in seiner Einführung selbst erkennen läßt, geradezu ein Charakteristikum des vorliegenden Briefwechsels; sie sind doch für die Fragen, wie und inwieweit Friedrich seinen Bruder zum Soldaten und Offizier bilden wollte und wie groß die militärischen Fähigkeiten des Thronfolgers waren, nicht unwichtig. „Allgemeine Versicherungen der Freundschaft und Ergebenheit“ bedeuten im 18. Jahrhundert etwas mehr als heute; sie sind zudem von Wichtigkeit in einem Briefwechsel, der für das Verhältnis zweier Brüder eine, wenn nicht die Quelle ist. Es ist also kaum möglich, sich aus der vorliegenden Ausgabe ein zutreffendes und klares Bild von den Beziehungen zwischen König und Thronfolger in ihrer Entwicklung sowohl wie in den Einzelheiten zu machen.

Man würde mich aber falsch verstehen, wenn man aus diesen Einwänden gegen die Ausgabe schließen würde, ich verlangte einen ungekürzten Abdruck der Briefe. Ich habe vielmehr bei der Besprechung des ersten Bandes der Friedrich-Wilhelmine-Briefe (Hist. Vierteljahrschrift 23, 409) einen gangbaren Weg gezeigt. Er ist in der Zwischenzeit von Gerhard und Norvin bei der Herausgabe von B. G. Niebuhrs Briefen beschritten worden. Eine nochmalige Darlegung dieser Vorschläge an dieser Stelle erübrigt sich. Ihre Anwendung beseitigt zwar die Ungleichmäßigkeit nicht gänzlich, stellt aber ideell die Vollständigkeit her und ermöglicht es dem Forscher nachzuprüfen, inwieweit das dem Herausgeber als unwesentlich Erschienene für seine besonderen Zwecke Wesentliches enthält.

Nun scheint aber manches, z. B. die deutsche Übersetzung, die reichliche Fülle von Anmerkungen (die übrigens auch dem Fachmann sehr angenehm ist), darauf hinzudeuten, daß die Ausgabe von Hause aus mehr für die breiteren Schichten der sogenannten Gebildeten berechnet ist. Für eine solche — wollen wir sagen — Volksausgabe aber ist die Einleitung zu kurz. Dem nicht fachwissenschaftlich gebildeten Leser mutet sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu viel eigene Forschungsarbeit zu. Der Durchschnittsleser bedarf zum vollen Verständnis der Briefe einer alles Wesentliche herausholenden Einführung.

Ist nach dem das Urteil zu scharf, daß das Bestreben, eine Ausgabe für weite Kreise und zugleich zum wissenschaftlichen Gebrauch zu schaffen, zu einer Halbheit geführt hat, die niemanden befriedigt?

Den reichen Inhalt der 518 Briefe in einer Besprechung auch nur andeuten zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen. Volz hat in seiner Einleitung versucht, das Wichtigste herauszuheben. „Den Hintergrund des Briefwechsels bilden die Interessen des preußischen Staates; denn der Prinz ist zum Nachfolger des Königs bestimmt. So ruht hier das Schwergewicht auf allem, was sich auf den Herrscherberuf August Wilhelms, auf das Heerwesen und auf die äußere Politik bezieht. . . . Er ist also das Gegenstück zu dem Briefwechsel mit der Markgräfin Wilhelmine.“ Unverkennbar ist in den Briefen Friedrichs Bestreben, den Bruder auf sein zukünftiges Königshandwerk vorzubereiten. Mit dieser Pflicht gegenüber dem Staat mischt sich Friedrichs Freude am Lehren. Bezeichnend dafür ist die gereimte Epistel vom 28. November 1738, in der er seinem jüngeren Bruder das Idealbild eines Fürsten malt. Aus den Ratschlägen und Mahnungen der Königszeit sei nur der Brief vom 24. Februar 1744 herausgegriffen, der in den Sätzen gipfelt: „Unser Staat braucht einen Herrscher, der mit eigenen Augen sieht und selbst regiert. Wollte es das Unglück, daß es anders würde, so ginge alles zugrunde. Nur durch emsigste Arbeit, ständige Aufmerksamkeit und viele kleine Einzelheiten wird bei uns Großes vollbracht.“

Zum zweiten charakterisiert Volz den Briefwechsel mit den Worten: „Neben der Kriegsdrommete ertönt die Friedensschalmei . . . Ein gesteigertes Lebensgefühl beherrscht den König.“ So in dem Brief vom 21. Juli 1747: „Du wirst alles menschliche erschöpfen, indem Du das Menschenstudium aus der Geschichte mit der Lehre Epikurs verbindest. Du tust sehr recht daran, Arbeit und Vergnügen zu vereinen. Die Kunst, glücklich zu sein, ist das wahre Studium des Menschen, und ohne Lust kann man es nicht sein. Ohne das Vergnügen wird die Wissenschaft trübsinnig und schmacklos. Feierlicher Ernst steht nur den Maultieren, den Ärzten und denen an, die etwas vorstellen möchten.“ Und nicht anders in dem vom 24. Juli: „Von seinem Berge aus betrachtet der Philosoph von Sanssouci mit Seelenruhe die Ereignisse, die die Welt so in Unruhe versetzen, und befolgt Epikurs sanfte Moral, indes die blinde Welt nur das ehrgeizige Wüten der Könige und Minister verspürt.“ Aber doch viel stärker tritt in den Briefen Friedrichs die Königspflicht hervor. „Ich quäle mich hier höllisch ab; die Hauptarbeit ist getan; mir bleiben nur einige militärische Einzelheiten . . . Bisher habe ich es ganz gut bewältigt; die Seele hält meinen Körper hoch.“ so schreibt der König seinem Bruder am 5. September 1747 aus Breslau. Und der hier angeschlagene Ton von der schwankenden Gesundheit hallt aus unzählig vielen Briefen wieder. Ich greife nur einen vom Oktober 1747 heraus: „Wenn Du wissen willst, was ich treibe, so sage ich Dir: Ich purgiere, schreibe und lese. Das ist ein Hundeleben; aber was tut man nicht, wenn man sieht, daß es mit der Gesundheit zu Ende geht.“ Wenn aus dem Briefwechsel mit August Wilhelm sich etwas ganz scharf herausstellt, so ist es die starke Spannung zwischen dem Geist und der Körperlichkeit in dem König. Auch sie ein bedingendes Moment seiner menschlichen Größe.

Noch ein Drittes enthüllt uns der brüderliche Briefwechsel: das Ringen Friedrichs um die Seele seines Bruders. August Wilhelm sollte hinsichtlich Staat und Heer sein Vertrauter sein, sein Fortsetzer und Vollender werden. Friedrich ist in diesem Bemühen gescheitert. Warum? Gewiß zu einem Teil ist es das übliche Thronfolgergeschick, in Gegensatz zum regierenden Vater oder Bruder zu stehen. Bestimmend aber ist doch wohl die Charakteranlage des Prinzen geworden. Den

guten Willen, sich mit dem König zu stellen als Bruder, Thronfolger und erster Untertan, wird man dem Prinzen auf Grund des Briefwechsels zubilligen müssen. Aber es gebricht ihm an Festigkeit und Beharrlichkeit. Deshalb übt auch sein ihm an Geist und Willen überlegener Bruder Heinrich starken Einfluß auf ihn aus. Von beiden Brüdern beeinflußt und angezogen, schwankt Wilhelm hin und her und neigt sich zuletzt seinem jüngeren Bruder zu. Vielleicht nicht ohne Schuld des Königs. Denn das stärkste Mittel, seinen Bruder zu gewinnen, hat Friedrich nicht angewandt, ihn dauernd an seine Tafelrunde nach Sanssouci zu ziehen und so jeden fremden Einfluß auf ihn auszuschalten. Glaubte der König das nicht tun zu dürfen, weil er aus Staatsinteresse die Ehe des Prinzen erhalten und festigen mußte, sie auf keine Weise lockern durfte? Enthüllt sich mit diesen Tatsachen und Erwägungen nicht ein neues tragisches Moment im Leben des Königs?

Im Psychischen ist auch der tiefste Grund für die Katastrophe vom Sommer 1757 zu suchen. Im Prinzen klafft eine Lücke zwischen Wollen und Können. August Wilhelm erstrebt nichts sehnlicher als eine selbständige Führerstellung; und, als er sie erhalten, versagt er. Nichts hat er in sich von der Größe des Bruders oder des Vaters, auf eigene Verantwortung etwas zu wollen und etwas zu tun. So scheitert der Prinz notwendig; er wäre wohl auch an einer leichteren Aufgabe gescheitert. Die Schwierigkeit der ihm übertragenen Aufgabe hat sein Versagen nur sinnenfälliger erscheinen lassen. Man hat Friedrichs Vorgehen gegen seinen Bruder hart getadelt. Aber hat er nicht vielleicht die tiefe innere seelische Unfähigkeit seines Bruders erkannt? Und durfte er den Prinzen noch ein zweites Mal der Gefahr aussetzen, seine eigenste Autorität als Thronfolger und damit das Ansehen des Staates zu erschüttern? Friedrich mußte die Freundschaft mit dem Bruder opfern den Pflichten gegenüber dem Vaterland.

Wie verschieden haben sich die zwei Freundschaftsbünde, die Friedrich mit Bruder und Schwester knüpfen wollte und knüpfte, entwickelt! Doch auch über dem Totenbett August Wilhelms steht das Wort des Königs an den Feldmarschall von Kalckstein: „Eine Reihe von Schicksalsschlägen . . . hat mir einen Bruder entrissen, den ich zärtlich liebte, trotz allem Kummer, den er mir bereitet hat."

Und so bleibt als letzter Eindruck der neuen Briefe die tragische Größe des Menschen Friedrich. Helmut Weigel.

Johanna Kraft, Die Finanzreform des Grafen Wallis und der Staatsbankrott von 1811. Veröffentlichungen des historischen Seminars der Universität Graz. Graz/Wien/Leipzig, Leuschner & Lubensky, Universitätsbuchhandlung, 1927.

Das Problem des Staatsbankrotts, ein Problem, das bis in die Zeiten der Antike zurückzuverfolgen ist, hat doch erst seit dem 17. Jahrhundert sachgemäße Behandlung erfahren. Naturgemäß. Denn erst in der Zeit zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert entwickelt sich aus dem Individualkredit der eigentliche öffentliche Kredit und mit ihm das Staatsschuldenwesen, in dessen Gefolge der Staatsbankrott auftritt. Eine Reihe von Staats-, Finanz- und Rechtswissenschaftlern, von Historikern und Philosophen griffen das Problem auf, bejahten oder verneinten die Frage nach dem Wert und der Berechtigung des Staatsbankrottes, bewiesen an Hand der Geschichte Nutzen oder Verderblichkeit dieses für jeden Staat so einschneidenden Geschehens. Ein bedingtes Befürworten, ein bedingtes Verurteilen

des Staatsbankrotts ist wohl als die Linie anzusehen, auf der sich bisher die meisten Darsteller dieses Stoffes trafen, sei es, daß sie die spanischen Staatsbankrotte von 1557 und 1575, die Frankreichs am Ende des 18. Jahrhunderts, die der kleineren süd- und mittelamerikanischen Staaten im 19. Jahrhundert, um nur einige zu nennen, behandelten. Ein erhöhtes Interesse für den Stoff setzte nach dem Weltkrieg ein, der Europa die größte Finanzkatastrophe aller Zeiten brachte, nur und auch nur bedingt vergleichbar mit der, die dem Dreißigjährigen Kriege folgte. Und es erscheint verständlich, daß für den Wissenschaftler nun auch wieder Staatsbankrotte an Bedeutung gewinnen, die bereits wiederholt Gegenstand eingehender Betrachtungen waren, und daß besonders jene Staatsbankrotte zu neuerlicher Untersuchung anreizen, die bei Mit- und Nachwelt harte Beurteilung erfuhren.

Die österreichische Finanzkrise des Jahres 1811 ist ein vielbesprochenes Thema. Besonders Österreicher haben sich eingehend mit diesem Stoff beschäftigt, aber auch in der einschlägigen reichsdeutschen Literatur findet dieser berüchtigte Staatsbankrott häufig Erwähnung, zumeist und wohl ungerechterweise — dies gilt auch für die österreichischen Darsteller jener Finanzkatastrophe — als Beispiel dafür, wie man es nicht machen soll. Erst in jüngerer Zeit ist eine Ehrenrettung des Grafen Wallis, des österreichischen Finanzministers der Jahre 1810 bis 1813, und seines Werkes erstrebt worden, und zwar sind es in erster Reihe Paul Stiassny und Wilhelm König, die diesen Weg gegangen sind, auf dem ihnen nun zum Teil auch Dr. Johanna Kraft in ihrer Schrift „Die Finanzreform des Grafen Wallis und der Staatsbankrott von 1811" gefolgt ist. Heinrich von Srbik hat dem Buch ein Geleitwort mitgegeben und in diesem auf die Neuartigkeit der Darstellung hingewiesen, die zweifellos in der Betrachtung des Problems vom historischen, finanzwissenschaftlichen, staatsrechtlichen und wirtschaftlichen Standpunkt aus liegt, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die von der Verfasserin zitierte Schrift Viktor Hofmanns von Wellenhof[1] sich in manchem mit der Krafts begegnet.

Kraft gehört zu jenen eingangs erwähnten Historikern, die den Staatsbankrott bedingt befürworten, bedingt verurteilen, zum mindesten, was den vom Jahre 1811 betrifft. Sie bestreitet zwar die Notwendigkeit eines Staatsbankrotts für das Jahr 1811, anerkennt aber die guten Folgen, die die Bankrotterklärung für Österreich hatte, und fällt besonders über die Persönlichkeit des Grafen Wallis ein sehr günstiges Urteil. Und dies mit einiger Berechtigung, denn dieser österreichische Finanzminister hat mit seltener Willensstärke und in mühevollster Arbeit die Sanierung der Monarchie vorzubereiten gesucht und würde vielleicht sogar sein Ziel erreicht haben, wenn Österreich sich einer längeren Reihe von Friedensjahren hätte erfreuen können. Wallis war auch ebensowenig schuld an der Finanzlage, die er 1810 in Österreich vorfand, und die ihm die Bankrotterklärung abrang, als verantwortlich für seine Nachfolger, die durch eine erneute Papiergeldemission sein Werk zerstörten und damit eine erneute Inflation herbeiführten.

Nach einer eingehenden Besprechung der einschlägigen Literatur, in der die Namen Otto Hübner[2] und Max Reinitz[3] vielleicht auch Erwähnung hätten finden

---

[1] Die Devalvierung des österreichischen Papiergeldes im Jahre 1811 i. Schr. d. Vereins f. Sozialpolitik, München 1923.

[2] Oesterreichs Finanzlage und seine Hilfsquellen. Wien 1899.

[3] Das österreichische Staatsschuldenwesen von seinen Anfängen bis zur Jetztzeit. München und Leipzig 1913.

können, und nach einem Hinweis auf die benützten Akten, deren Verarbeitung deshalb an Bedeutung noch gewinnt, weil ein Teil von ihnen dem 1927 durch Brand zerstörten Wiener Staatsarchiv für Inneres und Justiz entstammt, setzt sich die Verfasserin mit dem Begriff Inflation, mit deren Entstehen, Wirkung und möglicher Behebung im Rahmen des zu behandelnden Stoffes auseinander, um dann zu der eigentlichen Untersuchung ihres Themas überzugehen. Die Geschichte des österreichischen Papiergeldes von Maria Theresia bis zu dem Amtsantritt des Grafen Wallis findet eine anschauliche Darstellung und gipfelt in der Schilderung der von Wallis vorgefundenen trostlosen Finanzlage Österreichs, die ein unheilvolles Erbe, Mißwirtschaft und eine Dauer von zwanzig unglücklichen Kriegsjahren heraufbeschworen hatten. Die finanzielle Lage Österreichs zwang schließlich Graf Wallis, seine Zuflucht zu einer Maßnahme zu nehmen, die die ganze Monarchie, also, auch das auf Wahrung seiner Rechte ängstlich bedachte und mit finanziellen Leistungen stets zögernde Ungarn erfassen mußte. Nur durch Devalvierung aber, so führt Kraft aus, konnte Ungarn gezwungen werden, seinen Teil zum finanziellen Wiederaufbau der Monarchie beizutragen. Durch eine Vermehrung und Erhöhung der indirekten Steuern wäre zwar auch Ungarn in Mitleidenschaft gezogen worden, aber solche Maßnahmen genügten nicht mehr. Und eine Erhöhung der direkten Steuern hätte nur wieder die bereits stark ausgesogenen und nach 1809 bedeutend zusammengeschrumpften deutschen, böhmischen und galizischen Erbländer getroffen, da Ungarn, obwohl es mit Kroatien und Siebenbürgen ohnedies nur etwa ein Viertel der gesamten Steuerlast des Reiches trug, aus politischen, wirtschaftlichen und nationalen Gründen nicht zu einer Erhöhung der Abgaben zu bewegen gewesen wäre. So gründet sich nach Kraft der Hauptwert der Aktion des Grafen Wallis auf die Erfassung Ungarns, die auch tatsächlich gelang.

Der Finanzplan des neuen Finanzministers war im wesentlichen darauf gerichtet, das im Umlauf befindliche Papiergeld, die Bankozettel, die gegenüber dem Silbergeld, der sogenannten Konventionsmünze, mehr und mehr an Wert verloren hatten, auf ein Fünftel ihres Wertes herabzusetzen und die Steuern und sonstigen Abgaben um das Fünffache zu erhöhen, wobei die Hoffnung lebendig war, die neuen Einlösungsscheine, in die die Bankozettel umgetauscht werden sollten, würden mit der Zeit die Parität mit der Konventionsmünze erreichen. Die Privatschulden sollten aufgewertet, die Zinsen der staatlichen und ständischen Obligationen auf die Hälfte reduziert werden. Auch eine Erhöhung der Preise der Staatsmonopolartikel wurde in Aussicht genommen, die der Entwertung Rechnung tragen sollte.

Die Frage nach der gesetzmäßigen Berechtigung einer solchen Finanzaktion, die vielfach als ungerechtfertigter Staatsstreich beurteilt worden ist, bejaht Kraft im Gegensatz zu den meisten ihrer Vorläufer. Zwar gibt sie zu, daß Kaiser Franz wiederholt versprochen habe, den Nennwert der Bankozettel nicht herabzusetzen, doch zeigt sie sogleich auf, daß bereits seit Jahren eine stillschweigende Devalvation im Gange gewesen sei, die in der unausgesprochenen Anerkennung der Wertverminderung des Papiergeldes gegenüber dem Metallgeld Zustimmung gefunden habe. Allerdings dürfe hierbei nicht übersehen werden, daß mit der Wiederherstellung des vollen Wertes der Bankozettel immer noch gerechnet wurde. Seit 1804 seien dann hohe Persönlichkeiten aus der Umgebung des Kaisers für Devalvation eingetreten, eine richtige Feststellung, die aber wohl dahin ergänzt werden muß, daß sich bereits 1801 die Staatskanzlei für Devalvation ausgesprochen hat.

Dieser Vorschlag, den die Kredit- und Finanzkommission, die als Unterabteilung der Hofkammer für die Lösung des bereits damals sehr aktuellen Finanzproblems eigens geschaffen worden war, gemacht hatte, ist freilich von Erzherzog Karl eifrig und mit Erfolg bekämpft worden. Mit Recht verweist dann die Verfasserin auf die Tatsache, daß das erste Devalvationspatent — wenn man es so nennen will — von dem Vorgänger des Grafen Wallis, dem Grafen O'Donnell erlassen wurde, in dem alle Hoffnungen auf Wiederherstellung des Nennwertes ihr Grab fanden, und daß schließlich trotz der großen Gegnerschaft, die die Pläne des Grafen Wallis in Regierungskreisen fanden, damals doch alle in der österreichischen Finanzfrage mehr oder weniger kompetenten Leute für eine, wenn auch verschleierte Devalvation eingetreten sind. Ein anderes Mittel aber als das der Devalvation kam für Wallis nicht in Betracht, und zwar in erster Reihe wegen Ungarn, das auch durch eine einfache Stabilisierung im modernen Sinne, an die freilich nicht gedacht worden ist, nicht hätte gezwungen werden können, die Steuern in fünffachem Betrage abzuführen.

Als einen Staatsstreich wird man also wohl die Bankrotterklärung vom Februar des Jahres 1811 nicht bezeichnen können, sie war vielmehr ein Staatsakt. Eigentlich hatte die Wertherabsetzung des Papiergeldes bereits 1810 gesetzliche Anerkennung gefunden, und nur infolge besonderer Umstände war dem Patent O'Donnells die volle Auswirkung versagt geblieben.

Eine eingehende kritische Analyse des Wallisschen Planes mit all' seinen präsumptiven Folgen und Auswirkungen und eine interessante Gegenüberstellung dieses Planes und gegnerischer Ansichten zum Zwecke des Vergleichs lassen Kraft zu dem Schluß gelangen, daß das Projekt des Grafen Wallis unter allen anderen Projekten noch das beste gewesen sei, eben weil es Ungarn miterfaßte. Daß ihm kein Erfolg beschieden war, leitet die Verfasserin auf den Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich zurück.

Ein weiteres Kapitel ist der Wirtschaftslage in Österreich vor dem Erlaß des Finanzpatentes gewidmet. Die Inflation, deren Entstehen Kraft in das Jahr 1800 verlegt — das Jahr 1798/99 würde hierfür wohl noch besser zu nennen sein — da bereits damals die Bankozettel mit der Konventionsmünze nicht mehr al pari standen und ein, wenn auch mäßiges Agiotieren einsetzte, und die Kontinentalsperre werden als der österreichischen Industrie günstig bezeichnet. Die Inflation kam der Umwandlung von Handwerks- in Fabrikbetriebe entgegen, weil die Investierungsgelder in minderwertigem Gelde zurückgezahlt werden konnten, die Kontinentalsperre verbannte das preisunterbietende England vom österreichischen Markt. Freilich machte sich auch eine mit der Inflation verbundene Teuerung geltend, die im übrigen wohl rascher anwuchs, als die Verfasserin darlegt. Die Staatsratsakten des Jahres 1801, um nur eine Quelle anzuführen, reden bereits eine recht eindeutige Sprache über die durch die Teuerung hervorgerufene Not in den einzelnen österreichischen Provinzen, und es sind keineswegs die durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogenen Provinzen allein, die ihre Klagen ertönen lassen.

Ausdrücklich anerkannt wird die bedrückte Lage der Beamten und Rentner, sowie des Militärstandes für das Jahr 1810 und in scharfen Gegensatz zu der Lage der Inflationsgewinnler und Arbeiter gestellt. Die Maßnahmen der Regierung zur Behebung der Teuerung werden charakterisiert und die sich daraus ergebenden Wirkungen für die Wirtschaft sinnfällig dargetan. Nach der Meinung der Verfasserin stand die Wirtschaft 1810 sichtbar im Zeichen der Inflation, nur sei diese Tatsache

nicht allen Volkskreisen zum Bewußtsein gekommen, so daß eine Fortsetzung der Papiergeldemission für einige Zeit noch denkbar gewesen wäre, da eine Regierung nur dann zum Mittel der Devalvation zu greifen brauche, wenn das Vertrauen der Bevölkerung zum Papiergeld völlig geschwunden sei. In diesem Zusammenhang weist Kraft auch die Behauptung zurück, die Devalvierung durch Graf Wallis habe Österreich die Teilnahme an den Befreiungskriegen ermöglicht, womit sie scheinbar andeuten will, daß die Kriege der Jahre 1813/14 auch mit Bankozetteln hätten bezahlt werden können. Trotzdem zollt sie dem Werke des Grafen Wallis vollste Anerkennung, worin kein Widerspruch liegt, denn das Hauptaugenmerk des Wallisschen Planes war ja darauf gerichtet, das widerstrebende Ungarn zu entsprechenden finanziellen Leistungen heranzuziehen, und dies konnte eben nur auf dem Wege der Deflation geschehen.

Das Patent des Grafen Wallis, so, wie es schließlich zur Annahme gelangte, findet eingehende Erörterung in allen seinen Einzelheiten. In gerechten Worten wird des Kaisers gedacht, der sich die Sanktionierung des Patentes nur unter schwerster Überwindung abrang und nur in der Erwartung, daß das Devalvationssystem Österreich endlich aus seiner schlimmen finanziellen Lage befreien würde. Die nächsten Wirkungen des Finanzpatentes schildert die Verfasserin als recht negative, der Kurs sank weiter, die Preise stiegen. Allmählich aber besserte sich der Kurs, nur einmal noch für kurze Zeit beunruhigt durch eine Kupfergeldinflation, die als eine „ganz unnötige" Maßnahme und „unerklärliche Handlung" des Grafen Wallis bezeichnet wird. Großen Schwierigkeiten begegnete trotz der durch das Finanzpatent erreichten Vermehrung der Einnahmen der Versuch, im Militäretat Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen, zumal als der Krieg von 1812 Österreich das Aufstellen eines Hilfskorps zur Pflicht machte. Erhöhte Naturalienlieferungen und Kontributionen, neue Steuergesetze waren die Folge, aber in eiserner Entschlossenheit versagte sich Wallis allen Vorschlägen, die eine erneute Papiergeldemission zum Gegenstand hatten. Mit seinem Wort hatte er sich für die Unvermehrbarkeit der Einlösungsscheine verbürgt, und daran hielt er fest. Indessen trotz der schweren Belastung der Finanzen durch das Militär, trotz ganz ungenügender Beteiligung Ungarns an den neuen Umlagen gestaltete sich das erste Sanierungsjahr günstig, und auch das zweite, nach dessen Ablauf Wallis aus dem Amte schied, schloß mit einem bedeutenden Fortschritt in der Ordnung der österreichischen Finanzen.

Bezeichnend für die Einstellung der Magyaren zur Gesamtstaatsidee erscheinen die Wirkungen, die das Finanzpatent in Ungarn auslöste, und auch als ein Beitrag zu diesem traurigen Kapitel österreichischer Geschichte ist die diesbezügliche Schilderung der Verfasserin zu bewerten. Aber schließlich gelang es Wallis doch, Ungarn, dieses Bollwerk eigenbrötlerischer Selbstherrlichkeit, wenn auch nach großen Schwierigkeiten, zu erobern, und Ende 1812 erscheint das Patent so gut wie durchgeführt.

In wirtschaftlicher Hinsicht brachte das Patent eine Krise, die durch die Erhöhung der Steuern, aber auch durch die Aufwertung der Privatschulden hervorgerufen wurde. Besonders letztere Maßnahme hatte gewisse Härten im Gefolge. Die Preise erreichten eine schwindelhafte Höhe, doch bewirkte die Seltenheit des Geldes allmählich ein Sinken der Preise, besonders für Getreide. Trotzdem hielt die Krisenstimmung an, die Gewerbe und auch teilweise die Industrie gingen zurück,

und Ausfuhrerlaubnis für eine Reihe von Rohstoffen und Halbfabrikaten mußte bewilligt werden, um Produkten Absatz zu verschaffen, die im Inland keine Käufer mehr fanden.

Auf Grund dieser Feststellungen muß Kraft zu dem Ergebnis gelangen, daß mit den Augen des Volkswirtschaftlers gesehen, dem Patent von 1811 nicht das Wort geredet werden kann, denn die Devalvierung brachte eine Unruhe in die Wirtschaft, die zu bannen noch viele Jahre des Friedens gebraucht hätte. 1813 aber stand Österreich vor einem neuen Krieg.

In dieses Jahr fällt die Entlassung des Grafen Wallis, der sich jeder Notenvermehrung standhaft widersetzte und die Finanzierung des Krieges durch neue Steuern ermöglichen wollte. Aber dem Urheber der wirtschaftlichen Krise trat das vom Kaiser eingesetzte geheime Finanzkomitee, dessen Leitung Philipp Stadion übernahm, entgegen und beschloß eine Vermehrung des Papiergeldes durch die Ausgabe von 45 Millionen Antizipationsscheinen, die den Einlösungsscheinen im Werte gleichgestellt werden sollten. Eine neue Inflation war die Folge, die, wie Kraft betont, ganz zu unrecht dem Grafen Wallis zur Last gelegt worden ist, da ja gerade die Vermehrung des Papiergeldes, die sein Werk zunichte machen mußte, leidenschaftlich von ihm bekämpft worden ist.

Nicht ganz gerecht wird die Verfasserin der österreichischen Volksstimmung, die bei Bekanntwerden sowohl des Wallisschen Patentes als auch des Inflationspatentes vom Jahre 1813, das die Schaffung der Antizipationsscheine vorsah, zum Teil recht temperamentvoll in Erscheinung trat. (Die bei dem Brande des Wiener Staatsarchivs für Inneres und Justiz vernichteten Polizeiakten der Jahre 1811 und 1813 hätten darüber Auskunft zu geben vermocht.) Während Kraft eine Schilderung der bei Erlaß des Februarpatentes aufkommenden Volksstimmung umgeht, die, wie aus den genannten Akten hervorgeht, Wallis in vieler Hinsicht abträglich war, bringt sie einen dem entlassenen Minister recht günstigen Volksstimmungsbericht für das Jahr 1813, demzufolge die Bevölkerung für das Wallissche System eingetreten sei. Aber selbst diese Behauptung stimmt nicht durchaus. Die Kriegspartei in Österreich, die bis zum Mai 1813 noch stark überwog, und die mit Recht oder Unrecht Wallis der Kriegsgegnerschaft zieh, verfolgte den Finanzminister mit ihrem Haß und begrüßte seinen Rücktritt mit ungeheucheltem Jubel. Sie nahm auch die Antizipationsscheine und die damit verbundene neue Inflation ohne Murren hin. Von der Friedenspartei wurde Wallis allerdings geschätzt und von dieser seine Entlassung beklagt.

Zum Schluß ihrer Untersuchungen beleuchtet die Verfasserin zusammenfassend das Werk des Grafen Wallis von vier Gesichtspunkten aus. Sie verkennt nicht, daß in währungstechnischer Beziehung das Patent nichts Neues brachte, da die Papiergeldwährung beibehalten wurde, die nur einen imaginären Silberwert besaß, doch sieht sie in der Stabilisierung des Kurses, die schließlich doch eintrat, einen Erfolg der Wallisschen Währungstechnik. Diese beruhte auf der sogenannten Quantitätstheorie, nach welcher der Kurs des umlaufenden Papiergeldes ausschließlich von dessen Menge, verglichen mit dem Bedürfnis des Verkehrs, abhängen soll, wobei freilich der Kurs außer durch die Menge auch durch das Vertrauen zur öffentlichen Wirtschaft bedingt wird. Allerdings ist Kraft der Ansicht, Wallis habe nur aus zwingender Notwendigkeit auf dieser Theorie sein System aufgebaut. Im Grunde sei er ein ausgesprochener Metallist gewesen und hätte am liebsten das gesamte Papiergeld in Silbergeld umgewechselt. — Die volkswirtschaftliche Seite des Wallisschen

Finanzplanes malt sie, wie bereits berichtet wurde, grau in grau und stößt sich besonders daran, daß der Devalvationsschlüssel der Preisbewegung nicht entsprochen habe. — In staatsfinanzieller Hinsicht sieht sie in der Devalvation mit Recht einen Sieg der Gesamtstaatsidee, da Ungarn durch das Patent miterfaßt und zu einem Mitzahlen gezwungen wurde. — Vom Standpunkt der Innenpolitik aus anerkennt sie nur bedingt die Notwendigkeit des Bankrottpatentes, da ein solches nur bei völliger Insolvens Österreichs am Platze gewesen wäre, doch betont sie, daß durch die Devalvation Ordnung in die Finanzen Österreichs gebracht worden sei.

Ein letztes Wort gilt der Persönlichkeit des Grafen Wallis, die die Verfasserin in stark positivem Sinne erfaßt hat. Ob sie der historischen Wahrheit damit ganz nahe kommt, bleibe dahingestellt. Auf jeden Fall ist es ihr als Verdienst zu buchen, daß sie das Bild und das Werk des österreichischen Finanzministers, dem Zeitgenossen und spätere Darsteller österreichischer Geschehnisse mit wenigen Ausnahmen nicht gerecht geworden sind, in anschaulicher, selbständiger und im wesentlichen objektiver Weise gezeichnet und dem tatkräftigen, auf das Wohl seines Landes so sehr bedachten Manne die verdiente Anerkennung nicht versagt hat.

Nicht unerwähnt bleiben mögen die dem Texte angefügten übersichtlichen Beilagen, die einen wertvollen Überblick über die Projekte der Grafen O'Donnell und Wallis, über Einnahmen und Ausgaben des Militärjahres 1811/12 u. a. m. geben.

P. Geist-Lányi.

Redlich, Josef, Das österreichische Staats- und Reichsproblem. Geschichtliche Darstellung der inneren Politik der habsburgischen Monarchie von 1848 bis zum Untergang des Reiches. II. Band. Der Kampf um die zentralistische Reichsverfassung bis zum Abschlusse des Ausgleichs mit Ungarn im Jahre 1867. 847 Seiten, gr. 8°. Geheftet 38.— RM. Der Neue-Geist-Verlag, Leipzig. 1926.

Der vorliegende 2. Band des großangelegten Werkes, der sechs Jahre nach dem 1. Bande erschienen ist, teilt die Vorzüge des letzteren, beruht wie dieser auf eingehenden archivalischen Studien und bietet, da Redlich eine gründliche Kenntnis der zeitgenössischen Literatur über die in Rede stehende Periode besitzt, die objektiven Voraussetzungen verläßlicher Geschichtschreibung, soweit eine solche hinsichtlich einer Epoche, zu der die nach Ansicht des Referenten unerläßliche Distanz der Zeit fehlt, überhaupt möglich ist. Redlich ist seiner schon im 1. Bande bekundeten Neigung scharfer Charakteristik der führenden politischen Persönlichkeiten treu geblieben, wodurch der Reiz seiner Darstellung wesentlich erhöht wird. Hatte der 1. Band mit der Kodifikationsgeschichte und Analyse der staatsrechtlichen Grundideen der Februarverfassung geschlossen, so zeigt uns, hieran anknüpfend, der erste Abschnitt des vorliegenden 2. Bandes das Scheitern dieser Verfassung (1861—1865). Drei Hauptfiguren sind es, die in dieser Periode hervortreten: Anton Schmerling, Franz Deak, Richard Belcredi. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Redlichs Urteil über Schmerling, in dem er neben dem Kaiser den Träger der unheilvollen österreichischen Politik dieser Zeit erblickt, zu hart ist, und man darf sich zum Beweis dessen auf das Bild, das Friedjung in seiner Geschichte des Kampfes um die Vorherrschaft usw. von der politischen Persönlichkeit Schmerlings entwirft, berufen. Die Verehrung und Sympathien, die Redlich der Persönlichkeit Franz Deaks, des Weisen der ungarischen Nation, entgegenbringt, wird die volle Zustim-

mung aller finden, die Gelegenheit hatten, Deaks Charakter und Wirken kennen zu lernen. Vielleicht ist es aber doch das Guten zuviel, wenn Redlich meint, daß es in der Geschichte anderer Völker des 19. Jahrhunderts kaum ein Seitenstück der einzig gearteten Stellung gebe, die Deak in Ungarn inne hatte. Vergleicht doch Redlich selbst an einer Stelle den Freiherrn von Stein, Otto von Bismarck, Robert Peel darin mit Deak, daß sie den Mut, den Weitblick und die Fähigkeit hatten, die längst unabweislichen Forderungen politischen Fortschrittes zur rechten Stunde sich zu eigen zu machen und kraftvoll durchzuführen, das alte mit dem neuen organisch verbindend.

Dem folgenden vorgreifend, sei es schon in diesem Zusammenhang erwähnt, daß Deak nach Königgrätz dem tiefgebeugten Kaiser Franz Josef auf seine Frage, was Ungarn jetzt fordere, die Antwort gab, daß Ungarn nach Königgrätz nicht mehr verlange, als vor der Niederlage der kaiserlichen Armee.

Die dritte der oben genannten Persönlichkeiten, Richard Belcredi, der 1865 Schmerlings Nachfolger wurde und bis dahin Statthalter von Böhmen gewesen war, entstammte einer alten, streng katholisch-konservativen Adelsfamilie und stand ganz im Banne der am Hofe andauernd vorherrschenden und vor allem durch die Mutter des Kaisers, Erzherzogin Sofie, repräsentierten kirchlichen und politischen Anschauungen.

Die erste Frage, die das Ministerium Schmerling zu entscheiden hatte, betraf die für den 2. April 1861 verfügte Einberufung des ungarischen Landtages. Die mit dieser verbundene Einberufung der Komitate bedeutete im ganzen Umfange des öffentlichen Lebens die Wiederherstellung der alten Bollwerke der ungarischen Verfassung. Das Ergebnis der Landtagsverhandlungen war das Scheitern der altkonservativen Politik. Führend war hierin Franz Deak, dessen Entwurf für dieAdresse an den Kaiser und dessen Rede zur Einbegleitung des Entwurfes im Landtage die ganze Streitfrage zwischen Ungarn und der Wiener Politik in allen wesentlichen Punkten bis in die Einzelheiten festlegte. Ohne auf das ablehnende kaiserliche Reskript an den ungarischen Landtag in Beantwortung seiner Adresse einzugehen, sei bemerkt, daß der ungarische Landtag daraufhin eine zweite Adresse an den Kaiser beschloß, die gleichfalls von Deak verfaßt war, worauf die Wiener Regierung die Auflösung des ungarischen Landtages verfügte, der sehr bald die Verhängung von Ausnahmemaßregeln folgte. Ehe Redlich auf diesen Kampf weiter eingeht, legt er in einem besonderen Kapitel den Gedanken des magyarischen Einheitsstaates und den Streit um die staatsrechtliche Stellung der Nebenländer Ungarns (Kroatien und Siebenbürgen) dar, woran sich die Schilderung der nationalen Forderungen der Serben und Slovaken in Ungarn schließt. Unter dem Einflusse der auswärtigen Politik (Kooperation mit Preußen in Schleswig-Holstein), unter dem Eindruck der Abstinenz der tschechischen Abgeordneten aus Böhmen vom Wiener Reichsrate, endlich vermöge der scharfen Opposition der Verfassungspartei gegen Schmerling wurde dessen Stellung erschüttert und, als sich auch die ungarischen Altkonservativen gegen ihn wendeten, unhaltbar. Deaks berühmter „Osterartikel" ist nach Redlich der Grenzstein, der die neue Ära habsburgischer Verfassungspolitik von allen vorhergehenden trennt. Die Voraussicht Franz Josefs, daß sowohl die deutsche, wie die italienische Frage in nicht allzuferner Zeit zu kriegerischen Konflikten mit Preußen und dem Hause Piemont führen würden, bestärkten den Kaiser in seinem Wunsch, durch eine Verständigung mit Ungarn den Rücken frei zu bekommen. Und um dieses Ziel zu erreichen, mußte Schmerling fallen gelassen werden.

Der zweite Abschnitt des Werkes behandelt die Ausbildung der dualistischen Monarchie. Das Ministerium Belcredi, das zur Anbahnung der Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn berufen wurde, leitete seine Tätigkeit mit der Sistierung der österreichischen Verfassung ein. Die leitenden Motive des Sistierungspatentes (vom 20. September 1865) waren darin gelegen, daß Oktoberdiplom und Februarpatent nicht weiter in Österreich bindendes Gesetz bleiben könnten, da sie Ungarn und Kroatien zur Beratung vorgelegt worden seien. Die Verhandlungen mit Ungarn lagen wiederum in den Händen Deaks. Auf den Krieg von 1866, der naturgemäß eine Unterbrechung der Ausgleichsverhandlungen mit sich brachte, geht Redlich mit Rücksicht auf das unvergleichliche Werk Heinrich Friedjungs nicht ein. Nach dem Kriege wurde auf Empfehlung Deaks Julius Andrassy ungarischer Ministerpräsident. Hieran schloß sich der Eintritt Beusts in die österreichische Regierung, ein Ereignis, welches, wie Redlich richtig bemerkt, sogleich die gesamte Öffentlichkeit nicht nur in der habsburgischen Monarchie, sondern in ganz Deutschland, aber auch die Kabinette der Großmächte aufs intensivste beschäftigte, und das schließlich zur Entlassung Belcredis und zur Ernennung Beusts zum österreichischen Ministerpräsidenten führte. Die Durchsetzung des ungarischen Ausgleichswerkes in Österreich wird in einem besonderen Kapitel ausführlich dargestellt, die österreichische Dezemberverfassung (vom 21. Dezember 1867) soll jedoch erst im folgenden Bande behandelt werden. Exkurse und Anmerkungen, die sehr viel wertvolles Material enthalten, bilden den Abschluß des Bandes.

Wien. Gustav Seidler.

Beiträge zur Geschichte der Nachbismarckschen Zeit und des Weltkrieges. Unter Mitwirkung von Dr. Hans Hallmann. Herausgegeben von Fritz Kern (Prof. in Bonn). Heft 1: Hans Hallmann: Krügerdepesche und Flottenfrage. Aktenmäßiges zur Geschichte des deutschen Schlachtflottenbaues. Stuttgart 1927. 98 S. Heft 2: Erwin Schenk: Der Fall Zabern. XII und 137 S. Stuttgart 1927.

Hallmann knüpft in einem polemischen Vorspiel an den Thimmeschen Aufsatz über die Krügerdepesche (Europäische Gespräche II, 201ff.) an. Thimme hat hier aus einer Einzelnotiz des Sendenschen Tagebuches geschlossen, daß Tirpitz die Krügerdepesche sprungbereit zu einem sofortigen Vorstoß für den Beginn des „uferlosen Schlachtflottenbaues“ benutzt hätte. Diese Anschauung wird von dem Verfasser durch den aktenmäßigen Nachweis schlagend widerlegt, daß die fragliche Tirpitzsche Denkschrift eine bereits im Dezember 1895 ausgearbeitete gutachtliche Stellungnahme zu den Flottenbauplänen einerseits des Marineamtes, andererseits des Flottenoberkommandos gewesen ist. H. bringt ferner nach den Akten des Reichsmarine-Archivs endgültige Aufklärung über die im Anschluß an die Krügerdepesche zwischen Kaiser, Hohenlohe, Marinekabinett und Reichsmarineamt erfolgten Auseinandersetzungen über Beschleunigung der Flottenbaupläne. Es ergibt sich, daß Tirpitz in diesen Auseinandersetzungen keine Rolle gespielt hat, und daß die auf Kreuzerbau ausgehenden Wünsche des Kaisers — die von Hohenlohe nach kurzem Widerstand beiseite geschoben wurden sogar in direktem Widerspruche zu denen des Admirals standen.

Der Hauptwert der Schrift liegt jedoch in der eingehenden, zum erstenmal ausgiebig aktenmäßig fundierten Darstellung des Werdegangs der Tirpitzschen

Flottenbauidee. Es ergibt sich aus ihr, daß der Flottenbauplan von 1898 durchaus in den Rahmen einer nur wenig erweiterten Wiederaufnahme des Stoschschen Flottenbauplanes von 1873 gehalten ist. Sein strategisches Ziel ist eine Flotte zweiten Ranges, die gegen die russische Ostsee- und die französische Nordseeflotte, beide einzeln genommen, eine schlachtentscheidende Überlegenheit von 30 v. H. sichern soll. Die Tirpitzsche Grundforderung, daß die Flotte zum Kampf in offener Seeschlacht befähigt sein muß, ist in den Jahren 1891/95 durchaus noch im Rahmen dieser Zweifrontenkriegseinstellung ohne jede Beziehung auf die Möglichkeit eines Krieges gegen England entwickelt worden. Auf Grund dieser Pläne ist bereits 1896 die Ernennung Tirpitz' zum Staatssekretär geplant gewesen und nur provisorisch bis 1897 vertagt worden. In der Denkschrift, die Tirpitz am 3. Januar 1896 dem Kaiser eingereicht hat, wird zum ersten Mal die Möglichkeit eines Krieges gegen England berücksichtigt. Der Risikogedanke tritt hier in seiner bescheidensten Form auf, indem eine Flotte gefordert wird, die auch von England nicht ohne weiteres überrannt werden kann. Sehr aufschlußreich ist der Entwurf einer Reichstagsrede aus dem Jahre 1896, in der noch immer dieser Embryo des auf England bezogenen Risikogedankens durchaus auf gleicher Stufe mit den Erwägungen des Zweifrontenkrieges steht. Außerdem wird in diesem Stadium bereits sehr stark die Ansicht verfochten, daß Deutschland mit einer gutgeschulten Flotte von 2 bis 3 Geschwadern auch an allgemeiner europäischer Bündnisfähigkeit stark gewinnen würde. Erst in der Begründung der Vorlage von 1898 tritt der Gedanke direkter militärischer Machtbildung gegen England durch diese noch bescheidene „Ausfallflotte" in den Vordergrund.

Ein Anhang bringt die wichtigsten Quellenzeugnisse, aus denen ein ungedrucktes Schreiben Bismarcks an Tirpitz vom 4. 11. 1897 hervorzuheben ist, in dem er die Gesamtforderung der ersten Vorlage als den deutschen Bedürfnissen entsprechend bezeichnet, zwar eine stärkere Bevorzugung der Kreuzer lieber gesehen hätte, aber sich in diesem Punkte doch der Ansicht der Fachleute unterwirft.

Die ganze Schrift beschränkt sich vorläufig auf die innere Spezialgeschichte der Marine. Eine Behandlung im weiteren Zusammenhang mit zeitlicher Fortsetzung wird von dem Verfasser in Aussicht gestellt; man wird ihr nach dieser gediegenen Schrift nur mit guten Erwartungen entgegensehen können.

Die Schrift von Schenk über den Fall Zabern hat sich nicht auf ungedrucktes Material stützen können, da er keinen Zugang zu den Akten der Reichskanzlei erhalten hat. Sie beruht unter umfassender Heranziehung der Presse auf dem vorliegenden gedruckten Material. Trotzdem kommt sie zu weitgehender Klärung der Ereignisse, die in den Grundzügen wohl kaum Abänderung befürchten läßt. Mit sehr ruhigem, maßvollem Urteil, das dem staatlichen Gesichtspunkt ebenso wie den Empfindungen der betroffenen Bevölkerung gerecht wird, gibt der Verfasser ein eingehendes Bild der Ereignisse im Elsaß und ihrer verhängnisvollen Auswirkung im Reich, in Preußen und im Ausland. Sein Urteil, verhältnismäßig milde gegen den Leutnant v. Forstner und Oberst v. Reuter, trifft sehr strenge das Verhalten des Kommandierenden Generals v. Deimling, der durch militärische Unnachgiebigkeit hauptsächlich eine rechtzeitige Erledigung der ursprünglich läppischen Angelegenheit verhindert hat. Im übrigen wird das Bild eingehend bestätigt, das man bisher schon von diesen Vorgängen des Herbstes 1913 hatte. Mangelnde Gewandtheit der Reichsregierung, ohne daß sich hier schon über möglicherweise vorhandene

Reibungen zwischen Reichskanzler, Kriegsministerium und weiteren Stellen das letzte Wort sprechen ließe; nervöse Haltlosigkeit des Reichstages, die nur zum Teil durch das ungeschickte Operieren der Regierung entschuldigt wird; verhängnisvolle Auswirkung auf Reichsland und Ausland, die durch die verhältnismäßig schnelle Beruhigung des Reichstages nicht mehr beseitigt werden konnte. Wenn der Verfasser die letzte Wurzel dieses Ausganges im Gegensatz einer nur militärisch berechtigten, aber ihr Gebiet überschreitenden Glacispolitik des Generalkommandos und der Versöhnungspolitik der Zivilbehörden erblickt, so bleibt freilich fraglich, ob bei der bedenklichen Eigenart Deimlings ihm die Ehre angetan werden kann, als wirklicher Vertreter rein militärischer Denkweise an Stelle persönlichen Ehrgeizes zu gelten. Der Verfasser hat jedoch selbst nach dieser Seite starke Reserven gemacht, indem auch er die Anschauung vertritt, daß unter einem anderen Kommandierenden General die skandalöse Ausdehnung der Angelegenheit kaum denkbar gewesen wäre. Ebenso besonnen bleibt sein Urteil über die endgültige Tragweite des Konfliktes. Er erblickt in ihm zwar einen zeitlich schwerwiegenden Rückschlag für die Beziehungen von Reich und Reichsland, aber kein Ereignis, das ohne den bald folgenden Ausbruch des Weltkrieges dauernd einer Verschmelzung Elsaß-Lothringens mit Deutschland hätte im Wege stehen können.

Halle a. S. Hans Herzfeld.

Graf Stephan Tisza (ungarischer Ministerpräsident), Briefe 1914—1918. Nach der von der ungarischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichten Originalausgabe herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Oskar Wertheimer. Berlin 1927, 272 Seiten.

O. Wertheimers Übersetzung der in ungarischer Sprache der deutschen Forschung praktisch kaum zugänglichen Dokumente über Tiszas Tätigkeit im Weltkriege hat auf absolute Vollständigkeit verzichtet. Schriftstücke von rein ungarischem Interesse sind ausgeschlossen. Indessen sind Materialien, die, an sich rein ungarisch interessierend, doch als Beleuchtung der Persönlichkeit des Ministers von Wert sind, in starkem Maße aufgenommen, so daß nach dieser Seite eine Lücke wohl kaum entstanden sein wird. Das im wesentlichen bekannte Bild der kraftvollen Persönlichkeit Tiszas, wie es schon Schüßler glänzend gezeichnet hatte, ist in der Einleitung Wertheimers noch einmal mit der ausgesprochenen Sympathie des Ungarn für den stärksten politischen Charakterkopf seines Heimatlandes dargestellt worden. Von diesem Standpunkt aus urteilend, läßt sie die Willensenergie, die persönliche Hingabe und Lauterkeit des Charakters, ferner Tiszas Verdienst um die Überwindung der ungarischen Heereskrise vor dem Weltkriege und um die Einsetzung aller Kräfte im Weltkriege leuchtend hervortreten, ohne freilich die Frage nach der realen Durchführbarkeit seiner schroff magyarischen Politik letzten Endes in vollem Umfang zu stellen, so daß sie, überzeugend als Würdigung des Charakters, doch die bisherige Kritik des Politikers Tisza nicht widerlegen kann.

Die Materialien des vorliegenden Bandes erstrecken sich von der Mordtat in Sarajevo bis zum Ende Juni 1915. Sie sind spärlich und bringen nichts wesentlich Neues für die Zeit bis zum Ausbruch des Krieges, insbesondere für die umstrittene Frage, was letzten Endes den Widerstand Tiszas gegen das Ultimatum an Serbien in den Tagen vom 10. bis 14. Juli ins Wanken gebracht hat. Klar tritt nur hervor, daß er bis zuletzt gehofft und gewünscht hat, den allgemeinen Krieg zu vermeiden

und für die Zukunft eine Besserung der Beziehungen zu Rußland erstrebte. Seit Kriegsausbruch werden dann alle Phasen der österreichischen Politik im Kriege ausgiebig beleuchtet und hierfür bedeutet die Publikation um so mehr eine Quelle ersten Ranges, als neben eigentlichen Briefen auch Aufzeichnungen, Denkschriften und Telegramme von Wichtigkeit aufgenommen sind.

Die an sich bekannte Tatsache, daß Tisza während der Dauer seiner Amtszeit der stärkste Faktor der österreichischen Politik im Kriege gewesen ist, erfährt ausgiebigste dokumentarische Beleuchtung, ebenso die Tatsache, daß die Wiener Politik gegen alle deutschen Anregungen ein hohes Maß der Widerstandsfähigkeit entwickelt hat. Es ist für Tisza bezeichnend, daß er es nach Berchtolds, von ihm bewirkter, Entlassung abgelehnt hat, als Außenminister nach Wien zu gehen, und lieber Burian als seinen Substitut dort einspringen ließ, obwohl Bedenken über dessen Fähigkeiten sofort an den verschiedensten Stellen laut wurden. Tisza, diese stärkste Persönlichkeit der alten Doppelmonarchie, ist zwar der zuverlässigste Anhänger des Bundes mit Deutschland, auch er nicht ohne starke Verstimmungen und Mißdeutungen (s. schon 9. August 1914 die Klage, daß Deutschland durch seine rücksichtslosen Kriegserklärungen an Frankreich und Rußland sich selbst den Angriff Englands zugezogen und dadurch die zweifelhafte Haltung Italiens verschuldet habe) geblieben, der festeste Vertreter eines zähen Ausharrens im Kriege, aber er blieb auch der rein ungarische Politiker, der er vor dem Kriege gewesen war. In Verkennung der Realitäten hat er durch den Krieg die Vormachtstellung Ungarns in der dualistischen Donaumonarchie noch weiter verstärken wollen, gleich ob das numerische Verhältnis seines Volkes zu den anderen Nationalitäten des Reichs sich weiter zu seinen Ungunsten verschieben würde. Der Dualismus blieb für ihn ein Noli me tangere, auch wenn eine Erweiterung des Reichs durch polnische Gebietsteile die österreichische Reichshälfte auf 40 Millionen gegen bestenfalls 25 Millionen eines durch Bosnien vergrößerten Ungarn erheben würde. Weil es diesem ungarischen Interesse entsprach, sollten die Deutschen Zisleithaniens in ihrer Reichshälfte eine unhaltbare, bereits ausgehöhlte Rolle als Herrenvolk weiterspielen, um in Transleithanien die gleiche Stellung der Ungarn zu erhalten.

So kommen denn seine besten Eigenschaften zur Geltung, wenn es sich darum handelt, die Kriegführung der Armee direkt zu stützen. Ungebeugt durch Niederlagen, kann er trotz der bekannten Reibungen (wegen Information der politischen Stellen und militärischem Schutz Südungarns gegen Serbien und Rumänien) Conrad doch mit vollster Objektivität und Gerechtigkeit für seine großen Verdienste beurteilen und sich einer Anregung Burians verschließen, der offenbar im November 1914 nach den Fehlschlägen in Galizien dem Gedanken eines Wechsels in der Heeresleitung zugänglich geworden war. Selbst die Beseitigung Potioreks nach der Katastrophe der zweiten serbischen Offensive wird von ihm erst nach reiflichster Überlegung, unter scharfer Beachtung des Satzes, daß Niederlage nicht ohne weiteres Unfähigkeit des Feldherren bedeutet, in die Wege geleitet. Aber wenn diesen Eigenschaften des ungarischen Premiers die Aufrechterhaltung des österreichischen Kriegswillens zuzuschreiben ist, so hat er auch die österreichische Politik in weitestem Maße bestimmt und zu verantworten.

Drei Fragen sind es, die die uns jetzt vorgelegten Materialien beherrschen. Die polnische Frage, die italienische und die rumänische. Gegen den Gedanken einer Angliederung des russischen Polens an Österreich, ein Problem, das nur in seinen

Anfangsstadien in den Zeitraum dieses ersten Bandes fällt, ist Tisza außerordentlich zurückhaltend gewesen. Die Sorge um die dualistische Struktur der Monarchie hat sichtlich das Interesse an einer Gebietserweiterung Österreichs bei weitem überwogen. Die polnischen Elemente in der Wiener Regierung, so Bilinski, mit ihren trialistischen Wünschen sind entschieden von ihm bekämpft worden. Er ist in dieser Frage, der einzigen, in der sich allmählich eine ernstere Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und Burian, sonst nur einem Vorposten des ungarischen Ministers in Wien, ausbildete, sichtlich stets zurückhaltender, hemmender Faktor geblieben.

Das rein ungarische Interesse, das ihn hierbei bestimmte, hat auch seine Haltung gegenüber Italien und Rumänien diktiert. Tisza ist nach den neuen Materialien vom ersten bis zum letzten Tage die Seele des Widerstandes gegen alle Bemühungen der deutschen Politik gewesen, Österreich zu Konzessionen an seine Nachbarn zu bewegen. Im einzelnen zeigt er sich hier und da etwas geschmeidiger als Burian, aber auch dann ist er nur bereit, Zugeständnisse auf Kosten der österreichischen Reichshälfte, nicht auf Kosten Ungarns zu bewilligen. Bis zum Ende des Jahres 1914 hat er jedes Entgegenkommen nach der einen, wie der anderen Seite hin abgelehnt, da er die innere Verknüpftheit der beiden Fragen nicht verkannte, die Notwendigkeit, wenn man Italien im Trentino Opfer brachte, sofort mit verstärkter rumänischer Begehrlichkeit auf Siebenbürgen zu rechnen. Es bleibe dahingestellt, ob rechtzeitige Gewährungen die ehemaligen Dreibundgenossen nach der Marneschlacht noch zu einem aktiven Eingreifen in den Krieg auf deutscher Seite hätten bewegen können, es sei auch zugestanden, daß die deutschen Vermittler das Maß besonders der italienischen Forderungen unterschätzten, aber aus den vorliegenden Dokumenten ergibt sich doch klar, daß auch Tiszas Rechnung auf falschen Voraussetzungen beruhte. Er hat sich weit über das erlaubte Zeitmaß hinaus dagegen gesträubt, an den Ernst der italienischen Forderungen zu glauben, die er noch im Beginn des Jahres 1915 für einen Bluff gehalten hat. Noch die Beseitigung Berchtolds, die Ernennung Burians zum Außenminister im Januar 1915 beruhte ganz auf dieser Voraussetzung. Als dann im März desselben Jahres die Gefahr eines Doppelangriffes von Italien und Rumänien zugleich akut wurde, rächte sich diese Fehlrechnung. Tisza wird zum einzigen Male im Verlauf dieses ersten Kriegsjahres von unverhohlener Panikstimmung befallen. In jenem letzten, hoffnungslos gewordenen Stadium der italienisch-österreichischen Verhandlungen, in dem die italienische Regierung bereits ihren Anschluß an die Entente vollzog, hat Tisza die Wiener Langsamkeit nicht energisch und stürmisch genug zu größeren Konzessionen drängen können, wenn auch das Maß der schließlichen Zugeständnisse ihm nach dem Erfolge von Gorlice einen Augenblick wieder zu groß erschien. Er hielt die Gefahr des befürchteten Doppelangriffes für so groß, daß er plötzlich mit einem Zusammenbruch der Mittelmächte rechnete. Er ist bereit (27. April) dem Eingreifen Italiens in ungünstigster Stunde durch ein Friedensangebot der Mittelmächte an die Entente zuvorzukommen, und prophezeit, falls das drohende Verhängnis sich nicht aufhalten lasse, die Notwendigkeit einer sofortigen Kapitulation der Verbündeten vor ihren Gegnern. Mit zähester Ausdauer hat er sich an die trügerische Hoffnung geklammert, daß es den Bemühungen Giolittis, unterstützt von der Kurie — auch über deren Anteil an den letzten Versuchen zur Verhinderung der italienischen Kriegserklärung bringt der Band neues Material, das in Italien sofort starkes Aufsehen erregt hat — die Katastrophe doch verhindern würden. Der Optimismus, mit dem er bis Ende März 1915

die italienischen Ansprüche auf ausgedehntere territoriale Abtretungen bekämpft hatte, mit dem er glaubte, im höchsten Falle nur mit unbedeutenden Opfern durchzukommen, ist so von ihm selbst widerlegt worden.

Wenn Tisza überhaupt Gebietsabtretungen an Italien in Betracht gezogen hat, so doch nur, weil hier ungarische Opfer nicht in Betracht kamen. Das zeigt sich deutlich an den seit Kriegsbeginn bereits parallel laufenden Verhandlungen mit Rumänien, die sich nach der italienischen Kriegserklärung im Mai und Juni 1915 um die Frage des Munitionstransportes nach der Türkei konzentrieren. Auch hier ist er scheinbar geschmeidiger als Burian, der jede territoriale Konzession ablehnt, die übrigens auch Czernin bekämpfte, wenn Rumänien nicht dafür aktiv in den Krieg an der Seite des Zweibundes eintrete. Tisza ist dagegen schließlich bereit gewesen, die drei südlichsten Bezirke der Bukowina schon für den Preis der Munitionstransporte zu opfern, aber abgesehen von dem Druck der deutschen Politik, der ihm allein dieses Zugeständnis abzwang, hat er es doch nur gebracht, um dadurch die Integrität des ungarischen Siebenbürgen zu retten, von dem er in keinem Augenblick der Verhandlungen auch nur einen Fuß breit aufzugeben bereit war. Die Zugeständnisse, die er nach härtesten Auseinandersetzungen auch mit Erzberger (S. 228ff. Mit einem merkwürdigen Mißverständnis zwischen beiden über das Ergebnis ihrer mündlichen Besprechung. In persönlicher Unterhandlung mit dem energischen Ministerpräsidenten hat Erzberger scheinbar seine Forderungen nicht mit dem Nachdruck vertreten, die eine ganz irrige Auffassung auf der Seite des letzteren ausschloß.) schließlich machte, sicherten den siebenbürgischen Rumänen stärkere parlamentarische Vertretung und größere Rücksichtnahme in Schulfragen, Verwaltungs- und Sprachrecht zu, irgendwelche politische Autonomie schließen sie aus, da Tisza kein Rütteln an dem einheitlichen politischen Gefüge des magyarischen Herrenstaates gestattete.

Bei aller imponierenden Stärke bleibt so die Starrheit dieses echten Vertreters der ungarischen Rasse sich in jedem Stadium des Krieges gleich. Die Tragik seines Ringens um jeden Fußbreit ungarischer Erde, die Schüßler beleuchtet hat, wird auch durch die neuen Dokumente wieder eindringlich heraufbeschworen. Tisza, so zuversichtlich er sich nach außen erscheinen lassen möchte, um schwächere Naturen aufzurichten, hat die verzweifelte Schwere des Kampfes um die magyarische Herrenstellung nicht verkannt. Hinter seiner Unerschütterlichkeit liegt ein an Fatalismus grenzender Pessimismus. Die starre Energie seines Wesens hat ihn jeden Versuch ablehnen lassen, andere Wege zu gehen, als den des Kampfes um den ganzen und vollen Einsatz. Die Frage, ob eine opportunistischere Politik während des Krieges der Sache Ungarns und damit auch Österreichs besser hätte dienen können, wird kaum eindeutig beantwortbar sein. Auf längere Dauer freilich war die Unbeugsamkeit, mit der er die ungarische Machtstellung verteidigte, eine staatsmännische Unmöglichkeit, sei es, daß der Rahmen der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie fiel oder erhalten blieb. So bestätigen doch auch die neuen Materialien deutlich, daß, trotz der bedeutenden Persönlichkeit, der Staatsmann Tisza zu allmächtig von dem ungarischen Patrioten überwuchert wurde.

Halle a. S. Hans Herzfeld.

Nachrichten und Notizen.

Jacob-Friesen, K. H. Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Stand und Kritik der Forschung über Rassen, Völker und Kulturen in urgeschichtlicher Zeit. Veröffentlichungen der urgeschichtlichen Abteilung des Provinzial-Museums zu Hannover, Bd. I, 4°, 238 S. u. 18 Abb. Hannover 1928 (Helwingsche Verlagsbuchhandlung).

Überaus umfangreich ist das Material, welches die Urgeschichtsforschung und ihre Hilfswissenschaften seit nahezu einem Jahrhundert aufspeicherten und buntgestaltig waren und sind demgemäß auch die Theorien und Schulmeinungen, die sich auf ihnen aufbauten, dem „Hin und Her“ der Erkenntnis folgend.

So ist es denn dem Interessenten keineswegs mehr leicht, das Sichere und das noch Ungewisse, das Kontrollierbare und das mehr oder minder Hypothetische, das Fruchtbare und das Abgetane genau zu bewerten und zu sichten, zumal die an sich rein sachlichen Probleme begreiflicherweise in vielen Fällen eine gefühls- oder einseitig schulmäßige Einstellung erfuhren. Wir begrüßen es daher dankbar, daß ein berufener Fachmann von der Bedeutung Jacob-Friesens sich der keineswegs leichten Aufgabe unterzog, die Forschungsziele und Ergebnisse der Anthropologie, Philologie und Archaeologie (Kulturhistorie) von neuem in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu überprüfen, um dadurch zu Wertmaßstäben und Werturteilen des heutigen Standes dieser Wissenszweige zu gelangen.

Obwohl sich Jacob-Friesen bis zu einem gewissen Grade auf großzügige Allgemeinüberblicke zu beschränken hatte, so ist doch der Stoff in allen wesentlichen Punkten erschöpft; das Werk ist klar und selbständig geschrieben, ansprechend und fesselnd, keineswegs ermüdend oder überladen. Durch das ganze Buch zieht ein positivistischer Zug, getragen von dem Bemühen, das Sichere und Bleibende, von dem Schwankenden, noch Offenem zu trennen, ist es doch vielfach noch nicht restlos gelungen, weittragende Fragen, wie jene der Rassenbestimmung, Indogermanen und andere exakt zu umschreiben. Die von einer außerordentlichen Fülle historischer Daten und positiver Wegeangaben durchsetzte Veröffentlichung ist berufen, klärend und reinigend, wie Höhenluft, zu wirken: klare Fragestellung bereitet ja die Antwort vor, kritische Sonderung befreit das wirklich Brauchbare von unnützem Schutte, mag auch mehr als eine Gruppe oder Schule daran entrüstet „Anstoß nehmen“. Auch unsere derzeitigen Auffassungen sind vielfach nichts Endgültiges, sondern Durchgangsphasen der Erkenntnis, an die sich noch jahrelange, geduldige analytische Forschungsarbeit zu reihen hat. Darauf hingewiesen zu haben ist der Sinn und Wert des ausgezeichneten Buches, welches wir allen empfehlen, denen es darum zu tun ist, sich ein Bild der Urgeschichtsforschung zu erarbeiten, wie es dem derzeitigen Stande der Wirklichkeit entspricht.

Madrid. Hugo Obermaier.

Inscriptiones Latinae Christianae Veteres. Edidit Ernestus Diehl. Vol. III, Fasc. 1. Berlin, Weidmann. 80 S. gr. 8⁰. Preis *RM* 3,75.

Nachdem der Verfasser in den ersten zwei Bänden die große Masse der altchristlichen lateinischen Inschriften mustergültig herausgegeben hatte, erscheint nun mit vorliegendem das erste Heft der Indices, das den Index nominum von A—Hil bietet. War die Sammlung und Anordnung der Inschriften selbst schon eine Arbeit voll Mühe und Entsagung, so ist das hier fast in noch höherem Maße der Fall. Denn der Index ist mit einem staunenswertem Fleiße gearbeitet und mit einer Sicherheit und Klarheit im Druck ausgestattet, die die Orientierung des Lesers in einem so schwierigen Gebiete auf das schnellste bewirkt. Von großer Wichtigkeit war hier die ja in den Inschriften fast bis zur Unkenntlichkeit verderbte Orthographie der Eigennamen aufzuklären und dem geschichtlich oder sprachlich eingestellten Benutzer aus dieser Verwirrung der ursprünglichen Formen sicher herauszuhelfen. Diehl hat auch in dieser Beziehung Außerordentliches geleistet und durch reichliche Verweisungen und Erklärungen dem Leser ungemein viel Arbeit erspart. Wissenschaftliche Genauigkeit und hervorragende Drucktechnik haben sich hier zu einem mustergültigen Werke vereinigt.

Niederlößnitz bei Dresden. M. Manitius.

Professor Fr. Wagner, Die Römer in Bayern. Verlag Knorr & Hirth, München 1928.

Das in vierter Auflage vorliegende Heft wendet sich in viel stärkerem Maße, als es etwa Stähelins Helvetierbuch[1] tut, mit dem es zwar hinsichtlich der äusseren Anlage viel Ähnlichkeit hat, an die weitesten Kreise, um diesen die Ergebnisse der römischen Forschung in Bayern nahezubringen. Immerhin sind die wichtigsten Literaturnachweise in den Anmerkungen zusammengestellt, um dem Leser allenfalls weiterzuhelfen. Das Ganze bietet eine brauchbare, verläßliche Übersicht, nicht nur für den Einheimischen, sondern auch für den Fernerstehenden, wenn ihm um eine rasche Orientierung zu tun ist. In großen Zügen wird zuerst der geschichtliche Verlauf bis zu den letzten Maßnahmen des Kaisers Valens und der langsamen Auflösung des Limes klargelegt. Dann folgt die Organisation des Heeres mit dem allmählichen Eindringen der Barbaren und dem schließlichen Übergang zu den militarisierten Bauern. Für die Art der Lagerbauten bietet Kastell Eining ein treffliches Beispiel, läßt es doch seine Entwicklung über drei Jahrhunderte verfolgen. Leider kann Augsburg nicht als Muster für die römischen Ortsanlagen herangezogen werden, da die entsprechenden Schichten viel zu tief unter der heutigen Stadt liegen; dafür bietet jedoch Kempten diesen Einblick in geradezu idealer Weise, weil fast alle Stadtteile im Wiesengrund stehen. Für den Verkehr waren die Straßen von ausschlaggebender Bedeutung; wie die Wissenschaft solche aus geringfügigen Spuren nachweisen kann, wird dem Leser in Wort und Bild klargemacht; allerdings ist hinsichtlich des Alters der Straßen stets Vorsicht geboten; nicht alle mittelalterlichen sogenannten Hochstraßen gehen auf römische Anlagen zurück. Bunt stehen im Kunstgewerbe die Erzeugnisse des Eroberers neben denjenigen der ursprünglichen Bevölkerung. Dabei besitzt deren Produktion viel Eigenkraft, so daß sie auch neben der Importware, besonders wenn sie deren Eigentümlichkeiten etwas kopiert, be-

[1] Im Anschluss an die in Band XXV Seite 111 erfolgte Anzeige von Stähelin „Die Schweiz in römischer Zeit" sei mitgeteilt, daß im Laufe dieses Jahres eine zweite Auflage erscheinen wird.



stehen kann. Religion und Kultus bieten ein vielseitiges, jedoch ebenso lückenhaftes Bild wie in der benachbarten Schweiz; neben dem Eindringen der orientalischen Götter ist zähes Festhalten am Überkommenen zu beobachten, wie etwa im Mütterkultus.

Zahlreiche Bilder, ein nützliches Sachregister, Straßenkarte und Pläne erhöhen den Wert der Publikation, die, wie gesagt, vor allem dem gebildeten Laien wertvolle Erkenntnisse vermitteln will.

Schaffhausen. P. Schoch.

Rudolf Lehmann, Bibliographie zur Geschichte der Niederlausitz. Berlin 1928. In Komm. Gesellius. (= Brandenburg. Bibliographien, Bd. 3. = Veröffentlichungen der Histor. Kommission f. d. Provinz Brandenburg u. d. Reichshauptstadt Berlin II.)

Diese als Band III der Brandenburgischen Bibliographien (vor der geplanten der Mark und der Stadt Berlin) erscheinende bibliographische Arbeit muß als sehr verdienstvoll und erwünscht angesehen werden. Denn an guten bibliographischen Nachweisen der Literatur über einzelne deutsche Landschaften fehlt es noch. Daß uns zudem über die in der allgemeinen deutschen Geschichte zwar wenig bekannte, aber durch ihre mannigfaltigen Schicksale nicht weniger interessante Niederlausitz nun eine gründliche und sachkundig angelegte Sonderbibliographie vorliegt, ist um so mehr zu begrüßen, als bisher meist nur die Literatur der benachbarten Oberlausitz berücksichtigt und nachgewiesen wurde. Die Vorarbeiten zur bibliographischen Erfassung der Literatur der Niederlausitz waren daher sehr geringfügig, und der Verfasser mußte so größtenteils selbst das Material sammeln. 45 einschlägige Zeitschriften hat er seiner Durchsicht unterzogen und an allen in Frage kommenden Bibliotheken und Archiven Nachforschungen angestellt. Berücksichtigt wurden Aufsätze in periodischen Zeitschriften, dagegen mit wenigen Ausnahmen nicht Zeitungsaufsätze, was man vielleicht doch bedauern kann. Die Anlage der Bibliographie selbst, d. h. die Anordnung des Stoffes, an schon vorliegende Schemata, vor allem das der Sächsischen Bibliographie angelehnt, ist als gut gegliedert zu bezeichnen. Seiner Bedeutung für die Geschichte einer kleinen Landschaft entsprechend steht das Kapitel „Heimatkunde" (Volkskunde) an der Spitze. Familiengeschichtliches ist am Schluß beigefügt. Sehr willkommen werden einige, die Benutzung der Bibliographie erleichternde, technische Hilfsmittel sein, so das Anbringen von Verweisen, Zusätze über den Inhalt bei manchem undurchsichtigen Titel, schließlich die Anfertigung eines Orts-, Personen- und Sachregisters neben dem Verfasserregister.

Needon.

Brandt-Wölfle, Schleswig-Holsteins Geschichte und Leben in Karten und Bildern. Ein Nordmark-Atlas. Altona und Kiel, W. Mühlau, 1928. 113 S., 56 Karten, 18 Diagramme, 13 Bilder und 376 Abbildungen. 24.— RM.

Ein gut ausgestattetes Bilder- und Kartenwerk, um das alle Provinzen unseres Vaterlandes die Nordmark beneiden können. Es ist als Ergänzung zu Brandts bekanntem kleinen Grundriß gedacht (Geschichte Schleswig-Holsteins, Kiel, 2. A. 1926, vgl. ds. Zs. 23. Jahrg., 1926, S. 417). Die scharfe Umreißung der Hauptlinien der politischen Geschichte im Grundriß erfährt hier eine Verbreiterung nach der kulturgeschichtlichen Seite hin. Landeskunde und Volkskunde, Kunstgeschichte und Kunstgewerbe, sozialer Aufbau, Verfassungsfragen, Siedlungswesen sowie die

Zusammenhänge zwischen der Geschichte Schleswig-Holsteins und der Deutschlands und Nordeuropas, von historischen Zeiten an bis in die Tage der jüngsten Vergangenheit hinein, alles wird hier durch ein reiches, geschickt ausgewähltes Bildermaterial, durch Karten, Tabellen und graphische Darstellungen anschaulich gemacht. Mit Freuden erkennt man die ordnende Hand des Fachhistorikers, der glücklich die Gefahr gebannt hat, der ähnliche Werke kulturgeschichtlicher Art oft unterliegen, daß aus dem Ganzen eine zusammenhanglose Masse anekdotenhafter Züge wird.

Im allgemeinen redet der Atlas eine Sprache, die auch dem Nichtfachmann ohne weiteres verständlich ist. Bei einigen Tafeln allerdings, wie bei der schematischen Darstellung der Rechts- und Verfassungsverhältnisse, des sozialen Aufbaus, sowie vor allem bei dem als Beilage angefügtem Stammbaum der schleswig-holsteinischen Geschichte von P. von Heedemann-Heespen, werden viele Leser einer anderweitigen Anleitung und Erklärung nicht entbehren können. Dankenswerterweise finden sich vielfach Hinweise auf die einschlägigen Kapitel des Grundrisses, gelegentlich auch auf andere neuere Werke.

Man kann nur wünschen, daß das Buch die Verbreitung gewinnt, die es verdient, und daß der hier so glücklich durchgeführte Versuch, die Geschichte der Heimat weiten Kreisen nahezubringen, auch in anderen Teilen unseres Vaterlandes Nachahmung finden möge.

Greifswald. Johannes Paul.

E. Schnippel, Die englischen Kalenderstäbe. (= Beiträge zur englischen Philologie, herausgegeben von Max Förster, Heft 5.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1926. 111 S. u. 8 Tafeln.

Wie früher die skandinavischen, untersucht hier der Verfasser die englischen Kalenderstäbe. Es handelt sich um vierkantige Stäbe, die einen immerwährenden julianischen Kalender darstellen. Buchstaben sind ganz vermieden, eingekerbte Striche, ein auf pentadischer Grundlage ruhendes System von Zahlensymbolen, besondere Zeichen für die Attribute der Heiligen und ähnliches sind die Darstellungsmittel. Erhalten haben sich 17 solche Stäbe, von 2 verschollenen gibt es Nachrichten. Keiner wird früher als die Regierung Elisabeths anzusetzen sein. In ländlichen, verhältnismäßig rein angelsächsischen Gegenden haben sie sich bis ins 17. Jahrhundert und ein wenig darüber hinaus im Gebrauch erhalten. Im längsten Abschnitt seiner Schrift bespricht Schnippel die einzelnen Festtage in zeitlicher Reihenfolge und gewinnt auch historisch bemerkenswerte Ergebnisse. Ein so wichtiger Heiliger wie Oswald fehlt auf diesen Kalendern. Feste in Frankreich verehrter Heiliger zeigen den normannischen Einfluß. Der von Heinrich VIII. unterdrückte Festtag des Thomas Becket ist aufgeführt. Hervorhebung oder Nichthervorhebung des Tages der Pulververschwörung, Anwendung der alten oder der verbesserten Goldenen Zahlen sind Anhaltspunkte zur genaueren Bestimmung der Entstehungszeit. Verzeichnisse der sechs bisher bekannten deutschen Holzkalender, der auf den englischen vermerkten Kalendertage, ein reichhaltiges Register und 8 Tafeln beschließen das gründliche Buch.

Leipzig. Paul Kirn.

Alfred Schultze, Das Testament Karls des Großen. Sonderdruck aus der Gedächtnisschrift für G. v. Below „Aus Sozial- und Wirtschaftsgeschichte". Stuttgart (W. Kohlhammer) 1928. 37 S. 8°.

Dem Gedächtnis seines Freundes hat A. Schultze eine verdienstvolle subtile Studie über Karls des Großen Divisio thesaurorum et pecuniae ac vestium aliaeque suppellectilis (Einhard, Vita Karoli Magni c. 33) vom Jahre 811 gewidmet. Im ersten Teil analysiert der Verfasser in lichtvoller Weise den Text des „Testamentes", das sich als eine in den Formen einer Constitutio regis erlassene letztwillige Verfügung über die kaiserliche Fahrhabe charakterisieren läßt. Ihre Bestimmungen gliedern sich in eine sofort wirksame Schenkung von zwei Dritteln des am Tage der Divisio vorhandenen Königshortes an die 21 Metropolitankirchen des Reiches, wobei der römische Bischof als primus inter pares eingereiht wird, und in eine Verfügung von Todes wegen, die das dem Kaiser noch vorbehalten gebliebene Schatzdrittel und die sonstigen Bestände umfaßt, die am Todestage oder am Tage der freiwilligen Weltflucht des Kaisers in seiner Schatz- und Kleiderkammer vorliegen würden; von dieser Masse wird für den genannten Stichtag das erste Viertel ebenfalls den Metropolitankirchen zugedacht, das zweite der Nachkommenschaft des Kaisers, das dritte nach Christenpflicht den Armen und das letzte simili modo nomine eleimosinae den Knechten und Mägden des Palastes. Der Verfasser weist dabei nach, daß dem Kaiser bei der Erbregelung, die seine Nachkommen betrifft, das ribuarische Recht vorgeschwebt haben muß.

Im zweiten Teil seiner Studie untersucht sodann der Verfasser eingehend, wie diese Divisio — nach Inhalt und Sprache ein Kabinettstück der karolingischen Kanzlei — nach Karls Tode de facto ausgeführt worden ist. Er kommt dabei zu Ergebnissen, die zum Teil von allgemeiner rechtsgeschichtlicher Bedeutung sind. Ludwig hat zwar die dem Seelenheil dienenden Bestimmungen des Kaisers getreulich ausgeführt, aber außerdem, wie der Bericht Nithards (Historiarum lib. I c. 2) bei richtiger Interpretation bezeugt, durch eine Auseinandersetzung in bezug auf die Geldhinterlassenschaft des Kaisers unter Einhaltung des gesetzlichen Erbfolgerechtes ergänzt. Es stellt sich hierbei unter anderem für die Forschung heraus, daß vermutlich ein gesetzliches Freiteilsrecht des Hausvaters im gemeinfränkischen Rechte bestand und daß dieser gemeinfränkische Freiteil nicht einem Kindeskopfteil entsprach, sondern — wie angelsächsisch und normannisch auch — ohne Rücksicht auf die Kinderzahl ein festes Drittel betrug. Darüber hinaus gelingt es dem Verfasser, wahrscheinlich zu machen, daß wir das sogenannte Testament Karls neben der Ordinatio imperii von 817 als einen Beleg dafür zu buchen haben, daß die Arnulfinger-Karolinger doch wohl Ribuarier gewesen sind, obschon die Lage der Stammgüter des Geschlechtes dagegen spricht: eine Frage, die — wie der Verfasser betont — noch der weiteren Klärung bedarf. W. Stach.

Adolf Diestelkamp. Geschichte der Halberstädter Dombibliothek im Mittelalter. S.-A. aus: Sachsen und Anhalt. Jahrbuch der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt. Bd. 3 (1927). S. 177—225.

Die mittelalterliche Bibliotheksgeschichte kennt vornehmlich nur Klosterbüchereien. An Umfang und Bedeutung stehen ihnen gewiß nach die Bibliotheken an den Bischofskirchen. Trotzdem verdienen diese nicht mindere Beachtung, wie es z. B. die ältere Arbeit von Falck über die Mainzer und eine jüngere von Fliegel über die Breslauer Dombibliothek erweisen. Ihnen reiht sich die obenangezeigte Arbeit über die Halberstädter Dombibliothek an. Die dieser Bücherei einst angehörenden Handschriften befinden sich nur noch zum kleinsten Teil im heutigen

Domschatz. Der größere Teil ist in der Bibliothek des Halberstädter Domgymnasiums verblieben und hat schon vor Jahren in Gustav Schmidt einen liebevollen Bearbeiter gefunden. Ein anderer Teil der Handschriften, die juristischen, wurde 1824 an die Universitätsbibliothek Halle abgegeben. Ihre Zusammenstellung und ausführliche Beschreibung bildet einen Hauptabschnitt der Arbeit Diestelkamps. Er gibt damit eine Ergänzung der Schmidtschen Arbeit, so daß jetzt sämtliche erhaltenen Handschriften der ehemaligen Dombibliothek verzeichnet sind. Zum andern veröffentlicht Diestelkamp ein Inventar der Dombibliothek von 1465. Die große Reihe der mittelalterlichen Bibliothekskataloge wird dadurch um einen weiteren vermehrt. Er ist erhalten in einer Abschrift von 1525 und findet sich im Magdeburger Staatsarchiv. Der Katalog gibt den Bücherbestand vom Jahre 1465 wieder, der neben theologischen Schriften besonders reich an juristischen Werken ist. Er läßt zugleich erkennen, daß sich nicht alle Handschriften der Dombibliothek bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Dunkel ist die frühere Geschichte der Bibliothek, und spärlich nur sind die Andeutungen darüber, wie die Bibliothek zustande gekommen ist. Zumeist handelt es sich um Geschenke, wie z. B. die große Überweisung aus dem Besitz des Dekans Themo. Verschwindend ist der Erwerb von Büchern durch Abschreiben oder Kauf. Die Arbeit von Diestelkamp ist übersichtlich angelegt, doch wünschte man in mehreren Punkten noch gern genauere bzw. bestimmtere Angaben. Wie verhält es sich z. B. mit der libraria vicariorum? War sie abseits der Kapitelbibliothek aufbewahrt? Und wie ist die diesbezügliche Bestimmung des Dompropstes Hake (S. 189) zu verstehen? Wo ist diese libraria verblieben? Genauere Mitteilungen wären auch über die Privatbibliotheken der Domherren wünschenswert. Andeutung der Namen wäre schon sehr wertvoll gewesen. Die auf S. 182 erwähnte biblioteca „muß“ nicht mehrere Werke umfaßt haben. Es kann doch auch eine Bibel gewesen sein. Der Ausdruck begegnet in diesem Sinne doch sehr häufig. Unter Albrecht von Rikmersdorf auf S. 180 wird nicht leicht jedermann den bekannten Albertus de Saxonia erkennen. Vielleicht ließe sich hierzu auch etwas leichter zugängliche Literatur (Heidingsfelder) zitieren als gerade ein Aufsatz aus der Magdeburgischen Zeitung. In der Beschreibung der Handschriften ab S. 196 fällt auf, wie wenig der Einband berücksichtigt worden ist. Nach den neuen Arbeiten von A. Birkenmajer, Gottlieb (in „Belvedere“), Haseloff (in „Miscellanea Fr. Ehrle“) und Minns, die doch besonders den Wert und die Bedeutung auch Halberstädter Handschriften und Einbände erkennen lassen, hätte man über diesen Punkt von Diestelkamp wenigstens einige Andeutungen erwarten dürfen. H. Herbst.

Franziskanische Studien. 12 (Münster 1925) und 13 (1926) sowie Beihefte 10 und 11.

Den in dieser Zeitschrift 23 (1926), 271f. angezeigten Thüringer- und Jeiler-Heften folgt jetzt die Bayernnummer, welche Dag. Stöckerl mit einem Gang durch die Jahrhunderte der bayrischen Franziskanerprovinz (12, 1—21) einleitet. Die Provinz entstand 1625 aus der früheren oberdeutschen Observantenprovinz und wurde von italienischen Reformaten begründet. Bernardin Lins hat ihre Schicksale in seiner „Geschichte der bayrischen Franziskanerprovinz zum hl. Antonius von Padua von ihrer Gründung bis zur Säkularisation 1620—1802“ (München, Pfeifer, 1926) besonders behandelt. Einzelne Zweige ihrer Geschichte erläutern in

vorliegendem Hefte folgende Aufsätze: Th. Kogler, Das Studium bis 1800 (22—38); Erh. Schlund, Die wissenschaftlichen Studien (39—52; seit 1827 insbesondere in der Ordenshochschule St. Anna zu München); M. Hartig, Die Franziskaner und der deutsche Kirchenbau (53—65); S. Keck, Baumeister und Maler (156—158); Joh. Stöckerl, Religiöses Leben und Seelsorge bis zur Säkularisation (66—84); H. Dausend, Die Liturgie (85—99); Bern. Lins, Die Missionare aus der Provinz (100—124); O. Keicher, Die Ordensseminarien (Collegia Seraphica) der Provinz (125—129; Landshut und Bamberg); Parth. Minges, P. Petrus v. Hötzel O.F.M., Bischof von Augsburg 1836—1902 (130—155; Beziehungen zu Doellinger); F. Doelle. Der Münchener xylographische Ablaßbrief von 1482 (172—173; der erste Münchener Druck und einzige Ablaßbrief in Holzschnitt). Die erste Auflage der Bayernnummer war bald vergriffen, so daß Verlag und Dag. Stöckerl sich entschlossen, eine zweite Auflage fast unverändert als selbständige Schrift herauszugeben unter dem Titel: „Die bayrische Franziskanerprovinz. Ihr Werden, ihr Wirken und ihre Klöster. Mit 33 Bildtafeln. Münster 1925.“ Außerdem hat Th. Kogler seinen Beitrag in erweiterter Form als Beiheft 10 der Franziskanischen Studien „Das philosophisch-theologische Studium der bayrischen Franziskaner. Ein Beitrag zur Studien- und Schulgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts“ (XV und 104 S., 1925. *RM* 4,50) herausgebracht. Die Arbeit ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der sogenannten Hausstudien der Orden, deren Unterrichtsweise sich mehr und mehr dem heutigen Universitätsbetriebe nähert. Die Unterrichtsmethode war bis ins 18. Jahrhundert durchaus scholastisch, so daß eine Erstarrung eintrat, die der Aufklärung den Weg ebnete. Das vierjährige Studium sollte in erster Linie tüchtige Seelsorger heranbilden. Das maßgebende Lehrbuch war die Dogmatik des Dalmatius Kick (1765—1768). Berühmt war der Unterricht des Freisinger Dompredigers P. Franz Ampferle (1601ff.). — Die übrigen Hefte des Jahrganges bringen unter anderem nachbenannte Beiträge zur Geschichte von Ordensmännern: Mich. Bäuerle, Lehre des hl. Bonaventura über das Gnadenvollmaß der Gottesmutter (12, 177—183); H. Lübbing, Zur Biographie des Bartholomaeus Anglicus (254—257; Enzyklopädist in Paris, starb in Magdeburg nach 1235); Frz. Federhofer, Die Philosophie des Wilhelm von Ockham im Rahmen seiner Zeit (273—296); P. Minges, Der hl. Thomas über die Lehre von der unbefleckten Empfängnis (297—311); Joh. Hofer, Johannes Kapistran und der „Herzog Paul von Ägypten“ (257—260; ein Zigeuner-Herzog in Arnstadt 1452); Bon. Kruitwagen, Bio-bibliographisches zu Ludovicus de Prussia und seinem Trilogium animae (Nürnberg 1498) (347—363; Ludwig Wohlgemuth aus Heilsberg starb wohl 1494) und zwei dogmatische Abhandlungen von Jos. Klein über die Lehre des Joh. Duns Skotus vom Glauben (185—212) und von der Hoffnung (312—346). Der Verfasser behandelt im 11. Beiheft der Franziskanischen Studien „Die Charitaslehre des Johannes Duns Skotus“ (XIV und 79 S., 1926, *RM* 3,60), das für die Geschichte des Gottesbegriffes und der Einwirkungen auf die sogenannte „Krisistheologie“ (K. Barth) der Protestanten nicht ohne Bedeutung ist. — Endlich seien genannt: L. Lemmens, Die Geschichte der Franziskanermissionen in der Vatikanischen Ausstellung (238—253); P. Rathscheck, Grundstein-Urkunde der Franziskanerkirche St. Wolfgang in Kreuznach (374—377; gegründet 1715); St. Steffen, Marienthal—Marienstatt (261—266; ein Directorium manuale von 1769) und P. B. Zierler, Das Kapuzinerhospiz in Wurmlingen (213 bis 237).

Der 13. Jahrgang wird eröffnet mit einer Ehrengabe der 10 deutschen Ordensprovinzen zur Erinnerung an den Heimgang des hl. Franz v. Assisi am 3. Oktober 1226, an der sich auch Angehörige anderer Orden, weltliche Forscher und ein reformierter Theologe (P. Sabatier) beteiligt haben. Vorangestellt sind eine „Provinzen-Einteilung im deutschen Sprachgebiet" von Herib. Holzapfel (13, 1—4) und ein Verzeichnis der Franziskanerklöster in der Rheinprovinz (5—32) von Frz. Jansen, ein sehr erwünschter Beitrag zur „Germania sacra". Dann folgt eine Reihe von Aufsätzen, welche die Bedeutung des hl. Franz im religiösen Leben seiner Zeit und der Neuzeit von den verschiedensten Seiten aus beleuchtet: F. Imle, Der Einfluß der franziskanischen Religiosität auf das deutsche Volk (96—119); Gg. Pfeilschifter, Die religiöse Mission des hl. Franz (213—232; „er war in Wahrheit ein zweiter Christus"); Al. Mager, Der hl. Franziskus und sein Orden im religiösen Leben (233—246; eine gute Würdigung benediktinischer, franziskanischer und ignatianischer Frömmigkeit von einem Benediktiner); Th. Soiron, Franziskus, der Mann Gottes (247—262); Jak. Strieder, Die sozialpolitische Bedeutung des hl. Franziskus (263—276; das Armutsideal Fr.'s als die stärkste Reaktion der mittelalterlichen Menschheit gegen Kapital und Mammon); Fr. Skutella, Franziskus und Benedikt (397—399); H. Dausend, Die Weihnachtsfeier des hl. Fr. in Deutschland und Greccio (294—304); P. Sabatier, Kurze Bemerkungen zur historischen Bedeutung des Sacrum Commercium Beati Francisci cum Domina Paupertate (277—282; 1227 verfaßt, 1900 herausgegeben von Ed. v. Alençon, der als Verfasser den ersten Generalminister des Ordens Joh. Parenti nachweist, während bisher Joh. v. Parma als Verfasser galt); B. Kleinschmidt, Franziskus auf altdeutschen Pestbildern (83—95); Bon. Kruitwagen, Der Nürnberger Einblattdruck „Rosarium beati Francisci" [1484], eine Arbeit Nikolaus Glaßbergers? (54—82; ein Baum, dessen Rosen von den Heiligen und Seligen der drei Orden des hl. Fr. gebildet werden, in der Wiener Hofbibliothek); Mich. Bihl, Eine angebliche rheinländische Quelle des ersten Franziskusbiographen (33—53; widerlegt die Annahme, daß Caesarius von Heisterbachs „Dialogus Miraculorum" die Quelle für Thomas von Celano, den ersten Custos der deutschen Provinz, gewesen sei). Der Aufsatz von M. Straganz, Das kaiserliche Erzhaus Österreich und der seraphische Orden (159—196) schildert die Tätigkeit der Franziskaner als Beichtväter und Berater von Rudolf v. Habsburg bis in die neueste Zeit. Zur Geschichte der Predigt und des Gottesdienstes sind zu nennen: Joh. Hofer, Die Predigttätigkeit des hl. Johannes Kapistran in deutschen Städten (120—158; die zahlreichen überlieferten Predigten sind keine wörtlichen Nachschriften; ihr Aufbau entspricht modernen Exerzitien- und Missionsvorträgen); Fl. Landmann, Zum Predigtwesen der Straßburger Franziskanerprovinz in der letzten Zeit des Mittelalters (337—365; eine gründliche quellenmäßige Arbeit über die reiche Predigttätigkeit, wie sie der Verfasser bereits für Westfalen geliefert hat); H. Dausend, Die Brüder dürfen in ihren Niederlassungen täglich nur eine hl. Messe lesen (207—212). Der Jesuit K. Richstätter (Die Verdienste der deutschen Franziskaner um die Herz-Jesu-Verehrung im Mittelalter) behandelt in erster Linie Berthold v. Regensburg, David v. Augsburg, Heinrich Herp, Dietrich Coelde und Stephan Fridolin (283—293). Zur Schulgeschichte sind anzumerken: D. Stöckerl, Die deutschen Franziskaner auf süddeutschen Universitäten (305—323; Ingolstadt und Heidelberg); Bern. Lins, Das philosophisch-theologische Studium der bayrischen Franziskaner (324—336; Kritik der obengenannten Arbeit Koglers) und Eug.

Schatten, Die Franziskanergymnasien im Bereiche der sächsischen Ordensprovinz bis zu ihrer Aufhebung im 19. Jahrhundert (366—384; Dorsten, Vechta, Rheine, Warendorf, Vreden, Geseke, Wipperfürth, Recklinghausen, Rietberg, Meppen, Osnabrück und Coesfeld). Corn. Schröder weist auf die 1924 erschienene Neuausgabe des Johannes Pauli hin (393—397). Ew. Müller berichtet von der Tätigkeit der Fuldaer Franziskaner als Feldkapläne und Militärkuraten seit dem 17. Jahrhundert (400—405).

Breslau. Wilhelm Dersch.

Patrick J. Barry, Die Zustände im Wiener Schottenkloster vor der Reform des Jahres 1418. Aichach, Lothar Schütte 1927. 106 S. 4 *RM*.

Als die Melker Reform, angeregt durch Wiener Universitätskreise, durchgeführt von den durch Vermittlung des Konstanzer Konzils aus Subiaco zurückgerufenen deutschen Benediktinern, im Jahre 1418 ihre Tätigkeit in Österreich begann, war das Wiener Schottenkloster eines der ersten, das dieser Umgestaltung unterworfen wurde. Schon in dem Programm der Bewegung, das Nikolaus von Dinkelsbühl Ende 1415 dem Herzog Albrecht V. vorlegte, hatte er neben allgemeinen Maßregeln, wie in den bestehenden Klöstern Platz zu schaffen sei für die Reformmönche, besonders das Wiener Schottenkloster ins Auge gefaßt — nach früherer Meinung als Beispiel eines schlechtverwalteten Klosters, nach des Verf. Interpretation nur als juristischen Ausnahmefall, der wegen der privilegierten Stellung der Schotten eine besondere rechtliche Behandlung verlangte. Daher wurde eine Bulle von Martin V. erwirkt, die jene Privilegien brechen und die Aufnahme deutscher Mönche im Schottenkloster erzwingen sollte. Daraufhin wurde das Kloster am 1. August 1418 visitiert; da die 7 „Schotten" (= irischen Benediktiner), die bisher dort lebten, nicht neben deutschen Mönchen im Kloster bleiben wollten, so mußten sie abziehen; seitdem war das Schottenkloster die „Pflanzschule der Melker Observanz". Diese Vorgänge sind im ersten Teil der Arbeit — nach einem Überblick über die Geschichte des Klosters seit seiner Gründung (um 1258 von St. Jakob in Regensburg aus) — ausführlich dargestellt[1]. Aber dem Verfasser kommt es eigentlich auf etwas anderes an: er versucht eine Ehrenrettung seiner Landsleute, der letzten Schotten in Wien. Seit der Bulle Martins V. standen sie in schlechtem Ruf; man warf ihnen Mangel an Disziplin, wirtschaftliches Unvermögen und andeutend sogar moralische Mißstände vor. Wahrscheinlich haben die Reformer, um das besondere Vorgehen gegen das Schottenkloster zu rechtfertigen, dabei Zustände, wie sie vor der Reform „wohl mehr oder weniger überall zu finden waren", tendenziös übertrieben. Auch in dem um 1466 von einem Mönch des (reformierten) Schottenklosters geschriebenen Memoriale über die Reform ist offenbar die Schilderung des Zustands vor der Reform durch die Tendenz getrübt, die Enteignung der Schotten zu rechtfertigen — wahrscheinlich um neuere Ansprüche des Regensburger Stammhauses auf das Wiener Kloster zu entkräften. Weiter zeigt der Verf., daß das Memoriale die Zustände vor 1418 an den Forderungen der Observanz mißt und dabei natürlich den Schotten und ihrer historisch bedingten Lage nicht gerecht wird; freilich ist das nicht eben über-

[1] Teils knapper, teils ergänzend hat gleichzeitig F. X. Thoma diese Vorgeschichte der Melker Reform behandelt in einem Aufsatz: Petrus von Rosenheim, ein Beitrag zur Melker Reformbewegung; in: Studien und Mitteilungen zur Gesch. des Benediktinerordens 45 (N. F. 14), 1927, 94—222.



raschend, ist vielmehr das Verhalten und schließlich das Recht jeder Reformbewegung. Bedenklicher ist, daß im Memoriale einige derbe Beschuldigungen der Wiener Schotten aus einer auf die Nürnberger Schotten bezüglichen Quelle übernommen scheinen; aber gerade diese Beziehung vermag der Verf. nicht völlig zu klären. Gewiß ist das Memoriale nicht als reine historische Darstellung verwertbar, ebensowenig die 1583 geschriebene Geschichte des Klosters von Joh. Rasch, die sich auf die alten trüben Quellen verläßt, neue Irrtümer zufügt und eine ähnliche Tendenz verfolgt. Man mag also dem Verf. zugestehen, daß die besonderen Vorwürfe gegen die Wiener Schotten der quellenmäßigen Begründung entbehren, daß „die Schotten weder schlimmer noch besser als andere Benediktiner" waren. Aber lohnt diese Feststellung soviel kritischen Aufwand? Auch diese Ehrenrettung muß ja den wirtschaftlichen Niedergang der Schottenklöster zugestehen, die ihre sinnvollen Funktionen von einst verloren hatten. Von der Verantwortung dafür glaubt der Verf. die Schotten entlasten zu können durch fortwährenden Hinweis auf die schlechte Lage der allgemeinen Zeitverhältnisse. Aber damit ist so leicht zu operieren; die „Verhältnisse" waren im 15. Jahrhundert gewiß nicht günstiger, trotzdem sind die Reformklöster der Schwierigkeiten besser Herr geworden und haben ihrem Orden eine neue Bedeutung verschafft. Ihr historisches „Recht" ist damit erwiesen. — Die Lektüre des Buches wird unangenehm gestört durch eine äußerst nachlässige Wiedergabe der lateinischen Texte. Besonders bei dem nach der Handschrift zitierten Memoriale muß sich der Leser oft einen sinnvollen Text durch Konjekturen erst herstellen. Mehrfach ist derselbe Text nach derselben Handschrift an verschiedenen Stellen mit beträchtlichen Abweichungen zitiert (S. 65 und 66, 65 und 69). Eine quellenkritische Arbeit darf sich solche Lässigkeit nicht erlauben. H. Grundmann.

Johannes Paul, Engelbrecht Engelbrechtsson und sein Kampf gegen die Kalmarer Union (= Nordische Studien, hrsg. vom Nordischen Institut der Universität Greifswald I). L. Bamberg, Greifswald, 1921. VIII und 96 S.

Es ist allgemein bekannt, daß die von Engelbrecht geleitete Erhebung Schwedens gegen König Erich eine nationale Reaktion gegen die Fremdherrschaft und gegen Erichs Versuche, die Königsmacht nach deutschem Muster zu stärken, den alten Geburtsadel zurückzudrängen, die in Schweden kaum bedrohte alte Freiheit der Bauern zu beschränken, das Land durch fremdländische Vögte zu regieren, darstellt. Engelbrechts Bedeutung charakterisiert Paul mit den Worten: „In einem Zeitraum von kaum zwei Jahren hat er die Grundlagen geschaffen, auf denen Schwedens Staat noch heute ruht: die innere und äußere Freiheit und vor allem ein schwedisches Gemeinschafts- und Nationalgefühl."

König Erich hatte es verstanden, Adel, Geistlichkeit und Bauern in gleicher Weise gegen sich aufzubringen. Wenn die Erhebung gegen ihn 1434 von der Bergwerksbevölkerung in Dalarne ausgeht, wenn ihr Führer der Bergwerksbesitzer Engelbrecht — ein Mann deutscher Herkunft — wird, so mag dafür nach Pauls ansprechender Vermutung die verhältnismäßig enge Verbindung gerade dieser Bevölkerungsschicht mit Deutschland und deren Kenntnis von den zeitweise siegreichen Erhebungen der unteren Schichten der Hansestädte mitbestimmend gewesen sein. Mit der Vertreibung der verhaßten Vögte begann der rasch wachsende Aufruhr. Schon nach den ersten Erfolgen tat Engelbrecht den für das Gelingen des Aufstandes vielleicht entscheidenden Schritt, daß er den Adel für sich gewann, indem er ihm

wichtige Statthalterposten und militärische Kommandostellen vorbehielt. So vermied er den Ausbruch eines inneren sozialen Gegensatzes und richtete die gesamte Kraft der Revolution nach außen. Nur mit Zwangsmitteln konnte er dagegen den Reichsrat nötigen, sich vom König loszusagen und der Bewegung beizutreten. Aber dieser blieb unsicher, und so entschloß Engelbrecht sich 1435, den ersten Reichstag zu berufen, der außer von Prälaten und Ritterschaft auch von Bauern besucht wurde. Dieser Reichstag erwählte ihn zum Reichshauptmann und schuf ihm so eine legale Stellung. Indes der Reichsrat verzichtete nicht auf seine bisherige Machtstellung: es gelang ihm, unter Vermittlung des Deutschordenshochmeisters noch 1435 zu einer Verständigung mit Erich zu kommen, wonach dieser als König anerkannt, die wichtigsten Stellen des Reichsrats mit Gegnern Engelbrechts, im besonderen Karl Knutsson, besetzt wurden. Engelbrecht hat darauf verzichtet, einen Bürgerkrieg zu entfachen und sein Amt als Reichshauptmann niedergelegt.

Jedoch Erichs unvernünftige Selbstherrlichkeit führte rasch zu seinem Bruch mit dem Reichsrat, zu einer neuen Erhebung, an deren Spitze wieder Engelbrecht trat. Und als der Reichsrat nun Karl Knutsson zum Reichshauptmann wählte, erzwangen die Bauern, daß Engelbrecht gleichberechtigt neben ihn trat. Während die neue Erhebung gegen Erich in vollem Gange war, wurde Engelbrecht Ende April 1436, vielleicht mit Wissen seines Rivalen Karl Knutsson, ermordet.

Königsberg. M. Hein.

Handbuch der Geschichte Österreichs und seiner Nachbarländer Böhmen und Ungarn. I. Band. Begonnen von Karl Uhlirz. Bearbeitet von Mathilde Uhlirz. Graz, Wien, Leipzig 1927. Univ.-Buchh. Leuschner & Lubensky. 333 S. 8⁰. 18 RM.

Dr. Mathilde Uhlirz, von der wir auch die Fortsetzung der von ihrem Vater bearbeiteten Jahrbücher Ottos II., die Jahrbücher Ottos III., erhoffen, hat die vorliegende Arbeit als „letztes Vermächtnis" ihres Vaters durchgeführt. Sie hat dessen nachgelassenen Entwurf, der für ein größeres Sammelwerk bestimmt war, sich aber als zu umfangreich für diesen Zweck erwies, zu einer selbständigen Veröffentlichung ausgestaltet, das tatsächlich ein dringendes Bedürfnis deckt. Es gibt in Verbindung mit der äußeren und inneren Geschichte Österreichs eine recht sorgfältige Zusammenstellung der Quellen und Hilfsschriften; wohl jeder, der sich mit österreichischer Geschichte beschäftigt, wird ihr dafür dankbar sein. Deshalb sei auf den I. Band, der bis Joseph II. reicht, hingewiesen: eine ausführlichere Würdigung soll nach dem Erscheinen des Schlußbandes nachfolgen.

Frankfurt a. M. Fedor Schneider.

Hans Schmidt, Vom Leinen zur Seide. Die Geschichte der Firma C. A. Delius & Söhne und ihrer Vorgängerinnen und das Wirken ihrer Inhaber für die Entwicklung Bielefelds 1722—1925. 387 S. Verlag von F. L. Wagener, Lemgo in Lippe.

Der vorliegende Band schildert uns die Entwicklung eines der bekanntesten Seidenfirmen, die von jeher an führender Stelle in der Ravensberger Industrie gestanden hat. So war es gegeben, daß die ganze industrielle Entwicklung des Ravensberger Ländchens mit hineingezogen wurde, es war vielmehr eine Notwendigkeit. Wenn Verfasser am Schluß seiner Ausführungen die Bielefelder Redensart anführt:

„Die Fäden des Bielefelder Wirtschaftslebens sind durch ein Jahrhundert hindurch im Delius'schen Privatkontor zusammengelaufen", so zeigt uns die vorliegende Arbeit, daß dies nicht übertrieben ist. Keine Familie hat solchen Einfluß gehabt wie die der Delius. — Nicht nur in der auf wissenschaftlicher Höhe stehenden Familienzeitschrift, sondern auch in manchen anderen Veröffentlichungen hat dieses Geschlecht verschiedentlich gezeigt, welch reger Familiensinn in ihr herrscht. Auch die vorliegende Veröffentlichung ist ein Beweis dafür. Sie behandelt den Bielefelder Zweig des alten westfälischen Geschlechtes, dessen Geschichte mit der Gründung der Leinenhandlung von Johann Caspar Delius beginnt. In fünf Abschnitten (1. Die ersten Delius im Bielefelder Leinenhandel. — 2. Geschichte der Firma E. A. Delius 1787—1827. — 3. Geschichte der Firma E. A. Delius und Söhne 1827—1887. — 4. Geschichte der Firma C. A. Delius und Söhne 1887—1927. — 5. Rückblick und Zusammenfassung) rollt sich vor uns das Leben einer Kaufmannsfamilie ab. An dem Beispiel einer Familie lernen wir die Nöte und Kämpfe der aufstrebenden deutschen Industrie kennen. Es gibt kein Verzagen. Alle Berichte sind von der festen Hoffnung erfüllt, daß sich die Firma durchsetzt, wenn sie mit der Zeit mitgeht. So finden auch die Inhaber und deren Mitarbeiter immer wieder neue Mittel, um der ausländischen Konkurrenz erfolgreich zu begegnen. Als sie sich in der Leinenfabrikation nicht mehr halten können, nehmen sie die Herstellung von Plüsch und Seidenstoffen und -fabrikaten auf und gewinnen mit ihren Kravatten sogar den englischen Markt, auf dem die Delius bis 1914 als „Seidenkönige" bekannt und geschätzt waren. Typisch für die Auslandsucht der Deutschen ist folgendes Beispiel (S. 339):

Immer sind es die Delius gewesen, die nicht nur für ihr Geschäft gesorgt haben, sondern auch an die vielen Arbeiter dachten, die sie beschäftigten. Das zeigt sich am deutlichsten, als der Kampf der Weber gegen die Maschinen einsetzte. Ganz allmählich ist die Umwandlung vor sich gegangen, so daß kaum ein Arbeiter entlassen zu werden brauchte, ja den Alten, denen zumal bei ihrer westfälischen Hartköpfigkeit ein Umstellen unmöglich war, wurde die handgewebte Ware bis zu ihrem Lebensende abgenommen. So kommt kaum ein Mißton in das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer.

Doch haben die Delius sich nicht nur ihren Geschäften gewidmet sondern sich auch am kommunalen und politischen Leben sehr rege beteiligt und z. T. nicht unbedeutende Stellungen eingenommen, wie Gustav Delius (1794—1872), der in nähere Beziehungen zu den Königen Friedrich Wilhelm III. und IV. trat, Hermann Delius (1819—1894), Ehrenbürger der Stadt Bielefeld, Mitglied des Reichstages und Volkswirtschaftsrates.

Der Anhang bringt eine kurze Übersicht über die Unternehmungen, die auf Veranlassung der Delius entstanden sind und in denen sie auch heute noch eine führende Rolle spielen, soweit ihre Geschichte nicht im Hauptteil behandelt ist. Es sind dies: Die Friedrich-Wilhelm-Bleiche, die Ravensberger Spinnerei, die Bielefelder A.-G. für mechanische Weberei, die Ravensberger Volksbank (Westfäl. Bank, jetzt Filiale der Dresdner Bank).

Im ganzen genommen ein recht erfreuliches Werk, in dem sich in glücklichster Weise die wirtschaftliche und politische Geschichte der Landschaft und Deutschlands mit der Geschichte des Bielefelder Zweiges der Familie Delius verbindet. Das Werk ist flüssig geschrieben und mit guten Bildern ausgestattet. Die einschlägige Literatur und die Quellen sind eingehend benutzt. Leider habe ich häufig Hinweise

auf früher und später behandelte Dinge vermißt. Sie wären zum Überblick über die Fortentwicklung der oft zahlreichen Unternehmungen sehr am Platze gewesen. Auch fehlt ein Register, das durch das ziemlich ausführliche Inhaltsverzeichnis nicht ersetzt wird.

„Auf dem Londoner Markte galt es fast als unbedingt notwendig, um im Krawattengeschäft voran zu kommen, Delius'sche Ware zu kaufen. So zeigte eines Tages [1913/14] ein aus London zurückgekehrter Bielefelder seinen Freunden ein Dutzend englische Krawatten verschiedener Musterung und bedauerte, daß in Deutschland derartige Krawattenstoffe nicht hergestellt würden. Einer der Teilhaber der Firma Delius, der zufällig dabei war, konnte den Beweis antreten, daß zehn dieser vorgelegten Krawatten aus Delius'scher Seide hergestellt waren."

Neuruppin. Lampe.

Hanns Reißner, Mirabeau und seine „Monarchie Prussienne". Sozialwissenschaftliche Forschungen I, 6. Verlag Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig 1926. VIII, 112 S. 4,— RM.

Gestützt auf eine genaue Kenntnis der einschlägigen Literatur unterzieht Reißner die bekannteste Schrift Mirabeaus über die „Monarchie Prussienne" einer Analyse und kommt zu Ergebnissen, die die bisherige Auffassung wesentlich erweitern und die Verfasserfrage wie die Frage der Bedeutung der Schrift klären.

Wir kennen die etwas summarische Ablehnung der Kritik Mirabeaus am Staate Friedrichs des Großen von deutscher Seite, die dem Franzosen ein ziemlich leichtsinniges, auf Tatsachen nicht voll gegründetes Urteil vorwirft. Wie sollte ein Fremder, der zweimal nur für Monate in Preußen lebte, bei der Nichtöffentlichkeit vieler Zweige des Staatslebens damals ein klares Bild erhalten!

Reißner weist nun nach, welchen Anteil an der „Monarchie Prussienne" Mauvillon, welchen Mirabeau hatte und welche Quellen sie herangezogen. Mauvillon war Professor für Militärwissenschaft in Braunschweig und Nationalökonom von Fach, er schrieb eigentlich die größten Teile des Werkes, gestützt auch auf statistisches Material und Artikel von Fachleuten; Mirabeau gab die Idee des ganzen Werkes und auch die großen Linien des Stoffplanes und der Grundauffassung. Er veränderte die von Mauvillon niedergeschriebenen ersten sieben Bände des Werkes nur wenig, das achte Buch über Religion, Unterricht, Recht und Verwaltung in Preußen entstand in gemeinsamer Arbeit der Verfasser, meist bei einem dreimonatlichen Aufenthalt des Grafen in Braunschweig 1787. Das Werk erschien 1788; die zweite Ausgabe in deutscher Sprache, 1792/95 veröffentlicht, wurde von Mauvillon verbessert; die beiden letzten Bände aber wurden nach dessen Tode von dem Herausgeber weithin entstellt.

Reißner kommt zu dem Urteil: die „Monarchie Prussienne" trägt wissenschaftliches Gewand, aber „politische Leidenschaft hat den Sieg über wissenschaftliche Objektivität davongetragen". Es mischt sich Mauvillons freiheitliche, antimerkantilistische Einstellung, die bereits von Adam Smith mitbestimmt ist und doch auf den Lehren des Physiokratismus Turgots beruht, mit Mirabeaus politischen Idealen: einem parlamentarischen Verfassungsstaat mit erblichem König, einer physiokratischen Gesellschaftslehre und einer echt französischen Auffassung von der europäischen Politik. Beide Verfasser scheinen ihr Ideal in der Schweizer idyllischen Verfassung zu sehen. Mauvillon war der solidere Wissenschaftler, Mirabeau der genialere Praktiker.

Mirabeau gab dem Werk die Tendenz, die „Monarchie Prussienne" als Gegenbeispiel dem „fauligen französischen Staatswesen" gegenüberzustellen. Die friderizianische Außenpolitik bejahte er, die Innenpolitik kritisierte er und sprach Reformvorschläge aus. Darin liegt die vorrevolutionäre Bedeutung der Schrift Mirabeaus, darin beruht ihre von Reißner mit Recht hervorgehobene tatsächlich wichtigste Wirkung, während sie als wissenschaftliche Arbeit nirgends Eindruck machte.

Wenn Reißner am Schluß die „Monarchie Prussienne" als „Glied in den geistigen Kampf zwischen apriorischer gesellschaftlicher Aufklärungsphilosophie und der empirischen Staatswissenschaft" hineinstellt, dann heben sich manche Unzulänglichkeiten, die er vorher nachweist, von selbst auf; denn sie entspringen eben der damals verbreiteten Art, theoretisch zu denken. Insofern sind nicht überall die Ergebnisse eindeutig herausgehoben; auch die Sprache wirkt öfter hart.

Johannes Mißlack.

Alfred Stern, Der Einfluß der französischen Revolution auf das deutsche Geistesleben. Stuttgart 1928. Cotta, 248 S.

Der greise Historiker der Technischen Hochschule Zürich legt in unermüdlicher Frische ein neues Werk vor, das auf breiten Quellenstudien aufgebaut ist und viele neue Gesichtspunkte vorbringt. Obwohl der Gegenstand schon von den hervorragendsten deutschen und französischen Historikern eingehend behandelt worden ist, war doch hier noch mehr zu leisten als einfach nur eine Nachlese. Stern verfügt zunächst über eine unbedingte Kenntnis der zeitgenössischen Literatur und bringt auch die entlegensten Belege bei; besonders gilt dies von dem dritten Kapitel, welches die Stellung deutsch-schweizerischer Denker zur französischen Revolution behandelt. Vor allem aber ist zu rühmen die glückliche und heute selten gewordene Vereinigung historisch-politischer und literarhistorischer Kenntnisse, wodurch allein die Abschnitte über die Weimarer Dichter gestaltet werden konnten. Dabei hält sich der Verfasser frei von jenen geistreichen Spitzfindigkeiten, welche im Zeitalter einer ästhetisierenden Seelenkunde auch in unserer Geschichtswissenschaft Mode zu werden drohen und die in der Vergangenheit nur Objekte suchen für das aus psychologischem und dialektischem Interesse gemischte Raisonnement. Es wirkt wohltätig, hier schlicht und einfach zu hören, wie die deutschen Denker um 1800 über den Staat und im besonderen über die französische Revolution gedacht haben, ohne daß dies alles in komplizierten Seelen gespiegelt oder mit zahlreichen anderen Erscheinungen und Anschauungen in Parallelen gesetzt wird. Die von Stern entwickelte Methode, die wir schon früher in seinen gesammelten Abhandlungen und besonders in dem dort abgedruckten Aufsatz über die politische Ideenwelt Wielands angewendet finden, gibt die Tatsachen, die Anschauungen und die Wirkungen; dabei beleben die zahlreichen Zitate bezeichnender Stellen das Bild und machen die Benutzung des Werkes sehr bequem. Es befinden sich unter den behandelten Gestalten solche, die anderwärts bereits eingehende Darstellung gefunden haben und hier nur der Vollständigkeit wegen nochmals erwähnt wurden, wie etwa Forster, Görres, Humboldt und Hegel. Für andere bringt Stern jetzt endgültige Resultate, wie besonders für die deutsche Kolonie in dem revolutionären Paris oder für die Publizisten der Rheinbundszeit.

Karlsruhe. F. Schnabel.

Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz. Bd. 44—48, im Auftrag des Vereins herausgegeben von Albert Pfeiffer. Speyer 1927.

Nach einer längeren, durch Krieg und Kriegsfolgen verursachten Pause, legt uns der Historische Verein der Pfalz gleichzeitig fünf neue Bände vor und lenkt unsere Aufmerksamkeit damit auf die Jahrhundertfeier seiner Gründung, zu deren Feier sie erschienen sind. Wir verweisen aus den nach Inhalt, Umfang und Wert sehr verschiedenen Beiträgen besonders auf Albert Beckers „Hundert Jahre Pfälzer Geschichtsforschung 1827—1927", eine stoff- und aufschlußreiche Arbeit, der man freilich (in ihrem eigenen Interesse) einen etwas enger begrenzten Titel wünschte, etwa „Hundert Jahre Historischer Verein der Pfalz". Damit ist gegen die unseres Erachtens vollberechtigte Tendenz des Verfassers, über die eigentliche Vereinsgeschichte hinaus ein Stück deutscher Historiographie-Geschichte zu geben, noch lange nichts gesagt. Die Mehrzahl der übrigen Darbietungen ist volkskundlichen Charakters; unter ihren Autoren ist der Name Grünenwald zweimal vertreten. Eine Untersuchung von Fritz Julian über „angebliche Menschenfresserei im Dreißigjährigen Kriege" bekämpft in Fortführung der bekannten Lehrmeinungen von Steinhausen und Hoeniger die übertriebenen Auffassungen von den Gräueln und Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges, wobei sie jedoch, wie schon Hoeniger, die vorhandenen kritischen Möglichkeiten überschätzt und sich offenbar auch durch gewisse Erfahrungen des Weltkrieges (vgl. etwa Mehring in Württ. Vierteljahrsschriften für Landesgeschichte, N.F. XXX [1921], 58ff.) nicht zu größerer Vorsicht veranlassen ließ. Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß sich die „Mitteilungen" unter der Leitung ihres neuen Herausgebers, des Speierer Staatsarchivdirektors zu einem kräftigen Reis landesgeschichtlicher Studien entwickeln möchten. Zur Kritik der vorliegenden Bände sei nur noch bemerkt, daß Band 46 ohne Inhaltsverzeichnis und jeder der einzelnen Bände in einer anderen Offizin und Druckschrift hergestellt ist, wodurch weder der Überblick erleichtert, noch das äußere Bild verbessert wird.

Heidelberg. Kurt von Raumer.

Richard Breitling, Paul de Lagarde und der großdeutsche Gedanke. Mit einem Geleitwort von Karl Alexander von Müller. Wien und Leipzig, Universitätsbuchhandlung Wilhelm Braumüller. 1927. VIII, 116 S.

Die hier vorgelegte Arbeit — eine Münchner Dissertation — berührt sich in vielen Punkten mit meiner gleichzeitig und unabhängig erschienenen kleinen Schrift „Lagarde als Politiker" in der Festschrift des Göttinger Philologentages (auch als Sonderdruck bei Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, erschienen). Es ist deshalb für mich nicht ganz leicht, zu der Arbeit Stellung zu nehmen. Sie ist im ganzen wichtig und aufschlußreich, scheint mir aber das Wesen Lagardes als Politiker nicht scharf und klar genug zu erfassen. Vor allem ist die Grundthese, die auch im Titel zum Ausdruck kommt, daß Lagarde ein großdeutscher Politiker war, nicht ohne weiteres richtig, zum mindesten, wenn man das Wort „großdeutsch" im heutigen Sinne nimmt. Lagardes Pläne sind mitteleuropäisch, nicht schlechterdings großdeutsch im Sinne des nationalen Volksgedankens. Auch die Tatsache, wie sehr Lagarde noch nach 1871 in den Anschauungen der Zeiten vor 1848 wurzelt, wird wohl nicht genügend hervorgehoben. Am fruchtbarsten ist das letzte Kapitel, das die geistige Abhängigkeit Lagardes untersucht. Ich bin ebenso wie Breitling der

Ansicht, daß die Anschauungen von Lagarde sowohl in der Aufklärung wie in der Romantik wurzeln. Darüber hinaus hat Breitling mit großem Fleiß den Einfluß untersucht, den die verschiedensten Persönlichkeiten, wie Kant, Fichte, Görres, Frantz usw. auf Lagarde ausgeübt haben könnten. Die dabei sich ergebenden Parallelen sind zum Teil sehr interessant, doch möchte ich meinen, daß der Verfasser den unmittelbaren Einfluß, den andere Persönlichkeiten auf Lagarde ausübten, überschätzt.

Göttingen. W. Mommsen.

Helmuth Wolff, Geschichtsauffassung und Politik in Bismarcks Bewußtsein. München u. Berlin, R. Oldenburg. 1926. 8°.

In dieser von E. Spranger angeregten philosophischen Dissertation untersucht Wolff die Stellung Bismarcks zu einigen wichtigen Fragen der Geschichtsphilosophie, sowie die Bedeutung dieser theoretischen Ansichten für sein Verhalten als praktischer Staatsmann. Die Titelformulierung ist nicht sehr glücklich. Denn Bismarck ist sich, wie der Verfasser mehrfach hervorhebt, der durch scharfsinnige, oft sogar überscharfsinnige Analysen gewonnenen Zusammenhänge zwischen seinem Erkennen und Handeln gar nicht bewußt gewesen. Ferner hat der Verfasser seine Untersuchung auf die Zeit von 1847—1871 beschränkt, weil nach der Reichsgründung neue Komponenten in Bismarcks Gesichtskreis eingetreten seien. Wir müssen also erwarten, daß einige Ergebnisse dieser mehr systematischen als biographischen Arbeit eingeschränkt werden, wenn das Verhältnis von Politik und Geschichtsauffassung in den Jahren nach 1871 betrachtet wird. Wolff hat es durchaus vermieden, die Gedankenwelt eines Menschen, der kein betrachtender und erkennender, sondern ein Willensmensch war, in ein System zu bringen. Seine Methode, theoretische Fragestellungen, wie die nach der Objektivität, nach Freiheit und Notwendigkeit und nach dem Sinn der Geschichte, an sein Objekt heranzutragen, erweist sich nur als fruchtbar, wenn diese Probleme für Bismarck religiös-sittliche Weltanschauungsfragen bedeuteten, nicht aber Auseinandersetzungen rein „akademischer" Natur. Ich hebe den feinsinnigen Abschnitt „Der letzte Sinn der Geschichte" hervor, dessen Inhalt nicht durch ein schlagwortartiges Referat hier wiedergegeben werden soll; der Verfasser hat wohl selbst gefühlt, daß es den bestgelungensten Teil seiner Arbeit darstellt. Der Teildruck seines Werkes als Berliner Dissertation, der unter etwas anderem Titel erschienen ist, enthält nur die Einleitung und dieses Kapitel. Über andere Abschnitte kann ich nicht so günstig urteilen. Wolff kommt z. B. zu dem Ergebnis, daß Bismarck wie Ranke an die Möglichkeit einer objektiven Erkenntnis der Vergangenheit geglaubt habe. Ganz davon abgesehen, daß Rankes Ansicht sehr viel undurchsichtiger ist, als man nach seinen oft angeführten Äußerungen anzunehmen geneigt ist, müssen wir uns vor Augen halten, daß wir Bismarcks Ansicht in dieser Frage, die ihn theoretisch nie und praktisch kaum berührt hat, auf Grund des zufälligen und lückenhaften Materials gar nicht erfassen können. Ferner meint Wolff, indem er sich vornehmlich auf Bismarcks Anstreichungen in seinem Exemplar von Carlyles: „Über Helden und Heldenverehrung" stützt, beweisen zu können, daß Bismarck in den großen Persönlichkeiten die Hauptträger der geschichtlichen Entwicklung erblickt habe. Es sei darauf hingewiesen, daß V. Gitermann in seinem Aufsatz: „Die geschichtsphilosophischen Anschauungen Bismarcks" (in: Archiv für Sozialwiss. 51. 1924, S. 282ff.), der dem Verfasser erst

nach Abschluß seiner Arbeit bekannt wurde, zum entgegengesetzten Ergebnis kommt. Auch in diesem Falle bezweifele ich, daß wir eine in sich einheitliche Stellungnahme Bismarcks voraussetzen können; an seine gelegentlichen Äußerungen dürfen wir nicht den Maßstab legen, als ob wir wohlüberlegte und fein abgewogene diplomatische Erklärungen vor uns hätten.

Wolff hat sich bemüht, den geistesgeschichtlichen Hintergrund von Bismarcks Gedanken aufzudecken; jedem behandelten philosophischen Problem hat er eine breite historische Einleitung vorangeschickt. Mir scheint es, daß bei dieser Gegenüberstellung der Gedankengebäude unserer idealistischen Philosophen mit dem unreflektierten Denken eines politischen Genius ein anderer Zusammenhang, der erst den geistesgeschichtlichen Rahmen der behandelten Fragen abgibt, nur im Vorübergehen gestreift ist. Ich meine die Tatsache, daß der unparteiische Forscher der Aufklärungszeit durch eine Historikergeneration, die zugleich Gelehrte und Publizisten sein wollten, abgelöst wurde und daß im Kampf um Deutschlands Einheit die Auffassung von geschichtlichen Ereignissen und der Glaube an Kräfte, die durch Jahrhunderte wirksam der Nation Wege und Ziele ihres Strebens wiesen, eine politische Macht geworden war, die der Staatsmann als solche wertete und nutzte. Vergebens sucht man Namen wie Häusser, Sybel, Mommsen oder Treitschke in dieser Abhandlung.

Berlin. Paul Sattler.

Ludolf Gottschalk v. d. Knesebeck, Die Wahrheit über den Propagandafeldzug und Deutschlands Zusammenbruch. Der Kampf der Publizistik im Weltkriege. Im Selbstverlag des Verfassers. München 1927. 168 S.

Die vorliegende Arbeit ist eine Materialgrube unverbundener Einzelnotizen zur Geschichte der deutschen Presse vor und im Weltkriege, deren hilflose Form und mangelnde Verarbeitung in schneidendem Kontrast zu dem anspruchsvollen Titel steht. Beachtung erfordert sie nur, weil der Verfasser im Nachlaß Robert Fabers, des Verlegers der Magdeburger Zeitung und Vorsitzenden des Vereins deutscher Zeitungsverleger, tatsächlich eine Quelle besessen hat, die, ohne grundlegend Neues zu geben, doch eine Fülle interessanter und wertvoller Einzelnotizen zur Geschichte der öffentlichen Meinung in dem behandelten Zeitraum enthält, so daß die Hilflosigkeit ihrer Auswertung ein entschiedenes Bedauern erweckt. Insbesondere gilt dies für das Einzelmaterial über das Ringen zwischen dem Verein deutscher Zeitungsverleger und dem von dem Auswärtigen Amt gestützten Wolffbüro, ferner die Mitteilungen über den Gegensatz Falkenhayn—Oberost und seine Rückwirkung auf die deutsche Presse. Diese Notizen beleuchten auch die Stärke der politischen Spannung zwischen der zweiten O. H. L. und Bethmann-Hollweg.

Ein zu beachtender Anhang gibt eine Reihe Ludendorffscher Privatbriefe an den Chefredakteur der Königsberger Allgemeinen Zeitung, Alexander Wyneken, die zum Teil sehr vertraulicher Natur sind. Sie zeigen den General in dem Ringen mit Falkenhayn (Herbst 1915) als nachdrücklichen Anhänger Bethmann-Hollwegs. Ludendorff bedauert die Unsachlichkeit des Ehrgeizes, mit dem gegen den Kanzler intrigiert werde. Sehr stark ausgesprochen ist die Ablehnung, mit der er sich hier noch gegen persönliche Verwicklung in die „leidige Politik" sträubt. Die Briefe des Jahres 1916 bringen Äußerungen zur U-Bootfrage und polnischen Frage, letztere in dem bekannten Sinne, daß sie vor allem militärisch als Menschenfrage zu behandeln

sei. Für 1917 folgen Zeugnisse des Bruches mit Bethmann-Hollweg und für das widerwillige Sichabfinden mit der Friedensresolution. Bei dieser Gelegenheit blitzt noch einmal die alte Ablehnung gegen Verflechtung in das parteipolitische Getriebe durch: für 1918 werden die Briefe spärlich. Aus dem Januar 1918 liegt noch ein sehr böser Angriff gegen die preußische Wahlrechtsreform vor. „Ich hoffe immer, daß das Wahlrecht in Preußen fällt. Wenn ich diese Hoffnung nicht hätte, würde ich zu jedem Frieden raten. Mit dem Wahlrecht können wir nicht leben."

Halle a. S. Hans Herzfeld.

Die „Denkwürdigkeiten des Marschalls Izzet Pascha. Ein kritischer Beitrag zur Kriegsschuldfrage", übersetzt und erstmalig herausgegeben von Karl Klinghardt, Leipzig, K. F. Koehler (1927), 309 S.

Diese Aufzeichnungen haben unvergleichlichen Wert, und zwar über das Historisch-Politische hinaus, in denjenigen Teilen, in welchen der Verfasser, der fast bis zum Weltkrieg türkischer Generalstabschef und Kriegsminister war, über seine eigenen politischen und militärischen Erfahrungen und Erlebnisse berichtet, mithin für die Zeit von 1897—1924, während das mehr retrospektive erste Kapitel über die „Grundursachen des Weltkrieges" (S. 25—64) mit seinen mannigfachen historischen Schnitzern und verwirrten chronologischen Anschauungen vielleicht ein gewisses Interesse bietet für die Beurteilung der Persönlichkeit des Verfassers, wissenschaftlichen Wert aber nicht besitzt; hier hätte der Herausgeber hie und da berichtigend und erläuternd eingreifen können. Sympathisch berührt die große Deutschfreundlichkeit des Verfassers, der in jungen Jahren zur deutschen Armee als Offizier abkommandiert worden war; sie verleugnet sich niemals, auch dann nicht, wenn er von seinem Standpunkt als Türke aus die Methoden und Ziele der deutschen Politik nicht billigen zu können glaubt; mit Recht hat der Herausgeber dem Werk den Untertitel „Ein kritischer Beitrag zur Kriegsschuldfrage" gegeben: mit aller Entschiedenheit tritt Izzet Pascha für Deutschlands und für Wilhelms II. Unschuld am Kriegsausbruch immer wieder ein.

Geradezu erschütternd wirkt die Art und Weise, wie der Verfasser den allmählichen Zusammenbruch der Türkei in dem Jahrzehnt vor dem Weltkrieg schildert; hier tritt uns der sein Vaterland liebende, gebildete Türke von umfassendem politischem Blick immer wieder entgegen, und wenn man manche historische Zusammenhänge vom Standpunkt des Europäers aus auch anders werten wird, höchst lehrreich für unsere Kenntnis des Verlaufs der damaligen internationalen Politik sind diese Schilderungen eines Eingeweihten für jeden, der sich mit den neuesten Stadien der orientalischen Frage, und nicht nur nach ihrer politischen, sondern fast mehr noch nach ihrer allgemein kulturellen Seite hin, beschäftigt. Izzets ganzer Groll gilt Enver Pascha, dem „Jüngling in Generalsuniform" (S. 266), seinem Nachfolger im Kriegsministerium; ihm schiebt er fast die alleinige Schuld an der türkischen Teilnahme am Weltkrieg zu, während er Deutschlands Drängen nach dieser Entscheidung als durchaus berechtigt hinstellt; ob freilich die Ententemächte, besonders Rußland, nach erfochtenem Sieg sich einer völlig neutral gebliebenen Türkei gegenüber wirklich so territorial selbstlos erzeigt hätten, wie der Verfasser annimmt, ist immerhin zu bezweifeln, ja man möchte fast sagen: indem Deutschland seinen Bündnisvertrag vom 5. August 1914 mit der Hohen Pforte abschloß, verbaute es sich von Anfang an die Möglichkeit, auf Kosten der Türkei eventuell einen Separatfrieden mit Rußland

abzuschließen, leistete es der Türkei mithin einen Dienst. Auf weitere Einzelheiten gehe ich nicht ein; erwähnen möchte ich nur noch, daß Izzet Pascha dem Gedanken eines albanischen Fürstentums im Jahre 1913 doch nicht so unbedingt ablehnend gegenübergestanden hat, wie er es schildert (S. 231): nach der Großen deutschen Aktenpublikation, Bd. 36, S. 333, Nr. 14107 und S. 335, Nr. 14110, hat er sich damals in Verhandlungen eingelassen, sogar bereits gewisse Bedingungen für die Annahme des albanischen Thrones gestellt.

Göttingen. Adolf Hasenclever.

Karl Du Mont, Der Zusammenschluß Thüringens, eine staatswissenschaftliche Untersuchung. Gotha, Leopold Klotz Verlag. XII und 279 S. 1927.

Den Mittelpunkt der Darstellung des Verfassers bilden die wirtschaftlichen Wirkungen des Zusammenschlusses Thüringens. Vorausgeschickt wird eine Geschichte der thüringischen Einheitsbestrebungen von 1803—1918 und eine Schilderung der Vorgänge, die zum Zusammenschluß geführt haben. Der Verfasser berührt dabei auch die andern Lösungsmöglichkeiten der thüringischen Frage. Ihm wäre offenbar eine großthüringische Lösung, die die preußischen Gebietsteile mit umfaßt hätte, lieber gewesen, doch erkennt er auch das jetzt Geleistete an, wenn er auch seine Fehler nicht verschweigt. Erwünscht wäre es wohl gewesen, wenn er den Anteil einzelner Persönlichkeiten an dem Geschaffenen mehr hervorgehoben hätte.

Im dritten Kapitel behandelt der Verfasser die Frage, von der er eigentlich ausgegangen ist, nämlich die nach dem finanziellen Ergebnis des Zusammenschlusses. Er hat zu diesem Zwecke die Haushaltpläne der einzelnen thüringischen Staaten aus der Zeit vor dem Kriege zusammengestellt und bemüht sich, sie zu vergleichen mit denen der Kriegszeit und mit dem thüringischen Etat nach dem Zusammenschluß. Vollkommen lösbar ist die Aufgabe nicht, da die Voraussetzungen andere geworden sind. Doch läßt sich immerhin feststellen, daß die sachlichen Ausgaben geringer geworden sind, so daß man hier von einer Ersparnis infolge des Zusammenschlusses sprechen kann. Bei den persönlichen Ausgaben ist eine solche nicht festzustellen, die Erhöhungen sind aber durch die Gehaltserhöhung und durch die Übernahme neuer Aufgaben durch den Staat gerechtfertigt.

Der Verfasser verfolgt dann weiter alle sonstigen wirtschaftlichen Wirkungen des Zusammenschlusses. Dazu gehört die Gliederung der Staatsbehörden sowohl, wie die der öffentlichen Körperschaften und Verbände, die Kreiseinteilung, die Organisation der Handels-, Handwerks- und Landwirtschaftskammern. Auch auf diesen Gebieten wird durch den Zusammenschluß sowohl eine Ersparnis wie eine größere Leistungsfähigkeit erreicht, auch stimmt der Verfasser den Neuordnungen, abgesehen von der der Landwirtschaftskammern, im allgemeinen zu. Schließlich werden auch die Einflüsse des Zusammenschlusses auf die Gerichtsverfassung, auf die Versorgung Thüringens mit elektrischer Energie, auf das Bank-, Forst- und Vereinswesen und auf die Kirchenverfassung verfolgt.

Bei einer kritischen Betrachtung des Ergebnisses kommt der Verfasser im ganzen zu einer anerkennenden Stellungnahme, wenn auch eine preußische Lösung nach seiner Meinung in mancher Beziehung günstiger gewesen wäre. Der Verfasser weist selbst am Schluß hin auf die Bedeutung, die das in Thüringen Geleistete für die Lösung der gesamtdeutschen Einheitsprobleme haben könnte. Man wird seine

fleißige und besonnene Untersuchung denen, die sich mit diesen zu beschäftigen haben, zum Studium empfehlen können.

Jena. G. Mentz.

Wissenschaftliche (Publikations-) Institute. Vom 22. bis zum 26. April findet in Halle a. S. der 17. Deutsche Historikertag statt, verbunden mit der Konferenz landesgeschichtlicher Publikationsinstitute und der Hauptversammlung des Verbands deutscher Geschichtslehrer. Die Vorträge aus dem Gebiet des Altertums behandeln Probleme der Spätantike. Es haben angezeigt: Professor Dr. Laqueur-Gießen: Das Kaisertum und die Gesellschaft des Römischen Reichs; Prof. Dr. Koch-Leipzig: Spätantike Kunst und Prof. Dr. Weber-Halle: Die Vereinheitlichung der antiken Welt. Aus dem Gebiet des Mittelalters behandeln: Prof. Dr. Haller-Tübingen: Die Entstehung des Papsttums; Prof. D. Cartellieri-Jena: Das deutsch-französische Bündnis von 1187 und seine Wandlungen; Prof. Dr. Weise-Tübingen: Das Schlagwort vom gotischen Menschen; Dr. E. Kantorowicz-Berlin-Charlottenburg: Grenzen, Möglichkeiten und Aufgaben der Darstellung mittelalterlicher Geschichte. Die neuere Geschichte ist vertreten mit Vorträgen von Prof. Dr. Brandi-Göttingen: Katholizismus und Protestantismus im 16. Jahrhundert; Prof. Dr. Oncken-Berlin: Der geschichtliche Charakter der Reichsgründung Bismarcks; Archivdirektor Dr. Wentzcke-Düsseldorf: Der Ruhrkampf als geschichtliches Erlebnis. Es sind Exkursionen vorgesehen nach Wittenberg unter Führung von Prof. Dr. Ficker-Halle, sowie nach Gernrode und Quedlinburg. An geselligen Veranstaltungen sind vorgesehen: Ein Empfang durch die Stadt Halle, eine Festaufführung im Stadttheater und ein allgemeines Festessen. — Anmeldungen werden bis 10. April erbeten an Herrn Dr. Hans Schade, Halle a. Saale, Bismarckstraße 8, Überweisung der Mitgliedsbeiträge (5 *RM*) und Zahlungen für die übrigen Teilnehmerkarten auf das Konto „Historikertag" bei der Darmstädter und Nationalbank in Halle a. S. (Postscheckkonto der Bank: Leipzig 1959). Alle Anfragen, die den Historikertag betreffen, sind an die genannte Adresse des Herrn Dr. Schade zu richten.

Personalien: Ernennungen, Beförderungen: a) Historiker und Historische Hilfswissenschaftler: Es habilitierten sich: Dr. Franz Schehl in Graz für alte Geschichte und Dr. Otto Brunner in Wien für österreichische Geschichte.

Der Privatdozent Dr. L. Santifaller in Berlin wurde zum o. Professor in Breslau ernannt, der o. Professor Dr. Th. Mayer von Prag nach Gießen berufen.

b) Kirchenhistoriker: Es habilitierte sich: Dr. R. Vogelsang für Kirchengeschichte in Königsberg.

Der Privatdozent Lic. Hans Leube in Leipzig wurde zum ao. Professor daselbst ernannt.

Der o. Prof. der Kirchengeschichte Dr. Ernst Barnikob wurde von Kiel nach Halle a. S., der o. Prof. der Kirchengeschichte Dr. Ernst Kohlmeyer von Breslau ebendahin berufen.

Todesfälle: Am 13. November 1928 starb Prof. Dr. Felix Salomon, außerordentl. Professor der westeuropäischen und amerikanischen Geschichte an der Universität Leipzig. Salomon war am 17. August 1866 in Berlin geboren und hat dort 1892 mit einer Arbeit über das letzte Ministerium der Königin Anna promoviert. Er ist dem

Arbeitsgebiet, das er sich damals gewählt hat, sein Leben lang treu geblieben; den Schwerpunkt seiner Studien bildete stets die englische Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Er habilitierte sich 1895 in Leipzig als Privatdozent mit einer Arbeit über „Das politische System des jüngeren Pitt und die zweite Teilung Polens". Er wurde in Leipzig 1901 außerordentlicher Professor und erhielt 1915 die damals neu begründete Professur für westeuropäische und amerikanische Geschichte. Sein Hauptwerk, das ihm eine dauernde Bedeutung sichert, ist die leider unvollendet gebliebene Biographie des jüngeren Pitt, von der 1906 der erste Band erschien. Er gab darin ein umfassendes, auf sorgfältige Quellenstudien begründetes Bild des englischen Staats- und Wirtschaftslebens im 18. Jahrhundert, sowie der persönlichen und politischen Entwicklung Pitts und schilderte seine staatsmännische Tätigkeit bis zum Beginn des Kampfes gegen die französische Revolution. Dieses Buch ist die Grundlage aller späteren Forschungen über diese Epoche geblieben. Unter seinen späteren Arbeiten zeichnen sich namentlich die beiden Versuche einer Zusammenfassung der englischen Gesamtgeschichte aus. In seinem Buche „Der Britische Imperialismus "(1916) zeichnete er das Werden des englischen Weltreiches, nicht nur in seinem äußeren Bestand, sondern vor allen Dingen in seiner eigenartigen Struktur; in seiner „Englischen Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart" (1923) ergänzt er dieses Bild durch einen Überblick über Englands innere politische und wirtschaftliche Entwicklung. Eine Reihe kleinerer Arbeiten traten ergänzend hinzu. Für die deutsche Geschichte der letzten Jahrzehnte ist seine bereits in mehreren Auflagen erschienene Sammlung der deutschen Parteiprogramme (zuerst 1907 erschienen) ein sehr brauchbares und viel benütztes Hilfsmittel geworden.

Salomons Arbeiten zeichnen sich durch ruhiges, sachliches Urteil und kritische Beherrschung des umfangreichen Quellenmaterials aus. Als Lehrer hat er anregend gewirkt; eine ganze Reihe tüchtiger Arbeiten sind aus seiner Schule hervorgegangen. Seine vornehme, zurückhaltende und liebenswürdige Persönlichkeit wird seinen Freunden und Schülern unvergessen bleiben. E. B.

Ende Dezember starb in Breslau der em. Prof. der mittleren und neueren Geschichte Dr. Georg Kaufmann im Alter von 87 Jahren. Im Jahre 1842 in Münden geboren, studierte er in Halle und Göttingen Philologie und Geschichte, war dann erst in Göttingen, dann in Straßburg i. Els. im Schuldienst tätig. An letzterer Universität habilitiert, wurde er 1888 als o. Prof. nach Münster i. W., 1891 in gleicher Eigenschaft an die Universität in Breslau berufen, wo er bis zu seiner Emeritierung wirkte. Bekannt ist er geworden durch seine Forschungen zur Geschichte der Universitäten, die er 1896 in 2 Bänden vorlegte, sowie durch seine Geschichte des 19. Jahrhunderts. Ferner war er Verfasser einer deutschen Geschichte bis auf Karl d. Großen und zahlreicher kleinerer Aufsätze und Arbeiten. Gelegentlich des Jubiläums der Universität Breslau war er mit der Abfassung der Festschrift beauftragt, auch hat er sich als Herausgeber des Briefwechsels von Stüve und Detmold und der Geographischen Faustzeichnungen betätigt.

Anfang Januar starb in Marburg der o. Prof. der mittleren und neueren Geschichte Dr. Rudolf Häpke im Alter von 46 Jahren. Wir werden seiner in einem besonderen Nachrufe gedenken.

Ende Januar starb in München der o. Honorarprofessor der mittleren und neueren Geschichte D. h. c. Dr. Paul Joachimsen. Wir werden seiner in einem besonderen Nachrufe gedenken.

INHALT DES 2. HEFTES

HISTORISCHE VIERTELJAHRSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON

DR. ERICH BRANDENBURG

O. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

XXV. JAHRGANG

NEUE FOLGE DER
DEUTSCHEN ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTSWISSENSCHAFT

DER GANZEN FOLGE DREIUNDDREISSIGSTER JAHRGANG

3. HEFT

AUSGEGEBEN AM 8. SEPTEMBER 1930



VERLAG UND DRUCK
BUCHDRUCKEREI DER WILHELM UND BERTHA v. BAENSCH STIFTUNG
DRESDEN 1930

HISTORISCHE VIERTELJAHRSCHRIFT

Herausgegeben von Prof. Dr. Erich Brandenburg in Leipzig.

Verlag und Druck: Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden 1.

Der Preis für das Heft im Umfange von 13 Bogen beträgt 7 Reichsmark.

Die Abteilung „Nachrichten und Notizen" bringt Notizen über neue literarische Erscheinungen sowie über alle wichtigeren Vorgänge auf dem persönlichen Gebiet des geschichtswissenschaftlichen Lebens.

Die darin enthaltene „Zeitschriftenschau" hat die Aufgabe, eine systematische Übersicht über die in deutschen Zeitschriften niedergelegten Forschungsergebnisse zu geben. Diejenigen Herausgeber, welche Wert auf Berücksichtigung ihrer Zeitschrift legen, werden um Einsendung von Sonderabzügen der aufzunehmenden Arbeiten an die Schriftleitung (Leipzig, Universität, Bornerianum I) gebeten.

Die Herausgabe und die Leitung der Redaktionsgeschäfte wird von Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Erich Brandenburg geführt, der von Herrn Priv.-Doz. Dr. H. Wendorf in Leipzig (Universität, Bornerianum I) als Sekretär unterstützt wird.

Beiträge aller Art bitten wir an den Herausgeber (Leipzig-Gohlis, Poetenweg 21) zu richten. Aufsätze, Kleine Mitteilungen und Kritiken werden mit 40 Reichsmark je Bogen honoriert. Bei Notizen gilt das Besprechungsexemplar als Honorar.

Die Zusendung von Rezensionsexemplaren wird an die Schriftleitung der Historischen Vierteljahrschrift (Leipzig, Universität, Bornerianum I) erbeten. Im Interesse pünktlicher und genauer bibliographischer Berichterstattung werden die Herren Autoren und Verleger ersucht, auch kleinere Werke, Dissertationen, Programme, Separatabzüge von Zeitschriftenaufsätzen usw., die nicht auf ein besonderes Referat Anspruch machen, sogleich beim Erscheinen der Schriftleitung zugehen zu lassen.

Entwicklung und Aufgaben der bevölkerungsgeschichtlichen Forschung in Deutschland.

Von
Erich Keyser.

Der Verlauf des Weltkrieges hat in allen europäischen Ländern erhöhte Beachtung für die Fragen der Bevölkerungspolitik erweckt. Der Verlust von rund 10 Millionen Männern auf den Schlachtfeldern und der in den meisten Staaten West- und Mitteleuropas eingetretene Geburtenrückgang haben die Zahl und die Vermehrung ihrer Bevölkerungen auf Jahre hinaus nicht unbeträchtlich gemindert. In Deutschland ist die Geburtenziffer von 1901—1926 von 37 auf 19,5 gesunken. Auch der Altersaufbau seiner Bevölkerung hat sich geändert. Im Jahre 1910 waren noch 33,9 v. H. der Gesamtbevölkerung unter 15 Jahre alt, 1925 waren es nur 25,7 v. H. Die Schichten mittleren und höchsten Alters haben somit zugenommen. Der Nachwuchs ist geringer geworden. Während die Kinderfreudigkeit zurückgegangen ist, hat die Zahl der Verheirateten seit 1910 um 22 v. H. zugenommen.

Diese Verschiebungen im Aufbau der deutschen Bevölkerung erfüllen den Politiker und Wirtschaftler mit starken Sorgen. Sie beschäftigen den Statistiker und sie fordern auch den Historiker zur Stellungnahme heraus. Denn unwillkürlich lenken die Erlebnisse und Erfahrungen der Gegenwart den Blick in die Vergangenheit zurück. Es gilt festzustellen, ob im Leben des deutschen Volkes bereits früher einmal ähnliche Veränderungen stattgefunden haben, aus denen die Ursachen und Folgen der gegenwärtigen Geschehnisse gedeutet werden könnten.

Der Geschichtsforscher will aber nicht nur dem Staatsmann Hilfsdienste leisten. Auf Vorgänge im Volksleben aufmerksam gemacht, die er bisher gar nicht oder wenig beachtet hat, drängt sich ihm die Einsicht auf, daß die Geschichte der Bevölkerungs-

bewegung und des Bevölkerungsstandes für die Erkenntnis der Vergangenheit eine grundlegende Bedeutung besitzt. Wie die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Tage nur aus ihrer bevölkerungsstatistischen Entwicklung verstanden werden können, bedarf auch die Untersuchung der Wirtschaftsgeschichte und Sozialgeschichte der früheren Jahrhunderte der gleichzeitigen Erforschung ihrer Bevölkerungsgeschichte.

Außer diesen Fragen der Bevölkerungskunde hat der Ausgang des Weltkrieges auch der Nationalitätenkunde einen lange nicht vermeinten politischen und damit praktischen Wert verliehen. Zwar ist die Idee des Nationalstaates in den letzten Jahrzehnten im Zusammenhang mit der Einigungsbewegung Deutschlands eifrig in ihrer philosophischen Geltung und ihrem geschichtlichen Werden verfolgt worden; es sei nur an die Arbeiten Meineckes erinnert. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben die Wichtigkeit solcher politischen Ideen für die tatsächliche politische Gestaltung Europas erneut erwiesen. Aber sie haben auch gezeigt, daß neben der nationalen Idee die volks- und stammesmäßige Zusammensetzung der Bevölkerung der europäischen Länder eine ungeheure politische Bedeutung besitzt. Zahl und Ausbreitung der europäischen Nationen, denen in den letzten Jahren Steinmetz, Amsterdam, mit großem Erfolge nachgespürt hat, haben die neuen Grenzen der Staaten Europas bestimmt. Auch historische Gesichtspunkte haben dabei mitgesprochen. Indem der Vertrag von Versailles mehrere Millionen Deutscher von ihrem Mutterlande abtrennte, hat er nicht nur Minderheiten geschaffen, deren Lebensbedürfnisse immer wieder politische Unruhen erregt haben und erregen werden; er hat auch das Heimatrecht dieser Deutschen an dem von ihnen bewohnten Boden zu einem Problem der Geschichtswissenschaft gemacht. Die Geschichte des Grenz- und Auslandsdeutschtums ist dadurch zu einem der wichtigsten Gegenstände historischer Arbeit in Deutschland geworden. Nicht die Notwendigkeit, sondern die Möglichkeit und die zweckmäßigste Anlage ihrer Erforschung, haben eine lebhafte Aussprache unter den Vertretern der Geschichtswissenschaft, der Geographie, der Statistik und Politik hervorgerufen[1].

[1] E. Keyser, Das Grenz- und Auslandsdeutschtum und seine Erforschung — Mitteilungen der Deutschen Akademie, München, H. 18 (1928) S. 797ff.

So hat der Weltkrieg die Entfaltung der deutschen Geschichtswissenschaft auch auf diesem Gebiete nachhaltig befruchtet und die Begründung einer neuen Disziplin angeregt, die als das Fach der Bevölkerungsgeschichte die bisher eifrig betriebene Erforschung der Kulturgeschichte zu ergänzen berufen ist. Bevölkerungsgeschichte und Kulturgeschichte stehen dabei, indem unter der Kultur die Gesamtheit menschlicher Leistungen verstanden wird, in dem Verhältnis zueinander, wie der Mensch zu seinem Werk. Wie die Werke eines Künstlers nur vollauf verstanden werden können, wenn sein Lebensgang und die biologischen Grundlagen seines Schaffens erkundet sind, kann auch die Kultur eines Volkes nur aus seiner bevölkerungsgeschichtlichen Entwicklung erklärt werden[1].

Die bevölkerungsgeschichtliche Forschung hat die Entwicklung der Bevölkerung nach vier Richtungen zu verfolgen; sie erfaßt ihre gruppenweise Gliederung, ihre zahlenmäßige Veränderung, ihre körperliche und seelische Artung und ihre räumliche Ausbreitung. Die Gegenstände der bevölkerungsgeschichtlichen Forschung sind somit die Bevölkerungsgruppen, die Bevölkerungszahl, die Bevölkerungsart und der Bevölkerungsraum.

Die Bevölkerungen setzen sich aus einzelnen Bevölkerungsgruppen zusammen. Diese Gruppen werden durch Mehrheiten von Einzelpersonen, von Individuen, gebildet und treten geschichtlich als Familien, als Stände, als Stämme und Völker in Erscheinung. Die Familiengeschichte, die Personengeschichte, die Ständegeschichte, die Stammesgeschichte und Völkergeschichte gehören somit zur Disziplin der Bevölkerungsgeschichte, soweit sich diese Untersuchungen auf Bevölkerungszahl, Bevölkerungsart und Bevölkerungsraum beziehen. Die große Beachtung, die gegenwärtig die genealogische Forschung in allen Ländern erfährt, zwingt auch die zünftige Geschichtswissenschaft, zu ihren Fragen und Methoden Stellung zu nehmen. Gewiß mag es dem Dilettantismus überlassen bleiben, nach rein persönlichen Bedürfnissen den Schicksalen einzelner Familien nachzugehen. Die Wissenschaft wird nur solche Familien für ihre Forschungen heranziehen, für deren Geschichte so reiche Quellenbelege vor-

[1] E. Keyser, Die Erforschung der deutschen Bevölkerungsgeschichte — Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 1927, Spalte 197ff.

liegen, daß allgemeine Erkenntnisse über die Vermehrung der Bevölkerung aus ihnen gewonnen werden können. Darüber hinaus ist die genealogische Forschung in letzter Zeit noch in anderer Hinsicht in den Mittelpunkt der modernsten geschichtswissenschaftlichen Probleme gerückt. Gleichwie schon vor Jahrzehnten Ottokar Lorenz[1] die Entwicklung der Menschheit von der gesetzmäßigen Abfolge der Generationen abhängig machte, hat neuerdings die kunstgeschichtliche Forschung durch Wilhelm Pinder[2] und die musikgeschichtliche Forschung durch Alfred Lorenz[3], den Sohn Ottokars, das Problem der Generation scharfsinnig und geistreich erörtert. Es bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß das Kunstwerk nicht nur, wie man lange gemeint hat, nach Gesetzen, die in ihm selbst wohnen, und durch die Kraft der Umwelt gebildet wird, sondern seine Art auch durch den Zeitpunkt der Geburt des Künstlers maßgebend beeinflußt ist. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die aufgeworfenen Fragen näher nachzuprüfen. Es soll nur darauf verwiesen werden, daß gerade das Fach der Bevölkerungsgeschichte berufen und fähig ist, in dem größeren Zusammenhang seiner genealogischen Arbeiten auch für diese Probleme die notwendigen sachlichen Unterlagen zu liefern.

Auch die Untersuchung der ständischen und gesellschaftlichen Entwicklung ist mit der Bevölkerungsgeschichte eng verbunden. Wie die Arbeiten Lamprechts, Belows[4], Sombarts, Schultes, Max Webers, Rörigs[5] und anderer gezeigt haben, ist der Aufbau der Gesellschaft zwar in weitestem Maße von den derzeitigen wirtschaftlichen Zuständen abhängig. Wirtschaftsgeschichte und Sozialgeschichte sind somit in der Einzeluntersuchung kaum zu trennen. Trotzdem ist methodologisch die Gesellschaftsgeschichte als Teil der Bevölkerungsgeschichte zu betrachten. Ihre Quellen und Methoden sind die gleichen. Wie die moderne Bevölkerungsstatistik zugleich Sozialstatistik ist, sind

---

[1] Ottokar Lorenz, Lehrbuch der Genealogie, 1898.

[2] Wilhelm Pinder, Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas, 2. Aufl., 1928.

[3] Alfred Lorenz, Musikgeschichte im Rhythmus der Generationen, 1928.

[4] Georg von Below, Probleme der Wirtschaftsgeschichte, 2. Aufl., 1927. Aus: Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Gedächtnisschrift für Georg von Below, 1928.

[5] Fritz Rörig, Hansische Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte, 1928.

auch Sozialgeschichte und Bevölkerungsgeschichte nicht voneinander zu scheiden.

Ebenso gehören auch alle Arbeiten zur Geschichte der Stämme und Nationen, alle Untersuchungen über ihren Ursprung, ihre Verbreitung und Mischung, so wie über ihren Untergang, in vollem Umfange der Bevölkerungsgeschichte zu. Es gilt etwa die Darstellung, die Wilhelm Winkler[1] in seiner statistischen Übersicht über das Gesamtdeutschtum der Gegenwart geboten hat, historisch zu unterbauen. Dabei wird der Geschichte der nichtdeutschen Bevölkerung auf deutschem Boden eine nicht geringere Beachtung zu schenken sein. Es macht den besonderen Reiz, die wissenschaftliche Schwierigkeit, aber auch die grundsätzlich internationale Bedeutung aller bevölkerungsgeschichtlichen Forschung aus, daß sie stets und ständig gezwungen ist, über die Grenzen des eigenen Volkes hinauszuschauen und die Verbindungen aufzusuchen, die es mit der Geschichte anderer Völker verknüpfen.

An die Untersuchung der Bevölkerungsgruppen in ihrem natürlichen Aufbau, ihrer Zusammensetzung und Veränderung schließen sich die Forschungen über die Bevölkerungszahl an. Dabei kann an die zahlreichen Arbeiten angeknüpft werden, die bisher gewöhnlich als „historische Bevölkerungsstatistik" bezeichnet wurden[2] und in der statistischen Literatur einen großen Umfang einnehmen. Wie es für die Bevölkerungsstatistik der Gegenwart üblich ist, sind Bevölkerungsstand und Bevölkerungsbewegung der vergangenen Jahrhunderte zu verfolgen. Die Werke von Bücher[3] und Beloch[4] bieten dafür einen vorzüglichen methodischen Anhalt.

Neben Bevölkerungszahl und Bevölkerungsgruppen gilt es die Bevölkerungsart zu ermitteln. Unter der Bevölkerungsart ist die körperliche Beschaffenheit einer Bevölkerungsgruppe ebenso zu verstehen, wie ihre seelische Haltung. Anthropologie und Völkerpsychologie sind daher wichtige Hilfswissenschaften

---

[1] Wilhelm Winkler, Statistisches Handbuch des gesamten Deutschtums, 1927.

[2] Georg von Mayr, Statistik und Gesellschaftslehre, Bd. II, Bevölkerungsstatistik, 2. Aufl., 1926, S. 10ff.

[3] Karl Bücher, Die Bevölkerung von Frankfurt a. M. im 14. und 15. Jahrhundert, I, 1886.

[4] Karl Beloch, Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt, 1886.

der Bevölkerungsgeschichte; aber sie vermögen den geschichtlich vorliegenden und zur Untersuchung anreizenden Gegenstand nicht zu erschöpfen. In der Welt der geschichtlichen Erscheinungen gibt es keine „Rassen“ und „Völkerseelen“, sondern nur Bevölkerungsgruppen von eigenartiger körperlicher und seelischer Beschaffenheit. Der „deutsche“ Mensch ist kein Gebilde, das in die Elemente „deutsche Rasse“ und „deutsche Seele“ zerlegt werden könnte. Zu mindesten muß es als fraglich bezeichnet werden, ob und wie weit die „Völker“ körperliche und seelische Einheiten darstellen. Als Gegenstand der hier erörterten Untersuchungen ist deshalb nicht das „Volk“, das „Volkstum“ oder die „Nation“ angenommen, sondern die „Bevölkerung“, d. h. jene Gruppe von Menschen, die einen bestimmten Raum bewohnt. Es ist dabei zunächst die Frage völlig offen gelassen, ob die Bevölkerung aus Angehörigen mehrerer Nationen sich zusammensetzt und Exemplare verschiedener „Rassen“ und „Völkerseelen“ enthält. Nur ist es unter dieser Voraussetzung nötig, den Raum näher zu umschreiben, durch den die „Bevölkerung“ bestimmt wird.

Die mannigfachen Untersuchungen, die in den letzten Jahren zum Teil im Anschluß an die Darlegungen von Rudolf Kjellen[1] über den Zusammenhang zwischen Volk und Reich angestellt wurden und zur Begründung der Disziplin der Geopolitik führten, haben ergeben, daß weder zwischen Staat und Reich, noch zwischen Volk und Raum ein grundsätzlich eindeutiger und geschichtlich einheitlicher Zusammenhang nachzuweisen ist. Staatsgrenzen und Nationalitätsgrenzen haben sich immer verschoben und werden sich immer wieder verändern. Der Gegenstand der bevölkerungsgeschichtlichen Forschung kann daher weder durch politische noch durch völkische Grenzen bestimmt werden, wobei diese entsprechend der bisher zumeist befolgten Übung den Sprachgrenzen gleichgeachtet werden. Es gilt vielmehr den Raum zu ermitteln, dessen Bevölkerung in einem leiblichen und seelischen Zusammenhang gestanden und gemeinsame Kulturarbeit geleistet hat. Es versteht sich, daß die Wahrung eines solchen Zusammenhanges durch politische Maßnahmen und sprachliche Unterschiede erschwert, wenn nicht

[1] R. Kjellen, Der Staat als Lebensform. Leipzig 1917.

gar verhindert werden kann. Doch ist zu bedenken, daß Heiratsverbote wohl den leiblichen, aber nicht den geistigen Verkehr der Bevölkerung und Sprachgesetze nicht einmal ihre kulturelle Gemeinschaft zu unterbinden vermögen. Zur näheren Beschreibung dieses Raumes hat der Berliner Geograph Penk[1] die Bezeichnung „Volks- und Kulturboden" vorgeschlagen, ein Ausdruck, dessen Zusammensetzung aus zwei verschiedenen Wortpaaren bereits seine begriffliche Zwiespältigkeit andeutet. Volksboden und Kulturboden sind nicht dasselbe, da die Kultur eines Volkes über seine völkische Ausbreitung hinauszureichen pflegt. Aber auch der Volksboden für sich ist dem hier gesuchten Bevölkerungsraum nicht gleichzusetzen. Der Volksboden umfaßt das Verbreitungsgebiet eines einzelnen Volkstums; er ist national begrenzt und beginnt bereits dort sich aufzulösen, wo das ihn bestimmende Volkstum mit anderen Volkstümern vermischt ist. Der Bevölkerungsraum ist dagegen der Lebensraum einer wie auch immer völkisch gearteten menschlichen Gemeinschaft, die durch Bande des Blutes, gemeinsame Überlieferungen und gemeinschaftliche Arbeit miteinander verknüpft ist. Ein Bevölkerungsraum kann daher ein nationales und sprachliches Mischgebiet darstellen. Seine Umgrenzung wird nur durch das mehr oder weniger ausgeprägte Bewußtsein der leiblich- und seelisch-kulturellen Zusammengehörigkeit und Verwandtschaft der ihn erfüllenden Bevölkerung bedingt.

In der Bestimmung des Bevölkerungsraumes ist eines der schwierigsten methodischen Probleme aller bevölkerungsgeschichtlichen Forschung enthalten. Es wird noch der anstrengendsten Arbeit in Theorie und historischer Einzeluntersuchung bedürfen, ehe die Bevölkerungen „Europas" auch nur für die wichtigsten Zeitabschnitte gegeneinander abgegrenzt sein werden. Vermutlich wird die Wissenschaft am schnellsten vorwärtskommen, wenn sie zunächst die Bevölkerungsgeschichte jener Länder und Landschaften behandelt, die nicht, wie etwa der Osten Europas, die stärksten Völkermischungen und Grenzverschiebungen seit jeher aufzuweisen hatten.

Bevölkerungszahl, Bevölkerungsart, Bevölkerungsgruppe und Bevölkerungsraum bilden den Gegenstand der

[1] Albrecht Penk, Deutscher Volks- und Kulturboden. In dem Sammelwerk Volk unter Völkern, hrsg. von K. C. von Loesch, 1927, S. 62ff.

bevölkerungsgeschichtlichen Forschung. Die „Deutsche Bevölkerungsgeschichte“ wird dabei die Entwicklung der Bevölkerungen zu ermitteln haben, die im Laufe der Zeiten den heutigen deutschen Volks- und Kulturboden bevölkert haben oder an der Herausbildung des deutschen Volkstums und der Schaffung der deutschen Kultur maßgebend beteiligt waren. Da, wie wir wissen, niemals eine gänzliche Bevölkerungsleere in Mitteleuropa seit seiner ersten Besiedelung bestanden hat, muß jene Forschung, um vollständig zu sein, bis auf die Bevölkerung der Eiszeit zurückgreifen. Sie bedient sich zur Lösung der ihr gestellten Probleme der körperlichen und kulturellen Überreste des damaligen Menschen als geschichtlicher Quelle. Für die späteren Jahrtausende und Jahrhunderte zieht sie auch die schriftlichen und sprachlichen Quellen heran; vermögen doch oft genug nur noch Orts- und Flurnamen, Laut- und Bedeutungswandel der Sprachen und ihrer Mundarten über bevölkerungsgeschichtliche Wanderungen und Mischungen Auskunft zu geben. Der bevölkerungsgeschichtlichen Forschung sind deshalb keine zeitlichen und sachlichen Grenzen gesteckt; auch hat sie die geschichtlichen Quellen aller Art sich nutzbar zu machen. Sie ist daher mehr als die politische Geschichte oder auch als die Wirtschaftsgeschichte auf die Zusammenarbeit mit nichthistorischen Disziplinen angewiesen.

Diese methodischen Schwierigkeiten erklären es, daß die Erforschung der deutschen Bevölkerungsgeschichte noch in ihren ersten Anfängen steckt; ist doch die moderne Rassenforschung selbst erst in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten entstanden und noch so von vielen Zweifeln an die Möglichkeit ihrer Fortführung durchsetzt, daß der Historiker nur mit großer Vorsicht ihre Ergebnisse sich zu eigen machen wird. Trotzdem bieten die Arbeiten des 1927 begründeten Berliner Instituts für Anthropologie unter der Leitung von Eugen Fischer, sowie die Forschungen von Lenz[1], Baur und Scheidt[2], um nur die in letzter Zeit meist erwähnten Namen zu nennen, die Gewähr, daß mit der geplanten anthropologischen Aufnahme der Bevölkerung Deutschlands auch der bevölkerungsgeschichtlichen Forschung neue

[1] Erwin Baur, Eugen Fischer, Erwin Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, 3. Aufl., 1927/28.

[2] Walter Scheidt, Allgemeine Rassenkunde I, 1925.

Quellen erschlossen werden. Daneben ist zu fordern, daß die körperlichen Überreste vergangener Zeiten, soweit sie dem Erdboden bereits entnommen sind, noch planmäßiger und sorgfältiger verzeichnet werden, als es bisher geschehen ist. Ehe nicht genaue anthropologisch einwandfreie Fundverzeichnisse des historischen Menschen vorliegen, kann der Geschichtsforscher mit den zerstreuten Angaben einzelner Beobachtungen nicht viel anfangen. Auch wird es nötig sein, nicht nur die Überreste des diluvialen und frühmittelalterlichen Menschen auf deutschem Boden in dieser Weise zu bearbeiten, sondern auch den spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Menschen aus Gräberfunden nach seiner körperlichen Beschaffenheit zu bestimmen. Für die Kennzeichnung seiner seelischen Artung liegen wichtige Vorarbeiten in den Werken Nadlers und Günthers vor.

Noch größere Fortschritte weisen die philologischen Arbeiten über die Entwicklung und Ausbreitung der Sprachstämme auf deutschem Boden auf. Diesem Kreise ist auch das erste große Werk zur deutschen Bevölkerungsgeschichte entwachsen: Kaspar Zeuss, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme (1837)[1]. Seitdem haben von den Tagen Jacob Grimms an Schrader[2], Hirt[3], Kluge[4], Much[5] und andere viel zur Ableitung des Germanischen aus der indogermanischen Sprachgruppe beigetragen. Trotzdem haben die letzten Jahre die Einsicht vertieft, daß die „Indogermanen" gerade auf dem Boden Deutschlands eine ältere Bevölkerung überlagert, nicht abgelöst haben, deren Sprache auf Wortbestand und Lautbildung des Germanischen nicht unwesentlich eingewirkt hat. Feist hat diese Untersuchungen zugunsten der Einwanderung der Indogermanen aus dem Südwesten nach Norddeutschland und Nordeuropa ausgewertet[6]. Wichtige neue Erkenntnisse dürften auch noch für die ältesten Zeiten aus den Untersuchungen zu gewinnen sein, die F. Braun über die vorindogermanische Bevölkerung Europas

---

[1] Neudruck 1925.

[2] Otto Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 1906/07.

[3] Hermann Hirt, Die Indogermanen, 1905/07.

[4] Friedrich Kluge, Deutsche Sprachgeschichte, 1920.

[5] Rudolf Much, Deutsche Stammeskunde, 1900, und die Abschnitte in J. Hoops Reallexicon der germanischen Altertümer, 1911—1919.

[6] Siegfried Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen, 1913.

veröffentlicht hat[1]. Für das letzte Jahrtausend europäischer Geschichte versprechen die Arbeiten am Deutschen Sprachatlas von Wenker und Wrede immer wichtiger zu werden. Sie bezeugen die starke Abhängigkeit der Sprachverbreitung von staatlichen Grenzen und warnen vor der Zurückführung neuzeitlicher Mundartbezirke auf die frühmittelalterlichen Stammgebiete. Fritz Steinbach hat für die rheinische Stammesgeschichte aus diesem Zusammenhang heraus wertvolle methodische und sachliche Ergebnisse gewonnen[2]. Auch lassen die sprachgeographischen Studien dieser Art vielfach Wanderungen erkennen, die aus anderen Quellen mit der gleichen Genauigkeit kaum erschlossen werden können.

Besonders eifrig wird zur Zeit die archäologische Forschung in Deutschland betrieben. Zwar wird stärker, als es bisher üblich war, zu beachten sein, daß Kulturraum und Bevölkerungsraum sich nicht immer zu decken brauchen[3]; trotzdem zeigen etwa die Darstellungen von Wahle[4] und Schuchhardt[5] über die Vorgeschichte Deutschlands, daß die Archäologie nahe daran ist, für die ältesten Zeitabschnitte die Aufgaben der bevölkerungsgeschichtlichen Forschung selbstständig zu übernehmen. Es ist zu wünschen, daß ihre Methoden auch auf die Erforschung der sogenannten „Kulturgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit"[6] übertragen werden. Sie ist bisher noch allzusehr literarisch beeinflußt und hat weder eine ausreichende Typologie noch Geographie der deutschen „Altertümer" erarbeitet. Erst die jüngst begonnenen Arbeiten an einem deutschen Kulturatlas, die von den Vertretern der deutschen Volkskunde, wie Lauffer, Meier, Pessler und Helbok geleitet und befürwortet werden, lassen erwarten, daß die Gruppe der sach-

[1] F. Braun, Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen, 1922.

[2] Fritz Steinbach, Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte, 1926.

[3] Vgl. die vorsichtig abwägenden Bemerkungen von H. K. Jacob Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung, Stand und Kritik der Forschung über Rassen, Völker, Kulturen in urgeschichtlicher Zeit. Hannover 1928.

[4] Ernst Wahle, Vorgeschichte des deutschen Volkes, 1924.

[5] Carl Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland, 1928.

[6] Georg Steinhausen, Deutsche Kulturgeschichte. — Ders., Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter, 3. Aufl., 1921. — Ders., Kulturgeschichte der Deutschen in der Neuzeit, 2. Aufl., 1918.

lichen Geschichtsquellen auch für die „geschichtliche" Zeit in gleicher Weise ausgewertet werden wird, wie es für die „Vorgeschichte" bereits geschehen ist[1]. Die enge Zusammenarbeit der Historiker und Volkskundler mit den Historischen Museen wird zu diesem Zwecke unumgänglich sein.

Während der Frühhistoriker die Vorarbeit und Unterstützung der Anthropologen, Philologen und Archäologen bei der bevölkerungsgeschichtlichen Auswertung der körperlichen, sprachlichen und sachlichen Quellen nicht entbehren kann, wird er den überreichen Stoff zur deutschen Bevölkerungsgeschichte, der in den archivalisch und bibliothekarisch erfaßten schriftlichen Quellen vorliegt, vielfach noch erst selbst aufspüren und ausschöpfen müssen[2]. Trotz zahlreicher Arbeiten zur Frühgeschichte Deutschlands von Müllenhoff[3] und Friedrich Kauffmann[4], wissen wir über Bevölkerungszahl, Bevölkerungsart und Bevölkerungsraum der Germanen und Kelten, etwa zur Römerzeit, noch immer zu wenig[5]. Obwohl die einschlägigen Nachrichten in der Überlieferung weit zerstreut sind, wird eine planmäßige Durcharbeitung der antiken und frühmittelalterlichen Quellen unter ausschließlicher Einstellung auf die bevölkerungsgeschichtlichen Fragen unsere Kenntnisse noch wesentlich bereichern.

Für die Bevölkerungsgeschichte Deutschlands im Mittelalter sind die wichtigsten Ereignisse die Germanisation des Ostens und die Entstehung der Stadtbevölkerung. Der große „Zug des deutschen Volkes nach dem Osten" ist deshalb auch vielfach gewürdigt worden[6]; doch wiegt die politische[7] und siedlungsgeschichtliche[8] Betrachtung jener Geschehnisse vor. Die Zahl und die Herkunft der Auswanderer aus den einzelnen

---

[1] Deutsche Forschung. Heft 6. Deutsche Volkskunde 1928.

[2] Dahlmann-Waitz, Quellenkunde zur deutschen Geschichte, 8. Aufl., 1912, Nr. 3607ff.

[3] Karl Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, 1870—1900.

[4] Friedrich Kauffmann, Deutsche Altertumskunde I, 1913, II 1923.

[5] Wilhelm Capelle, Das alte Germanien, 1929.

[6] Karl Hampe, Der Zug nach dem Osten, 1921. — Dahlmann-Waitz, a. a. O., Nr. 5484ff.

[7] Dietrich Schäfer, Osteuropa und wir Deutschen, 1924.

[8] Rudolf Kötzschke, Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters, 1924. — Ders., Die deutsche Wiederbesiedelung der ostelbischen Lande in dem Sammelwerke: Der ostdeutsche Volksboden, hrsg. Wilhelm Volz, 1926.

deutschen Landschaften, ihre Einwanderung und Vermehrung in den Ostländern, ist nur erst in wenigen Fällen näher untersucht[1]. Auch die Forschung über die Einwohnerzahlen deutscher Städte sind trotz der schon lange zurückliegenden Arbeiten von Bücher, Jastrow und Schmoller[2] nicht recht vorwärtsgekommen[3]. Geburten-, Sterbe- und Heiratsziffern der mittelalterlichen und neuzeitlichen Bevölkerung sind trotz vielfältiger Angaben in Chroniken, amtlichen Aufzeichnungen, Bürgerlisten und Kirchenbüchern noch unbekannt. Selbst die Wirkungen der großen Seuchen sind mehr nach ihren wirtschaftlichen Folgen, als in ihren bevölkerungsgeschichtlichen Auswirkungen dargestellt worden[4]. Für die neuere Zeit fehlt es vor allem an der unentbehrlichen Zusammenarbeit von Fachhistorikern, Nationalökonomen und Statistikern. Die Forderungen, die Beloch[5], der deutsche Altmeister der bevölkerungsgeschichtlichen Forschung, schon vor Jahrzehnten aufgestellt und in mehreren Einzelarbeiten ausgeführt hat, haben keinen rechten Widerhall gefunden.

Leider wurde auch der Zugang nach Deutschland seit dem Ausgang des Mittelalters, wie die Einwanderung der Mennoniten aus Holland, der Hugenotten aus Frankreich, der Juden aus Osteuropa, fast nur von Spezialforschern ohne engeren Zusammenhang mit der allgemeinen deutschen Geschichte behandelt. Die Leistungen auf diesen Gebieten sind, wie etwa die zahlreichen, vorzüglichen Arbeiten zur Geschichte der Juden in Deutschland[6], höchst beachtenswert. Sie werden aber erst

---

[1] Erich Keyser, Die Bevölkerung Danzigs und ihre Herkunft im 13. und 14. Jahrhundert, 2. Aufl., 1928, vgl. die dort angegebenen Schriften.

[2] Gustav Schmoller, Deutsches Städtewesen in älterer Zeit, 1922. S. 60ff.: Die Bevölkerungsbewegung der deutschen Städte von ihrem Ursprung bis ins 19. Jahrhundert.

[3] Dahlmann-Waitz, Nr. 2304ff; 6860ff.

[4] Ebenda Nr. 1884ff.

[5] Karl Beloch, Bevölkerungsgeschichte der Republik Venedig: Conrads Jahrbücher, 3. Aufl., Bd. 18 (1899) S. 1ff. — Ders., Bevölkerungsgeschichte Europas von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 17. Jahrhunderts: Zeitschrift für Sozialwissenschaft, hrsg. von Julius Wolf, Bd. II und III (1899). Vgl. die Autobiographie Belochs in dem Sammelwerke: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, hrsg. von Sigfried Steinberg, Bd. II (1926) S. 19.

[6] Kracauer, Geschichte der Juden in Frankfurt a. M., Bd. II, 1927.

größere Bedeutung erhalten, wenn sie in die allgemeine Bevölkerungsgeschichte Deutschlands eingeordnet sind. Das gleiche gilt für die Überfülle der statistischen Untersuchungen zur Bevölkerungsbewegung im 19. Jahrhundert[1]. Trotz reicher Literatur im einzelnen gibt es noch keine zusammenfassende Darstellung der neuesten bevölkerungsgeschichtlichen Entwicklung Deutschlands. Die Folge ist, daß auch die größeren Werke zur allgemeinen deutschen Geschichte dieses Zeitraumes entsprechender Angaben fast völlig entbehren. Es sind deshalb noch langwierige Vorarbeiten nötig, bis die Bevölkerungsgeschichte die gleiche Würdigung gefunden haben wird, wie sie der Wirtschaftsgeschichte bereits seit Karl Lamprechts „Deutscher Geschichte" zuteil wird.

Es wird die Aufgabe der nächsten Zukunft sein, die Erforschung der deutschen Bevölkerungsgeschichte in dem bezeichneten Umfange als selbständigen Zweig der deutschen Geschichtswissenschaft zu begründen. Sie wird alle einschlägigen, erreichbaren Quellen zu verwerten und die Methoden der einzelnen genannten Disziplinen zu vereinigen haben. Die Verfolgung dieses Zieles wird bei der engen Verbindung, die seit Urzeiten gerade durch die Vermittlung Deutschlands zwischen den Völkerschaften Europas bestanden hat, auch die europäische Bevölkerungsgeschichte nachdrücklich aufklären. Wie auf dem Gebiete der Wirtschaftsgeschichte wird eine internationale Zusammenarbeit der gleichstrebenden Forscher die wissenschaftliche Erkenntnis wesentlich vertiefen und nicht zu entbehren sein. Es muß versucht werden, gemeinsame Grundsätze vornehmlich für die Herausgabe bevölkerungsgeschichtlicher Quellen aufzustellen, damit besonders ihre statistische Auswertung gleichmäßig geschehen kann. Auch ist die gegenseitige Mitteilung von Quellenfunden und Forschungsergebnissen auf das dringendste zu wünschen.

Es ist nicht zu verkennen, daß bevölkerungsgeschichtliche Arbeit stets von nationalen und nationalpolitischen Antrieben beeinflußt werden wird. Sie sollen auch nicht verworfen werden, wenn nur die methodische Sauberkeit und Gewissenhaftigkeit

---

[1] J. Conrad, Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie IV, 1. Teil, 5. Aufl., hrsg. von A. Hesse (1923).

einer jeden Untersuchung gewahrt bleibt. Vielleicht wird es aber möglich sein, trotz aller dieser Gefahren gerade durch die Erforschung der Bevölkerungsgeschichte die Völker einander näherzubringen. Denn sie werden aus ihr entnehmen können, daß sie weit enger miteinander verbunden sind, als es ihren Wortführern gewöhnlich bewußt ist. Es handelt sich in der Wissenschaft nicht um eine Verständigung, sondern nur um ein Verstehen. Dieses Verstehen der Völker wird durch die Erforschung der Bevölkerungsgeschichte gefördert werden.

Eine Nachlese zum Prozeß Heinrichs des Löwen.

Von

Karl Schambach.

Als ich im Sommer 1918 meine Abhandlung „Noch einmal die Gelnhäuser Urkunde und der Prozeß Heinrichs des Löwen“[1] abschloß, geschah es in dem ausgesprochenen Bewußtsein, daß auch durch sie das vielerörterte Problem noch nicht bis zu denjenigen Grenzen erledigt wurde, bis zu denen es schließlich einmal wird erledigt werden können. So weit hatte ich mir von vornherein das Ziel nicht gesteckt. Selbst nicht im Hinblick auf die eigentlichen Rechtsvorgänge, ganz abgesehen davon, daß ich mir ihren politischen Hintergrund ohnehin nicht mit zum Gegenstande der Aufgabe gemacht hatte. Vielmehr, lediglich ein gewisses Maß von Klarheit, das sich mir im Laufe der Jahre ergeben hatte, der Allgemeinheit zu übereignen und damit allerdings in bestimmten Fragen die Lösung des Problems um ein gutes Stück zu fördern, war meine Absicht.

In der Tat ist denn auch meine Abhandlung seither nicht die letzte Veröffentlichung über den Prozeß geblieben. Schon im Jahre 1920 erschien eine neue, weitschichtige Arbeit über ihn, die sich im Unterschiede von der meinigen auch wieder eingehend mit seinem politischen Hintergrunde befaßte. Es war das schon vor dem Weltkriege angekündigte zweite Buch Ferdinand Güterbocks, betitelt „Die Gelnhäuser Urkunde und der Prozeß Heinrichs des Löwen“[2]. Ihm folgte 1926 in der Festschrift für Paul Kehr die wertvolle Spezialuntersuchung Wilhelm Erbens „Die erzählenden Sätze der Gelnhäuser Urkunde (Stumpf

[1] Z. d. Hist. V. f. Nieders. 81, 1—43 (1916) und 83, 189—276 (1918), auch als Buch erschienen Hannover 1918, im folgenden zitiert unter „Schambach“.

[2] Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens XXXII (Hildesheim und Leipzig), hier, soweit nicht bloße Seitenangabe genügt, zitiert unter „Güterbock II“.

4301)"[1] und 1927 eine eingehende Erörterung des Prozesses durch Heinrich Mitteis im Rahmen seiner Abhandlung „Politische Prozesse des früheren Mittelalters in Deutschland und Frankreich"[2]. Aber nicht nur lassen mich diese neueren Veröffentlichungen insgesamt noch einige neue Wahrnehmungen, die ich selbst inzwischen gemacht habe, vermissen. Sondern die erste von ihnen, das Buch von Güterbock, enthält auch neben gewissen tatsächlichen Bereicherungen unseres Wissens, die nicht so sehr den Prozeß selbst als unsere Überlieferung von ihm betreffen, eine Reihe von Darlegungen, die in Wahrheit erhebliche methodische und sachliche Rückschritte gegenüber den meinigen bedeuten und nur zum Teil durch die beiden nachfolgenden Untersuchungen berichtigt worden sind. Es sei mir daher gestattet, abermals das Wort zu ergreifen.

I. Die Bedeutung des euidens reatus maiestatis in der Narratio der Gelnhäuser Urkunde.

Zunächst müssen wir noch einmal bei der berühmten Urkundenstelle verweilen, die die Grundlage unserer Erkenntnis des Prozesses bildet, bei der Narratio der Gelnhäuser Urkunde Kaiser Friedrichs I. vom 13. April 1180.

Zwar diejenige heißumstrittene Frage, die ich inbezug auf sie im Jahre 1910 mit einer Anzeige des früheren Güterbockschen Buches über unseren Prozeß[3] in die Fachwelt hineingeworfen habe[4] — nämlich die Frage, ob sie nicht ursprünglich aus zwei Sätzen bestanden habe, die erst nachträglich durch eine Textverderbnis zu einer scheinbaren Satzeinheit miteinander verkoppelt worden seien —, muß nunmehr trotz des mehr krampfhaften als kraftvollen Bemühens, mit dem Güterbock in seinem neuen Buche nochmals versucht hat, die Einsätzigkeit zu erhärten, nach den schlagenden Darlegungen Erbens für alle Einsichtigen vollends als in meinem Sinne entschieden gelten,

[1] Papsttum und Kaisertum (Forschungen zur politischen Geschichte und Geisteskultur des Ma., Paul Kehr zum 65. Geburtstag dargebracht, hrsg. von Albert Brackmann. München 1926) S. 398—414.

[2] Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philos.-hist. Klasse, Jahrg. 1926/27, 3. Abhandlung.

[3] „Der Prozeß Heinrichs des Löwen" (1909), hier zitiert unter „Güterbock I".

[4] Histor. Vierteljahrschr. 13, 89—94.

wie sich denn auch Mitteis mit weitgehender, wenn schon nicht restloser Klarheit nach dieser Richtung hin ausspricht. Ich will mich daher enthalten, diese Frage jetzt hier noch einmal zusammenfassend zu erörtern, so sehr mir an sich eine solche Zusammenfassung gerade jetzt naturgemäß und nutzbringend erschiene, und will nur im Vorbeigehen noch einige besonders notwendige Bemerkungen zu ihr machen.

Erstlich möchte ich hier noch einmal betonen, wie ich es schon in meiner Abhandlung getan habe, daß die Gewißheit der ursprünglichen Zweisätzigkeit unserer Narratio in Wahrheit keineswegs mehr davon abhängig ist — jetzt, nach den Ausführungen Erbens, doppelt und dreifach nicht mehr —, ob sich auch ein wirklich zweifelsfreier Ersatz für jenes quia finden läßt, welches ersichtlich diejenige Textverderbnis ist, die die scheinbare Einsätzigkeit herbeigeführt hat, und auch nach wie vor im Originale der Urkunde nicht zu lesen steht, sondern sich erst in ihrer ältesten Kopie (von etwa 1306) findet. Im Gegenteil, es könnte dieser Gewißheit noch nicht einmal den geringsten Abbruch tun, wenn das quia noch heute mit aller Deutlichkeit im Originale der Urkunde zu erkennen wäre. Sondern dann ergäbe sich bei richtiger Methodik eben lediglich die Notwendigkeit für uns, nunmehr zwischen äußerlicher Echtheit und innerer Unechtheit des Wortes zu scheiden und den Fehler, den es darstellt, nunmehr schon dem Schreiben des Originals zuzurechnen, während nach der wirklichen Sachlage jetzt immer noch die an und für sich wahrscheinlichere Möglichkeit besteht, daß er erst dem Schreiber der Kopie zur Last falle. So völlig zureichend sind und waren in Wirklichkeit auch schon vor dem Erscheinen des ausgezeichneten Erbenschen Aufsatzes die Gründe für die zweisätzige Anlage der Stelle.

Diese erneute Feststellung der Unabhängigkeit der Gewißheit für die ursprüngliche Zweisätzigkeit unserer Narratio von einer positiven Lösung der Emendationsfrage ist aber deshalb für mich hier unumgänglich, weil ich nun in einem Punkte doch auch wieder noch anderer Meinung bin als mein trefflicher Bundesgenosse Erben. Ich kann ihm nämlich jetzt durchaus nicht mehr darin beistimmen, daß mit der Zweisätzigkeit zugleich auch — nach Erledigung der paläographischen Einwände Güterbocks — die auf den ersten Blick so bestechende und daher

anfänglich mit so lautem Beifall begrüßte Hallersche Konjektur trina[1] gesichert sei. Denn ich teile wiederum auch nicht seine Meinung, daß uns nur die Wahl zwischen trina und quia bleibe, sondern bin vielmehr der Überzeugung, daß sehr wohl noch eine dritte Möglichkeit besteht — nämlich die, daß dem quia überhaupt kein wirkliches Wort im Originale der Urkunde entsprochen habe —, und ich halte diese Möglichkeit für die wahrscheinlichste, zumal da unter gar keinem Beding das trina eine inhaltliche Notwendigkeit der Stelle ist. Aber, diese meine Auffassung näher zu begründen, unterlasse ich hier im Hinblick auf den mir an verschiedenen Stellen deutlich entgegengetretenen Überdruß an der Frage und werde es höchstens auf besonderes Verlangen noch nachträglich tun[2].

Dahingegen möchte ich hier doch noch einmal eingehen auf die Bedeutung des euidens reatus maiestatis, der in unserer Narratio als der vornehmste der Ladungsgründe in dem nach erfolgter Ächtung gegen den Herzog eröffneten lehnsrechtlichen Verfahren genannt wird. Auch in diesem Punkte brachte nämlich Güterbocks neues Buch einen großen Rückschritt gegenüber meiner Abhandlung, und leider muß ich den gleichen Vorwurf in geringerem Grade auch gegen die Arbeit von Mitteis erheben.

Zur Bequemlichkeit der Leser schicke ich hier nochmals den Wortlaut der Narratio mit beigefügter Übersetzung voraus und zwar in der zweisätzigen Auffassung. Von dieser abgesehen, lege ich ebenso natürlich die neue, im ganzen künftig maßgebende Ausgabe Güterbocks zugrunde. Die Stelle des quia wird durch einen Stern bezeichnet. Die der Narratio vorangehende und in üblicher Weise syntaktisch aufs engste mit ihr verknüpfte Promulgatio wird durch Abbrechen der Zeile von ihr abgehoben.

---

[1] Aufgestellt bekanntlich in dem Aufsatze „Der Sturz Heinrichs des Löwen" (Arch. f. Urk.-Forsch. 3, 295—450. 1911. Auch als Buch erschienen) S. 404.

[2] Andeutend sei hier bemerkt, daß nach meiner Vermutung der Schreiber der Urkunde an der Stelle mit einer fälschlichen Wiederholung des querimonia begonnen und dann beim Versuche der Tilgung des Fehlers das Pergament schwer beschädigt hat (Loch!), ohne eine völlige Tilgung zu erreichen, und der Schreiber der Kopie von etwa 1306 die noch sichtbar gebliebenen Spuren des q irrtümlich zu quia ergänzt hat.

Proinde tam presentium quam futurorum imperii fidelium nouerit uniuersitas,
qualiter Heinricus quondam dux Bawarię et Westfalię, eo quod ecclesiarum dei et nobilium imperii libertatem possessiones eorum occupando et iura ipsorum imminuendo grauiter oppresserat, ex instanti principum querimonia et plurimorum nobilium *citacione uocatus maiestati nostrę presentari contempserit et pro hac contumacia principum et suę condicionis Sueuorum proscriptionis nostrę inciderit sentenciam. Deinde quoniam in ecclesias dei et principum ac nobilium iura et libertatem crassari non destitit, tam pro illorum iniuria quam pro multiplici contemptu nobis exhibito ac precipue pro euidenti reatu maiestatis sub feodali iure legitimo trino edicto ad nostram citatus audientiam eo quod se absentasset nec aliquem pro se misisset responsalem contumax iudicatus est[1], ac proinde tam ducatus Bawarię quam Westfalię et Angarię quam etiam uniuersa que ab imperio tenuit beneficia per

So wisse die Gesamtheit sowohl der jetzigen als auch der künftigen Getreuen des Reiches,

wie Heinrich, vormals Herzog von Bayern und Westfalen, deshalb, weil er die Freiheit der Kirchen Gottes und der Edlen des Reiches durch Besetzung ihrer Güter und Schmälerung ihrer Rechte schwer bedrückt hatte, auf der Fürsten und zahlreicher Edlen dringende Klage durch Ladung berufen, sich unserer Majestät zu stellen verschmäht hat und für diese Widerspenstigkeit dem auf unsere Acht lautenden Spruche der Fürsten und auch von Schwaben seines Standes verfallen ist. Sodann ist er, da er gegen die Kirchen Gottes und gegen Rechte und Freiheit von Fürsten und Edlen zu wüten nicht abließ, sowohl wegen des Unrechts gegen jene als auch wegen der vielfachen uns erwiesenen Mißachtung und insbesondere wegen seines offenkundigen Vergehens gegen die Staatshoheit nach Lehnrecht durch gesetzmäßige dreimalige Ladung vor uns beschieden und, weil er ausblieb und auch niemanden als seinen

---

[1] Güterbock setzt in seiner neuen Ausgabe an dieser Stelle einen Strichpunkt, der in Wahrheit auch vom Boden der einsätzigen Auffassung aus inhaltlich nicht gerechtfertigt ist und nach Erbens (S. 404) Feststellung ebensowenig der Interpunktion des Originals entspricht.

unanimem principum senten-ciam in sollempni curia Wirciburc celebrata ei abiudicata sunt nostroque iuri addicta et potestati.

Stellvertreter[1] sandte, für widerspenstig erklärt worden, und so sind ihm durch einmütigen Spruch der Fürsten auf dem feierlichen Hoftage zu Würzburg sowohl die Herzotümer Bayern und Westfalen-Engern als auch sämtliche Reichslehen aberkannt und unserer Gerechtsame und Verfügung zugesprochen worden.

Zur allgemeinen Erläuterung der Stelle sei hier nochmals folgendes in Erinnerung gebracht. Den unentbehrlichen Schlüssel für jedes einigermaßen richtige Verständnis von ihr bildet die richtige Übersetzung der Worte contumax iudicatus est. Sie bedeuten nicht, wie Güterbock in seinem früheren Buche geglaubt hatte[2], „als Nichterschienener abgeurteilt worden", sondern, wie er jetzt selbst nach einer nochmaligen eingehenden Untersuchung[3] anerkennt, „für widerspenstig erklärt worden"[4]. Demgemäß bilden sie zusammen mit dem voraufgehenden Kausalsatze eo quod — responsalem die Angabe des lehnrechtlichen Schuldspruches, an die sich in den Worten ac proinde — potestati diejenige der Strafbemessung anschließt. Der Angabe des Schuldspruches geht dann andererseits in den Worten tam — audientiam zunächst voraus die Angabe der lehnrechtlichen Vorladung einschließlich der in tam — maiestatis angeführten Ladungsgründe, und alles, was vor tam noch weiter vorausgeht, bildet eine Schilderung der Veranlassung des lehnrechtlichen Verfahrens, von Güterbock[5] „Begründung der Ladung" genannt, zu der als ihr erster und größter Teil auch der Bericht über das landrechtliche Verfahren gehört. Dies alles gilt für die einsätzige Auffassung der Narratio ebensogut, wie

[1] Nach Mitteis, S. 64 wäre die historisch-technisch genaue Übersetzung für responsalis „Scheinbote". Der ungefähre Sinn des Ausdrucks ist nicht zweifelhaft.

[2] Güterbock I, S. 65—66 und S. 73.

[3] Güterbock II, S. 48—59.

[4] So zuerst Jul. Ficker F. z. d. G. 11, 304 (1871).

[5] Güterbock II, S. 57.

für die zweisätzige. Der hauptsächliche Inhalt der Stelle wird also von dem Unterschiede beider Auffassungen gar nicht betroffen. Die richtige Erfassung dieses ihres Hauptinhalts ist aber insonderheit auch die Vorbedingung für die richtige Auslegung des euidens reatus maiestatis[1]. Jetzt zu letzterem selber!

Vier verschiedene Deutungen des Ausdrucks lagen mir bei Abfassung meiner Abhandlung vor[2]. Nämlich: 1. die auf die bekannte Hilfsverweigerung des Herzogs vor der Schlacht bei Legnano, 2. die auf die gerichtliche Kontumaz des Herzogs[3], 3. die auf Hochverrat im heutigen Sinne des Wortes und 4. die auf die erneuten Gewalttätigkeiten des Herzogs nach dem Achtspruche, von denen in den Worten der Narratio quoniam — destitit die Rede ist. Zu der letzten, der jüngsten von allen, die erstmals Haller aufgestellt hatte[4], gelangte auch ich — allerdings auf einem ganz anderen Wege als jener —. Demgegenüber tritt Güterbock erneut für die Deutung auf Hochverrat im heutigen Sinne[5] und Mitteis wieder für diejenige auf das Fernbleiben des Herzogs von den landrechtlichen Terminen[6] ein. Ich kann aber weder der Beweisführung des einen noch der des anderen Stichhaltigkeit zuerkennen und hoffe, im

[1] Ihr Mangel hat bewirkt, daß man wiederholt die Erläuterung des Ausdrucks in dem Kausalsatze eo quod — responsalem hat erblicken wollen. So ursprünglich — vor seiner Entdeckung des wahren Sinnes des contumax iudicatus est — Julius Ficker selber („Forsch. z. Reichs- u. Rechtsgesch. Italiens“ I, 176, Anm. 8. 1868) und ihm nach mit dem Versuche, seine ursprüngliche Ansicht gegen ihn selbst zu rehabilitieren, Güterbock in seinem ersten Buche (Güterbock I, S. 57—64) und so schließlich wieder noch W. Biereye in seinem Aufsatze „Contemptus und reatus maiestatis in der Gelnhäuser Urkunde vom 18. April 1180“ (Hist. Vierteljahrschr. 18, 107—115. 1916). Für Güterbock heißt noch in seinem neuen Buche — trotz seiner Meinungsänderung inbezug auf das contumax iudicatus est — die Losung: „Entweder diese Erläuterung des Ausdrucks innerhalb unserer Narratio oder gar keine“ (zu vgl. Güterbock II, S. 59—61), eine bemerkenswerte — aber nicht die einzige — Parallele zu dem verzweifelten Kampfe, den er in seinem neuen Buche noch einmal gegen die ursprüngliche Zweisätzigkeit der Narratio führt.

[2] Vgl. Schambach, S. 194ff.

[3] Für diese Deutung kann selbstverständlich bei einer im wesentlichen richtigen Gesamtauffassung der Narratio nur die Kontumaz im landrechtlichen Verfahren und nicht die im lehnrechtlichen (2. eo quod-Satz) in Betracht kommen, auf die man tatsächlich den Ausdruck mehrmals bezogen hat (zu vgl. Anm. 1).

[4] Haller a. a. O., S. 361—363 und S. 373ff.

[5] Güterbock II, S. 59ff.

[6] Mitteis, S. 65ff.

folgenden einleuchtend zu zeigen, daß sie sehr zu Unrecht von meiner Auffassung abgewichen sind.

Die Frage nach dem Sinne des Ausdrucks spitzt sich zunächst zu auf die große Frage, ob er seine Erläuterung in unserer Narratio habe oder nicht. Je nach der Bejahung oder Verneinung dieser Frage entfällt sofort die Hälfte der hier angeführten Deutungen, nämlich bei der Bejahung die auf die Hilfsverweigerung und die auf Hochverrat im heutigen Sinne und bei der Verneinung die auf die Kontumaz des Herzogs im landrechtlichen Verfahren und die auf die neuen Gewalttaten nach dem Achtspruche. Mitteis und ich bejahen also bei unserer Deutung des Ausdrucks die Frage, Güterbock verneint sie.

Güterbock erklärt selbst[1] die Verneinung für etwas, wozu man sich „nur schwer" entschließen werde. Und daran tut er sehr recht. Denn nach ihr würde unsere Narratio so ungeschickt abgefaßt sein, gerade dasjenige, was sie selbst als den Hauptgrund der lehnrechtlichen Vorladung bezeichnet, unerläutert zu lassen. Um zu ermessen, wie ungeschickt das wäre, muß man sich bewußt sein, daß jede Berührung dessen, was dem lehnrechtlichen Verfahren voraufgegangen war, für den eigentlichen Gegenstand unserer Urkunde, die Weiterverleihung eines Teils des Herzogtums Westfalen-Engern an das Erzbistum Köln, juristisch überhaupt vollkommen überflüssig war, da ja angesichts des dreimaligen unentschuldigten Ausbleibens des Herzogs die Gründe, unter denen er vorgeladen war, bei dem Ausgange des Verfahrens ganz von Rechts wegen gar keine Rolle gespielt hatten[2]. Dem Diktator der Urkunde eine derartige Ungeschicktheit zuzuschreiben, dafür fehlt uns nicht nur die Berechtigung, sondern in Wahrheit auch jede Veranlassung, sofern wir die

[1] Güterbock, S. 61 unten.

[2] Es trägt nicht gerade zur Förderung der allgemeinen Klarheit bei, wenn Mitteis zu guter Letzt — am Schlusse seiner Ausführungen über unseren Prozeß — noch davon spricht, daß „euidens reatus maiestatis" die „vor aller Augen liegende Tatsache" gewesen sei, auf die sich das „Urteil" in dem lehnrechtlichen Verfahren „gegründet" habe. Der Kundige fragt sich hier unwillkürlich: „Begeht hier Mitteis zum Schlusse aus Flüchtigkeit noch eine Verwechslung von Ladungsgründen und Urteilsgrund, oder meint er hier mit „euidens reatus maiestatis" nicht den gleichen Vorgang, wie unsere Narratio, sondern eben die Kontumaz des Herzogs in dem lehnrechtlichen Verfahren?" Auch dies wäre doch für Fernstehende noch sehr irreführend.

Möglichkeit gegeben sehen, den euidens reatus maiestatis irgendwie ohne Gewaltsamkeit oder Künstelei auf die voraufgehende Schilderung der Veranlassung des lehnrechtlichen Verfahrens zu beziehen.

In der Tat mangelt es nun aber auch an einer solchen Möglichkeit durchaus nicht. Die Schwierigkeit ist vielmehr nur die, daß auf den ersten Blick zwei verschiedene Möglichkeiten vorhanden zu sein scheinen, nämlich einerseits die von Mitteis und andererseits die von mir gewählte. Dafür, daß sowohl die Kontumaz des Herzogs in dem landrechtlichen Verfahren als auch die Begehung neuer Rechtsbrüche nach erfolgtem Achturteile an und für sich reatus maiestatis war, bedarf es für den Kundigen keines besonderen Beweises mehr. In Wahrheit ist es dann aber bei eindringlichem Nachdenken auch gar nicht so schwer, eine sichere Entscheidung zwischen beiden Möglichkeiten zu treffen und zwar zugunsten der von mir bevorzugten.

Zunächst jedoch müssen wir uns mit Güterbock auseinandersetzen; denn er leugnet nun trotz seines soeben erwähnten Zugeständnisses schon die bloße Möglichkeit einer Beziehung des euidens reatus maiestatis auf den voraufgehenden Teil der Narratio. Seine Gründe dafür sind wieder einmal alles andere als stichhaltig.

Er sieht da erstens ein syntaktisch-formales Hindernis dieser Beziehung vor sich. Nämlich dem euidens reatus maiestatis geht ja voraus der multiplex contemptus nobis exhibitus. Von ihm hat Güterbock die, wie wir hier noch sehen werden, richtige Meinung, daß er im Voraufgehenden nicht erläutert werde[1]. Daraus aber folgert er, daß dann auch der erst hinterherkommende reatus maiestatis dort keine Erläuterung mehr haben könne[2]. Ein durchaus falscher Schluß. Seine Verkehrtheit sei durch einen Vergleich beleuchtet. Angenommen, ein Protokoll unserer Tage über die Bestrafung eines Schülers hätte folgende Fassung erhalten: „Der Schüler Funk der O IIIa war am Dienstag, dem 27. 6., wieder ohne schriftliche mathematische Hausaufgabe. Da dasselbe in letzter Zeit schon mehrfach bei ihm der Fall war

[1] D. h., um es genau zu formulieren, muß man sagen, daß er nicht vollinhaltlich erläutert wird. Zu vgl. weiter unten S. 379, Anm. 1.

[2] Güterbock II, S. 60.



und er diesmal obendrein zunächst noch die unwahre Ausrede gebrauchte, daß er nur sein Heft vergessen habe, erhält er nunmehr wegen wiederholten Unfleißes sowie wegen verschiedener sonstiger Klagen über seine Führung und insonderheit noch wegen Lügens drei Stunden Karzer." Dieses Protokoll müßte nun nach dem Verfahren, das Güterbock mit dem besagten Schlusse auf unsere Narratio anwendet, dahin beurteilt werden, daß mit dem zuletzt angeführten „Lügen" keinesfalls die zuvor erwähnte Ausrede vom Vergessenhaben des Heftes gemeint sein könne, da die vorhergehenden Worte „sowie wegen verschiedener sonstiger Klagen über seine Führung" ja ersichtlich schon keinen Bezug mehr auf das früher Gesagte nehmen. Sapienti sat.

Güterbock ist nun aber außerdem noch der Ansicht, daß, ganz abgesehen von diesem vermeintlichen stilistischen Hindernisse, eine Beziehung des euidens reatus maiestatis auf den voraufgehenden Teil der Narratio schon deshalb nicht in Frage kommen könne, weil sie aus dem ganzen Wortlaute der Stelle nicht „direkt" zu entnehmen sei[1]. Das ist nun wirklich eine ganz sonderbare Auffassung, die sich kecklich hinwegsetzt über den Abstand der Jahrhunderte und die Fremdartigkeit des Gegenstandes, dem wir uns hier doch allen mühseligen Errungenschaften der heutigen Wissenschaft zum Trotze noch immer gegenüber befinden. Wieviele der Quellenstellen aus zurückliegenden Jahrhunderten sind es, die von der Geschichtsforschung der Gegenwart nur mühsam enträtselt wurden oder auch noch nicht enträtselt sind und doch ihren Zeitgenossen — oder mindestens den Sachverständigen unter ihnen — gewißlich ohne weiteres verständlich gewesen sind! Wir brauchen als nächstliegendes Beispiel nur unsere Narratio als Ganzes herzunehmen und uns vor Augen zu halten, in welchem Maße uns nachgerade ihre vielberedete syntaktische Mehrdeutigkeit zur Eindeutigkeit geworden ist. So bin ich denn auch in vollkommenem Gegensatze zu Güterbock der festen Überzeugung, daß diejenige Deutung des euidens reatus maiestatis, die ich jetzt hier nach oftmaligem gründlichem Nachdenken erneut vertrete, den rechtskundigen Zeitgenossen der Urkunde in der Tat aus dem Zusammenhange der ganzen Stelle ohne weiteres hervorgegangen ist.

[1] Güterbock, S. 61 oben.

Güterbock seinerseits versteigt sich im Verfolg seiner Meinung dann schließlich sogar noch zu der Behauptung[1], daß insonderheit in dem quoniam-Satze ja „in keiner auch nur angedeuteten Weise von einem Majestätsvergehen die Rede“ sei. Damit setzt er doch allem, was sein neues Buch an Seltsamkeiten enthält, die Krone auf. Er übersieht hierbei völlig den juristischen Begriff der Tateinheit. Mit ungefähr der gleichen Logik könnte man auch behaupten, daß ein Vater nichts danach zu fragen habe, ob sein Kind mißhandelt werde, und, daß es die Polizei gar nichts angehe, wenn jemand anders als sie selbst bestohlen werde. Die Begehung neuer Rechtsverletzungen nach erfolgtem Achtspruche war zweifellos, wie vorhin schon betont wurde, nach den damals in Deutschland herrschenden Rechtsanschauungen nicht nur ein Verschulden gegen die unmittelbar durch sie Geschädigten, sondern zugleich auch ein Verschulden gegen die in der Person des Herrschers verkörperte Staatsgewalt — also reatus maiestatis —.

Wir dürfen also gegenüber den Einwendungen Güterbocks getrost an einer Beziehung des euidens reatus maiestatis auf den vorangehenden Teil der Narratio festhalten.

Die Entscheidung zugunsten der neuen Gewalttaten nach dem Achtspruche ergibt sich aber dann auf folgende Weise. Einerseits waren ja unbestreitbar diese neuen Gewalttaten gegenüber dem Versäumen der landrechtlichen Termine die schwerere Form des reatus maiestatis. Andererseits kommt aber auch in unserer Narratio deutlich zum Ausdruck, daß erst auf sie hin das neue Verfahren gegen den Herzog eröffnet wurde. Folglich müssen auch sie mit dem euidens reatus maiestatis gemeint sein, der als vornehmster Ladungsgrund in dem neuen Verfahren bezeichnet wird.

Diese Beziehung des Ausdrucks wird dann auch noch wesentlich verdeutlicht durch den Zusatz euidens zu dem bloßen Vergehensbegriffe. Denn offenbar ist dieser Zusatz in einem gegenüber der Verwendung des bloßen Vergehensbegriffes verstärkenden Sinne gebraucht. Und er entspricht so in der Tat aufs trefflichste dem Verhältnisse zwischen den neuen Ausschreitungen des Herzogs und seiner Kontumaz vor dem Acht-

[1] Güterbock, a. a. O.

spruche. Denn, obgleich letztere objektiv auch schon reatus maiestatis war, so ließ sie doch unter Umständen immer noch eine mildere Deutung zu, die den vollen dolus gegenüber der im Herrscher verkörperten Staatsgewalt ausschloß. Sie konnte einer gewissen Zwangslage entspringen. So z. B., wenn der Angeklagte zum gerichtlichen Zweikampf herausgefordert war und ihn scheute. Und gerade von Herzog Heinrich wissen wir aus der schriftstellerischen Überlieferung bestimmt, daß bei ihm eine solche Herausforderung erfolgt ist[1]. Ganz anders stand es mit den erneuten Gewalttaten nach dem Achturteile. Mit ihnen wurde die böse Gesinnung gegenüber der Staatsgewalt, dem Herrscher selbst „offenkundig“.

Ich denke, das müßte einleuchten. In sachlich ganz der gleichen Weise habe ich nun aber auch schon in meiner Abhandlung die Beziehung des euidens reatus maiestatis auf die neuen Übergriffe des Herzogs nach dem Achtspruche dargetan. Jetzt ist hier noch zu prüfen, wie Mitteis dazu kommt, sich dennoch für die Beziehung auf das Versäumen der landrechtlichen Termine zu entscheiden.

Die Entscheidung entspringt bei ihm aus der Meinung, daß auch der multiplex contemptus nobis exhibitus seine Erläuterung im Voraufgehenden haben müsse, eine Meinung, zu der auch Haller sich bekannt hatte[2]. Wäre sie richtig, dann würde allerdings die Verteilung der Beziehungen auf das Voraufgehende, wie Mitteis sie zwischen beiden Ausdrücken vornimmt, indem er den contemptus auf die neuen Gewalttaten des Herzogs und den reatus maiestatis auf die Kontumaz im landrechtlichen Verfahren bezieht, einesteils den Vorzug vor der umgekehrten von Haller verdienen; denn das Fernbleiben von den landrechtlichen Terminen war ja höchstenfalls eine dreifache — oder, wenn man noch das Verstreichenlassen der von mir[3] erwiesenen Ausziehfrist (Bannfrist) zwischen der Fällung des Achturteils und seinem Inkrafttreten hinzuziehen will — vierfache Bezeigung der Mißachtung, und dreifach — oder auch vierfach — ist eben

---

[1] Auf diese Herausforderung des Herzogs zum gerichtlichen Zweikampfe durch den Markgrafen Dietrich von Landsberg, über die noch besondere Unklarheit herrscht, werde ich später näher eingehen.

[2] Mitteis, S. 65 und Haller, S. 363.

[3] Schambach, S. 254ff.

noch nicht „vielfach", wie als erster schon Hans Niese gegenüber Haller betont hat, während bei der Beziehung des multiplex contemptus auf den quoniam-Satz wenigstens eine solche rein rechnerische Widerlegung nicht ohne weiteres möglich ist. Aber andernteils klappt doch diese Verteilung erst recht nicht; denn nach ihr würde als Hauptgrund der lehnrechtlichen Vorladung dasjenige gemeint sein, was in Wahrheit unter den berichteten Handlungen des Herzogs die gelindere Form des reatus maiestatis und schon vor den neuen Gewalttaten, die doch den letzten Anstoß zu dem lehnrechtlichen Verfahren gegeben haben sollen, geschehen war. Also die Sache stimmt so und so nicht, oder es ist – mit anderen Worten – eine auskömmliche Erläuterung des multiplex contemptus in der Tat eben einfach nicht vorhanden[1]. Und es ist bei vorurteilsloser Betrachtung auch wirklich nicht einzusehen, inwiefern der Diktator der Urkunde nicht neben dem Hauptgrunde der lehnrechtlichen Vorladung, auch wenn er diesen erläuterte, noch einen oder gar mehrere zu ihm hinzugetretene Gründe ohne vollständige oder sogar auch ohne jede Erläuterung hätte erwähnen können, wenn alle diese Gründe bei dem Ausgange des Verfahrens ja gar keine Rolle gespielt hatten.

Mitteis und Haller begründen die Notwendigkeit des Vorhandenseins einer Erläuterung für den multiplex contemptus besonders auch damit, daß er durch das tam—quam eng mit der illorum iniuria verknüpft sei und folglich, wenn es dieser ersichtlich nicht an einer Erläuterung im Vorausgehenden gebreche, auch seinerseits eine dort haben müsse. Das ist wiederum durchaus kein bündiger Schluß; denn, wie ich bereits in meiner Abhandlung gegenüber W. Biereye betonte[2], ist die Setzung des tam — quam schon darin hinreichend begründet, daß die illorum iniuria und der multiplex contemptus beide Gründe der lehnrechtlichen Vorladung waren, und bedingt daher keineswegs auch noch eine gleichmäßige Behandlung beider in bezug auf Erläuterung oder gar auch noch, wie Biereye und Mitteis wollen, einen gemeinsamen Tatbestand für beide, den dann die neuen Gewalttaten nach dem Achtspruche bilden sollen. Außerdem aber wird bei diesem Schlusse noch etwas sehr Wesentliches

[1] Natürlich fällt das Versäumen der landrechtlichen Termine mit unter ihn.

[2] Schambach, S. 204 in der Anmerkung.

übersehen, das außer in dem früheren Güterbockschen Buche, wo es im Zusammenhange mit der dort vertretenen, irrigen Gesamtauffassung unserer Narratio betont wurde, soviel ich mich erinnere, bisher überhaupt noch nicht beachtet worden ist.

Der multiplex contemptus ist nämlich der illorum iniuria auch keineswegs als eine selbständige und ebenbürtige Größe gegenübergestellt, sondern er ist ihr gegenüber durch das ac mit dem euidens reatus maiestatis zu einer engeren Einheit verbunden, in der jener den hauptsächlichen und er selbst nur den untergeordneten Bestandteil bildet und die man am kürzesten als die nostra — scil. imperialis maiestatis — iniuria bezeichnet[1]. Mithin ginge selbst, wenn wirklich die Verknüpfung tam — quam das logische Erfordernis in sich schlösse, daß ebensogut als die illorum iniuria auch der von quam abhängig gemachte Ladungsgrund seine Erläuterung im Vorausgehenden hätte, dieses Erfordernis doch weit weniger den multiplex contemptus als den euidens reatus maiestatis an und wäre mit dessen Erläuterung schon hinreichend erfüllt, während es umgekehrt eine ganz ausgezeichnete Ebenmäßigkeit ist, daß der multiplex contemptus als derjenige Ladungsgrund, der in dem gegenüber dem Lehnsherrn selbst begangenen Unrecht als der weniger wichtige Teil hingestellt wird, auch keine vollinhaltliche Erläuterung hinsichtlich seines Tatbestandes findet.

Es könnte nun allerdings im ersten Augenblick scheinen, als ob mit dieser Feststellung der engeren Zusammenfassung von multiplex contemptus und euidens reatus maiestatis nachträglich die ganze hier voraufgegangene Beweisführung für den

---

[1] Man vergleiche mit diesem ac die nochmalige Wiederholung des quam in den späteren Worten der Narratio **tam** ducatus Bawarię **quam** Westfalię et Angarię **quam** etiam uniuersa — beneficia — ei abiudicata sunt. Mehr kann man sich nicht wünschen, als daß einem noch in derselben Urkundenstelle eine so deutliche stilistische Gegenprobe zu der Aufgabe des ac geboten wird. Auf die eine oder andere Weise muß man diesem Unterschiede von ac und quam Rechnung tragen. Geschieht es nicht in der Weise, wie hier, daß man den contemptus mit dem reatus maiestatis gegenüber der illorum iniuria zur engeren Einheit zusammenfaßt, so bleibt nur die andere Möglichkeit, ihn mit der illorum iniuria gegenüber dem reatus maiestatis zusammenzufassen, wie es bei Biereye und Mitteis in der angebenen, denkbar engsten Weise geschieht. Der Inhalt der drei Begriffe führt jedoch mit genügender Deutlichkeit auf die erstere Zusammenfassung hin. Aber auch bei Annahme der letzteren müßte ich auf Grund des oben im Text Ausgeführten die Notwendigkeit des Vorhandenseins einer Erläuterung für den multiplex contemptus durchaus bestreiten.

Sinn des reatus maiestatis selbst ins Schwanken geriete, da die letztere ja formal zunächst gerade auf die Voraussetzung aufgebaut wurde, daß der reatus maiestatis durch das precipue nicht nur gegenüber dem multiplex contemptus, sondern auch gegenüber der illorum iniuria hervorgehoben werde. Aber dieser Schein schwindet bei genauem Zusehen doch sehr bald. Denn im Grunde kommt es für die dem reatus maiestatis vom Diktator der Urkunde beigemessene Wichtigkeit und für die aus ihr entspringende Notwendigkeit seiner Erläuterung in dem vorausgeschickten Tatbestande auf dasselbe hinaus, ob er nun unter allen drei angeführten Ladungsgründen oder nur unter den beiden von ihnen, die von den Belangen des kaiserlichen Lehnsherren reden, als die Hauptsache bezeichnet wird. Obendrein ist aber auch für sein Hervortreten vor der illorum iniuria noch besonders gesorgt. Nämlich durch seine begriffliche Qualität. Denn es ist nun zwar nicht falsch, wenn Haller[1] sagt, die illorum iniuria sei schon eine juristische „Würdigung" des vorher dargelegten Tatbestandes. Aber sie ist das doch erst in der allerallgemeinsten Gestalt. Dahingegen verkörpert der reatus maiestatis eine ganz bestimmte Art von Vergehen und ist mithin „Würdigung" in einem weit strengeren Sinne des Wortes. Er trägt folglich den höheren Anspruch auf eine Erläuterung in dem voraufgehenden Tatbestande gegenüber der illorum iniuria schon sichtbar in sich und bedarf daher ihr gegenüber auch gar nicht erst noch einer äußerlichen Hervorhebung.

Sein sachliches Vorwalten vor den beiden anderen Ladungsgründen aber besteht eben darin, daß er die juristische „Würdigung" dessen bildet, was in dem zuvor dargelegten Tatbestande das Ausschlaggebende für die Eröffnung des lehnrechtlichen Verfahrens gewesen war. Die beiden anderen sind ihm ergänzend beigesellt, die illorum iniuria als Ausdruck dafür, daß das neue Verfahren nicht nur zur Genugtuung für den Lehnsherrn, sondern auch zur Genugtuung für die Mitvasallen des Beklagten betrieben wurde, und der multiplex contemptus nobis exhibitus als Ausdruck dafür, daß sich das Verschulden gegenüber dem Lehnsherrn nicht auf das letzte und entscheidende Vorkommnis beschränkte, sondern noch mancherlei mitumfaßte, was schon weiter zurück lag

[1] Haller, S. 363.

und ein strafendes Vorgehen nach Lehnrecht schon viel früher gerechtfertigt hätte.

So wird bei eindringlichem Nachdenken schließlich auch dieser schwierige Punkt in der Interpretation unserer Narratio vollkommen klar, und es ergibt sich die hier vorhin im Gegensatze zu Güterbock schon ausgesprochene Überzeugung, daß die von uns so mühevoll festgestellte Beziehung des euidens reatus maiestatis auf die neuen Übergriffe des Herzogs nach dem Achtspruche den Rechtskundigen unter den Zeitgenossen des Prozesses sicherlich offen vor Augen gelegen hat.

Nunmehr kann ich mich einer nochmaligen Erörterung dessen, was uns die sonstige Überlieferung für den Prozeß bietet, zuwenden.

Zuvor aber noch eine Bemerkung über den Hauptinhalt unserer Narratio. Wenn Güterbock in seinem früheren Buche behauptet hatte, daß aus ihr nicht die Aufeinanderfolge des landrechtlichen und lehnrechtlichen Verfahrens hervorgehe, sondern lediglich der frühere Abschluß des ersteren, und, wenn er demgemäß geglaubt hatte, ein Bild des Gesamtprozesses entwerfen zu können, nach dem zuerst das Lehnsverfahren eröffnet wurde, so erkennt er das jetzt als Irrtum an und stellt damit allerdings in Bezug auf die erste Grundlage unserer ganzen Erkenntnis des Prozesses die „communis opinio doctorum" her, für die sein neues Buch dem Vorwort nach erst den Boden bereiten soll.

Hat Hermann von Salza das Deutschordensland betreten?

Von

Willy Cohn.

Die Frage, ob der Begründer des Deutschordensstaates in Preußen das Land selbst betreten hat, ist in der wissenschaftlichen Literatur verschieden beantwortet worden. Zuletzt hat Erich Caspar[1] die Meinung vertreten, daß der Nennung des Namens des Hochmeisters im Eingang der Kulmer Handfeste nur formelle Bedeutung zukommt. „Wahrscheinlich hat Hermann das Preußenland niemals mit eigenen Augen gesehen." Demgegenüber hatte schon Jahrzehnte vorher Adolf Koch[2] in seinem biographischen Versuch über Hermann von Salza die entgegengesetzte Ansicht geäußert.

Als wesentlichstes Beweismittel für das Nichtbetreten des preußischen Bodens durch den Hochmeister wurde immer wieder auf die Tatsache hingewiesen, daß die Chronisten an keiner Stelle von seiner Gegenwart sprechen[3]. Es ist jedoch bekannt, wie außerordentlich unzuverlässig die chronikalische Überlieferung, die einer späteren Zeit angehört, für die Frühzeit des Ordens ist. Aus seiner Nichterwähnung in den Chroniken kann lediglich der Schluß gezogen werden, daß er sich an den einzelnen militärischen Aktionen nicht persönlich beteiligt hat. Denn von ihnen sind die Chroniken in erster Reihe voll. Will man in dieser doch immerhin bedeutsamen Frage zu einem wirklichen Ergebnis kommen, so bleibt nur der Weg, an der Hand des erhaltenen Urkundenmaterials

---

[1] Hermann von Salza und die Gründung des Deutschordensstaats in Preußen. Tübingen 1924. S. 3.

[2] Hermann von Salza, Meister des Deutschen Ordens, Leipzig 1884. S. 93f.

[3] Vgl. Johannes Sieg: Das Kulmerland bis zum Ende der Landmeister-Zeit Königsberger (maschinenschriftliche) Diss. 1925. S. 319, Anm. 198.

das Itinerar Hermanns von Salza[1] nachzuprüfen und aus ihm die notwendigen Folgerungen zu ziehen. Dieser Weg soll im folgenden versucht werden[2].

Im September oder Oktober 1232 war Hermann von Salza nach dem Orient abgereist. Über diese Reise erfahren wir nur wenig, jedoch ist uns bekannt, daß er den eigentlichen Auftrag erfüllte: Es gelang ihm nämlich, zusammen mit dem Legaten des Papstes Gregor IX., dem Patriarchen von Antiochia, ein Abkommen mit den Baronen und Rittern des Königreichs Jerusalem und den Bürgern von Akkon abzuschließen.

Während er mit diesen Dingen beschäftigt war, hatte sich der Papst bemüht, in der lombardischen Frage, die nun schon so lange einen Streitpunkt zwischen Kaiser und Papst bildete, zu einem Ende zu kommen. So war von ihm am 5. Juni 1233 der von ihm gefällte Schiedsspruch dem Kaiser mitgeteilt worden. Am 12. Juli 1233 war Friedrich noch wenig geneigt, den Spruch anzunehmen, da stellte er am 14. August, auf einer Rundreise durch Sizilien begriffen, die Urkunde aus, die die Annahme des Spruches bedeutete.

Man geht sicher in der Vermutung nicht fehl, daß, wenn in diesem dazwischenliegenden Monat der Ordensmeister aus dem Orient zurückgekehrt war, es ihm auch diesmal wieder gelungen ist, das Entstehen eines großen und schweren Konfliktes zu verhindern.

Bei der außerordentlichen Wichtigkeit, die die Verhinderung eines Zusammenstoßes zwischen Kaiser und Lombarden für den Weltfrieden hatte, dem die Lebensarbeit Hermanns von Salza gehörte, mag er unmittelbar nach Ausfertigung des kaiserlichen Briefes an den Papst[3] mit dem Schreiben zu Gregor aufgebrochen sein, um es mündlich zu erläutern. Von da an fehlt jede urkundliche Spur seines Daseins bis zum Juli 1234, wo er in einer Urkunde

---

[1] Vgl. hierzu die ältere Arbeit von Andreas Lorck: Hermann von Salza. Sein Itinerar, Kiel 1880, die jedoch durch seitdem hinzugekommenes Material als teilweise überholt anzusehen ist.

[2] Die nachfolgende Untersuchung steht in Verbindung mit meinem soeben erschienenen Buche „Hermann von Salza“ (Abhandlungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, Geisteswissenschaftliche Reihe, Heft 4), Verlag M. u. H. Marcus, Breslau 1930. Hier werden nur die Tatsachen angeführt, die unmittelbar für unsere Frage von Bedeutung sind.

[3] Vgl. Böhmer—Ficker—Winckelmann (B. F.) Regesta imperii Nr. 2029.

als Zeuge erscheint[1]. Wo ist er gewesen? Am 28. Dezember 1233 wurde die Kulmer Handfeste erlassen, die seinen Namen neben dem des Landmeisters Hermann Balk an der Spitze trägt.

Gewiß, die Tatsache, daß der Ordensmeister von August 1233 bis Juli 1234 in Italien nicht nachweisbar ist, ist allein nicht dafür beweisend, daß er sich im Preußenland aufhielt. Wo aber soll er sich von der Kurie nach Regelung der lombardischen Angelegenheit hingewandt haben? Wäre er nach Süden zurückgekehrt, so müßte er uns in Urkunden des Kaisers aus jener Zeit als Zeuge begegnen.

Nun wissen wir, daß er einige Jahre vorher, als es sich darum handelte, in der burzenländischen Angelegenheit noch etwas zu erreichen, um noch zu retten, was zu retten war, den ungarischen Königshof aufgesucht hat[2]. Wird er sich nun nicht jetzt, wo die preußische Angelegenheit in ihr entscheidendes Stadium trat, gesagt haben müssen, daß es besser sei, jetzt rechtzeitig die Leitung der Dinge in die Hand zu nehmen — damals hatte er in Ungarn, da er zu spät kam, nichts mehr ausgerichtet — obwohl er natürlich zu der Zuverlässigkeit des Landmeisters Hermann Balk alles Zutrauen haben konnte.

Nur etwas hätte ihn meines Erachtens in diesem Augenblick von der Reise abhalten können, wenn die allgemeine Politik seine Kraft gerade beansprucht haben würde. Im Verlaufe seines ganzen Lebens hat er immer im Konflikt der Pflichten seinen allgemeinen Verpflichtungen den Vorzug vor der Ordenspolitik gegeben. Jetzt aber war er auf dem politischen Welttheater nicht notwendig. Lombarden und Gaetakonflikt[3] waren erledigt, wenigstens drohte von ihnen aus keine Gefährdung des Einvernehmens zwischen Papst und Kaiser. Auch im Orient war die Lage einigermaßen hergestellt. Jahrelang hatte Hermann von Salza sich um

---

[1] B. F. Nr. 14722.

[1] Vgl. Franz Zimmermann und Karl Werner: Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, Hermannstadt 1892, Nr. 61, S. 53. Zur burzenländischen Frage vgl. jetzt am besten Georg Eduard Müller, Die Ursache der Vertreibung des deutschen Ordens aus dem Burzenlande und Rumänien. (Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 48/1925. S. 41—68.

[3] Zu dem Gaetakonflikt sei nur hingewiesen auf die Publikation von Karl Hampe: Die Aktenstücke zum Frieden von S. Germano 1230. Berlin 1926. Über des Hochmeisters Anteil an der Lösung dieser Frage wird in meiner Biographie Hermanns ausführlicher gehandelt.

den Orden nicht so kümmern können, wie er es gewollt hatte. Wenn nun die Offensive gegen die Preußen einsetzte, nachdem die Kruschwitzer[1] Urkunde die Vorbedingung gegeben hat, dann zwingt alles zu der Annahme, daß Hermann in diesem Jahre 1233/34 im Norden geweilt hat, und daß die Nennung seines Namens in der Handfeste nicht nur eine formelle ist.

Ein weiteres äußeres Argument ist das Folgende: Das Wiederauftreten des Ordensmeisters als Zeuge in einer kaiserlichen Urkunde in Rieti fällt zeitlich mit der Unterstellung des Ordenslandes unter den Papst zusammen[2]. Es muß auffallen, daß die grundlegende kaiserliche Urkunde bekanntlich aus dem Jahre 1226, die päpstliche aus dem Jahre 1234 stammt. Der Aufenthalt im Kulmerland mag Hermann von Salza wohl in der Rücksprache mit dem Landmeister Hermann Balk und vor allem nach eigener Kenntnisnahme der Lage die Gewißheit gegeben haben, daß die stärkste Sicherung eben in dieser Unterstellung unter den Papst zu sehen sei. So zeigt es sich, daß das Wiederauftreten Hermanns in Italien und die Erwirkung der päpstlichen Urkunde sich zwanglos an seinen im Kulmerland vermuteten Aufenthalt anschließt.

Wenn wir nun also annehmen können, daß der Hochmeister sich im Jahre 1233/34 im Deutschordensland eine Reihe von Monaten aufhielt, so ist doch nicht alles, was in dieser Zeit dort geschah, unmittelbar mit seiner Person in Verbindung zu bringen. Die örtliche Verantwortung trug auch um diese Zeit der Landmeister, und es lag auch durchaus nicht in den Traditionen des deutschen Ordens, den Leitungen der einzelnen Ordensbezirke in ihre Maßnahmen hineinzureden. Vor allem wird sich der Ordensmeister jeglicher Einmengung in die militärischen Fragen enthalten haben, weil ihm hierbei die Ortskenntnisse fehlten, die die dort schon eine Reihe von Jahren kämpfenden Führer besaßen. Seine Arbeit blieb vor allem die diplomatische Sicherung

[1] Preußisches Urkundenbuch Nr. 78. An ihrer Echtheit möchte ich auch weiter festhalten.

[2] B. F. 14722, Juli 1234; am 3. August desselben Jahres nahm Gregor IX. (Potthast: Regesta Pontificum Romanorum Nr. 9501; Auvray: Les Registres de Grégoire IX. Nr. 2166) ebenfalls von Rieti aus das Kulmerland in das Eigen des heiligen Petrus. Papst und Kaiser weilten damals gemeinsam in dieser Stadt. Beiden wird der Ordensmeister unmittelbar nach seiner Rückkehr berichtet haben.

der neuen Ordensprovinz, nachdem die burzenländische Episode gezeigt hatte, wie wenig selbst die bedeutendsten militärischen Erfolge ausmachten, wenn eben die diplomatische Sicherung fehlte.

Da nun der Orden auch im Kulmerlande und in den zu erobernden preußischen Gebieten vor neuen Verwaltungsaufgaben stand, mag die Reise dem Führer auch Veranlassung gegeben haben, hier die ersten Anweisungen zu erteilen[1].

Welche Lage nun fand Hermann vor, als er sich im Herbst 1233 dem Lande näherte[2]?

Rechtlich war der Ordensstaat errichtet. Im Kulmerland war der Orden Landesherr. Darüber hinaus besaß er ein Drittel von Preußen unter der Voraussetzung, daß er das Gebiet erobere.

Die verschiedenen Aufrufe des Papstes und eine Reihe von ihm den Kreuzfahrern gegen die Heiden zugestandenen Vergünstigungen hatten, wenn auch nicht allzu zahlreich, Pilger und Kämpfer herbeiströmen lassen. 1232 folgten erneute Kreuzzugsaufrufe Gregors. Schwerste Kirchenstrafen sollten denen erlassen werden, die das Kreuz auf sich nahmen. Die Kirche erkannte, daß im Augenblick dort im Nordosten mehr für das Christentum zu erreichen sei als in Palästina. 1232 hatte Hermann Balk die Festung Kulm geschaffen, im gleichen Jahre Marienwerder. Die heidnischen Preußen wurden weiter in den Nordosten des Kulmerlandes zurückgedrängt. 1234 fiel Bischof Christian in ihre Hände.

Als nunmehr in diesem Jahre der Landmeister eine sehr ansehnliche Kriegerschar zusammen hatte, konnte er es auf eine entscheidende Schlacht ankommen lassen. Diese fand im Sommer 1233 an der Sirgune statt, vielleicht um die gleiche Zeit, als der Hochmeister nach Norden aufbrach. Hermann von Salza stieß also zu seinen Rittern, als diese eben einen großen Erfolg erstritten hatten, aber auch wußten, daß die durchaus nicht überwundenen Gegner aufs neue vorzudringen versuchen würden. Eine neue

[1] In einer besonderen Untersuchung soll später gezeigt werden, welche Verbindungslinien sich zwischen dem Deutschordensland und dem sizilischen Beamtenstaat aufzeigen lassen. Die Reise des Hochmeisters wird wohl in erster Linie die Verbindung zwischen der Monarchia Sicula und dem werdenden neuen Staate hergestellt haben. Zu dem sizilischen Beamtenstaat vgl. Willy Cohn: Das Zeitalter der Hohenstaufen in Sizilien. Breslau 1925.

[2] Zum folgenden vgl. vor allem die angeführte Diss. von Sieg: Das Kulmerland bis zum Ende der Landmeisterzeit.

Burg Rheden sollte das eroberte Gebiet auch nach Nordosten decken, sie wurde 1234 errichtet. Ein gewisser Abschluß war also schon 1233 erreicht. Der größte Teil des Kulmerlandes und ein beträchtlicher Bezirk Pomesaniens war den Heiden entrissen. Man konnte nun nach erfolgter Grenzsicherung an den friedlichen Ausbau des Gebietes gehen. Zu dieser Aufgabe ist Hermann von Salza, wenn wir die Ereignisse richtig kombiniert haben, rechtzeitig eingetroffen. Der Hochmeister förderte ja diese Kolonisationsarbeit im Osten vor allem deswegen, weil er Gebiet brauchte, in das er den Tätigkeitsdrang seiner Ordensritter ablenken konnte, nachdem Palästina sich für sie nicht mehr als aufnahmefähig erwies. Hier winkte nun Kolonisationsarbeit, und es ist durchaus wahrscheinlich, daß der Hochmeister nunmehr einen Aufruf erließ.

Ein späterer Chronist Lukas David berichtet davon[1]: „In solchen ist das Geschrei in Deutschen landen durch den Hohemeister Herr Hermann von Saltza erbreitet worden, das der liebe Got den Brudern D. Ordens bald in Anfang grose Gnad bewisen, das sie mit wenig Volck viel Feinde erleget und ein gut stucke landes erobert hetten. Derwegen der Meister samt andern D. Ordens Brudern sich befliessen, beide Edele und Unedele Deutscher Zunge und geburt dahin zu bereden, das sie auch mit Weib und Kindt sich wollten aufmachen, das wuste land helffen mit Stedten und Festen bebauen und erhalten, das wolte man Inen nach Irer eigen Wal und Kür Privilegia Freiheiten und rechte geben mit Aecker und andern Begnadigungen wol begaben und versorgen, den von Adel auch gute Guter, erblichen auf sie Ire weiber und Kinder beides geschlechtes einreumen und stadtlichen mit allem nutz und gerechtikeit verschreiben."

---

[1] Preußische Chronik Bd. II, S. 360. (Herausgegeben von Ernst Hennig, Königsberg 1812—17.) Vgl. zu der angeführten Stelle O. Zippel: Die Kolonisation des Ordenslandes Preußen bis zum Jahre 1309. (Altpreußische Monatsschrift, Bd. 58. 1922.) S. 181, sowie Sieg a. a. O. S. 51. — Im allgemeinen wird man der Heranziehung der späteren Chroniken wie auch schon oben gesagt, skeptisch gegenüberstehen. Lukas David schrieb erst im 16. Jahrhundert: Vgl. die Einleitung zu der oben erwähnten Ausgabe. Immerhin kann er Quellen benutzt haben, die uns heute nicht mehr zugängig sind. Vielleicht hat ihm ein Aufruf Hermanns noch vorgelegen. Eine besondere Studie über Hermann von Salza im Urteil der Nachwelt soll später folgen. Zu Lukas David vgl. auch Margarete Paucksch: Die Entstehung des Deutschordensstaates und seine äußere Politik bis zum Jahre 1309. (Maschinenschriftliche) Marburger Diss. 1922. S. 91—94.

Siedlungsarbeit also setzte nun ein, sowohl in den Städten, von denen Kulm als Hauptort gedacht war, als auf dem platten Lande, in den Städten vor allem von Deutschen[1], in den Dörfern auch von Slaven. Mittelpunkt aber blieb die deutsche Stadt mit der Ordensburg und dieser deutschen Stadt des neuen Landes gab die Kulmer Handfeste vom 28. Dezember 1233 das Gepräge[2]. Das Stadtrecht, wie es durch sie festgelegt wurde, wurde maßgebend für alle weiteren Städtegründungen.

Fr. Hermannus de Salcza domus hospit. s. Marie Theutonicorum Jherosol. magister et fr. Hermannus Balke eiusdem domus per Sclavoniam et Prusiam preceptor, totusque predicte domus conventus universis christifidelibus hanc paginam inspecturis salutem in vero salutari[3].

Wenn so die Eingangsworte dieses grundlegenden Stadtrechtes für den Nordosten lauten und der Name des Hochmeisters an der Spitze steht, so wäre man aus dieser Tatsache heraus allein nicht berechtigt, die Anwesenheit Hermann im Ordenslande zu folgern. Man hat gesagt, daß eine Verfügung, die vom ganzen Orden ausging, den Namen des Hochmeisters tragen muß, auch wenn er nicht anwesend war. Jedoch ist meines Wissens zu Lebzeiten Hermanns zum mindesten kein Fall nachweisbar, in dem der Ordensmeister unter Angabe von Ort und Datum eine Urkunde ausgestellt hätte, ohne anwesend zu sein.

Auch die Korroborationsformel: „presentem paginam conscribi fecimus, eam b u l l a r u m n o s t r a r u m appensionibus roborando" legt den Schluß nahe, daß an der Urkunde mindestens zwei Siegel befestigt waren und daß eins von ihnen das des Hochmeisters gewesen ist.

Die natürliche Annahme bleibt die umgekehrte: Er hat zu Kulm am 28. Dezember 1233 diese Verfügung getroffen. In Verbindung gesetzt mit den übrigen Nachrichten aus jener Zeit, wird diese Annahme zur Gewißheit.

---

[1] Vgl. Zippel a. a. O. S. 180.

[2] Preußisches Urkundenbuch Nr. 105. Die dringend notwendige rechtsvergleichende Untersuchung der Kulmer Handfeste mit anderen ähnlichen Urkunden der Kolonisationsepoche soll hier nicht geleistet werden. Auch diese Aufgabe muß einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben. Vgl. auch Caspar a. a. O. Anm. 164. Wir begnügen uns hier nur mit dem, was für unsere besondere Frage notwendig ist.

[3] Preußisches Urkundenbuch Nr. 105.

Das Datum[1] aber, das wir, wenn wir es nicht nach dem Circumcisionsstil, sondern nach dem Marienstil auflösen wollten, auch für den 28. Dezember 1232 deuten könnten, erforderte ein genaueres Eingehen auf die Kalendergewohnheiten jener Zeit.

Bekanntlich wechselte im Mittelalter der Jahresanfang. Der Kampf gegen die heidnische Gewohnheit nach dem Julianischen Kalender das Jahr mit dem 1. Januar zu beginnen, war von der Kirche nicht gewonnen worden. Sie „hielt es deshalb schon früh für angebracht, dem 1. Januar auch eine kirchliche Bedeutung zu verleihen und setzte auf diesen Tag das Fest der Beschneidung (Circumcisio domini)“[2].

Das Marienjahr hingegen begann mit dem 25. März, dem Tage der Verkündigung Mariä, bzw. mit dem 25. Dezember, dem Tage der Geburt Christi[3].

Wäre nun für die Kulmer Handfeste das Marienjahr mit dem Jahresanfang vom 25. Dezember angewendet worden[4], so würde die Kulmer Handfeste ins Jahr 1232 fallen.

Zwei Möglichkeiten gibt es der Lösung dieser Frage im Zusammenhang mit unserer Untersuchung näherzukommen: einmal der Vergleich, mit anderen Urkunden des Deutschordens, die jeweils in der letzten Dezemberwoche ausgestellt wurden und dann eine Betrachtung der Zeugen. Würde ihre Anwesenheit für 1232 oder 1233 sich sonst als unmöglich herausstellen, so wäre auch dadurch die Frage nach der einen oder anderen Seite entschieden.

---

[1] Acta sunt hec in Culmine anno incarnacionis dominice millesimo ducentesimo tricesimo tercio quinto calendas Januarii.

[2] Vgl. Hans Rühl: Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit; Berlin 1897, S. 24; ferner Grotefend im „Grundriß der Geschichtswissenschaft“ hrsg. von Aloys Meister, Bd. I, S. 293: „Der Jahresanfang des cäsarischen Kalenders, der 1. Januar war in kirchlichen Kreisen des frühen Mittelalters wegen seines heidnischen Ursprunges und der nur künstlichen Anlehnung an die christliche Lehre durch Einsetzung eines Festes der Beschneidung Christi auf diesen Tag (circumcisio domini) nicht beliebt. Man strebte ihn durch andere Anfänge zu ersetzen, wenn er auch für das bürgerliche Leben des Volkes im Mittelalter nie seine Bedeutung verloren zu haben scheint.“

[3] Vgl. Rühl a. a. O. S. 29ff.

[4] Zu dieser Art des Jahresanfangs schreibt Rühl a. a. O. S. 37f.: „Die beliebteste Art des Jahresanfangs im Mittelalter ist endlich die sechste, die mit dem Weihnachtsfest, dem 25. Dezember (Weihnachts- oder Nativitätsstil). Für den, welcher die Jahre nach Christi Geburt zählte, war das der scheinbar natürlichste und vernünftigste Jahresanfang.“

Welcher Kalenderstil also ist sonst in Deutschordensurkunden im Preußenland üblich gewesen?

Die der Kulmer Handfeste zeitlich am nächsten stehende Urkunde ist die des Landmeisters Heinrich von Wida, durch die der Stadt Lübeck, die im Samland eine Hafenstadt mit lübischem Recht zu gründen beabsichtigte, die Bedingungen vorgeschlagen wurden, die der Orden zugestehen wollte[1].

Ihr Datum „Anno gracie MCCXLII pridie Kal. Januarii, indictione XV" löst ihr Herausgeber Philippi für den 31. Dezember 1242 auf, also nach dem Marienstil mit dem Jahresanfang vom 25. März bzw. nach dem Circumcisionsstil mit dem Jahresanfang vom 1. Januar[2].

Der Bischof von Pomesanien bediente sich jedoch nicht des Jahresanfangs vom 1. Januar, wenn er datiert: Acta sunt hec in Grudenz an. dom. MCC. LV. XI. Kal. Januarii[3]. Dies Datum kann nur für den 22. Dezember 1254 nicht 1255 aufgelöst werden, weil wir eine Bestätigung vom 10. März 1255 besitzen.[4].

Jedenfalls kann aus der Datierung dieser Urkunde ein Schluß auf den damaligen Datierungsgebrauch des Ordens nicht gezogen werden, weil es sich um eine bischöfliche Urkunde handelt[5].

Das gleiche gilt von der Anordnung des Bischofs von Ermland: Datum in Weslovia anno domini millesimo CC° sexagesimo quarto IIII Kalendas Januarii[6]. Wenn die für den 29. Dezember 1263 vorgeschlagene Auflösung richtig ist, — also nicht nach dem Circumcisionsstil — dann würde diese ermländische Urkunde noch ebenfalls nichts für den Brauch der Ordenskanzlei sagen[7].

[1] Preuß. Urkundenbuch Nr. 140, Teil I, S. 105.

[2] Preuß. Urkundenbuch S. 105, Anm. 2.

[3] Preuß. Urkundenbuch Nr. 301, S. 222f. Dort die für uns wesentliche Bemerkung: „In der päpstlichen Confirmation, die der Deutsche Orden dat. 10. März 1255 ausbrachte, ist der Text der Haupturkunde wörtlich und genau inseriert, so auch und noch bestimmter das Datum MCCL Quinto XI. Kal. (Januarii) angegeben. Es wird damit jeder Irrtum in der (ebenfalls übereinstimmenden) Datierung der Originale einerseits, der oben gegebenen Auflösung andererseits ausgeschlossen. Daß Bischof Ernst sich mithin des Calculus pisanus bedient hat, der selten und in deutschen Ländern gar nicht vorkommt, darf als Hinweis auf seine (sonst unbekannte Herkunft genommen werden."

[4] Preuß. Urkundenbuch Nr. 314, 1, S. 231.

[5] Vgl. auch die Anm. 3.

[6] Preuß. Urkundenbuch, Teil II, S. 162, Nr. 211.

[7] So Perlbach im Pommerellischen Urkundenbuch Nr. 203.

Ob man aber andererseits berechtigt ist, Vergleichsmaterial heranzuziehen, das mehrere Jahrzehnte später liegt, bleibt immerhin zweifelhaft. Jedoch soll auch hier in eine Nachprüfung des vorhandenen Materials eingetreten werden.

Wenn 1283 Pridie Kalendas Januarii. Datum Culme. Mangold, Landmeister des deutschen Ordens, eine Gebietsüberlassung genehmigt[1], so bleibt der Wert dieser Verfügung überhaupt zweifelhaft — eine Urkunde ist uns nicht erhalten, weil nach anderen Nachrichten Mangold im Spätherbst 1282 nach Akkon gegangen ist[2].

In Treiden (Thoreydia) „anno domini M°CC°LXXXVI pridie Kalendas Januarii" bestätigt Johann, Erzbischof von Riga, auf Grund eines Schreibens des verstorbenen Bischofs Alberts von Pomesanien die Stiftung des pomesanischen Domkapitels[3]. Daß dies Datum nach dem Circumcisionsstil aufzulösen ist, zeigt die Tatsache, daß der dort als verstorben erwähnte Bischof Albert am 9. Januar 1286 eine Urkunde ausstellt[4], was unmöglich wäre, wenn die andere Urkunde die Jahresbezeichnung 1285 trüge[5].

Auch die Urkunde Konrads Sack, Landmeisters in Preußen, durch die er Äcker verleiht und die das Datum „anno domini M°CCC°II° in die Sanctorum innocentum"[6] trägt, ist nach dem Circumcisionsstil, also für den 28. Dezember 1302 aufzulösen. Eine Datierung nach dem Weihnachtsjahr, also für den 28. Dezember 1301 kommt schon deshalb nicht in Frage, weil wir noch Urkunden seines Vorgängers Helwig von Goldbach besitzen, die bis in den März 1302 hinreichen[7]. Diese Urkunde ist für unsere Frage, die

---

[1] Preuß. Urkundenbuch, Teil II, Nr. 411, S. 272.

[2] Vgl. M. Toeppen: Geschichte der preußischen Historiographie, Berlin 1853, S. 288.

[3] Preuß. Urkundenbuch, Teil II, Nr. 498, S. 316/17.

[4] Preuß. Urkundenbuch, Teil II, Nr. 481, S. 307/8.

[5] Vgl. Toeppen, Gesch. der Preuß. Historiographie a. a. O. S. 279. Zu der Datierung der Urkunde vom 31. Dezember vgl. auch die Bemerkung im preuß. Urkundenbuch, Teil II, S. 316/17, Nr. 498. Nur Engelmann in seinen „Chronologischen Forschungen auf dem Gebiete der russischen und livländischen Geschichte des 13. und 14. Jahrhundert" (Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands, Bd. IX, 1860) S. 431 ff. ist grundsätzlich anderer Meinung. Für diese Urkunde ist jedoch eine andere Ansetzung als nach dem Circumcisionsstil nicht möglich.

[6] Preuß. Urkundenbuch Teil II, Nr. 781, S. 485.

[7] Preuß. Urkundenbuch, Teil II, Nr. 772, S. 481, ferner Nr. 771, S. 479 f., Nr. 767, S. 477 f. u. a.

Datierung der Kulmer Handfeste, wesentlicher, weil sie aus der Ordenskanzlei hervorgegangen ist.

Das gleiche gilt für die Verleihung desselben Landmeisters Konrad Sack an den Sudauer Catcze anno domini M°CCC secundo Silvestri pape. Es kann sich nur um das Jahr 1302 handeln[1].

Haben wir erst bei diesen Urkunden des Landmeisters Konrad Sack festgestellt, daß sie nicht nach dem Weihnachtsstil datiert sind, so haben wir auch keine Veranlassung, dies für zwei andere zu tun.

„Datum Christburg anno Domini M°CCC° III° Silvestri pape" bestätigte der genannte Landmeister dem Tulekoite den Besitz des ihm durch Erbschaft zugefallenen Anteils an den Gütern, die Ludwig von Baldersheim einst dem Cropolto verliehen hatte[2], ferner dem Bute (in einer besonderen Urkunde) seinen Anteil[3].

Damit ist die Zahl der für unsere Zwecke zu vergleichenden Urkunden erschöpft, vorsichtigste Auswertung der Beobachtungen wird aber mindestens zu dem folgenden Ergebnis kommen müssen: Die Datierungsweise schwankt. Die Bischöfe richten sich nicht nach dem Gebrauch der Ordenskanzlei. In dieser selbst aber wurde der Circumcisionsstil, jedenfalls nicht der Weihnachtsstil, des öfteren angewendet, also könnten wir auch für die Kulmer Handfeste an der Auflösung 1233 festhalten, der Zahl, die die Handfeste bringt, falls eine Untersuchung der Zeugenreihe deren Anwesenheit zu 1233 wahrscheinlicher als zu 1232 macht.

Wir geben zuerst die Zeugenreihe in der Fassung wieder, wie sie der Abdruck der Kulmer Handfeste bringt, wobei wir hinter dem Namen jedes Zeugen eine laufende Nummer einfügen. Bekanntlich sind die Namen dieser Zeugen zum Teil entstellt überliefert: Hinricus de Seyne (1), Poppo de Osternach (2), Albertus de Langenberg (Langerenberg) (3), Theodericus Marschalcus (4),

---

[1] Preuß. Urkundenbuch, Teil II, Nr. 782, S. 486. Die beiden Urkunden 781 und 782 werden von dem Herausgeber mit der falschen Jahreszahl 1301 richtig zu 1302 eingeordnet, diese Anordnung wird aber in den Zusätzen und Berichtigungen S. 724 irrigerweise widerrufen.

[2] Preuß. Urkundenbuch, Teil II, Nr. 809, S. 503f.

[3] Ebenda Nr. 810, S. 504f. Wieder ordnet der Herausgeber die Urkunden ganz richtig zu 1303 ein, versieht sie aber mit der Auflösung 1302; in den Zusätzen und Berichtigungen S. 724 widerruft Seraphim jedoch diese Anordnung. (Zeilen 25 u. 26, wobei es Zeile 26 übrigens Nr. 810 heißen muß.)

Gerwinus in Culmine (5), Lodewicus in Quedin (6) provisores; seculares vero Burghardus burggrabius de Maydeburg (7), Johannes de Pak (8), Bartholemeus de Honenowe (9), Theodericus de Tserwel (10), Bernhardus de Camentz (11), Otto de Ponth (12), Otto de Surbeke (13).

Die Zeugen zu (1), (4), (5), (9), (10), (12), (13) werden urkundlich nur an dieser einen Stelle erwähnt, scheiden also für die zeitliche Feststellung der Kulmer Handfeste aus.

Der Zeuge zu (2) (Poppo de Osternach) ist uns wohl später als Land- und Hochmeister bekannt, aber seine zahlreichen Erwähnungen können uns für die Frage der Datierung der KulmerHandfeste nicht weiter helfen; um jene Zeit wird er sich dauernd im Ordensland aufgehalten haben.

Der Zeuge zu (4) (Theodericus Marschalcus) Dietrich von Bernheim, begegnet uns 1243[1]. Der Zeuge zu (6) Lodewicus in Quedin könnte mit Ludwig von Queden, Landmeister in Preußen identisch sein, aber auch hier ergibt sich kein Anhaltspunkt für unsere Frage.

Johannes de Pak (Zeuge zu 8) begegnet uns wohl noch in der Handfeste für Elbing, hilft uns aber auch hier nicht weiter[2].

Bernhardus de Camenz (11) tritt uns als Besitzer von Wolz[3] entgegen, und von seinen Gütern ist des öfteren die Rede[4], doch für unsere Frage bleibt seine Zeugenschaft belanglos.

Der einzige von den Zeugen, der offenbar damals nicht dauernd in Preußen war und sein konnte, der Burggraf Burchard von Magdeburg (7), kann vielleicht für die zeitliche Festlegung der Kulmer Handfeste weiter helfen. Die Untersuchung wird sich in der Richtung zu bewegen haben, ob die sonstigen Nachrichten, die wir von seinem Leben haben, dafür sprechen, daß er Dezember 1232 oder 1233 als Kreuzfahrer im Kulmer Land geweilt hat. Als Zeuge außerhalb des Ordenslandes erscheint Burchhard von Magdeburg am 7. September 1231 in zwei Urkunden[5]. Aus dem Jahre 1233, ohne daß ein Monatsdatum bekannt ist, erfahren wir von einem Vergleich, den er zu Schraplau mit dem Abt (Johann)

[1] Preuß. Urkundenbuch, Teil I, Nr. 141, S. 106.

[2] Preuß. Urkundenbuch, Teil I, Nr. 181, S. 131f.

[3] Preuß. Urkundenbuch, Teil I, Nr. 233, S. 172.

[4] Ebenda, Teil I, Nr. 301, S. 222/23; Teil II, Nr. 108, S. 97/98.

[5] Dobenecker, Regesta Historiae Thuringiae Bd. III, Nr. 213, 214.

des Georgenklosters in Naumburg abgeschlossen hat[1]. Am 5. Juli 1234 begegnet er sodann wieder in zu Altenburg ausgestellten Urkunden König Heinrichs (VII.)[2]. Auch diese urkundlichen Erwähnungen lassen seine Kreuzfahrt für 1232 und 1233 offen[3]. Ausdrücklich aber erwähnt Peter von Dusburg, daß Burchard von Magdeburg nach der Erbauung von Marienwerder nach Preußen kam[4], und dies sagt noch deutlicher die Chronik von Oliva[5].

Wir haben keine Veranlassung, diese mit voller Entschiedenheit ausgesprochene Nachricht anzuzweifeln. Jene oben erwähnte Urkunde zu Schraplau hätte dann Burchhard vor seiner Abreise nach Preußen 1233 im Anfang des Jahres ausgestellt. Also auch die Untersuchung der Zeugenreihe kann nur dahin zusammengefaßt werden, daß lediglich 1233 als Jahr der Kulmer Handfeste in Frage kommt.

Wenn an der Spitze dieser Verfügung neben dem Namen des Hochmeisters auch der des Landmeisters Hermann Balk steht, so läßt sich eine Abtrennung des geistigen Gutes der beiden nicht durchführen.

Diese „Magna charta" des Ordensstaates, wie man mit Recht die Urkunde genannt hat, gab den Städten ein gewisses Maß municipaler Selbständigkeit, ließ aber doch schon deutlich erkennen, daß der Orden seine Souveränitätsrechte zu wahren verstand.

Wie weit hier neben dem deutschen Recht, das der Urkunde zugrunde lag, auch das des strafforganisierten sizilischen Staatswesens in Frage kam, wird an anderer Stelle gezeigt werden.

Hermann von Salza kam in einem Augenblick ins Land, wo, wie dargelegt, die eigentliche militärische Aktion zu einem gewissen Abschluß gekommen war, und er mag darum genug Muße gehabt haben, mit dem Landmeister die Grundzüge durchzusprechen, nach denen der Aufbau der neuen Kolonie sich voll-

---

[1] Darauf macht Dobenecker a. a. O. im Nachtrag Nr. 22 aufmerksam.

[2] Dobenecker a. a. O. Nr. 427, 428.

[3] Vgl. auch Toeppen in einer Anmerkung zu Peter von Dusburg S. R. Pr. I, S. 57, Anm. 3.

[4] Peter von Dusburg, a. a. O. S. 57f.

[5] S. R. Pr. V, S. 597: „Hoc facto descenderunt fratres pariter cum peregrinis et construxerunt in quodam loco, qui dicitur Quezin, castrum, quod appelaverunt Insulam sancte Marie anno Domini m° ccxxxiij. Postea venit versus Pruziam peregrinando nobilis homo burcgravius de Meydenburg usw."

ziehen sollte. Es ist gewiß, daß der Hochmeister damals stark unter dem Eindruck jenes Staatswesens stand, dessen Entwicklung er aus nächster Nähe nun seit Jahren verfolgen konnte, des sizilischen[1].

Wir wissen, daß er den Kaiser oftmals auf seinen Reisen durchs Land begleitet hatte, und daß ihm, der in so unmittelbarer Nähe des Monarchen lebte, ein Einblick in die Staatsmaschine in hohem Maße möglich war. Er hatte gesehen, was dieser stark ausgebaute Staat an Hilfsquellen hergeben konnte, man denke etwa daran, daß der Kreuzzug von 1228 doch im wesentlichen mit sizilischen Mitteln geführt wurde. Wenn Hermann von Salza damals überhaupt Hinweise über den weiteren Ausbau des Ordensstaates in persönlicher Aussprache mit den von ihm an verantwortlicher Stelle eingesetzten Männern diesen gegeben hat, so können sie nur in der Richtung gelegen haben: den sizilischen Staat sich zum Muster zu nehmen. Wenn wir auch den Aufbau des Deutschordensstaates erst in einer späteren Zeit eingehend vor uns sehen, so hindert uns doch nichts anzunehmen, daß die Grundlage zu ihm schon damals anläßlich der Reise des Hochmeisters von ihm festgelegt wurde.

Aber noch nach einer anderen Seite sollte sich diese Reise auswirken. Im Kulmerlande selbst mag sich Hermann von Salza gefragt haben, ob die kaiserliche Urkunde von 1226 genügte, um den Bestand des Ordensstaates genügend zu verankern. Es bestand doch eine gewisse Möglichkeit, daß es den Herzog von Masovien reuen könnte, in seinen Schenkungen für den Orden so weit gegangen zu sein. Würde für diesen Fall der kaiserliche Schutz allein genügen? Hermann von Salza wußte recht gut, daß Friedrich II. wenig dafür zu haben gewesen wäre, selbst bei aller persönlichen Freundschaft für ihn, in seiner Abneigung gegen Feldzüge im Norden sich in einen Krieg gegen den polnischen Herzog einzulassen. Zu einem Vorgehen gegen den Orden aber mußte Konrad und seinem Nachfolger jede Lust vergehen, wenn das neue Ordensland in den Besitz der Kirche überführt wurde und damit ein Angriff auf dies Gebiet als Sakrileg erschien.

---

[1] Vgl. Zippel a. a. O. S. 1822: „Hermann von Salza kannte die wachsende Bedeutung des Städtetums und der Geldwirtschaft aus Venedig und dem sizilianischen Reiche Friedrichs II." Die municipale Freiheit war in Sizilien allerdings eine sehr bedingte.

In dieser Richtung müssen sich die Gedanken Hermanns von Salza bewegt haben, nachdem er sich von der Lage selbst überzeugt hatte, denn unmittelbar nach seiner Rückkehr auf italienischen Boden erwirkte er am 3. August 1234 ein derartiges Privileg vom Papste[1]. Gerade diese Urkunde im Verein mit seinem Wiederauftreten in Italien[2] ist der stärkste Beweis für seinen Aufenthalt im Kulmerlande. Die neue päpstliche Bulle wird man durchaus als auf seine Initiative hin erlassen ansehen müssen. Mit ihr lenkte er in die gleiche Bahn ein, die er mit seiner burzenländischen Politik verfolgt hat, nur daß jetzt die Unabhängigkeit vom Landesfürsten erreicht war, ehe die Überführung in das Eigentum des heiligen Petrus erfolgte[3].

Eine besondere Schwierigkeit wird dem Ordensmeister bei der Erreichung dieses Privilegs nicht erwachsen sein. Nicht nur, daß der Papst in den letzten Jahren sein Interesse an der neuen Kolonisationsarbeit durch zahlreiche Kreuzzugsaufrufe bewiesen hatte, er wußte auch, zu welchem Dank er Hermann von Salza verpflichtet war, und darum mag er gern auf dessen Absichten eingegangen sein, die ja auch die Stellung des Papstes stärkten.

So ist auch diese Reise des Hochmeisters wie die meisten, die er während seines Lebens ausgeführt hatte, von Erfolg gekrönt gewesen, und sie erwies sich nicht nur in hohem Grade als nutzbringend für die Entwicklung des neuen Staatswesens, sondern stärkte auch die Stellung des Meisters bei Kaiser und Papst und knüpfte schließlich ein neues Band zwischen den beiden.

---

[1] Preuß. Urkundenbuch Nr. 108. Potthast Nr. 1501, Auvray 2166.

[2] B. F. 14722, Juli 1234, Dobenecker: Regesta diplomatica historiae Thuringiae Bd. III, S. 83. Nr. 442.

[3] Zu der Bedeutung dieser Bulle und der Stellung des Ordens zum Papst überhaupt vgl. Caspar a. a. O. 32ff.

Die Bedeutung Württembergs für den Bauernkrieg und die Bezeichnung Bauernkrieg.

Von

Wilhelm Stolze.

In der Geschichte des sogenannten Bauernkrieges spielt das Herzogtum Württemberg eine nicht leicht zu überschätzende Rolle.

Gewiß, die Bewegung ist hier nicht entstanden. Erinnerungen an den Armen Konrad, an den Bundschuh, der sich in ihm, wenn auch nicht tonangebend, mit auswirkte, überhaupt Stimmungen einer Art Verzweiflung an der Gerechtigkeit so mancher Einrichtungen mochten hier noch fortleben. Aber all das führte 1524 ebensowenig zu einer neuen Erhebung wie die Mißstimmung, die das österreichische Regiment und die vor allem die Verfolgung der lutherischen Lehre in breitesten Schichten hervorgerufen hatten. Mochte der Wille dazu vielleicht auch vorhanden sein, allzu stark war doch die österreichische Herrschaft; ein Versuch dazu ohne starke Unterstützung war ganz gewiß nicht geraten. Indessen eben diese Dinge blieben doch da nicht unberücksichtigt, wo entschlossene Männer aus anderen Gründen sich zu einer Bekämpfung des Hauses Habsburg anschickten. Von dem Führer der Stühlinger, der ersten Bauern, die sich 1524 durch keinerlei Drohungen von der Durchsetzung ihrer Begehren zurückschrecken ließen, von dem Landsknecht Hans Müller von Bulgenbach ist uns zu wenig bekannt, um mit Bestimmtheit sagen zu können, daß er auch das in Rechnung zog. Immerhin sind direkte Beziehungen von Stühlingen nach Württemberg bemerkenswert früh festzustellen[1]. Dagegen ist es ebenso selbstverständlich wie

[1] Bereits im Dezember 1524 wurde von den Stühlingern zusammen mit den Schwarzwäldern das Amt Tuttlingen aufgewiegelt.

sicher bezeugt, daß Herzog Ulrich auch eben darauf wie auf jene bäuerlichen Unruhen in Vorderösterreich den Plan der Rückeroberung seines Herzogtums aufbaute. Was sein Unternehmen für die Fortentwicklung der Unruhen bedeutete, brauchen wir als allbekannt hier nicht auszuführen. Wenn bereits am 27. Dezember 1523 (d. h. 1522) nach einem Schreiben des Städtehauptmanns Ulrich Artzt an den Bürgermeister Hans Ungelter zu Eßling (Ausfertigung im Staatsarchiv Stuttgart. Schwäbischer Bund, Büschel 93) Statthalter und Regenten des Fürstentums Württemberg einen Bundschuh unter der Leitung Ulrichs und anderer seiner Anhänger „an mehr denn an einem Ort“ erwarteten, so ist begreiflich, daß sie 1524 im Gegensatz zum Ensisheimer Regiment angesichts solcher Umstände sich ängstlich gegen jedes überstürzte Vorgehen stemmten und energischer denn andere (vor allem wäre Freiburg zu nennen) auf möglichst umfassende Vorbereitung drangen. Mehr auf ihre Initiative als auf die von irgendeiner anderen Seite geht zurück, wenn sich der Schwäbische Bund endlich zur Hilfe bereit zeigte. Aber gerade diese Stärkung der bäuerlichen Gegner brachte auf der Bauern Seite erst recht alle Geister in Bewegung. Wie sehr auch eigene Wünsche Erfüllung heischten, erst die Bedrohung ihrer Gesinnungsgenossen mit der Kraft des Schwertes zwang, wer bereit war, wie es in der Überschrift des ältesten Exemplars der 12 Artikel heißt, „Der Wahrheit Beistand zu tun“, in die Waffen. Wohl niemals hätten sich bäuerliche Unruhen in Vorderösterreich auf ganz Südwestdeutschland und darüber hinaus ausgedehnt, wenn das Haus Habsburg nicht auch Württemberg besessen und dort ähnliche Grundsätze wie in den Vorlanden befolgt hätte, und wenn nicht der Schwäbische Bund, damals so umfangreich wie sonst nie, dem Kaiser gegenüber zur Hilfe in allen württembergischen Angelegenheiten verpflichtet gewesen wäre[1]. Man kann geradezu sagen, weil der Bund seit dem Augsburger Vertrag vom 6. Februar 1520 „das gefügige Werkzeug der Habsburger“ war, so erhoben sich seit dem Winter 1524/1525 in seinem ganzen Bereiche die Bauern zur Hilfeleistung für ihre Volksgenossen in den vorderösterreichischen Landen.

[1] Vgl. Ernst Bock, der Schwäbische Bund und seine Verfassungen (1488—1534) (137. Heft der von Julius v. Gierke herausgegebenen Untersuchungen zur Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte). Breslau 1927. S. 159.

Indessen nicht nur insofern gehören Württemberg und Bauernkrieg untrennbar zusammen. Vielleicht waren es gerade die besonderen Bedingungen des politischen Lebens in Württemberg in jener Zeit, die den Unruhen erst den äußersten Grad von Schärfe gaben, den sie erreichten.

Von dem Neckartalhaufen, dem die Schuld an der Weinsberger Bluttat zufällt, steht fest, daß er schon mancherlei Gewalttaten vorher begangen hatte. Aber diese Gewalttaten, Wegnahme von Lebensmitteln und Wein für die sich bildenden Haufen, Druck auf Widerstrebende zum Anschluß, Plünderungen von Klöstern, unterscheiden sich in nichts von denen, die andere Haufen zuvor auf sich geladen hatten; Blut hatte der Neckartaler bis dahin ebensowenig vergossen wie irgendein anderer Haufe. Sein Programm ferner bedurfte zu seiner Durchführung gar keiner Gewaltsamkeit solcher Art[1]. Gebildet an den 12 Artikeln wandte es sich zwar schroff gegen den Kirchenbesitz und den Klerus, aber dem Adel gegenüber zeigte es ein Maßhalten, wie es nur die Annahme innerer Verbundenheit beider Kreise in dem Streben nach Reformation erklärt. Wenn nun trotzdem mit dem blutigen Ostersonntag der Neckartalhaufe in eine ganz neue Beleuchtung tritt, so läßt sich das gewiß auch mit den blutigen Gewalttaten erklären, mit denen die Gegenseite die Tage zuvor nicht gespart hatte.. Folgen wir in der Wiedergabe derselben den aktenmäßigen Ausführungen Ludwig Friedrich Heyds[2], so hatte die Schar, mit der Graf Ludwig von Helfenstein am Gründonnerstag in Weinsberg eintraf, schon auf dem Herabzug von Stuttgart alles aufgerieben und erwürgt, was ihr von bewaffneten Bauern begegnete, von „Weinsberg aus aber hielt sie den ganzen Tag ob dem Neckarsulmer Haufen Jäcklein Rorbachs und tat ihm möglichst Abbruch"; darüber hinaus aber drohte Helfenstein im Falle der Nichtheimkehr den Abgefallenen ihre Weiber und Kinder nachzuschicken und ihre Dörfer zu verbrennen. Als daraufhin die Bauern gütliche Verhandlungen nachsuchten, lehnte sie Helfenstein nicht nur ab, sondern ließ sogar auf die bäuerlichen Parlamentäre schießen. Wahrlich, nach solcherlei Vorgängen wäre es bereits ohne weiteres verständlich,

---

[1] Vgl. die ausgezeichnete, aber leider nur in Maschinenschrift vorhandene Münchener Dissertation von Annemarie Egersdorff, Bestrebungen der fränkischen Bauern (1921) S. 75ff.

[2] Ulrich, Herzog zu Württemberg. II (1841) S. 210.

wenn dieser Haufe, in Wut geraten über ein derartiges bis dahin unerhörtes Vorgehen, eine ihm gebotene Gelegenheit zur Rache nach der rauhen Sitte der damaligen Zeit bis zum letzten ausgenützt hätte.

Indessen, so stark die Stimme des Blutes an jenem Ostersonntag aufwallte, mich dünkt, hier sprach noch etwas anderes mit. Was hier bei Weinsberg geschah, geschah nach einem Plan, nicht nur aus einem Affekt heraus. Wenn irgendwann in diesen Monaten lag hier eine wohlvorbereitete Kriegshandlung vor, die den Feind zu überlisten wußte. Mit einem Wort: Hier standen Ludwig von Helfenstein Männer, Bauernführer gegenüber, die sich nicht so ohne weiteres einschüchtern ließen, — denn sie wußten, worauf es ankam, und deshalb nutzten sie aus, daß ihr Gegner ohne viel Sorgen und ohne das nötige Maß von Vorsicht den hohen Feiertag mit den Seinen in der Kirche beging.

Über die Führer des Neckartalhaufens wissen wir noch recht wenig. Die seit einem Jahrhundert übliche Einstellung der Forschung gegenüber dem Bauernkriege als einer Empörung vor allem der notleidenden Bevölkerung gegen Willkürherrschaft[1] führte dazu, daß man den Führerpersönlichkeiten überall am wenigsten nachspürte. Soweit wir aber sehen, gehörten wenigstens Jäcklein Rorbach wie sein Verwandter und Kampfgenosse Endris Remy von Dürrenzimmern[2] zu den alteingesessenen und nicht gerade unbegüterten Familien. Die geistige Physiognomie Rorbachs, die allerdings jugendliche[3] Zügellosigkeit und Neigung zur Gewalttätigkeit verzerrten, scheint uns die eine Tatsache hinreichend zu erhellen, daß er trotz einer ausgesprochenen Abneigung gegen alles Klosterwesen sich trotzdem und mit Erfolg für Erhaltung des Klosters Maulbronn einsetzte, weil es schade um das Gebäude sei[4]. Überhaupt darf man ihn wohl gleich an-

[1] Das spukt auch noch in der verdienstlichen Monographie über Jäcklein Rorbach nach, die wir dem Heilbronner Stadtarchivar Moritz von Rauch verdanken (Württemb. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. N. F. Bd. XXXII, 1925/26, S. 21—35).

[2] Rauch, S. 25, Gustav Bossert, der Bauernoberst Matern Feuerbacher (Württemb. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Jg. 1923/24. Stuttgart 1926, S. 93); Heilbronner Urkundenbuch IV, Nr. 2785, S. 27; vgl. dazu auch die Zeugenaussagen über seinen Besitz S. 113 und 116 (Nr. 2885).

[3] Er war etwa 1500 geboren.

[4] Wilhelm Vogt, Die Korrespondenz des schwäbischen Bundeshauptmanns Ulrich Artzt. Nr. 326.

deren Führern trotz aller Gewalttätigkeit, womit er sein Andenken belastete, mehr für einen Mann der Ordnung denn für das Gegenteil halten[1]. Aber dabei war er sicher nicht erst seit 1525 ein überzeugter Anhänger von Reformen. Wenn nicht alles täuscht[2], so lebte er, wenn nicht geradezu in den Traditionen des Bundschuhs, so doch in dem Gedankenkreise, der sich mit ihnen vielfach schnitt, in dem der Kampf gegen die Kirche und ihren Grundbesitz den Mittelpunkt bildete. War aber Rorbach ein Mann derart, so haben wir ein Recht anzunehmen, daß er sich zu der Rolle, die er am Ostersonntag übernahm, wesentlich nicht durch niedere Instinkte, sondern durch kühle Erwägungen bestimmen ließ.

Und solche Annahme liegt um so näher, wenn wir uns klar machen, welche Bedeutung die Stellung Helfensteins in Weinsberg hatte. Helfenstein befand sich, kurz gesagt, hier auf Vorposten der ganzen österreichisch-württembergischen Front gegenüber dem, was sich im Odenwald und im Neckartal anbahnte. Das Haus Habsburg hatte, nachdem sich endlich der Schwäbische Bund zu seiner Unterstützung bereit gefunden hatte, bereits einige Erfolge davongetragen. Man konnte hoffen, zumal nachdem Herzog Ulrich den Kampf um sein Herzogtum unversehens hatte abbrechen müssen, daß die Bauern südlich der Donau und im Schwarzwald unter dem doppelten Eindruck von Ulrichs Flucht und der Kraftentfaltung der Gegenseite den Mut zur Aufrechterhaltung ihrer Sache verlieren würden. Verhandlungen mit den Seebauern waren bereits eingeleitet und versprachen, bei der Haltung der der Ehrbarkeit angehörigen Führer den erwünschtesten Ausgang; die Zersprengung eines Teils der Allgäuer bei Wurzach am 14. April konnte sie nur beschleunigen. Wenn es gelang, die Bewegung in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden, die in den ersten Anfängen steckte, gewissermaßen im Keim zu ersticken, dann war nicht nur Württemberg und damit die zweite große Position des Hauses Habsburg in Süddeutschland gesichert und der Brandherd im Schwarzwald isoliert, dann ließ sich auch erwarten, daß die Bauernbewegung nicht noch weiter nach Franken und darüber hinausgreifen werde. Das zu verhüten, geboten alle irgendwie berührten Interessen, die der Kirche, die in Franken

[1] Darauf läßt schließen sein erstes Programm (Rauch S. 26) und seine Abordnung nach Maulbronn.

[2] Vgl. Rauch S. 25, von Rauch allerdings in seiner Bedeutung nicht erkannt.

ganz besonders bedroht war, ebenso wie die der weltlichen Obrigkeit. Aus allen diesen Gesichtspunkten heraus ist zu begreifen, daß die Stuttgarter Regierung den Grafen von Helfenstein, der sich schon vorher bei dem Anzuge Ulrichs in Stuttgart als Kriegsmann verdient gemacht und allgemeines Vertrauen erworben hatte[1], in sein Amt Weinsberg hinabgesandt hatte, um dort mit einer ihm unterstellten reisigen Schar und möglichst starkem Aufgebot die Hut des Landes zu übernehmen. Und es war durchaus im Sinne seines Auftrags gehandelt, wenn Helfenstein in der bereits geschilderten Weise gegen den Neckartalhaufen vorging. Adliges Selbstbewußtsein, Mißachtung der Gegner, die bisher noch niemals die ihrem Vorhaben entsprechende Entschlußkraft gefunden hatten, und die Überzeugung von dem sittlichen Recht zu solcher Haltung mögen dabei mitgesprochen haben. Aber darüber hinaus erforderte sie die Lage. -- Ob auf der Seite der Bauern die Sachlage in ihrem ganzen Ernst und ihrer ganzen Tragweite gewürdigt wurde, entzieht sich der Kenntnis. Was der Neckartalhaufe beobachten konnte, genügte jedoch schon, um sie in weitestgehendem Maße zu entschleiern. Denn abgesehen von den Drohungen gegenüber den abgefallenen Bauern, hatte Helfenstein überall entsprechend dem Befehl zu seiner Verwendung das Landesaufgebot gemustert, und er hatte sich weiter, da weder diese Musterung noch die Haltung der Weinsberger ihm irgendwelches Vertrauen einflößen konnten, am Ostersonnabend nach Stuttgart mit der Bitte um weitere Reiter und Geld gewandt, damit nicht Nachteil, Schimpf, Spott oder Schade aus dem Mangel an Rüstung erfolge[2]. Pfälzische Reiter waren am 16. bereits im Anrücken; sie kamen nur ein wenig zu spät für die Rettung der Weinsberger Besatzung. Nimmt man nun noch dazu, daß die Kunde von dem Wurzacher Ereignis den Haufen zuvor erreichte, so begreift man, daß bei ihrem Vorgehen am 16. April die Führer nicht nur dem Drängen der Bauern aus dem Weinsberger Tal nachgaben, — der Haufe hätte sich ohne das zertrennt — ; vielmehr war eben alles das der Grund für die Entfaltung einer Energie, wie sie die Zeitgenossen bis dahin noch nicht erlebt hatten. Es ist uns überliefert, durch das Gericht über Helfenstein habe

[1] Heyd II, S. 203, 219.

[2] Ferd. Friedr. Oechsle, Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden. 1830. S. 105.

„dem Adel sonderbar Entsetzen und Furcht eingejagt werden sollen". Wenn man[1] daraus abgelesen hat, der Adel hätte dadurch von der Verbindung mit den Bauern abgeschreckt werden sollen, so scheint uns diese Deutung schon im Hinblick auf die einige Tage zuvor im Beisein der Neckartaler vollzogene Verpflichtung der Grafen von Hohenlohe auf die Bauernsache abwegig zu sein. Dagegen dürfte sich kein Widerspruch mehr erheben, wenn wir unter dem „Adel" nicht den Stand, sondern nur die österreichischgesinnten Mitglieder verstehen, die gleich dem Helfensteiner Grafen und seinen Unglücksgenossen glaubten, ungestraft an den Bauern ihr Mütchen kühlen zu dürfen. Nicht also Haß oder irgendwelche Stimmungen der Leidenschaft dürften zu dem Blutbad in Weinsberg den letzten Anstoß gegeben haben, vielmehr bot den die Überzeugung, die sich niemandem mehr aufdrängen mußte, als dem Neckartalhaufen, daß die Sache der Bauern nicht nur in diesem Bezirk ohne ein exemplarisches Zugreifen verloren sei. Ohne die Persönlichkeit Rorbachs wäre das Gericht allerdings wohl zu einem anderen, minder entsetzlichen Schluß gekommen, und die Szene hätte sich ohne die furchtbaren Einzelheiten abgespielt. Einen Württemberger wie Matern Feuerbacher oder auch Hans Wunderer kann man sich jedenfalls schwer in der Rolle dieses Hintersassen der Reichsstadt Heilbronn vorstellen. Wenn in dem Reichsstädter mehr als in allen andern eine gewisse Abneigung gegen die Ritterschaft lebendig war, wenn er gewohnt war, über ihre Angehörigen rasch Gericht halten zu sehen, so entfiel hier gewiß auch bei Rorbach das letzte Bedenken, die Gegner zu schonen, zumal deren Vernichtung der verantwortungslose Haufe fordern mochte.

Die Bedeutung dieses blutigen Ostersonntags läßt sich nur schwer überschätzen. In Stuttgart brachte die Kunde davon solches Entsetzen hervor, daß sich die Regierung sofort nach Tübingen auf die Feste flüchtete. Und wenn man von der Weinsberger Besatzung ein Niederhalten der ganzen Bewegung und ihre Eindämmung erwartet hatte, so trat mit ihrem Verschwinden das gerade Gegenteil ein. Nirgendswo gab es in den benachbarten Gebieten zunächst auch nur den Ansatz einer Macht, die die gleiche Aufgabe übernehmen konnte. In Württemberg verbreitete sich

---

[1] Rauch S. 31.

der Aufruhr deshalb von den Grenzen her alsbald über das ganze Land, in den schwäbisch-fränkischen und den schwäbisch-bayrischen Grenzbezirken mußte sich ihm alles beugen, auch wer bisher gemeint war, sich die Freiheit seiner Entschließung zu erhalten. Für die Bauernbewegung bestand seitdem vor den Gebieten eines Casimir von Brandenburg, eines Philipp von Hessen oder der Ernestiner keine Schranke mehr, und auch hiervon hat sie bekanntlich noch manches abgerissen. Andererseits nahm die Bewegung jetzt leicht einen anderen Charakter an. Vor Weinsberg — das muß man immer wiederholen — haben die Bauern im Gegensatz zu den Herren kein Blut vergossen. Jedenfalls läßt sich das nicht nachweisen. Mit Drohungen, daß das geschehen würde, haben sie allerdings nicht gespart. Aber von Drohungen zur Tat ist immer noch ein weiter Schritt und war es erst recht zu einer Zeit, die den Eingriff in das Leben so ernst zu nehmen gewohnt war. Auch nach Weinsberg sind die Fälle zu zählen[1], wo dergleichen geschah, und man wird, um zu einem gerechten Urteil zu kommen, jeden einzelnen von ihnen auf seinen Anlaß zu prüfen haben. Immerhin läßt sich denken, daß die Bauern nach dem 16. April weniger Bedenken trugen, in ähnlichem Sinne zu verfahren. Denn abgesehen davon, daß sie bei solchem Vorgehen sich ähnliche Wirkungen versprechen konnten, — vor allem nahmen danach die Gegner vielfach nicht mehr die geringste Rücksicht. Wenn es sich für diese bisher im wesentlichen nur darum gehandelt hatte, von weiteren Erhebungen abzuschrecken, so begann jetzt an Stelle solcher Taktik ein planmäßiger Krieg gegen die Bauern, in dem vieles für die schärfsten Maßnahmen sprach; nicht zuletzt ward er durch die Leidenschaft aller der Kreise begründet, die die Kirche und ihre Ordnungen in ihrem alten Bestande gegen jeden neuen derartigen Vorstoß sichern wollten.

Dazu kam noch ein weiteres. Bisher hatte an den Erhebungen auch häufig genug die Ehrbarkeit teilgenommen, oft aus voller Überzeugung, daß gegenüber dem Vorgehen der österreichisch-altkirchlichen Politiker etwas anderes nicht mehr möglich sei, oft auch aus der Erwägung, daß nur bei ihrer Beteiligung sich ein Unheil verhüten lasse, wie es Massenbewegungen so leicht

[1] Ich habe sie in meinem „Bauernkrieg und Reformation" (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 141). 1926. S. 91, Anm. 3 zusammengestellt.

zur Folge haben. Noch nach Weinsberg übernahm eben aus diesem Grunde, um nur bei Württemberg zu bleiben, Matern Feuerbacher von Bottwar das Martyrium der Führung, ein Mann, der sich bis dahin nicht ohne Schwierigkeiten diesem Amt entzogen hatte[1]. Nun trat auch in dieser Beziehung ein Wandel ein. Wenn sich Männer wie Feuerbacher auch noch mehrfach finden mochten, im allgemeinen beobachtete sie fortan seitens der Haufen ein derartiges Mißtrauen, daß ihrer Einwirkung der Erfolg versagt blieb. Denn nicht Schonung, sondern rücksichtsloses Vorgehen — das war doch wohl mehr denn je das Gebot der Stunde? Wie aber konnten sich diese Männer, Männer der Ordnung von Haus aus, darauf einlassen?

Zumal nun noch Luther ihnen den Rücken steifte! Von dem Reformator konnte man wirklich nicht sagen, daß er der ganzen Bewegung verständnislos gegenüberstand. Er hatte einen Begriff davon, daß der Bauernstand unzufrieden sein durfte, und wenn er in seiner Welt der Kirche seit langem menschliche Willkür am Werke zu sehen glaubte, die Ordnungen Gottes zu zerstören, so lag bei der Verflechtung weltlicher und kirchlicher Dinge die Annahme nahe genug, daß auch ihm gegenüber menschliche Willkür ein unerlaubtes Spiel gespielt hatte. Der Sproß des Bauerngeschlechtes mochte oft genug so gedeutet haben, was an Klagen aus seinen Kreisen an sein Ohr drang. Aber, wenn dem auch so war, niemals, so meinte er, dürfte das doch ein Anlaß zu Aufruhr sein und niemals vor allem dürfte sich daraufhin jemand auf den christlichen Namen berufen. „Den christlichen Namen", so hatte er sofort in seiner ersten Schrift, der Ermahnung zum Frieden auf die 12 Artikel der Bauernschaft in Schwaben, herzandringend geschrieben, „den christlichen Namen sage ich, den laßt stehen und macht den nicht zum Schanddeckel Eures ungeduldigen, unfriedlichen, unchristlichen Vornehmens. Den will ich Euch nicht lassen noch gönnen". Noch Ende April, in den Worten, mit denen er den Vertrag des Schwäbischen Bundes mit dem Bodensee- und Allgäu-Haufen vom 22. April begleitete, erschienen die Bauern ihm nur als solche, die plünderten, raubten und nahmen[2], und trotzdem suchte er die Trennungslinie zwischen sich und ihnen so deutlich wie möglich zu ziehen. Wieviel mehr war er dazu im

[1] Vgl. die oben S. 401 Anm. 2 erwähnte stoffreiche Arbeit von Gustav Bossert.
[2] Weimarer Lutherausgabe XVIII, S. 342.

Interesse seines Werkes verpflichtet, als dann eingetreten war, was er, in der Welt und in der Geschichte erfahren genug, sofort in der ersten Schrift prophezeit hatte[1], als Blut das Unternehmen befleckt hatte, als aus jenen Bauern die räuberischen und mörderischen geworden waren! Wie konnte sich, wer sich nicht schon allzu tief mit ihnen eingelassen hatte, Luthers Gewissen anpackender Mahnung in der Schrift entziehen, die er wider diese „im Dienste der Liebe — den Nächsten zu erretten aus der Höllen und Teufels Banden" — sich vom Herzen rang, sich von ihnen zu scheiden, ja womöglich im Kampfe gegen sie sich das Himmelreich zu erwerben? „Dünkt das jemand zu hart, der denke, daß unträglich ist Aufruhr und alle Stunde der Welt Verstörung zu erwarten sei"! Wer angesichts der Entwicklung dieses Aufruhrs bereits Bedenken tragen mochte, die Bauern noch weiter zu unterstützen, mußte er nicht danach ihnen vollständig den Rücken kehren?

Ein Bauernkrieg in dem Sinne, den die letzten Jahrzehnte mit diesem Begriff verbanden, ein Krieg der Bauern gegen eine ganze Klasse, die sie unterdrückte, ist der Aufruhr auch dann nicht geworden, als die radikaleren Elemente unter ihnen die Führung gewannen. Eine Klasse, die sie unterdrückte, gab es eben nicht[2]. Das, was diese Bezeichnung einigermaßen rechtfertigen könnte, war nur die Fortsetzung des alten Kampfes mit neuen Mitteln, und diese Mittel wurden angewandt in erster Linie nicht wegen der Kriegsmacht, die der Schwäbische Bund nun gegen sie auf die Beine gebracht hatte, sondern wegen des Widerstandes, den die Bauern in Franken vor dem Unserfrauenberg fanden[3]. Wie die Opposition gegen die Unterdrückung der neuen Lehre das negative, die Säkularisation der Kirche das positive Ziel der Bewegung von Anbeginn an war, so blieb es auch in der Folgezeit bis zu dem blutigen Ende. —

Auch mit diesen Erörterungen der Weinsberger Geschehnisse ist das Thema: Württemberg und der Bauernkrieg noch nicht erschöpft.

---

[1] A. a. O. S. 292, 294, 297, 306, 329.

[2] Vgl. meine obenangeführte Schrift und meinen Aufsatz über die Stühlinger Erhebung von 1524 und ihre Gründe in Histor. Zeitschrift. Bd. 139 (1929).

[3] Damit soll nicht geleugnet werden, daß nun nicht auch im Unterschied zu den ersten Führern radikalere Elemente unter den Bauern emporkamen, in Württemberg z. B. der Müntzer nahestehende Pfarrer Anton Eisenhut.

Wer die Akten und zeitgenössischen Quellen zur Geschichte der großen Bauernerhebung daraufhin durchblättert, wird erstaunt sein, wie selten ihm der uns heute dafür geläufige Ausdruck Bauernkrieg begegnet. Aufruhr, Empörung, tumultus, seditio oder auch nur motus, *ὁ θόρυβος καὶ ἡ τῶν ἀγροικῶν ἀνδρῶν συνομοσία:* das sind die Bezeichnungen, unter denen die Menschen jener Zeit dies Ereignis gewöhnlich zu begreifen suchten. Gewiß treffen wir auch schon jenen Ausdruck. Bereits **1524**, als noch niemand unter den Schwarzwaldbauern den Widerstand gegen ihre Forderungen zu erwarten brauchte, den sie nachher fanden, ist das der Fall. So meinte der österreichische Ausschuß zu Engen in einem Schreiben nach Innsbruck (vom 23. September): nehmen die Bauern den Schaffhausener Vertrag an, dann ist „derselb Bauernkrieg gericht"[1]. Ähnlich sprachen in denselben Tagen sowohl Zürich wie Schaffhausen von dem drohenden Kriege[2]; nur gestatteten die Worte der nächstgelegenen Stadt, die ihre guten Dienste fast noch mehr den Bauern und Ulrich von Württemberg als den Österreichern zur Verfügung hielt, im Gegensatz zu jenen Äußerungen des Engener Ausschusses die Auslegung, daß auch die Bauern sich nicht kampflos fügen würden. Und auf dieselben Vorgänge hat Bezug, wenn wir in der Abrechnung der Kriegskosten der Stadt Überlingen, die nächst Freiburg i. Br. am nachdrücklichsten gegen die Bauern auftrat, von dem „Purenkrieg im 24. Jahr" lesen[3]. Die Überschrift verdient besondere Beachtung, weil Abrechnungen über die Beteiligung Überlingens an späteren Kriegszügen dieser Jahre einen ähnlichen Ausdruck vermeiden (Salzburger Zug 1526, Zug gegen die Hegauischen Bauern von Pfingsten 1525 ab). In den Akten des Jahres 1525 kommt die Bezeichnung Bauernkrieg trotz ihrer fast unübersehbaren Masse, soweit sich das bei einigermaßen scharfer Aufmerksamkeit feststellen ließ, so gut wie gar nicht vor. Ich notierte mir nur eine Rückäußerung des Augsburger Rates vom 31. März, nach der man anzunehmen hat, daß der Bundeshauptmann im Schwäbischen Bunde Ulrich Artzt kurz zuvor von dem Beginn

---

[1] Heinr. Schreiber, der deutsche Bauernkrieg. Gleichzeitige Urkunden. Jahr 1524 (1863) S. 82, vgl. auch S. 141.

[2] Ebenda S. 91, 92.

[3] Generallandesarchiv Karlsruhe. Baden. Generalia. Nr. 4552. fasc. 6 und 15.

des „Krieges“ berichtet hatte[1], und ich notierte weiter eine Bemerkung des Obervogts zu Kirchberg gegenüber dem Rat von Schwäbisch-Hall vom 16. Mai, wonach er „in diesem Bauernkriege sonder Lust habe, bei sich gut Regiment zu machen“[2]; die Beziehung zu diesem Ausdruck dürfte sich in diesem Falle aus einem Schreiben von Bürgermeister und Rat zu Gemunde vom 8. desselben Monats nach Hall ergeben, wonach große Haufen Württembergischer Bauern mit aufgenähten Hirschhörnern und roten Kreuzen im Felde erschienen seien[3], ein Zeichen, daß sie ihre Sache noch weiter mit der ihres vertriebenen Herzogs verbanden[4]. Etwas häufiger als in den Akten findet sich dann unser Ausdruck in den Briefen von Klerikern und in denen von Humanisten. So entrang sich bereits am 25. Februar dem seit einer Woche vom Aufruhr seiner Bauern geplagten Abt von Schussenried der Wunsch, „man bekriegte den Herzog und stalte den purenkrieg an“[5]. Und am 21. August lesen wir in einem Straßburger Brief des wohl mit dem aus Schlettstadt vertriebenen Benediktiner Kilian Praus identischen Kilian Clemens: hoc bellum sei dem Anschein nach solis sacerdotibus et monachis indictum[6]. Also der Ausdruck taucht wohl gelegentlich schon einmal während der Bauernerhebung auf. Indessen wie selten können wir ihn feststellen! Und nehmen wir ihn noch unter die Lupe, so haben wir zu beobachten, daß er fast regelmäßig in anderem Sinne gebraucht wird. Den Gedanken aber, den die Wissenschaft mit ihm verband, daß nämlich der Krieg der der Bauern und nicht der gegen die Bauern sei, finden wir nur ein einziges Mal vertreten, in den Äußerungen der Schweizer vom September 1524; denn der humanistisch gebildete Benediktiner verwandte ihn nur zur Abwechslung mit dem Ausdruck tumultus.

---

[1] Ulrich Artzt Nr. 162.

[2] Württembergische Geschichtsquellen. I. Bd. (1894). S. 312.

[3] Ebenda S. 308.

[4] Virck gebraucht den Ausdruck Bauernkrieg in der Politischen Korrespondenz Straßburgs aus der Reformationszeit Bd. I. Aber trotzdem ist fraglich, ob er dort wirklich gebraucht wurde.

[5] Gerwig Blarer, Briefe und Akten, hrsg. von Heinr. Günter, I. 1914 (= Württembergische Geschichtsquellen XVI) S. 40; vgl. auch S. 72.

[6] Briefwechsel des Beatus Rhenanus, ges. u. hrsg. von Horawitz-Hartfelder. 1886. S. 330.

Um so auffälliger ist, daß in den zeitgenössischen Darstellungen nach der Niederwerfung des Aufstandes der Ausdruck vergleichsweise häufig begegnet. Wer sich darüber unterrichten will, wird zunächst einmal nach der Sammlung greifen, in der der um die Bauernkriegsforschung sehr verdiente Franz Ludwig Baumann die Quellen zur Geschichte des Bauernkriegs in Oberschwaben zusammentrug. Hier erscheint der Ausdruck bereits in mehreren Überschriften. Der Pater Markus Furter im Kloster Irsee bei Kaufbeuren blieb auch im Text seiner zwischen 1531 und 1573 geschriebenen Chronik dabei[1], und ebenso gebrauchte ihn der Memminger Alexander Mair, dessen Schrift 1556 entstanden sein soll[2]. Wenn wir ihn dann noch in den erst 1619 zusammengestellten Annales Biberacenses Johann Ernsts v. Pflummern entdecken[3], so werden wir in der Annahme nicht fehlgehen, daß er in gewissen Kreisen dieser Gegenden schon zur Tradition wurde[4]. Indessen können wir ihn auch anderswo bemerken, so etwa in der Lebensbeschreibung von Götz von Berlichingen, der den zweiten Teil mit den Worten einleitete: Folgt der Bauren-Krieg, oder bei den Chronisten von Schwäbisch-Hall Hermann Hoffmann und Johann Herolt[5]; während der eine 1533 sich darauf beschränkte, nach den Akten den „Bauernkrieg um Schwäbisch-Hall" zur Darstellung zu bringen, war das Absehen des anderen 1534 darauf gerichtet, den „Bauernkrieg" als eine „unerhörte Empörung des gemeinen Mannes unter dem Schein des Evangeliums wider ihre Herrschaft" in seinem gesamten Ablauf zu schildern, wobei ihm allerdings die schwersten und nicht nur durch den plagiatorisch benutzten Johannes Cochläus verschuldeten Irrtümer unterliefen. Nur der Vollständigkeit wegen sei noch angemerkt, daß auch der Herold Hans Lutz in seinem Tagebuch nach der Vertreibung Herzog Ulrichs bemerkt, es „wolt der Krig an-

[1] S. 315.

[2] S. 372.

[3] S. 306.

[4] Darauf deutet wohl auch hin, wenn der altgläubige Humanist Johannes Atrocianus in seiner Elegia de bello rustico anno 1525 in Germania exorto. Basel 1529. (Druck in Ulm, Stadtbibliothek, Schadsche Sammlung 2977) diese nur gegen die Kirche und die Heiligtümer gerichtete Bewegung durchweg Bellum rusticum nennt.

[5] Deren Aufzeichnungen abgedruckt im 1. Bande der Württembergischen Geschichtsquellen.

fachen wider die bawrn", daß ferner Johannes Kessler in seinen Sabbata einmal von der „gemainen ursach aller ufrüren disers volgenden burenkriegs" schreibt[1], und daß Johannes Sleidan in seinen Commentarii die ganze Erhebung[2], die er zunächst nur als maximus periculosissimusque motus behandelt, schließlich als Bellum rusticorum endigen läßt[3]. Nach alledem könnte man annehmen, daß sich der Begriff bereits in der Reformationszeit in weiten Kreisen eingebürgert hätte. Das ist aber doch nicht der Fall. Abgesehen davon, daß auch in dieser Reihe die literarisch gebildeten Chronisten von dem Verdacht nicht frei sind, um des Wechsels im Ausdruck willen einmal zu dem Wort bellum gegriffen zu haben, so verdient besondere Beachtung, daß es sich bei fast allen diesen Schriftstellern um Schwaben oder deren Nachbarn handelt; bei Schriftstellern außerhalb dieses Bezirks habe ich diesen terminus nicht entdecken können[4]. Fragen wir aber nach den Gründen dafür, so dürfte, wer nur nachdenklich in sich aufnahm, was wir über den Bauernkrieg um Württemberg auf den Seiten vorher zu sagen hatten, diese sehr rasch herausfinden. Eben im Gebiet des allemannischen Stammes, allerdings mehr jenseits als diesseits des Rheins, war man schon 1524 bereit, eventuell mit den Waffen in der Hand denen entgegenzutreten, die den Bauern nicht ihr Recht auf Beibehaltung ihrer Prediger wie auf die Predigt des Evangeliums lassen wollten. Und dazu kam nun noch Herzog Ulrich mit seinem Vorhaben, gerade mit der Bauern Hilfe sich sein Herzogtum zurückzuerobern! Von einem Bauernkriege konnte man hier also wahrlich reden! Es ist

[1] Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. 47 (N. F. Bd. 8). S. 65.

[2] Ausgabe St. Gallen 1902 S. 170.

[3] Ausgabe von 1555 S. 64.

[4] Selbst Peter Harer, der seinen Kurfürsten (Ludwig von der Pfalz) in das Feld gegen die Bauern begleitete, nennt die Erhebung nicht, wie der schlechte Druck von 1625 glauben machen könnte, Bauernkrieg, sondern spricht in der Handschrift, die J. Schwalm für die älteste hält (Mitteilungen des Österreichischen Instituts, IX S. 639), von der „Handlung und wie sich die bäurisch Empörung erhoben", und ebenso schreibt Graf Eberhard von Erbach, der oberste Feldhauptmann des Kurfürsten, von der „greulichen Empörung des gemeinen Mannes in ganz Deutschland". — Wenn der Aufstand im Samland, also im neugeschaffenen Herzogtum Preußen, von dem Zeitgenossen J. Freiberg als „der pauer krigk" bezeichnet wird (Königsberger Chroniken aus der Zeit des Herzogs Albrecht, hrsg. von F. A. Meckelburg. 1865. S. 192), so ist das anders begründet; vgl. meinen Aufsatz in Mitteilungen des Vereins f. d. Gesch. von Ost- u. Westpreußen, Jahrg. IV, S. 41; auch 42.

bemerkenswert, daß trotzdem so wenige gerade diesen Ausdruck gebrauchten; selbst hier — so werden wir diese Tatsache zu deuten haben —, von wo so viele der Werbetrommel der Landsknechtsführer folgten, traute man den Bauern ein solches Beginnen nur selten zu. Erst recht aber hatte man zu solchem Ausdruck ein Recht, als im Februar 1525 Herzog Ulrich mit den Schweizern wirklich losbrach und die Gegenseite, erst daraufhin mobil geworden, sich zur Gegenwehr anschickte. In Oberschwaben erfolgten die Rüstungen, Georg Freiherr Truchseß von Waldburg, einer der hervorragendsten Vertreter des oberschwäbischen Adels, ward der Führer des Heeres des Schwäbischen Bundes, südlich der Donau fielen die ersten Schläge gegen die Bauern. Bei alledem aber stand immer das Geschick Württembergs im Mittelpunkt, wie wir sahen, sogar das Ereignis von Weinsberg hatten wir unter diesem Gesichtspunkt zu verstehen. Der Bauernkrieg war auch dabei mehr ein Krieg mit und gegen die Bauern als ein Krieg der Bauern selbst. Immerhin ließ er sich auch so auffassen.

An unseren Ausführungen lassen sich vielleicht noch Korrekturen anbringen. Wohl möglich oder auch wahrscheinlich, daß die Liste der Männer, denen der Bauernaufruhr so erschien, noch verlängert werden kann. In den Grundzügen aber dürfte sich unsere Feststellung als richtig erweisen, daß eben die Ereignisse in Württemberg es waren, die zunächst zu diesem Ausdruck verführten.

In den Jahrhunderten nach der Reformation zeigt sich dasselbe Bild, das schon die Reformation aufwies. Zumeist bleibt man bei der Bezeichnung der Erhebung als Aufruhr, Empörung, Rebellion, aber auch die des Bauernkrieges begegnet nicht eben selten. Wieweit dabei eine Abhängigkeit von den angeführten Werken, wieweit dabei eine gewisse Tradition mitsprach, bedürfte noch der Untersuchung. Unnötig zu bemerken, daß im Zeitalter des Absolutismus kaum jemand daran dachte, die Bauern dabei als Subjekte der Kriegsführung zu betrachten. Das ändert sich erst mit der Zeit der Aufklärung, in der man sich nicht ohne Rückerinnerung an Männer wie Sebastian Franck, Gottfried Arnold oder auch Johannes Kessler daran gewöhnt, die Beziehungen der Bauern zu ihren Herren unter anderem Gesichtswinkel anzuschauen. Soweit ich sehe, ist unter den einflußreicheren Schriftstellern Johann Lorenz von Mosheim der erste, der die Meinung

vertrat, das Unheil, das aus dem Angriff einer „unzählbaren Menge aufrührerischer und wahnwitziger Leute“ gegen die „unerträgliche Tyrannei ihrer Herren“ erfolgte, werde „gemeiniglich der Bauernkrieg genennet“[1]. Aber noch Georg Sartorius, der erste, der das Ereignis wieder monographisch behandelte, war sich bei der Titulierung seiner Schrift augenscheinlich nicht darüber klar, aus welchem Titel das Publikum am deutlichsten den Inhalt seiner Schrift ablesen könnte; jedenfalls gab er ihr den Titel, der der Sachlage auch 1795 noch am besten entsprach: Versuch einer Geschichte des deutschen Bauernkriegs oder der Empörung in Deutschland zu Anfang des 16. Jahrhunderts.

Mit Sartorius beginnt eine Flut von mehr oder minder auf Wirkung in die Breite ausgehenden Männern sich mit dem Bauernkriege zu beschäftigen; unter deren Einfluß hat sich dann diese Bezeichnung allgemeine Geltung verschafft. Denn schon bei Sartorius und erst recht bei den Bauer, Weill, Wachsmuth, Deuber, Männern, die allerdings nur unsere Aufgabe uns gestattet in einem Atemzuge zu nennen, gehörte es zu den Selbstverständlichkeiten der Geschichtsbetrachtung, daß die Bauernerhebung nur durch „unleidliche Drückung und Tyrannei oder bös gottlos Leben“ hervorgerufen wurde (so der Ausdruck Arnolds), und daß die Bauern, nicht die Herren die Initiative zum Kriegen ergriffen. Immerhin hatten alle diese Männer, so wesentlich ihre Arbeiten waren, um einen Wandel in dem Begriff von der Bauernerhebung herbeizuführen, im Vormärz noch nicht das gläubige Publikum, das dann nach 1848 der Mann fand, der bereits 1841/42 die auch heute noch einzige umfassende Geschichte des Großen Bauernkriegs aufs Papier geworfen hatte als eines „Kampfes der Freiheit gegen unmenschliche Unterdrückung, des Lichtes gegen die Finsternis“; 1856 konnte eine zweite Auflage erscheinen. Es war Wilhelm Zimmermann, der württembergische Pfarrer und Demokrat. Über sein Leben ist wenig bekannt[2]. Aber wir werden nicht irren in der Annahme, daß aus der Kleinstaaterei und der Enge des Daseins in dem Süddeutschland vor 1848 wie die seiner Schulkameraden P. Pfizer, David Fr. Strauß und Fr. Vischer auch seine Blicke nur allzugern in eine größere Vergangenheit zurück-

[1] Deutsche Übersetzung der Institutiones historiae ecclesiasticae von Einem S. 98.

[2] Th. Schöns Lebensabriß in der Allg. Deutsch. Biographie ist ganz unzureichend.

schweiften, wo das „Volk“ und nicht privilegierte Kreise den Ton und das Tempo in der Politik bestimmten. Eben aus demselben Grunde hat Zimmermann auch anderen revolutionären Ereignissen in der Geschichte, wie der englischen Revolution und der deutschen — die er als Mitglied des Donnersberges und des Rumpfparlamentes tätig miterlebte, eine Darstellung gewidmet[1]. Wenn nicht schon diese volkstümliche Einstellung seiner „allgemeinen Geschichte des Großen Bauernkrieges“ die Teilnahme weiterer Kreise gesichert hätte, dann hätte das der dichterische Schwung seiner Rede wie seine Begeisterungsfreudigkeit getan und vor allem und nicht zuletzt ihre Begründung auf zumeist unbekanntem Quellenmaterial. Eben die Behauptung, die doch nur für einzelne Teile zutrifft, daß dies Werk aus den Akten gearbeitet sei, dürfte ihm auf längere Zeit ein Ansehen verschafft haben, das auch die Verbreitung seiner aus der Aufklärungszeit herstammenden Ansicht vom Bauernkriege begünstigte. Gewiß war auch Zimmermann ein Kind seiner zu Geschichtskonstruktionen neigenden Zeit, aber wenn man ihm ganz gerecht werden will, wird man doch zur Erklärung seiner Auffassung auch daran zu denken haben, daß sein Quellenmaterial in der Hauptsache aus Stuttgart und aus Schwaben stammte. Wenn gerade hier vom Bauernkriege am leichtesten gesprochen werden konnte, so sehen wir, daß die Ereignisse in diesen Bezirken durch das Medium Zimmermanns hindurch die Auffassung von der Bauernerhebung sogar noch bis in unsere Tage hinein bestimmten. Und das dürfte als nicht der unwesentlichste Beitrag erscheinen, den Württemberg zu diesem Thema beigesteuert hat.

---

[1] Beide Darstellungen 1851 erschienen, die der englischen in Darmstadt, der deutschen in Karlsruhe.

Gustaf Adolf in der deutschen Geschichtsschreibung[1].

Von

Johannes Paul.

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte."

Dies Wort aus Schillers Wallenstein gilt nicht nur von dem Helden dieser Dichtung, es gilt mehr oder minder von den meisten Großen in der Geschichte und so auch von Wallensteins gewaltigem Gegenspieler Gustaf Adolf. Auch das Bild des Schwedenkönigs hat sich in den drei Jahrhunderten, die seit seinem Auftreten verflossen, vielfach gewandelt und spiegelt deutlich den Kampf der Parteien und der wissenschaftlichen Richtungen wieder.

Gustaf Adolf griff in den Dreißigjährigen Krieg in dem Augenblicke ein, wo die Protestanten am Boden lagen und der vollständige Sieg des Kaisers vor Augen stand, und er erreichte durch seinen Einsatz binnen kurzem einen vollständigen Umschwung. Erklärlich, daß schon die Zeitgenossen in sehr verschiedener Weise zu ihm Stellung nahmen. War er den einen der Retter aus Glaubensnot und politischer Bedrückung, so sahen die anderen in ihm den Mann, der ihre Hoffnungen auf Wiederherstellung der Glaubenseinheit und einer starken deutschen Kaisermacht zerstörte.

Betrachten wir die Stimmen, die sich in Deutschland damals für und wider den König erhoben, zunächst rein zahlenmäßig, so können wir ein großes Plus für den König feststellen. Das hängt mit dem starken zahlenmäßigen Übergewicht der Protestanten in Deutschland zusammen, mit deren größeren und freieren geistigen Regsamkeit, sowie dem Umstande, daß die

[1] Vortrag, gehalten auf dem Internationalen Historikertage zu Oslo am 16. August 1928.

größeren Städte, in denen vorwiegend das geistige Leben der Nation pulsierte, überwiegend protestantisch waren. Inhaltlich sind die gleichzeitigen Flugschriften vielfach überschwänglich: Bald wird der König als der gottgesandte Messias begrüßt, bald mischen sich verblaßte Vorstellungen von der Wikingerwildheit der alten Nordleute mit Kreuzzugsgedanken gegen Rom, den Sitz des Antichrists, und der schwedischen Politik werden vielfach Ziele zugeschrieben, die sie nie ernsthaft in Erwägung gezogen hat. Neben den bedingungslosen Verherrlichungen des Königs tauchen allerdings nach der Schlacht bei Breitenfeld, nachdem die ärgste Gefahr vorüber, auch auf protestantischer Seite Stimmen auf, die etwa die Gedanken des sächsischen Kurfürsten und seiner Gesinnungsgenossen wiedergeben, und die Töne der Besorgnis vor der wachsenden Macht des Schwedenkönigs anklingen lassen.

Von seiten seiner katholischen Gegner wird der Ketzerkönig natürlich mit allerlei wenig schmeichelhaften Beinamen bedacht und Rauben und Brennen als seine Hauptstärke hingestellt.

Aber lassen wir die ganze polemische Flugschriftenliteratur beiseite und wenden wir uns den eigentlichen Geschichtswerken des 17. Jahrhunderts zu.

Noch befinden wir uns da zunächst in einer Zeit, in der die religiösen Fragen für die meisten im Vordergrund stehen und die konfessionellen Gesichtspunkte der Geschichtsschreibung vorwiegend ihr Gepräge geben. Trotzdem finden wir bei den unmittelbar nach den Ereignissen schreibenden katholischen Darstellern wie Gualdo Priorato[1], Burgus[2], Riccius[3], oder dem Bayern Adzlreiter nur wenig von gehässiger Polemik. Die Gründe dafür? Viele standen sicherlich — so vor allem der Venezianer Gualdo Priorato, der selbst im schwedischen Heere die Kriegskunst studiert hatte — noch unter dem Eindrucke der gewaltigen Persönlichkeit Gustaf Adolfs, bei anderen machte

---

[1] Gualdo Priorato, Historia delle guerre di Ferdinando II et III et del rè Filippo IV di Spagna contro Gostavo Adolfo rè di Svetia e Luigi XIII di Francia. Venedig 1640ff.

[2] Bapt. Peter Burgus, De bello Svecico Gustavi Adolphi i Germania. Leodii. 1633.

[3] J. Riccius, De bellis Germanicis... ab 1618 usque ad a. 1648 libri XX. Venedig 1649.

sich besonders nach dem Friedensschluß doch das Zurücktreten der religiösen Interessen bemerkbar. Schließlich — und das ist vielleicht das Wichtigste — war das Auftreten der Schweden auch für manche Katholiken keineswegs unangenehm. Mit Frankreich war Gustaf Adolf verbündet und selbst die päpstliche Politik hat die Fortschritte des Königs in ähnlicher Weise begrüßt wie 100 Jahre zuvor die Siege der protestantischen Fürsten; denn dem Papste Urban VIII. drohte in ähnlicher Weise wie seinen Vorgängern die Gefahr, in allzu große Abhängigkeit von den mächtigen Habsburgern zu geraten. Sprach er doch ganz offen aus, als er von kaiserlichen und spanischen Gesandten um Geldunterstützungen für den schwedischen Krieg angegangen wurde: „Bei dem König von Schweden handelt es sich nicht um die Religion, er verfolgt die Katholiken nicht, und wenn er mit den österreichischen Katholiken Krieg führt, so führt er ihn nicht deswegen, weil sie Katholiken sind, sondern, weil sie die Protestanten zuerst beraubt haben, und um diesen das Ihrige zurückzugeben ... handelt es sich hier nicht um die Verteidigung der Religion, als wäre sie von dem Könige Schwedens unterdrückt, sondern es handelt sich hier um die Interessen des Hauses Österreich und um die Verteidigung der Spanier, welche sich gegen uns in einer Weise betragen, daß wir vor Herzeleid sterben möchten ... die grausamen Österreicher und die schelmischen Spanier würden ihr Vorhaben (uns zu vernichten) erreicht haben, wenn Gott nicht nach seiner Barmherzigkeit vom äußersten Norden den König Schwedens nach Deutschland gerufen hätte, dem das christliche Rom nicht weniger verdankt, als das heidnische dem Camillus. Rom, 10. April 1632"[1].

Auf protestantischer Seite sind als wichtigste Werke die von Chemnitz[2] und Pufendorf[3] zu nennen. Sie gehören noch zu der sogenannten reichspublizistischen Richtung, die Sleidanus um die Mitte des 16. Jahrhunderts begründet hatte, und die ihre Aufgabe darin gesehen hatte, die protestantischen Reichsstädte

[1] Söltl, Denkwürdigkeiten aus den Zeiten des Religionskrieges. Hamburg 1842, S. 292ff.

[2] Chemnitz, Bogislav Philipp von, „Königl. Schwedischen in Teutschland geführten Krieges, 1. Teil", Alten Stettin 1648.

[3] Pufendorf, Commentariorum de rebus Svecicis libri XXVI ab expeditione Gustavi Adolphi regis in Germaniam.... Utrecht 1686.

wegen ihres Abfalls vom alten Glauben und wegen ihrer Auflehnung gegen Kaiser und Reich zu verteidigen. Jetzt galt es dementsprechend das Eingreifen Schwedens vor den deutschen Reichsständen zu rechtfertigen. Beide schrieben in schwedischem Auftrage und unter Benutzung der schwedischen Archivalien, wozu bei Chemnitz noch persönliche Anleitungen durch Axel Oxenstierna kamen. Die außenpolitischen Fragen stehen daher im Vordergrund.

Eine gewisse Tendenz ist also bei beiden unbestreitbar, und Chemnitz gibt hinsichtlich der Auswahl seiner Quellen selbst zu, er erzähle nur „soviel sich zu schreiben und zu wissen gebühret".

Es ist darauf hingewiesen worden, daß bei Chemnitz, und ebenso bei dem stark von ihm abhängigen Pufendorf, die religiösen Fragen auffallend stark zurücktreten. Sie sind offenbar bewußt unterdrückt worden, denn in den eingeflochtenen Reden, die er meist wörtlich seinen Vorbildern entnommen hat, ist die religiöse Begründung der einzelnen Handlungen nur bisweilen stehen geblieben, an einigen Stellen ist sie offenkundig geändert. Das findet eine zwanglose Erklärung darin, daß Chemnitz zu einer Zeit schrieb, wo Schweden auf enge Zusammenarbeit mit dem katholischen Frankreich angewiesen war und mit seinen katholischen Feinden in Friedensverhandlungen stand. Da wäre es unklug gewesen, die religiöse Seite des Krieges allzusehr hervorzukehren. Sonst hätte man ja versuchen können, die Schweden mit dem Versprechen allgemeiner Religionsfreiheit abzuspeisen, während der schwedische Kanzler naturgemäß den größten Wert auf reale Sicherheiten legte.

Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts tritt das Interesse für Gustaf Adolf in Deutschland stark zurück. Wir nähern uns dem Zeitalter der Aufklärung. Das war im großen ganzen keine goldene Zeit für das deutsche Geistesleben, und für einen Mann, der sich um religiöser Ideale in einen Krieg stürzte, konnte das religionsfriedliche Zeitalter überhaupt kein Verständnis aufbringen. Wohl aber hat man sich in Schweden mehr mit ihm beschäftigt. Dort gewann die Aufklärung einen stärkeren nationalen Zug. Olof Dalin übernahm es gerade in der Zeit des politischen Niederganges, die Begründer der schwedischen Großmachtstellung zu verherrlichen, und mit Gustav III. bricht eine wirkliche Gustaf-Adolf-Renaissance an, die auch in Deutsch-

land ihr Echo findet. Allerdings sind es nicht sein religiöser Bekennermut, auch nicht seine Leistungen auf dem Gebiete der äußeren Politik, denen man Bewunderung zollt, sondern man macht ihn seiner innerpolitischen Reformtätigkeit wegen zu einem Fürsten, der den Idealen des aufgeklärten Despotismus entspricht. So sah ihn in Deutschland Friedrich der Große. Für Gustaf Adolfs Religiosität hatte er kein, für seinen außenpolitischen Einsatz wenig Verständnis, es sei denn, daß er ihn gelegentlich wegen seines Kampfes für die „Libertät" der Fürsten gegen den Habsburgerkaiser als einen seiner Vorgänger feierte. Dagegen bezeichnete er das Manifest, mit dem Gustaf Adolf 1630 sein Eingreifen in den Kampf auf deutschem Boden zu rechtfertigen versucht hatte, geradezu als ein „Meisterstück königlicher Sophisterei, darauf berechnet, den Ehrgeiz und die Launen eines rohen Eroberers zu verbergen".

Im Unterbewußtsein mag bei dem Hohenzollernfürsten neben den allgemein aufklärerischen Ansichten auch die Erinnerung daran mitgesprochen haben, daß sein Vorfahr dem Schwedenkönige gegenüber eine so klägliche Rolle gespielt hatte, und daß es Gustaf Adolf gewesen war, der die Eingliederung Vorpommerns in den schwedischen Staat vorbereitet hatte, wo zum Schmerze Friedrichs des Großen damals noch immer blau-gelbe Fahnen wehten, statt der preußischen schwarz-weißen.

Es liegt im Wesen der Geschichtsschreibung der Aufklärungszeit, daß man sich nicht in die vergangenen Zeiten hineinversenkte, sondern daß man in der Geschichte nur Anschauungs- und Beweismaterial für die eigenen Theorien suchte. So zog man unbekümmert Parallelen zwischen Gustaf Adolf und der eigenen Zeit. Es mochte noch angehen, wenn Friedrich der Große seinen Kampf gegen Österreich mit dem Gustaf Adolfs verglich, aber man scheute sich auch nicht, den Schwedenkönig mit dem Helden der französischen Revolution auf eine Stufe zu setzen, weil auch er sich ja gegen die höchsten Autoritäten, gegen Papst und Kaiser, gewandt hatte.

Gegenüber diesem aufklärerischen Gustaf-Adolf-Bild bedeutet das Werk Schillers[1] einen großen Fortschritt. Schiller stellte seine Helden wieder in ihre Zeit hinein, er lebte mit ihnen, und

[1] Fr. von Schiller, Geschichte des 30jährigen Krieges, 1793.

seine Werke atmen menschliche Teilnahme. Dabei bewahrte ihn seine klare politische Einsicht vor der Gefahr sich in bloßer Gefühlsseligkeit zu verlieren. So schuf er das Gustaf-Adolf-Bild das in Deutschland — und auch Schweden, wo E. G. Geijer ganz ähnlich vorging —, bis zum heutigen Tage das eigentlich volkstümliche geblieben ist: Gustaf Adolf, der fromme Held, der Lichtritter, der große, weise König.

Hatten die Schweden besonderen Wert auf die innerpolitische Größe des Königs gelegt, so stand für Schiller sein Einsatz im 30jährigen Kriege im Vordergrund, also wieder die politisch-militärische Seite seines Wirkens. Aber in so leuchtenden Farben er seinen Helden schildert, es entgeht ihm doch nicht, daß Schweden durch den großen Krieg weite Gebiete Deutschlands unter seine Herrschaft gebracht hat, und daß nach der Schlacht bei Breitenfeld Gustaf Adolfs Streben der Kaiserkrone gegolten habe, scheint ihm sicher. So legt er sich die Frage vor, ob sein Eingreifen ein Segen für unser Vaterland war oder nicht, und er kann sie nur mit einer leisen Einschränkung bejahen:

„Die wohltätige Hälfte seiner Laufbahn — so lautete Schillers Endurteil — hatte Gustaf Adolf geendet, und der größte Dienst, den er der Freiheit des deutschen Reiches noch erzeigen kann, ist — zu sterben. Die alles verschlingende Macht des einzigen zerfällt, und viele versuchen ihre Kräfte; der zweideutige Beistand eines übermächtigen Beschützers macht der rühmlichen Selbsthilfe der Stände Platz und — vorher nur Werkzeug zu seiner Vergrößerung, fangen sie jetzt an, für sich selbst zu arbeiten .... Die schwedische Macht, außer Stand gesetzt, in eine Unterdrückerin auszuarten, tritt in die bescheidenen Grenzen einer Alliierten zurück" und „Es ist uns erlaubt zu zweifeln, ob er bei längerem Leben die Tränen verdient hätte, welche Deutschland an seinem Grabe geweint, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem ersten und einzigen gerechten Eroberer zollt."

Das Schillersche Gustaf-Adolf-Bild ist deshalb so wichtig, weil sämtliche Gustaf-Adolf-Gestaltungen der deutschen Geschichtsschreibungen des 19. Jahrhunderts sich von hier aus verstehen lassen. Da haben wir

1. die Richtung, die die religiöse Seite bei Gustaf Adolf stärker unterstreicht, die in ihm ähnlich wie die aus schwerf

Not befreiten Protestanten des 30jährigen Krieges vor allem den von Gott erkorenen Streiter für Luthers Lehre erblickt. Diese Richtung war zwar niemals ganz ausgestorben; ich erinnere an den Frhr. v. Senkenberg, den Fortsetzer von Häberlins „Neuere Teutsche Reichsgeschichte“[1], aber jetzt geht eine breite Linie von F. K. von Moser[2] über Rühs[3] und E. M. Arndt[4] zu der Gruppe der Gustav-Adolf-Vereinshistoriker[5] und etwas gemildert zu den weniger einseitigen G. Freytag[6], Heinrich v. Treitschke[7] und M. Lenz[8]. Auch sie haben sich, wenigstens die zuletzt genannten, die gleiche Frage wie Schiller vorgelegt, und Treitschke kommt dabei zu demselben Ergebnis: „Ein gnädiges Geschick rief den Retter des deutschen Protestantismus hinweg, gerade in dem Augenblick, da er der Feind unseres nationalen Staatswesens werden mußte.“

Man kann sich aber auch anders entscheiden. Schon H. v. Moltke[9] hat einmal die weitere Frage aufgeworfen — und darin sind ihm D. Schäfer[10], Joh. Haller[11] und M. Lenz gefolgt —, ob es denn ein so großer Schaden gewesen wäre, wenn Gustaf Adolf wirklich das altersschwache deutsche Reich zerschlagen hätte. Die auf den 30jährigen Krieg folgenden anderthalb Jahrhunderte

---

[1] 28 Bde., Halle 1774—1804.

[2] F. R. v. Moser, Patriotisches Archiv Bd. V. Frankfurt und Leipzig 1788.

[3] F. Rühs, Geschichte Schwedens Bd. IV, Halle 1810. S. 283 „Nie hat es eine schändlichere Verleumdung gegeben, als habe er die Religion zu einem politischen Mittel und zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke gemißbraucht“.

[4] E. M. Arndt, Schwedische Geschichten, Leipzig 1839.

[5] Z. B. Eduard Lamparter, Gustav Adolf, König von Schweden, der Befreier des evangelischen Deutschtums, Barmen 1892. — H. v. Schubert, Feiern wir Gustav Adolf mit Recht als evangelischen Glaubenshelden? Halle 1904.

[6] G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 5 Bde., Leipzig, [2]1902—1904.

[7] H. v. Treitschke, Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit, Leipzig 1894

[8] M. Lenz, Gustav Adolf, dem Befreier zum Gedächtnis. Preuß. Jahrb. 1894 und Kleine Historische Schriften Bd. II. — Ders., Schweden und Deutschland im 17. Jahrhundert. Kleine Historische Schriften Bd. III und Realenzyklopädie für prot. Theologie Bd. 7, S. 239—51.

[9] H. v. Moltke, Gesammelte Schriften Bd. II, 185—187. Berlin 1892.

[10] D. Schäfer, Zum Gedächtnis Gustav Adolfs (1894). Aufsätze, Vorträge und Studien Bd. I. Jena 1913. — Ders., Deutsche Geschichte. [5]Jena 1916.

[11] Joh. Haller, Die Epochen der deutschen Geschichte. Stuttgart-Berlin 1923.

deutscher Reichsgeschichte gehören nicht gerade zu den erhebenden Abschnitten unserer Geschichte. Das Reich war schon damals nicht mehr lebensfähig, und unter solchen Umständen wäre es für die Entwicklung Deutschlands wie der nordischen Völker doch wohl ein Vorteil gewesen, wenn die in die Zukunft weisenden Kräfte schon damals freigemacht worden wären, und wenn unter schwedischer Führung vielleicht eine stärkere Annäherung von Nord- und Südgermanen ermöglicht worden wäre.

2. Die zweite und auch die dritte Gruppe gehen von dem erwähnten Schillerworte aus, daß Gustaf Adolf bei längerem Leben eine Gefahr für Deutschland geworden wäre und schließen aus der Tatsache, daß Schweden aus dem Kriege mit einem ansehnlichen Gewinn auf Deutschlands Kosten hervorgegangen ist, ohne weiteres, daß Gustaf Adolf überhaupt eben dieser Eroberungen wegen in den Krieg gezogen sei. Das unter dem Einfluß der Romantik und der Freiheitskriege sich immer mehr steigernde deutsche Nationalgefühl gab den Nährboden für diese Richtung ab. Der Generation, die Deutschland soeben von der französischen Fremdherrschaft befreit hatte, wurde es schwer, sich einen Mann, der weite Teile Deutschlands mit einem fremden Staate vereint hatte, der obendrein Bundesgenosse des verhaßten Frankreichs gewesen war, sich als einen frommen Streiter für Gottes Wort vorzustellen. Also kein Glaubensheld, sondern ein Eroberer!

Der Ton, mit dem man ihn schildert, wird bei dieser Gruppe erklärlicherweise nicht gerade freundlich. H. Leo[1] spricht von Gustaf Adolf, der „durch seinen Einbruch das Reich vollends aus den Fugen riß“, und ruft den Bewunderern des Königs verbittert das Lutherwort zu: „Ja, es ist nicht anders, wir Deutschen müssen aller Fremden Esel sein und bleiben“. Für Fr. Barthold[2] ist „der junge, tatendurstige, eroberungssüchtige Held ein despotischer Fremdling“, den nur sein rechtzeitiger Tod „vor rücksichtsloser Enthüllung der Pläne eines gemeinen Eroberers“ bewahrte. Er ist ihm der reichsverderbende Welfe, Kaiser Ferdinand, der Ghibelline — ein wenig glücklicher Vergleich,

---

[1] Heinrich, Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte, 6. Bd. Halle 1835—1844.

[2] F. W. Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern. Hamburg 1839—1845. — Ders., Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolfs ab mit besonderer Rücksicht auf Frankreich Bd. I. Stuttgart 1842.

der aber von den gleich zu erwähnenden katholischen Schriftstellern aufgenommen und ausgeführt worden ist.

In ruhigerem Tone, aber mit noch weit schärferen Waffen wissenschaftlicher Kritik haben denselben Weg die sogenannten „politischen Historiker" eingeschlagen, Rankeschüler, die die Methode des Meisters beherrschten, die aber nicht ganz im Rankeschen Sinne nur zeigen wollten, wie es eigentlich gewesen, sondern die unser Volk durch ihre Darstellungen für den neuen deutschen Nationalgedanken und die kleindeutsche Lösung der deutschen Frage begeistern wollten. Sie lebten überdies in der Zeit, da das neue deutsche Reich mit Blut und Eisen geschaffen wurde, und wo Bismarcks Wort vom Primat der äußeren Politik durch die Tagesereignisse bestätigt schien. Deshalb stellten sie auch in ihrer Wissenschaft bewußt die politische Geschichte in den Mittelpunkt. Daher ihr Name. Gegen den Schwedenkönig waren sie schon deshalb — vielleicht unbewußt — etwas voreingenommen, weil er ja mit Brandenburg-Preußen seiner Zeit nicht besonders glimpflich umgegangen war. Jedenfalls stand für sie fest, daß Gustaf Adolf nur von weltlichen, politischen, nationalschwedischen Beweggründen getrieben war. So fassen ihn J. G. Droysen, Erdmannsdörffer, so vor allem G. Droysen in seinem 1869/70 erschienenen 2bändigen Werke „Gustaf Adolf" auf. Er und seine Schüler haben am folgerichtigsten das Mitsprechen religiöser Erwägungen geleugnet. M. Bär[1], H. Schulz[2], Moriz Ritter[3], stehen im wesentlichen, wenn auch etwas gemildert, auf dem gleichen Standpunkte.

Nicht ohne Reiz ist die Art und Weise, wie z. B. G. Droysen und M. Ritter sich mit der religiösen Frage abfinden. Sie müssen zugeben, daß Gustaf Adolf tatsächlich durch sein Eingreifen den Protestantismus gerettet hat, aber daraus folgt derer Meinung nach nicht, daß er ausgezogen sei, um ihn zu retten. Seine Beweggründe waren rein politische. Die Rettung der Protestanten war lediglich ein ursprünglich gar nicht beabsichtigtes Nebener-

[1] Max Bär, Die Politik Pommerns während des Dreißigjährigen Krieges — Publikationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven Bd. 34. Leipzig 1896.

[2] Hans Schulz, Wallenstein und die Zeit des Dreißigjährigen Krieges — Monogr. zur Weltgeschichte. Bielefeld 1898.

[3] Moriz Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges (1555—1648) 3 Bde. Stuttgart 1889—1908.

gebnis. Man beachte den Widerspruch: Aus der Tatsache der Eroberung Pommerns folgern sie von vornherein feststehende Eroberungsabsichten, die Tatsache der Errettung des Protestantismus dagegen veranlaßt sie nicht zu entsprechenden Rückschlüssen. Da er in dem Augenblicke eingriff, wo der Kaiser kurz vor dem Endsiege stand, macht Ritter den König für die Kriegsverlängerung, sowie die Verarmung und Verwüstung Deutschlands verantwortlich; ja er will ihm sogar größere staatsmännische Befähigung zugunsten eines jugendlich unbedachten Draufgängertums absprechen.

3. Solche Anschauungen waren natürlich Wasser auf die Mühle der Ultramontanen, die die Ereignisse durch die katholische Brille betrachteten. Ich deutete schon an, daß die konfessionelle Betrachtungsweise nie ganz verschwunden war, wenngleich sie im Zeitalter der Aufklärung stark zurücktrat, und wir im 18. Jahrhundert selbst aus jesuitischer Feder Arbeiten haben, bei denen kaum etwas von gehässiger, konfessioneller Polemik zu spüren ist. Das wurde anders unter dem Einfluß der Romantik, die für die Mächte, die Deutschland im Mittelalter in die Höhe gebracht hatten, das Kaisertum und die katholische Kirche, von vornherein voreingenommen war.

Schon bei Michael Ignaz Schmidt, der noch ganz dem 18. Jahrhundert angehört („Neuere Geschichte der Teutschen")[1] läßt sich deutlich feststellen, wie bei der Darstellung des 30jährigen Krieges seine Sympathien offen auf seiten des katholischen Kaisershauses liegen. Man mag einwenden, daß das bei einem katholischen Geistlichen kaum anders zu erwarten ist, aber bald sollte ihm die weltliche Geschichtsschreibung folgen.

Eine der bezeichnendsten Erscheinungen, die zugleich den innigen Zusammenhang der katholischen Gruppe mit der eben erwähnten politischen, Barthold—Droysen, zeigt, ist A. Fr. Gfrörer[2]. Die erste Auflage seines Gustaf Adolf hat er noch als Protestant geschrieben, und sie ist etwa mit Barthold auf eine Stufe zu setzen: Gustaf Adolf ist ihm der fremde Eroberer, der „wie ein Räuber" in das Reich eingebrochen ist, an dem er aber trotz allem mancherlei bewundernswerte Züge anerkennen muß. Bald darauf hat Gfrörer, wie so mancher Romantiker, aus

[1] Wien 1785—1793.
[2] A. F. Gfrörer, Gustav Adolph, König von Schweden. Stuttgart 1837.

seiner Begeisterung für das katholische Mittelalter die letzten Folgerungen gezogen und ist selbst Katholik geworden. Infolgedessen ist sein Urteil über Gustaf Adolf in den späteren Auflagen seines Buches wesentlich härter; er ist der „hergelaufene königliche Abenteurer"; „schrankenloser Ehrgeiz" ist die einzige Triebfeder seines Handelns; sein religiöser Eifer ist nichts als Maske.

Nicht ganz so weit geht der wissenschaftlich bedeutendere Joh. Janssen[1]. Er erkennt an, daß Gustaf Adolf seinem lutherischen Glaubensbekenntnis aufrichtig und mit Wärme ergeben war; er gibt zu, daß der heldenhafte König durch seinen Freimut und Leutseligkeit bezaubernd auf seine Zeitgenossen gewirkt hat. Aber diese Anerkennung der menschlich großen Eigenschaften dient Janssen nur dazu, um als scheinbar vorurteilsloser Beurteiler mit um so größerem Nachdruck auf die verhängnisvolle Rolle hinweisen zu können, die Gustaf Adolf für Deutschland gespielt hat. Janssen spricht von dem „Grundirrtum Schillers", daß er den Eroberer für einen Befreier gehalten habe:

„Wer in Deutschland Gustaf Adolf feiern will, muß auch Napoleon feiern, und die Feier Napoleons wäre eine geringere Sünde gegen das deutsche Nationalgefühl und die Ehre der Nation als die des schwedischen Eroberers."

Sie sehen die enge Verwandtschaft der katholischen mit der politisch-nationalistischen Richtung!

Neben den wissenschaftlich hochstehenden Vertretern der katholischen Richtung, von denen ich zwei der namhafteren genannt habe, gibt es eine große Anzahl, die die Tendenz ins Demagogische vergröbert haben, die an Gustaf Adolf kein gutes Haar lassen, für die sein Mut nur Tollkühnheit, seine staatsmännische Begabung nur Schauspielerei, seine Bekenntnisfreudigkeit Heuchelei oder bestenfalls Fanatismus sind. Bezeichnenderweise finden sich unter ihnen mehrere ehemalige Protestanten wie Hurter und Onno Klopp. Angesichts des geringen wissenschaftlichen Wertes ihrer Darstellungen darf ich mich der bloßen Erwähnung dieser Abart begnügen.

Abgesehen von den drei Haupttypen — streng genommen sind es nur zwei, denn die beiden letzten gehören eng zusammen, da sie

[1] Johannes Janssen, Gustav Adolf in Deutschland. Frankfurt a. M. 1865. — Ders., Schiller als Historiker.[2] Freiburg 1879.

beide die politschen Triebfedern gegenüber den religiösen in den Vordergrund rücken —, gibt es eine Menge von Mischformen. Gerade die gewissenhafteren Forscher mußten zu dem Ergebnis kommen, daß sich aus den Quellen sowohl eine religiöse wie eine politische Begründung rechtfertigen ließ, und so kamen sie zu dem Ergebnis, daß die alte Streitfrage, ob Gustaf Adolf aus religiösen oder aus politischen Beweggründen in dem 30jährigen Kriege eingegriffen habe, falsch gestellt sei, da eben beides zusammengewirkt habe. Schon Ranke[1] hat an Stelle des „Entweder — oder" das „Sowohl — als auch" gesetzt und ihm sind zahlreiche andere gefolgt, wie G. Kahnis[2], H. v. Schubert[3], E. Gutjahr[4], J. Kretzschmar[5]; auch verschiedene der früher erwähnten, wie H. v. Treitschke und D. Schäfer könnte man ebensogut hier mit einreihen. Dabei legen die einen das Schwergewicht auf die religiöse Seite wie Gutjahr, Lamparter oder v. Schubert, andere mehr auf die politische wie Kretzschmar, und manche betonen mit Ranke und H. Schulz, daß Religiöses und Politisches bei ihm zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen war.

Damit ist die Entwicklung aber noch nicht abgeschlossen. Wir haben in der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts noch andere Richtungen, die ebenfalls zur Formung des Gustaf-Adolf-Bildes mit beigetragen haben. Schon in der Zeit der Romantik (v. Raumer) hatte man angefangen, den Einflüssen der Wirtschaftsfragen auf die Schicksale der Völker nachzugehen. Durch K. Marx und die materialistische Geschichtsschreibung wurde das Interesse für diese Seite des Völkerlebens verbreitert, durch die historische Schule der Nationalökonomie vertieft.

Auf Gustaf Adolf ist die wirtschaftsgeschichtliche Betrachtungsweise zuerst in Schweden angewandt worden, wo man naturgemäß immer für die innere Politik des Königs größeres

---

[1] L. von Ranke, Wallenstein. 1872.

[2] G. Kahnis, Der innere Gang des deutschen Protestantismus. Leipzig 1874.

[3] A. a. O.

[4] E. Gutjahr, König Gustaf Adolfs von Schweden Beweggründe zur Teilnahme am deutschen Kriege. Leipzig 1894.

[5] Joh. Kretzschmar, Gustav Adolfs Pläne und Ziele in Deutschland und die Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg = Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. XVII. Hannover und Leipzig 1904.

Interesse gehabt hat als in Deutschland. Bei uns hat, von Odhner angeregt, D. Schäfer versucht, das Auftreten Gustaf Adolfs nicht nur durch religiöse und politische, sondern auch durch wirtschaftliche Erwägungen zu erklären. Vor allem ist hier aber eine Arbeit von Fr. Bothe zu nennen über „Die wirtschaftspolitischen Absichten Gustav Adolfs und seines Kanzlers in Deutschland“[1].

Wenn die Einbeziehung dieses neuen Gebietes in den Kreis der Betrachtungen entschieden einen Fortschritt bedeutete, so erlag doch Bothe der naheliegenden Versuchung, dem neuen Gesichtspunkte allzugroße Bedeutung beizumessen. Gewiß haben wirtschaftliche Erwägungen bei Gustaf Adolf mitgespielt, sein Handeln aber nur — oder auch nur vorwiegend — damit erklären zu wollen, ist jedoch nicht angängig.

Noch viel einseitiger und grob tendenziös ist der Versuch Franz Mehrings[2], dem Gustaf-Adolf-Probleme von der materialistischen Geschichtsschreibung her näherzukommen. Gereizt durch die anläßlich der 250-Jahrfeier des Todes und der 300-Jahrfeier der Geburt Gustaf Adolfs zahlreich erscheinenden und den König meist verherrlichenden Darstellungen unternahm er es in bewußtem Gegensatz dazu, den König als den „devastator Germaniae“ hinzustellen, aber er entrüstete sich über ihn nicht als nationalfühlender Deutscher wie Leo und Barthold, oder als überzeugungstreuer Katholik wie Gfrörer und Janssen, sondern als klassenbewußter Proletarier, der die kleinen Leute durch den Militarismus des Schwedenkönigs und die kapitalistischen Aussaugungsbestrebungen seiner Regierung bedrückt sah.

Damit wären die wichtigsten Richtungen in der deutschen Gustaf-Adolf-Forschung angedeutet. Die Unterschiede der Auffassungen, für die ich einige Beispiele zu geben versuchte, treten besonders an zwei Punkten zutage.

1. Welches waren die Gründe für das Eingreifen des Königs?
2. Welches waren seine letzten Ziele?

Die erste Frage ist insofern leichter zu beantworten, als Gustaf Adolf oft genug die Gründe für sein Eingreifen angegeben hat. Es bleibt nur übrig, sie zu prüfen und dann festzustellen,

---

[1] Frankfurter Historische Forschungen, II. 4. Frankfurt a. M. 1910.

[2] Franz Mehring, Gustav Adolf. Berlin 1894 (Schwedische Ausgabe 1924).

ob und welche Gründe neben den offen ausgesprochenen unter Umständen noch mitgewirkt haben.

Die Frage nach den Zielen, die der König verfolgt hat, ist bedeutend schwieriger zu lösen, weil hier die Quellen mehr zerstreut sind und recht widerspruchsvolle Äußerungen enthalten. Wir wissen schon, daß man aus der Tatsache der schwedischen Erfolge im Westfälischen Frieden auf ein von vornherein feststehendes Eroberungsprogramm des Königs geschlossen hat, und daß für viele feststeht, daß eines seiner Kriegsziele die deutsche Kaiserkrone war.

Schaut man sich die Quellen schärfer an, so wird man indessen zu dem Ergebnis kommen, daß von festen Eroberungsplänen des Königs vor der Landung nirgends die Rede ist. Zugegeben sei allerdings, daß diese Erkenntnis dadurch erschwert wird, daß Schweden in Deutschland, genau so wie in seinem polnischen Krieg, die politische Defensive mit militärischer Offensive verbunden hat. Nach seinen Erfolgen hat es dann von dem ihm zustehenden Rechte, Entschädigungen zu verlangen, Gebrauch gemacht, und daraus erklärt sich, daß die schwedischen Forderungen je nach der militärischen Lage in den einzelnen Abschnitten des 30jährigen Krieges sehr verschieden gewesen sind, daß sie, solange der König lebte, mit seinen Erfolgen wuchsen, und bei seinem Tode keineswegs irgendwelche abschließende Gestalt gewonnen hatten.

Nachdem wir nun gesehen haben, welchen Wandlungen das Gustaf-Adolf-Bild in der deutschen Geschichtsschreibung unterworfen gewesen ist, wird sich vielleicht manchem von Ihnen die Pilatusfrage aufdrängen: „Was ist Wahrheit?" Welches ist das wahre Gustaf-Adolf-Bild? Welche Forderungen wird man für die Geschichtsschreiber aufstellen müssen, die es in Zukunft, etwa anläßlich der bevorstehenden dreihundertjährigen Wiederkehr der großen Ereignisse, unternehmen, das Wirken des Königs zu schildern?

Da wird hauptsächlich vor allen einseitigen Erklärungsversuchen zu warnen sein. Jedes geschichtliche Ereignis und jede geschichtliche Persönlichkeit gleicht einem Baume mit weitverzweigten Wurzeln. Ihnen allen muß man nachgehen, will man sich den Ablauf der Ereignisse einigermaßen richtig vergegenwärtigen. Ein Darsteller Gustaf Adolfs wird sich also nicht damit

begnügen dürfen, seine Taten nur aus religiösen oder politischen oder wirtschaftlichen Gegebenheiten abzuleiten. Er wird versuchen müssen, sich ganz in die damalige Zeit hineinzuversetzen. Er wird neben den geistesgeschichtlichen, politischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen auch noch andere, wie etwa nationale, dynastische geopolitische und vor allem militärische zu berücksichtigen haben; denn Gustaf Adolf war nicht nur ein großer Staatsmann, sondern auch einer der ersten Feldherrn aller Zeiten, der Schwedens blankes Schwert wie kein anderer zu schwingen verstanden hat. Bei der Prüfung der nationalen Voraussetzungen z. B. wird er feststellen können, daß die Geschicke Deutschlands und Nordeuropas damals viel enger miteinander verflochten waren, als wir es uns heute in einem Zeitalter, wo das Streben nach nationalstaatlicher Gliederung der Menschheit geradezu Orgien feiert, vorstellen können. Nur ein Beispiel:

Ich hatte vor knapp drei Wochen die Ehre, in Stralsund reden zu dürfen, als dort die dreihundertjährige Wiederkehr der Wallensteinbelagerung gefeiert wurde. Auf Stralsunds Mauern fochten 1628 norddeutsche Bürger Schulter an Schulter mit Dänen und Schweden. Zu Schweden gehörte damals Finnland, Norwegen war mit Dänemark eng verbunden; also im Sommer 1628 ist, wenn auch nur vorübergehend, so etwas wie eine norddeutsch-skandinavische Einheitsfront in Erscheinung getreten, — auch das, wie gesagt, ein Gesichtspunkt, der bei der Beurteilung der Gustaf-Adolf-Zeit, insbesondere der Pläne des Königs, nicht außer acht gelassen werden darf.

Georg Klindworth.

Ein politischer Geheimagent des neunzehnten Jahrhunderts.

Von
Alfred Stern.

In der Geschichte Europas wird während des Zeitraums der zwanziger bis zum Beginn der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts häufig ein Name genannt, dessen Träger bis heute von einem geheimnisvollen Dunkel umgeben ist. Er spielte seine Rolle nicht sowohl auf der großen politischen Bühne im hellen Licht der Rampe, als vielmehr hinter den Kulissen. Es ist der Name Georg Klindworth. Obwohl seiner in vielen Druckwerken gedacht wird, ist ihm ein Artikel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" versagt geblieben. Es mag sich verlohnen, was an zerstreuten Nachrichten über ihn vorliegt, zu sammeln, es aus archivalischen Quellen zu ergänzen und so das Bild eines bewegten Lebens zu gestalten, in das Monarchen und Staatsmänner ersten Ranges auf verschiedene Weise eingegriffen haben.

Das Jahr der Geburt Klindworths ist mir nicht bekannt, muß aber auf das Ende des 18. Jahrhunderts anzusetzen sein. Seine Heimat war Göttingen. Heinrich Heine, der u. a. neben ihm in der Beilage zu Nr. 119 der „Allgemeinen Zeitung" vom 28. April 1848, nach der in der „Revue rétrospective" veröffentlichten Namensliste als Pensionsempfänger Guizots genannt war, sagt von ihm (S. Werke 1868, X, S. 163): „Ein deutscher Gelehrter aus Göttingen, ein Legationsrat, der von jeher der Sündenbock der liberalen Partei gewesen und das Talent besaß, durch eine zur Schau getragene diplomatische Geheimtuerei für das Schlimmste zu gelten" usw. Oskar Meding in seinen Memoiren zur Zeitgeschichte (Leipzig, Brockhaus 1881, II., 255) weiß zu berichten: „Klindworth stammte aus dem Hannoverischen und soll der Sohn eines englischen Mechanikers in Göttingen sein." Das an skandalösen Behauptungen überreiche zweibändige Werk „Denk-

würdigkeiten des Herzogs Karl von Braunschweig" (Cassel, Verlag und Druck von Heinrich Hotop, 1844) läßt ihn (II. 672) seine „seltsame Karriere in Göttingen als Perückenmacherlehrling" beginnen. Daß er, nach Heine „ein Gelehrter", Philologie studiert habe, wird hier verschwiegen, aber übereinstimmend von Meding a. a. O. und von Stieber in seinen von Leopold Auerbach bearbeiteten „Denkwürdigkeiten" (Berlin, J. Engelmann, 1884, S. 44) behauptet.

In der Tat finden sich nach freundlichen Mitteilungen von Herrn Dr. Hans Klewitz in den Matrikellisten der Universität Göttingen zwei Klindworth eingetragen, von denen der erste hier in Frage kommt: „Johan Georg Heinrich Klindworth, immatrikuliert 16. April 1814 Nr. 8. Eltern die verwitwete Klindworth. Heimat Göttingen, studiert bis Wintersemester 1816/17 Philologie." (Der zweite „Ludwig Karl August", Bruder des ersten, Student der Mathematik, immatrikuliert den 22. April 1815, bezeichnet unter der Rubrik „Eltern" den Vater, der vor dem April 1814 gestorben sein muß, als „Mechanicus".) Meding wie Stieber stützen sich ohne Zweifel auf das Werk von H. E. Brockhaus: „F. A. Brockhaus" (Leipzig 1881) III. 262, wo nach Angaben des Gründers der berühmten Buchhandlung Genaueres über Klindworths Jugend zu lesen ist. Seine nächsten weiteren Schicksale werden verschieden dargestellt. Nach Brockhaus und Meding versuchte er vergeblich, sich an der Heidelberger Universität als Privatdozent zu habilitieren, kam 1819 nach Berlin, wo seine Schwester im Hause des portugiesischen Gesandten Lobo da Silveira, Grafen von Oriola, lebte. Nach einem Geheimschreiben des preußischen Ministers des Innern von 1856 (zitiert von Fritz Heymann: „Liszt, Lassalle und die schöne Agnes", Unterhaltungsblatt der Vossischen Zeitung, 5. Mai 1929, Nr. 104) wurde er dort Hauslehrer und Privatsekretär des Gesandten. Durch ihn machte er die Bekanntschaft von Ancillon, Kamptz, Wittgenstein, Schuckmann und wurde von ihnen gelegentlich zu publizistischen und geheimen Diensten verwandt. In Brockhaus' Leben kann man lesen, wie er gleichzeitig gegenüber ihm und Varnhagen von Ense vorgab, der liberalen Sache zu dienen. Er gab sogar im November 1820 Brockhaus „den Entwurf einer angeblich von ihm selbst verfaßten, auf demagogischen Grundsätzen beruhenden Konstitution

für Preußen" zu lesen und suchte ihn zu bestimmen, „solche im Geheim drucken zu lassen und ebenso in Preußen und Deutschland zu verbreiten". Brockhaus erkannte seine Perfidie erst, als er entdeckte, daß Klindworth der Verfasser einiger in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 22. November 1821, 19. Januar 1822, erschienener anonymer Artikel sei, die ihn als Verleger gefährlicher antimonarchischer Schriften denunzierten. Er wollte es dahingestellt sein lassen, ob Klindworth in höherem Auftrag der geheimen Polizei oder aus Rachsucht, weil er ihm das Verlangen eines Darlehens abgeschlagen, gehandelt habe.

Nichts spricht dafür, daß Klindworth, wie viele seiner Biographen angeben, ehe er in den Dienst der preußischen Geheimpolizei trat, „radikaler Demokrat und Mitglied der geheimen revolutionären Gesellschaften" gewesen sei. Offenbar vielmehr hatte er Brockhaus mit der Aufforderung des Druckes jener „auf demagogischen Grundsätzen beruhenden Konstitution für Preußen" eine Falle stellen wollen. Indessen fand im Frühling 1822 sein dunkles Treiben in Berlin ein Ende. Nachdem er gegenüber dem herzoglich-nassauischen Geheimrat Ludwig Harscher von Almendingen ganz ähnlich wie gegenüber Brockhaus zuerst als Lockspitzel, dann als Denunziant aufgetreten war und seine Doppelrolle in einer gegen Almendingen angeordneten Kriminaluntersuchung ans Licht kam, hielten seine hohen Auftraggeber es für geraten, ihn aus Berlin verschwinden zu lassen (Varnhagen von Ense: Blätter aus der preußischen Geschichte I, 146, 173, 376, II, 18, 23, 87, 104ff., 112ff. Brockhaus a. a. O. III, 276, 324ff.). Nach Brockhaus ging er zunächst nach Hamburg. Nach Meding bot er seine Dienste dem Grafen Münster an. „Dieser, ein vollkommener Gentleman und großer Herr von edelsten Gesinnungen wies ihn zurück und von daher datierte sich bei ihm ein bitterer Haß gegen Hannover und das hannoversche Königshaus." Etwas abweichend ist die Erzählung Stiebers. Dieser läßt ihn, nachdem er seine Stellung als Hauslehrer aufgegeben, „im Jahre 1820 in Berlin sich der Schriftstellerei widmen". Nach den „Denkwürdigkeiten des Herzogs Karl von Braunschweig" a. a. O., hätte er in Berlin die Bekanntschaft des Dr. Koreff, des Arztes des Fürsten Hardenberg, gemacht, durch ihn „einen kleinen Posten in der Kanzlei des Fürsten" erlangt, „wo er Gelegenheit hatte, die Aufmerksamkeit des Herrn von

Wittgenstein auf sich zu ziehen, wodurch er bald der genaueste Vertraute der Berliner Polizei wurde". Was hier dann weiter folgt, klingt sehr abenteuerlich: „Dann war er Lehrer zu Hildesheim, dann Regisseur einer umherziehenden Schauspielergesellschaft, wo er die Bekanntschaft der Madame Blume, seiner Maitresse, machte, die in Paris für seine Frau galt. Er befand sich auch einige Zeit in England als Quäker und hat sich niemals ein Gewissen daraus gemacht, seine Religion nach den Umständen zu verändern. Zu Hildesheim z. B. schwor er die protestantische Religion ab und wurde katholisch" usw.

Festen Boden gewinnt man erst wieder nach Klindworths Aufnahme in den Dienst des jungen Herzogs Karl von Braunschweig. Nach Meding soll diese durch Vermittlung einer Gräfin Görtz-Wrisberg erfolgt sein. Wie dem auch sei, man findet ihn gegen Ende der zwanziger Jahre, zu der Zeit, in welcher der Miniaturdespot Herzog Karl den diplomatischen Krieg mit seinem Oheim und ehemaligen Vormund Georg IV., dem König von England, und mit dem Grafen Münster führte, im Kabinett des Herzogs und mit seiner gewandten Feder für ihn tätig. Der Herzog, bei dem er großen Einfluß gewann, machte ihn zu seinem Privatsekretär und begabte ihn mit dem Titel eines Legationsrats. Indessen verscherzte er zeitweise das Vertrauen seines Herrn. Wenn man dessen Denkwürdigkeiten Glauben schenken wollte, wäre er „ein ebenso verschlagener Schurke wie Verschwörer" und „ein preußischer Spion" gewesen. Auch hätte er, nachdem er in Ungnade gefallen, Rache geschworen und sich wider ihn auf die Seite der braunschweigischen Stände und des Adels geschlagen. „Bei seiner Anwesenheit in Braunschweig" wäre man sogar, wie in der herzoglichen Schmähschrift zu lesen ist, „früh oder spät zur Ausführung eines Meuchelmordes gelangt, wenn der Herzog nicht am 7. Januar 1830 Braunschweig plötzlich verlassen hätte, um sich nach Paris zu begeben, indem er zugleich Georg Klindworth an einen 30 Stunden von Braunschweig entfernten Ort als Postmeister versetzte." Nach einem Schreiben Friedrich Cramers an Stägemann vom 17. Januar 1830 (s. Rühl: Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., 1902, III. 453) und nach dem Druckwerk „Herzog Karl und die Revolution in Braunschweig" (Jena, Frommann 1843, S. 159) war dieser Ort Helmstedt. Ebenda

liest man, Klindworth habe vor seinen Gläubigern die Flucht ergriffen und sei steckbrieflich verfolgt worden. Klindworth gestand in seinem späteren Briefwechsel mit dem Herzog ein, daß er „wider seinen Willen“ in Braunschweig in die Lage versetzt worden sei, als sein „politischer Gegner aufzutreten“. Auch gab er ihm zu hören, daß „sein Dienstaustritt ausschließlich durch die verächtlichen Intriguen derer herbeigeführt wurde, die sich durch diesen Streich den unumschränkten und ungestörten Besitz des Kabinetts sichern wollten“, und rühmte sich, daß, wenn er „im Kabinett geblieben wäre, die Umwälzung in Braunschweig sicher nicht stattgefunden hätte“ (Denkwürdigkeiten des Herzogs von Braunschweig, II, 631, 659, 660, 671).

Nach diesem Ereignis, einem Rückschlag der Juli-Revolution, nahm der am 7. September 1830 aus seinem Land geflüchtete Herzog trotz der gemachten Erfahrungen Klindworth wieder in seine Dienste auf. Klindworth war Ende 1830 und Anfang 1831 in London und Paris sein Berater. Er folgte ihm nach Madrid, schmiedete mit ihm Pläne einer militärischen Expedition nach Deutschland zur Wiedergewinnung seines Landes, traf sodann mit ihm in Bayonne und Nizza zusammen und verlegte das Hauptfeld seiner Tätigkeit nach Paris. Hier aber, wo auch der Herzog im Juni 1832 sich wieder einstellte, erfolgte ein neuer und endgültiger Bruch der beiden Ehrenmänner, der schon in Nizza gedroht hatte. Der Herzog hat später, freilich ohne den Schatten eines Beweises, behauptet, Klindworth, den er u. a. auch des Diebstahls beschuldigte, sei „als Agent Englands und Preußens“ von diesen Mächten „angehetzt“ worden, ihn zu den Vorbereitungen militärischer Expeditionen „anzutreiben“, um einen Vorwand zu finden, seine Entfernung aus dem Gebiet Frankreichs zu verlangen (Denkwürdigkeiten I, 340, 364). Klindworth seinerseits verübelte ihm, daß er sich noch anderer, von ihm für minderwertig gehaltener Ratgeber bediente. Er forderte vergeblich eine Audienz, um „eine Vereinbarung in Güte mit ihm zu treffen“ und verstieg sich zu der Drohung, nochmals wider Willen „als sein politischer Gegner aufzutreten“. (Siehe seine Briefe in den Denkwürigkeiten des Herzogs, II, S. 634ff.) Es kam soweit, daß Klindworth als einer der vielen Gläubiger des Herzogs nach dessen Ausweisung aus Frankreich wegen einer Forderung von mehr als 10 000 Frs. vom Gericht die Beschlag-

nahme der herzoglichen Reiseeffekten erwirkte. Eine letzte Spur seiner Beziehung zu Herzog Karl findet sich in den Berichten Rumpffs, des Ministerresidenten der vier Freien Städte in Paris vom 7. Oktober 1836. Er meldete, daß unter dem Titel „Charles d'Este ou trente ans de la vie d'un souverain" in Paris bei Heideloff und Campe aufsehenerregende Memoiren des Herzogs Karl erschienen seien, in denen niemand schlimmer behandelt werde als Klindworth und daß dieser eine vorläufige Beschlagnahme des Buches erlangt habe[1]. Klindworth spielte, wie er hinzufügte, in Paris „immer noch eine große unbegreifliche Rolle". „Er scheint einigen der ersten Gesandtschaften ebenso unentbehrlich geworden zu sein wie einigen französischen Ministern und des vollen Vertrauens aller zu genießen. Ein solches Phänomen ist nur in Paris möglich."

Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs (II, 673) war Klindworth, „im geheimen von verschiedenen deutschen Höfen beauftragt, Personen zu spionieren, die sich in diesem Lande (Frankreich) aufhielten, denen er durch falsche und lügenhafte Berichte viel Unglück zuzog. Außerdem machte er den Mouchard aller derjenigen, die davon Gebrauch machen wollten und es verstanden, ihm die Hände zu vergolden". Mehrere Kartons seiner Geheimberichte 1842—1844 befinden sich im Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien. Den österreichischen Botschafter in Paris, Apponyi, versorgte er mit Nachrichten über die Kämpfe der Karlisten und Cristinos, Angaben über die Rothschilds, auf die er vielleicht deshalb schlecht zu sprechen war, weil er einmal eine finanzielle Fehlbitte bei dem Chef des Pariser Hauses getan hatte oder zu seinen Festen nicht eingeladen wurde (Corti: Das Haus Rothschild im Zeichen der Blüte, 1928, II, 171, 193, 194). Eine höchst eigentümliche Vertrauensstellung wußte er sich bei der

[1] Berichte Rumpffs, 27. August 1832, 7., 10. Oktober 1836. Stadtarchiv Frankfurt a./M. Es handelt sich um die erste französische Ausgabe der „Denkwürdigkeiten" des Herzogs. Das in der Frankfurter Stadtbibliothek befindliche unvollständige Exemplar der sehr selten gewordenen Schrift gibt als Verleger an „Urbain Cassel". Rumpff will gehört haben, daß „der Herzog selbst sowie auch Heinrich Heine (!?)" an dem Buch gearbeitet haben sollen. Die Redaktion scheint ihm aber „eine französische Feder" zu verraten. Unglaubwürdig erscheint, was Meding a. a. O. II, 257, erzählt. Danach wäre Klindworth später doch wieder mit dem Herzog Karl und durch ihn mit Napoleon III. in Verbindung getreten, ja sogar Redaktor des bekannten Vertrags Napoleons und des Herzogs von 1870 gewesen.

Regierung Louis Philipps zu erwerben. Nach einem österreichischen Geheimbericht von 1842 soll der König selbst für die Belohnung der von ihm geleisteten Dienste gehaftet haben. (Karl Glossy: Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz; Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft XXI—XXIII, 1912, I, 297.) Sicher ist, daß er ein besonders nahes Verhältnis zum Minister Guizot hatte. Wäre einem Bericht des bayrischen Gesandten Montgelas in Hannover vom 2. Dezember 1848 Glauben zu schenken, so hätte seine Tätigkeit im Dienste Guizots vornehmlich darin bestanden, „daß er die Stimmen der widerspenstigen oder unentschlossenen Mitglieder des Parlaments erkaufte" und dafür wie für die Ausnutzung „allerhand anderer Intriguen" dank Guizot „einen jährlichen Gehalt von 10 000 Frs. aus den geheimen Fonds bezog". (Döberl: Bayern und die deutsche Frage in der Epoche des Frankfurter Parlaments, 1922, S. 91.) Soviel steht urkundlich fest, daß Guizot ihn im März und im Oktober 1847 zu zwei geheimen Missionen nach Wien verwandte. In seinem Auftrag hatte er hier das erste Mal mit Metternich über die spanischen, preußischen, türkisch-griechischen und vor allem über die italienischen Angelegenheiten, das zweite Mal namentlich über die Angelegenheiten der Schweiz zu verhandeln. Die Folge war ein Austausch vertraulicher Briefe beider Staatsmänner und ihre Verständigung über möglichst gemeinsame Innehaltung gewisser politischer Grundsätze (s. alles Nähere in meiner Geschichte Europas 1815—1871, 2. Aufl. IV, 435ff. 438). Nach dem Zeugnis des Freiherrn von Wendland, des langjährigen Geschäftsträgers und Gesandten Bayerns am Pariser Hof (Döberl: a. a. O. S. 89) beschränkte sich die verborgene Tätigkeit Klindworths in Paris nicht auf die Dienste, die er der französischen und österreichischen Regierung leistete. Er arbeitete zu gleicher Zeit für England und gegen Ende der Herrschaft Louis Philipps auch für Preußen. „Heinrich von Arnim (der preußische Gesandte in Paris)", berichtet Wendland, „war mit ihm auf dem intimsten Fuß und hat mit ihm den ganzen Plan, Preußen an die Spitze von Deutschland zu stellen, vielfach beraten und ausgearbeitet. Hätte das Arnimsche System in Preußen mehr Sukzeß gehabt, so wäre Klindworth nach Berlin gegangen, wie es bereits ausgemacht war." Eugen Schneider (Vorträge und Abhandlungen aus der württembergischen Geschichte, Stutt-

gart 1926) sucht es sogar glaubhaft zu machen, daß Klindworth wirklich im März 1848 kurze Zeit in Berlin geweilt habe, und daß Heinrich v. Arnim als Minister die Abfassung des berühmten Aufrufs Friedrich Wilhelms IV. vom 21. März 1848, mit dem Satz „Preußen geht fortan in Deutschland auf" Klindworth anvertraut habe. Er bezieht sich auf Petersdorff: „Friedrich Wilhelm IV." 1900, S. 95, wo eine darauf bezügliche Mitteilung Friedrich Wilhelms IV. selbst an Leopold v. Gerlach nach dem handschriftlichen Nachlaß Gerlachs sich findet.

Wie dem auch sei: die Februar-Revolution machte Klindworths Wirksamkeit in Paris ein Ende. Gleich seinem Gönner Guizot begab er sich nach London. Dort traf er auch den Fürsten Metternich wieder. Das Tagebuch der Gemahlin Metternichs gedenkt seiner mit den wenig schmeichelhaften Worten: „Klindworth, dieser unvermeidliche Mensch, der sich überall unter allen Gestalten zeigt, ist auch hier. Immer noch in der Intimität Guizots scheint er sich nun auch bon gré mal gré in die Intimität Palmerstons eingeschlichen zu haben. Mir macht er den Eindruck eines giftigen Parasiten und ich kann nicht umhin, eine gewisse Beängstigung zu fühlen, wenn ich ihn sehe." (Aus Metternichs nachgelassenen Papieren, VIII, 20. Noch im September 1851 spricht sie von dem „schrecklichen Klindworth" a.a.O. VIII, 107.) Nach Wendlands Bericht (Döberl: a.a.O. S. 90) gründete er auf Kosten Metternichs in London eine konservative Zeitung. Damit ist das Journal „Le Spectateur de Londres" gemeint, das Metternich selbst im Briefwechsel mit seiner Tochter Leontine erwähnt (a.a.O. VIII, 175, vgl. Srbik: Metternich II, 312).

Durch Metternich wurde er nach Wendland an den König Wilhelm von Württemberg empfohlen, bei dem er bedeutenden Einfluß erlangte. Er taucht allerdings in den württembergischen Akten schon 1840 auf. Damals lieferte er Berichte nach Stuttgart und bezog dafür monatlich 200 Gulden und 40 Frs. für einen Schreiber. Im Jahre 1843 ward er, nach dem württembergischen Staatshandbuch, Ritter des Kronenordens, so daß der Vorwurf, er habe sich fälschlich von Klindworth genannt, unbegründet ist. Ob er den Titel Staatsrat, mit dem er sich schmückte, auch vom König von Württemberg erhalten hat, bleibt unklar[1]. Nach

[1] Irrtümlicherweise läßt Karl Braun: Der Diamantenherzog, 1881, S. 61, Klindworth diesen Titel durch Georg V., König von Hannover, verliehen werden.



seiner Übersiedlung nach Stuttgart wohnte er, wie Stieber a. a. O. S. 44 erzählt, im Schloß und verwaltete die Funktionen eines Kabinettsekretärs. Im Herbst des Jahres 1848 entsandte König Wilhelm von Württemberg ihn nach München, um in der deutschen Verfassungsfrage zwischen den königlichen Höfen, zunächst zwischen Bayern und Württemberg, eine Verständigung anzubahnen (Eugen Schneider a. a. O., derselbe: Berichte des Agenten Klindworth und Schreiben des Königs Friedrich Wilhelm IV. an König Wilhelm von Württemberg. Württemberg. Vierteljahrsh. für Landesgesch. N. F. XXXII, 1925/26). Das Empfehlungsschreiben vom 10. Oktober, mit dem er sich beim König Max II. von Bayern einführte, rühmte ihn als „einen ganz vertrauten und in Geschäften sehr gewandten Mann". Vom König Max freundlich aufgenommen, empfahl er in einer Denkschrift eine direkte Verhandlung von Fürst zu Fürst, und zwar in erster Linie mit König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Man ging in München auf seine Vorschläge ein. Eine vom Minister des Äußeren, Grafen Bray, dem König Max übersandte Punktation lehnte im Namen des bayerischen und württembergischen Hofes „die Idee eines Kaisers als höchsten Repräsentanten der Einheit der deutschen Fürsten und Völker", weil unausführbar, ab, sprach sich dagegen für ein Direktorium von drei Bundesfürsten aus. Klindworth übernahm die mündliche Verpflichtung, beim Eintritt Österreichs in den neuen deutschen Bundesstaat Bayern einen ständigen Sitz in der Trias zu sichern.

Ohne eine ausdrückliche bayerische Vollmacht, im Auftrag des Königs von Württemberg, machte er sich am 24. Oktober auf den Weg, um über Dresden die Mission nach Berlin anzutreten. Die Rücksprache, die er in Dresden mit dem Minister des Äußeren, Herrn von der Pfordten, hatte, war allerdings wenig tröstlich. Um so freudiger war seine Überraschung, als er in Berlin beim König Friedrich Wilhelm IV. die lebhafteste Sympathie für die Anregung der Könige von Bayern und Württemberg fand. In zwei Audienzen, die der König ihm in Sanssouci gewährte, erschloß dieser ihm sein Herz. Er erklärte es für ein Unglück und eine Schmach, „wenn Österreich von Deutschland getrennt werden sollte" und sagte ihm, daß er „für sein Haus und sein Volk" nur „das oberste Kron-Feldherrn-Amt für Deutschland begehre", falls „seine Mitfürsten solches ihm zuerkennen wollten".

Hierauf reiste Klindworth nach Stuttgart und München zurück. Die beiden süddeutschen Könige einigten sich auf Grundlage der nunmehr vom König von Württemberg ratifizierten Punktation über eine gemeinsame ostensible und geheime Instruktion für Klindworth, in der u. a. von allfälliger Bestellung eines Königskollegs, Einrichtung eines Staatenhauses neben der Reichsgewalt und dem Haus der Vertreter aller deutscher Volksstämme die Rede war. Mit diesen Instruktionen, im Besitz der nötigen Vollmachten und mit einem warmen Empfehlungsschreiben des Königs Max ausgerüstet, machte sich Klindworth am 22. November wieder auf den Weg nach Berlin. Erst nach seiner Abreise traf die im Vorigen mehrfach zitierte, durch den König Max von seinem Gesandten Wendland in Paris erbetene höchst ungünstige Auskunft über Klindworth in München ein. Sie schloß mit den Worten: „Klindworth ist ein Mann, der leider aller Achtung entbehrt, dessen man sich gegen Remuneration wohl zu bestimmten Dingen bedienen, von dem man sich jedoch niemals in die Karten sehen lassen darf. Auch sollte sich sein Wirkungskreis niemals in die höheren und höchsten Regionen versteigen. Er ist gleich gefährlich als Freund wie als Feind.“ Ebensowenig schmeischelhaft war das Bild, das wenige Tage später der bayerische Gesandte in Hannover, Graf Montgelas, von Klindworths Tätigkeit unter dem Ministerium Guizot entwarf (s. oben S. 436).

In Berlin nahm ihn auch jetzt Friedrich Wilhelm IV. sehr huldvoll auf. Er bekannte allerdings einige Wochen später seinem Freund Leopold v. Gerlach: „Er habe nie auf die speziellen Vorschläge Klindworths eingehen wollen, nur offizielle Beruhigung über die „Kronenlust" und den förmlichen Vorschlag mit Österreich über das Königskollegium und das Staatenhaus bewirken, um dann in einer Konferenz über das Definitivum zusammenzutreten“. (Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopolds v. Gerlach, I, 277. 20. Jan. 1849.) Aber sein politischer Gedankengang, in dem der Verzicht auf preußische Hegemonie ein Hauptstück bildete, hätte sich mit Klindworths Vorschlägen wohl vereinigen lassen. Er weihte ihn auch in die Mission seines Bruders Karl und des Grafen Brühl nach Olmütz ein, ließ sich von ihm ein Gutachten über die preußische Verfassung erstatten, erlaubte ihm, gegen seinen Minister des Äußern, den Grafen Bülow, zu arbeiten, den Klindworth durch den ihm von Paris be-

kannten Grafen Heinrich von Arnim ersetzt zu sehen wünschte. In einem an den König von Württemberg gerichteten Schreiben vom 14. Dezember rühmte er den ihm zugesandten Geheimboten als „einen Mann von außerordentlichem Verstand, geübtem Blick, höchst seltener Kenntnis der Verhältnisse und Personen und von unvergleichlicher Geschäftskenntnis".

Die Mission Klindworths scheiterte jedoch am Widerstand der preußischen Minister, die einer vorzeitigen Bindung auswichen, um den Weg zu einer Machterweiterung Preußens nicht zu verbauen, und die an der Person Klindworths den stärksten Anstoß nahmen. Graf Bülow und Graf Brandenburg weigerten sich, trotz empfehlender Handbillette König Friedrich Wilhelms IV. geradezu, mit Klindworth über den bayrisch-württembergischen Antrag zu verhandeln. Am 15. Dezember verließ er Potsdam, nachdem ihm zwei Tage vorher der König eine lange Audienz gewährt hatte, ohne amtlichen Bescheid. Über seinen Mißerfolg berichtete der bayrische Gesandte in Berlin, Graf Lerchenfeld, dem König Max II.: „Ich kann nicht verhehlen, daß die Wahl des Unterhändlers S. Majestät des Königs von Württemberg von vornherein am meisten geschadet hat. Es wird niemand die Gewandtheit und, um mich der Worte des Königs von Preußen zu bedienen, die kolossale Überredungskunst des Staatsrates v. Klindworth in Abrede stellen. Auch ist es demselben gelungen, S. M. den König auf solche Weise zu fesseln, Allerhöchst demselben einen so hohen Begriff von der besagten Gewandtheit beizubringen, daß S. Majestät nicht nur stundenlang über das Geschäft selbst mit ihm konferierte, sondern auch die hiesigen Landesverhältnisse mit in das Bereich der Gespräche zogen und endlich den Rat und die Feder des Staatsrates zu Arbeiten in hiesigen Geschäften in Anspruch nahmen. Ich habe selbst mémoires gesehen, die von Klindworth für S. M. verfaßt hat und aus denselben den Grad von Vertrauen entnehmen können, welches in ihn gesetzt wurde[1]. Allein der Erfolg war kein günstiger. Das

[1] Diese „Mémoires" waren weder im Hausrachiv zu Charlottenburg noch im Berliner Geheimen Staatsarchiv aufzufinden. Vielleicht gehörten sie zu den von der Witwe Friedrich Wilhelms IV. nach seinem Tod „herausgenommenen" Papieren, von denen der Kronprinz Friedrich Wilhelm unter dem 9. Februar und 9. März 1861 berichtet (Kaiser Friedrich III. Tagebücher, 1848—1866, herausgegeben von H. O. Meisner 1929, S. 82 u. 84).

Ministerium merkte gar bald, woher die Einflüsterungen kamen und die Ansichten von Klindworth fielen im Ministerium bald durch.... Graf Bülow sagte auf mein Befragen: ,Gesehen habe ich Klindworth und Sie wissen auch wie und warum, allein unterhandelt habe ich nicht und werde es auch nicht tun, da ich mich niemals in eine Unterhandlung mit einem Mann einlassen werde, der immer die Rolle eines Spions und Intriganten gespielt und dessen Namen man nicht avouieren kann, der mit Ehren nicht in den Aktenstücken eines Kabinetts figurieren kann'. Graf Brandenburg war in seinen Äußerungen mir gegenüber nicht weniger deutlich. Er sagte mir mit der ihm eigentümlichen kurz angebundenen Bestimmtheit: ,Sagen sie mir, wie kömmt der König von Württemberg dazu, sich eines solchen Kerls zu bedienen und wie konnte Ihr Allergnädigster Herr sich einer solchen Unterhandlung anschließen?" (Döberl, a. a. O. S. 93, 94.) Unbemerkt blieb die Mission Klindworths nicht ganz. Heinrich v. Arnim erwähnte sie in einem an Droysen gerichteten Brief vom 21. Dezember 1848, ohne genauere Kenntnis, aber mit dem Hinweis darauf, daß „dieser geheime Agent vor etwa einem Monat auch in Frankfurt war und eine Audienz bei Schmerling hatte, worauf er in der Reichstagszeitung aufmerksam gemacht habe". (Droysens Briefwechsel, herausg. v. R. Hübner 1929, I. 498.)

Der König von Württemberg ließ Klindworth das Scheitern seiner Berliner Mission nicht entgelten. Er verwandte ihn noch längere Zeit in seinem Dienst. Dies hinderte Klindworth nicht, anderweitige alte Verbindungen, wie z. B. mit dem Fürsten Metternich, aufrechtzuerhalten. Anfangs 1852 findet man ihn, nach einem Schreiben des preußischen Gesandten Arnim-Heinrichsdorff in Wien an den Minister Manteuffel, auf Metternichs Veranlassung dorthin gesandt, um dem Fürsten Schwarzenberg Aufschlüsse über Preußens Zustände zu geben (Poschinger: Preußens auswärtige Politik 1850/58, I, 232—233. S. auch für das folgende.). Nach Arnims Bericht war er kurz zuvor in Paris gewesen, wo er den Prinz-Präsidenten Napoleon öfter gesehen hatte. Arnim konnte Manteuffel ein von Klindworth verfaßtes Memoire über die Lage der Dinge in Österreich übersenden. Zugleich gab er der Hoffnung Ausdruck, daß Klindworth, der seinen Rückweg über Berlin nehmen wollte, am ehesten imstande sein werde, den König von Württemberg, der sich inzwischen so feindlich gegen

Preußen gestellt hatte, zu bewegen, „die verlangte Satisfaktion zu geben“. In der Tat suchte sich Klindworth als Vermittler zwischen dem König von Württemberg und dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen nützlich zu machen. Ebenso bemühte er sich, in der Zollvereinskrisis die preußischen Staatsmänner über die Stimmungen der im österreichischen Fahrwasser schwimmenden deutschen Regierungen auf dem laufenden zu erhalten. (Poschinger: „Der geheime Agent“, „Aus der politischen Korrespondenz König Wilhelms I. von Württemberg“, Deutsche Revue 1901, III, 23ff., 1906, I, 70ff., 132ff., „Geheimblätter über die österreichische Politik“, Österreichische Rundschau 1906 IX, 1—7.) Seine wiederholten Reisen nach Berlin erweckten den Verdacht des Polizeipräsidenten Hinckeldey. Er gedachte gegen ihn vorzugehen, als er erfuhr, daß Klindworth im Begriff sei, Manteuffel wertvolle Dienste zu leisten.

In dieser Zeit trat er auch in den Gesichtskreis Bismarcks, des damaligen preußischen Bundestagsgesandten. Zur Vereinbarung eines Handelsvertrags statt einer Zolleinigung nach Wien gesandt, schickte Bismarck am 9. Juni 1852 Manteuffel ein ihm zugestelltes Memoire Klindworths zurück, das ihm zwar, wie der Schreiber selbst, Mißtrauen einflößte, aber „als Anknüpfungspunkt zu weiteren Unterhandlungen“ mit Württemberg über die Erneuerung des Zollvereins doch dienlich erschien. (Poschinger: Preußen im Bundestag, IV, 84. Bismarck, Gesammelte Werke. Polit. Schriften I, 189.) Am 23. Oktober 1852 berichtete er von Frankfurt aus, daß er bisher mit Klindworth durch das Medium von dessen Sekretär Appel und durch Zitelmann, den Registratur-Assessor bei der preußischen Bundestagsgesandtschaft, in Verbindung gestanden habe. Zitelmann sei selbst in Eltville bei Klindworth gewesen, wo dieser sich aufhielt. Klindworth habe bei dem nassauischen Hofmarschall Grafen Üxküll für Demarchen im preußischen Sinn (in Sachen der Erneuerung des Zollvereins) ein günstiges Ohr gefunden, warte mit größtem Interesse auf einen Brief Manteuffels, gedenke ein „opus über deutsche Verfassungen etwa in 14 Tagen zu liefern“. Er fügte hinzu: „Klindworth ist sehr verschuldet, man hat ihm von Österreich angeboten, seine Schulden zu zahlen und ein Jahrgehalt, er habe es für jetzt abgelehnt. Unterrichtet ist er gut und hat mir eine preußische mildernde Note mitgeteilt, die ich bis jetzt nicht kannte.

Soll man ihm nicht Geld bieten, um ihn tätiger zu machen oder mindestens soviel wie Österreich bietet?" (Bismarck, Ges. Werke. Pol. Schriften I, 236, 237, mit Ergänzung und Korrektur des Datums des Abdrucks bei Poschinger IV, 112ff. Vgl. den Bericht Zitelmanns an Manteuffel über den Besuch bei Klindworths am 26. Oktober 1852, in dessen „elegantem" aber „mit Schulden belasteten Landhaus Oberrheinsberg, eine Meile von Biebrich" bei Poschinger: „Der geheime Agent", Deutsche Revue 1901, III, 31ff.) Gegenüber Zitelmann behauptete Klindworth damals, „alle Verbindung mit dem König von Württemberg wegen dessen Wankelmut abgebrochen zu haben". „Die Reise seines Sekretärs nach Stuttgart, meint Bismarck, widerspricht dem." In Wahrheit aber hatte sich Klindworths Verhältnis zum König von Württemberg schon gelockert. Er hatte zu bemerken geglaubt, daß die österreichische Partei den König von Württemberg aufs neue gegen Preußen aufzureizen und daß die österreichische Regierung seine Stellung in Stuttgart zu untergraben suche. Ein brieflicher Auftrag des Königs, einen Ausfall in Radowitz: Ges. Schriften, II, 200, zu beantworten, hatte ihn sichtlich in Verlegenheit gesetzt. Am 30. September 1852 hatte er das königliche Schreiben Manteuffel übersandt, mit der Anfrage, ob er sich, wenn er seinen Abschied nehme, auf eine seinen Fähigkeiten angemessene Beschäftigung seitens des preußischen Kabinetts Hoffnung machen könne. Am 17. November 1852 erneuerte er sein Gesuch um Verwendung im preußischen Dienst und fand in Berlin zeitweise Entgegenkommen.

Er, der nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs Karl von Braunschweig in der Jugend zum Katholizismus übergetreten war, wurde sogar im Frühling 1853 von Manteuffel in einer vertraulichen Mission nach Rom entsandt. Es galt, um den Preis bedeutender Zugeständnisse des Staates, die Kurie zu vermögen, dem Klerus und der katholischen Bevölkerung Preußens die Pflicht des Gehorsams gegen die preußische Regierung einzuschärfen. Auf Pius IX., auf Antonelli, auf den päpstlichen Geheimkämmerer, den Fürsten Gustav v. Hohenlohe, machte Klindworth den vorteilhaftesten Eindruck. Im April 1854 führte der Weg ihn ein zweites Mal nach Rom. Aber nach hoffnungsvollen Anfängen verlief seine Mission schließlich ohne Ergebnis. (Poschinger: Verhandlungen zwischen Preußen und dem Päpst-

lichen Stuhle unter Friedrich Wilhelm IV. und Pius IX.. Deutsche Revue 1916, II. Meinecke: Radowitz S. 527.)

Neben seiner geheimen diplomatischen Tätigkeit lief wie früher seine journalistische Tätigkeit einher. Er wird als Vorgänger Beurmanns in der Redaktion des „Journal de Francfort" genannt (Liszt: Briefe an eine Freundin, 4. Aug. 1855, S. 38, s. u.). Bismarck bezeichnet ihn in einem Bericht vom 26. Oktober 1855 „aus guter Quelle" als Verfasser „der Wiener Korrespondenzen des Constitutionnel". Sein gewöhnlicher Aufenthaltsort war, nachdem er Stuttgart verlassen hatte, Brüssel, wo er die Gunst des Königs Leopold I. von Belgien genossen haben soll. Doch entfernten ihn häufige Reisen für längere oder kürzere Zeit aus der belgischen Hauptstadt. Im Frühling 1856 weilte er, nach einem Geheimbericht des Polizeidirektors von Düsseldorf an den Minister des Innern, in Rolandseck, wo er in etwas geschwätziger Art Fragen der höheren Politik an der Wirtstafel abhandelte und anscheinend in ostensibler Weise die Zuhörer wissen ließ, daß er bereits im Jahre 1815 „am Wiener Kongreß teilgenommen habe" (Fritz Heymann, a. a. O.). Falls er dies wirklich gesagt hätte, so hätte er aufgeschnitten. Am 17. Juni desselben Jahres sah ihn Varnhagen wieder, als Reisegefährten des ehemaligen badischen Ministers von Blittersdorff, im Bad Liebenstein. „Dieser Abenteurer und Schelm, trug er in sein Tagebuch ein, der vieles in seinem Leben durchgemacht hat, ist jetzt ganz Orléanist, trägt alle möglichen Gründe vor, daß die Regierung Napoleons nicht dauern könne, hofft die Wiederherstellung des Hauses Orléans, entweder unmittelbar oder durch Vermittlung einer nochmaligen Revolution". (Varnhagen von Ense, Tagebücher XIII, 50.)

Ob Klindworth, wie Stieber a. a. O. S. 41,43 behauptet, auch „russischer Agent" gewesen ist, vermag ich nicht zu beweisen. Dafür spricht, daß er in seinen im Wiener Archiv aufbewahrten Geheimberichten aus dem Jahre 1869 erzählt, er habe mit dem Fürsten Gorčakov seit der Zeit, da dieser russischer Gesandter in Stuttgart war, in Verbindung gestanden und sei vom Zaren Nikolaus bei dessen Reisen nach Deutschland mehrmals empfangen worden. Ganz sichere Zeugnisse sind für seine wiederaufgenommenen, wenn jemals unterbrochenen Beziehungen zur österreichischen Regierung vorhanden. Er machte den Mittelmann

zwischen Palmerston und Rechberg (Friedjung: Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, 10. Aufl., II, 583. Friedrich Engel-Janosi: Graf Rechberg 1927, S. 101.) Rechberg erzählte dem Historiker Heinrich Friedjung: „Klindworth war ein Mann von Fähigkeiten aber zugleich käuflich und bereit, jedem zum Spion zu dienen, der ihn bezahlte. Er diente stets mehreren Mächten zugleich und verriet denjenigen, die ihm den größten Preis zahlten, die ihm anvertrauten Geheimnisse anderer. Ich bin überzeugt, daß er 1847, zur Zeit des Sonderbundskrieges, während ihn Metternich verwendete, doch nur den Spion Englands machte. Er bot mir seine Dienste an, aber der geringe Dispositionsfonds, über den ich verfügte, und mein Mißtrauen bewirkten, daß ich nur in allgemeine Beziehungen zu ihm trat. Um so höher bezahlte ihn damals Palmerston. Dieser sandte mir seine Briefe nicht durch den englischen Botschafter in Wien, sondern durch Klindworth und ich beförderte meine Antworten auf demselben Wege." In seiner vertraulichen Korrespondenz mit dem Grafen Apponyi, dem österreichischen Botschafter in London, ist von den „kleinen Verrätereien" und von „lügnerischen Mitteilungen" Klindworths die Rede, der in Rechbergs Namen gegenüber Palmerston den Wunsch „eines Tausches Venetiens gegen die Garantie Dalmatiens zu erkennen gegeben habe (Nachlaß Rechbergs, H.-H.-u. St.-Archiv Wien. Vgl. über Klindworth als Vertrauensmann der österr. Botschaft in Paris u. a. auch Corti: Maximilian und Charlotte von Mexiko, I, 302, II, 408.)

Im Frühling 1865 sah ihn der junge, der österreichischen Botschaft in Paris als Attaché zugeteilte Ernst von Plener dort „damals in Angelegenheiten Langrand-Dumonceaus (des päpstlichen Grafen und schwindelhaften Finanzmannes), an dessen Spekulationen er beteiligt war". Er schildert ihn in seinen „Erinnerungen" I, 34, folgendermaßen: „Ein höchst merkwürdiger Mensch, klein, häßlich, vernachlässigt im Äußeren, gekleidet wie ein englischer dissenting minister, mit einem stechenden Blick wie ein Hypnotiseur... Er hatte eine ganz unglaubliche Stellung, er war der ständige Vertrauensmann des Königs von Hannover[1] und des Königs Leopold von Belgien, hatte jederzeit Zutritt bei Napoleon und Lord Clarendon, schrieb große Denkschriften und

[1] Dies kann sich nur auf eine spätere Zeit beziehen, s. u.

wurde zu vertraulichen Missionen benützt, in Österreich hatte er noch vom alten Fürsten Metternich her gute Beziehungen. Man hielt ihn für einen Intriganten, aber respektierte sein Talent und seine Beziehungen und vertraute ihm die geheimsten Dinge an. Sein insinuantes und manchmal fast drohendes Wesen übte eine gewisse faszinierende Wirkung selbst auf ernste Leute, einen offenkundigen Vertrauensmißbrauch konnte man ihm meines Wissens nicht nachweisen."

In Österreich blühte Klindworths Weizen namentlich nach der Katastrophe von 1866. Graf Beust, bei dessen Berufung nach Wien, wie Meding, II, 260 zu berichten weiß, er den eifrigen Vermittler gemacht hatte, bediente sich als Reichskanzler seiner Feder und seines Rates in wichtigen Angelegenheiten. Klindworth übersandte ihm am 26. und 29. Dezember 1866 Berichte aus Brüssel, in denen er u. a. über die Krankheit Napoleons Mitteilungen machte. Er hielt ihn im Juli 1867 von Paris aus über die Lage der Dinge in Frankreich, über die italienische und mexikanische Frage u. a., teilweise nach Gesprächen mit Thiers, auf dem laufenden. Unmittelbar vor der Salzburger Zusammenkunft Kaiser Franz Josephs und Kaiser Napoleons III. vom 18. bis 23. August 1867 gab er, in Salzburg anwesend, Beust in ausführlichen Denkschriften Fingerzeige über den einzuhaltenden Gang der Verhandlungen und begründete den Satz: „Nicht mit Preußen, sondern mit Frankreich allein kann Österreich angesichts der heutigen europäischen Lage mit Grund hoffen, eine ausgiebige Interessenpolitik anzubahnen" (H.-H.-u. St.-Archiv, Wien. France 1867, Varia. Vgl. meine Geschichte Europas X, 125). Im Mai 1868, unmittelbar vor Sanktionierung der kirchlich-politischen Reformgesetze durch den Kaiser Franz Joseph verhandelte er in Beusts Namen in Wien mit dem ihm bekannten Langrand-Dumonceau, der auf einer Mission nach Rom, durch die er seinen erschütterten Kredit wieder herzustellen hoffte, den erzürnten Papst milder stimmen sollte (Rogge: Österreich von Vilagos bis zur Gegenwart III, 120).

Gegen Ende des Jahres 1868 wurde Oskar Meding, der Vertraute des seines Thrones und Landes beraubten Königs Georg V. von Hannover, in Wien mit ihm zusammengeführt. Er sollte mit ihm den Plan der Gründung einer großen Bank besprechen, die für den Fall eines Krieges gegen Preußen der österreichischen

Regierung und den depossedierten Fürsten zur Wiedererlangung der verlorenen Herrschaft die nötigen finanziellen Mittel darbieten könnte. An einer Stelle seiner Memoiren (II, 260) bezeichnet ihn Meding für diesen Zeitraum als einen „hohen Siebziger“, an einer anderen Stelle a. a. O. III, 386, sagt er: „Er war damals 70 Jahr alt.“ Er fand in ihm einen Mann „von großer körperlicher Rüstigkeit und trotz seiner abschreckenden Häßlichkeit fesselnd, ja fast hinreißend in seiner Unterhaltung, welche er mit einer gewissen Bonhomie und zugleich mit der Schärfe der feinsten Dialektik zu führen verstand“. Indessen, abgesehen von der „zweideutigen und nebelhaften Vergangenheit“ Klindworths, und abgesehen von der Unglaubwürdigkeit seiner Versicherung, daß ihm Lord Clarendon in London „die bestimmte Zusage erteilt habe, England werde für die Wiedereinsetzung des Königs von Hannover ... mit der ganzen Macht seines Einflusses zu wirken bestrebt sein“, erschien der ganze Bankplan Meding höchst „abenteuerlich“ und wesentlich „zur Wiederaufrichtung und Fortsetzung der krachenden Unternehmungen Langrands“ erdacht, wobei „der stets ungemein geldbedürftige Klindworth seine persönlichen Interessen in erster Linie verfolgte“. Eine Unterhaltung mit Beust bestärkte Meding in seinen Bedenken. Er will dem König Georg V. geraten haben, nur unter bestimmten Bedingungen sich auf das Bankprojekt einzulassen, und Klindworth, der „bei dem Welfenhause von seiner Stellung beim Herzog Karl von Braunschweig her in so überaus schlechter Erinnerung stand“, beim König in Hietzing einzuführen sich geweigert haben. Bald danach ersah er aber, wie er erzählt, in Paris, zu seinem höchsten Erstaunen aus den Zeitungen, „daß die Bank unter den Auspizien des Königs und der Beteiligung von Mitgliedern des österreichischen Kaiserhauses sowie verschiedener anderer Fürsten gegründet sei“. Später erfuhr er, daß es Klindworth gelungen sei, während seiner Abwesenheit sich Zutritt zum König zu verschaffen, ihn nicht nur für das Bankprojekt, sondern auch in mitternächtlichen Beratungen für luftige Pläne der Wiedererrichtung „eines niedersächsischen Welfenreiches“ mit Zufügung kurhessischer Gebiete zu gewinnen, und daß er sich vom König einen Wechsel über eine Million habe ausstellen lassen, „zahlbar in Herrenhausen am Tage des siegreichen Einzugs des Königs“. Er erzählt ausführ-

lich, wie die Bank nach raschem Aufschwung zusammenbrach und wie man nach ihrem kläglichen Ende ein vom König unterzeichnetes kompromittierendes Memoire, das sich in Klindworths Besitz befand, für eine große Summe Geldes zurückkaufen mußte. (Vgl. Hassell: Geschichte des Königr. Hannover, II 2, S. 669ff.)

Als Meding seine Memoiren schrieb, war er schon längst in die Dienste Bismarcks übergegangen. Er hatte allen Grund, seine Vergangenheit möglichst schön zu färben. Im Wiener H.-H.- u. St.-Archiv ruhende Aktenstücke beweisen, daß er sich mit Klindworth sehr tief eingelassen hatte. Sie enthalten sogar eine als „sehr geheim" bezeichnete „Anlage" zu einem „geheimen" an Beust gerichteten Schreiben Klindworths mit einer genauen auf die Gründung der Bank bezüglichen Aufzeichnung der Punkte, über welche Klindworth und Meding „vorbehaltlich der Genehmigung des Herrn Reichskanzlers übereingekommen" waren. An derselben Stelle befindet sich ein „geheimes" Schreiben Klindworths an Beust vom 1. Januar 1869, in dem er höchst interessante Mitteilungen über eine vertrauliche Unterhaltung mit dem König Georg V. macht[1].

Kurze Zeit danach weilte Klindworth wieder in Paris, von wo er durch Vermittlung des österreichischen Botschafters Metternich seine Geheimberichte an Beust gelangen ließ. Der erste, der einen Besuch bei Rouher schilderte, datiert vom 15. Januar 1869. Ein anderer gibt den Inhalt eines hochwichtigen politischen Gespräches wieder, das der Kaiser Napoleon am 1. Februar während einer einstündigen ihm gewährten Audienz mit ihm führte[2]. Gegen Ende Februar war er wieder in Wien, verfocht bei Beust mit Leidenschaft den Gedanken einer österreichisch-französischen Allianz für den Fall des Ausbruches eines französisch-preußischen Krieges, erbot sich zwischen ihm und dem ungarischen Ministerpräsidenten Andrassy, den er persönlich kannte, während der damals herrschenden Spannung beider Staatsmänner (S. E. v. Wertheimer: Graf Julius Andrassy I,

---

[1] S. Anhang I und II.

[2] S. Anhang III. Eine Unterhaltung Klindworths mit Guizot am 21. Januar 1870 habe ich veröffentlicht im Compte Rendu der Séances et Travaux de l'Académie des Sciences morales et politiques Janvier—Février 1930. Paris, F. Alcan. p. 118—121.

457ff., 463ff., 474ff.) den Mittelsmann zu machen. Im Frühling kehrte er an die Seine zurück, sah dort u. a. die verjagte Königin Isabella von Spanien, den englischen Minister Clarendon bei seiner Durchreise, den Grafen Lavalette, den Minister Magne. War er einmal abwesend, so wurde dies von dem österreichischen Botschafter Metternich sehr beklagt. In seinem Privatbrief an Beust vom 14. Juli 1869 liest man: „Quel dommage que Klindworth ne soit pas ici zum Herumspüren.“ (Oncken: Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III., Bd. III, 216.) Nach der Bildung des Ministeriums Ollivier stand er mit dessen Leiter auf vertraütem Fuß. Er wußte nach Wien zu berichten, daß Ollivier, von Napoleon über die zwischen Paris und Wien stattgehabten Verhandlungen eingeweiht, gesagt habe: „Österreich mag auf uns zählen, mag es von Preußen oder von Rußland bedroht sein. Unser gutes Einvernehmen mit Österreich ist keine Allianz auf Pergament, sie ist viel solider und intimer, als wenn sie besiegelt wäre, denn sie ruht auf gemeinsamem Interesse und der Notwendigkeit der Lage Europas.“

Nach dem Zusammenbruch des zweiten napoleonischen Kaiserreichs hat Klindworth nach Ausweis des Wiener H.-H. u. Staats-Archivs während der Jahre 1871—1873 gleichartige Konfidenten-Berichte nach Wien gesandt. In den Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (II, 168) findet sich unter dem Datum 12. Juli 1875 der folgende Tagebuch-Eintrag: „Gestern abend in dem Salon von Thiers ... Wir sprachen von Klindworth, den Thiers als einen ‚vieux coquin‘ bezeichnet, der schon dreimal aus Frankreich ausgewiesen sei und immer wieder sich einzuschleichen wisse.“ Klindworth muß hochbetagt zu Beginn des Jahres 1882 gestorben sein. Dies ist aus einer Stelle eines Briefes von Franz Liszt an Klindworths Tochter Agnes „Budapest 12 février 1882“ zu schließen: „Un douloureux vide se fait dans votre existence. Du solide et bienfaisant bien de la piété filiale vous ne gardez que le souvenir d'une longue intimité et active collaboration admirablement intelligente, fidèle et dévouée ... Le vaste et très expérimenté savoir politique de votre père était de grand renom. Il y a trente ans de cela un diplomate de haute situation me disait: Quand on veut se renseigner sur quelconque question obscure embrouillée épineuse de la diplomatie du passé et du

présent il faut s'adresser à X. Ses mémoires sont-ils publiés en entier? Je crois vous avoir déjà demandé d'inscrire mon nom parmi les souscripteurs et vous prie de m'envoyer les volumes ici Budapest." (In einem weiteren Brief Liszts von 1882 oder 1883, S. 216, heißt es: „La publication des mémoires de votre père ne perdra pas au retard, puisque vous les rédigerez.") —

Die Biographie Georg Klindworths wäre unvollständig, wenn man ihr nicht ein Porträt seiner eben genannten Tochter Agnes einfügen wollte. In Stiebers „Denkwürdigkeiten", S. 45, liest man: „Er hat mehrfach junge hübsche Mädchen in seiner Begleitung gehabt, die er für seine Töchter ausgiebt. Ob sie es wirklich sind, lasse ich dahingestellt. Die Madame Denis-Street ist wirklich seine Tochter. Diese Dame soll die geschiedene Frau eines Engländers, sehr hübsch und geistreich sein und sich lebhaft für Politik interessieren". Auch in Pleners „Erinnerungen" a. a. O. und von Meding wird sie erwähnt. Zitelmann wußte am 26. Oktober 1852 (s. oben S. 443) von ihr zu berichten, daß sie im politischen Leben ihres Vaters eine bedeutende Rolle zu spielen scheine, auch Verfasserin der politischen Briefe der Postzeitung sei. In der Tat war die schöne Agnes Denis-Street, Klindworths Tochter, die gewohnte Begleiterin und, wie es scheint, Gehilfin ihres Vaters bei manchen politischen und journalistischen Arbeiten. Sie war, nach Geheimberichten des Polizeidirektors von Düsseldorf aus dem Jahr 1856, des Französischen, Englischen, Italienischen, Spanischen mächtig und sogar des Lateinischen kundig, „vertraut mit der Hofetikette und bekannt mit dem höheren Adel aller Länder", wodurch ihre Unterhaltung ein „durch ihre eigentümliche Naivetät noch erhöhtes" Interesse erhielt (Fritz Heymann a. a. O.). Karl Braun, der sie anfangs der fünfziger Jahre auf Klindworths nassauischem Landsitz sah, schreibt ihr die Autorschaft politischer Artikel des Frankfurter Journals zu und findet sie besser als die ihres Vaters in der Frankfurter Oberpostamts-Zeitung (Karl Braun: Der Diamantenherzog, 1881, S. 61).

Ihr Name ist besonders durch ihr Liebesverhältnis zu Liszt und zu Lassalle berühmt geworden. Zu Liszt kam sie nach Weimar, als ihr Vater seine Beziehungen zum Württemberger Hof abgebrochen hatte, im Jahr 1853. Vermutlich hatte sie im Hinblick auf das wechselvolle Leben ihres Vaters den Plan, für

alle Fälle durch Klavierunterricht ihr Leben und das eines Sohnes aus ihrer Ehe zu sichern. Zwei Jahre lang erteilte Liszt ihr Unterricht. Seine Beziehungen zu der jungen, reizenden Fremden wurden sehr innig. Im Jahr 1854 war sie einmal längere Zeit in Hamburg, wo sie niederkam. Es bleibt dahingestellt, ob Liszt der Vater des Knaben war, den sie damals gebar. Im April 1855 kehrte sie über Paris nach Brüssel zu ihren dort weilenden Eltern zurück. Mit Liszt blieb sie bis zu dessen Tod in brieflicher Verbindung. Der ganze dritte Band der von La Mara herausgegebenen Korrespondenz Liszts „Briefe an eine Freundin" (Leipzig 1894) gilt ihr. Häufig wird, abgesehen von der oben angeführten Stelle, in Liszts Briefen ihr Vater direkt oder auch als „M. de X", nicht selten mit rühmender Erwähnung seiner diplomatischen und schriftstellerischen Talente, genannt[1].

Gemeinsam mit Liszt kam sie im Mai 1855 zum Rheinischen Musikfest nach Düsseldorf. Damals ohne Zweifel lernte sie dort Lassalle und die Gräfin Hatzfeld kennen (S. Gustav Mayer: Ferdinand Lassalle nach seinen Briefen und Schriften, IV, 16ff. und Namenregister am Ende von Bd. VI, mit einzelnen Irrtümern). Lassalle wurde auch von ihr erobert, und sie ließ sich nicht lange umwerben. Als die Gräfin Hatzfeld im Sommer 1856 zur Kur nach Karlsbad reiste, leistete sie Lassalle Gesellschaft in Düsseldorf, und sie begleitete ihn nach Bonn, wenn er für die Vollendung seines „Heraklit" die dortige Universitätsbibliothek benutzte. Bei der Gräfin Hatzfeld sprach wohl, obwohl sie es leugnete, etwas Eifersucht mit, wenn sie in einem Brief an Lassalle, Düsseldorf 4.—10. November 1856, a. a. O. IV, 98, sich folgendermaßen über dessen Geliebte äußerte: „Ich glaube nach allem, was ich gehört und auch beobachtet, daß wir uns in der Agnes auch etwas geirrt. Sie ist von einem angenehmen Umgang und ist auch, glaube ich, gutmütig, aber von jener charakterlosen Gutmütigkeit, die sie immer so sein und reden läßt wie die Leute, mit denen sie ist. Es ist kein fester Fonds und dann ist sie nicht immer ganz wahr, wie ich es selbst beobachtet an Kleinigkeiten und dann zwischen Ihnen und mir und auch ihren Relationen über ihren Vater".

---

[1] Liszt bemühte sich auch um den von Richard Wagner in seiner Autobiographie und in Hans von Bülows Schriften oft erwähnten Musiker Karl Klindworth, einen Vetter der Agnes.

Agnes schenkte Lassalle eine Tochter, die nach ihm den Namen Fernande erhielt und unweit Brüssel aufgezogen wurde. Aber das Kind starb schon im Herbst 1857 beim Zahnen. Die Mutter schrieb Lassalle einen betrübten Brief, in dem sie vor allem Geld für die Bestattung verlangte. In den nächsten Jahren lockerten sich Lassalles Beziehungen zu Agnes. Sie lebte weiter mit ihren Eltern in Brüssel, wo Richard Wagner sie 1860 aufsuchte (Richard Wagner: Mein Leben, II, 723). Erst im Spätsommer 1863 besuchte Lassalle sie auf der Rückreise von Ostende und blieb von da bis zu seinem Ende mit ihr in freundschaftlichem Verkehr. Daß sie, wie Hans v. Bülow gehört haben wollte, sich wieder verheiratet habe, erscheint unbegründet. Nach dem Tode ihres Vaters, den sie nach Paris begleitet hatte, blieb sie daselbst. Sie wurde hier, wie es scheint, Hofdame der vertriebenen Königin Isabella von Spanien, zu der ihr Vater schon 1869 Beziehungen angeknüpft hatte. In Paris hat Hans v. Bülow, dem sie sympathisch war, noch Mitte der 80er Jahre sie besucht. Seitdem verschwindet ihre Spur. Könnte man ihres schriftlichen Nachlasses habhaft werden, so würde man möglicherweise darin Bruchstücke der Memoiren ihres Vaters entdecken, die sie nach den Briefen Liszts hatte „redigiren“ wollen.

Anhang I.

Zur Angelegenheit der Neuen Bank. (Mit einer Anlage.)

Geheim.

Die Bank-Angelegenheit hat seit meiner Rückkehr von Pest einen bedeutenden Vorschritt gemacht, ein Ergebnis, welches meinem Einvernehmen über diesen wichtigen Gegenstand mit dem Regierungs-Assessor von Meding vornehmlich zu verdanken ist! — Dieser sehr rührige, aber zugleich sehr ehrgeizige und nach einer großen Stelle eifrigst strebende junge Mann, scheint das ausschließliche politische Vertrauen seines Herrn zu besitzen und auf denselben mit Beseitigung des Grafen Platen[1] den unumschränktesten Einfluß auszuüben. Was er beabsichtigt, hat er mir deutlich genug verrathen ... Einmal müsse er Österreich und Frankreich in eine gemeinsame kriegerische Aktion gegen Preußen treiben, sodann aber auch zu diesem Zwecke und für sich selbst in Paris eine unmittelbare Zwischen-Rolle zwischen dem Herrn Reichskanzler und den Tuilerien spielen! ... Selbstverständlich kann und darf hiervon wol keine Rede sein! Indem er das Österreichische Cabinet zu den einseitigen Restaurations-Absichten seines Herrn benutzen und ausbeuten möchte, handelt es sich vielmehr gerade im Gegenteil darum, ihn und seinen Herrn für das diesseitige Staats-Interesse heranzuziehen und zu gebrauchen. Der Herr Reichs-

[1] Minister des Auswärtigen König Georgs V.

kanzler wird sicherlich meiner unmaßgeblichen Ansicht sein, daß man den Mann in die politischen Karten zwischen hier und Paris um keinen Preis darf hineinsehen lassen, aber dies ist ihm sorgfältig zu verbergen und äußerlich ein großes persönliches und politisches Vertrauen zu zeigen. Denn nur allein auf diesem Wege und mit diesem Benehmen ist die schleunige Stiftung der beabsichtigten Bank, sowie die besprochene Hergabe der beantragten politischen Fonds zu bewerkstelligen, worüber sich alles zwischen dem Regierungs-Rath und dem Schreiber dieses Verabredete in eben hier ganz gehorsamst beigefügter Anlage, vorbehaltlich der hohen Genehmigung des Herrn Reichskanzlers, stipuliert und aufgezeichnet findet. „Bei meinem Herrn", äußerte der Regierungs-Rath unter anderem gegen mich, „ist die Geldfrage eine reine Nebensache. Er wird Millionen bereitwillig an jedermann hergeben, der ihm zu seinem großen Zwecke, seiner Wiedereinsetzung in seine souveränen Rechte, verhilft. Vergessen Sie ja nicht, dies gehörigen Orts zu bemerken. Der Reichskanzler soll immer Vertrauen zeigen und sich mit meinem Könige persönlich verständigen; und Sie werden bald sehen, wie viel mit uns zu machen ist. Den Grafen Platen haben wir in eine schön dekorirte Nische gesetzt, von Politik aber wird mit ihm nichts geredet. In Paris stehen wir sehr gut und in Petersburg nicht schlecht! Auf Zeitungen und Zeitungs-Beistand gebe ich meinerseits gar nichts, desto mehr auf die Mithilfe einflußreicher staatsmännischer Persönlichkeiten und den Unterhalt tüchtiger Agentschaften in Wien, Paris, Petersburg und London. Dafür wird der König kein Geld sparen usw. usw. Mit einem Worte, die Bank ist für uns Nebensache, nur Mittel zum Zweck, der Special-Fonds aber der Bank und unabhängig von ihr bleibt bei der ganzen Sache für uns das allein Wesentliche"...

Anlage.

Sehr geheim!

Mit dem Regierungs-Rath von Meding bin ich über folgende Punkte, vorbehältlich der Genehmigung des Herrn Reichs-Kanzlers, übereingekommen.

1.

Seine Majestät der König von Hannover willigt in die Betheiligung der neu zu errichtenden Bank mittelst einer Einzahlungs-Summe von Einhunderttausend Gulden baar und Fünfzehnhunderttausend Gulden in Effecten.

2.

Außerdem stellt der König noch zur Disposition die Baar-Summe von dreihunderttausend Gulden.

3.

Die im Obigen bezeichneten Summen und Werth-Papiere sollen von Seiner Majestät vorläufig im Bankhause Wodianer[1] deponiert werden. Der im Artikel 2 benannte Fonds hat mit der Banksumme nichts zu thun und bleibt seine zeitweilige Verwendung dem Herrn Reichskanzler lediglich mit allenfalls nöthig befunden werdender Hinzuziehung von .... und von .... und ganz unverantwortlich anheimgegeben.

---

[1] Moritz Freiherr Wodianer von Kapriara (1810—1885), Mitbegründer der Staatseisenbahn, Präses der K. K. Börsenkammer, Gouverneur-Stellvertreter der Nationalbank usw. S. J. K. von Wurzbach. Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich Band 56 S. 201ff.

4.

Als Präsident oder Gouverneur der Bank wird der Freiherr von Wodianer fungiren[1].

5.

Das engere Comité des Verwaltungs-Rath wird bilden:

Der Finanz-Assessor Elster von Seiten des Königs von Hannover[2], der vormalige Staatsrath von Klindworth und eine von Seite des Herzogs von Modena noch zu bezeichnende Persönlichkeit.

Ferner wird in dem weiteren Verwaltungs-Rath sitzen:

Eine Persönlichkeit von Seite des Königs von Hannover;

Eine von Seite des Herzogs von Modena und außer dem Professor Dr. Pernice[3] noch eine andere Persönlichkeit von Seite des Kurfürsten von Hessen oder der Frau Fürstin von Hanau ...

Dr. juris Alexander Ullmann, der Neffe des Freiherrn von Wodianer, wird Special-Bank-Verwalter sein.

Als kaiserlicher Commissarius ist Dr. juris Besetzny — eine Vertrauens-Person des Herrn Reichs-Finanz-Ministers in Aussicht genommen.

Schluß-Bemerkung.

Zu dem als Compte-courant bei dem Bankhause Wodianer zu deponirenden geheimen Special-Fonds wird außer dem Könige von Hannover keine andere Fürstliche Persönlichkeit[4] beitragen, und behält Sich Seine Majestät ausdrücklich von Zeit zu Zeit je nach den Bedürfnissen dessen weitere Dotirung[5] vor.

Bei der Bank sind noch andere Fürstliche Persönlichkeiten zur Theilnahme vorbehalten, wie z. B. der Herzog von Bordeaux, der Herzog von Parma usw. usw.

Anhang II.

Schreiben Klindworths an den Reichskanzler Grafen Beust.

Am 1. Januar 1869.
Geheim!

Eure Excellenz!

wollen mir geneigtest verstatten, Sie noch einmal schriftlich an die Bitte zu erinnern, welche ich Ihnen im Auftrage Seiner Majestät des Königs von Hannover vorzutragen die Ehre hatte. Dieselbe betrifft die Wiederherstellung eines Polizei-Com-

[1] Tatsächlich wurde statt seiner Präsident der Bank Graf Josef Xaver Adam Wratislaw, Küchenmeister des Kaisers Franz Josef, Kurator der österreichischen Museen usw. S. K. von Wurzbach a. a. O. Bd. 58 S. 159. Nach dem Zusammenbruch der Bank erschoß er sich.

[2] Er wurde neben dem Grafen Wedel und dem Dr. Wippern zum finanziellen Hauptbevollmächtigten des Königs im Verwaltungsrat der Bank ernannt.

[3] Victor Anton Herbert Pernice (1832—1875) s. Allg. Deutsche Biographie Bd. 25 S. 388. Nach Medings Memoiren a. a. O. S. 103 wollte Klindworth den ehemaligen Kurfürsten von Hessen ausdrücklich von der Bankgründung ausgeschlossen wissen, „weil bei dessen Beteiligung der ungemein ehrgeizige und scharfblickende Prinz Philipp (von Hanau) und der im Dienste des Königs stehende Professor Pernice das schwindelhafte Treiben sofort durchschaut hätten".

[4] „keine — Persönlichkeit" rot unterstrichen.

[5] „weitere Dotirung" rot unterstrichen.

missärs für Hietzing als eines der wirksamsten Mittel, der Preußischen Espionage in der Nähe der Königlichen Residenz ein Ende zu machen ...

„Längst würde ich" — sagte mir der Herr bei diesem Anlaß — „um diesen Freundschaftsdienst mich direkt an den Kaiser gewandt haben, wenn Ich nicht besorgt hätte, die Kaiserliche Majestät mit solch untergeordneter Bitte persönlich zu belästigen und doch ist sie für Mich in meiner Lage nichts weniger als unbedeutend! Hietzing wimmelt augenblicklich von allerlei verdächtigen Individuen, welche der Baron Werther[1] hierher schickt, und unterhält, um allerlei lügenhafte Berichte über Mich und meine Umgebungen nach Berlin abzustatten. Die Wahrheit ist selbstverständlich bei diesen Berichten gänzlich Nebensache, auf den Lohn der Espionage kommt es dabei allein an! Ich schwöre es Ihnen hoch und theuer, und ein Welfe hält immer sein Wort, daß ich nichts treibe und thue, was vor der Öffentlichkeit die Gastfreundschaft im mindesten compromittiren könnte, welche der Kaiser Mir mit so dankenswerthem Wohlwollen gewährt! Er ist ein edler Herr, recht hohen Sinnes, den ich tief verehre, ein wahrer Kaiser und dessen Stellung gegen Preußen ich um keinen Preis persönlich verschlimmern möchte ... Am Vorabend des verhängnisvollen Schicksals, welches uns beide betroffen hat, bot er mir eine Gebietsvergrößerung an, aber wahrlich nicht deshalb, sondern aus Princip und Bundes-Treue hielt und blieb ich bei den kaiserlichen Fahnen! Dies ist die volle Wahrheit! Ich sterbe, ohne meine Krone, als Ghibelline, wenn Gott dies beschlossen hat, aber als Welfe werde ich nie aufhören, an meiner Restauration zu arbeiten! Daß diese nebst der Treue meines Volkes nur durch den Beistand der beiden Kaiser (von Österreich und Frankreich) und nur in Folge großer Ereignisse zu ermöglichen steht, weiß ich vollkommen, aber auch der Kaiser von Rußland ist meiner gerechten Sache nichts weniger als abgeneigt. Dies weiß ich zuverlässig. Kommt es zum Kriege und besetzen die Franzosen die Elbherzogtümer, so stelle ich sofort ein Armee-Corps von 25000 Mann auf und mit demselben ist der Aufstand meines Volkes in Masse alsbald in Scene gesetzt. Auch wird mit dem Ausbruch des Krieges sofort die Hannoversche Frage in den Vordergrund treten, denn ohne mich giebt es kein neues und noch weniger ein starkes Foederativ-Band in Deutschland! Hannover muß der künftige maritime Staat des wiederherzustellenden deutschen Bundes werden, bei dessen Errichtung sind England, Frankreich und Rußland gleichmäßig interessiert." — Hierauf kam der König auf die Sequestrations-Frage seines Vermögens durch Preußen zu sprechen: ...„Dieser Sequester "— sagte Seine Majestät — „ist nichts weiter als eine ehrlose Konfiskation! Der Reichskanzler soll und wird sich bei seinem bekannten Scharfblick schon von selbst davon überzeugt haben, daß das mir solchergestalt geraubte Geld nicht sowohl gegen mich, sondern gegen den Kaiser gebraucht wird und zur Aufwiegelung der Unterthanen des Kaisers nach Ungarn und Böhmen wandert! Meine Cousine, die Königin von England, hat nie aufgehört, an mir und meiner Familie ein lebhaftes Interesse zu nehmen, und glücklicher Weise hat sie ihr Schwiegersohn, der Schleswig-Holsteiner[2], von der alten Borussomanie vollständig kurirt, er ist ein kreuzbraver und verständiger Mensch! Die abgetretenen englischen Minister waren feige Schelme, besonders machte Lord Stanley stets in preußischen Farben. Die heutigen sind eine Nummer besser, obgleich auch

[1] Der preußische Gesandte in Wien.

[2] Herzog Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Gemahl der Prinzessin Helene, Tochter der Königin Viktoria.

Schwächlinge, vielleicht aber wäre es doch möglich, Lord Clarendon zu Vorstellungen in Berlin in meiner Vermögensfrage zu bewegen, besonders wenn Seine Majestät der Kaiser die Freundschaft für mich haben wollte, ein gutes Wort für mich bei diesem Minister einlegen zu lassen. Er hat freilich die alte Gunst seiner Gebieterin verloren, aber auf diese kann ich persönlich mit Erfolg einwirken. Auch gratuliere ich ihr eben zum neuen Jahr."

Anhang III.

Ma visite aux Tuileries. Paris ce 2. Février 1869.

Bald nach meiner Ankunft in Paris erfuhr ich, daß der Kaiser mich zu sprechen wünsche. Inzwischen war ich krank, als die erste Einladung zur Audienz mir zukam. Da erhielt ich den Auftrag, dem Kaiser vorläufig etwas Schriftliches über Österreich und Deutschland zukommen zu lassen. Dies die Veranlassung und Entstehung der beiden hier angebogenen Seiner Majestät von mir vorgelegten Aufsätze[1].

L'empereur Napoléon a daigné me recevoir hier. Sa santé m'a paru parfaite. On connait sa grande politesse. En entrant chez Lui il m'a fait compliment des notes que je Lui avais envoyées. Sur ma remarque que je n'attachais à ces feuilles écrites à la hâte d'autre prix que celui de l'obéissance l'Empereur a bien voulu les qualifier d'instructives et de judicieuses et aussitôt les a prises comme point de départ de l'entretien ...

„Je désire beaucoup — m'a-t-Il dit, que l'oeuvre de la reconstruction de l'Autriche réussisse en tout point et Je crois comme vous qu'on ne pouvait pas y procéder d'une autre façon, car personne n'a le droit de méconnaître ou d'oublier les faits. Je vois aussi fort bien que le gouvernement doit combiner et exploiter de son mieux les éléments souvent discordants et assez faibles avec lesquels il est forcé de se conduire au milieu des deux parlements et de préserver le conflit des nationalités. Je souhaite seulement dans l'intérêt du système adopté qu'on s'en tienne aux concessions accordées et qui, à ce qu'il me semble, sont déjà assez grandes, qu'on les limite et ne les transgresse plus, car autrement on se glisserait tout doucement dans le fédéralisme et l'union personnelle. Le gouvernement central de l'empire est intelligent et habile, je lui rends volontiers cette justice, mais ou je me trompe fort ou il manque un peu de nerf et de vigueur. L'ancien absolutisme en Autriche a succombé, je le sais bien et tout le monde sait aussi pourquoi il a succombé mais est-il à dire pour cela qu'il faudrait maintenant donner dans les mécomptes du libéralisme constitutionnel?"

„Permettez moi, Sire, je suis très médiocrement épris du parlementarisme qui même en Angleterre décline aujourd'hui, ce n'est pas d'ailleurs l'école à laquelle j'ai été élevé — j'oserai seulement faire deux observations à ce que l'Empereur daigne me dire, la première c'est que rien n'a autant provoqué la séparation politique de la Hongrie d'avec l'Autriche allemande que le système bureaucratique et absolu de Mr Bach, l'autre c'est que plus le pouvoir central à Vienne gouvernera dans un sens conciliant plus il continuera à marcher dans la voie des sages réformes et s'opposera à toutes les velléités réactionnaires et plus il aura, selon mon humble avis, des chances certaines de sauver la dissonance des deux races et même d'arriver pour elles, le temps aidant, à un meilleur système constitutif plus naturel et surtout moins compliqué que celui qui les unit aujourd'hui. Un certain mécanisme consti-

[1] Sie fehlen.

tutionnel est pour le gouvernement Autrichien un moyen transitoire de traverser des temps mauvais d'antagonisme ..."

„J'accepte l'objection, mais reste entière la question comment on userait de ce mécanisme. Dans une monarchie comme celle de l'Autriche composée de beaucoup de parties différentes un régime de résistance tenace et vigoureuse doit encore être plus de mise que dans les autres grands états. Je puis me tromper en cela et le désire même, mais c'est l'ordre d'idées dans lequelje me place pour juger de ce qui se passe et l'intérêt que je prends à l'Autriche ne me laisse pas indifférent à l'avenir de ce pays ..."

Et là dessus l'Empereur de me demander brusquement, si j'étais au courant du différend intervenu tout récemment entre le chancelier d'empire et le comte Andrassy? J'ai répondu qu'autant qu'il était venu à ma connaissance on avait fort exagéré la portée de ce petit incident ...

„Je le veux bien, — a répliqué l'Empereur avec un air de doute — mais les Hongrois sont gens qui, si vous leur donnez un pied, ils en prendront quatre. On doit leur tenir la bride courte. Il y a parmi eux des gens qui conspirent ouvertement avec la Prusse contre leur roi. Eh bien! avec une police vigilante on dépisterait facilement leurs manœvres, mais alors il ne faudrait pas hésiter à traduire les coupables en justice. Les faiseurs à Pest visent à séparer l'Autriche d'avec l'occident et à lui faire abdiquer son rôle de grande puissance en faveur d'une politique orientale de leur façon. Cependant il n'y a maintenant dans l'empire Ottoman point de question locale et partielle, c'est que pas une secousse ne peut se faire sentir dans un coin de l'édifice, pas une pierre ne peut s'en détacher sans que l'édifice entier ne paraisse et ne soit en effet près de crouler. C'est ainsi que la question Grecque est bien aujourd'hui la question de l'empire Ottoman lui-même. Ma politique consiste et consistera toujours dans le maintien de l'équilibre Européen par la maintien de l'équilibre Ottoman, il va sans dire selon la situation et dans les limites du possible — ces deux lois du gouvernement des états. La Russie cherche toujours dans la question d'orient à échapper à l'intervention commune des puissances, elle craint, en s'y associant, de perdre sa position isolée et indépendante. Cependant vous venez de voir à propos de la conférence combien le cabinet de St. Pétersbourg a compris les nécessités de la situation Européenne et combien aussi il est loin de vouloir se commettre avec les autres puissances à ce sujet ..."

L'Empereur s'est longuement étendu sur ce thème en revenant toujours sur les craintes que lui inspirent les Hongrois et en insistant sur la nécessité de les contenir dans le devoir et surtout de les empêcher de se mêler de la politique extérieure de l'empire ...

„Je crois comme vous, — a-t-il ajouté, — que l'Empereur seul est capable de venir à bout d'eux. Jl est très fort et grandement respecté sur son trône, avec cela il doit les connaître mieux que personne. Son influence en Europe croîtrait en raison de l'empire qu'il prendrait sur eux" ...

Ce chapitre achevé l'Empereur est venu m'interpeller sur les armements de l'Autriche. Il les croit très peu avancés et au moins en arrière d'une année. „Or, dans ce temps de renversement, — m'a-t-il dit — savez vous ce que c'est qu'une année? C'est demain!" ....

Là-dessus j'attendais un signe me permettant de me retirer lorsque l'Empereur a abordé la question d'Allemagne. „Je vois les affaires de ce pays comme vous —

m'a-t-il dit, — point d'équilibre Européen sans l'équilibre en Allemagne! .. Et j'ose dire, — a-t-il ajouté, — point de paix pour la France, l'Autriche et l'Allemagne elle-même sans que cet équilibre ne soit rétabli dans la mesure donnée et avec le prétendu fait accompli qui date d'hier et reste visiblement en question, l'état politique de cette grande contrée reste incompatible avec l'ordre Européen, les droits des autres nations et les intérêts généraux des gouvernements voisins" ... „En Italie, a repris l'Empereur, — le Pape est de bouclier à l'unité, mais chez vous, en Allemagne, il n'existe pas de pareil contrepoids." ...

„C'est vrai Sire, il faudrait le trouver dans la réorganisation même d'un nouveau lien fédéral, raccourcir la planète et agrandir les satellites. La véritable solution du problème est là et l'Empereur est assez puissant pour trancher le noeud de la question quand et comment lui plaira."

L'Empereur ne répondit rien à cet avis, mais je vis bien à sa figure que ce petit compliment de la fin n'avait point déplu et là dessus j'abordais de suite le sujet du roi de Hanovre et la confiscation de sa couronne, ce nouveau blasphème contre le droit des gens ...

„Je recommande ce malheureux prince à la puissante et généreuse protection de Votre Majesté. Je lui ai conseillé de s'attacher à cette grande ancre de salut pour se tenir ferme dans la tempête future. Il y a des morts que la politique la plus conservative ne peut et ne doit point ressusciter. L'Empereur jugera que le roi d'Hanovre n'est pas de ce nombre. L'ancienne politique du cabinet de Vienne a commis l'impardonnable faute d'abandonner au profit du gouvernement Prussien la candidature du prince d'Augustenbourg à la souveraineté des duchés de l'Elbe. L'Empereur ne donnera pas dans un pareil piège. Il annexera ces pays au royaume de Hanovre rétabli afin d'enlever à la Prusse la clef de la Baltique." ...

L'Empereur me t'émoigna une grande sympathie pour le sort du roi Georges et sa maison, demandant comment ce prince se trouvait de son séjour en Autriche où en était après „l'inqualifiable confiscation" l'état de sa fortune et si le prince royal donnerait des espérances ...

L'audience avait durée plus d'une bonne heure, après quoi je fus congédié très gracieusement.

Kleine Mitteilungen.

Über die Herkunft des Papstes Viktor II.

Die Wege der Genealogie verlaufen für das Frühmittelalter meistens deswegen in einem Irrgarten, weil man mit vorgefaßten Meinungen an derartige Fragen herantritt. So auch bei Papst Viktor II. Derselbe hieß Gebhard, war „Suevia oriundus“, d. h. gehörte einem alemannischen Geschlechte an und hatte einen Hartwich zum Vater und eine Beliza zur Mutter (MG. SS. VII, 263ff.). Sein Verwandter, Bischof Gebhard III. von Regensburg — patruus regis —, schlug ihn seinem Neffen, Kaiser Heinrich III., zum Bischof von Eichstädt vor; der Kaiser, damals selbst erst 25 Jahre, fand den Vorgeschlagenen zwar für diese Würde etwas zu jung, aber ernannte ihn dennoch um Weihnachten 1042 zum Bischof von Eichstätt. Der Kaiser hatte diesen Schritt nicht zu bereuen: ein tüchtiger Realpolitiker, nahm er an Stelle Kaiser Heinrichs Sohn die Leitung des Herzogtums Bayern 1054 kräftig in seine Hand und trieb die unzufriedenen Elemente, in erster Reihe die Grafen von Scheyern, zu Paaren. Am 13. April 1055 in Rom zum Papst gekrönt, starb er leider schon am 28. Juli 1057 in Arezzo. Blutsverwandter des Kaisers Heinrichs III. war er nicht, sondern nur Verwandter dessen Stiefoheims, Bischofs Gebhard III. von Regensburg, womit ein Fingerzeig dahin gegeben erscheint, daß mit des letzteren Mutter Adelheid diese Verbindung gegeben sein könnte. Da der Papst 1042 dem Kaiser noch zu jung erschien, dürfen wir ihn vielleicht damals auf 30 Jahre höchstens einschätzen. Das ist alles, was wir zur Bestimmung seiner Herkunft scheinbar bisher besaßen. —

Bereits 1869 veröffentlichte Jaffé in seiner Bibliotheca rerum germanicarum den codex Udalrici, auf dessen Seite 50/52 unter Nr. 25 „Fridericus“ zum Seelenheil des Bischofs Günther von Bamberg (1056—1065), dessen Vater und Mutter Güter zwischen Traun, Enns und Ips (Ober- und Niederösterreich) an Hochstift Bamberg schenkt. An der Spitze der Zeugen steht der bayerische Pfalzgraf Chuono (1059—1086) und mitten unter den Zeugen, die gruppenweise, d. h. die Vollfreien immer mit ihren bezüglichen milites aufgezählt sind, erscheint „Hartwigus frater patriarchae et milites eius Einwuic, Regil, Perehtolt“.

Wer das ist, darüber hat sich noch niemand den Kopf zerbrochen. Nach den Jahreszahlen der oben genannten Teilhaber kann der Patriarch nur Gotapolt von Aquileja sein, der früher Domherr in Eichstätt, Propst in Speyer und 14./9. bis 21./12. 1048 Kanzler für Italien war, bis er Weihnachten 1048 zum Patriarchen von Aquileja erhoben wurde und am 27. Dezember 1063 starb, womit die obige Urkunde schon um ein Jahr zurückgerückt wird. — Der Stiftbrief von St. Walburg in Eichstätt (Sammelblatt d. hist. V. in Eichstätt I, Jg. 1886, S. 29ff.) vom 24. Juli 1035 enthält den Vogt des Bischofs Heribert namens Gotapolt. Daß die Brüder Gotapolt und Hartwich die Söhne dieses Vogtes sind, dafür spricht die größte Wahrscheinlichkeit, um so mehr, da Hartwich eine Beurkundung vom 2./4. 1068 (Mb. 49, 16/17, Nr. 4) als Vogt von Gebhards Nachfolger auf dem Eichstätter Bischofsstuhl Gundechar II. aufführt; von Gebhard selbst kennen wir keinen Vogt. Daß der Bruder des Patriarchen und der Vogt des Bischofs Gundechar nicht zwei verschiedene Leute sind, beweisen seine genannten milites, die sich auch prompt in Mb. 49, 17, Nr. 4, Abs. 4, mit ihren seltenen Namen bei ihm wieder einstellen. „Hartwich" in den vier nachträglichen Beurkundungen vom 2./4. 1068 läßt die ganze Zusammenfassung als ein und denselben Mann erkennen. Und wie heißt dort seine Frau? Auiza! Auch die früheren Genealogen nahmen mit einigem Recht an, daß die verschiedene Schreibweise von Beliza und Auiza nur auf einem Schreibfehler des Kopisten beruht und immer nur die gleiche Frau bezeichnet, womit wir bei den Eltern des Papstes Viktor II. halten — Mb. 49, 16, Nr. 4, Abs. 3 — bringt uns eine Tochter dieser Eltern, die den dem alemannischen Welfenhause eigentümlichen Frauennamen „Richlint" trägt und in Obermäßing, BA. Hilpoltstein ein Gut besaß. —

Leitnamen der Papstvorfahren war Gotapolt, der bei den Kalwer und Hirschberger Grafengeschlechtern fehlt. Als Zeitgenosse des Papstes erscheint Godebold, Vogt des Erzbischofs Bardo von Mainz am 27./7. 1040 (MG. DD. V, Nr. 61), vielleicht wesensgleich mit dem Lahngaugrafen Gotapolt vom 5./8. 1053 (Beyer, mittelrhein. UB. I, 395), von wo der Name in das Geschlecht der Grafen von Henneberg gekommen sein könnte[1].

[1] Daß der spätere Gotapolt von Lern nicht zum Mannesstamm des päpstlichen Geschlechtes gehört, unterliegt keinem Zweifel, aber nicht etwa aus dem Grunde, aus dem dies Heidingsfelder in seinen Regesten der Bischöfe von Eichstätt einem anderen Geschlechte gegenüber ablehnt — denn standesrechtlich weisen die damaligen Lerner keinen Unterschied gegenüber dem Geschlechte des Papstes auf — sondern weil Gotapolt von Lern einen Pero zum Vater hatte (Ebersberger Cartular Abhdlg. d. bayer. Akademie d. Wissenschaften XV. 152, Nr. 109, um 1070), dem ein gleichnamiger Pero von Lern (a. a. O. 138, Nr. 11, 13, 15 um 960/980), Sigmunt und Helmprecht von Lern (a. a. O. 140, Nr. 28: um 1030; 141, Nr. 31: 1030/40) vorangehen.

Bei alledem muß man sich vor Augen halten, daß im 11. Jahrhundert „Graf" ein Amtstitel und kein Adelstitel ist, weshalb ex nobili prosapia oriundus noch lange nicht die Abstammung von irgendeinem Amtsgrafen, sondern nur die vollfreie Herkunft aus einem bedeutenden Geschlechte anzeigt, in dem sich wahrscheinlich auch ein Graf oder Vogt vorgefunden haben wird.

Innsbruck. Kamillo Trotter.

Flugschriften der Jahre 1757 und 1758.

1. Schriften den Prinzen von Preußen betreffend.

Nach der Schlacht von Kolin und der Aufhebung der Belagerung von Prag stellte der Große König seinen ältesten Bruder August Wilhelm, Prinzen von Preußen, an die Spitze eines Teiles seines Heeres mit der Bestimmung, auf dem notwendig gewordenen Rückzuge die ihm anvertrauten Truppen aus Böhmen sicher nach der Lausitz zu führen. Es war sein erstes selbständiges Kommando. Leider zeigte er sich der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen, hatte große Verluste an Menschen und Material und erregte so mit Recht Friedrichs Unzufriedenheit. Ihr gab der König Ausdruck durch verletzende Kälte bei ihrer Zusammenkunft vor Bautzen und weiter auch schriftlich in schneidend harten Briefen. Tief gekränkt verließ der Prinz das Heer, fing bald danach an zu kränkeln und ist beinahe ein Jahr nach Kolin 12. Juni 1758 zu Oranienburg gestorben.

Sein beklagenswertes Geschick rief in weiten Kreisen Mitleid hervor und beschäftigte die öffentliche Meinung stark. Die zwischen den Brüdern gewechselten Briefe sind natürlich erst lange nach dem Tode beider im Wortlaute bekannt geworden[1]. Aber die schwere Ungnade, welcher der Prinz verfallen war, lag klar zu Tage. Man brachte seinen frühen Tod damit in Verbindung, was ja nur zu berechtigt war, und verwertete das Zerwürfnis literarisch.

Zunächst erschienen „Merkwürdigkeiten August Wilhelms Prinzen von Preußen, welche auch viele Begebenheiten zur brandenburgischen Geschichte enthalten"; Frankfurt und Leipzig 1758. Aber hier erhält man ein ganz falsches Bild von dem Verhältnisse der Brüder zueinander. Die „Merkwürdigkeiten" wollen beschönigen, verschweigen jede Mißstimmung und teilen nur mit: „Dem Prinzen ging die Überrumpelung des Postens von Gabel (15. Juli) und die Folgen desselben für seine Truppen so nahe, daß er im Lager krank ward und sich nach Leipzig bringen lassen mußte." Wirklich hat sich August

[1] Zuerst 1855 in den Oeuvres T. XXVI. Neuerdings hat 1927 G. B. Volz den ganzen Briefwechsel neu herausgegeben: Leipzig, Verlag Köhler; sonderbarerweise ins Deutsche übersetzt.

Wilhelm kurze Zeit, nachdem er den eigentlichen Kriegsschauplatz verlassen hatte, in Leipzig aufgehalten. Was aber dann weiter berichtet wird, entspricht nicht den Tatsachen, daß nämlich der König auf dem Marsche zur Saale den Franzosen entgegen den Prinzen in Leipzig besucht habe und „der Besuch und die Unterredung ungemein zärtlich gewesen seien, wovon alle diejenigen, welche zugegen gewesen, ein Zeugnis ablegen". Im Gegenteil schreibt der Kabinettssekretär Eichel aus Leipzig, den 16. Oktober an den Minister Finckenstein ausdrücklich: „Beide Herren Brüder haben sich inzwischen hier nicht gesehen noch geschrieben" (Polit. Correspondenz Friedrichs d. Gr. 15, 429).

Als der Verfasser der „Merkwürdigkeiten" wird Joh. Georg Philipp Müchler genannt. Nach Meusels „Gelehrtem Deutschland" (18, 745) ist ein Gelehrter und Pädagoge dieses Namens 1819 zu Berlin gestorben, und zwar hat er, wie sein Nachruf in der Spenerschen Zeitung dieses Jahres (Nr. 99) besagt, das seltene Alter von 95 Jahren erreicht. Demnach war er 1758 34 Jahre alt, kann also sehr wohl das genannte Büchlein geschrieben haben.

Eine ganz andere Absicht verfolgt eine französische Broschüre, die wir der Einfachheit halber mit A bezeichnen wollen. Sie benutzt den Tod des Prinzen zu einer heftigen Verunglimpfung der Politik Friedrichs. Es ist die Lettre du Prince de Prusse mourant au roi son frère; Erlangen 1758. In der Flugschriftensammlung der Berliner Staatsbibliothek befinden sich zwei Übersetzungen, beide ohne Druckort, das Jahr des Erscheinens 1758 nennt nur die eine[1].

Der Verfasser schreibt, als wäre er der liebevollste Bruder, der treueste Untertan des Königs, der „24 Stunden vor seinem Ende" keinen anderen Wunsch hat, als ihm heilsame Ratschläge zu erteilen und ihn vor dem Verderben, das er nahen sieht, zu warnen. Aber unter dem Deckmantel der Offenheit angesichts des Todes übt er scharfe Kritik an Friedrichs politischem Verhalten von der Thronbesteigung an, ja verkündet wegen der vielen Fehler, die er gemacht hat, seinen Untergang voraus. „Fuimus Troes, fuit Ilium. Es ist aus mit der Macht des Hauses Preußen, wenn Sie fortfahren, Sire, dem ganzen wider Sie verbundenen Europa Trotz zu bieten". Auch das englische Bündnis kann nicht retten. „Der Engländer hat sich nur an Sie gelehnt, um unterstützt zu werden; er wird sich aber von Ihnen entfernen, sobald Sie sich auf ihn stützen wollen." Nur eins bleibt übrig: Frieden zu schließen.

Trotz aller scheinbaren Zärtlichkeit ist A nichts anderes als eine Schmähschrift. Gehässig ist auch der Vergleich des Königs mit Phaëthon, den „das

[1] S. auch Teutsche Kriegs-Canzley auf das Jahr 1758 II 783ff.



wilde Rennen der Sonnenrosse" in den Abgrund gerissen hat. Auch andere verwandten ihn damals, so Prinz Heinrich, der dritte Bruder, in einem von den Österreichern aufgefangenen Briefe an die Prinzessin Amalie.

In Wahrheit hat August Wilhelm nicht in der Sterbestunde, aber bald nach der Verabschiedung zur Rechtfertigung seines Verfahrens auf dem Rückzuge eine „Relation" abgefaßt, in der er die Behauptung aus seinen Briefen an den König wiederholt, er finde keine Schuld an sich, habe sich nichts vorzuwerfen. Veröffentlicht ist sie erst 1769 als „Anekdoten zur Erläuterung der Brandenburgischen Geschichte und des letzten Krieges", ohne Ort. Daß der Prinz sie nicht selbst noch während des Krieges veröffentlichte, haben zum Glück die Persönlichkeiten, denen er diese seine Absicht mitteilte, verhindert, indem sie ihn beschworen, von einem „solchen perniziösen Vorhaben abzustehen". Es waren Markgraf Karl von Schwedt, selbst ein preußischer Prinz und General, der englische Gesandte Mitchell und der schon genannte Eichel, der wegen der hohen Achtbarkeit seines Charakters in der Umgebung des Königs mehr Ansehen genoß, als seinem Range entsprach (Pol. Corr. 15, 282).

Mit Hilfe einer zweiten Schrift (B) können wir den Verfasser von A einigermaßen sicher feststellen. Sie läßt den Geist des Prinzen dem Verfasser von A auf seine Angriffe gegen Friedrich erwidern. Der Titel lautet: L'ombre du Prince de Prusse à l'auteur de la lettre du Prince de Prusse mourant au roi son frère. Se non è vero, è ben trovato. Aux champs Elysées et se vend en Europe. 1758. Auch von B gibt es eine deutsche Übersetzung. Gleich im Anfange liest man, das Publikum erkenne mühelos in dem Autor von A den „verwegenen" Schriftsteller wieder, von dem die „Irotkesischen Briefe, der gerechtfertigte Ephraim und der Geist des gegenwärtigen Krieges" stammen. Damit ist Maubert de Gouvest gemeint, ein auf literarischem Gebiete sehr betriebsamer Franzose, dessen glänzende schriftstellerische Begabung und reiche Kenntnisse auch Voltaire anerkennt. Daß er den Brief A abgefaßt hat, ist durchaus glaubwürdig, da die gleiche Gegnerschaft gegen Friedrich auch aus seinen „Réflexions d'un Suisse sur les motifs de la guerre présente" Zürich 1757 hervorgeht. Auch ist es gewiß kein Zufall, daß der eine der beiden Übersetzer von A in einem Nachworte „Zufällige Gedanken über vorstehendes Schreiben" eine Stelle aus Mauberts wertvollstem Werk anführt, der „Politischen Geschichte des Jahrhunderts von 1648—1748".

Wie A eine Schmähschrift gegen Friedrich, so ist B eine Streitschrift gegen Maubert. Sie wirft ihm vor, auf ein gekröntes Haupt die vergifteten Pfeile der Satire gerichtet zu haben. Später oder früher werde er den verdienten Lohn dafür empfangen, daß er mit seinen Pamphleten immer nur

die Seite zu fördern suche, die gerade die Oberhand habe. So wendet der Verfasser zuletzt die Äsopische Fabel von der Fledermaus auf ihn an, die beim Streite zwischen den Vögeln und den übrigen Tieren allemal auf der Seite war, wohin sich der Sieg neigte, und daher von allen Tieren so gehaßt wird, daß sie sich nur nachts aus ihrem Versteck hervorwagt.

Außer dem Verfasser von B hatte Maubert noch einen Gegner, der ihm großen Schaden angetan hat, den Satiriker Chevrier. Franz Anton Chevrier aus Nancy hatte sich schon in jungen Jahren durch seine spitzige Feder in Paris so große Feindschaft zugezogen, daß er sich dort nicht halten konnte und nach Holland übersiedelte. Hier fuhr er fort, durch die Erfahrung nicht klüger geworden, Schriftsteller, die ihm nicht zusagten, anzugreifen. Unter anderem hatte er es auf Maubert abgesehen. Ihn verhöhnt er in einer histoire de la vie de Maubert, soi disant chevalier de Gouvest, gazetier à Bruxelles et auteur de plusieurs libelles. Londres 1761; hat auch an die Spitze seines Romans „Les amusements des dames", Rouen 1763, um ihn zu kränken, eine epître dédicatoire gesetzt à Ms. Jean-Henri Maubert, dit Gouvest, retiré incognito à Francfort sous le nom de M. Martin.

Vor der Größe Friedrichs hatte selbst dieser übermütige Skribent Hochachtung und machte ihn zum Helden eines in „heroisch-komischen Versen" geschriebenen Epos „La Prussiade", in dem er dem „König Schöngeist" huldigt. Das hinderte ihn aber nicht, fast gleichzeitig eine Schrift herauszugeben (C), die den König von einem monarchischen Dünkel herab sprechen läßt, wie er ihn niemals besessen hat: Réponse du roi de Prusse au prince son frère aux champs Elysées. Je ne sais où. 1er Aoust 1758[1].

Der König rechtfertigt sich hier gegen die Anklagen, die A gegen ihn erhebt: „Du wünschtest, ich solle ruhig in Potsdam bleiben und die Waffen nur ergreifen, wenn ich dazu triftige Gründe hätte. Als wenn die Sehnsucht eines Königs, das Weltall mit dem Ruhme seines Namens zu erfüllen, ihn nicht allein schon berechtigte, seine Nachbarn zu beunruhigen, seine Freunde zu verraten, mit gleichgiltigen Verbündeten zu brechen. Geboren, um mich auf dem Throne zu ersetzen, wolltest Du mir Vorstellungen machen über den Entschluß, den ich gefaßt habe, mich Sachsens zu bemächtigen und mich an der Kaiserin zu rächen, die mich sonst eines Tages hätte vernichten können. Ich hörte Dir als Dein Bruder zu, aber ich mißachtete Deinen Rat als König; die Mäßigung, die Du vorschlugst, war gegen meine Natur. Die Handlungen eines Königs sind über Kritik erhaben. Anbeten und Schweigen, das ist die Schuldigkeit, die man der Gottheit schuldet, deren lebende Abbilder wir auf

[1] S. auch Teutsche Kriegs-Canzley auf das Jahr 1758 II 796ff.

der Erde sind." Mit je frevelhafterem Selbstbewußtsein hier der König redet, desto kläglicher endet er, als ihm Nachrichten zukommen, nach denen er gezwungen sein wird, die Belagerung von Olmütz aufzugeben. Denn gerade während diese stattfand, ist der Prinz gestorben und läßt daher C den König an ihn im Jenseits schreiben. Bekanntlich fiel Friedrich im dritten Kriegsjahre in Mähren ein und belagerte Olmütz fast zwei Monate lang, mußte aber die Belagerung wieder aufgeben und den Rückzug nach Böhmen antreten. Ohne erheblichen Schaden gelangte er vor Königgrätz und besetzte es am 12. Juli. Dies Ereignis berührt Chevrier, indem er einige Verse aus der Tragödie Mithridate anführt. Es ist ein Werk Racines, in dem zu Anfang des 3. Aktes Mithridate zu seinen Söhnen sagt:

> Je fuis, ainsi le veut la fortune ennemie. Mais vous savez trop bien l'histoire de ma vie Pour croire que longtemps, soigneux de me cacher, J'attende en ces déserts qu'on vienne me chercher.

Aber statt en ces déserts steht bei Chevrier: à Konisgratz. So wunderlich hat er sich den Namen für die französische Aussprache zurechtgemacht. Er läßt Friedrich mit den verzweifelten Worten schließen: „Auch von Königgrätz muß ich mich zurückziehen, will ich mein Schicksal aufhalten. Was soll aus mir werden?"

Unter den Schriften Chevriers führt die Nouvelle Biographic Générale auch an einen Dialogue du prince royal de Prusse avec le maréchal de Schwerin (o. O. u. J.). Über den Inhalt kann ich nichts sagen; es ist mir kein Exemplar zu Gesicht gekommen. Aber da Schwerin vor Prag gefallen und der Prinz ein Jahr später gestorben war, erfand er vielleicht ein Gespräch zwischen beiden im Jenseits, etwa wie Friedrich d. Gr. ein solches zwischen dem Prinzen Eugen, Marlborough und dem Fürsten Liechtenstein „in den Gefilden der Seligen" geschrieben hat. Von den sonstigen Beziehungen zwischen ihnen konnte er kaum etwas wissen, z. B. weder daß im Jahre 1749, als schwere Kriegsgefahr drohte und der König dem Prinzen den Oberbefehl gegen die Russen zugedacht hatte, Schwerin sein Berater hatte sein sollen, noch daß, wie es in einer Order, Leitmeritz den 28. Juni 1757, heißt, der König das Kommando über das ganze Militär in Schlesien an den Prinzen „auf gleichem Fuße übertragen hatte wie solches der verstorbene Feldmarschall Schwerin seit dem Anfange des Krieges und bis zu seinem erfolgten Tode gehabt hat" (Pol. Corr. 15, 196).

2. Die Posse L'expédition secrète.

Der Verfasser von B hat über Maubert nicht nur Worte des Tadels, sondern erkennt an einer Stelle seines „Briefes" auch an, daß von ihm eine geistvolle

Schrift herrühre, „die geheime Unternehmung“. L'expédition secrète, comédie en deux actes, comme elle a été répresentée sur le théâtre politique de l'Europe avec de très grands applaudissements (Ride si sapis Mart.); Londres 1758, ist eine derbe und übermütige, nur nicht gerade sehr witzige Posse, welche die englische Flotte und ihre Befehlshaber aufs gröblichste verspottet. In der Tat war das Unternehmen, das eine so beißende Kritik hervorrief, überaus kläglich verlaufen. Nach umfänglichen Vorbereitungen hatte im September 1757 eine große Flotte mit einer stattlichen Schar von Landungstruppen an Bord den Hafen von Portsmouth verlassen. Der geheime Befehl, den die Regierung ihr mitgab und der erst unterwegs geöffnet werden durfte, lautete: an der Küste Frankreichs sich festzusetzen und zwar womöglich die Festung Rochefort an der Mündung der Charente wegzunehmen. Aber dort angekommen, bemächtigten sich die Befehlshaber nur der kleinen Insel Aix, wagten jedoch nicht das Festland zu betreten und zögerten so lange mit ernsthaften Maßregeln, bis die Ausführung durch die französischen Gegenmaßnahmen unmöglich wurde. Ohne irgend etwas Erhebliches ausgerichtet zu haben, kehrten sie einen Monat später nach der Heimat zurück. Die Schuld traf hauptsächlich den General Mordaunt, den Leiter der Expedition, der mit dem Admiral Hawke nicht einig war und sich nicht rechtzeitig zu kühner Tat aufraffen konnte. Er wurde denn auch nachher vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn allerdings freisprach.

Ihn und die übrigen Flotten-Heerführer läßt die Komödie unter symbolischen Namen als die Generale Ordonnance, Prudence, Brave, auftreten und die Admirale als Buse (= Schöps), Coucou und Nouveau. Der Inhalt ist kurz folgender: Ordonnance und Prudence geraten im Lager auf der Insel Wight aus nichtigen Gründen hart aneinander. Beide ziehen den Degen; doch ehe der Zweikampf beginnen kann, tritt Brave dazwischen und veranlaßt sie innezuhalten im Hinblick auf den schweren Kampf, der ihnen mit den Franzosen bevorsteht. Dann unterhalten sich auf einem Kriegsschiffe im Hafen, das weiter die Szene bildet, die drei Admirale sehr despektierlich vom weiblichen Geschlechte, trinken Likör und lassen „die geheime Unternehmung“ leben. Inzwischen kommen die Transportschiffe auf der Insel an, die Truppen werden eingeschifft, und General Brave ist entzückt über die Aussicht, neue Schlachten von Crecy und Agincourt zu gewinnen. Im zweiten Akte befinden wir uns auf offenem Meere. Die Flotte steuert auf die französische Küste zu, die von Rochefort bis La Rochelle nur von Bauern mit Sensen und Äxten bewacht ist. Aber die Generale und Admirale haben sich in alte Weiber verwandelt, bis auf den einen, der weiß, was er seinem Lande schuldig ist, General Brave. Madame Ordonnance will ihrem Sekretär eine „Order für

den 15. September" diktieren, aber ist mit den übrigen Weibern ratlos, was zu tun sei. Vergebens macht sich Brave anheischig, mit 500 Mann eine Scheinlandung zu wagen, um die feindliche Miliz auf sich zu ziehen, was Madame Prudence für eine Donquichoterie erklärt. Der Dichter ist gut unterrichtet. Denn wirklich hat ein junger Oberst, James Wolfe, im Kriegsrate die Bitte ausgesprochen, ihm 500 Mann zu einem Landungsversuche anzuvertrauen, ist aber damit zurückgewiesen worden. Zwei Jahre später hat derselbe Mann sich hohen Ruhm durch Einnehmen Quebeks erworben, wobei er fiel. In der nächsten Szene beglückwünscht Mad. Buse den Kapitän Noble, weil es ihm gelungen ist, im ersten Anlauf die Insel Aix wegzunehmen, auf der nun betrunkene englische Soldaten die wenigen Einwohner ihrer Habe berauben. Den Schluß bildet der seltsamste Einfall des Dichters. Trotz ihres Alters erlebt Mad. Ordonnance in ihrer Kabine eine Fehlgeburt. Dieser Umstand veranlaßt sie und die um ihr Lager versammelten anderen Frauen, die Segel heimwärts zu lenken, zumal die geheime Order ja an einen Mann gerichtet ist, für sie also nicht gelten kann.

3. Eine Schrift Norberts.

Der Kapuzinerpater Norbert hat eine Lettre geschrieben à Monseigneur le Prince de... au sujet des guerres présentes. Anvers 1757, datiert den 19. XI. 1756 aus Magdeburg. Sie findet sich in einem Sammelbande der Staatsbibliothek Scripta in bello novissimo, wird aber sonst nirgends erwähnt, auch nicht von der Biographie universelle oder der Nouvelle Biographie générale, die beide seine übrigen Schriften aufzählen. Der bissige Chevrier hat wie Mauberts so auch sein Leben beschrieben in der Vie du fameux P. Norbert, die von Bosheiten strotzt, und auch an ihn eine nicht ernstgemeinte Epître dédicatoire gerichtet, die vor seiner „moralisch-kritischen Geschichte" Le Colporteur steht. Er ist im Zweifel, wie er ihn nennen soll, Norbert, wie er als Mönch heißt, oder mit seinem ursprünglichen Namen Pierre Parisot oder auch Curel und Platel, wie er sich als Schriftsteller zuweilen genannt hat.

Norbert stammt aus Bar le Duc, er hat aber einen noch größeren Teil seines Lebens als Maubert und Chevrier auf fremdem, nichtfranzösischem Boden verbracht, als Missionar in Ostindien gewirkt, in England sein Mönchtum aufgegeben und versucht, sich als Fabrikleiter zu ernähren. Aber weder hier noch in Deutschland oder Portugal konnte er dauernd Fuß fassen, bis er schließlich nach seiner Heimat zurückkehrte und hier im Elend starb.

Im „Briefe an den Fürsten von..." ereifert er sich über die „Ungerechtig keiten" der Kriege. Die Natur sorgt für die Fortpflanzung aller Lebewesen

aber die Menschheit vernichtet sich selbst in ewigen Kämpfen. Und dabei will, wenn es zum Kriege gekommen ist, niemand zugeben, daß er der Angreifer war. Der französische König ließ im Dezember 1755 dem Londoner Hofe eine Denkschrift zugehen und forderte Herausgabe aller gekaperten Kriegs- und Handelsschiffe. Die Nichterfüllung dieser Forderung müsse als Kriegserklärung angesehen werden[1]. Die Antwort des Ministers Fox vom Januar 1756 lautete, England wünsche die Erhaltung der öffentlichen Ruhe; aber das Geschehene sei hervorgerufen durch die von Frankreich begonnenen Feindseligkeiten. Welche von beiden Regierungen ist im Rechte? Norbert, der unparteiisch erscheinen will, muß es unentschieden lassen. Er sieht nur: beide Gegner sind von ihrem guten Rechte überzeugt und handeln im guten Glauben, wenn sie zum Schwerte greifen. Dieselbe Vorurteilslosigkeit zeigt er gegen den König von Preußen. Kann man es ihm verdenken, daß er, von der Gefährdung seiner Staaten durch andere Mächte überzeugt, einem Unglück zuvorkam, das er sehr nahe glaubte? Ist es überhaupt möglich, die Wahrheit zu erkennen? Wer will entscheiden, ob Luther und Calvin zu verwerfen sind oder der Papst? Aber dasselbe unparteiische Urteil, das man über den Ursprung der gegenwärtigen Kriege, des Kolonialkrieges zwischen England und Frankreich und des Kampfes gegen Friedrich fällen sollte, — und das ist der langen Rede kurzer Sinn — verlangt er auch für sich selbst und den Abfall vom Glauben, den er sich während seines fast zehnjährigen Aufenthaltes in England hat zu Schulden kommen lassen. Daß ihm die Kirche verziehen hat, da er wieder zu ihr zurückkehrte, soll ein Breve des Papstes Benedikt XIV. dartun, das er wörtlich, und zwar lateinisch und französisch anführt und das ihm wegen seiner Glaubensstärke, der Unsträflichkeit seines Wandels und wegen seiner Tugenden überhaupt ein lobendes Zeugnis ausstellt. Die ganze mit unleugbarem rednerischem Schwunge abgefaßte Schrift soll ihren Verfasser als nun wieder treuen Sohn der römischen Kirche erweisen und seine Abtrünnigkeit in Vergessenheit bringen. Das hat freilich nicht gehindert, daß Chevrier ihn mit folgendem Epigramme verhöhnte:

Enfant de l'ordre séraphique
Le destin me fit anglican.
Pour la seconde fois je deviens catholique.
Encore une disgrace, et je prends le turban.

Berlin. Victor Heydemann.

---

[1] Generalstabswerk über den 7jährigen Krieg I 32.

Kritiken.

Hans Leisegang, Denkformen. Berlin u. Leipzig. (Walter de Gruyter & Co.) 1928. VI, 457 S. gr. 8⁰.

Es bedarf heute keiner Rechtfertigung mehr, wenn ein philosophisches Werk dieser Art in einer historischen Fachzeitschrift besprochen wird, denn je mehr die Geschichtswissenschaft die Entwicklung des menschlichen Geisteslebens in ihren Forschungsbereich einbezieht, desto fühlbarer wird das Bedürfnis nach methodischer Besinnung und systematischer Schulung. Heute wird die Berechtigung geistesgeschichtlicher Problemstellung kaum noch bestritten, wo sich Kontroversen erheben, da betreffen sie mehr als das Recht der Fragestellung als solcher die methodische Sicherheit und die Exaktheit der Beweisführung bei dem konkret vorliegenden Produkt geistesgeschichtlicher Einstellung. Hier ist ja auch der Subjektivität der Forscherpersönlichkeit ein ungleich größerer Spielraum gelassen als etwa in der politischen, der Verfassungs- oder Wirtschaftsgeschichte. Daher ist auch hier die Gefahr viel größer, eigene Wertungen und vorgefaßte Meinungen in die Quellen hineinzutragen und so ihren Sinn zu verfälschen. Zwei Voraussetzungen sind daher unumgänglich für den, der sich an geistesgeschichtliche Probleme heranwagt: eine scharfe kritische Besinnung auf alle Vorgänge des Schließens und der Urteilsbildung, und eine Ehrfurcht vor der Quelle, die jede Gewaltsamkeit in ihrer Verwertung ausschließt. Geht die erste Forderung auf das rein Subjektive, so ist in der zweiten ein objektives Moment dadurch gegeben, daß nach ihr der Forscher imstande sein muß, die sich ihm darbietenden Quellen in ihrer spezifischen Eigenart zu erkennen und ihr gemäß auch zu verarbeiten.

Hierin liegt eines der ernstesten Probleme der Geistesgeschichte beschlossen, denn immer wieder stößt der Forscher hier auf Texte, die allen Versuchen verstehenden Eindringens die größten Schwierigkeiten entgegensetzen, obwohl von ihren Urhebern mitunter starke Fortwirkungen ausgegangen sind, ihre Worte also für andere Menschen sehr wohl mit einem verständlichen Sinn erfüllt gewesen sein müssen.

Diese Erscheinung, daß also ganz offenbar nicht alle Schöpfer philosophischer Systeme und religiöser Weltanschauungen nach unserer wissenschaftlichen, erstmalig von Aristoteles formulierten Logik gedacht haben, macht L. zum Ausgangspunkt für seine Untersuchungen und weist dann nach, daß die verschiedenen Wege, die das Denken geht, einer ebenso strengen, nur andersartigen Gesetzmäßigkeit folgen, die sich systematisch formulieren läßt ganz wie die der in den Handbüchern der Philosophie niedergelegten traditionellen aristotelischen Logik.

Die Art, wie nun L. den gesetzmäßigen Aufbau innerhalb der verschiedenen Arten der Gedankenführung sichtbar zu machen unternimmt, läßt diese Untersuchungen für die geistesgeschichtliche Forschung wertvoll erscheinen. Da wird

nicht aus Oberbegriffen deduziert, sondern alle Ergebnisse werden durch Analyse der schriftlich formulierten und niedergelegten Äußerungen geistesgeschichtlich bedeutender Individuen gewonnen. Dem entspricht der Begriff der Denkform als eines in sich zusammenhängenden Ganzen der Gesetzmäßigkeiten des Denkens, die sich aus der Analyse von schriftlich ausgedrückten Gedanken eines Individuums ergeben und sich als derselbe Komplex bei anderen ebenfalls auffinden lassen. Den besonderen Wert der L.schen Gedankenführung macht es nun aber aus, daß sie sich offen vor den Augen des Lesers vollzieht, ihn von den Texten, von denen sie ausgeht, angefangen über alle Stufen der Interpretation in sorgsamstem Aufbau hinführt zu seinen Ergebnissen, die darum in hohem Grade den Charakter der Evidenz tragen. Dieses beständige Ausgehen vom Sprachlichen bringt es als seine natürliche Folgeerscheinung mit sich, daß der Verfasser es ablehnt, Aussagen zu machen, die über den Bereich derjenigen Kulturen hinausgehen, deren Sprache er beherrscht. Wird dadurch der Geltungsbereich seiner Aufstellungen im Wesentlichen auf den europäischen Kulturkreis eingeschränkt, so wird durch diese vorsichtige Selbstbeschränkung das Zutrauen in ihre Zuverlässigkeit gestärkt.

Diese so auf induktivem Wege aus den Texten gewonnenen Denkformen entspringen nicht konstitutiven Notwendigkeiten des denkenden Subjekts, sind nicht psychologisch bedingt und erklärbar, sondern sie entstammen der Natur der angeschauten Wirklichkeit. Je nachdem das Denken der organischen Natur mit ihrem ewigen Werden und Vergehen, ob es der Welt der mathematischen Proportionen zugewandt oder ob es mit der Ordnung unbewegt gedachter idealer Gegenstände in ein übersichtliches System beschäftigt ist, demnach ist auch die Form des Denkens verschieden und scheint gleichsam von den Gegenständen abgelesen zu sein. Tiefere Zusammenhänge zwischen Logik und Metaphysik werden so sichtbar.

Die Orientierung an der Natur des intendierten Gegenstandes hat zur Folge, daß entsprechend der grundlegenden Zweiteilung aller Dinge in Organisches und Mechanisches alle Denkformen sich auf zwei Grundtypen zurückführen lassen: das Kreisdenken, das gleichsam von der organischen Natur abgelesen ist, und das Denken in der Form der Begriffspyramide, die von der Ordnungslehre der Mathematik und Physik als den logischen Beziehungen zwischen idealen Größen und Zahlen und künstlich isolierten Gegenständen hergeleitet ist.

In diesem Korrelationsverhältnis zur intendierten Wirklichkeit liegt es begründet, daß reine Denktypen äußerst selten, Mischformen dagegen die Regel sind. Das erklärt sich ebensosehr aus dem individuellen Entwicklungsgang des einzelnen Denkers wie aus literarischer Beeinflussung. Dabei ist es jedoch keineswegs so, daß die Vertreter einer reinen Denkform irgend etwas vor denen der Mischtypen voraus hätten, ja, eine ganze Reihe von Persönlichkeiten, die einen außerordentlichen Einfluß ausgeübt haben, waren Repräsentanten von Mischformen, so etwa Platon, Aristoteles, Augustin, ja ihre weitreichende Wirkung ist nicht zuletzt dem Umstande zuzuschreiben, daß sie die verschiedensten formalen Möglichkeiten des Denkens in sich vereinigten und dadurch den verschiedensten Einstellungen und Denkungsarten Anhaltspunkte lieferten. Eine große Rolle spielt dabei das Mißverstehen, das notwendig eintritt, wenn Inhalte des Denkens in eine andere Denkform übersetzt werden. Denn jede dieser Denkformen hat ihre innere Berechtigung nur auf dem ihr eigentümlichen Gegenstandsgebiet und muß zu unrichtigen, ja mitunter grotesk anmutenden Ergebnissen kommen, wenn sie eine Wirklichkeit zu erfassen sucht, zu der ihr der Zu-

gang verschlossen ist. Diese Zusammenhänge erkannt und der Theorie des Verstehens eine Theorie des Mißverstehens an die Seite gesetzt zu haben, gehört zu den Verdiensten der Leisegang'schen Untersuchung.

In diese systematische Aufgabe der Begründung einer Typologie des Denkens hat nun der Verfasser eine Fülle von Anregungen, Beobachtungen, Forschungsergebnisse eingebettet, die vieles in der Geschichte des Geistes in eine neue Beleuchtung rücken. Was so z. B. über die früheste Entwicklung Hegels gesagt wird, das dient zunächst der Klärung und Verständlichmachung der Eigentümlichkeiten der Denkform, indem aber gezeigt wird, wie der junge Hegel, aufgewachsen ganz in den Bahnen der herkömmlichen Logik, in dem heißen Bemühen, diejenigen biblischen Schriften, die, weil von Kreisdenkern geschrieben, sich der Erfassung durch den schlichten Verstand entziehen, sich zu eigen zu machen, nun selber zum Kreisdenker wird, ja dieses noch zum Denken im Kreise von Kreisen steigert, in dem er die adäquate Form für den Ausdruck seiner Erkenntnisse gefunden zu haben glaubte, wird dieser Teil der Untersuchung zugleich zu einem der wertvollsten Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des jungen Hegel überhaupt. Ebenso wird, um nur noch auf eines kurz hinzuweisen, Kant in vieler Hinsicht in einer neuen Perspektive gezeigt. Die Beziehungen seines Systems zur Scholastik werden untersucht, denn Kant hat von ihr durch Vermittlung der Wolffschen Schule mehr übernommen, als ihm je zum Bewußtsein gekommen ist. Er hat die alten Formen der Ontologie durchbrochen, an die Stelle der scholastischen Transzendentalia seine Kategorientafel gesetzt, aber deren Sinn in bezug auf das Ganze einer möglichen Wissenschaft ist der gleiche geblieben: die Vereinigung aller unserer Erkenntnisse in einem geschlossenen System, das unter der Herrschaft einer Idee steht. Das war ja auch das Ziel einer scholastischen Summa, nur daß es sich hier um eine Ordnung der Dinge selbst handelt, bei Kant aber ledigkich um die transzendentale Ordnung, die sich aus der Struktur der menschlichen Vernunft ergibt. Dabei blieb aber Kant bei aller grundlegenden Bedeutung seines Kritizismus durchaus in derselben Denkform befangen, so sehr, daß er sie für die einzige überhaupt mögliche Form des Denkens hielt und nie sah, daß es auch Philosophen gab, die in ganz anderen Formen gedacht haben und die daher durch seine Kritik gar nicht getroffen werden konnten.

Es ist unmöglich bei der Fülle der gebotenen Anregungen und Gesichtspunkte, mehr als nur andeutend auf das eine oder andere einzugehen. So sei nur noch erwähnt, daß enge Zusammenhänge zwischen Denkform und Weltbild bestehen, die vor allem der Geschichtsphilosophie charakteristische Züge geben. Kreisdenker fühlen sich immer dem Ende der Welt und dem Anbruch eines Neuen nahe, während der gradlinige Fortschrittsgedanke ein Hauptwesenszug des anderen Grundtypus ist. Doch begegnen auch hier Mischtypen nicht selten und vollenden das Bild von der bunten Vielheit der Erscheinungen.

Im Ganzen stellt sich die Schrift Leisegangs in die Richtung mit hinein, die das durch Dilthey aufgeworfene Problem des Verstehens durch theoretische Besinnung zu lösen sucht. Aber Leisegang hebt sich dadurch aus der Masse der Versuche heraus, daß er unter Ablehnung der Wege der Einfühlung, der mystischen Schau, der schöpferischen Synthese und ähnlicher unkontrollierbarer Methoden den sicheren Boden einer soliden Quellenunterlage nie verläßt. Verstehen heißt für ihn in erster Linie den in einer sprachlichen Quelle gemeinten Sinn in der richtigen Weise, d. h. so wie ihn der Autor gemeint hat, aufzufassen. Erst nachdem dies geschehen, tritt

Möglichkeit und Recht der Weiterverarbeitung im Dienste höherer Fragestellung ein. Einwandfreies Verstehen der sprachlichen Zeugnisse ist die unumgängliche Grundlage für jede geisteswissenschaftliche Erkenntnis. Dieses zu erreichen, bedarf es sorgsamer Schulung, und darum sollte keiner, der sich mit Fragen der Geistesgeschichte beschäftigt, an diesem in vieler Hinsicht Richtung weisenden Werke vorübergehen.

Leipzig. H. Wendorf.

Elisabeth Pfeil, Die fränkische und deutsche Romidee des frühen Mittelalters. [Forschungen zur mittelalterlichen und neueren Geschichte, herausgegeben von Albert Brackmann, Fritz Hartung, Erich Marcks, Friedrich Meinecke, Hermann Oncken, 3. Band.] München, Verlag der Münchner Drucke 1929. V und 238 S.

Eine Schülerin Brackmanns legt hier eine recht beachtliche Erstlingsarbeit vor, die eine Ergänzung zu dem Buch von Fedor Schneider, Rom und Romgedanke im Mittelalter (1926) darstellt. Beschäftigte sich Schneider mit der originalen oder klassischen Romidee, wie sie von Rom selbst und den Römern aus gesehen wird, so zeigt uns die vorliegende Schrift die gebrochene Gestalt, in der sie nördlich der Alpen wirksam war, namentlich im Frankenreich; denn der Blick, der den Schluß dann noch auf die Romidee im deutschen Reich des Mittelalters wirft, ist mehr ein kursorischer Anhang.

Ein erster Abschnitt will die Grundlagen der fränkischen Romidee zeichnen, d. h. die Romvorstellung, die aus der heidnischen und christlichen Antike überkommen ist, und die man sich nach der Verf. nicht allzu stark denken darf. Ein zweiter Abschnitt behandelt die „Vorbereitung der fränkischen Romidee", nämlich im Merowingerreich, wo anfangs allerhand Ansätze, die dann aber nicht zur Entwicklung gediehen, den karolingischen Imperialismus ankündigten. Der eigentliche Kernpunkt des Buches ist der dritte Abschnitt, der die Bedeutung der Romidee im Reiche Karls des Großen untersucht und einen spezifisch fränkischen Imperialismus herausarbeitet, der sich ursprünglich nicht als Fortsetzung des römischen Reiches gefühlt habe, sondern erst allmählich, in der Zeit nach der Kaiserkrönung, auf eine Verständigung mit Byzanz und den Gedanken der Teilung des Orbis Romanus gekommen sei, um das fränkische Kaisertum von der bedrohlichen kirchlichen Beeinflussung zu befreien. Wir heben hervor, daß bereits in den Libri Carolini von 792 Karl einmal den Titel imperator erhält (S. 105, einer noch ungedruckten Berliner Diss. von Hans Frederichs über die Gelehrten am Hofe Karls entnommen, Libri Carol. II, 28, hrsg. v. Bastgen in Mon. Germ. hist. 1924, S. 89, Zl. 35). Die Kaiserkrönung soll beim Antritt des Romzuges im Herbst 800 noch nicht beabsichtigt gewesen sein, die Idee vom Papst stammen, der den Kaiser in den Wochen vor Weihnachten in Rom für die Krönung gewonnen habe; es versteht sich aber, daß ein strikter Beweis für diese Annahmen fehlt. Der letzte Abschnitt betrifft den Niedergang der fränkischen Romidee unter den späteren Karolingern, betrachtet dann das ottonische Kaisertum, das weit mehr eine Nachfolge Karls des Großen als eine solche der römischen Imperatoren war, und endet mit einem Blick auf die Nachfolger Ottos des Großen, unter denen Otto III. als Vertreter der klassischen Romidee ganz abseits stehe, bis dann unter den Staufern der römische Charakter des Reichs etwas mehr betont wurde als unter den sächsischen und salischen Kaisern.

Dies einige Grundlinien des Buches, das trotz einer gewissen Neigung zur Konstruktion und mancher anfechtbaren Deutungen fruchtbare Gedanken und Anregungen enthält. Die Romidee, so darf man wohl sagen, hat im Mittelalter in drei verschiedenen Formen fortgelebt, bei den Römern, beim Papst, bei den fränkisch-deutschen Kaisern. Jeder dieser drei Faktoren hat sie in seinem Interesse umgebogen. Der klassischen Romidee dürften die Römer bis auf die Zeiten Rienzis am nächsten gestanden haben; und auch Dantes Staatsanschauung gehört wohl hierher (vgl. das Kapitel über die Monarchia in Hermann Hefeles Dante). Im fränkisch-deutschen Kaisertum schwang gewiß viel unrömisches mit, obgleich der imperiale Gedanke doch auch hier wohl in stärkerem Maße aus der römischen Tradition genährt war, als das bei der Verf. erscheint.

Die Bücher von Heldmann (Das Kaisertum Karls des Großen, 1928) und von Schramm (Kaiser, Rom und Renovatio, 2 Bde., 1929), die es in mancher Hinsicht mit ähnlichen Problemen zu tun haben, konnten von der Verf. leider noch nicht herangezogen werden. Aber die Benutzung der Literatur erscheint überhaupt etwas willkürlich und eigenwillig. Manche Arbeiten, wie Peter Rassow, Pippin und Stephan II. (Ztschr. f. Kirchengesch. 36), oder neuere Untersuchungen über die Entstehung der Konstantinischen Schenkung, oder Heinrich Hoffmann, Karl der Große im Bilde der Geschichtschreibung des frühen Mittelalters (1919), hätten mit Erfolg eingesehen werden können, während man auf Zitate, wie S. 6, Anm. 2: „Über Polybius vgl. Delbrück I, 454f." gern verzichten würde. H. (Reincke-) Blochs Aufsatz über Widukind von Korvei (N. Arch. 38) scheint der Verf. erst nachträglich bekannt geworden zu sein; vgl. S. 183 und Exkurs III, wenig glücklich, da doch an einer ersten Gestalt der Sachsengeschichte in den 50er Jahren, also vor der Kaiserkrönung Ottos d. Gr., nicht zu zweifeln ist. Auch sonst lassen sich im einzelnen manche Berichtigungen geben. So S. 23, Anm. 5: „Ludwigs II. Brief an Basileus", statt an Basilius II. über den Titel Basileus (gemeint ist Böhmer-Mühlbacher Reg. 1247); S. 29: „Daniel Kap. 3" statt Kap. 7; S. 97: „Ann. Mett. SS. XIII, 30" statt Ann. Mett. priores in Scr. rer. Germ. S. 66, die S. 91ff. ganz richtig zitiert wurden, u. dgl. m. Auch das Literaturverzeichnis am Schluß hätte sorgfältiger behandelt werden sollen. Bei Manitius, Lat. Lit. fehlt der 2. Bd. (1923), obwohl S. 64 Anm. 36 auf ihn Bezug genommen ist; Monod ist unrichtig zitiert, Waitz ganz ungenau („Waitz, Lex Salica 1846" statt „Das alte Recht der Salischen Franken", und „Deutsche Verfassungsgeschichte", 2. Aufl. 1885, als wenn es nur einen Band gebe); Wattenbach I, 1. statt 7. Aufl., u. a. m. Das sind Flüchtigkeiten, die man gerade bei einer Erstlingsarbeit nicht gern sieht, um so weniger, als es sich hier wirklich um eine das Durchschnittsmaß einer Dissertation übersteigende Leistung handelt.

Berlin. Robert Holtzmann.

Haupt, Graf zu Pappenheim, Die frühen Pappenheimer Marschälle vom XII. bis zum XVI. Jahrhundert. Bd. I. Regesten ... Bd. II. Versuch einer Geschichte ... Nach urkundlichen Quellen bearbeitet und herausgegeben. = Beiträge zur Deutschen Familiengeschichte, herausgegeben von der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte, Bd. 6. Leipzig, Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte und Würzburg, I. C. Becker 1927. 4°. VIII u. 130.— VIII u. 113 u. 7.

Wollte man bis jetzt etwas über die Marschälle von Pappenheim wissen, so mußte man sich im Döderlein unterrichten, der seine Geschichtlichen Nachrichten

usw. 1739 erscheinen ließ, oder sich mit den kurzen Bemerkungen im „Gothaer“ begnügen. So ist es zu begrüßen, daß es ein Angehöriger des Geschlechts unternommen hat, vorerst die ältere Geschichte seines Hauses zu schreiben. Er selbst nennt sich einen Laien und bittet um Nachsicht. Wir wollen sie ihm gern zubilligen, soweit es nötig ist. Um dies gleich vornweg zu nehmen: Ich habe es sehr vermißt, daß er bei Abdruck von Urkunden und Quellen die moderne allgemeinübliche Editionstechnik angewandt hat. Doch ist das nur eine Äußerlichkeit. Weniger zu verzeihen sind die ungenauen Quellenangaben, die die Prüfung der angeführten Stellen sehr erschweren. Auch daß einmal im Text, ein anderes Mal unterm Text zitiert wird, will mir nicht gefallen. Vielfach wird im zweiten Bande auf den Anhang verwiesen. Dort ist aber die nähere Erklärung nicht zu finden. Sollte dieser Anhang zum größten Teil einer Kürzung der Arbeit zum Opfer gefallen sein? Dann hätte die Kürzung bei Heinrich von Kalden einsetzen müssen, dessen Geschichte viel breiter erzählt wird, als zur Untersuchung über das Verwandtschaftsverhältnis mit den Pappenheimern erforderlich ist. Doch sind dies alles mehr oder weniger Schönheitsfehler, die den Wert der sehr fleißigen Arbeit nicht beeinträchtigen.

Verfasser will die Geschichte seines Hauses von allerlei phantastischem Beiwerk säubern. Er will die Grundmauern bloßlegen und offensichtlich Falsches beseitigen. Ganz objektiv untersucht er den Ursprung und die ersten Generationen seines Geschlechtes und zeigt uns die Stellen, wo die Quellen versagen. Gern möchte Verfasser den Conrad, Marschall König Heinrichs IV., der zum Jahre 1101 erwähnt wird, als Pappenheimer ansprechen, aber er begnügt sich mit einem Vielleicht! Auch ich möchte es nicht annehmen, da der Vorname Konrad in der Familie in den ersten Generationen nicht wiederkehrt. Vielleicht ist er aber doch der Vater des seit 1111—1123 urkundlich belegten ersten Pappenheimers, Heinrich Haupt I. Dieser ist wieder vielleicht gleich dem 1123 Mai 8 erwähnten Marschall Heinrich. Es sind dies alles Vermutungen, aber Vermutungen, die immerhin einen Funken Wahrscheinlichkeit für sich haben. — Eine zweite schwierige Frage ist dann, in welchem Verhältnis die Pappenheimer Marschälle zu den Biberachern stehen. Pappenheim vermutet nach der Familientradition, daß sie durch Heirat in den Besitz des Erbes gekommen sind, das ihnen um 1230 gehört. Aber ein einwandfreier Nachweis läßt sich auch heute noch nicht führen. Ja, G. Beckmann spricht es in seiner Arbeit: „Die Pappenheim und die Würzburg ...“ (H. J. Görres-Ges. 47, 1927) als Tatsache aus, daß die Pappenheimer nur drei Generationen hindurch gelebt haben und daß die jetzigen Pappenheimer eigentlich Biberacher seien. Pappenheim wendet sich in einem Nachtragexkurs gegen diese und andere Behauptungen Beckmanns, zu denen ich hier nicht Stellung nehmen will. Jedenfalls muß der ganze Fragenkomplex noch einmal eingehend untersucht werden. Verfasser wird wohl noch einmal alles durchforschen und durchdenken müssen, ob nicht vielleicht diese Möglichkeit auf Grund anderer ihm noch unbekannter Quellen auch zuzugeben ist. Also auch hier müssen wir uns mit „vermutlich und wahrscheinlich“ begnügen. — Die dritte Frage berührt das Problem Kalden-Pappenheim, das auch mit den Biberachern wieder eng zusammenhängt; denn 1219 tritt ein Biberacher als Marschall und als „Rechtsnachfolger“ des 1215 verstorbenen Reichsmarschalls Heinrich von Kalden auf. Wie ist die Verwandtschaft? Etwas breit wird die Geschichte des Marschalles, wie ich schon bemerkte, erzählt. Da Pappenheim den Marschall nicht als Geschlechtsangehörigen anerkennt, so hätte er sich kürzer fassen können, zumal wir neuere Arbeiten über

diese Frage besitzen, die alles Wesentliche schon behandeln. Der Kern der Untersuchung steckt in Kapitel 13 (S. 45—52). Sorgfältig wird das Für und Wider abgewogen und schließlich der Ansicht von G. Schrötter (Beiträge zur älteren Geschichte von Neuburg a. D. in Altbayr. Mschr. XII (1913/14) zugestimmt: „Die Einheit Kalden-Pappenheim ist urkundlich nicht belegt und jedenfalls nicht sehr wahrscheinlich. Marschall Heinrich von Kalden war mit Pappenheim irgendwie verwandt, aber nicht identisch mit Heinrich Testa, vermutlich dessen Schwager. Die beiden Familienwappen sind grundverschieden, ebenso die soziale Stellung der beiden Häuser. Die Textquellen für die Identität sind gegenüber dem riesigen Urkundenmaterial äußerst dürftig und wenig zuverlässig. Die Vermengung wird äußerst wahrscheinlich durch die Tatsache, daß die Pappenheimer sowohl in den oberschwäbischen als auch vorübergehend in den niederschwäbischen ursprünglich Kaldenschen Besitz eintraten und dessen Tradition übernahmen" (S. 51). Beckmann ist auch hier wieder anderer Meinung und hält an der Gleichsetzung von Heinrich von Kalden und Heinrich Testa fest und wollte dies durch ein neu aufgefundenes Pappenheimisches Güterurbar aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts beweisen. Leider ist Beckmann vor kurzem verstorben. Hoffentlich werden wir von anderer Seite nun die gewünschte Aufklärung bekommen. — Wer ist der Marschall von Pappenheim, der 1247 in der Meraner Fehde gefangen genommen wurde und dessen Burg Niuvenburg zerstört wurde? Ist es Heinrich V., dessen Sohn Heinrich VI. oder ein Unbekannter? Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß es ein sonst urkundlich nicht belegbarer Pappenheim ist, dessen Vorname nicht einmal bekannt ist. — Im Kapitel 17 folgen interessante Ausführungen über die frühesten Siegel des Geschlechtes (S. 62ff.). Wenn aber Verfasser von dem stolzen und selbstbewußten Ton der Adelsberger Urkunde spricht, so hat er dabei nicht beachtet, daß dies nur die allgemeinüblichen Formeln sind. Merkwürdig ist aber nun plötzlich die Haltung von Pappenheim bezüglich der Identitätsfrage Kalden—Pappenheim, die „heute noch absolut offen und unentschieden" ist. Nach den früheren Darlegungen hatte man einen andern Eindruck erhalten. Das sind so Unebenheiten, wie wir sie verschiedene Male in der Arbeit antreffen. — Ich habe hier nur einige Punkte herausgehoben, um den Wert der Arbeit für die Aufklärung der Geschichte der Marschälle von Pappenheim trotz der gerügten Mängel zu zeigen. Verfasser nennt es bescheiden einen Versuch. Wir entnehmen aber aus der Arbeit, daß diesem Versuche wohl nicht viel mehr hinzugefügt werden kann, da sich die strittigen Punkte aus Quellenmangel wohl nie einwandfrei lösen lassen werden.

Vorher geht als I. Teil der Regestenband, ergänzt durch einen Anhang von 65 Urkunden. Wie aus dem Vorwort hervorgeht, sollte eigentlich als zweiter Teil ein Urkundenband erscheinen und die Geschichte den dritten Teil bilden. Doch hat wohl die Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse, wie überall, so auch hier, gebieterisch eine Einschränkung gefordert. Die Regesten sind sehr knapp gefaßt, wohl auch aus oben erwähntem Grunde. Doch hätte Raum noch zur Verfügung gestanden, wenn alle Anmerkungen besonders hier eben als Anmerkungen unter dem Text in kleinerer Schrift gegeben worden wären und anderes, das wir im zweiten Bande wiederfinden, gestrichen worden wäre. Aber kurze Regesten sind immer besser als gar keine. Hervorzuheben ist, daß hier wohl zum ersten Male alle urkundlichen Zeugnisse über Heinrich von Kalden und seine Verwandtschaft zusammengestellt sind. — Beide Teile enthalten sehr sorgfältig ausgeführte Stammtafeln oder „Versuche" zu solchen (auch

über die Kalden und die Biberacher), die das urkundlich Sichere von den bloßen Vermutungen streng scheiden. Ferner erfreuen die gut durchgearbeiteten Register. Teil II bringt außerdem noch acht vollendet ausgeführte Phototafeln: 1. das Bild Heinrichs von Kalden aus Petrus de Ebulo, Liber ad hororem Augusti; Tafel 2—6 die photographische Wiedergabe der wichtigsten Pappenheimer Urkunden; Tafel 7 und 8 Pappenheimer Siegel. Zum Schluß möchte ich den Wunsch aussprechen, daß Verfasser die Arbeit an der Geschichte seines Geschlechtes mit dem gleichen Eifer fortsetzt, so daß wir in absehbarer Zeit den Schluß der Geschichte dieses alten, standesherrlichen Geschlechtes erhalten.

Neuruppin. **Lampe.**

Olga Joelson, Die Papstwahlen des 13. Jahrhunderts bis zur Einführung der Conclaveordnung Gregors X. Historische Studien hrsg. von Dr. E. Ebering. Heft 178, Berlin 1928, 119 S. 8°.

Diese von K. Hampe angeregte, leider durch zahlreiche Druckfehler entstellte und auch stilistisch nicht immer einwandfreie Dissertation bietet eine brauchbare Zusammenfassung der neueren Forschungen von Wenck, Singer, Sternfeld und der Kardinalsmonographien aus Hampes Schule über den Gegenstand, ohne gerade erheblich viel Neues zu enthalten. Höchstens zu der Frage der Parteistellung der Kardinäle werden gelegentlich Bemerkungen beigebracht, die — oft sind es allerdings nur Vermutungen — über das bisher Bekannte hinausführen. Sonst wissen wir ja auch über die tatsächlichen Vorgänge bei den Wahlen noch allzuwenig; der von Hampe aufgefundene Bericht über das Conclave nach Gregors IX. Tod bildet die einzige Ausnahme. Für die Wahl Urbans IV. schließt sich Joelson der geistvollen und ansprechenden Konjektur Grauerts an, der den einzigen und dazu noch lückenhaften Bericht, den wir darüber besitzen, in der Weise ergänzt hat, das sie eine Kompromißwahl war, bei der die „Mönche" im Kardinalskolleg zu Kompromissaren bestellt waren. Ich bedauere, diese Vermutung zerstören zu müssen. Der Wahlbericht steht in einem Brief des englischen Geschäftsträgers bei der Kurie an Heinrich III. und ist aus dem Original (Public Record Office, jetzt: Ancient Correspondance III n. 176) gedruckt von Shirley Royal and historical letters II 188 u. 556. Shirley las: Nouerit vestrae dominationis sublimitas, quod ecclesia Romana pastoris solatio destituta a XXV (so Hs.) die maii usque ad diem decollationis sancti Johannis baptistae .... monachos ... totum habentes intra (es steht aber int' = inter da!) se caritatem et dilectionem mutuam et reputantes se tam humiles et indignos summi pontificatus honore, quod dicto die patriarcham Jerusalem oriundum ...... domini regis Franciae in Romanum pontificum elegerunt. Grauert (Münchener S B. phil.-hist. Kl. 1901 S. 134) wollte ergänzen: .. baptistae (octo cardinales praesentes in tres) monachos (in collegio existentes compromiserunt, ita ut duo ex ipsis tertium aut alium qualecumque [!] idoneum eligerent, qui) totum habentes intra se caritatem usw. Das ist ganz phantasievoll, aber kein schönes Latein: was soll totum heißen? Voll und ganz? Oder soll es zu caritatem gehören? Der handschriftliche Befund macht die ganze Konstruktion hinfällig. Zunächst ist totum äußerst fraglich; mit einiger Sicherheit ist nur noch — tum zu lesen; von monachos ist gar nichts mehr zu erkennen. Die von Shirley angedeutete Lücke verteilt sich auf ein Zeilenende, wo etwa 8 Buchstaben (durch Mäusefraß) verschwunden sind, und auf einen Zeilenanfang, wo höchstens 22 Buchstaben (ohne Abkürzungen) bis zu dem sicher lesbaren habentes fehlen.

Leider hat gerade da am Zeilenanfang vermutlich Shirley selbst mit Reagenzien gewütet, so daß nichts mehr zu lesen ist. Ich möchte daher seine Lesung monachos aufs stärkste bezweifeln. Bei der Ergänzung ist davon auszugehen, daß ecclesia Romana — destituta Partizipialkonstruktion ist, und der Hauptsatz ein Subjekt, die Kardinäle, und ein Verbum finitum verlangt. Man wird also ergänzen dürfen: ... baptistae (tandem domni cardinales convenerunt post tracta)tum habentes ... Einer Ergänzung, die monachos beibehält (etwa: baptistae [cardinales compromiserunt in] monachos [post tracta]tum) widerspricht die im folgenden ausgesprochene Einigkeit; will man diese nur auf die Kompromissare beziehen, so muß man wie Grauert zu einer umständlichen Ergänzung greifen, für die schlechterdings kein Platz da ist. Man wird nach dem handschriftlichen Befund also sagen dürfen, daß die Wahl Urbans IV. keine Kompromißwahl war.

Berlin-Lichterfelde. Walther Holtzmann.

Johannes Vincke, Der Klerus des Bistums Osnabrück im späten Mittelalter. Münster i. W. 1928. VI. 239 S. RM 11,60. (= Vorreformationsgeschichtliche Forschungen. 11.)

Kaum für irgendeine andere Diözese gibt es bereits eine derartig umfassende Studie über den Klerus für die angegebene Zeit, wie ihn die vorliegende Arbeit behandelt. Einzelne Seiten an diesem Thema: Bildung, Standesverhältnisse u. a. sind wiederholt Gegenstand von Untersuchungen gewesen, und auch gerade für Osnabrück hat der Verfasser sehr gute Vorarbeiten benutzen können. Zur Bildung und Sittengeschichte des westfälischen Klerus, zur Geschichte der Ordensreform haben Forscher wie Landmann, Hashagen, Linneborn u. a. gründliche Untersuchungen angestellt. Der Verfasser hat alle diese Vorarbeiten (s. das umfangreiche Literaturverzeichnis) benutzt, dabei auch kritisch geprüft und ist in mancher Hinsicht darüber hinaus zu eigenen Ergebnissen gelangt. Der Wert der Arbeit aber liegt vornehmlich in der übersichtlichen Zusammenfassung und klaren Darstellung der wichtigsten an dem Gegenstand interessierenden Seiten. Auf alle diese Fragen einzugehen (Geburtsstand, Bildungswesen, Ämterbesetzung, Pfründenwesen, sittliche Zustände, Reformen, Verhältnis von Klerus und Volk) kann in dieser Besprechung nicht versucht werden, so verlockend es auch ist. In manchen Dingen, das ist ohne weiteres zu sagen, unterscheiden sich die Verhältnisse in Osnabrück kaum von denen in anderen Diözesen, so daß ein Eingehen hierauf überflüssig ist. Die Verhältnisse des Geburtsstandes beim Klerus sind in Osnabrück nicht anders gelagert, als wir sie bereits aus anderen Landschaften durch die Arbeiten von Schulte und seinen Schülern kennen. Die allgemeinen Bildungsbedingungen für den Klerus sind in Osnabrück ebenfalls nicht verschieden von denen in anderen Territorien. Ergänzt wird dieses Kapitel durch einen umfangreichen Anhang mit einem Verzeichnis von Osnabrücker Lehrern und Studenten auf Grund der gedruckt vorliegenden Matrikeln mit tabellarischer Übersicht der besuchten Universitäten.

Es folgen Ausführungen über die Ämterbesetzung (hierzu neuerdings weitere Angaben von H. Stutt im Niedersächsischen Jahrbuch 5, S. 68f., 79), über den Ertrag der Pfründen, über Kumulation von Pfründen, Zahl des Klerus. Nicht minder ausführlich handelt der Verfasser dann über die sittlichen Zustände des Osnabrücker Klerus, vielfach in Ablehnung früherer Forschungsergebnisse (Sauerland, Hashagen u. a.), die nach Vincke die Schattenseiten zu sehr betont haben. Meines Er-

achtens sieht Vincke die Verhältnisse wohl etwas zu wohlwollend an. Die z. B. von ihm auf S. 126 besprochene Hausordnung für das Priesterhospital auf der Klus redet doch eine deutliche Sprache und steht wenig im Einklang mit Vinckes eigenen Worten (S. 148). „Zum Geistlichsein genügte es nicht, wenn einer ein durchschnittlicher oder guter Landesbürger war, es mußten höhere Anforderungen an seine Herzens- und Charakterbildung, an sein Tun und Beispiel gestellt werden." Die Zustände im Klerus hatten in der Tat eine schlimme Entwicklung genommen, sonst wären schließlich nicht die zahlreichen Reformversuche zu erklären, die fast das ganze 15. Jahrhundert ausfüllen. Über den Anteil der Osnabrücker Diözese an den Reformen handelt Vincke im nächsten Kapitel.

Die Ausführungen hierüber enttäuschen etwas. Von den Auswirkungen der Ordensreformen hört man sehr wenig. Über die Erfolge der Bursfelder Reform z. B. im Lande Osnabrück sind wir durch die Untersuchungen von J. Linneborn gut unterrichtet. Es erscheint mir aber fraglich, ob man die Feststellungen Linneborns ohne weiteres auch auf andere Orden anwenden darf. Es wäre freudig zu begrüßen gewesen, hätte man da Genaueres erfahren. Bei den Ausführungen über die Bewegung der Brüder vom gemeinsamen Leben hätte mit Nutzen die Arbeit von Barnikol, Studien zur Geschichte der Brüder vom gemeinsamen Leben (1917) herangezogen werden können. Die von Vincke S. 144 gemachten Angaben beziehen sich, wie Barnikol gezeigt hat, auf die Windesheimer Kongregation. Der Gründer des Osnabrücker Hauses ist der Laie Heinrich Engeter. Mehrere Mitglieder des Hauses, das bis um 1430 bestanden hat, aus den Reihen des Osnabrücker Klerus weist Barnikol nach. Der Priester Konrad Westerwolt (nicht Westerwalt) aus Osnabrück, Rektor des Hauses in Herford, ist erst nach 1449 (nicht 1426) gestorben.

Ein letztes Kapitel behandelt Klerus und Volk. Ein ausführliches Register beschließt das umfang- und inhaltreiche Werk. Es schließt sich den berühmten Arbeiten aus der Reihe von Finkes Vorreformationsgeschichtlichen Forschungen würdig an.

Wolfenbüttel. H. Herbst.

Ludwig Andresen und Walter Stephan, Beiträge zur Geschichte der Gottorfer Hof- und Staatsverwaltung von 1544—1659 in: Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins, herausg. von der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte. 14. und 15. Band. Kiel (Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte) 1928. XIX und 455, IX und 457 S.

Die „Beiträge zur Geschichte der Gottorfer Hof- und Staatsverwaltung", die zum ersten Male, auf gründlicher und umfassender Verarbeitung des archivalisch und literarisch überlieferten Quellenmaterials beruhend, ein geschlossenes Bild von dem inneren, staatlichen Aufbau des Gottorfer Anteils der Herzogtümer Schleswig und Holstein geben, bedeuten nicht nur für die landesgeschichtliche, sondern auch für die allgemeine verfassungsgeschichtliche Literatur eine wertvolle Bereicherung. Es handelt sich in dem Werk um jenes nach dem Hauptschloß Gottorf benannte Gebiet, das 1544 bei der Teilung der Herzogtümer dem zweitjüngsten der Söhne König Friedrichs I. von Dänemark, dem Herzog Adolf, zufiel und das sich, umgeben und begrenzt von dem königlichen und dem dem König und Herzog gemeinschaftlichen Anteil, von der Nordgrenze Schleswigs bis ins südliche Holstein erstreckte.

Dieser kleine Territorialstaat wurde unter der Herrschaft ehrgeiziger Fürsten im 17. Jahrhundert in den politischen Gegensatz zwischen Dänemark und Schweden und alle seine weiteren europäischen Folgen verwickelt, ohne jedoch eine selbständige Stellung einnehmen zu können, da er auf ungenügender wirtschaftlicher Basis beruhte. So ist er im Laufe des folgenden Jahrhunderts von Dänemark allmählich aufgesogen worden und im dänischen Gesamtstaat aufgegangen.

Das vorliegende Werk führt in Darstellung und Quellenpublikation nicht bis zum Ende des gottorfischen Staates, sondern es verfolgt unter beständigen Rückblicken auf die mittelalterliche Verfassungs- und Verwaltungsentwicklung die Ausbildung des staatlichen Verwaltungsorganismus bis zu dem Zeitpunkt, in dem er in seinen Hauptinstitutionen zu einem gewissen Abschluß gelangt war, d. h. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Die Darstellung, die sehr ins einzelne geht, wirkt durch die Fülle des Tatsachenmaterials oftmals etwas überladen; sie vermittelt dadurch zwar große Anschaulichkeit, erschwert aber den Überblick über die Linien der Entwicklung. Andresen hat gewiß Recht, wenn er die Wirksamkeit der Männer, die durch Rat oder reformerisches Gestalten oder auch nur durch langjährige treue Pflichterfüllung dem Staate dienten, ausführlich schildert und in ihrer Bedeutung für Gottorf charakterisiert, und die Dinge sich nicht gewissermaßen aus sich selbst entwickeln läßt, aber er gibt doch wohl der Einzelheiten zu viele.

Da die innerstaatliche Entwicklung Gottorfs den für deutsche Territorien typischen Verlauf zeigt, soll hier nur versucht werden, die Hauptentwicklungslinien anzudeuten. Hof- und Staatsverwaltung waren in dem behandelten Zeitraum noch eng miteinander verbunden, wenn sich ihre allmähliche Verselbständigung auch spürbar verfolgen läßt. Die ersten drei Kapitel sind der Darstellung des höfischen Lebens, der wirtschaftlichen Grundlagen und des wohlgegliederten Aufbaues dieses Hofstaates gewidmet. An seiner Spitze stand der Hofmarschall, für den vorübergehend die mittelalterliche Bezeichnung des Hofmeisters wieder aufgenommen worden ist. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde einmal — für eine bestimmte Persönlichkeit — das Amt eines Oberhofmeisters geschaffen. Als fürstlicher Rat nahm der Hofmarschall auch an der Staatsverwaltung, besonders im Kassenkontrollwesen, teil. — Von den Hofordnungen sind die ältesten nicht erhalten, die frühest überlieferte stammt aus dem Jahre 1662 (S. 3).

Einen fürstlichen Rat und eine Kanzlei hat es schon unter den Schauenburgern und den ersten Oldenburgern gegeben, sie wurden als Einrichtungen von Herzog Adolf übernommen. Der Rat war jedoch noch kein collegium formatum, er tagte vielmehr in wechselnder Zusammensetzung und wenn ihn der Herzog berief. Erst am Ende des 16. Jahrhunderts festigte sich die Zahl der „wesentlichen", die Rechts- und Verwaltungsgeschäfte erledigenden Räte, wurde der Rat „zu einer Behörde im technischen Sinne" (S. 274). Eine bestimmte Verteilung der Geschäfte, die Bildung von „Referaten", läßt sich jedoch noch nicht erkennen. Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts bereitete sich die Spaltung der Ratsstube in Fachkollegien vor: die Geh.- und Kammerräte erledigten vorwiegend die auswärtigen Angelegenheiten und die Steuer- und Finanzsachen, die Hof- und Kanzleiräte aber die Justiz-, Kirchen- und Schulsachen. — Einen „Geheimen Rat" als Behörde gab es in der behandelten Zeit noch nicht, wenn auch in concreto schon unter Herzog Adolf die wichtigsten Staats- und die dynastischen Fragen mit nur wenigen vertrauten Räten, einem Ausschuß des Rates, besprochen wurden, und unter Herzog Friedrich III. die Zahl dieses

Ausschusses auf vier bestimmt wurde. Eine Geheime Rats-Ordnung ist erst am Ende des 17. Jahrhunderts entstanden. — Von den verschiedenen Kategorien der Räte seien hier nur die Landräte erwähnt. Unter Landräten verstand man in Gottorf Räte, die der schleswig-holsteinischen Ritterschaft angehörten. Sie wurden zur Beratung der wichtigsten Lebensfragen des Staates und der den Landesherrn gemeinschaftlichen Angelegenheiten herangezogen. Der ständische Einfluß, der unter dem ersten Gottorfer noch bedeutend war und der sich namentlich in Zeiten einer Statthalterschaft geltend machte, war um die Jahrhundertwende im Schwinden: 1608 wurde das Erstgeburtsrecht eingeführt, beim Thronwechsel 1616 fand keine Wahl durch die Stände mehr statt.

In der Kanzlei, die dem Hofkanzler unterstand, dem zu Zeiten ein Vizekanzler zur Seite trat, fand die Spezialisierung des Personals früher als in der Ratsstube statt. Die ältest-erhaltene Kanzleiordnung von 1585 unterscheidet schon einen Kammersekretär für die „geheimen und schweren Sachen" (S. 226), einen Kammer- oder Rentmeister für das Rechnungswesen und einen Kanzleisekretär für die Justizsachen Von ihnen hatte der Kammersekretär eine gehobenere Stellung inne: er war i. a. Mitglied der Ratsstube, ja bisweilen Stellvertreter des Vizekanzlers. In den Sitzungen des Geheimen Rates führte er das Protokoll und erledigte das Schreibwerk. — Als Rechtsbehörde stand der Kanzlei vor allem die „Aufsicht über die Rechtspflege der Untergerichte" (S. 217) zu, auch übte sie die Gerichtsbarkeit über die von den Untergerichten befreiten Personen aus, und wurde auch als Appellationsinstanz in Anspruch genommen. Zu ihrer Entlastung wurde deshalb 1590 das Hofgericht als Gericht für die nicht von den unteren Instanzen behandelten Rechtssachen begründet, das im engsten Verhältnis einerseits zur Ratsstube, andererseits zur Kanzlei (Kanzleisekretär) blieb.

Die wirtschaftliche Lage Gottorfs unterschied sich nicht von der anderer deutscher Territorien jener Zeit: sie war schlecht, der Staat war überschuldet. Andresen legt sehr instruktiv die finanziellen Nöte dar, wie sie sich etwa in der Münzpolitik (Prägung minderwertiger Münzen) oder im Kreditwesen des Staates (Gläubiger waren weniger die Städte, als vielmehr Mitglieder der Ritterschaft) aussprachen, und schildert die vielfachen, bisweilen grotesken Versuche, ihnen zu begegnen. Die Ursachen dieser Lage waren einmal die von Herzog Adolf übernommene ansehnliche Schuldenlast, dann aber auch das Durcheinander von Natural- und Geldwirtschaft, das einen genauen Überblick über die Finanzen erschwerte, die Ungeschiedenheit von Hof- und Staatswirtschaft und die mangelnde Energie zu durchgreifenden Sparmaßnahmen im Hofhalt, verständlich aus der zeitgebundenen Auffassung vom Fürstentum. — Während in der Ratsstube nur die Richtlinien der Finanzpolitik beraten wurden, oblag die Verwaltung selbst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts der Rentkammer, der der Kammer- oder Rentmeister vorstand. Die kassenmäßige und buchhälterische Seite der Finanzverwaltung hatten um 1500 der Kanzler und die Sekretäre erledigt, später war es durch Beamte der Kassenverwaltung, der „Kammer" geschehen. Und als die Spezialisierung in der Kanzlei eintrat, verselbständigte sich das Amt des Kammermeisters (1570). Sein „Büro" mit dem Rentschreiber und weiterem niederem Schreibgesinde wurde zur Rentkammer. Seit dieser Zeit liegen geschlossene Rentkammerrechnungen vor. Die Rechnungsprüfung nahm nun wieder der Kanzler vor, der vorübergehend von einem eigens dazu ernannten Kammerrat und nach diesem vom Oberhofmeister abgelöst worden ist. — Neben der von der

Rentkammer verwalteten Zentralkasse bestand seit Herzog Adolfs Zeit eine private Kasse des Herzogs (Schatulle), die von dem dem Kammersekretär unterstehenden Kammerschreiber (Kammerdiener) verwaltet wurde.

Wie die landesherrliche Gewalt in allen Bereichen staatlichen Lebens sich immer erfolgreicher durchsetzte, so geschah es auch hinsichtlich der Militärverfassung und der kirchlichen Verwaltung. Hier wurde der Einfluß des schleswigschen Bischofs und des Domkapitels beseitigt und die Macht der Patronatsherren durch Visitationen sehr gemindert. Es entstand ferner das Amt des Kirchenkommissars, der ursprünglich nur den baulichen Zustand der Kirchen überwachte, dessen Befugnisse sich aber allmählich so erweiterten, daß ihm schließlich die gesamte kirchliche Vermögensverwaltung unterstand. 1641 wurde das Generalkirchenkommissariat geschaffen.

Der zweite Band des Werkes enthält erstens die Veröffentlichung verschiedener wichtiger Quellen: außer einzelnen „Ordnungen“, wie der Hofgerichtsordnung von 1590 und der Kanzleiordnung (von 1597), besonders bedeutsame Denkschriften, die ein bis in kleinste Einzelheiten ausgeführtes Bild der Hof- und Staatsverwaltung bieten. Sodann gibt W. Stephan eine Übersicht über die Gottorfer Beamten und das Hofgesinde dieser Zeit, so weit es auf Grund vor allem von Bestallungsprotokollen und Rentkammerrechnungen möglich war. Vollständigkeit wird nicht erstrebt. Man vermißt in den Listen noch mehr Hinweise auf den ersten Band, wird aber durch ein beide Bände umfassendes, sorgfältig gearbeitetes Personenregister entschädigt.

Mit dem lebhaften Wunsche, daß das an fördernder Erkenntnis reiche Werk eine Fortführung bis zu der Zeit, da der schleswigsche Anteil des Gottorfer Staates mit Dänemark vereinigt wurde (1721), erhalten möge, wird man das Studium der beiden stattlichen Bände beschließen.

Kiel. G. E. Hoffmann.

Paul Haake, August der Starke. Gebr. Paetel, Berlin-Leipzig. VIII. 244 SS[1]. 1927.

Der Persönlichkeit jenes so widerspruchsvoll beurteilten Herrschers über Sachsen und Polen, dem dies Buch P. Haakes gilt, gebührt noch heute die Aufmerksamkeit des forschenden Historikers. Darin ist dem Verfasser durchaus beizupflichten, mag man dabei den Standpunkt deutscher und europäischer Geschichtsbetrachtung einnehmen, oder Augusts Stellung in der sächsischen Landesgeschichte untersuchen. Es ist deshalb gewiß als ein Verdienst H.'s zu bezeichnen, daß er August dem Starken eine nun fast schon ein Menschenalter währende, eifervolle und kritisch eingestellte Gelehrtenarbeit gewidmet hat, die darauf abzielt, ein richtiges, aus den unmittelbaren Quellen gewonnenes Bild dieses heftig umstrittenen Fürsten zu bieten. Schon bald nach dem Eindringen in den Stoff entwarf er eine knapp umreißende Charakteristik Augusts in einer biographischen Skizze (1902), die eben darum großen Eindruck machte, weil darin Wille und Fähigkeit zu einer gerechten Verteilung von Licht und Schatten, ja noch mehr zu einer vertieften Auffassung des ganzen Problems deutlich hervortrat. Eine Reihe lehrreicher Einzelstudien nach archivalischen Quellen ließ H. folgen; allmählich erwarb er sich die eingehendste Quellenkenntnis in bezug auf die Person des Herrschers: so war es gerechtfertigt, daß die Sächsische Kommission für Geschichte ihm die Veröffentlichung der eigenhändigen Aufzeich-

[1] Die Anzeige des Werkes erfolgt leider verspätet, da ich von einschlägigen Studien wiederholt durch völlig anders gerichtete Arbeiten abgelenkt worden bin; niedergeschrieben ist sie Herbst 1929.



nungen Augusts — auch der zeichnerischen Entwürfe — übertrug (1900), um damit der Geschichtswissenschaft Gelegenheit zu geben, August selbst nach den ureigensten Zeugnissen so kennen zu lernen, wie er eigentlich gewesen ist. Diese Studien führten H. auf die außerordentlich verschiedene literarische Behandlung, wie sie August im Wandel der Zeiten gefunden hat. Seine Beobachtungen legte er in einem Buch nieder: „August der Starke im Urteil seiner Zeit und der Nachwelt" (1922), wohl das Wertvollste, was H. bisher über das ganze Problem um August den Starken geschrieben hat; denn es ist ihm hier gelungen, in dem Wechsel der Ansichten über Person und Bedeutung dieses in so merkwürdigem Helldunkel schillernden Fürsten zugleich ein Spiegelbild der Entwicklung des historischen Denkens, ja der geistigen Strömungen in zwei Jahrhunderten aufzuzeigen. Aus Gründen, über die man mit dem Verfasser nicht zu rechten hat, entschloß sich nun H., vor dem Abschluß der übernommenen Edition zunächst noch einmal in einer darstellenden Arbeit das Wort zu ergreifen, um jener erwähnten Schrift über die Art der Beurteilung Augusts eine „eigene Würdigung" des Wettiners folgen zu lassen.

Dies Werk wendet sich an einen weiteren Leserkreis und verzichtet daher auf ausdrückliche Quellennachweise; vornehmlich wirkt es durch mancherlei neue Stoffmitteilung, durch die dem Ganzen zugrundeliegende Auffassung und das Maß der dabei bekundeten Gestaltungskraft. In dankenswerter Weise wird unser Wissen durch bald im Wortlaut eingestreute, bald in Verarbeitung wiedergegebene Einzelmitteilungen aus den archivalischen Quellen bereichert über das, was schon H.'s frühere Studien enthielten, hinaus: so erfahren wir Neues über die Haltung Augusts gegenüber den Ständen unmittelbar nach dem Regierungsantritt, über die starke Erregung in Sachsen nach Augusts Übertritt zur katholischen Kirche und dem Bekenntniswechsel des Kurprinzen u. a. m. Gegliedert ist der gesamte Stoff in drei Kapitel: I. Jugend und Umwelt; II. Aufstieg und Absturz (bis zum Altranstädter Frieden 1706/7); III. Neue Kämpfe, Welt und Werk, Ausgang. Wichtige Zeitabschnitte sind damit richtig hervorgehoben; doch wäre es meines Erachtens erwünscht gewesen, der späteren Regierungszeit Augusts ein besonderes Kapitel zu widmen, denn es würde dann diese Epoche ruhiger Reformarbeit zum Wiederaufbau des sächsischen Staatswesens — woran freilich Flemming den größten Anteil gehabt hat — geschlossener und faßlicher hervortreten. Was H. in seinen Ausführungen an Tatsächlichem vorbringt, darf bei der ihm eigenen Quellenkenntnis als verläßlich gelten; sicher hat er ehrlich nach historischer Objektivität gestrebt. Indes, da es ihm nicht nur auf schlichtes Verstehen und Erklären der Vorgänge ankommt, er vielmehr sichtlich zu einer Beurteilung, ja zu einer wertenden Beurteilung neigt (wozu dem Historiker das Recht gewiß nicht abzusprechen ist), so kann es nicht ausbleiben, daß andere Forscher bei gleich ehrlichem Wollen in manchen Punkten zu einer abweichenden Meinungsbildung kommen.

Bei dem Hauptthema, Kennzeichnung der Persönlichkeit Augusts, seiner Haltung und Lebensart, dürfte H. die wesentlichen Züge treffend hervorgehoben haben: die ausgeprägte Subjektivität dieser Kraftnatur, die ungehemmt und leidenschaftlich den Regungen des Trieblebens folgte, bei reger und lebhafter Phantasie den offensichtlichen Mangel an fester Charakterbildung, hochgesteigerte Ruhm- und Genußsucht, dabei ungewöhnliche geistige Fähigkeiten, zumal auf manchen Gebieten der Künste und Wissenschaften, im ganzen kein harmonisches Gleichgewicht der seelischen Kräfte. Wenn H. dabei die Ergebnisse der Sexualpsychologie

zu Rat zieht, so ist dies nicht uninteressant; immerhin kann das Zitat aus Er. Wulffens Studie über den „Sexualverbrecher" auf den Leser leicht einen recht irreführenden Eindruck üben. Ein Problem scheint mir überhaupt bisher nicht greifbar herausgearbeitet zu sein: die Frage nach der inneren Entwicklung der Anlagen und Denkweise, deren Beachtung sich bei Moritz von Sachsen (nach der Darstellung Er. Brandenburgs) als so wichtig erwiesen hat. Wohl fehlt es bei H. an Hinweisen auf mancherlei Unterschiede in der Betätigungsart des jugendlichen Stürmers, des vom Ernst des Lebens angepackten Dreißigjährigen und des alternden Menschen nicht. Doch bedarf es einer geflissentlichen Untersuchung, inwieweit bei August von innerlichem Reifen zu sprechen ist; denn die Regententätigkeit der späteren, nach außen ruhigeren Zeit, schon etwa seit 1715, läßt Spuren des inneren Wachstums und Wandels deutlich genug erkennen. Daran nun schließt sich ein weiteres für die Beurteilung in Betracht kommendes Moment. Bei einem Vergleich mit den Hohenzollern sagt H. (S. 164): „August der Starke glich weniger dem Vater als dem Großvater Friedrichs des Großen". Ganz richtig; aber das ist eben das Natürliche, daß er dem ihm im Alter näher stehenden Fürsten ähnlicher war — man denke an Pinders Generationenlehre in der Kunstgeschichte — und muß an jenem, nicht vornehmlich an den Vertretern eines jüngeren Menschenalters gemessen werden.

Was die Gesamtauffassung in politischer Hinsicht betrifft, so ist sie bei H. ganz wesentlich durch die Gedanken Hans Adam v. Schönings bestimmt (s. S. 50, 202 u. a.). Sicher war es ein Verdienst H.'s, auf den bedeutenden Einfluß Schönings am Wettiner Hofe genau einzugehen (1910); und ganz gewiß waren die Pläne, die dieser aus brandenburgischen Diensten herübergekommene General und Staatsmann vertrat, in vielem darnach angetan, die Zustände in Sachsen wirklich zu bessern und der inneren wie äußeren Politik verheißungsvolle Bahnen zu weisen (Hebung der Finanzen sowie der Armee, Verwaltungsreformen, Heranbildung eines tüchtigen Beamtentums). Indes ob die aus Brandenburg-Preußen übernommenen Ideen allgemein schlechthin auf Sachsen mit verbürgtem Erfolg Anwendung finden konnten, bleibt doch fraglich. Die empfohlene Durchführung des fürstlichen Absolutismus entsprach der damaligen Zeitrichtung bei den Großmächten Europas. Aber ob auch in einem Staatswesen wie dem sächsischen, auf wenig großem, rings eingeengtem Raum, fern der See und den Reichsgrenzen, bei schon vorhandener recht gleichartiger Landesverfassung einzig und allein eben in der Aufrichtung des einheitlichen Machtstaates mit den Mitteln absolutistischer Politik das Heil zu erblicken war, darüber kann man doch wohl verschiedener Meinung sein. War hier die völlige Beugung der Stände unbedingte Voraussetzung gedeihlicher Zukunft? Entsprach nicht vielleicht das Fortbestehen einer Landesvertretung ohne Bruch des Rechts gerade der Eigenart sächsischer Verfassungsgeschichte? Selbstsüchtige Wahrnehmung ihrer Interessen war den Landständen Sachsens natürlich nicht fremd, so wenig dies anderswo der Fall war; aber seit ihrem Aufkommen im späten Mittelalter hatten sie mehrfach wahre Landesinteressen im Gegensatz zur Dynastie vertreten, und auch in den Zeiten Augusts des Starken waren sie bisweilen wirklich auf das Landeswohl entgegen den Maßnahmen des absolutistischen Herrn bedacht. Übrigens war das Aufkommen des Absolutismus in Sachsen nicht etwa nur, wie H. meint, durch den Erwerb der Krone Polens gehemmt, sondern in gewissem Maße eben dadurch gefördert: nach dem verfehlten Versuch mit dem Generalrevisionsrat (1697) durch die zunächst wegen der Abwesenheit des Regenten von Dresden erfolgte Begründung des Kabinetts

(1704) und die anschließende Durchbildung der Kabinettsregierung. Die auswärtige Politik Augusts, darin ist H. entschieden beizupflichten, wies bedenkliche Schwächen auf: sie entbehrte hinlänglich realpolitischer Orientierung, war sprunghaft und unzuverlässig und griff nicht selten in der Wahl der Mittel fehl. Aber auch hier wird es die Aufgabe des Historikers sein, vor dem Urteilsspruch noch mehr als bisher nach dem Verstehen zu streben, die Gründe nach Möglichkeit klar zu erkennen, warum eigentlich August selbst und seine Berater am Dresdener Hofe nicht die Auseinandersetzung mit Brandenburg-Preußen als erstes und vornehmstes Leitziel nach Schönings Rat ansahen, nicht nach der Schaffung des Elbstaats strebten, vielmehr zwischen Hohenzollern und Habsburg den Vorstoß nach dem Osten, trotz der offensichtlichen Schwäche Polens, unternahmen und immer wieder auch nach Mißerfolgen solche Politik erneuerten. H. hat viel getan, um dies aufzuklären; daß der Flitterglanz der polnischen Krone dabei eine auf die Dauer verhängnisvolle Rolle gespielt hat, ist gerade in Sachsen früh ausgesprochen und auch nachhaltig betont worden. Aber mir scheint, es wird noch einer sehr gründlichen Durchforschung mancher Seiten der außeren Politik, auch der Handelspolitik unter merkantilistischem Hochdruck, und erst recht der inneren Geschichte Sachsens in augusteischer Zeit, namentlich der im Rahmen gesamtdeutscher Geschichte noch keineswegs genügend gewürdigten Verwaltungs-, Finanz- und Wirtschaftsgeschichte dieses Landes, bedürfen — natürlich auch unparteiischer Studien nach polnischen Quellen — ehe die größtmögliche Klarheit erzielt werden kann.

Die Lockerung des Verhältnisses von Fürst und Volk in Sachsen durch Augusts Abkehr vom Bekenntnisstand seiner Väter hat. H. mit Grund betont, ebenso die mittelbare Wirkung auf neue Erstarkung der lutherischen Rechtgläubigkeit, wie andererseits die Maßnahmen, welche tatsächlich dem Toleranzgedanken und der vordringenden Aufklärung förderlich waren. Leichter ist es, über die Leistungen Augusts für die künstlerische Kultur zu einem abschließenden Urteil zu gelangen; hierin besteht ja auch zwischen H. und den jetzt maßgebenden Kunsthistorikern in allem Wesentlichen Übereinstimmung, eine Tatsache, die um so höher zu veranschlagen ist, weil aus der Kunst eines Zeitalters so viel Tiefes über die seelische Haltung der Menschen zu ermessen ist.

Leipzig. R. Kötzschke.

Wilhelm Mommsen, Johannes Miquel. Erster Band 1828—1866. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig 1928.

Hermann Onckens „Bennigsen" verlangte nach einer Ergänzung durch einen „Miquel". Wilhelm Mommsen legt nun den ersten Band einer solchen Biographie vor, welcher die Entwicklung Miquels bis zum Wendejahr 1866 umfaßt. Was das Material betrifft, so bot im Gegensatz zu dem reichen von Oncken veröffentlichten Bennigsenschen Material der Nachlaß Miquels wenig. Die wichtigste neue Quelle bildeten die von Fr. Thimme beigesteuerten Briefe des jungen Miquel an Bertha Levy. Dazu sind die Archive von Göttingen, Osnabrück und Hannover, das Reichsarchiv in Potsdam, sowie die Archive des Preußischen Staatsministeriums und des Auswärtigen Amtes herangezogen. Das Quellenmaterial war also nicht allzu reich, gestattete aber immerhin, zusammen mit einer Verarbeitung der zeitgeschichtlichen Literatur, eine fortlaufende Darstellung der Miquelschen Entwicklung bis zum Jahre 1866. Eine bedauerliche Lücke klafft freilich in den Jahren 1860—1866, wo die

Stellung Miquels zur deutschen Einheitsbewegung fast nur aus seinen Reden erschlossen werden mußte.

Die Geschichte Miquels bis 1866 ist die Geschichte seiner Entwicklung von Karl Marx zum Nationalverein und von der politischen Opposition zum Bürgermeisteramt in Osnabrück. Das Schlußkapitel leitet bereits zum zweiten Abschnitt über, indem es die Wendung Miquels von der verlorenen Sache Hannovers zur victrix causa Preußens und Bismarcks gibt. In dieser Entwicklung mußte der Biograph, wenn er seinen Stoff meistern wollte, die treibende Kraft herausstellen, um die sich die äußeren Ereignisse konzentrieren. Sie ist bei Miquel ein außergewöhnliches Ego, an keine Sache wirklich innerlich hingegeben, alle Prinzipien nur als Verkleidung persönlichen Machtwillens benützend — und so aufsteigend vom atheistischen Kommunisten zum Minister der preußischen Monarchie, dem Wilhelm II. im Telegramm von Burg Hohenzollern seine rote Vergangenheit gnädig verzeiht. Ein Ich ohne Bindung auch an den Boden, auf dem es wirkt. Denn diesem Sproß romanisch-germanischer Mischung ist nicht nur in seiner Marxschen Periode die nationale Bewegung nur ein Hebel zur sozialen Revolution; auch wenn der Politiker des Nationalvereins von Deutschland spricht, hört man nicht die Stimme des Erlebnisses, sondern das Pathos des Rhetors.

Die einheitliche Gestaltung des Stoffes aus diesem biographischen Herzpunkt heraus läßt Mommsens Darstellung leider vermissen. Der Mangel spricht sich bereits aus in der äußeren Einteilung seines Buches, die sicher nicht, wie er im Vorwort meint, „die Art der Persönlichkeit aufzwingt". Denn sie ist nicht organisch aus der Persönlichkeit, sondern mechanisch nach „Tätigkeitsgebieten" des Helden vorgenommen, ohne daß natürlich der Verfasser ein ständiges Überspringen von einem Komplex zum andern vermeiden könnte. Kapitel II behandelt das Verhältnis zu Marx bis zu seiner völligen Auflösung um 1865. Ihren inneren Grund bildet die Tätigkeit als Bürgervorsteher in Göttingen, welche Miquel immer mehr in die (theoretisch verdammte) „bürgerliche Gesellschaft" hineinwachsen läßt und zu seiner Tätigkeit an der Seite Bennigsens überleitet. Diese „bürgerliche" Betätigung schildert aber Mommsen völlig getrennt im III. Kapitel. Die im IV. Kapitel behandelte Annahme der Bürgermeisterwürde von Osnabrück gibt dem Verhältnis zu Marx den letzten Stoß. Mommsen bringt die hierfür besonders kennzeichnende glänzende Bemerkung von Engels über Miquels „kluge Verarbeitung der Theorie zum Piedestal der Bürgermeisterwürde und Bürgerfreundlichkeit" in einer Anmerkung des Kapitels II. Auch andere wichtige Urteile von Marx, der den Nachtseiten menschlichen Charakters gegenüber ein furchtbar treffsicherer Psychologe war, findet man nur gelegentlich im Text (S. 140, Anm. 1: „Der hannöversche Mirabeau", S. 63: „Es war mir innerlich ‚sehr übel' zumute, als ich diese ‚Klugheit' verdauen sollte.") Das Bürgermeisteramt von Osnabrück schließt zugleich die oppositionelle Tätigkeit Miquels im Nationalverein ab, welche ihm um das Jahr 1865 aussichtslos geworden zu sein scheint. Die Arbeit im Nationalverein aber schildert Mommsen erst im V. Kapitel. Dieser Aufbau der Biographie zwingt den Leser zu sehr, sich die Hauptelemente erst mühsam aus den verschiedensten Kapiteln zusammenzusuchen.

Der technische Aufbau scheint das Spiegelbild einer gewissen inneren Unsicherheit zu sein, die Mommsen seinem Helden gegenüber nicht verliert. Man wird das Gefühl nicht los, daß dieser gewiß schwierige Charakter dem Biographen selbst nicht bis zu dem Maße klar geworden ist, das für eine kraftvolle Gestaltung seiner Ge-

schichte Voraussetzung gewesen wäre. Ist nun tatsächlich „etwas Wahres" daran, daß Miquel „ein grundsatzloser Opportunist" war (S. 76), dessen Handlungsweise an entscheidenden Punkten „menschlich zweifellos nicht sympathisch" und „gewiß nicht ganz einwandfrei" (S. 141 f.) ist — oder war er ein von der „ganzen Leidenschaft um der Sache selbst willen" (S. 69) erfüllter Politiker, der „eigentlich keinen Verrat an der innersten Überzeugung" (S. 82) beging, sondern nur „unter Verzicht auf unfruchtbares Festhalten an prinzipiellen Anschauungen praktische und positive Arbeit leisten" wollte (S. 151)? Daß die Wahrheit der ersten Formulierung nähersteht, ist wohl klar. Das Fehlen aller inneren Weltanschauungskämpfe stellt Mommsen selbst bei Miquel fest (S. 111), einen völligen weltanschaulichen und ethischen Nihilismus bemerkte später an ihm sein Parteigenosse Wilhelm Kulemann (Politische Erinnerungen. Berlin 1911, S. 127). Und die Polizeidirektionen Göttingen und Osnabrück hatten sich nicht getäuscht, als sie dem hannoverschen Innenminister rieten, die Opposition dieses Ehrgeizigen durch das Bürgermeisteramt mundtot zu machen. Ein Nur-Ich entfaltet sich hier. Sein Egoismus war immerhin von der souveränen Art nicht alltäglicher Naturen; etwas schüchterne moralische Wertungen wie „nicht ganz einwandfrei" (die übrigens im Widerspruch stehen zu der S. 76 betonten Absicht, das Urteil „des moralischen Beigeschmacks entkleiden" zu wollen) wären nicht notwendig gewesen, wenn der Autor sich weniger vor dem Dämonisch-„Mephistophelischen" dieser Erscheinung gescheut haben würde. So aber läßt ihn ein durch Miquels „Doppelpoligkeit" gewiß nicht bedingtes quälendes Einerseits—Andrerseits bei dem Versuch psychologischer Analyse letztlich vor einem „Rätsel" (S. 69) stehen. Denn er gelangt nicht zur synthetischen Schau und Gestaltung seines Stoffes. Auch in der zeitgeschichtlichen Unterbauung, welche das Kapitel „Miquel und die Einheitsbewegung" zu geben sucht, erweist sich das Material stärker als der Autor.

Noch ein Wort zur persönlichsten Entwicklung Miquels: Mommsen glaubt (S. 168) in dem jungen Miquel — dessen revolutionäre Periode doch auch er weniger aus prinzipieller Überzeugtheit als aus persönlichem Wirkungsbedürfnis erklärt — noch einen idealistischen Kämpfer sehen zu können; erst die Trennung von Bertha habe einen schmerzlichst empfundenen inneren Bruch in seinem Wesen bedeutet. Aber warum hat — so möchte man fragen — dieser Revolutionär nicht die Geliebte den Eltern gewaltsam entrissen? War nicht doch für Johannes Miquel diese jüdische Frau ein Hindernis seiner Karriere — auch wenn dem Sohn einer religiös und rassisch gemischten Familie damals der Unterschied zwischen Christ und Jude nur darin zu bestehen schien, daß der erstere in der Jugend „Wasser über den Kopf gegossen" bekommen habe? Furchtbar vernünftig klingt doch das Abschiedswort: „Im Herzen die Qual, aber nicht die Verzweiflung, werde ich immer ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft bleiben." Und Miquel wurde ein mächtiges Glied der bürgerlichen Gesellschaft, die er einst „unter die Füße treten" wollte; er heiratete im Jahre 1865 — im selben Jahre also, wo der einstige Revolutionär Bürgermeister wurde — die Tochter des Konsuls Wedekind, eine Frau aus alter und wohlhabender hannoverscher Gesellschaft. Das Ich herrscht auch hier und erstickt die Seele. Allerdings hätte man dieses Ich in seiner glänzenden Außergewöhnlichkeit gern stärker aus der Biographie herausklingen hören. Man errät diese mehr aus einzelnen verstreuten Mitteilungen: Miquels dämonischer Blick ist mit dem Goethes oder Friedrichs des Großen verglichen worden, und Bertha Levy wünschte, als sie schon lange Frau Markheim hieß, daß ihr Miquels Jugendbriefe in den Sarg gelegt würden.

Eine voll befriedigende Lösung des Problems Miquel bietet also der vorliegende Band leider nicht. Wohl finden sich eine Reihe klarer und treffender Formulierungen. Mommsen betont — was wohl der zweite Band noch auszuführen haben wird — die charakteristische Bedeutung der Entwicklung Miquels für das deutsche Bürgertum von 1848—1890; er weist darauf hin, wie der Übergang des nationalen Liberalismus von einem „Doktrinarismus der Idealpolitik" zu einem „Doktrinarismus der Realpolitik" (nach H. Klencke, Aus Hannovers Gegenwart) vergessen ließ, daß eine „Realpolitik" ohne große Zukunftsideale unfruchtbar sein müsse; er wirft die Frage auf, ob nicht das nationale wie das soziale Problem, und damit die Machtverteilung im Bismarckschen Reich, eine ganz andere Richtung hätte nehmen können, wenn das größte politische Talent des Liberalismus, Miquel, nicht nur Taktiker des Augenblicks und deshalb jeweils „ein Barometer für den Druck der politischen Atmosphäre" (S. 312) gewesen wäre, sondern ein Staatsmann, der für seine Mission das Leben eingesetzt hätte — wie Bismarcks „Realpolitik" es tat. Es fehlt aber diesen Formulierungen die organische Entwicklung aus den vorausgehenden Kapiteln, die mehr ein Ringen mit dem Stoff als seine Bändigung zu zusammenfassenden Urteilen darstellen. Die Notwendigkeit einer straffen Konzentrierung des Stoffes um die persönliche Karriere Miquels wird gerade dadurch nochmals bestätigt. Eine Biographie dieser Persönlichkeit, die sicher einer der interessantesten Beiträge zur Geschichte des 19. Jahrhunderts darstellen wird, hat zum Inhalt die Geschichte eines großen politischen Talentes, das aber nur sich selbst suchte, nicht seine Mission, welche es eben letzthin doch nicht in sich fühlte; so zeigt sie nur einen glänzenden persönlichen Aufstieg, aber keinen bleibenden sachlichen Erfolg; einen Streber großen Stils. Aber doch nur einen Streber.

München. Walter Frank.

Ernst Barthel, Elsässische Geistesschicksale. Ein Beitrag zur europäischen Verständigung. 1928. C. Winters Univ.-Buchhandlung, Heidelberg. Erschienen in den Schriften der Elsaß-Lothring. Wissensch. Gesellschaft zu Straßburg. Reihe A. Alsatica und Lotharingica (282 S.)

Der Verfasser ist Altelsässer, er ist 1890 zu Schiltigheim im Elsaß geboren und wirkt zur Zeit als Privatdozent in Köln. Das Buch konnte so nur von einem Altelsässer geschrieben werden. Wer von Frankreich oder von Deutschland her an das Elsaß herantritt, wird leicht, auch wenn es ihm zur Heimat geworden ist, das Land mit deutschen oder französischen Augen sehen. Hier spricht ein in weiten Wissens- und Lebensbereichen erfahrener, philosophischem Denken ergebener, aus den Lebensströmen der elsässischen Heimat herausgewachsener Elsässer, indem er über seine Heimat spricht, zugleich über sich selbst.

Gegenstand der Untersuchung ist das elsässische Volk. Der Verfasser will es so zeigen, wie es wirklich ist; es kommt ihm dabei auf den Wesenskern an, der aus den Urgründen von Landschaft, Rasse und Geschichte heraus sich um ein Seelenzentrum gebildet hat. Dieser Wesenskern liegt nicht klar zutage; er bildet die unbewußte Voraussetzung des bewußten Lebens; er ist das Irrationale, das nur in seinen Auswirkungen sichtbar wird: er ist „das Instinktfundament der Willensrhythmen", der Mutterboden der Persönlichkeit. Ihn zu erschließen, bedarf es einer besonderen Methode. Welches ist diese Methode? Es ist jene „völkerpsychologische Schlußweise", die die Persönlichkeiten „als Exponenten der unbewußten Willenskräfte

eines Volkes", als „bewußte Darsteller der Volkseigenart" betrachtet. Nur von der Persönlichkeit aus, so meint Barthel, kann das Licht auf die Volkspsyche fallen. Die elsässische Persönlichkeit ist aber in einer besonders schwierigen Lage, sie findet „viel schwerere Hindernisse ihrer Ausgestaltung auf ihrem Wege vor als der Angehörige eines anderen Volkes". Zumeist zerbricht sie an den Verhältnissen. „Nur in Ausnahmefällen gelingt der Natur hier ein besonders hochstehendes Phänomen: wenn der Lebenswille des Geistes stark genug ist, im Wirrsal der Tendenzen die Gelegenheitsursache zu unabhängiger Ausprägung zu entnehmen, indem er sich gezwungen sieht, im Chaos der Welt einen festen Punkt zu schaffen, der dem Relativismus der Meinungen entrückt bleibt." Zwar bejaht Barthel die Zweifelsfrage, ob die Elsässer ein Volk seien, aber er muß feststellen, „daß in diesem Völkchen so viel grundlegend verschiedene Willensrichtungen bestehen, als es Himmelsrichtungen gibt und daß es in keiner Weise elastisch genug ist, um geistige Resonanzen zu aktivieren". Großzügige Persönlichkeiten könnten sich daher aus dieser Atmosphäre nur entfalten wie eine der vier Persönlichkeiten, an denen er das elsässische Geistesschicksal zu zeigen unternimmt: wie Lambert „durch die Einbürgerung in eine rein intellektuelle Heimat", wie Lienhard, der „das Schicksal der durch höheren Wert ihrem Volke Entfremdeten" ergriffen hat, wie Schuré, „durch Anschluß an die Macht eines fremdsprachigen Kulturideals", wie Schweitzer, „durch das äußere und innere übernationale Wandertum". Auf sich selbst gestellt, müsse die elsässische Persönlichkeit sich „zu den reichsten und tiefsten Tendenzen eigenwilligster Individualität" hinwenden. Sie sei in keine Massenpsychologie restlos einzuordnen; daraus erwachse jene „oft bemerkte Eigenwilligkeit, Knorrigkeit und Abgeschlossenheit". Dies offenbare sich bei den größten „in der Universalität wurzelhaften Geistes". Einem Volke entstammend, das zwischen allen Winden schwanke, trügen sie „ein Schlachtfeld der Völker in ihrer eigenen Brust". Die Tragik des Elsasses besteht in dem Widerspruch „zwischen Geist und Sympathiekraft". Wer diesen überwinde, gelange zu einer mehr als bloß relativen Erkenntnis"; es präge sich naturhaft in ihm aus, „was den Tiefen des Lebens und der Wirklichkeit das tiefste Gesetz gebe". Demgemäß seien auch die vier, die er behandle, aus Überzeugung Antirelativisten: „Fundamentaldenker, die sich mit dem Wesen der Dinge wurzelhaft verbunden fühlten."

Das Werk ist in vier Hauptteile, eine „kulturpsychologische Einleitung" und einen Schluß gegliedert. Die Einleitung umfaßt Seite 1—26, Joh. Heinr. Lambert sind die Seiten 27—80, Friedr. Lienhard die Seiten 81—142, Edouard Schuré die Seiten 143—216, Alb. Schweitzer die Seiten 217—279 gewidmet; im Schluß (280—282) wird eine Synthese gegeben.

Auf die Analyse der vier Persönlichkeiten im Rahmen dieser Besprechung näher einzugehen, wird nicht gut angehen. Es wird genügen zu sagen, daß alle vier in höchst aufschlußreicher Weise aus der Volkstums- und Erlebnisgrundlage, der überindividuellen sowohl wie der individuellen, aus der Zeitlage, vor allem aber nach ihrem Persönlichkeitskerne zu begreifen versucht werden. Lambert als Mensch, als Philosoph, als Mathematiker, als Naturforscher, als Vorbereiter der Zukunft, Lienhard als Mensch, als Lyriker, als Erzähler, als Dramatiker, als Denker, Schuré als Mensch, als Vermittler, als Theosoph, als Dichter, als Ästhetiker, Schweitzer als Mensch, als Theologe, als Musiker, als Mediziner, als Kulturphilosoph.

Barthel setzt sich die Aufgabe, wie er im Vorwort sagt, „eine ins Enge gebrachte, aber doch wesenhaft erschöpfende Analyse der Werke dieser auch philosophisch

wahrhaft hervorragenden Persönlichkeiten" zu geben. Sein Werk soll „eine kulturpsychologische Wesensanalyse" sein, „die dem Historiker und Politiker die naturbegründeten Komplikationen der elsässischen Stammespsyche klarer werden läßt, als es vielleicht üblicherweise der Fall ist". Es beherrscht ihn „der synthetische Gedanke, daß in diesen vier Universalgrößen die vier Hauptrichtungen elsässischer Geistestendenz monumental ausgeprägt zutage treten". Das erscheint ihm deshalb als besonders bedeutsam, weil ihm das Elsaß „als der in der Welt einzig dastehende Knotenpunkt fundamentalster völkerpsychologischer und weltanschaulicher Probleme" erscheint. Jegliche politische Nebentendenz wird abgelehnt, wohl aber soll die Feststellung objektiver Wesenstatbestände und ihre kritische Analyse politische Überzeugungen mit begründen helfen.

Die kulturpsychologische Einleitung enthält Barthels Grundgedanken. Ihr wollen wir uns zuwenden. In einem ersten Abschnitt wird von Persönlichkeit und Volk, in einem zweiten von elsässischer Eigenart, in einem dritten von der geschichtlichen Entwicklung, im vierten von der Symbolik der vier Persönlichkeiten gesprochen. Es soll versucht werden, das Wesentliche herauszuheben.

Die kulturelle Außengestalt des Elsässertums ist unzweifelhaft die deutsche; aber „die tiefer liegenden psychologischen Kräfte des Willens und Gefühls" lassen sich, so meint Barthel, offenbar nicht in das deutsche Schema einordnen. Es klaffe „ein Zwiespalt zwischen psychologischer Eigenart und kultureller Außengestalt". Darin liegt „die eigentliche Komplikation des elsässischen Stammescharakters". Wenn so die kulturelle Außengestalt Schranke gegen Westen aufrichtet, so sei doch auch Wirklichkeit, „daß die elsässischen Gefühls- und Willenskräfte von Natur aus uns grundlegenderweise dem modernen Deutschland gegenüber eine Schranke vorfinden, welche bei aller äußeren Unsichtbarkeit doch mit dem unmittelbaren Eindruck eines Fremdheitsgefühls Grenzen zwischen den Auffassungsweisen festsetzt, die vom kulturellen Gesichtspunkt aus eigentlich unbegreiflich sind". Wie bei Niederländern, Vlamen, Deutschschweizern, Engländern offenbare sich darin „eine seltsame geographische Trennung zwischen Ost und West", „zwischen Irrationalismus und Rationalität der Lebensauffassung", „zwischen Idealismus und Realismus im lebensphilosophischen Sinne", ein Gegensatz, „für die Weltgeschichte fundamentaler als der der Rassen". Der Elsässer scheint ihm durchaus Westmensch zu sein: „Sein Zug des Herzens geht trotz der germanischen Kulturgestaltung nach dem, was die Westmenschen als ‚Zivilisation' im Gegensatz zu östlicher Naturwüchsigkeit bezeichnen. Er verständigt sich über politische, soziale, praktische und theoretische Fragen mit einem Franzosen, Engländer, Amerikaner trotz der verschiedenen Sprache grundsätzlich leichter als mit einem ausgeprägten Deutschen, der ihm zu viel ins Unklare, Verworrene, Romantische auszuschweifen scheint. Er ist nüchtern realistisch, spießbürgerlich veranlagt im Vergleich zum großzügigen Wagemut deutscher Seelen". — Aber ist die deutsche Kulturgestalt wirklich so sehr Außenseite, wie Barthel meint, das ist doch die Frage, deutet sie nicht doch auch auf eine besondere, von der des Westens verschiedene Wesensseite hin? Wer die Vorgänge der letzten zehn Jahre kritischen Auges verfolgt hat, kann sich doch wohl der Tatsache nicht verschließen, daß das bodenständige Elsässertum sich heute trotz seiner psychologischen Nähe zum Westen gegen die Einbeziehung in die Welt des Westens aufbäumt, weil diese ihr selbst fremdes, dem Elsässertum aber heiliges Seelengut bedroht. Heute scheint das Elsässertum sich gezwungen zu sehen, die

östliche Seite seines Wesens mehr herauszukehren, um seiner Selbsterhaltung willen. Zuzugeben ist, daß die elsässische Seele die Walstatt des Kampfes zwischen germanischen und romanisch-französischen, zwischen westlichen und östlichen Antrieben ist. Barthel scheint der Ausgang dieses Kampfes entschieden zu sein. Ob er Recht hat, wird die Zukunft lehren.

Als Westmensch sei der Elsässer Demokrat. Damit hat Barthel Recht. „Durch diese Einstellung fühlt er sich dem französischen, englischen, schweizerischen Wesen verwandt, während er dem deutschen konservativen Staatsbegriff gegenüber die Abneigung des Menschen empfindet, der Bürger, aber nicht Untertan sein will." Aristokraten schätze der Elsässer nur „in denselben Formen, in denen sie dem Westen eigentümlich sind: Aristokratie des Geldes, der Bourgeoisie, der Notabeln..". Aber scheint Barthel nicht auch da zu apodiktisch zu urteilen? Es will heute so scheinen, als ob das bodenständige Volk sich mit tiefer Skepsis gegenüber der volkfremd gewordenen bourgeoisen Oberschicht erfüllt habe, es scheint so, als ob es einen Weg in die Zukunft ohne sie suche; zugleich aber scheint eine aus irrationaler Tiefe ans Licht dringende gesamtdeutsche Volkstumsbewegung ein Ideal volklich orientierter organischer Demokratie gestalten zu wollen, das in wesentlichen Zügen den Triebkräften der elsässischen Bewegung entspricht. Auch hierüber läßt sich ein abschließendes Wort nicht sagen. — Und wenn Barthel dann auch den Gegensatz von elsässischem Katholizismus und elsässischem Protestantismus aus dem west-östlichen Zwiespalt ableiten will, so läßt sich doch auch sagen, daß im elsässischen Protestantismus französische Lebensströme ebenso eine Rolle spielen wie im elsässischen Katholizismus deutsch-katholische Elemente sich neben französisch-katholischen ausgewirkt haben und noch auswirken.

Wie man aber auch das Westlich-Französische und das Östlich-Deutsche im Elsässertum gegenseitig abgrenzen mag, beides ist vorhanden. Der Elsässer aber bejaht sich, so wie er ist. Er will sich weder von rechts noch von links schulmeisterlich hineinreden lassen: „Seine komplexe Eigenart bildet, so sehr sie historisch bedingt ist, seine Natur, die zu vertreten er das gleiche Recht in sich fühlt wie jedes Lebewesen, das seine Art kämpfend verteidigt".

Diese komplexe Natur des Elsässertums aber lasse sich, so meint Barthel, aus der Geschichte allein nicht begreifen; er meint, daß die Möglichkeit zu ihrer Herausbildung auch rassenhaft bedingt sein müsse. Er spricht von zwei Momenten: einmal der „Verschmelzung des alemannischen Stammes mit einer im Lande ansässig gewesenen Urbevölkerung" und sodann von der „psychologischen Lenkung der Willenskräfte eines dem Osten verwandten Blutes durch die landschaftlichen Impulse westlicher Energieströme der Erdkultur". — Das Elsässertum ist ihm das Ergebnis eines Verschmelzungsprozesses des „kulturell allein maßgebenden Alemannentums" mit „schwächeren keltischen Bevölkerungsteilen", deren Blut sich aber „als das Blut eines unverwüstlich zähen Urvolktums" noch heute auswirkt; es behaupte sich daher im Elsässertum eine gewisse „Gleichheit der Urimpressionen mit denen der Urvölker Westeuropas". Sollte dies Moment gelten, so hätte es aber auch für andere Teile des westdeutschen Volkstums Geltung. Trotzdem aber sind diese Teile zum Bewußtsein gesamtdeutscher Kultur- und Schicksalsverbundenheit durchgedrungen. Rasse ist nicht Volkheit — Volkheit ist überall dort, wo der Wille zur Schicksalsgemeinschaft, der Wille zur Kulturgemeinschaft vorhanden ist. Daß dieser Wille noch 1918 im Elsässertum so schwach entfaltet war, ist doch wohl die

Folge des andern Geschichtsverlauf in den elsässischen als in den andern überrheinischen Landen. — Ganz besondere Bedeutung aber legt Barthel auf das zweite Moment; er spricht von einem „sehr wesentlichen, in der Wissenschaft bisher noch nicht systematisch erforschten Gesetz der Anpassung der Rassen an die geopsychischen Kräfte des Landes, in das sie auswandern", das ebenfalls die Eigenart der Nachkommenschaft bedingt. Aber nicht Klima, Bodengestalt u. dgl. sei das Wichtigste, sondern „eine bisher fast unbemerkt gebliebene welthistorisch überaus wichtige Grundenergie des Erdballs: der polare Kräftegegensatz zwischen Osten und Westen". Der Osten: „kollektivistisch, fatalistisch, weiblich, metaphysisch, religionsschöpferisch"; der Westen: „individualistisch, aktiver, männlicher, realistisch, naturbeherrschend". Diese beiden Energieströme fließen in Mitteleuropa zusammen, hier daher „die krampfhaften Konvulsionen der Weltgeschichte"! Von da aus kommt Barthel zur Ablehnung des Begriffs vom Abendlande, wie ihn etwa Spengler versteht, als „einer trivialen mittelalterlichen Einstellung". „Der geopsychische Osten beginnt nicht da, wo das alte Reich aufhörte, auch nicht da, wo die technischen Errungenschaften erst spärlich übermittelt sind, sondern an der Stelle, wo die Völkerpsyche den Schwerpunkt des Lebens in die Innenregionen der Seele, in das Gemüt, in die Mystik, in die Romantik, in die religiöse Schau, in das Irrationale verlegt und die kollektivistische Lebensgesinnung vorherrschend ist." Etwa in der Länge von Ulm und Hamburg „hören die geopsychischen Influenzen des Westpols der Erde auf; hier beginnen die geopsychischen Einflüsse des Ostpols". Das deutsche Volk ist so nach Barthel „zwar westöstlich in seinen Komplikationen, aber in seinem tiefsten Wesen östlicher Eigenart: gemüthaft, mystisch, romantisch, idealistisch". Es trug „diese östlichen Impressionen in den andersartigen Westen". Dadurch entstand „eine Durchkreuzungspsyche rassenhaften Germanentums und geopsychisch begründeten, durch Anpassung an den Boden entstandenen Westlertums". Die elsässische Psyche sei dafür besonders lehrreich, „da die historische Entwicklung dieses Volk und Land zwischen Osten und Westen immer wieder hin und her schleuderte, dadurch den Zwiespalt vertiefend und verschärfend". In Deutschland liegen nach Barthels eindrucksvoller Hypothese „die beiden Seelen der Westhälften in einem übermenschlichen Kampf". Er werde ausgetragen sein, wenn Deutschland seine Berufung erkenne, den an Innerlichkeit ihm verwandten Völkern des Ostens der Führer zu sein. Der „Hans im Schnokeloch" (das Elsaß) aber wolle nicht beschlagnahmt sein: „die elsässische Eigenart in ihrer von außen her so unverständlichen Abgegrenztheit gegen das stammverwandte Deutschland beruht auf dem Gefühle, daß die geopsychischen Impressionen des Westens hier zu verteidigen sind." Aber ist der Abgrenzungswille der Elsässer nach Westen hin den Franzosen nicht ebenso unverständlich? Sollte dieser Wille nicht auch auf einem ähnlichen Gefühle beruhen, dem Gefühle, daß hier Volkstum und Kultur des Ostens gegen den Westen zu verteidigen sind? Barthel sagt dies nicht.

Abschnitt 3 der Einleitung (S. 13—20) führt von da aus zu einer knappen, aber gehaltreichen Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung. Der Geschichtsphilosoph geht teleologisch vor. Er sieht ein Ziel. Das teleologische Ziel ist für Barthel „die Zellteilung der Erde nach dem Gesetz der Polarität" in einen in sich ruhenden Osten und einen in sich ruhenden Westen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß das Elsaß „ein für den deutschen Willen unwesentliches Land" geworden ist im Vergleich „zu den ungeheuren Zukunftsmöglichkeiten einer östlichen Willens-

richtung, „die mit dem Willen des Weltschicksals übereinstimmen dürfte und daher ein Maximum von Befriedigungen verspricht“. So sei das elsässische Problem im Grunde zu einem „rein theoretischen Problem“ geworden. — Gewiß, es könnte dies für den Reichsdeutschen vielleicht werden, aber nur unter der einen Voraussetzung, daß die Elsässer in praxi ihre Ruhe finden. Aber es will so scheinen, als ob sie auch in Frankreich nicht zur Ruhe kommen, als ob ihrer „komplexen Natur“ nur das Beisichsein Ruhe bringen könnte. Wie könnte das Elsaß aber, so lange es in Unruhe ist, aufhören für uns Deutsche — wenigstens volkspolitisch — auch ein praktisches Problem zu sein?

In dem 4. Abschnitt der Einleitung (S. 20—26) spricht Barthel über „die Symbolik der 4 Persönlichkeiten“. Lambert gehört der vorpolitischen, Lienhard der deutschen, Schuré der französischen, Schweitzer der übernationalen Geistesart an. Trotz allem Unterschiede erscheinen sie als nahe verwandt: „echte, ehrliche, wurzelhafte, starke und innerlich unabhängige, dem Durchschnitt nicht verwandte Persönlichkeiten“, die zwar für ihr Schaffen Rückhalt an jeweiligen „Massenkomplexen“ gefunden haben, wobei diese Gebundenheit aber mehr als sekundäres Merkmal, denn als Wesensvoraussetzung zu betrachten sei. Dies zu zeigen, setzt sich Barthel im Hauptteil seines Buches zur Aufgabe. Lambert lebt kurz vor dem durch die französische Revolution in der elsässischen Seele sehr verschärften Zwiespalt als naturburschenhaft gewachsener Universalbürger der wissenschaftlichen Welt. „Der Zwiespalt zerteilt und klärt sich in zwei gegensätzlich nationalen Strömen, als den Extrempolen aller völkerpsychologischen Wirklichkeiten im Elsaß: Lienhard, Schuré; „er gewinnt ein Endstadium im übernationalen Horizont des guten Europäers“: Schweitzer. „Was sich nun anschließen mag, ist ein neues Gebilde, von dem sich die Gestaltung nicht prophezeien läßt.“

Welches aber ist die Synthese? Barthel gibt sie im Schlusse. Er will festgestellt haben, daß „die Schicksale des elsässischen Geistes, sofern er sich in wirklich großen Persönlichkeiten ausnahmsweise verkörpern konnte,“ „gemeinsame Züge von typischer charakterologischer Ausprägung aufweisen, die aus der west-östlichen Blutmischung erwächst und in den Begriffen der Selbständigkeit und Unabhängigkeit, des Individualismus und des Universalismus weit gespannten Überblicks ausgedrückt werden kann“. „Ein gewisser Oppositionsgeist im Dienste tiefer, naturgegründeter Ideale, welche des realen Fundaments nicht ermangeln, ist in unseren 4 Freunden merkwürdig hervortretend, wenn auch in jedem auf andere Weise.“ „Zwischen 2 Gegensatzpolen, einem rationalen und einem seelisch-mystischen, spannt sich der Geist elsässischer Eigenart aus.“ „Jeder der 4 Elsässer leidet an einer besonderen Tragik.“ .... Diese 4 Denker sagen uns, so meint Barthel, worin das psychologische Wesen des Elsässers im Grunde besteht. Er meint: in der großen Polarität zwischen westlicher und östlicher Psyche, zwischen Nationalismus und Mystik, sei die Formel für das wahre Verständnis gegeben. —

Alles in allem ein Buch eines kühnen Geistes, das zum Nachdenken zwingt. Ein Elsässer sucht von seinem elsässischen Standort aus die Welt zu begreifen und vermag dies nur, indem er sich über die um die Seele des Volkes ringenden Parteien zu geschichtsphilosophischer Über- und Tiefenschau erhebt. Darin ist er sicherlich Albert Schweitzer verwandt. Auch in ihm lebt der Selbstbehauptungswille des Volkstums zwischen Rhein und Vogesen und zwingt ihn dazu, nach übernationalen Lösungen zu suchen, die die Heimat in der Welt, den elsässischen Geist im Weltgeist

verankert. Möge er im Osten und im Westen nachdenkliche Leser finden. Sein Buch ist zugleich eine Art Konfession. Das gibt ihm seinen besonderen seelischen Gehalt. Ob der Geschichtsverlauf seiner Hypothese entsprechen wird, das kann nur die Zukunft ausweisen. Die Entscheidung darüber ist allem Anschein nach auch im Elsaß noch nicht gefallen.

Gießen. Fr. König.

Dr. B. Baier, Die Sprachenfrage im Volksschulwesen Elsaß-Lothringens. 1928 in: Schriften des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt. Selbstverlag des Instituts. Frankfurt am Main. 135 S.

Dr. B. Baier, ehemals Oberschulrat im Ministerium für Elsaß-Lothringen, hat aus genauer Kenntnis heraus, die aus jahrzehntelangem Miterleben und Mitschaffen erwachsen ist, der Sprachenfrage im Volksschulwesen Elsaß-Lothringes zur deutschen Zeit eine aufschlußreiche Studie gewidmet. Er schreibt vom Standpunkt des deutschen Schulmannes aus, von berechtigtem Stolze auf die Leistung der deutschen Schulverwaltung erfüllt, die auch seine Leistung ist. Er hat dies Buch mit gutem Gewissen schreiben können; denn dies Bewußtsein haben die Männer, die das deutsche Volksschulwesen in Elsaß-Lothringen aufgebaut haben, mit sich nehmen können, daß ihre Entscheidungen in allen grundlegenden Fragen — in wohltuendem Gegensatz nicht nur zur neuen Franzosenzeit Elsaß-Lothringens, sondern auch zum französischen Schulregime vor 1870 — nicht aus politischen, sondern aus pädagogischen Erwägungen erfolgten: Für die Franzosen war die Verbreitung der französischen „Nationalsprache", für die Deutschen das Interesse des Kindes die Hauptsache. Dafür legt Geheimrat Baier in seinem Buche, gestützt auf unwiderlegliche Dokumente, Zeugnis ab. Gewidmet ist es „den Lehrern und Lehrerinnen Elsaß-Lothringens in Dankbarkeit für treue Mitarbeit". —

Das Deutsche Reich ist, was die Behandlung seiner Randgebiete angeht, schweren Angriffen ausgesetzt gewesen. Abgesehen davon aber, daß die Überspannung des Nationalstaatsgedankens in Europa überhaupt zur kulturellen Entrechtung fremden Volkstums führte, so daß es sich dabei nicht nur um eine deutsche, sondern eine europäische Frage handelt: in Elsaß-Lothringen hat das Deutsche Reich eine Sprachenpolitik getrieben, die sich auch heute noch — im Zeitalter des Minderheitenrechts — sehen lassen kann; dies in aller Deutlichkeit herausgestellt zu haben, ist ein Verdienst Dr. Baiers.

Dies gilt, was besonders bedeutungsvoll ist, insbesondere für das französische Sprachgebiet. Es handelte sich dabei (s. S. 92) nach der Statistik vom Jahre 1878 in Lothringen um 341 rein französische und um 41 gemischte Gemeinden; im Unterelsaß um 27 rein französische und 2 gemischte Gemeinden; im Oberelsaß um 17 rein französische und 43 gemischte Gemeinden. Die große Linie der deutschen Schulverwaltung war, „das Französische da, wo es vorwiegt, ausgiebig und dauernd, und da, wo es noch beträchtlich ist, ausreichend in der Volksschule zu erhalten, das Deutsche aber den heranwachsenden Generationen in ihrem eigenen wohl verstandenen Interesse zunehmend zu eigen zu machen" (S. 109). All denen, die sich heute um den Aufbau eines vernünftigen Minderheitenschulwesens in Europa bemühen, kann des Studium der in Betracht kommenden Verordnungen (sie sind von Baier im Wortlaut wiedergegeben), nur dringend empfohlen werden. „Die schulorganisie-

rende Tätigkeit der Verwaltung ist", so kann Baier mit Recht sagen, im französischen Sprachgebiet und im gemischten „das Musterbild einer von jedem politischen Druck freien, rein pädagogischen Schulgestaltung" gewesen (S. 112). Bis 1873 ließ die deutsche Verwaltung hier die französische Schule unangetastet, von 1874—86 wurde der Unterricht dort, wo die Schüler französischer Muttersprache waren, auch französisch erteilt. Die letzte Regelung (1910) bestimmte, daß, wo der Hundertsatz der Französisch sprechenden Kinder über 50% betrüge, in der Unterstufe mit Französisch-Lesen und -Schreiben begonnen werde, und zwar in 7 Stunden (Genaueres S. 95ff.). Elsaß und Deutsch-Lothringen wären mit einer analogen Regelung von seiten des französischen Staates heute wahrlich zufrieden.

Ungleich schwieriger ist das Verständnis für die Sprachenfrage in der Volksschule auf deutschem Sprachgebiet (S. 51—92). Die Frage führt unmittelbar in die kulturpolitische Problematik des Elsasses und Deutschlothringens in der deutschen Zeit hinein. Daß die deutsche Verwaltung mit ihrem Standpunkt, daß die Volksschule hier eine rein deutsche zu sein habe, pädagogisch Recht hatte, wird kein ernster Pädagoge, der die Sprachenlage des Landes kennt, verneinen. Daß Mittelschule und Fortbildungsschule und private Initiative genugsam für die Möglichkeit der Erlernung des Französischen sorgten, kann nicht bestritten werden. Und dennoch die vielen Anträge von Landesausschuß und Landtag auf Einführung der französischen Sprache in die Volksschule! Die Auffassung liegt nahe — Baier vertritt sie mit aller Schärfe — daß es sich bei dieser Stellungnahme nur um den „Mißbrauch einer Volksschulfrage zu Popularitäts- und oppositionellen Zwecken, teils aber auch als Deckmantel für uneingestehbare politische Wühlereien gehandelt habe" (S. 90). Gewiß, dies mag im einen oder andern Falle, bei der einen oder andern Persönlichkeit eine Rolle gespielt haben, aber ich kann mich doch nicht dazu verstehen, dies Urteil in so allgemeiner Form als endgültig zu betrachten. Es ist nun einmal das Ergebnis der Geschichte gewesen, daß die Oberschicht den Gebrauch des Französischen für unentbehrlich hielt und daß die Masse des einheimischen Volks, ohne selbst recht Französisch zu können, den Besitz der französischen Sprache als etwas Auszeichnendes, etwas das Dasein Förderndes betrachtete. Da es aber im Politischen nicht nur auf das ankommt, was ist, sondern oft noch mehr darauf, was die Menschen von den Dingen meinen, so war die historisch begründete stille Meinung der Eingeborenen auch ein politischer Faktor. Auch die Abgeordneten haben so geredet und gehandelt, wie ihr Milieu es ihnen eingab; sie empfanden die grundsätzlich ablehnende Haltung der Regierung als den Ausdruck ihres Willens, der Erzieher zu einem andern Elsaß-Lothringen zu sein und versteiften sich auf die Festhaltung dessen, was nach ihrer Meinung den Wesensunterschied zwischen den Elsaß-Lothringern und den übrigen Deutschen ausmachte; den französischen Einschlag wollten sie nicht missen; sollte es da von gar manchem nicht doch ehrlich gewesen sein, wenn er der Meinung war, daß die Volksschule im kommenden autonomen Elsaß-Lothringen auch im deutschen Sprachgebiet das Französische werde pflegen müssen. (Man darf bei der Beurteilung der elsaß-lothringischen Dinge nicht den Vergleich mit den weithin analogen luxemburgischen und vlämischen aus dem Auge lassen.) Die elsaß-lothringischen Abgeordneten trieben eben keine deutsche Politik wie ihre deutsche Regierung, sie trieben vielmehr ihre eigene elsaß-lothringische Politik im deutschen Reiche, so wie viele von ihnen heute elsaß-lothringische Politik in Frankreich treiben. Mag sein, daß die Stellungnahme

der Regierung im Grunde der wahren Natur des Volkstums mehr entsprach, die der Abgeordneten entsprach ihrer eigenen Bewußtseinslage und der des größten Teils ihres Volkes. — Uns mag genügen, daß die deutsche Schulverwaltung ihre Pflicht nicht nur dem Reiche, sondern auch dem Lande gegenüber redlich erfüllt hat. Ihre Sachlichkeit und ihr pädagogisches Verantwortungsbewußtsein erheben sie weit über die französische Verwaltung vor 1870 sowohl als nach 1918, das ergibt sich unwiderlegbar aus Dr. Baiers Darstellung.

Gießen. Fr. König.

Egmont Zechlin, Staatsstreichpläne Bismarcks und Wilhelms II., 1890 bis 1894. Cotta 1929.

Zechlins klares und scharfsinniges Buch hat die „Staatsstreichthese", wie sie Hans Delbrück 1906 aufgestellt hatte, wieder in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Delbrück selbst hat kurz vor seinem Tode in der „Historischen Zeitschrift" (Band 140, Heft 3, S. 602ff.) zu dem Buch in temperamentvoller Art Stellung genommen und seine These nun endgültig bestätigt gefunden. Hatte er damit Recht? Zechlin hat tatsächlich nicht nur durch eine vollständige Zusammenstellung der Bismarckschen Äußerungen zur Staatsstreichfrage gezeigt, wie für den Kanzler der Gedanke einer gewaltsamen Neuorientierung seit 1877 „eine immer wiederkehrende Zentralidee" war, sondern er kann auch das Protokoll der Ministersitzung vom 2. März 1890 veröffentlichen. In dieser Sitzung hat Bismarck für den Fall einer Opposition des neugewählten Reichstages die Niederlegung der Kaiserwürde durch den König von Preußen, die „Trockenlegung" des Reichstages durch den Bundesrat und den Rücktritt der Bundesfürsten von dem durch sie geschlossenen Verfassungsvertrag zur Erwägung gestellt. Zechlin betont weiter mit Recht, daß Bismarck der Mann war, um „den Teufel nicht nur an die Wand zu malen, sondern, wenn er ihn herbeirief, auch geneigt war, mit ihm abzuschließen". Die spätere Darstellung des Kaisers, daß ihm Bismarck zu Beginn seiner Regierung einen Staatsstreich habe zumuten wollen, findet also hier ihre Rechtfertigung. Aber die Delbrücksche „These" lautete doch noch anders: sie besagte (und so hat sie noch Delbrücks oben angeführte letzte Äußerung erneuert), daß in der Staatsstreichfrage „die eigentlichen Gründe" der Entlassung Bismarcks zu suchen, daß deshalb Bismarcks Sturz ein „Verdienst" des Kaisers sei, und daß man folglich dem letzteren „Recht geben" müsse. Zechlin, der sich im allgemeinen auf die Analyse der Tatsachen beschränkt, scheint manchmal einer solchen Auffassung entegenzukommen. So sagt er S. 69f., daß sich Bismarcks Sturz „vor allem" aus der Meinungsverschiedenheit über die Frage eines Konfliktes entwickelt habe und glaubt S. 79, daß die „persönlichen Motive" in die „sachliche Begründung" des Kaisers nur „hineinspielen". Wir vermögen die Delbrücksche These auch nach Zechlins Veröffentlichungen nicht als richtig anzuerkennen. Das innerlich allein entscheidende Motiv zu Bismarcks Sturz ist doch der persönliche Machtgegensatz zwischen einem selbstherrlichen Kaiser und einem übermächtigen Kanzler gewesen, an diesem Feuer entzündeten sich alle anderen Gegensätze. Die Staatsstreichfrage ist nur der große historische Hintergrund für dieses Ereignis, nicht der Grund. In dem persönlichen Machtkampf erhält sie sehr klar ihren psychologischen Platz, wenn man erwägt, daß der Kaiser hinter Bismarcks Staatsstreichabsichten den Gedanken witterte, ihn seiner Popularität zu berauben und dadurch auf Gedeih und Verderben an den Kanzler zu knüpfen; auf der anderen Seite da-

gegen winkte mit den Sozialreformen das lockende Bild des „populären Absolutismus". Dafür, daß der kaiserliche Standpunkt zum Staatsstreich — der ja schon während der Krise von 1890 schwankte! — keiner irgendwie tiefer begründeten Zielsetzung entsprang, sondern — vielleicht mehr unbewußt, aber doch tatsächlich — nur eine Handhabe des Emanzipationskampfes gegen den Kanzler darstellte, spricht auch die Entwicklung der Jahre 1890—1894. Zechlin hat die Staatsstreichideen dieser Jahre sehr aufgehellt und neues Material über sie gebracht. Der Unterschied zu Bismarcks Plänen wird dabei sehr klar: Bei diesem in aller Einseitigkeit und Härte der Altersjahre Kraft und Größe und ein festes Ziel. Bei Wilhelm II. und seinen Ministern ein Spiel von Zauberlehrlingen, die der Abgrund sicher verschlungen hätte. Auch in den Krisen dieser Jahre entscheidet immer wieder das persönliche Motiv: Caprivi geht, im Grunde, weil auch er noch zu eigenwillig erschien. Aber zu gleicher Zeit läßt man seinen Gegenspieler Botho Eulenburg gehen, aus Verlegenheit und weil der Kaiser die öffentliche Meinung fürchtet. Hohenlohe (zunächst nur als „Übergang" gedacht!) kommt, denn, so lautet Philipp Eulenburgs klassische Begründung, „die Menschen lieben die Abwechslung. Hohenlohe ist derart etwas Anderes, daß jedenfalls niemand schimpfen kann, soweit das in Preußen überhaupt möglich ist".

Wir teilen an sich nicht die Auffassung, daß es Aufgabe des Historikers sei, zu sagen, wer „Recht" behalten oder sich ein „Verdienst" erworben habe. Bismarcks Sturz und Wilhelms II. Regierung rollt sich wie eine große shakespearsche Königstragödie ab, in der die Notwendigkeit allein gebietet. Will man werten, so kann es nur unter dem Gesichtspunkt geschehen, wo die historische Größe und die historische Mittelmäßigkeit zu finden sind. Diese Betrachtungsart führt aber doch zu einem andern Ergebnis als dem, zu welchem Hans Delbrück gelangt ist.

München. Walter Frank.

Nachrichten und Notizen.

Ditlef Nielsen, Der geschichtliche Jesus. Mit einer Einführung: Grundsätzliches zur Leben-Jesu-Forschung. (Deutsche Bearbeitung von Hildebrecht Hommel nach dem erweiterten dänischen Original.) Mit 58 Abbildungen. München 1928, Meyer und Jessen. XXVII, 236 S.

Ich sehe nicht ein, warum Nielsens Jesusbuch ins Deutsche übertragen wurde. Der Verfasser ist ein verdienter Orientalist, wagt sich hier aber auf ein Gebiet, auf dem er nicht genügend zu Hause ist. So ist wichtige Literatur übersehen, und die religionsgeschichtlichen Quellen sind ungleich und ungenügend verwertet. So ist z. B. das Urteil des Verfassers über die Erwähnung Jesu bei Tacitus das apologetische. Ob Nielsen für seine Anschauung über den slavischen Josephus viele Gläubige finden wird, ist mir auch zweifelhaft. Wenn die beigegebenen Bilder den Zweck haben sollen, das Leben Jesu archäologisch zu veranschaulichen, so sind sie größtenteils verfehlt. Leipoldt.

Ernestus Diehl, Inscriptiones latinae Christiani veteres. Vol. III fasc. 2. Berlin 1928, Weidmann. S. 81—160.

Von dem ausgezeichneten Werke der altchristlichen lateinischen Inschriften ist des dritten Bandes zweites Heft erschienen, das den Index I Nomina virorum et mulierum christianorum von Hilarianus bis zu Fl. Valenti[nian?]a führt. Die wunderbare Sorgfalt in der Herstellung dieses Namenverzeichnisses, die Klarheit der Anordnung, die Hervorhebung geschichtlich bekannter Personen und der Beamten in Staat und Kirche, die vielfachen Erklärungen und sprachlichen Verweise sowie die geradezu vortreffliche typographische Ausstattung geben auch diesem Hefte einen würdigen Platz in dem Gesamtwerke, dessen baldige Vollendung so sehr herbeizuwünschen ist. Neben der Geschichte wird die Erforschung provinziell lateinischer und vulgärer Namengebung besonders auf altkeltischem Boden und in Afrika aus diesem Werke die reichsten Früchte ziehen.

Niederlößnitz bei Dresden. M. Manitius.

Werner Spieß, Braunschweig als Hansestadt. Bremen, Friesenverlag [1929]. 48 S. 8°.

Das angezeigte kleine Buch ist erschienen in der Reihe der Hansischen Volkshefte (Nr. 15), die es verdienen, daß auch an dieser Stelle die Aufmerksamkeit auf

sie gerichtet wird. Sie werden herausgegeben vom Hansischen Geschichtsverein, und er läßt es sich angelegen sein, daß ausgezeichnete Kräfte zu den nicht immer leichten Aufgaben herangezogen werden. Gründliches Wissen und eine übersichtliche gut lesbare Darstellung zeichnen das obige Heft aus. Herbst.

Ferdinand Kogler, Recht und Verfassung der Stadt Rattenberg im Mittelalter; ein Beitrag zur altbayerischen Stadtrechtsgeschichte (in der „Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte", herausgegeben von der Kommission für bayerische Landesgeschichte, Bd. I) München 1929. Oktav, XV und 138 S. und 3 Tafeln.

Der Nordosten des heutigen Landes Tirol, bestehend aus den drei Landgerichten Rattenberg, Kufstein und Kitzbühel mit den drei gleichnamigen „Hauptstädten" ist erst im Jahre 1504 zum Lande Tirol gekommen, das damals als solches schon dreihundert Jahre alt gewesen ist. Vordem hatten diese drei Landgerichte zum Herzogtum Bayern gehört, aus dessen größerem Umfang als Stammesreich ja auch die ganze Grafschaft Tirol, das Land an der oberen Etsch und am Inn, hervorgegangen war. Die mittelalterliche Entwicklung, insbesondere auch jene der Verfassung und des Rechtes, haben also die drei erwähnten Landgerichte und Städte im Rahmen des engeren bayerischen Territorialherzogtums mitgemacht. Das Münchner Stadtrecht ist das bestimmende Muster für das im Laufe des 14. Jahrhunderts an jene Orte verliehene Stadtrecht gewesen. F. Kogler hat bereits in früheren Arbeiten (1908 und 1912) die Rechts- und Verfassungsgeschichte der Städte Kitzbühel und Kufstein behandelt und schließt nun diese Forschungen mit der vorliegenden Schrift über Rattenberg ab, wozu ihm das Archiv der Stadt hauptsächlich den Stoff geliefert hat. In vortrefflich klarer Gliederung und Darstellung behandelt er die Geschichte der territorialen Zugehörigkeit und äußeren Entwicklung der Stadt, ihre Verfassung, die Kodifikation des Stadtrechtes, die Sonderstellung der Stadt im Gerichtswesen und Wirtschaftsleben, insbesondere den Marktzwang und das sonstige Marktwesen, das Niederlagsrecht und Zollwesen. In diesen letzteren Abschnitten kommt nicht nur die Rechts-, sondern auch die Wirtschaftsgeschichte ergiebig zu Worte. Die Lage Rattenbergs am Inn, einer für die Schiffahrt stark benutzten Wasserstraße, aber auch seine Lage an einem gut verteidigungsfähigen Punkte an der Westgrenze des Herzogtums Bayern gegenüber der kräftig aufstrebenden Grafschaft Tirol, hat die bayerischen Herzöge veranlaßt, zu Füßen ihrer etwas älteren Burg Rattenberg, die auch zum Sitz der politischen Verwaltung des umliegenden Landgerichtes ausersehen ward, einen Markt und eine Stadt durch die Verleihung der erwähnten Vorrechte zur Entstehung zu bringen. Nach dem 16. Jahrhundert hat sich dieser Ort kaum mehr vergrößert, er ist unter allen nordtirolischen Städten die kleinste geblieben (im Jahre 1920: 91 Häuser und 644 Bewohner), hat daher wie kaum eine das mittelalterliche Gepräge in ihrer Bauweise und Lage auf dem engen Raum zwischen dem Inn und dem felsigen Burghügel bewahrt. — Es sei hier mir noch die Bemerkung gestattet: Die Angaben, die ich über die territoriale Zugehörigkeit und das Gerichtswesen von Land und Stadt Rattenberg in meiner „Polit. histor. Landesbeschreibung von Tirol (Arch. f. öst. Gesch. Bd. 107) S. 130 und 147ff. gemacht habe, werden durch die eingehendere und ausführlicher belegte Darstellung Koglers im ganzen bestätigt. Die von mir a. a. O. S. 148 Anm. erwähnte Stadtordnung von Rattenberg ist identisch mit dem Stadtrechte von Rattenberg, das in mehreren, von Kogler S. 52f. näher

angeführten Abschriften des 16. Jahrhunderts in der Handschriftensammlung des Ferdinandeums in Innsbruck verwahrt wird, doch ist die Ziffer meiner diesbezüglichen Zitierung versehen, wie auch Kogler S. 61 Anm. bemerkt.

Innsbruck. O. Stolz.

P. Boissonnade, Le Socialisme d'Etat l'Industrie et les Classes Industrielles en France pendant les deux premiers Siècles de l'Ere Moderne (1453—1661). Paris, Ancienne Honore Champion 1927. 380 S.

Das hier vorgelegte Buch, das die Wirtschaftspolitik des französischen Staates in dem langen Zeitraum von zwei Jahrhunderten schildert, beruht auf einem reichen ungedruckten und gedruckten Material und wird auch bei deutschen Historikern ernstliche Beachtung finden. Es schildert, wie sich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, mit Rückschlägen in den Zeiten der politischen Unruhen, das staatliche Wirtschaftssystem langsam und allmählich bildet, das mit der Entwicklung des politischen Absolutismus Hand in Hand geht. Der Verfasser verfolgt anschaulich und bis in alle Einzelheiten hinein, wie der Staat, zum Teil gewiß auch ohne vollen Erfolg, alle Zweige des wirtschaftlichen und sozialen Lebens in immer stärkerem Maße in seine Hand bekommt, beziehungsweise von oben her reguliert und bevormundet und wie entsprechend der politischen Auffassung des Absolutismus auch die Fragen des wirtschaftlichen Lebens, etwa die Stellung der Arbeiter, ganz ausschließlich von oben her angesehen werden. Das System, das in Colbert seinen Abschluß und seine Vollendung findet, ist so in jahrhundertelanger Entwicklung langsam vorbereitet worden. Es ist hier nicht möglich, auf alle Einzelheiten einzugehen und noch weniger, Einzelheiten zu kritisieren. Zwei allgemeine Bemerkungen seien gestattet. Zunächst scheinen uns gelegentlich bei der Behandlung der „Arbeiter" die Dinge etwas zu modern gesehen zu werden, und vor allem ist der Titel des Buches „Le Socialisme d'Etat" wohl nicht ganz glücklich, wie denn der Verfasser auch in dem Buche selbst im allgemeinen nur den treffenderen Begriff étatisme gebraucht.

Marburg/Lahn. Wilhelm Mommsen.

Gutenberg-Jahrbuch 1928. Herausgeg. von A. Ruppel. Verlag der Gutenberg-Gesellschaft in Mainz. 184 S. und 50 Tafeln.

Das inhaltreiche und mit vortrefflichen Reproduktionen ausgestattete Jahrbuch enthält auch eine Reihe von Beiträgen, die für den Historiker, zumal den Hilfswissenschaftler, von großem Interesse sind. Hingewiesen sei in erster Linie auf die die Frühzeit des Buchdrucks und die Lebensgeschichte Johann Gutenbergs betreffenden Arbeiten, auf Th. F. Carters Aufsatz über die mittelalterlich-europäische Kenntnis von der Kunst der Papierbereitung und des Buchdrucks der Chinesen, auf K. Haeblers Untersuchung der xylographischen Donate, die nicht, wie bisher geglaubt wurde, in die Zeit vor der Erfindung des Buchdrucks zurückzureichen brauchen, auf G. Leidingers Behandlung eines von ihm entdeckten Abcedarium, eines Holztafeldrucks des 15. Jahrhunderts, oder auf G. Zedlers und A. Ruppels Gutenberg-Forschungen, von denen dieser u. E. überzeugend Mainz (und nicht Eltville) als letzten Wohnort des Meisters nachweist, auf Ad. Schmidts Nachforschungen über den hl. Albinus von Kottbus und endlich auf die Arbeit M. J. Husungs, die dem bekannten Fälscher mittelalterlicher Quellen, Chrysostomus Hanthaler, auch eine Inkunabelsignet-Fälschung zuweist. Anregend und durch ihren kunst- und kulturgeschichtlichen Gehalt ausgezeichnet sind von den Beiträgen, die in die neuere Zeit

und die Gegenwart führen, etwa A. Csatkais Schilderung der Buchdruckerkunst im Burgenland, deren Schicksal mit den Glaubenskämpfen der Reformation und der Gegenreformation eng verbunden war, oder die kurze Skizze A. Kolbs über G. Doré als Buchillustrator, endlich P. Ettingers Mitteilungen über „Bibliophilie und Buchkunst in Sowjetrußland".

Kiel. G. E. Hoffmann.

Johannes Biereye, Familienforschung in Erfurt. 8°. 35 S. Leipzig. Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte. = Flugschriften der Zentralstelle, Heft 8. Zugleich Veröffentlichung des Erfurter Genealogischen Abends.

Der Anfang der Arbeit ist bereits in den Familiengeschichtlichen Blättern 25 (1927) erschienen. Die kleine Abhandlung ist flüssig geschrieben und soll denen, die in Erfurt genealogische Forschungen machen müssen, die Wege ebnen. Aber nicht nur das, sondern sie will auch zeigen, wie die Ergebnisse auszuwerten sind. Nachdem B. zuerst über die Quellen in Erfurt im allgemeinen gesprochen hat, wendet er sich (S. 17ff.) dem soziologischen Problem zu. Auch hierfür gibt es eine große Anzahl von Quellen in Erfurt, die Stand und Beruf der einzelnen Einwohner angeben. Interessant sind die Ausführungen über die Wohnungsverhältnisse (S. 30ff.) und die Feststellung derselben an Hand der vorhandenen Quellen. Ein lesenswertes Büchlein, das auch denen, die nicht von Erfurter Einwohnern abstammen, manchen Fingerzeig geben wird.

Neuruppin. Lampe.

Werner Näf, Zur Geschichte der Heiligen Allianz. Berner Untersuchungen zur allgemeinen Geschichte. Herausgegeben von W. Näf, Heft 1, Bern 1928.

Die Arbeit des Berner Historikers gibt eine Ergänzung und Berichtigung der üblichen Auffassung von Metternichs Stellungnahme zur Heiligen Allianz, wie etwa Sbrik sie in seinem Metternichwerk, auf die spätere abschätzige Beurteilung der Urkunde durch Metternich selbst sich stützend, noch pointiert vertritt (Bd. I S. 222). Wenn auch der Gedanke der Allianz und seine Formung der Initiative Alexanders I. und seiner Umgebung entsprangen und von außen her an Metternich herangetragen wurden, so fand er sich doch nicht bloß in uninteressiertem oder widerstrebendem Gewährenlassen durch Veränderung einiger Äußerlichkeiten damit ab, sondern drückte dem Werk in aktiver Auseinandersetzung das Gepräge seiner eigenen politischen Individualität auf. Durch einen Vergleich des von Metternich redigierten endgültigen Textes mit dem Manifest, das Alexander seiner Veröffentlichung des Allianztextes in Rußland beigab und mit dem er ihn im Sinne seines ursprünglichen Willens interpretierte, sowie vor allem durch eine umsichtig abwägende Deutung eines neuaufgefundenen Wiener Aktenstücks, das Alexanders Entwurf und Metternichs Korrekturen nebeneinander zeigt, ergibt sich im ersten Abschnitt der Arbeit, daß Metternichs Redaktion Alexanders Werk durch wenige Zusätze und Ersetzungen zum Instrument eines ganz anders gerichteten politischen Wollens umbog. Aus der unverbindlichen Manifestierung völkerbeglückender Messiasgefühle und inhaltsarmer sentimentaler Brüderlichkeitswünsche, die eine neue christlich-moralische Epoche der großen Politik einleiten sollten, wird zwar auch jetzt noch kein zu konkreten Leistungen verpflichtender Staatsvertrag, aber immerhin doch ein Ansatz

dazu und ein Glied und Ausdruck des umfassenden Zusammenhangs der Metternichschen Restaurationspolitik.

Der Heiligen Allianz diesen positiven Stellenwert in Metternichs Biographie angewiesen zu haben, ist das Verdienst von Näfs Arbeit. Aber auch durch diese Nuancenverschiebung wird die übliche Auffassung von den realen politischen Konsequenzen des Werks und von seiner Bewertung durch den Metternich der nächstfolgenden Jahre doch kaum verändert. Im zweiten Abschnitt der Arbeit, der sich mit dem Beitritt der Schweiz zur Heiligen Allianz beschäftigt, ergibt sich jedenfalls, daß die politische Aktivität Österreichs in der weiteren Ausdehnung der Allianz über Europa sehr gering war, Rußland vielmehr stets die erste Beitrittsaufforderung an die Staaten ergehen ließ (S. 22). Als Ergebnis der Beratungen der eidgenössischen Tagsatzungen und der Räte in den einzelnen Kantonen erfolgte der Beitritt der Schweiz unter der Bedingung völliger Sicherheit gegen irgendwelche politische Auswertung des Aktes; der unpolitischen, religiös-moralischen Auffassung des russischen Souveräns entsprechend, wurde diese Versicherung von dem Vertreter Kaiser Alexanders gern gegeben. Ob und wie die verschiedenen politischen Gruppen der Schweiz sich vom Standpunkt ihrer politischen Gesamtanschauung mit dem Werk auseinandergesetzt haben, wird nicht ersichtlich. — Ein Abdruck der wichtigsten verarbeiteten Dokumente folgt dem Text.

Heidelberg. Hans Haimar Jacobs.

Arnold Oskar Meyer, Das Erwachen des deutschen Nationalbewustseins in Schleswig-Holstein. Kiel, Mühlau, 1928. 14 S.

Das kleine Heft enthält die Niederschrift eines Vortrages, den A. O. Meyer am 14. März 1928 in Flensburg bei einer Gedenkfeier des Jahrestages der Abstimmung in Schleswig gehalten hat. In knapper, eindringlicher Form schildert Meyer das Entstehen des nationalen Bewußtseins in Schleswig-Holstein, das in seinen Auswirkungen die Bevölkerung der Herzogtümer in Gegensatz zum dänischen Staate brachte, und so die Ursache der Krise wurde, die Deutschland und Europa fast während des ganzen 19. Jahrhunderts in Spannung hielt. Noch um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert fühlten sich die Schleswig-Holsteiner als gute „Dänen" im dänischen Staate wohl und waren ihrem Landesherrn, dem König-Herzog, treu ergeben. Die Begeisterung der Freiheitskriege fand in der deutschen Nordmark noch keinen Widerhall. Erst die veränderte Einstellung zu Volk und Staat, die in Auswirkung der französischen Revolution im Anfang des 19. Jahrhunderts in Europa um sich griff, veränderte die Verhältnisse. Die Sehnsucht der Völker, ihr Geschick in eigene Hand zu nehmen und zu gestalten, erweckte in den Schleswig-Holsteinern das Bewußtsein ihrer eigenen, von der deutschen Kultur bestimmten Art und brachte sie so zu den Dänen und dem dänischen Staate in Gegensatz. In kurzen Zügen bringt Meyer das langsame, allmähliche Erwachen der Herzogtümer und den beginnenden Kampf um ihr Deutschtum zur Darstellung und entwirft mit wenigen Strichen ein lebendiges Bild trotz des engen Rahmens, der durch die Vortragsform gegeben war.

Der Kreis um Reventlow in Emkendorf war am frühesten den neuen Gedanken zugängig gewesen und spielte schon mit der Möglichkeit einer Trennung von Dänemark, als noch kein Schleswig-Holsteiner daran dachte. In den Herzogtümern erstrebte man anfangs nur eine Neubelebung der alten ständischen Vertretung, die Gewährung eigenen Verfassungslebens, dessen Berechtigung man aus den deutschen

Bundesakten entnahm. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit befestigte die Überzeugung von dem heiligen Recht der eigenen Sache, durch das der Kampf um die deutsche Art seine höhere Weihe empfing. Die Zusammengehörigkeit und Selbständigkeit Schleswig-Holsteins und die ausschließliche Erbfolge seiner Herzöge im Mannesstamm, das waren die Rechtssätze, die jedem Schleswig-Holsteiner heilig und unverbrüchlich waren. Aber auch Dänemark erlebte damals ein Erstarken seines Nationalgefühls. Man war dort bestrebt, unter Vorherrschaft des Dänentums den Gesamtstaat zu erhalten. Der immer deutlicher hervortretende Widerstand der Dänen gegen die Wünsche der Herzogtümer, verschärften den Gegensatz der Deutschen und Dänen im gemeinsamen Staate. Jens Uwe Lornsen, der mit prophetischem Blick erkannt hatte, um was es ging, und der doch noch zu früh für seine Zeit die Folgerungen daraus zog, wurde zum Märtyrer seiner Heimat. Durch das zu erwartende Aussterben der männlichen Linie im Königreich, das die weibliche Erbfolge mit sich brachte, steigerte sich der Gegensatz zum offenen Konflikt. Der Versuch Dänemarks, den Bestand des Gesamtstaates unter Bruch des Rechts der Herzogtümer zu wahren, führte im Frühjahr 1848 zum Ausbruch des offenen Aufstandes. Die deutsche Gesinnung der Herzogtümer war in den vierziger Jahren immer entschlossener und einmütiger geworden und fand in dem „Op ewig ungedeelt" und dem „Schleswig-Holstein meerumschlungen" einen begeisterten und werbenden Ausdruck, auf deren Bedeutung für die Freiheitsbewegung Meyer nachdrücklich hinweist. Dieser nationale Gedanke führte nun die Herzogtümer durch die schweren Jahre um die Jahrhundertmitte bis 1864 und hat auch 1920 seine alte Kraft bewährt.

Der Druck des Vortrages ist zu begrüßen, da er nun über seine Einmaligkeit hinaus das Verständnis für den nationalen Kampf, der auch heute noch in der Nordmark durchgefochten werden muß, in weiteren Kreisen vertiefen und festigen kann und darum ist auch dem Heft eine große Verbreitung zu wünschen.

Alfred Büscher.

Wilhelm Pfeifer, „Weltmächte der Gegenwart" (XVI. u. 576 S. Leipzig, Fr. Brandstetter 1928).

Das Buch gehört zu den vielen populären Darstellungen der jüngsten Vergangenheit, die in den letzten Jahren erschienen sind. Zu seinem Vorteil unterscheidet es sich von manchen anderen dadurch, daß es nicht von einem ausgesprochenen Parteistandpunkt aus geschrieben ist, keine Tendenz verfolgt und die Entwicklung im wesentlichen, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, zutreffend schildert. Das Hauptgewicht wird, wie schon der Titel andeutet, auf die überseeische und weltpolitische Seite gelegt. Aber auch hier dringt der Verfasser nicht in die Tiefe, behandelt Nebensächliches allzu breit und versteht es nicht, die eigentlichen Probleme klar und scharf herauszuarbeiten. Seine Absicht, „einige wichtige Gestalten und Ereignisse aus dieser Zeit der Weltpolitik schlicht und anschaulich zur Darstellung zu bringen", hat er erreicht, indes nicht mehr. Walter Platzhoff.

Zeitschriftenschau[1].

1815–1871: Über eines der Hauptprobleme der europäischen Staatenwelt, „Rhein und Osteuropa in der französischen Außenpolitik", handelt kurz zusammenfassend W.

[1] Berücksichtigt sind die mir zugänglich gewordenen Aufsätze, bei denen für den Gesamtband, nicht für die einzelnen Hefte, 1928 als Erscheinungsjahr angegeben war.

Platzhoff[1]. Besonders seit 1815 versuchte die traditionell-französische Zweifrontenpolitik gegen Deutschland, die ihre rheinischen Ansprüche seit dem 17. Jahrhundert stets durch die Benutzung östlicher Mächte, wie Schweden, die Türkei und Polen zu unterstützen sich bemüht hatte, auch Rußland durch Förderung seiner Meerengenpolitik in dieses System einzubeziehen, was in der ersten Jahrhunderthälfte besonders durch die polnische Politik Frankreichs, in der zweiten trotz der deutschen Einheit durch Bismarcks Bündnispolitik allerdings paralysiert wurde und erst später gelang. — Englands Stellung in diesem Zusammenhang der Rheinpolitik seit dem Wiener Kongreß behandelt Jean Lulvès[2]. Die englische Rheinpolitik bei der Neuordnung Europas 1814/15 wandte sich mit der Barrièreschöpfung der militärisch starken preußischen Rheinlande und des niederländischen Belgien gegen Frankreich, dessen Rheinpolitik als Fundament seiner europäischen Hegemoniebestrebungen vor allem zu bekämpfen war, aber auch gegen Rußland, denn die von Preußen erstrebte Annexion des gesamten Königreichs Sachsen, dessen Hälfte nun durch den Vorposten am Rhein ersetzt wurde, hätte bei zu weiten Berührungsflächen leicht zum Kampf zwischen Preußen und Österreich und damit zur Machtsteigerung Rußlands, des orientalischen Gegners Englands, führen können. Die Neutralisierung des nicht ohne Frankreichs Einwirkung von Holland abgefallenen Belgien geschah im Sinne der Barrièrepolitik, wenn sie auch wegen des ständigen Annexionsanreizes auf Frankreich keine sehr glückliche Lösung war. Seinem Grundsatz des möglichsten Machtausgleichs auf dem Kontinent entsprechend, kam England Frankreichs Rheinpolitik gelegentlich halb entgegen, blieb aber im allgemeinen die ganze Zeit über vom Mißtrauen gegen Frankreich selbst bis zur Kriegsrüstung bestimmt, wie der Verfasser an den einzelnen Phasen zeigt, besonders während der höchst aktiven Epoche der Rheinpolitik unter Napoleon III. Aber auch über Bismarcks Politik, die die englische Vormundschaft gänzlich abschüttelte, war man wegen Belgiens beunruhigt. Nach 1871 wurde mit dem deutschen Machtaufschwung und mit der imperialen Ausgestaltung Belgiens Englands Barrièrepolitik gegenstandslos. — Ein Teilglied der Kontroverse, die sich um Srbiks Auffassung des führenden Restaurationspolitikers entsponnen hat, ist E. v. Wertheimers Aufsatz „Der Kampf um Metternich" [3]. Er unterschiebt vergröbernd Srbiks ideengeschichtlicher Darstellung eine Idealisierung Metternichs und sucht demgegenüber an Hand des von Bibl mitgeteilten Materials mit den Mitteln rein pragmatistischer Aufklärungspsychologie das übliche Bild des unfruchtbaren, zur gedanklichen Begründung unfähigen und nur mit diplomatischen Mittelchen arbeitenden Reaktionärs zu stützen.

Auf einen scharfsinnigen Betrachter der Staatenwelt der Restaurationsepoche weist Fr. Tobler[4] hin. Des Zürichers Caspar Hirzel „Europa im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts" 1821 zeigt als „philosophisch-politische Skizze" der europäischen Nationen an einigen mitgeteilten Stellen einen klaren Blick für die Revanchestimmung der Franzosen nach 1814/15, für die politische und menschliche Gefahr des deutschen Partikularismus und für die deutsche Sendung Preußens im Gegensatz

---

[1] W. Platzhoff: Rhein und Osteuropa in der französischen Außenpolitik. Els.-Lothr. Jahrb. Bd. VII, S. 1ff.

[2] J. Lulvès: Englands Stellung zur Rheinlandfrage während des 19. Jahrhunderts seit dem Wiener Kongreß. Arch. f. Pol. u. Gesch. Bd. 10, S. 475ff.

[3] E. v. Wertheimer: Der Kampf um Metternich. Preuß. Jahrb. Bd. 212, S. 259ff.

[4] Fr. Tobler: Ein politischer Beobachter vor 100 Jahren (Caspar Hirzel 1785—1823). Schweiz. Mo.-Hefte f. Pol. u. Kultur, Bd. VIII, S. 252ff.

zu Österreich. — Zu dem für die geistige Grundlegung der Restauration zentral wichtigen Problem der romantischen Konversionen, hauptsächlich derjenigen Fr. Schlegels, betont A. v. Martin[1] gegenüber Darstellungen besonders von katholischer Seite (G. Müller), die das Prinzip der Kontinuität in Schlegels Entwicklung überspannen, die Konversion als Bruch, als wirkliche „Umkehr". Während die subjektiv genießende und mit der Unendlichkeit der Möglichkeiten stimmungshaft und intellektuell spielende Frühromantik gerade in ihrem (sicher schon frühzeitig vorhandenen) Katholisieren als wesenhaft unkatholisch anzusprechen ist, bildet hierzu das mit dem unbedingten Glauben an absolut gültige und feste Maßstäbe in sich beruhende System der Restauration einen prinzipiellen haltungsmäßigen Gegenpol, wenn er auch von Schlegel allmählich erreicht sein mag. Die Restauration ist nicht eine zweite Phase der Romantik, sondern ihr Gegenteil. Auch B. v. Wieses Ansicht von einer Auflösung des Katholizismus als normativer Gesetzesreligion in eine ästhetische Gefühlsreligiosität durch den konvertierten Fr. Schlegel wird bei Einräumung gewisser stimmungshafter Einschläge in seine Spätreligion abgelehnt. Brentano sucht die Rettung aus der Haltlosigkeit in völligem Saltomortale gerade in der jesuitischen Gesetzesstrenge, nicht in der mystischen Form des Katholizismus. Ihm, Schlegel und Werner gegenüber sind Görres und Eichendorff organisch-katholische Menschen mit ungebrochenem und aktivem Verhältnis zur Welt. — Wenn v. Martin in seiner wertvollen Abhandlung Friedrich Schlegel allzusehr nur als Paradigma seines an C. Schmitt orientierten Romantikbegriffs auffaßt und seine individuelle Problematik, die doch ernsthafter und tiefer liegt und sich in einer gewissen geistesgeschichtlich deutbaren Kontinuität auswirkt, darüber übersieht, so überspannt J. Körner[2] dieses Einheitsmoment. Er geht im Sinne G. Müllers und ihn eher zuspitzend so weit festzustellen, daß man bei Fr. Schlegel „von einer Konversion im eigentlichen Sinne gar nicht reden" könne; er sei in ständiger bruchloser Entwicklung von irreligiösem Rationalismus zum Katholizismus gekommen. Die Zitate aneinanderreihende Durchverfolgung bestimmter Begriffe und Anschauungen durch Schlegels Leben, mit der Körner seine These beweisen will, berücksichtigt ebenfalls die Eigenart der dahinterstehenden Persönlichkeit zu wenig. — Für Dorothea Schlegel behauptet auch Körner[3] eine gewaltsame Umkehr. Er bringt außer Persönlichkeitsschilderungen der drei Töchter Moses Mendelssohns auch einige Bemerkungen über die Problematik, zu der Mendelssohns Verbindung von aufgeklärter Humanität mit dem Festhalten am jüdischen Glauben und seinen Riten und überhaupt das in ihm verkörperte Hineinwachsen des Judentums in die deutsche Kultur führen mußte; diese unhaltbare Labilität wurde von Dorothea und Henriette Mendelssohn ziemlich radikal durch die Annahme eines bigott überkompensierten Katholizismus gelöst. — Als „kirchliche Romantik" faßt in undifferenzierten Ausführungen M. Baptista Schweitzer[4] die katholische Restauration, über deren Wiener Bestrebungen unter dem Redemptoristen Cl. M. Hofbauer er berichtet. Über dessen geistige Persönlichkeit wird außer einigen Erbaulichkeiten nichts, über sein Wirken in der katholischen

[1] A. v. Martin: Romantische Konversionen. Logos, Bd. 17, S. 141ff.

[2] J. Körner: Das Problem Friedrich Schlegel. Ein Forschungsbericht. Germ.-romanische Mo.-Schrift, Bd. XVI, S. 274ff.

[3] J. Körner: Mendelssohns Töchter. Preuß. Jahrbücher Bd. 214, S. 167ff.

[4] M. B. Schweitzer: Kirchliche Romantik. Die Einwirkung des hl. Clemens Maria Hofbauer auf das Geistesleben in Wien. Hist. Jahrb. d. Görres-Ges. Bd. 48, S. 389ff.

Restauration nur Äußerliches in großer Breite mit extensivem Quellenabdruck mitgeteilt. Es sind zum größten Teil Polizeiberichte, die von dem Mißtrauen des josephinisch-absolutistischen, staatskirchlichen Metternich gegen die römisch und eiferndorthodox eingestellte Agitation Hofbauers zeugen. Die „Romantik im Sinne Hofbauers" läßt der Verfasser durch das S. 421 als Muster des „Hofbauergeists" abgedruckte Gedicht repräsentiert sein. — P. Kluckhohn[1] nimmt in seine Bestimmung der Romantik zwar auch Merkmale hinein, die sie als menschlichen Seinstyp angehen, sieht sie aber doch mehr als Inbegriff von bestimmten Kategorien und Inhalten, die in der Frühromantik mehr spekulativ, in der jüngeren Romantik mehr real-praktisch und historisch-politisch ausgebildet sind; der Kampf dieser Ideen mit denen der Aufklärung, in die sie andererseits immer wieder verschlungen sind, macht die Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts aus. Fortwirken der Romantik sieht der Verfasser z. B. (hier Below folgend) bei Sybel, Freytag, Treitschke, die von dem historischen Sinn der Romantik mit getragen werden, ebenso wie in der neuen Sachlichkeit (hier wohl nicht im Sinne Belows), die die Blickrichtung allein auf das Wesentliche hat. Der Aufsatz bedeutet die Gebietserweiterung der Below'schen Methode einer mechanischen Messung der im übrigen hier oft recht wahllos herausgegriffenen und kaum durch den Ansatz einer Entwicklungsbegrifflichkeit verbundenen historischen Erscheinungen an Merkmalen eines viel zu weiten Romantikbegriffs; so wirkt sein Schluß mit der Gleichung „Romantik = ständiger Ausdruck deutschen Geistes" konsequent. — Von Bedeutung für das Romantikproblem ist auch der deswegen hier behandelte Aufsatz von E. K. Winter über „Johann Jakob Bachofen und die Romantik"[2]. Gegenüber den Versuchen Bernoullis, Bäumlers, Schröters, auch die Bachofenschen Mutterrechtskulturanschauungen aus der Romantik zu erklären, weist er mit Recht auf ihre Herleitung über Bachofens Göttinger Lehrer Hugo aus natursentimentalen maternalen Anschauungen des 18. Jahrhunderts hin, kommt aber von seinem katholisierenden und zu weit gefaßten Romantikbegriff, der den Schwerpunkt der Romantik geradezu in die Restaurationsbewegung verlegt, zu einer starken, die Frühromantik nicht differenziert genug behandelnden Betonung der konservativ-paternalen Grundanschauungen der Romantik, so daß seinen Ausführungen mehr als berichtigende Ergänzung Wert zukommt. Den Versuch einer Beziehungsherstellung zwischen strengem Protestantismus und Mutterrechtskult läßt jeder Blick auf das protestantische Pfarrhaus als umso eigentümlicher erscheinen, als der Verfasser ja selbst die besondere Bedeutung von jesuitischen Strömungen für die Ausbildung maternaler Anschauungen im 18. Jahrhundert ausführt; andererseits ist die Gegenüberstellung von Fichte, Schelling, Hegel als Vertretern der norddeutsch-phantastisch-gestaltlosen (!) und Clemens Maria Hofbauers als bedeutendsten Repräsentanten des österreichischen Zweiges der südlich-katholisch-formenklaren Romantik nicht geeignet, die geistige Produktivität der letzteren in besonders hellem Licht erstrahlen zu lassen. — Die „Restauration der Staatswissenschaften" geht E. Reichards Veröffentlichung einiger Briefe K. L. v. Hallers an Zschokke aus der Kantonsbibliothek von Aarau aus den Jahren 1809—1810 an[3], die aber auch hier erwähnt sei, weil die Briefe die Grundgedanken von Hallers Hauptwerk, die Ablehnung des überprivaten Cha-

[1] P. Kluckhohn: Die Fortwirkung der deutschen Romantik in der Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts. Ztschr. f. deutsche Bildung Bd. IV, S. 57ff.

[2] E. K. Winter: Johann Jakob Bachofen und die Romantik. Ztschr. f. Schweiz. Kirchengesch., 22. Jg., S. 241ff.

[3] E. Reichard: Karl Ludwig von Haller und Heinrich Zschokke. Gelbe Hefte Bd. 4, II.

rakters des Staates und seine Kennzeichnung als Patrimonialmacht der Fürsten, scharf vertreten. — Von Vertretern der norddeutsch-protestantischen Geistesprovinz behandeln W. Schneider[1] und G. Ritter[2] Stein, deren Arbeiten hier aber nur erwähnt seien, da Steins historische Allgemeinbedeutung ja vor 1815 liegt. — Ein Aufsatz R. Körners über Friedrich Ludwig Jahn und sein Turnwesen[3] bedeutet eine Verschärfung des Treitschkeschen Urteils über Jahn; die Züge der Halt- und Maßlosigkeit, der auch geistigen Undiszipliniertheit, der vor beschönigendem Umfärben eigenen Tuns und Unwahrheiten über Gegner nicht zurückschreckenden Selbstüberschätzung werden u. a. durch die Kritik von Jahns Erzählungen über sich, auch über seine Gefangenschaft, herausgearbeitet. Jahns Bedeutung für das Turnwesen sieht der Verfasser darin, „daß er die Leibesübungen zu einer Angelegenheit des ganzen Volkes gemacht hat“, allerdings mit hochmütiger und der Sache schädigender Überschätzung ihrer Kulturwerte. Die Urteile des Verfassers sind zuweilen vom Standpunkte des preußischen Gouvernementalismus der Restaurationsepoche nicht weit entfernt. — Die Einwendungen, die Alexander Scharff[4] gegen Körners Auffassung erhebt, treffen die Hauptschwäche von dessen fast ganz individualpsychologisch basierten Ausführungen, wenn sie die ungenügende Berücksichtigung des geistigen Gesamtcharakters der Zeit bemängeln; indes wird durch die ergänzende Hervorhebung von Jahns nationalpolitischer, durch das Urteil hervorragender Zeitgenossen bezeugter Leistung Körners Aufweis der Charakterfragwürdigkeit Jahns nicht eigentlich widerlegt. — Den Beitrag der Philosophie des deutschen Idealismus zum Problem „Staat und Wirtschaft“ würdigt J. Sauter in umfassenderem, die früheren idealistischen Systeme ebenfalls berücksichtigendem Rahmen[5] knapp orientierend für Kant, Fichte, Schelling und Baader. Deren Wirtschaftsphilosophie stellt sich als auf einige Grundauffassungen der Wirtschaft als Vergeistigung der Natur zum Kunstprodukt und daher Fortsetzung der Schöpfung (Fichte, ähnlich Baader) beschränkt dar. Außer bei Baader muß bei allen diesen Denkern die Entwicklung erst aufklärerische Anschauungen des Staates als bloßer Schutzinstitution, ja Hemmnisses (Schelling) der im natürlichen Ausgleich der Interessen frei wirtschaftenden Individuen überwinden, um zur bei Kant nur eben erreichten, bei Schelling zum Teil später wieder aufgegebenen, bei Fichte und dem von vornherein nicht aufklärerischen Baader ausgebildeten Idee des organischen, die Wirtschaft sich unterordnenden und die geistigen Werte in sich begreifenden Kulturstaats zu gelangen. — Ebenfalls schlicht berichtend hebt G. Himmer Hegels Auffassung von Wirtschaft und Staat heraus[6], die zwar die Wirtschaft dem Staat als der höchsten Konkretisierung der sittlichen Freiheit unterordnet, aber doch den Staat im innerlichsten Gegenseitigkeitsverhältnis mit der Wirtschaft sieht. Indem die Wirtschaft ihr zwar partikulares Bedürfnisstreben durch gesteigerte Geistestätigkeit befriedigt, dient sie damit

[1] W. Schneider: Die religiösen Anschauungen des Freiherrn vom Stein. Nassauische Annalen, Bd. 49, S. 1ff.

[2] G. Ritter: Der Freiherr vom Stein und die politischen Reformprogramme des Ancien Régime in Frankreich. Hist. Ztschr. Bd. 137, S. 442ff., Bd. 138, S. 24ff.

[3] R. Körner: Friedrich Ludwig Jahn und sein Turnwesen. Forsch. z. Brandenb. u. Preuß. Gesch. Bd. 41, S. 38ff.

[4] A. Scharff: Zur Beurteilung Friedrich Ludwig Jahns. Ebda., S. 475ff.

[5] J. Sauter: Staat und Wirtschaft in den großen Systemen des Idealismus. Bl. f. Deutsche Philosophie, Bd. II, S. 229ff.

[6] J. G. Himmer: Wirtschaft und Staat bei Hegel. Bl. f. deutsche Philosophie, Bd. II, S. 254ff.

auch der Ausbildung der sich selbst erkennenden und im Staat konkretisierten Vernunft, so daß neben der Familie die Berufsstände in ihrer wirtschaftlich-gesellschaftlichen Funktion die zweite Basis des Staates sind, durch die der Einzelne in seinen wesentlichen konkreten Lebensbezügen, nicht als abstraktes Atom, zum Staate in Beziehung kommt. In der besonderen Wertung der Korporationen, in denen diese Standeszugehörigkeit zu bewußter Teilnahme am Allgemeinen erhoben wird, für den Staat wird Hegels Gegensatz zur klassischen Wirtschaftsauffassung besonders sichtbar. Die Einzelheiten des sich so ergebenden, keineswegs den preußischen Staat einfach abzeichnenden Staatsbildes werden dann nach der Rechtsphilosophie geschildert. — In die von den Klassikern bestimmte geistige Welt des humanistisch-frühliberalen Bürgertums gewährt die Publikation Julius Heyderhoffs von Briefen zwischen Benzenberg, seiner Bremer Freundin Doris Focke, ihrem Gatten und H. Brandes[1] in den Jahren 1814—1817 einen Einblick. In einem aus tüchtiger Bürgerlichkeit und goethisch-jeanpaulschem Humanismus erwachsenen, reich durchgebildeten Sinnzusammenhang, in dem das Gefühl spezifisch menschlicher, sich aus der Natur heraushebender ethischer Freiheit mit einem optimistisch den Natur- und Weltlauf bejahenden ästhetisierenden Harmonismus einhergeht, wird die in vornehmer Entsagung vergeistigte Liebe zu Doris Focke nur zu einem besonders kräftigen Hebel der Persönlichkeitsbildung und damit auch der Auslösung der vorhandenen politischen Energien; als weiterer starker menschlicher Impuls in dieser Richtung tritt positiv der Umgang mit Gneisenau und seinem Kreis in Koblenz und negativ die Kenntnis von mechanisch-geschäftigen Berliner Bürokraten hinzu, so daß sich als Ausgangspunkt dieser politischen Haltung deutlich das Erlebnis der Persönlichkeit erweist, wie auch die Begründung der Konstitutionen als Entfaltungsboden großer Talente und freier Charaktere zeigt. —

Das Wirken der Zeitideen auf die Politik wird recht deutlich in der Regelung der Verhältnisse zwischen den Staaten und der Kurie nach 1815, über die eine Reihe von Aufsätzen vorliegt. A. Scharnagl[2] gibt einen Überblick über die von 1802—1817 sich hinziehenden Verhandlungen Bayerns mit der Kurie um das Recht des Landesherrn, neu einzusetzende Bischöfe von sich aus zu nominieren. Nach dem Muster vor allem Frankreichs wurde es von Bayern für das neue Konkordat von vornherein in Anspruch genommen und auch der Kurie, die es nicht verweigern konnte, aber als Verhandlungsobjekt zur Gewinnung von Gegenzugeständnissen ausnutzte, abgerungen. Im Gegensatz zur Praxis in Österreich war seine Auslegung stets umstritten. Es wurde von kirchlicher Seite nur als vorschlagende Benennung angesehen, der der Papst allerdings nur bei triftigen, im kanonischen Recht verankerten Gründen nicht stattgeben brauchte, während auf staatlicher Seite die Tendenz bestand, die päpstliche Amtsübertragung nur als notwendig folgenden Appendix zu betrachten, so daß es zuweilen zu Schwierigkeiten kam. — Der Gründung des Freiburger Erzbistums ist zu ihrem hundertjährigen Jubiläum mit verschiedenen Abhandlungen Bd. 29 (N. F.) des „Freiburger Diözesanarchivs" (wie auch schon Bd. 28) gewidmet. Über die Verhandlungen der oberrheinischen Staaten mit der Kurie zur Regelung der kirchlichen Verhältnisse nach 1815 berichtet E. Göller im zweiten Teil seines

[1] J. Heyderhoff: Johann Friedrich Benzenberg und das Fockesche Haus in Bremen. Freundschaftsbriefe aus einem rhein.-bremischen Freundeskreise der Goethezeit. Brem. Jb. Bd. 31, S. 304ff.

[2] A. Scharnagl: Das königliche Nominationsrecht für die Bistümer in Bayern 1817—1918. Ztschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte, Kanonistische Abt., Bd. 17, S. 228ff.



Aufsatzes über „Die Vorgeschichte der Bulle Provida solersque[1]“ mit breiter Heranziehung bisher unbenutzter Karlsruher Akten. Die Frankfurter Konferenzen von 1818 standen gerade auch von seiten der badischen Abgesandten Ittner und Burg durchaus im Zeichen febronianischer, staatskirchlicher Anschauungen, wie sie in der damaligen Publizistik durch Kopp, Wessenberg und vor allem den Württemberger Werkmeister, der durch seine Gutachten auch direkt einwirkte, vertreten wurden. Die eingehende Geschichte der Sondergesandtschaft, die die auf der Konferenz von den südwestdeutschen Staaten festgelegte, fast den Charakter eines Diktats an den Papst tragende Deklaration überreichte, bildet den Hauptteil der Abhandlung. Verlauf und Ergebnis sind stark bestimmt durch den Gegensatz innerhalb dieser Gesandtschaft zwischen dem prinzipiellen und haltungsmäßigen, historische Autoritäten respektierenden Konservatismus des Badeners Türkheim, der für die Grenzen des Entgegenkommens der Kurie Verständnis zeigte, auf der einen Seite und dem territorialkirchlich-episkopalistischen Aufklärungskatholizismus des Württembergers Schmitz-Grollenburg andererseits, dessen Starrheit die allgemeine Regelung hintertrieb und es nur zu der provisorischen Lösung der Circumskription der neueinzurichtenden Bistümer kommen ließ. Die im März 1820 wieder aufgenommenen Frankfurter Konferenzen nahmen diese Teillösung unter Erhebung Freiburgs zur Metropolitanhauptstadt (gegen den Widerstand Hessens, das ebenso wie ursprünglich die Kurie für Mainz war) vor; sie wurde von der Kurie durch die Bulle Provida solersque kirchliches Gesetz. — J. **Gröber** berichtet im zweiten Teil einer umfangreichen Arbeit über Wessenberg[2] über das Verhältnis des aufklärerischen Vertreters nationalkirchlicher Anschauungen zu Rom, von dem dieser keine formelle Trennung wünschte, dessen Einfluß er aber weitgehendst zugunsten des Staates und der ihm untergeordneten Bischöfe herabdrücken wollte. Die fortwährenden Streitigkeiten, die er mit der Kurie und dem Luzerner Nuntius Testaferrata jahrzehntelang hatte, zumal um das Generalvikariat, das ihm die Kurie entziehen wollte, und um die Bischofswürde selbst werden eingehend geschildert. Die Unterstützung, die Wessenberg bei der geistlichen Abteilung des Karlsruher Ministeriums, bei dem größten Teil der Geistlichen des Bistums und in der Publizistik fand, vermochte doch kein Nachgeben der Kurie bei seinen persönlichen Verhandlungen in Rom zu veranlassen; mit dem badischen Thronwechsel 1818 und den Verhandlungen über die kirchliche Neueinrichtung wurde das Interesse des Staates für ihn geringer. Als er 1821 nach der Errichtung des Erzbistums zum Freiburger Erzbischof gewählt wurde, bestimmten ihn seine Karlsruher Freunde selbst zur Ablehnung. — Die „Wessenbergstudien“ H. **Baiers**[3] behandeln Verwaltungseinzelheiten und sind von mehr territorial begrenzter Bedeutung, ebenso wie einige andere Aufsätze dieses Jahrgangs der Diözesanstudien[4]. — Auf Grund von vatikanischen Akten gibt H. **Bastgen**[5] ein inter-

[1] E. Göller: Die Vorgeschichte der Bulle „Provida solersque“. Freib. Diözesan-Arch., N. F. Bd. 29, S. 436ff.

[2] J. Gröber: Heinrich Ignaz Freiherr von Wessenberg. Ebda., S. 294ff.

[3] H. Baier: Wessenbergstudien. Ebda., S. 1ff.

[4] H. Wetterer: Das bischöfliche Vikariat in Bruchsal von der Säkularisation 1802/3 bis 1827. I. Teil. Ebda., S. 49ff. — Peter P. Albert: Die Vorgänge und Festlichkeiten in Freiburg bei der Weihe und Einführung des ersten Erzbischofs. Ebda., S. 115ff. — W. Reinhard: Die Anfänge des Priesterseminars und des theologischen Konvikts der Erzdiözese Freiburg i. Br. Ebda., S. 184ff.

[5] H. Bastgen: Die Vorgänge bei der Wahl des Erzbischofs von Freiburg im Jahre 1836. Ebda., S. 224ff.

essantes Beispiel kurialer Diplomatie; Kurie und badischer Staat stimmten in ihrem Gegensatz gegen den Kandidaten des Domkapitels überein, aber trotzdem protestierte die Kurie aus prinzipiellen Gründen gegen die Gegenwart des staatlichen Kommissars beim Wahlakt und seinen Widerpruch gegen den vom Domkapitel gewählten Kandidaten, wenn sie das Ergebnis dieses Widerspruchs auch begrüßte und die irreguläre Wahl des neuen Kandidaten Demeter gern „sanierte"; den Weg ihres Einspruchs beim badischen Hof nahm sie vorsichtig über Metternich. Leider sind die politischen und geistigen Zusammenhänge dieses Spiels gar nicht angedeutet. — Aus den Schweizer Verhandlungen mit der Kurie von 1814 an ging 1828 das Bistum Basel hervor, über dessen Kirchenpolitik im ersten Jahrzehnt H. Dommann berichtet[1]. Der erste Bischof Salzmann gehörte der Sailerschen Richtung an mit ihrer strengen gefühlsmäßigen Gläubigkeit, deren Gegnerschaft zu den dogmen- und kultgefährdenden und antikurialen Tendenzen des aufklärerischen Katholizismus durch eine gewisse Bildungsaufgeschlossenheit gemildert und deren Haltung zum Staate mehr von einer ausgleichenden persönlichen Religiosität als von streng kirchenmachtpolitischen Grundsätzen bestimmt war. Die diplomatisch-liberale, im Grunde patrizisch-aristokratische Richtung, wie sie etwa der einflußreiche Luzerner Schultheiß Joseph Karl Amrhyn vertrat, wurde, besonders seit der Julirevolution, durch einen schärferen Liberalismus, wie ihn etwa Eduard Pfyffer verkörperte, in den Hintergrund geschoben. Aus dem reichlich, aber unartikuliert mitgeteilten Stoff ergibt sich ein stark aktives, aufklärerisch, national und staatsabsolutistisch fundiertes Machtbewußtsein der von dieser Richtung beherrschten Kantonregierungen, das sich in schroffer Wahrnehmung und im Vorschieben der Staatskompetenzen und schließlich in den durchaus staatskirchlichen Badener Konferenzbeschlüssen der zum Bistum gehörenden Kantone geltend macht. Die Kirche ist also zunächst in der Defensive; aus ihr entwickelt sich aber vor allem im katholischen Verein eine höchst aktive und agitatorische Gegenströmung; ihr steht der vermittelnde und zuweilen auch erfolgreiche Bischof, der sich mehr auf reine Abwehr beschränkt und z. B. nicht die päpstliche Enzyklika gegen die Badener Beschlüsse zu veröffentlichen wagt, ebenso fern, wie Amrhyn der agitatorischen Linksrichtung, obwohl in Augenblicken der Zuspitzung beider Anschauungen inhaltlich sich mit denen der Radikalen im eigenen Lager fast decken. Der Aufsatz schließt erst in Bd. 23 der Zeitschrift. — L. Pfleger gibt einige Briefe aus der Korrespondenz des Straßburger Bischofs Räss mit dem Konvertiten Hurter wieder[2], die unter anderem Hurters Eintreten und sogar Propaganda für freie Religionsübung der Katholiken Schaffhausens (1837) und seine Stellungnahme für den Freiburger Erzbischof in den badischen kirchenpolitischen Kämpfen (1842) noch während seiner Tätigkeit als protestantischer Antisthes des Kantons beleuchten. — Eine für das Verhältnis Preußens zur Kurie wichtige Einzelheit behandelt H. Heckel in seiner Betrachtung über die Stellung des Bischofs Hommer von Trier in der Mischehenfrage in den Jahren 1817—1837[3]. Die schwierige Stellung zwischen der preußischen Regierung und der Kurie veranlaßte den Bischof wohl zu Zugeständ-

[1] H. Dommann: Die Kirchenpolitik im ersten Jahrzehnt des neuen Bistums Basel (1828 bis 1838). Nach Briefen des Bischofs Jos. Anton Salzmann, des Schultheißen Jos. Karl Amrhyn und anderer. Ztschr. f. Schweiz. Kirchengesch., 22. Jg., S. 1ff., 98ff., 161ff., 262ff.

[2] L. Pfleger: Bischof Andreas Raeß und Friedrich von Hurter. Arch. f. Elsäss. Kirchengesch., 3. Jg., S. 311ff.

[3] J. Heckel: Bischof Homer von Trier und die Mischehenfrage. Ztschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch., Kanon. Abt. Bd. 17, S. 559ff.

nissen an die Regierung, zum Beitritt zur Spiegelschen Mischehenkonvention von 1834 und zur Unterschrift unter einen beruhigenden Bericht nach Rom über die Angelegenheit 1836; die katholische Legende von der Erzwingung dieser Unterschrift durch den preußischen Unterhändler Schmedding wird als unbegründet erwiesen. Aber die innerlich stets vorhandene strengere Auffassung kam mit einem Widerruf nach Rom wieder zum Durchbruch. Wenn demgegenüber der preußische Gesandte Bunsen auf Drostes andere Einstellung verwies, so lenkte er damit das besondere Augenmerk der Kurie auf diesen und wurde so zum Mitveranlasser des Kölner Kirchenstreits. — Über ihn äußert sich Heckel in einer eingehenden und durch ergänzende Aktenbenutzung ausgezeichneten, daher hier erwähnten Besprechung[1] des Buches von Schrörs über „Die Kölner Wirren (1837)". Droste hat bei der Übernahme des Erzstuhls von der Spiegelschen Konvention nicht nur inhaltlich nichts gewußt und diese Unkenntnis nicht etwa nur verschwiegen, um zunächst überhaupt keine Stellung zu diesem möglicherweise für ihn unannehmbaren Abkommen nehmen und nicht auf den Erzstuhl verzichten zu müssen (Schrörs), sondern ihm war tatsächlich das Vorhandensein dieser Konvention nicht bekannt. Aus den Gewissenskonflikten, in die er nach ihrer Kenntnisnahme gestürzt wurde, konnte ihn die kuriale Bearbeitung durch Reisach leicht zum Kampf gegen den Staat emporreißen, wenn auch die letzten Gründe des Kirchenstreits in dem dogmatischen Problem des Hermesianismus gegeben waren. — Eine wichtige Einzelheit aus der Geschichte der kirchlichen Restauration in Frankreich, „Talleyrands Aussöhnung mit der Kirche", behandelt nach vatikanischen Aktenstücken H. Bastgen[2]. Die Aussöhnung kam durch die Initiative des Pariser Erzbischofs Quélen, der vor allem durch Dupanloup, ferner die Herzogin von Dino und ihre Tochter unterstützt wurde, durch Unterzeichnung eines Schriftstücks durch Talleyrand am Morgen seines Todestages, am 17. Mai 1838, schließlich zustande; die von Quélen auf Grund eines unbekannten Entwurfes Talleyrands abgefaßte Erklärung fand aber die Kurie in einem Breve an den Erzbischof nicht kräftig genug, weswegen dieser — sich desavouiert fühlend — die Veröffentlichung unterließ. Über die Vorgeschichte des Erklärungstextes Quélens handelt ein besonderer Abschnitt.

Über die Auswirkungen der Karlsbader Zensurbeschlüsse liegen einige Arbeiten vor. Wie H. Tidemann[3] zeigt, wurden in Bremen die Karlsbader Beschlüsse, bei deren Einführung sich das Mißtrauen Metternichs und der preußischen Staatsmänner gegen die Stadtrepubliken in der Fernhaltung der Städte von den Beratungen und der drohenden Form der Beitrittsaufforderung deutlich gezeigt hatte, ohne eigentliche preßgesetzliche Ausarbeitung durch eine Senatorenkommission verhältnismäßig weitherzig gehandhabt, der ganzen Zensurtradition der freien Reichsstadt entsprechend. Das Eingreifen oft nur auf Beschwerden anderer Bundesstaaten und erst nach geschehener Veröffentlichung hin und ein souveränes Schleppenlassen kennzeichnen den nicht politisch-liberalen, aber von bürgerlich-patrizischem common sense und auch hansischem Selbständigkeitsgefühl erfüllten Geist der Ausführenden, die in ihrem Vorgehen gegen die Schundliteratur der Leihbibliotheken

[1] J. Heckel: Ebda., S. 643ff.

[2] H. Bastgen: Talleyrands Aussöhnung mit der Kirche. Hist. Jb. d. Görres-Ges., Bd. 46, S. 42ff.

[3] H. Tidemann: Die Zensur in Bremen von den Karlsbader Beschlüssen 1819 bis zu ihrer Aufhebung 1848. I. Teil. Brem. Jb. Bd. 31, S. 370ff.

gleichzeitig ihre stadtväterliche Sorge für das Volkswohl bewiesen. Eine eingehende Darstellung der Zeitungszensur wird für den folgenden Band der Zeitschrift versprochen. — H. Kruchen charakterisiert in einer umfangreichen Abhandlung[1] auf Grund eingehender Archivstudien die drei Epochen der rheinischen Zensurpraxis. 1. Die wegen der Nichtgeltung der früheren preußischen Gesetze in den Rheinlanden zunächst etwas unsichere und daher zum Ärger besonders Wittgensteins auch lockere Regelung durch die Oberpräsidenten bis 1819, die z. B. Görres' „Rheinischen Merkur" bis zu seiner Unterdrückung ohne Zensur ließ, weil man sich ihm nicht gewachsen fühlte, machte 2. der minutiösen Ausführungsordnung nach den Karlsbader Beschlüssen Platz, die ebenso die rheinischen Zeitungen zu bloßen Magazinen ungefährlicher Tatsachen herabdrückte wie sie einige Jahre in Bonn für den Zensor nicht lesbare Sanskrit-Bücher nicht erscheinen ließ. 3. Die Lockerung der Zensur und die Erlaubnis zu einer gewissen Kritik durch Friedrich Wilhelm IV. seit 1840 führte gerade im politisch lebhaften Rheinland natürlich zu einer weit über die Absicht des Königs hinausgehenden, mit den unbestimmten Anordnungen schwer zu treffenden Opposition in bedeutenden neuen Zeitungen. Der Kampf der Zensoren, die dieses nach keiner Seite befriedigend durchführbare Nebenamt stets ungern übernahmen und deren häufiger Wechsel durch Aufstellung von Listen veranschaulicht wird, gegen die schließlich unterdrückte „Rheinische Zeitung" Karl Marx', die Düsseldorfer Zeitung, die katholischen Blätter (seit 1844) wird eingehend geschildert. — Aus P. Cassers sorgfältiger Analyse des Spiegelbildes der literarischen Zeitströmungen in den westfälischen Almanachen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts[2] interessieren hier die Ausführungen über den äußerst geringen Einschlag der Zeitpolitik. Sie äußert sich fast nur negativ in der biedermeierischen Hinwendung von der verbotenen Politik zum engsten Lebenskreis der Familie und zur schöneren Vergangenheit, woraus sich nur gelegentlich undeutliche, seit der Lockerung der Zensur 1840 bestimmter werdende liberale Gegenwartsforderungen erheben (Vgl. S. 163, 208, 233, 235ff., 258ff.).

Zur sozialen preußischen Reformpolitik zeigt W. Borchmeyer in dem hier interessierenden Teil einer Arbeit über „das Ende der sogenannten Leibeigenschaft im Veste Recklinghausen[3]", wie der preußische Staat die von der französischen Verwaltung hinterlassenen Rechtszustände ausgestaltete. Da Preußen, das in seiner Bauerngesetzgebung rückständiger war als das vorher vom Herzog von Arenberg und vom Großherzog von Berg nach französischen Gesetzen regierte Vest, die bestehenden Rechtsverhältnisse zunächst übernahm und auf eine einheitliche Gesetzgebung für den ganzen Staat verzichtete, blieb das Vest von der rückläufigen Deklaration von 1816 verschont. Die preußische Gesetzgebung 1820, 1825, 1829 berücksichtigte auch weiterhin die französischen Grundlagen, verwertete Ergebnisse gemeinsamer Beratungen mit Vertretern der Gutsherren und Bauern und gab den Bauern die Möglichkeit, eine zur Lebensunfähigkeit führende Zerstückelung des Besitzes durch ungünstige Landabfindungsforderungen der Gutsherren zu hinter-

[1] H. Kruchen: Zensur und Zensoren an rheinischen Zeitungen in der vormärzlichen Zeit 1840—1848. Düsseldorfer Jb., 34. Bd., S. 1ff.

[2] P. Casser: Die westfälischen Musenalmanache und poetischen Taschenbücher. Ztschr. f. vaterl. Gesch. u. Altertumskunde, 85. Bd., I. Abt., S. 97ff.

[3] W. Borchmeyer: Das Ende der sogenannten Leibeigenschaft im Veste Recklinghausen. Vestische Ztschr. Bd. 35, S. 136ff.

treiben und damit eine Herabdrückung zu Tagelöhnern im Gegensatz zum Osten zu verhindern. Aber der schleppende Gang der Gesetzgebung und die Bevorzugung des Großgrundbesitzes, wovon allerdings der Verfasser, wie überhaupt von den konkreten Auswirkungen der Paragraphen im einzelnen, keine lebendige Vorstellung gibt, ließen die Bauern trotzdem zum Teil die französischen Zustände zurückwünschen und 1848 eine führende Rolle spielen. — Der Aufsatz von H. Bock über „die Bauernbefreiung in den Hamburgischen Walddörfern am Anfange des 19. Jahrhunderts"[1] beschäftigt sich nur mit den vor 1815 liegenden Angelegenheiten.

Einen zusammenfassenden Gesamtüberblick über die preußische Rheinprovinz im Vormärz vermittelt Heft 6 des 5. Jahrgangs der Rheinischen Heimatblätter[2] mit Aufsätzen verschiedener Verfasser. — Für die preußische Regierungspraxis in den Ostprovinzen ist M. Lauberts Kennzeichnung[3] der preußischen Personalpolitik gegen polnische Beamte in der Provinz Posen am Beispiel des menschlich und in seiner Verwaltungstätigkeit höchst bedenklichen polnischen Landrats des Kreises Inowrazlaw interessant; er wurde von 1818—1838 trotz aller möglichen Anschuldigungen der Bromberger Regierung, der Kreisbevölkerung, des Oberpräsidiums und trotz gerichtlicher Strafen nach übergewissenhaften Untersuchungen des Kabinetts immer wieder im Dienst gehalten. — Steuer behandelt „die deutschen Domherren in den Domkapiteln von Posen und Gnesen[4]. Besonders bis 1870 blieben sie gegenüber den Polen durchaus in der Minderheit; ihre Ernennung wurde zuweilen vom Erzbischof bewußt verhindert. — H. Sommer gibt eine Zusammenstellung über „die Festung Posen und ihre preußischen Kommandanten"[5]; die von Grolmann und auch Gneisenau trotz der hl. Allianz geforderte Befestigung schritt wegen Geldknappheit nur langsam vorwärts, so daß erst 1834 Posen zu einer Festung zweiten Ranges erklärt werden konnte. — Über „Die Stadt Posen als preußischen Truppenstandort von 1815—1918"[6] gibt derselbe Verfasser eine Aufstellung.

Probleme, die sich für den bayerischen Staat aus der Neuordnung nach 1815 ergaben, behandeln andeutende Ausführungen E. Frhr. v. Aretins[7]. Er stellt Ludwigs I. Förderung Münchens, die das traditionelle Gewicht der im napoleonischen Zeitalter neu hinzugekommenen alten städtischen Kulturzentren durch Glanz und kulturellen Reichtum der Hauptstadt überbieten sollte, im Zusammenhang des

[1] H. Bock: Die Bauernbefreiung in den Hamburgischen Walddörfern am Anfange des 19. Jahrhunderts. Hamburg. Gesch. u. Heimatbl., 3. Jg. S. 306ff.

[2] H. Stein: Politische Strömungen am Rhein (1815—1848). Rhein. Heimatbl., Jg. 5 S. 217ff. — J. Kiersch: Grundzüge der rheinischen Wirtschaftsentwicklung bis 1850. Ebda. S. 225ff. — Fr. Rodens: Die religiöse Lage im Rheinland in den Tagen des Vormärz. Ebda. S. 233ff. — Ph. Huppert: Das literarische Leben im Rheinland seit der französischen Revolution bis zur deutschen Erhebung im Jahre 1848. Ebda. S. 238ff. — K. A. Wirz: Die künstlerischen Strömungen des Rheinlandes in der Vormärzzeit. Ebda. S. 244ff. — K. Zimmermann: Das preußische Militär in der rheinischen Karikatur 1848. Ebda. S. 252ff.

[3] M. Laubert: Thaddeus von Wolański, ein polnischer Landrat der Provinz Posen in preußischer Zeit. Deutsche wiss. Ztschr. f. Polen, H. 13, S. 88ff.

[4] Steuer: Die deutschen Domherren in den Domkapiteln von Posen und Gnesen. Ebda. H. 13, S. 110ff.

[5] H. Sommer: Die Festung Posen und ihre preußischen Kommandanten. Ebda. H. 13, S. 128ff.

[6] H. Sommer: Die Stadt Posen als preußischer Truppenstandort von 1815—1918. Ebda. H. 12, S. 130ff.

[7] E. Frhr. v. Aretin: Der Stadtgedanke Ludwigs I. Gelbe Hefte, Bd. 4 II, S. 652ff.

zentralistischen Staatsgedankens des Königs dar. — R. Riedner behandelt das Verhältnis König Ludwigs von Bayern zur Pfalz[1]. Er schildert kurz Ludwigs I. Kampf mit Baden um die „Kontiguität" zwischen dem rechts- und linksrheinischen Bayern, wobei er gegenüber Treitschke die Rechtmäßigkeit dieser Entschädigungsansprüche betont und die Absicht ihrer kriegerischen Verfechtung bestreitet, zeigt den ursprünglich wirtschaftlichen Grund der Entfremdung zwischen Pfalz und König und weist dann auf die Verdienste des abgedankten Ludwig für die Pfalz hin. — Diese behandelt auch J. Keiper in einem Aufsatz über König Ludwig I. von Bayern und die Pfalz[2]. — In der Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte wird durch einen kurzen Auszug[3] auf M. Doerbels Akademierede über die Kulturpolitik Maximilians II. hingewiesen.

Einen Ausschnitt aus der Opposition gegen den Restaurationsstaat behandelt P. Kaufmann[4], indem er an Hand ausführlicher Auszüge von Briefen aus dem Kreise der reaktionären Hofpartei (Wittgenstein, Ancillon usw.) die Machenschaften zeigt, die Görres' Adressenschrift für die versprochene Verfassung (1818) in diesen Kreisen auslöste, bis 1819 die Verhaftung Görres', der er sich ja durch die Flucht nach Straßburg entzog, beschlossen wurde. Bemerkenswert ist ein von vornehmstem Objektivitätswillen zeugendes Gutachten, das der Verfasser Clausewitz zuschreibt; es empfiehlt 1817 die Gewinnung des „umfassenden Geistes" für den preußischen Staatsdienst. — W. Bruchmüller berichtet auf Grund von Dresdener Akten über „erste burschenschaftliche Bewegungen auf den Akademien in Dresden, Freiberg und Tharandt" aus den Jahren 1818—1822[5], die von den Hochschulbehörden und der Regierung unterdrückt wurden. Über die politische Eigenart und die Auswirkungen dieser Bewegungen geben die Akten keinen Anhalt. — K. Mihm stellt in einer umfangreichen Abhandlung, die sich wegen des Verlustes der hessischen Untersuchungsakten allerdings fast nur auf gedrucktes Material stützen konnte, die politische Anschauung und Tätigkeit Alexander Friedrich Ludwig Weidigs, des religiösen und ethisch bis zur Tugendstarre eindrucksvoll geschlossenen Butzbacher Rektors, in ihrer Entwicklung unter dem Druck des Restaurationssystems dar[6]. Konstitutionelle, auf die Verfassungstreue volksfreundlicher christlicher Fürsten rechnende Ideen radikalisieren sich zu zwar revolutionären Auffassungen, die von der Erhebung des souveränen Volkes die Einführung freier Verfassungszustände erwarten, aber immer noch auf den unblutigen Charakter dieser Bewegung und auf die schließliche Einsicht auch der Fürsten vertrauen und z. B. das Frankfurter Attentat ablehnen. Von den radikalen Republikanern Follen und später Georg Büchner und deren Anhängern, mit denen er, durch seinen ausgeprägten Drang zur politischen und päda-

[1] R. Riedner: König Ludwig I. von Bayern und die Pfalz. Vortrag auf der Speyerer Versammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1927. Korrespondenzblatt des Ges.-Vereins d. dt. Gesch. u. Altertums-Vereine, 76. Jg. Sp. 12ff.

[2] J. Keiper: König Ludwig I. von Bayern und die Pfalz. Pfälz. Museum — Pfälzische Heimatkunde. Jg. 1928, S. 17ff.

[3] M. Doeberl: Die Kulturpolitik Maximilians II. Ztschr. f. Bayer. Landesgeschichte Bd. I, S. 52ff.

[4] P. Kaufmann: Görres im Kampf gegen die preußische Reaktion. Hist. Jb. Bd. 48, S. 31ff.

[5] W. Bruchmüller: Erste burschenschaftliche Bewegungen auf den Akademien in Dresden, Freiberg und Tharandt. Neues Archiv f. sächs. Gesch. u. Altertumskunde, Bd. 49, S. 250ff.

[6] K. Mihm: Alex. Friedrich Ludwig Weidig. Ein Beitrag zur Gesch. d. vormärzl. Liberalismus. Arch. f. Hess. Gesch. u. Altertumskunde. N. F. Bd. 15, S. 348ff., 574ff.

gogischen Aktivität getrieben, bis zu einem gewissen Grade gegen den gemeinsamen Gegner organisatorisch zusammenarbeitete, trennte ihn neben diesem Konstitutionalismus auch die Intensität seines übrigens romantisch beeinflußten Nationalgefühls, das von einer großdeutsch-österreichischen zur kleindeutsch-preußischen, dann wegen der reaktionären Haltung Preußens zur mittelstaatlich-württembergischen und schließlich zur demokratisch-gesamtdeutschen, revolutionär zu verwirklichenden Kaiseridee kam. Die Annäherung an den Radikalismus ging aber bei dem sittenstrengen Mann bis zur Erlaubnis des Meineids gegenüber den als unrechtmäßig angesehenen staatlichen Unterdrückern und zu konsequentem Leugnen in den Untersuchungsverfahren. Die Literatur über seinen Selbstmord, der seinen Richter und die Gefängnisbehörde schwer belastet, wird eingehend geprüft. — In eine völlig andere Atmosphäre als die des verschwörerischen Tugenddoktrinarismus in Hessen führt H. Schuirmanns Arbeit über Johann Carl Bertram Stüve[1] hinein. Stüves undoktrinäre, durchaus an die mit historischem Verständnis erfaßten und durchforschten Gegebenheiten des Rechts anknüpfende, vom Gedanken der Selbstverwaltung, nicht der Volkssouveränität bestimmte Reformhaltung, die am hannoverschen Staatsgrundgesetz von 1833 wesentlich mitgewirkt hatte, wurde eben wegen dieses konkreten Rechtsgefühls durch den Verfassungsbruch von 1837 zwar in eine erbitterte, vor allem auf dem Bürgertum und besonders demjenigen Osnabrücks basierende Opposition gedrängt, ließ aber diese Opposition nie über einen passiven, die vorhandenen Rechtsmöglichkeiten ausnutzenden, schon die Steuerverweigerung der Bürger im Grunde nicht billigenden Widerstand hinauskommen. Sie erschöpfte sich in höchst geschickten und durchgearbeiteten fortwährenden Rechtsverwahrungen bei der Regierung und vor allem dem Bundestag, in der Nichtbeteiligung an den unrechtmäßig nach der Verfassung von 1819 angeordneten Ergänzungswahlen zur zweiten Kammer, in der Bearbeitung der öffentlichen Meinung durch Presse und Publizistik, wurde aber durch den schließlichen Bundestagsbeschluß, der gegenüber den konstitutionellen süddeutschen Staaten die reaktionären Prinzipien der Großmächte doch im allgemeinen durchsetzte, eines starken Rückhalts beraubt. Stüve überspannte unpolitisch ihr Rechtsprinzip, als er einlenkenden und im Ständeparlament an der neuen Verfassung positiv mitarbeitenden Liberalen den Rechtsboden strittig machte, wollte zwar an der Arbeit der neugewählten Kammern teilnehmen, wurde aber durch die Regierung verdrängt und warf sich nun ganz auf die Osnabrücker Kommunalpolitik, in der er von 1841 ab den Kampf gegen die Regierung für die Stadtverfassung von 1814 mit ihrer unabhängigen Polizeigewalt, ihrer Stadtgerichtsbarkeit usw. führte, bis die Revolution ihn 1848 selbst zum Minister machte. — O. Schultheiß[2] geht der Entwicklung Gottfried Kinkels nach, die vom strengen Protestantismus seines Elternhauses und seiner Studenten- und ersten Bonner Privatdozentenjahre zur künstlerischen Weltaufgeschlossenheit, zur rationalistischen, ihn zum universalistischen Theismus und schließlich Pantheismus bringenden Dogmenkritik führt und auf dem politischen Gebiet nach der Zwischenstufe eines konstitutionellen Liberalismus im republikanischen und demokratischen Radikalismus endet. Die relative Kampflosigkeit und stimmungshafte Unsachlichkeit dieser Ent-

[1] H. Schuirmann: Johann Carl Bertram Stüve in der vormärzlichen Opposition 1837 bis 1848. Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Landeskunde von Osnabrück Bd. 50, S. 90ff.

[2] O. Schultheiß: Gottfried Kinkels Jugendentwicklung und der Maikäferbund. Ann. d. hist. Ver. f. den Niederrhein Bd. 113, S. 97ff.



wicklung, die dementsprechend hauptsächlich psychologisch durch den mächtigen persönlichen Einfluß Johanna Mockels, mit Kinkel zusammen der Gründerin des ganz unpolitischen und rein ästhetisch- und menschlich-schwärmerischen „Maikäferbundes" junger Dichter und ihrer Freunde in Bonn, erklärt wird, ist richtig hervorgehoben, die in der geistigen Entwicklung der Zeit und Umgebung liegenden sachlichen Momente sind aber doch zu vag behandelt. — E. Barnikol[1] macht über die Verbreitung von Bruno Bauers beschlagnahmtem, in einigen Exemplaren aber doch verbreiteten atheistisch-politischen Pamphlet „Das entdeckte Christentum" (1843) Mitteilung; es wirkte durch W. Marr auf die Handwerkersozialisten in der Schweiz, durch Marx und Engels bis in die bolschewistische Propaganda hinein. Unmittelbar wirkte Bauers extremer Atheismus, wie der zweite Teil der Abhandlung zeigt, spaltend auf die vormärzliche Opposition gegen die preußische Kulturpolitik, indem er die zwar liberalen, aber nicht antichristlichen Mitglieder der oppositionellen Richtung abstieß, die Maßnahmen des Ministeriums Eichhorn aber gerechtfertigt erscheinen ließ; Bauers Gründung, die Rheinische Zeitung, wurde dadurch ebenfalls von vornherein gehemmt. Ihr Redakteur Marx wandte sich allerdings von ihr ab, weil er den Kampf nicht gegen die Religion, sondern gegen den Staat als bewirkende Realität dieser bloßen Theorie ins Zentrum gestellt wünschte; Herwegh und Ruge dagegen schreckten vor dem sich immer mehr herausbildenden, alles auflösenden, dialektischen Radikalismus Bauers zurück, der nun auch den Staat und die ganze frivole Wirklichkeit negierte, weil jede Bestimmtheit „borniert" ist. — Für Karl Marx' Entwicklung betont G. Lenz[2] neben Hegels Einfluß denjenigen Epikurs. In engem Anschluß an die hegelianisierenden Begriffsjongleurkünste des frühen Marx, daher nicht mit genügender kritischer Distanz und mit starker Überschätzung reiner Begriffszusammenhänge in ihrer Immanenz verharrend, versucht er, die Epikurinterpretation der Dissertation von Karl Marx über die Differenz zwischen der demokritischen und epikuräischen Naturphilosophie als Vorform seiner Sozialauffassung zu erweisen. Epikur läßt — nach Marx — die Selbständigkeit der Atome erst durch ein Abweichen ihrer Bewegung von der geraden Linie zwar nicht verursacht, aber doch ermöglicht sein, da die Fallbewegung in der Geraden ja allen Körpern ohne Rücksicht auf ihre Besonderheit eigen ist und daher nicht das ermöglichende Prinzip dieser Selbständigkeit sein kann, und er dehnt dieses Prinzip der Möglichkeit der positiven Bestimmtheit nur durch Deklination von Gesetztem auch auf die Ethik aus, indem etwa Lust das Ausbiegen vor der Pein ist und Handeln nur aus Entbehrung zu verstehen ist. In dieser Setzung des Negativen nicht als Negierung des Positiven, sondern umgekehrt des Positiven als Negierung des Negativen sei das revolutionäre Element von Marx' Ideologie schon beschlossen: Nur das Proletariat, das alle Mängel und Leiden der Gesellschaft in sich konzentriere, könne durch die Negation dieses Negativen, d. h. durch revolutionäre Befreiung, auch die völlige Emanzipation zu positiver menschlicher Freiheit durchführen, während Marx in der Religion die nicht begriffsreale, sondern nur phantastische, opiatische Form einer solchen Negation sah. In der Ablehnung einer allgemeinen mechanistischen Kausaldeterminiertheit, in der Marx' Materialismus hier mit Epikur gegen Demokrit und

---

[1] E. Barnikol: Bruno Bauers Kampf gegen Religion und Christentum und die Spaltung der vormärzlichen preußischen Opposition. Ztschr. f. Kirchengesch. Bd. 46, S. 1ff.

[2] G. Lenz: Karl Marx über die epikureische Philosophie. Arch. f. d. Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, 13. Jg. S. 218ff.

den westeuropäischen Positivismus zusammengeht, findet L. auch den Deckungspunkt mit Hegel, von dessen positiver, Sein und Nichtsein, Substanz und Negation, im Prinzip in eins setzender Philosophie Marx allerdings durch seine scharfe Betonung der Möglichkeit der Position nur durch unbedingte Negation des als gänzlich negativ und nicht auch zugleich positiv zu wertenden Negativen charakteristisch differiert. — Zwei kleine Beiträge zur Lassalle-Philologie seien hier gleich angemerkt. G. Mayer[1] zeigt aus Dokumenten aus dem Lassalle-Nachlaß, wie schon beim Großvater und Vater Lassalles, jüdischen Kaufleuten aus Oberschlesien, geistige Interessen von Bedeutung waren. — A. Schneider[2] druckt eine Festrede (von 1844) und einige Briefe (von 1857, 1858, 1861) Lassalles an seinen Breslauer Universitätslehrer, den Altphilologen Friedrich Haase, ab, deren im allgemeinen gesellschaftskonventioneller Inhalt in geschwollener Rhetorik dahinrauscht.

Die Bewegung von 1848 wird als Faktor der europäischen Politik in dem Aufsatz von Fr. Ley über „Frankreich und die deutsche Revolution 1848/49[3]" behandelt. Die seit 1815 stets vorhandene und mit der Pariser Februarrevolution wieder hervorbrechende Tendenz nach der Rheingrenze wurde zwar durch die Schlagunfertigkeit des französischen Heeres, pazifistische Strömungen und nach dem Ausbruch der deutschen Märzrevolution durch den demokratischen Weltverbrüderungsoptimismus zunächst paralysiert, aber die sich Preußen nähernde Politik der Regierung Lamartine, die durch die Lösung der Polenfrage zusammen mit dem polenfreundlichen Arnim sich die polenbegeisterte französische Öffentlichkeit sichern wollte, hatte darüber hinaus das Ziel der Rheingrenze als Belohnung durch das unterstützte Preußen im Auge. Die auch nach der Aufgabe der undurchführbaren polenfreundlichen Politik durch Preußen noch lavierende Haltung der Regierung rief die Radikalen zwar vergeblich gegen sie auf den Plan; die nach der Junischlacht einsetzende Reaktion führte dann ganz zur nicht ideologisch getrübten Realpolitik zurück, für die die Besorgnis vor der deutschen Einigung maßgebend war, die in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit der dänischen Propaganda entsprechend die Vorstufe zu einer Reannexion Elsaß-Lothringens fürchtete, sich Ende Sommer 1848 mit Rußland gegen die deutsche Einheit zu verständigen versuchte, sich auch durch die Sendung Fr. v. Raumers nicht zur Anerkennung der Frankfurter Zentralgewalt bewegen ließ und, damals schon durch Louis Napoléon geführt, in der fieberndenErregung der Öffentlichkeit bei der Kaiserwahl 1849 das linke Rheinufer als Kompensation erstrebte, während dem Verbrüderungstraum nur noch wenige Radikaldemokraten nachhingen. — E. Hosp[4] teilt Briefe des Freiburger Theologieprofessors und katholischen Politikers Buß aus den Jahren 1846—1862 an den Wiener Hofkaplan Häusle mit, die sich zum größten Teil mit Buß' badischer politisch- und akademisch-agitatorischer Wirksamkeit beschäftigen, teilweise aber auch Buß' führende großdeutsch-katholische Tätigkeit in der Frankfurter Nationalversammlung 1849 berühren. — Die auf umsichtiger Aktenverarbeitung beruhende gründliche Abhandlung von

---

[1] G. Mayer: Die Vorfahren Ferdinand Lassalles. Die Gesellschaft. Internat. Revue f. Sozialismus u. Politik, 5. Jahrg., I. Bd., S. 469ff.

[2] A. Schneider: Neue Lassalle-Dokumente. Ztschr. des Vereins f. Gesch. Schlesiens. 62. Bd., S. 206ff.

[3] Fr. Ley: Frankreich und die deutsche Revolution 1848—1849. Preuß. Jbr. Bd. 213, S. 199ff.

[4] E. Hosp C. Ss. R., Briefe von Buß. Hist. Jb. Bd. 48, S. 472ff.

F. Engler über „Revolution und Reaktion in Anhalt-Dessau-Cöthen[1]" schließt sich andern dankenswerten Arbeiten der letzten Jahre über die 48iger Bewegung in mitteldeutschen Kleinstaaten an. Auf der Grundlage einer Schilderung der vorrevolutionären anhaltischen Zustände macht sie den Charakter der Revolutionsbewegung verständlich: die speziellen wirtschaftlichen und sozialen Wünsche einer in engen, hauptsächlich agrarisch fundierten Kleinstaaten bedrückten Bevölkerung mischten sich mit den allgemeinen politischen Zeitideen, die durch großbürgerliche und adlige, in der Cöthener „Kellergesellschaft" sogar unmittelbar vom Berliner Junghegelianismus beeinflußte Führer vertreten wurden und in einer konsequent konstitutionellen Verfassung Ausdruck fanden. Der Kampf der liberalen Minister, deren parlamentarischer Partikularismus doch über ihr nationales Einheitsgefühl ging, gegen die Mediatisierung, das Streben nach einem Gesamtanhalt, die Rolle Ludwig von Gerlachs bei dessen Verhinderung und bei der Reaktionsbewegung überhaupt, die Entwicklung der Reaktion, deren Einsetzen bald nach dem preußischen Umschwung und deren Verlauf die Abhängigkeit des Kleinstaats von den gesamtdeutschen Verhältnissen illustriert, die allmähliche Umbiegung und schließliche Aufhebung der Verfassung werden dann mit einer Fülle interessanten Materials dargestellt. — Der umfangreiche Aufsatz von A. Heskel über Bürgermeister Askan Wilhelm Lutteroth Legat[2] schildert in seinem ins Berichtsjahr 1928 fallenden Teil die öffentliche Wirksamkeit des kaufmännisch-besonnenen und geschäftsgewandten, gemäßigt-liberalen Hamburger Senators von 1848 ab, der als Abgeordneter der konstituierenden Versammlung Hamburgs und als Mitglied der verfassungsberatenden Neunerkommission des Senats Mitschöpfer einer neuen, im Wahlrecht allerdings plutokratisch beschränkten Verfassung war, den weitergehenden Plan der radikaleren demokratischen Mehrheit der Konstituante aber als von der Schweiz übernommene „Alpenpflanze" ablehnte. Während des allgemeinhistorisch bedeutsamen Teils seiner Tätigkeit, als Bundestagsgesandter in Frankfurt von Anfang 1848 ab, setzte sich seine nüchtern-realistische, von hamburgischen Interessen geleitete und kaum nationalpolitisch berührte Auffassung in der Hamburg besonders angehenden Frage der von Preußen geforderten Beschlagnahme der dänischen Schiffe im Hamburger Hafen gegen Preußen durch, wie er überhaupt bald für die Beendigung des dänischen Krieges war; sie war auch in der Beurteilung des von Reedern und Bevölkerung Hamburgs intensiv geförderten Plans einer deutschen Kriegsflotte vorherrschend, wo er diese Anregungen ohne Illusionen über die süddeutsche Bereitwilligkeit zur finanziellen Beihilfe vertrat. Bei einer von vornherein skeptischen Beurteilung der Aussichten der Nationalversammlung und einer gewissen Bundestagsgesinnung trat er doch aus praktisch-politischen Gründen für die Anerkennung des Reichsverwesers ein, wie kluge taktische Rücksichtnahme stets eine Eigenschaft seines dabei nie charakterlosen Handelns war.

Schon zur beginnenden preußischen Reaktion leitet ein Aufsatz von Fr. Frahm[3] hinüber, der auf Grund neu zugänglicher Akten entgegen den Ansichten Smends

[1] F. Engler: Revolution und Reaktion in Anhalt-Dessau-Cöthen. Ein Beitr. z. Geschichte Anhalts in den Jahren 1848—1861. Anhalt. Gesch. Blätter, 4. H., S. 5ff.

[2] A. Heskel: Bürgermeister Askan Wilh. Lutteroth Legat (22. September 1783 bis 20. September 1867) zum Gedächtnis. Hamburgische Gesch. u. Heimatsblätter, 3. Jg., S. 257ff., 297ff., 329ff., 361ff.

[3] Fr. Frahm: Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der preußischen Verfassung. Forsch. z. Brandenburg. u. Preuß. Gesch. Bd. 41, S. 248ff.

und Hartungs und über die Greifswalder Dissertation von Seitz (1909) hinauskommend die bedeutsame Verschiedenheit der oktroyierten Verfassung vom 5. Dezember 1848 gegenüber dem Entwurf der Nationalversammlung als aus der Entwicklung zur Oktroyierung hin sich ergebend nachweist. Er sieht die historische Bedeutung des Ministeriums Brandenburg darin, daß es die königliche Gewalt durch gemäßigte und geschickte Durchführung der Gedanken des Königs, die seit September 1848 gegen die Verfassungsentwürfe der Nationalversammlung immer kämpferischer wurden, erhalten hat; in der Geschichte der Ausarbeitung der Verfassung vom 5. Dezember 1848, die man wegen der noch immer bedrohlichen innerpreußischen demokratischen Bewegung wie vor allem wegen der damals gerade sich zuspitzenden Frankfurter Unitarisierungstendenzen zwar geben mußte, deren Oktroyierung man aber herbeizuführen verstand, weist der Verfasser nach, welche Bedeutung dem im Kommissionsentwurf nicht vorhandenen und auch in der Forschung kaum beachteten, besonders durch den sächsischen Minister Carlowitz angeregten königlichen Notverordnungsrecht als Hebel zur späteren Änderung im Interesse der Kronmacht beigemessen wurde, wie denn der andersdenkende Rintelen darüber gestürzt wurde und man es ja auch später zur Einführung des Dreiklassenwahlrechts benutzte. — Die Tätigkeit Georg v. Vinckes als des eigentlichen liberalen Führers in den preußischen Kammern der Reaktionszeit behandelt H. Kaltheuner[1] auf Grund des Nachlasses Vinckes, besonders des Briefwechsels mit seiner Frau, ohne daß durch die spärlichen neuen Quellenbelege Vinckes Persönlichkeit und die liberale Politik in wesentlich neuer oder plastischerer Beleuchtung erschiene. — H. Prutz gibt mit vulgärliberalem, spärliche Ansätze historisch-begrifflicher Durchdringung überschwemmendem Pathos einen Überblick[2] über Charakter, Mitarbeiter und Leistung von Robert Prutz' kulturpolitischer und politischer, die damalige bürgerliche Bildungswelt und die entsprechenden liberalen und nationalen Tendenzen mit scharfem, kämpferischem Einschlag gegen die Reaktion und ihre geistigen Vertreter, etwa Fr. Leo, repräsentierender Wochenschrift. — Einen Beitrag zu den badischen Verhältnissen nach der Revolution gibt H. Baier in seinem Bericht über „die politische und wirtschaftliche Lage im Amtsbezirk Donaueschingen im Jahre 1852[3]", an Hand von Auszügen aus Ortsbereisungsprotokollen des Amtmanns. Sie zeigen die radikalen politischen Strömungen als fast überall ziemlich machtlos oder im Abnehmen, obwohl die wirtschaftliche Lage der meisten Orte trüb ist und in mehreren die staatliche Verschickung eines Teils der Bewohner nach Amerika empfohlen wird. — Zur Außenpolitik dieser Jahre ist der Abdruck eines Briefes Napoleons III. an Friedrich Wilhelm IV. durch E. Bonjour[4] von Interesse, in dem Napoleon dem König die Unterbreitung der Neuenburger Angelegenheit an die Pariser Konferenz der Signatarmächte des Londoner Protokolls rät (23. 12. 1856).

---

[1] H. Kaltheuner: Der Frhr. Georg von Vincke und die Liberalen in der preuß. zweiten Kammer 1849—1855. Ztschr. f. vaterl. Gesch. u. Altertumskunde, 85. Bd., 1. Abt., S. 1ff.

[2] H. Prutz: Robert Prutz als Herausgeber des „Deutschen Museums" 1852—66. Ein Beitrag zur Gesch. des deutschen Ztschriftenwesens. Baltische Studien, N. F., Bd. 30. 2. Halbband, S. 77ff.

[3] H. Baier: Die politische und wirtschaftliche Lage im Amtsbezirk Donaueschingen im Jahre 1852. Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins. Bd. 41, S. 87ff.

[4] E. Bonjour: Ein Brief Napoleons III. an Friedrich Wilhelm IV. über die Neuenburger Angelegenheit. Ztschr. f. schweiz. Gesch., 8. Jg., S. 505ff.

W. Mommsens Analyse der deutschen Einheitsbewegung[1] von ihrem Zentralgedanken, dem des deutschen Volkstums, aus kommt 1. zu einer Zerfällung des Begriffs „Großdeutsch", indem er die eigentlichen Großdeutschen, die auch nach dem Scheitern der erwarteten Zersplitterung Österreich-Ungarns den ursprünglich auch von den Kleindeutschen gehegten „ganzdeutschen Plan" aufrecht erhielten, von den im Grunde nicht nationalstaatlich, sondern mitteleuropäisch-föderalistisch eingestellten Befürwortern des Hereinnehmens der gesamten Donaumonarchie in das geeinte Reich wie List, Bruck, Constantin Frantz, Fröbel ebenso wie von den sich großdeutsch nennenden Partikularisten etwa des „Deutschen Reformvereins" von 1862 trennt und folgerichtig die eigentlichen Vertreter eines großdeutschen Nationalgedankens vielmehr mit den nicht ideell, sondern nur in taktischer Resignation von ihnen unterschiedenen Kleindeutschen verwandt findet; im Gedanken des engeren und weitern Bundes liegt der Punkt der engsten Berührung. Mommsen sieht dann 2. die Verbindung der Einheitsbewegung mit der liberalen Bewegung als innerlich notwendig an, indem ein auf dem Volkstum aufgebauter Staat die Mitwirkung jedes Volksgenossen in sich schließen mußte, wobei wohl allerdings zwei verschiedene Volksbegriffe vermengt sind, und von hier aus erklärt er 3. die Stellung der liberalen Nationalbewegung zu Bismarcks von preußischen Staatsnotwendigkeiten, nicht vom deutschen Volksgedanken beherrschter deutscher Politik, für deren Machtcharakter die nicht von einem realen staatlichen Machtkomplex, sondern von der Volkstumsidee her urteilenden und mit der Macht dieser Gedanken operierenden Vertreter der Einheitsbewegung kein genügendes Organ hatten, zumal ihnen als prinzipiell unrevolutionären Angehörigen einer wirtschaftlich nicht mehr kämpfenden Schicht Revolutionen von oben ebenso wie unten unheimlich sein mußten. Deswegen versagten sie auch in der Erfassung des vierten Standes für die Nationalbewegung. Von dieser unrevolutionären Haltung aus ergab sich aber andererseits wieder eine taktische Rücksichtnahme auf den leitenden Staatsmann und eine gewisse Bereitwilligkeit der Entwicklung zu ihm hin, während Bismarck die von der Einheitsbewegung geschaffene öffentliche Meinung, die eine konsequent partikularistische Politik der Mittelstaaten doch verhinderte, sich zunutze machen konnte und darüber hinaus seine preußische Politik sogar als Verwirklichung des Einheitsgedankens durchführen mußte. — Zum großen Teil dasselbe Problem behandelt im Rahmen einer ausführlichen Besprechung des Werkes von Heyderhoff-Wentzcke Otto Westphal[2]. Die parteimäßige Struktur des Liberalismus im Zeitalter Bismarcks im Gegensatz zum Individualismus der Goethezeit, seine Wandlung in verschiedenen Schattierungen hin zum realpolitischen Denken an Bismarcks Politik und sein stets zwiespältiges Verhältnis zu ihr ebenso wie zur aktiven, die Massen real einkalkulierenden Demagogie in der Innenpolitik, seine Stellung zur gewaltigen, aber erdrückenden Persönlichkeit Bismarcks mit ihrer „intermittierend-chaotischen" politischen Haltung, die doch die Erfüllung des nationalpolitischen Ziels der Liberalen ihnen wegnahm, werden herausgehoben. — Die Erkenntnis der Persönlichkeit Bismarcks wird durch R. Glasers Aufsatz über Bismarcks Stellung zum Christentum[3], der ohne Benutzung der wichtigen Literatur und ohne Erfassung der

[1] W. Mommsen: Zur Beurteilung der deutschen Einheitsbewegung. Hist. Ztschr. Bd. 138, S. 522ff.

[2] O. Westphal: Deutscher Liberalismus im Zeitalter Bismarcks. Hist. Ztschr. Bd. 138, S. 63ff.

[3] R. Glaser: Bismarcks Stellung zum Christentum. Neue kirchl. Ztschr., 39. Jg, S. 266ff.

Probleme in rein erbaulichem Ton gehalten ist, nicht gefördert. — Ein Aufsatz von Fr. Engel-Janosi über den Eintritt Prokesch-Ostens, des Frankfurter Gegenspielers Bismarcks, in den Deutschen Bundestag[1] war mir nicht zugänglich. — H. v. Petersdorff verwertet Kaiser Wilhelms I. Briefe an die Weimarer und an die Schweriner Verwandten zu Beiträgen zu einer Charakteristik des Kaisers[2], die dessen geistige und ethische gesunde Klarheit und vornehme Bestimmtheit und Gewissenhaftigkeit in seinem Soldatentum, seiner kritischen, aber durchaus brüderlichen Einschätzung des flackernden Geistreichtums Friedrich Wilhelms IV., in seiner Stellung zum räsonnierenden Politisieren seiner Gattin neu beleuchtet und für seine bekannte politische Entwicklung, auch die Änderungen seiner Einschätzung Bismarcks, neue Belege bietet. — L. G. von dem Knesebeck veröffentlicht mit einer Einleitung Briefe aus der Korrespondenz Wilhelms I. mit Fritz Freiherrn von Wintzingerode[3] während dessen Tätigkeit als leitender nassauischer Staatsmann und später als preußischer Regierungspräsident aus den Jahren 1850—1866, die Wintzingerodes deutsche Politik in der Unionsfrage an Preußens Seite ebenso wie seinen gemäßigten Konservatismus in der inneren Regierung Nassaus zeigen. — Zur italienischen Nationalbewegung gibt Graf Manfredi Gravina einen kurzen Bericht[4] über die Publikation neuer Briefe Cavours in „Il Carteggio Cavour-Nigra dal 1858 al 1861", Bologna 1927, und berührt dabei besonders Cavours politische Reibungen mit Viktor Emanuel. — Die Stimmung der Konfliktszeit wird beleuchtet durch eine von A. Wandsleb geschilderte Episode[5], die später zurückgenommene Verweigerung der Wiederbestätigung des Mühlhäuser liberalen Beigeordneten Schweineberg durch die preußische Regierung 1864 wegen Beteiligung am Nationalverein und Teilnahme an einer Ovation für den Mühlhäuser Abgeordneten, der 1863 in der Opposition gestanden hatte. — Bismarcks Einheitspolitik betrifft dann die Abhandlung von Fr. Hähnsen über „Georg Hanssen und Franz Geerz als grenzpolitische Sachverständige im Jahre 1864[6]. Hähnsen teilt aus Berliner Akten Anregungen vom April 1864 des aus Nordschleswig stammenden Agrarhistorikers Hanssen wegen einer Enquête und Denkschrift über die Danisierungsbestrebungen seit 1851 mit, die aber nur zu einer von Bismarck veranlaßten, praktisch nicht mehr verwerteten und später nicht weitergeführten Materialsammlung führte, und gibt eine gleichfalls persönliche Eingabe des Majors Geerz vom Sommer 1864 wieder, die der Regierung genaue historische Daten über die Zugehörigkeit der sogen. jütischen Enklaven zum Herzogtum Schleswig gab. Sie veranlaßte zwar Geerz' Berufung zu den Wiener Friedensverhandlungen, wurde dann aber bei der Grenzziehung gerade wegen der von ihm gezeigten historischen Schwierigkeiten in dieser Angelegenheit doch nicht zum Beweis herangezogen. Eine im Mai 1864 von Bismarck erbetene Denkschrift der beiden Männer über die Sprachenverhältnisse in Schleswig, die bei der Ziehung

[1] Fr. Engel-Janosi: Des Freiherrn von Prokesch' Eintritt in den deutschen Bundestag. Monatsblatt des Vereins f. d. Geschichte der Stadt Wien. II. (XIV) B. 1928.

[2] H. v. Petersdorff: Kaiser Wilhelm I. in seinen Briefen. Preuß. Jbr. Bd. 213, S. 160ff.

[3] L. G. von dem Knesebeck: Briefwechsel Wilhelms I. mit Fritz Frhrn. von Wintzingerode. Forschungen z. Brandenb. u. Preuß. Gesch. Bd. 41, S. 126ff.

[4] Graf Manfredi Gravina: Aus dem Nachlasse des Grafen Cavour. Preuß. Jbr. Bd. 212, S 192ff.

[5] A. Wandsleb: Mühlhäuser Nachklang zum preußischen Verfassungskonflikt von 1862. Mühlh. Gesch. Blätter, Jg. 28 (1927/28).

[6] Fr. Hähnsen: Georg Hanssen und Franz Geerz als grenzpolitische Sachverständige im Jahre 1864. Ztschr. d. Ges. f. Schleswig-Holstein. Gesch., Bd. 57, S. 365ff.

der Demarkationslinie benutzt werden sollte, wurde ebenfalls durch die politischen Ereignisse überholt, da die Dänen den englischen Vorschlag der Selbstbestimmung der Bevölkerung zurückwiesen und es zum Kriege kam; sie wurde mit Ausnahme der Einleitung als Zeitschriftenaufsatz 1878 veröffentlicht. Hähnsen legt die Einleitung und die ihr zugrundeliegenden eingehenden Tabellen vor. — W. Mommsen veröffentlicht „eine an Bismarck gesandte Denkschrift Miquels zu Annexion Hannovers"[1] vom 6. September 1866, Ratschläge zur Verwaltungsorganisation, die in der Miquel-Biographie Mommsens interpretiert sind. — F. C. Moser behandelt, ohne Neues an Material und Auffassung zu bringen, die Bedeutung des Amendements Bennigsen für die Stellung des Bundeskanzlers im Norddeutschen Bunde[2]. — E. Zechlin zeigt[3], daß die Kriegsflagge 1867 auf Grund von Vorschlägen des Prinzen Adalbert und Roons entstand, wobei eine Verbindung der schon durchgesetzten Handelsflaggenfarbe mit der preußischen Kriegsflagge, dem schwarzen Adler und Eisernen Kreuz auf weißem Grund, das Ziel war. Das Eiserne Kreuz, bei dessen Stiftung Friedrich Wilhelm III. an das Ordensritterkreuz gedacht hatte, war auf der von König Wilhelm I. dann festgesetzten Flagge zweimal vertreten, links oben in der Schinkelschen üblichen Form und, dem Entwurf Adalberts entsprechend, quer über die ganze Flagge, sie in vier Teile zerlegend, in seiner ursprünglichen Ordensritterform, in der es auch vom Orden als Schiffsflagge geführt worden war. — Einen Einblick in die bisher wenig erforschten Besonderheiten der Politik innerhalb des Norddeutschen Bundes zwischen 1866 und 1870 gibt Fr. Dickmann, der das Verhältnis zwischen Bismarck und Sachsen auf militärpolitischem Gebiet aus eingehender Aktenarbeit entwickelt[4]. In dem langwierigen Kampfe um die Auslegung der etwas unklaren sächsisch-preußischen Militärkonvention, in dem Sachsen die Selbständigkeit seiner Militärverwaltung retten, das preußische Kriegsministerium unter Roon und besonders Stosch aber das sächsische Heer möglichst ohne Sondercharakter fest in die preußische Organisation eingliedern wollte, errang Sachsen schließlich den Sieg mit Hilfe Bismarcks, der seine nicht militärbürokratischen, sondern realpolitischen Gedanken der Befreundung der keineswegs gänzlich erledigten partikularistischen Kräfte Sachsens mit den Bundeseinrichtungen durchdrückte. — Für das österreichische Verfassungsproblem dieser Jahre sind einige von P. Molisch abgedruckte Briefe des Bürgermeisters Moritz Ritter von Franck an Karl von Stremayr[5] aus den Jahren 1869—71 von Bedeutung, die den Schreiber als liberalen, unbedingt verfassungstreuen Zentralisten mit starker Gegnerschaft gegen alle föderalistischen Strebungen (im Ministerium Potocki und bei Rechbauer) erweisen. — H. O. Meisner beleuchtet auf Grund der neu veröffentlichten, aber sehr vorsichtig gesiebten Briefe der Königin Viktoria von 1862—1878, die denn auch zuweilen durch wichtige Mitteilungen aus dem Preußischen Hausarchiv ergänzt

---

[1] W. Mommsen: Eine an Bismarck gesandte Denkschrift Miquels zur Annexion Hannovers. Niedersächs. Jb., Bd. 5, S. 193ff.

[2] F. C. Moser: Die Frage der Ministerverantwortlichkeit im Norddeutschen Bund 1867. Schweiz. Monatshefte f. Pol. u. Kultur, 7. Jg., S. 83ff., 140ff.

[3] E. Zechlin: Die Entstehung der schwarz-weiß-roten Kriegsflagge. Mit Benutzung unveröffentlichter Akten der Marineleitung. Arch. f. Pol. u. Gesch. Bd. 10, S. 440ff.

[4] Fr. Dickmann: Bismarck und Sachsen zur Zeit des Norddeutschen Bundes. Neues Arch. f. sächs. Gesch. u. Altertumskunde, Bd. 49, S. 255ff.

[5] P. Molisch: Briefe des Bürgermeisters Moritz Ritter von Franck an Karl von Stremayr. Ztschr. d. Hist. Vereins f. Steiermark, 24. Jg., S. 112ff.

werden können, und von Onckens Rheinpolitik-Publikation das Verhältnis Viktorias und des preußischen Kronprinzenpaares zu Bismarck, seiner Einheitspolitik und Frankreich schärfer[1]. Wenn auch der von Albert geerbte Haß gegen den reaktionären Junker Bismarck die immer wieder durchbrechende Grundhaltung beider Frauen ist und Bismarcks Furcht vor Indiskretionen sich als vollauf berechtigt erweist, so verteidigte doch die Kronprinzessin mit spezifischem Stolz auf die preußische Tradition die Erfolge der deutschen Politik 1864, 1866 und 1870/71 gegen die englische Regierung und öffentliche Meinung und fand auch oft bei Viktoria Zustimmung, der ihre persönlichen deutschen Sympathien ein gewisses Maß an Einsicht erleichterten. So sah Viktoria in der belgischen Frage ganz richtig, daß der Gedanke der französischen Annexion Belgiens nicht von Bismarck, der ihn nur als Ablenkung Napoleons vom linken Rheinufer benutzte, sondern von Frankreich selbst ausging, und sie war daher auch für ein englisch-preußisches Friedensbündnis, stand 1870 auf Seiten Preußens entgegen ihrer franzosenfreundlichen Regierung und hatte auch nichts gegen ein mächtiges Deutschland einzuwenden, während ihre Staatsmänner Frankreich vor allem als Gegengewicht zu Rußland nicht zu sehr gedemütigt wissen wollten. — Eine Einzelfrage, in der diese englische Politik vor 1870 mit im Vordergrund steht, behandelt G. Roloff[2], nämlich den zuerst von Beust 1868 angeregten, dann von Lord Clarendon, dem Leiter der englischen Außenpolitik, 1869 aufgenommenen und besonders von Napoleon III. in Petersburg lancierten Abrüstungsplan; Napoleon hoffte Rußland dafür zu gewinnen, um dann einen Keil zwischen Rußland und Preußen, das dagegen sein mußte, zu treiben und Preußen als Störenfried zu diffamieren oder aber, wenn es nachgäbe, die Einheit Deutschlands zu hintertreiben. Bismarck ließ nun, wie Roloff als wahrscheinlich annimmt, als Gegenmine die Aufrollung der Kaiserfrage springen; wenn Frankreich sich dann unfreundlich verhielt, war das Abrüstungsprojekt auch erledigt. Um mit dem Plan in Deutschland selbst und auch im Ausland nicht zu sehr anzustoßen, ließ er ihn von England aus lancieren, wohl indem er sich des Kronprinzen, dem er um Weihnachten 1869 beiläufig davon erzählte, als Übermittlers bediente. Auf die Proteste Frankreichs bei Englands Sondierungsversuch empfahl Clarendon Preußen, bei dem er seinerseits den Plan angeregt zu haben meinte, seine Zurücknahme, worauf Bismarck, der ja die ganze Angelegenheit in diesem Zusammenhang nur als diplomatisches Mittel betrachtet hatte, eingehen konnte. Durch neue Verhandlungen mit England (Januar 1870) wegen des Abrüstungsprojektes wollte Frankreich außer der Schwächung Preußens wohl seinerseits den Kaiserplan durchkreuzen, dessen Durchführungsversuch bei gleichzeitiger Ablehnung der Abrüstung Preußen als machthungrigen Friedensstörer gezeigt hätte. In Besprechungen mit Lord Loftus (Februar und März) gab Bismarck eine klug ausweichende Antwort, die eine Diskreditierung Preußens unmöglich machte. Damit war auch diese Angelegenheit gescheitert, ohne unmittelbare Folgen gehabt zu haben. Lord Clarendons Aktivität sieht Roloff durch objektiv friedensfreundliche Absichten veranlaßt, die den englischen Politiker allerdings Frankreichs Machtpolitik verkennen ließen.

Heidelberg. Hans Haimar Jacobs.

[1] H. O. Meisner: England, Frankreich und die deutsche Einigung. Preuß. Jbr., Bd. 211, S. 67ff.

[2] G. Roloff: Abrüstung und Kaiserplan vor dem Kriege von 1870. Preuß. Jbr., Bd. 214, S. 183ff.

Gelehrte Gesellschaften und (Publikations-) Institute. Vom 22.—26. April tagte unter der Leitung von R. Holtzmann in Halle die *17. Versammlung Deutscher Historiker*, verbunden mit der Tagung des *Verbandes Deutscher Geschichtslehrer* und der *Konferenz Landesgeschichtlicher Publikationsinstitute*[1]. Die Vorträge auf dem Gebiet der alten Geschichte behandelten das Problem der Spätantike. R. Laqueur-Gießen zeigte die Umlagerungen auf, die das Zusammentreffen des Nationalgefühls der Römer mit dem Kosmopolitismus der Griechen und die Erweiterung des römischen Imperiums zum orbis terrarum im gesellschaftlichen Aufbau des Weltreiches nach sich ziehen mußten. Zugleich erfolgte eine Steigerung der Machtstellung des Kaisertums durch die aus der neuplatonischen Philosophie stammende Idee des Gottesgnadentums, die das Kaisertum in eine ethische Sphäre hob und ihm neue humanitäre Aufgaben stellte. — Daß diese gesellschaftlichen Umbildungen nur Oberflächenerscheinungen eines tiefer liegenden geistigen Umschichtungsprozesses sind, zeigte Koch-Leipzig (Spätantike Kunst). Nicht äußere Einflüsse bestimmen die Wandlungen der Kunst in den ersten Jahrhunderten, sondern diese sind der Ausdruck einer sich völlig ändernden seelischen Gesamthaltung der abendländischen Menschheit. Sinnfälliger als auf den durch die Auflösung der hellenistischen Formenwelt charakterisierten Gebieten der Malerei und Plastik setzt sich der neue Geist durch in der Architektur, in der mit dem Eindringen des Gewölbebaues eine neue Baugesinnung aufkommt, jedoch so allmählich, daß die Kontinuität zwischen Antike und Mittelalter gewahrt wird. — In die zentrale Sphäre des geistigen Lebens führte Weber-Halle (Die Vereinheitlichung der religiösen Welt). Die Differenziertheit religiöser Formen wurde durch die Vereinheitlichungstendenzen der Römer auf die Verehrung einiger weniger Gottheiten zurückgeführt und dann unter der Einwirkung griechischer philosophischer Vorstellungen unter den Gebildeten die Auffassung eines höchsten Gottes, des Sol, ausgebildet und damit die schließliche Durchsetzung des Christentums vorbereitet. Die Einheit blieb aber nicht lange erhalten, bald blühte durch Wiederbelebung der Kulte alter Gottheiten die Verehrung zahlreicher Heiliger auf und stellte die alte Vielgestaltigkeit wieder her[2].

Auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte mußten die Vorträge von Cartellieri-Jena und Haller-Tübingen ausfallen. An ihrer Stelle sprachen Rassow und Köbner (beide Breslau). Ersterer sprach über den Konstanzer Vertrag von 1153. Er entwarf ein Bild der politischen Lage seit dem zweiten Kreuzzug und analysierte dann in scharfsinnigen diplomatischen Ausführungen die Bestimmungen des Vertrags von 1153. — R. Köbner (Staatsbildung und Städtewesen im deutschen Osten) schilderte die eigentümliche Gestaltung, die das Städtewesen in Mecklenburg, Pommern, Polen, Böhmen-Mähren durch die Politik der slavischen Fürsten annahm. Die Städte waren Immunitäten mit eigner Rechtsverwaltung, unter Durchbrechung der fürstlichen Burgverwaltung gegründet zu dem Zweck der Sicherstellung herrschaftlichen Renteneinkommens. Ursprünglich Fremdkörper in diesen Staaten bewirkten sie eine durchgreifende Umgestaltung des Staatsaufbaues[3]. — Zwei weitere Vorträge behandelten aktuelle Themen: Weise-Tübingen (Das Schlagwort vom gotischen Menschen) prüfte vom Standpunkt der Kunstgeschichte aus Worringers

[1] Für diese beiden letzteren vgl. die Berichte in Vergangenheit und Gegenwart und im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins.

[2] Die drei Vorträge sollten zusammen herausgegeben werden.

[3] Der Vortrag soll in der Vierteljahrschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. erscheinen.



Schlagwort vom gotischen Menschen, das aus einer unberechtigten Verallgemeinerung und Verabsolutierung der deutschen Gotik des ausgehenden Mittelalters gewonnen ist. Vor allem entzieht sich dieser Deutung die französische Frühgotik des 12. und 13. Jahrhunderts, denn hier fehlen die „spezifisch gotischen" Züge der Askese, der Jenseitigkeit und religiösen Angsterfülltheit mit ihren expressionistischen Formelementen, es ist hier vielmehr eine entschieden antikisierende klassische Formensprache deutlich gegeben. — E. Kantorowicz-Berlin (Grenzen, Möglichkeiten und Aufgaben der Darstellung mittelalterlicher Geschichte) zeichnete ein von polemischen Zügen nicht ganz freies Bild des positivistischen Historikers, er schied scharf zwischen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung, von denen er ersterer lediglich die Aufgabe der Sammlung des Materials und der Feststellung des Tatsächlichen zuerkannte, für letztere aber den Charakter der Kunst im Vollsinn in Anspruch nahm. Geschichtsschreibung erfordere den Einsatz des ganzen Menschen, sei eine vorwiegend nationale Angelegenheit. Dem Genius der Nation zu dienen sei auch der letzte Sinn der Stefan George-Schule, ihre Werke seien getragen von dem Dogma der würdigen Zukunft der Nation.

Auf dem Gebiet der neueren Geschichte führte H. Oncken-Berlin (Der geschichtliche Charakter der Reichsgründung Bismarcks) aus, daß Bismarck das Reich nicht planmäßig nach einem mit überlegener Staatskunst durchgeführten Programm gegründet hat, sondern als Vollstrecker der Entscheidungen des Tages mit feinstem Gefühl für die Durchführbarkeit des Möglichen, daß also der Aufbau des Reiches unter anderen Voraussetzungen wesentlich andere Züge hätte erhalten können. Auf dem Wege der Liberalen und des Nationalvereins war das Reich wegen ihres Mangels an Führerpersönlichkeiten und wegen ihrer Art der Beurteilung außenpolitischer Fragen nicht zu schaffen, so blieb nur der Weg über den „Konflikt" und ein starkes Preußen, der zu der Verbindung von Kaisertum und preußischen Militärstaat führte. Daß das Reich trotz der Überzeugung seines Schöpfers, daß nur die Dynastien es verwirklichen könnten, auch nach dem Sturz erhalten blieb, zeigt seine tiefe innere Berechtigung[1]. — Wentzcke-Düsseldorf (Der Ruhrkampf als geschichtliches Erlebnis) stellte den Kampf um das Ruhrgebiet hinein in die großen Linien der französischen Expansionspolitik. Die Besetzung stellte das äußerste Mittel dar, das im Versailler Vertrag nicht Erreichte zu gewinnen, aber indem sie eine Querverbindung mit der Bevölkerung des besetzten Rheinlandes herstellte, verstärkte sie die Kräfte der Abwehr. Schließlich scheiterte das Unternehmen, weil die Stellung Frankreichs zur Durchführung einer solchen Politik doch nicht stark genug war. — Die wissenschaftlichen Darbietungen fanden ihren Abschluß in Wittenberg, wo K. Brandi-Göttingen (Katholizismus und Protestantismus im 16. Jahrhundert) der wechselseitigen Bedingtheit von Protestantismus und Katholizismus im 16. Jahrhundert nachging. Trotz aller Kraft des Bekenntnismäßigen ist das Schicksal des Protestantismus auf den Reichstagen entschieden worden, i. J. 1555 trat zum ersten Mal der bis dahin allumfassenden katholischen Kirche ein anderes Bekenntnis in rechtlich anerkannter Form als gleichberechtigt entgegen. Gegenüber der subjektiven Innerlichkeit des protestantischen Prinzips betonte nun der Katholizismus um so stärker Werkgerechtigkeit und straffe Gliederung der Hierarchie; Quelle gegenreformatorischer Erneuerung ist neben Spanien vor allen die Hochrenaissance, die sich wieder

[1] Der Vortrag wird abgedruckt in der Historischen Zeitschrift.

der Idee der strengen Unterordnung unter eine anerkannte Autorität zugewandt hatte und die in Italien ausgebildete hohe Kunst der Politik und psychologischen Menschenbehandlung in den Dienst dieser Idee stellte[1]. — Der nächste Historikertag wird im Herbst 1931 in Bonn abgehalten werden. Zum Vorsitzenden wurde F. Oertel-Bonn gewählt. W.

Das Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt konnte, wie aus seinem Jahresbericht hervorgeht, in dem abgelaufenen Geschäftsjahr wiederum eine Reihe wichtiger Arbeiten zum Abschluß bringen. Bei den Schwierigkeiten, die der deutschen Sprache in den abgetretenen Gebieten bereitet werden, ist die Schrift von B. Baier, „Die Sprachenfrage im Volksschulwesen Elsaß-Lothringens 1871—1918"[2] von großer Bedeutung. Die Gesamtausgabe der „Deutschen Schriften Thomas Murners" ist wiederum durch die Herausgabe von zwei Bänden „Prosa-Schriften gegen die Reformation" bearbeitet von W. Pfeiffer-Belli gefördert worden. R. Kautzch bietet in dem Mappenwerk „Mittelalterliche und Renaissance-Baukunst im Elsaß" eine Fülle maßstäblicher Aufnahmen wertvoller Bauwerke und einzelner Bauteile. Bisher lagen solche fast lediglich in Photographien vor, zeichnerische Wiedergaben mit genauem Maßstab erscheinen hier zum ersten Male. Zu dem achten Bande des Elsaß-Lothringischen Jahrbuchs, der Gerog Wolfram zu seinem 70. Geburtstage gewidmet ist, haben 25 Gelehrte Beiträge, die zum größten Teil Elsaß-Lothringen betreffen, gegeben. Die Regesten der Bischöfe von Straßburg, herausgegeben von A. Hessel und M. Krebs, sind im zweiten Bande bis zum Jahre 1305 weitergeführt und damit vorläufig abgeschlossen worden. Von der „Politischen Korrespondenz der Stadt Straßburg im Reformationszeitalter", deren dritter Band schon 1898 erschienen ist, hat das Institut die Fortführung übernommen und den fünften Band (1551—1555), bearbeitet von Walter Friedensburg, herausgebracht; der vierte, den H. Gerber bearbeitet, von 1547—1552, soll noch im Laufe des Jahres folgen. Als Ergänzung zu dieser Korrespondenz ist die Neubearbeitung der Kommentare Sleidans beschlossen und der bewährten Hand W. Friedensburgs anvertraut worden. Der historisch-geographische Atlas von Elsaß-Lothringen, herausgegeben von J. Wolfram und W. Gley wurde nachdrücklich weiter vorbereitet. 30 Karten liegen im Manuskript fertig vor. Die weiteren in Aussicht genommenen Blätter sind in Bearbeitung, so daß der Druckbeginn für das Jahr 1930 in Aussicht genommen werden kann. Das umfangreiche Werk über die Entwicklung des Elsaß-Lothringischen Wirtschaftslebens, dessen Bearbeitung Herrn Dr. Schlenker in Düsseldorf anvertraut ist, liegt im Manuskript fertig vor und soll bis Weihnachten oder bis zum Ende ds. Js. fertig erscheinen. Im Anschluß an diesen Band ist ein weiterer über die Geschichte der Elsaß-Lothringischen Verwaltung in der gleichen Zeitspanne, sowie ein dritter über die Entwicklung von Wissenschaft, Literatur und Kunst in Aussicht genommen. Unter der Presse befinden sich W. Klewitz, Geschichte der Ministerialität im Elsaß bis zum Ende des Interregnums und W. Seydler, Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingfürst als Statthalter im Reichsland Elsaß-Lothringen (1885—94). Desgleichen wird in absehbarer Zeit die Arbeit von O. Stoeckicht, Dialektgeographie des Elsaß erscheinen.

---

[1] Wird in der Zeitwende erscheinen.

[2] besprochen in diesem Hefte S. 493 ff.

Die Bestände der Bibliothek elsaß-lothringischer Schriften vermehrte sich um 950 Bände und 250 Broschüren, so daß sie jetzt bereits über 30 Tausend Schrifteinheiten zählt. Die Bücherei steht allen deutschen mit dem Institut im Leihverkehr stehenden öffentlichen Bibliotheken, sowie den Mitgliedern des Instituts zu unentgeltlicher Benutzung zur Verfügung.

Die Sächsische Kommission für Geschichte hielt in Leipzig am 22. Februar 1930 unter dem Vorsitz des Herrn Ministerialdirektors Woelker ihre 32. Jahresversammlung ab. Die Arbeiten an der Bibliographie sächsischer Geschichte, Bd. III, Schriften zur Ortsgeschichte (Landtagsbibliothekar Bemmann und Bibliothekar Jatzwauk-Dresden) haben weiteren Fortgang genommen. In naher Aussicht steht der Abschluß der Akten und Briefe Herzog Georgs von Sachsen, in Bearbeitung durch Prof. Geß-Dresden, mit einem III. Bande des Gesamtwerks. Die Ausgabe der Briefe Thomas Münzers, die aus dem Nachlaß Prof. H. Boehmers Privatdozent Kirn-Leipzig fertiggestellt hat, befindet sich im Druck. Die Akten zur Geschichte des Bauernkrieges in Mitteldeutschland sollen eine weitere Fortsetzung durch einen jüngeren Bearbeiter finden. Die Bearbeitung der politischen Korrespondenz des Kurfürsten Moritz wird weiter von Prof. Hecker, z. Zt. Leipzig, die Herausgabe der Landtagsakten aus der Zeit des Kurfürsten August durch Staatsarchivar Naumann-Dresden fortgeführt. Der bisherige Bearbeiter der eigenhändigen Aufzeichnungen Augusts des Starken, Prof. Haake-Berlin, hatte der Kommission eine wesentliche Erweiterung der Veröffentlichung vorgeschlagen, die auf andere Akten zur Geschichte der äußeren und inneren Politik Sachsens während der Regierungszeit Augusts auszudehnen sei. Die Kommission hat sich auf den Standpunkt gestellt, daß zunächst die früher schon beschlossene Edition zu Ende geführt werden soll, später alsdann eine ergänzende Veröffentlichung gemacht werden könne. Da der Bearbeiter nicht bereit war, darauf einzugehen, ist das Vertragsverhältnis zwischen der Kommission und ihm gelöst worden; die weitere Bearbeitung der Aufzeichnungen Augusts des Starken wird zurückgestellt. Die Veröffentlichung von Akten der Kommission zur Wiederherstellung der sächsischen Lande nach dem siebenjährigen Krieg 1762 wird von Oberstaatsarchivar Brabant-Dresden besorgt. Als eine neue Unternehmung wurde die Veröffentlichung von Akten zur Geschichte der sächsischen Zentralverwaltung bis zur Reform 1831 beschlossen und Staatsarchivar Kretzschmar-Dresden anvertraut. Das für die Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte Sachsens und Thüringens sehr wichtige Einkünfteregister der Markgrafen von Meißen aus dem Jahre 1378 wurde vom Staatsarchivdirektor Beschorner-Dresden druckfertig vorgelegt. Prof. Schwinkowski-Dresden wird ein Tafelwerk mit erläuterndem Text herausgeben, in dem die mittelalterlichen Münzen Sachsens behandelt werden sollen. Die Arbeit einer Beschreibung des Bistums Meißen durch Pfarrer Bönhoff-Dresden nimmt ihren Fortgang. Der Abschluß eines ersten Bandes der Kirchenvisitationsakten, die Oberschulrat Prof. Müller-Leipzig bearbeitet, steht in naher Aussicht. Die Fortführung der Hauptwerke der sächsischen Bildnerei und Malerei vom Spätmittelalter bis zur Reformationszeit steht noch zu erwarten. In dem Gesamtwerk der Geschichte des geistigen Lebens Leipzigs hat Museumsdirektor Schulze-Leipzig die Kunstgeschichte, Prof. Schering-Berlin die Musik-

geschichte (Zeit Joh. Seb. Bachs) gefördert. In gutem Fortgang befindet sich das Historische Ortsverzeichnis Sachsens unter Leitung von Prof. Meiche-Dresden; Mitarbeiter sind Oberlehrer Mörtzsch und Dr. Leipoldt, beide in Dresden. Auch der von Prof. Kötzschke-Leipzig vorbereitete Flurkartenatlas mit einer Auswahl von Karten zur Siedlungsgeschichte des Landes geht seiner Vollendung entgegen. Die Ämterkarte der wettinischen Lande ist soweit bearbeitet, daß an den baldigen Abschluß gedacht werden kann. Die vom Bibliotheksdirektor Müller-Dresden vorbereitete Geschichte der sächsischen Statistik wird fortgesetzt. Ein erster Band der Sächsischen Lebensbilder, bei dem Persönlichkeiten aus dem 19. Jahrhundert ausgewählt worden sind, ist erschienen, ebenso in der Reihe der kleinen Schriften „Aus Sachsens Vergangenheit": Dr. Kohlschmidt „Die sächsische Frage auf dem Wiener Kongreß 1813—15". Demnächst sollen in derselben Reihe erscheinen: Dr. Semmig „Die wirtschaftliche Entwicklung der Exulantensiedelung Johanngeorgenstadt 1654—1867" und die von Frl. Dr. Heyne-Leipzig vorbereiteten „Sächsischen Künstlerbriefe aus dem 19. Jahrhundert". — Als ordentliches Mitglied der Kommission wurde Staatsarchivar Dr. Kretzschmar-Dresden gewählt.

Erklärung

zu dem Aufsatz Fräulein Dr. Käthe Woltereck „Zur Gründung von Goslar".

In Heft 1 des XXV. Jahrgangs dieser Zeitschrift spricht Fräulein Dr. Käthe Woltereck über „die recht sonderbare Behandlung der Ausgrabungen am Goslarer Steinberge". Die Behauptungen und Angaben richtigzustellen, die Fräulein Dr. Käthe Woltereck über das Zutagetreten alter Mauern am Steinberge macht, habe ich nicht mehr nötig, denn das ist bereits von mir seit Jahren geschehen, zuletzt 1927 in einer Erklärung gegenüber dem Landgericht Hildesheim. Fräulein Dr. Käthe Woltereck hat, selbst nachdem ich 1926 gegen ihre Kampfesweise gerichtlich vorgehen mußte, auch heute noch nicht gelernt, daß eine Polemik, in der man den Gegner persönlich zu verdächtigen oder zu verunglimpfen sucht, die Grenzen des Erlaubten überschreitet. Ich verzichte deshalb darauf, mich mit Fräulein Dr. Käthe Woltereck auseinanderzusetzen, zumal die Persönlichkeit und Kampfesweise dieser Dame den über die Goslarsche Geschichte arbeitenden Historikern genügend bekannt und für die Öffentlichkeit über ihre Hypothesen und Behauptungen bereits von anderen Seiten das Urteil mit der notwendigen Deutlichkeit gesprochen ist. Dr. Borchers.

Berichtigung.

In dieser Zeitschrift S. 23ff. hat Fräulein Dr. Käthe Woltereck einen Aufsatz zur Gründung von Goslar und Braunschweig veröffentlicht, der in der Behauptung gipfelt, daß „die lokale Ausgrabungsleitung bei den im Jahre 1926 am Steinberg bei Goslar ausgegrabenen Mauerresten versagt habe", und diese lokale Ausgrabungsleitung bin ich. Ich habe keine Veranlassung, auf Ton und Methode dieses Aufsatzes einzugehen, da die Arbeiten von Frl. Dr. Woltereck „als wissenschaftliche Leistungen überhaupt nicht anzusprechen sind" (K. Frölich in der Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte XLVII, Germ. Abt. 1927, S. 289, Anm. 2), und habe hier nur zu erklären, daß meine Tätigkeit bei den Ausgrabungen in jeder Richtung falsch dargestellt oder verschleiert ist, obwohl Frl. Dr. W. über diese Tätigkeit durchaus ausreichend unterrichtet ist. Von Anfang an hat die Arbeit unter

der Aufsicht des Provinzialkonservators gestanden und nach den Untersuchungen hiesiger und auswärtiger Sachverständiger aller in Betracht kommenden Wissenschaften, die sich bis auf die aufgefundenen Pferde- und Rinderknochen erstreckten, war das Ergebnis im März 1927, daß nach diesen Untersuchungen die anscheinend alten, spätestens aus dem 14. Jahrhundert stammenden Mauern auch nach Untersuchung des angrenzenden Terrains keinen Anlaß boten, weitere städtische Geldmittel in Anspruch zu nehmen, um etwas festzustellen, was nicht festzustellen war. Ein „abschließendes" oder „anscheinend von mir als abschließend gedachtes Gutachten" ist von mir überhaupt nicht veröffentlicht worden und konnte am 29. 10. 26 jedenfalls überhaupt nicht gegeben werden. Frl. Dr. Woltereck glaubt mit Verdrehungen des aktenmäßigen Tatbestandes und dilettantischen Phantasien Geschichte schreiben zu können. Ich kann ihr nur raten, sich in die wissenschaftliche Behandlung dieser Dinge methodisch zu versenken, nicht Dinge „zur Diskussion zu stellen", die schon seit zwanzig Jahren von ganz anderen Leuten behandelt werden, und zu ihrer nächsten Belehrung die letzte Abhandlung K. Frölichs, Zur Vor- und Frühgeschichte von Goslar im Niedersächsischen Jahrbuch 1929 S. 224, genau und eindringend zu studieren. Vorläufig reichen die Kenntnisse und Fähigkeiten von Frl. Dr. Woltereck für solche Arbeiten in keiner Weise aus.

Prof. Dr. Wiederhold.

INHALT DES 3. HEFTES

Aufsätze: Seite

Kleine Mitteilungen:

Kritiken:

Nachrichten und Notizen:

HISTORISCHE VIERTELJAHRSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON

DR. ERICH BRANDENBURG

O. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

XXV. JAHRGANG

NEUE FOLGE DER
DEUTSCHEN ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTSWISSENSCHAFT

DER GANZEN FOLGE DREIUNDDREISSIGSTER JAHRGANG

4. HEFT

AUSGEGEBEN AM 15. JANUAR 1931



VERLAG UND DRUCK
BUCHDRUCKEREI DER WILHELM UND BERTHA v. BAENSCH STIFTUNG
DRESDEN 1931



HISTORISCHE VIERTELJAHRSCHRIF

Herausgegeben von Prof. Dr. Erich Brandenburg in Leipzig.

Verlag und Druck: Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresd

---

Der Preis für das Heft im Umfange von 13 Bogen beträgt 7 Reichsma

Die Abteilung „Nachrichten und Notizen" bringt Notizen über neue l rarische Erscheinungen sowie über alle wichtigeren Vorgänge auf dem sönlichen Gebiet des geschichtswissenschaftlichen Lebens.

Die darin enthaltene „Zeitschriftenschau" hat die Aufgabe, e systematische Übersicht über die in deutschen Zeitschriften niedergelegt Forschungsergebnisse zu geben. Diejenigen Herausgeber, welche Wert Berücksichtigung ihrer Zeitschrift legen, werden um Einsendung von Sond abzügen der aufzunehmenden Arbeiten an die Schriftleitung (Leipzig, Univ sität, Bornerianum I) gebeten.

Die Herausgabe und die Leitung der Redaktionsgeschäfte wird v Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Erich Brandenburg geführt, der von Her Priv.-Doz. Dr. H. Wendorf in Leipzig (Universität, Bornerianum I) als S kretär unterstützt wird.

Beiträge aller Art bitten wir an den Herausgeber (Leipzig-Goblis, Poete weg 21) zu richten. Aufsätze, Kleine Mitteilungen und Kritiken werden m 40 Reichsmark je Bogen honoriert. Bei Notizen gilt das Besprechungs exemplar als Honorar.

Die Zusendung von Rezensionsexemplaren wird an die Schriftleitun der Historischen Vierteljahrschrift (Leipzig, Universität, Bornerianum I erbeten. Im Interesse pünktlicher und genauer bibliographischer Bericht erstattung werden die Herren Autoren und Verleger ersucht, auch kleiner Werke, Dissertationen, Programme, Separatabzüge von Zeitschriftenaufsätze usw., die nicht auf ein besonderes Referat Anspruch machen, sogleich beim Erscheinen der Schriftleitung zugehen zu lassen.

Mainz und Frankfurt.

Vergleich zweier Städteschicksale.

Von

Hermann Aubin.

Wer sich mit der Geschichte des deutschen Städtewesens beschäftigt, sieht sich einer verwirrenden Fülle von Bildungen gegenüber. Zu einem Teil ist sie durch die reiche Verschiedenheit im landschaftlichen Aufbaue Deutschlands bedingt, zu einem anderen durch die Verschiedenheit ihrer geschichtlichen Erlebnisse geformt worden. Um ihrer gedanklich Herr zu werden, wird man durch Vergleich Gruppen und Typen herauszuarbeiten trachten. Die historischen Faktoren treten bei solcher Analyse um so klarer, fast isoliert, zu Tage, je verwandter die landschaftlichen Bedingungen der verglichenen Städte sind. Mainz und Frankfurt sind auf demselben Boden gewachsen. Sie haben dennoch sehr verschiedene, zeitweise entgegenlaufende Schicksale erlitten, und wir glauben, daß gerade die ihren geeignet sind, um die treibenden Kräfte der verschiedenen Perioden ablesen zu lassen. Ein Vergleich der beiden im deutschen Leben bedeutungsvollen Städte wird derart in besonderem Maße beitragen, die Vielgestaltigkeit unseres Städtewesens verstehen zu lernen.

Dieser Vergleich drängt sich einem vollends auf, wenn man versucht, die Geschichte der Rheinlande und ihrer Kultur im Zusammenhange zu begreifen. In dem Erleben der beiden Nachbarstädte findet man die Zuspitzung und zugleich den Schlüssel zu einer ganzen Reihe von Fragen, die bei der Betrachtung der Rheinischen Schicksale immer wieder auftauchen.

Die breiten Gemeinsamkeiten des naturgegebenen Untergrundes in den Lebensbedingungen von Mainz und Frankfurt sind unschwer zu bezeichnen:

Der ausgezeichnete, reiche Boden, welcher beide umgibt; er konnte ohne Mühe durch Jahrhunderte — bis zur modernen Menschenballung — die Nahrung für eine stetig steigende Bevölkerung hervorbringen; die Lage in einer leichtzudurchschreitenden Ebene und an schiffbaren Flüssen; vor der neuesten Wirtschaftsentwicklung vermochten diese alle Schiffsgefäße zu tragen; in beiden Hinsichten waren derart die Voraussetzungen für die Entstehung größerer Siedlungen gegeben.

Mehr noch die geographische Lage im großen: Wer Europa aus der Vogelschau betrachtet, der findet darin kaum einen anderen Punkt, der so stark ins Auge fällt, wie die Mündung des Maines in den Rhein. Der Rhein ist die einzige durchlaufende Verkehrsader Mitteleuropas und das in beinahe zentraler Lage. In seiner Mitte empfängt er den Main, und nur durch den Main wird ihm ein Hinterland von der Breite ganz Deutschlands angeschlossen. Der Zusammenfluß von Rhein und Main bezeichnet geradezu den Mittelpunkt Mitteleuropas. Ob das nun Gunst oder Ungunst des Schicksals ist, Frankfurt und Mainz haben beide in gleicher Weise daran teil.

Auch wenn wir den Blick näher bringen, bleibt das Gemeinsame in den geographischen Lebensbedingungen der Nachbarstädte noch deutlich genug. Beide liegen sie in der oberrheinischen Ebene, d. h. in einem der wenigen großen Siedlungsräume, in denen sich reiche Kulturgüter, den Völkerstürmen zum Trotz, durch alle Jahrhunderte angesammelt haben. Beide sind sie nördliche Randstädte dieser Ebene, von denen die Verbindungen ausgehen, welche diese über die mitteldeutsche Gebirgs- und Waldschwelle hinweg mit der weiträumigen, verkehrsfreundlichen Tiefebene Niederdeutschlands und mit dem Meere verknüpfen. Da der Taunus den Oberrheingraben quer abriegelt, gehen diese Straßen östlich und westlich an ihm vorbei.

Daß Mainz der einen, Frankfurt der anderen Straße näher liegt, scheint zunächst der einzige Unterschied zwischen den beiden zu sein. Und dennoch weist auf so nahverwandter Basis ihre Entwicklung im einzelnen die größten Verschiedenheiten auf. Ja, es hat sich ein vollständiger Umschwung vollzogen. Mainz und Frankfurt haben ihre Führerrollen im Laufe der Zeit getauscht. Wer die Geschichte der Rheinlandschaften vom Altertum her verfolgt, wird bald von der auffallenden Tatsache

betroffen, daß das goldene Mainz, die Stätte ältester Ereignisse und einst hohen Glanzes, gegenüber Frankfurt immer mehr zurückbleibt. In das 19. Jahrhundert ist es, um in nackten Zahlen zu reden, mit nicht der Hälfte von Frankfurts Bevölkerung eingetreten und heute mit wenig über 100000 noch weiter hinter die Stadt von mehr als einer halben Million zurückgefallen.

Dieses Phänomen gilt es zu beleuchten und nach Möglichkeit zu erklären.

* * *

Bis ins hohe Mittelalter hinein führte innerhalb des Rhein-Maingebietes Mainz durchaus. Es hatte schon einige Jahrhunderte bedeutsamer Geschichte zurückgelegt, ehe die von Frankfurt, möchte man sagen, überhaupt anhob.

Die Römerzeit hat Mainz einen außerordentlichen Akzent gegeben. Mainz wurde Hauptquartier des kaiserlichen Prinzen, Ausgangspunkt für den Einmarsch in Germanien, Legionsgarnison, Sitz der Verwaltung für das gesamte Oberrheingebiet, während Frankfurt noch im Schatten selbst des bescheidenen Heddernheim lag.

Wir wissen zwar heute, daß Frankfurt eine römische Brückenstelle gewesen ist. Indessen während Mainz in seinem keltischen Namen schon die ununterbrochene Tradition bis von der Schwelle der deutschen Geschichte her bewahrt, ist die ältere Erinnerung bei Frankfurt verschüttet, welches mit seinem Namen ausspricht, daß es erst von der Zeit der Franken an gelten will.

Das mittelalterliche Mainz hat die Rolle, welche es in der Römerzeit angetreten hatte, völlig bewahrt. Es war Sitz des Bischofs, dem auch Frankfurt unterstand, des Erzbischofs, dessen Metropolitansprengel halb Deutschland umfaßte, des Primas der ganzen deutschen Kirche. Der Erzbischof wurde Landesherr, dessen Gebiet weit über Frankfurt hinaus bis nach Thüringen reichte, wurde der erste Fürst des Reiches, Reichserzkanzler. Mehr Würde konnte kaum in einer Stadt versammelt sein, kaum mehr Einfluß von ihr ausgehen.

Den hohen Dom von St. Martin in Mainz umgab längst ein Kranz großer Kloster- und Stiftskirchen, von St. Alban über St. Stefan nach St. Peter, als Frankfurt außer der einen Pfarrkirche kaum noch die eine oder andere Kapelle aufwies.

Auch das Wirtschaftsleben, nachmals der besondere Stolz und Vorzug Frankfurts, knüpfte sich an Mainz. Hier ließen sich, wie in anderen Rheinstädten, die Friesen, die vorzüglichsten Kaufleute der Karolingerzeit, nieder, hierhin brachte man damals vom oberen Main her die Getreideüberschüsse zum Verkauf, hier lockte im 10. Jahrhundert der Markt bis von St. Gallen her die Käufer feiner Tuche an, von hier stammt wohl auch nicht ohne Zufall die älteste deutsche Zunfturkunde, des Jahres 1099, hier ist, neben Köln, im 12. Jahrhundert der Markt für das aus dem Osten herangebrachte, hochgeschätzte Rauchwerk, den man bis von Straßburg her besuchen muß.

Kurz, alle Ereignisse innerhalb des Rhein-Maingebietes, die Anspruch auf Beachtung erheben können, scheinen damals in Mainz ihren Schauplatz gehabt zu haben.

Wir verstehen auch, warum Mainz in römischer Zeit der dominierende Punkt war. Dem Frankfurter Mainübergang konnte nur lokale Bedeutung zukommen, solange noch das Hinterland auf dem rechten Ufer durch den nahe vorbeiziehenden Limes abgeschnitten wurde. Frankfurt lag zu nahe der Reichsgrenze. Mainz aber ist der gegebene Ausgangspunkt für die Herren des linken Ufers, welche in Innerdeutschland einfallen wollen. Nur an zwei Stellen gehen von der Rheinlinie große Einbruchsstraßen aus: Nördlich des Gebirges aus dem Raume von Köln-Xanten, südlich desselben aus dem Raume von Mainz. Von hier aus mußte Drusus operieren.

Mainz ist auch im frühen Mittelalter ein solcher Ausfallsplatz gewesen, diesmal nicht der militärischen, aber der geistlichen Macht und der ganzen von ihr gehüteten Bildung. Westlich des Rheines lagen deren Sammelbecken auf dem altrömischen Boden. Über Mainz mußten ihre Wässer nach Deutschland geleitet werden. Man versteht, warum die Rheinstadt ihre beherrschende Stellung im Frühmittelalter behielt.

Es mag eingewendet werden: Und der Trompetenstoß des Konzils von 794, mit welchem die Geschichte der Mainstadt anhebt, bedeutet der nichts? Hat es nichts zu sagen, daß Frankfurt Pfalz der fränkischen, der deutschen Könige gewesen ist? Eine Pfalz von solchen Maßen, daß sie ein Reichskonzil beherbergen konnte, welches dem ganzen Abendlande Gesetze gab, von solcher Ausstattung, daß Ludwig d. Fr. darin seine heiß-

geliebte zweite Gemahlin niederkommen ließ, von solcher Bevorzugung, daß Ludwig d. D. nirgends öfter weilte, als in ihr?

Ich gebe diesen ersten Höhepunkt der Frankfurter Geschichte zu. Aber wenn auch der königliche Name mit ihm verknüpft ist, darf man sich nicht blenden lassen. Es war eine rasch vorübergehende Glanzzeit. Gerade indem wir ihre Ursachen diskutieren, gewinnen wir einen neuen Grund für den Vorrang von Mainz.

Viel weniger bedeutete bei den Lebensverhältnissen dieser Jahrhunderte, was Frankfurts Namen bekannt machte, als was Mainz auszeichnete. Denn der König wanderte durch das Reich, um es zu beherrschen. Der Bischof hingegen weilte ständig in seiner Bischofstadt. So empfing Mainz dauernd, ja täglich, die Einflüsse und Anregungen, die Frankfurt nur in den kurzen Tagen der königlichen Besuche zu spüren bekam. Residenzen haben zu allen Zeiten sehr viel zum Aufblühen von Städten beigetragen. Im Mittelalter aber besaßen in Deutschland nur die Bischöfe kraft Kirchenrecht dauernde Residenzen. Unter den Karolingern hatte es wenigstens Ansätze zu solchen der Könige gegeben. Davon war vorübergehend auf Frankfurt Licht gefallen. Aber sie gelangten nicht zur Ausgestaltung und Befestigung. Der Segen für Frankfurt hielt nicht an.

Das Reich besaß auch keinen wohlgegliederten Behördenaufbau durch das Land hin. Die Kirche hat durch alle Zeiten etwas davon bewahrt. Zwischen Bischofssitz und Diözese ging daher ein regelmäßiger Verkehr hin und her. Der Erzbischof von Mainz hatte sogar als Reichserzkanzler etwas von der Reichsverwaltung, welcher die Könige keine bleibende Stätte bieten konnten, nach Mainz gezogen. Als dann die Territorien zu entstehen begannen, kam es Mainz zugute, daß es Mittelpunkt einer sich allmählich ausbauenden weltlichen Verwaltung wurde. Frankfurt war nur der Mittelpunkt eines Gutsbezirkes von wenigen Meilen im Umfang, wie es deren unzählige in Deutschland gab.

Wäre es nicht notwendig, diese Verhältnisse wenigstens in leicht umrissenen Bildern vorzuführen, um sie zu Vorstellungen zu erheben, so könnte man den Mainzer Vorsprung kurzerhand mit der Formel begründen: Mainz besaß den doppelten Vorsprung der Römer- und Bischofsstadt. Denn es sind in der Tat diese Typen der deutschen Stadtentwicklung, welche den anderen

zeitlich und lange auch an Bedeutung vorangegangen. Frankfurt gehörte zu der Kategorie der Pfalzstädte, die zwar auch oft in diesem Zusammenhange genannt werden, die aber, wie ich zeigte, in ihren Lebensverhältnissen keineswegs die gleichen Bedingungen des Aufschwunges vorfanden.

Daß es auch in Mainz weder die römischen Legaten noch die Bischöfe allein gemacht haben, ist offenbar. Was sie vermochten, war, eine in der Lage des Ortes gegebene Möglichkeit zur Reife zu bringen. Doch hat auch das Bürgertum daran seinen Anteil gehabt. Die Belege für die Wirtschaftsgeltung von Mainz bis ins 12. Jahrhundert, die ich gegeben habe, zeigten es schon. Im 13. Jahrhundert schwang sich Mainz an die Spitze der rheinischen Städte und wurde Haupt eines Bundes, der bis Nürnberg und Bremen reichte. Der Ruhm, zum ersten Male, 1254, das deutsche Bürgertum zu politischem Handeln vereinigt zu haben, gebührt dem Mainzer Bürger Heinrich Walbott.

In dieser ganzen Zeit schweigt Frankfurt beinahe.

Damals hatten sich allerdings schon die Tatsachen angekündigt, welche den Umschwung herbeiführen sollten. Ich meine wiederum nicht die Reichs- und Wahltage, welche seit der Wahl Konrads 1147 immer häufiger in den Mauern Frankfurts abgehalten wurden — so daß die Stadt schon in der goldenen Bulle das Monopol des Wahlortes zugestanden erhielt — und die sich dann seit dem 16. Jahrhundert noch um die Krönungstage vermehrten, deren weltberühmte Feierlichkeiten so viel zum Ruhme Frankfurts beigetragen haben. Wir wollen die anregende Wirkung solcher großer Zusammenkünfte für das Leben der Stadt nicht unterschätzen. Aber es gilt von ihnen, was ich schon früher darlegte: In ihrem sporadischen Auftreten sind sie nicht städtebildend. Die späteren Jahrhunderte sahen das Verhältnis sogar eher umgekehrt: Frankfurt zog die großen Reichsakte an sich, weil man für sie der Bühne und der Hilfsmittel einer zentralgelegenen Großstadt nicht entbehren konnte.

Auch die königlichen Privilegien für die Bewohner trugen nichts besonderes aus. Anderswo gab solche der niedrigergestellte Stadtherr ebenso. Der König stand Frankfurt ja nicht anders gegenüber, wie jeder Stadtherr seiner Stadt.

Dagegen merkt man auf, wenn man hört, daß 1219 die erste neue Kirche erbaut wurde und daß ihr binnen 27 Jahren noch

acht weitere, z. T. mit Klosteranlagen, folgten. Die Stadt begann sich zu dehnen und zu füllen. Im 14. Jahrhundert wurde die Anlage der Neustadt notwendig, die Stadt war finanzstärk genug, um dem Könige einen großen Wald abzukaufen, und so ging die Entwicklung jetzt unaufhaltsam aufwärts. Das Gewicht innerhalb des Rhein-Maingebietes verschob sich immer mehr von Westen nach Osten.

Suchen wir nach den Ursachen dieser Entwicklung. Ein Wort der Erklärung liegt jedermann auf der Zunge: Der Messehandel! 1227 hören wir zum ersten Male urkundlich von ihm. Bald ist das Wort Messe von dem Namen Frankfurts unzertrennlich. Mehr noch wie die Krönungsfeiern machen die Messen Ruhm und Nahrung der Stadt aus. Ihr Ausfall ist der Barometer des städtischen Wohlbefindens. Um die Messen dreht sich die Politik, um die Messen beneiden die Rivalen die Stadt.

Indessen ist der Messehandel doch nur ein Schlagwort, welches die tieferen Gründe verdeckt. Mainz hat sich noch 1348 einen vierwöchigen Jahrmarkt von Kaiser Karl IV. ausdrücklich mit allen Vorrechten der Frankfurter Messen verleihen lassen. Man fühlte sich also in Mainz schon im 14. Jahrhundert ins Hintertreffen geraten und sah auch damals die Schuld im Messehandel. Indessen war das Rezept nicht so leicht nachzumachen. Trotz des kaiserlichen Privilegiums hat Mainz der Nachbarstadt keinen Abbruch tun können. Im 17. Jahrhundert beobachten wir dann die redlichen Anstrengungen der Erzbischöfe, ihrer getreuen Stadt aufzuhelfen, indem sie das Stapelrecht rigoros handhabten, um den Handel zu zwingen, in Mainz Station zu machen. Auch hier war der Erfolg nicht besser. In der Periode verhältnismäßigen Aufschwungs im 18. Jahrhundert hat man es auf Mainzer Seite sogar noch einmal mit einer Konkurrenzmesse versucht. Die kurfürstliche Regierung wandte nicht wenig Mühe und Kosten auf. Es wurde richtige Verkehrswerbung getrieben. Wieder aber waren die Mühen vergeblich. Frankfurt blieb in seiner überlegenen Position, ja es baute sie bald noch aus.

So kommen wir mit dem einen Motiv des Messehandels nicht aus. Wir müssen auf breiter Front die Lebensbedingungen der beiden Städte miteinander vergleichen.

Da fällt sofort in die Augen: Die politische Lage ist für beide ganz verschieden. Wir kennen den Unterschied. Frank-

furt ist des Kaisers und der Kaiser ist fern. Mainz ist des Bischofs und der Bischof ist nah. Die Wirkung aber dieses Unterschiedes hat sich verkehrt. Damit bezeichnen wir einen fundamentalen Grund dafür, daß Frankfurt Mainz überholt hat. Denn in den Jahrhunderten vom Hochmittelalter an ist es für die Entwicklung der deutschen Städte entscheidungsvoll, wieweit sie Selbstbestimmung besitzen. Wenn auch viele Stadtherren manches für ihr Gedeihen getan haben, das neuartige soziale und wirtschaftliche Gebilde der Stadt konnte am besten dort aufschießen, wo es sich in politischer Selbstbestimmung seine Lebensbedingungen in weiterem Umfange selber schaffen konnte. Da findet Mainz nun auf dem Wege zur Freiheit den Bischof als schweres Hindernis. Frankfurt sieht den Weg so gut wie frei. Denn kein Kaiser ist imstande, die Stadt dauernd unter Kontrolle zu halten. Mainz hat außerordentlich viel Kraft im Kampfe gegen den Bischof aufgewandt. Seit dem 11. Jahrhundert reihen sich die gewaltsamen Auseinandersetzungen aneinander, welche die Stadt erschüttern, das Wirtschaftsleben gefährden, große Kapitalwerte vernichten, dem Gemeinwesen Schulden aufbürden. Frankfurt erlebt selten einmal eine Spannung mit dem König und kann sie dann mit Geld ausgleichen.

Am Ende sind alle Anstrengungen des Mainzer Bürgertums vergeblich gewesen. Im Jahre 1462 wurde die Stadt in der Bischofsfehde durch Adolf v. Nassau gewaltsam eingenommen und ihrer Freiheiten beraubt. Von diesem Schlage hat sie sich nie mehr erholt. Über den Aderlaß der Strafen hinaus verlor Mainz durch die Flucht der unterlegenen Geschlechterpartei für immer wertvolle Kräfte. Noch 100 Jahre später standen viele der damals verlassenen Häuser leer. Das innere Streben der Bürgerschaft, das sich um das eigene Gemeinwesen gerankt hatte, war gebrochen. Der Bischof unterwarf die Stadt gänzlich seinen Beamten, der Rat, die Zünfte wurden aufgelöst.

Frankfurt dagegen hat allezeit seine Interessen selber verwaltet. Wenn es auch oft mit Cliquengeist und Standesdünkel herging, im ganzen war sein Selbstregiment erfolgreich.

Wir können auch diesen Gegensatz auf die Formel allgemeiner Beobachtungen bringen: Mainz ist die erste große deutsche Freistadt, welche dem absoluten Fürstentum erlag, und hat daher in ganz besonderem Maße die Schädigungen dieser Periode

der absteigenden Bürgerfreiheit durchgemacht. Frankfurt blieb selbst von ernsteren Anfeindungen frei, wie sie manche Reichsstädte erleiden mußten.

Das Geschenk, welches die siegreichen Fürsten den unterlegenen Städten als unmittelbaren Ausgleich für den Verlust ihrer Freiheit brachten, war das größere Wirtschaftsgebiet und die Stützung durch die gesammelten Kräfte des Territoriums. Sie boten den Städten die Möglichkeit, aus der Enge des stadtwirtschaftlichen Daseins herauszukommen, das diese aus Eigenem nicht zu überwinden imstande waren. Auch bei Mainz haben die Kurfürsten, wovon ich schon ein Beispiel gab, ihre Kräfte zur Förderung der städtischen Wirtschaft eingesetzt. Aber in Westdeutschland vermochte diese bewußte Förderungspolitik des Merkantilismus, die doch nur auf Kosten der Nachbarn gehen konnte, keine Erfolge zu zeitigen. Die Territorien waren hier zu klein und zu zersplittert und der Grenzen zu viele. Ja, der Merkantilismus wirkte in der Kleinstaaterei als Kampf aller gegen alle nur lähmend. Die Unterwerfung unter das Territorium brachte also Mainz nicht einmal die Vorteile, die ihm theoretisch, möchte ich sagen, dabei hätten zufallen können. Erst im 19. Jahrhundert hat die Rheinstadt allmählich Nutzen aus der einstmals gewaltsam vollzogenen Eingliederung in den Flächenstaat ziehen können.

Frankfurt auf der anderen Seite blieb als freie Reichsstadt bis 1866 Punktstaat. Indessen ist es trotzdem nicht jenem Schicksal erlegen, das man als Versacken in stadtwirtschaftlicher Enge bezeichnen kann. Ein nennenswertes eigenes Territorium besaß die Stadt allerdings nicht. Sie hat anscheinend auch nie danach gestrebt, vielleicht um Reibungen mit den benachbarten Fürsten zu vermeiden. Jedenfalls stellte sie ihre Hoffnung überhaupt auf die friedliche Ruhe, deren das Wirtschaftsleben zu seinem Gedeihen bedarf. Der höchst empfindliche Barometer des Messehandels lehrte sie, in allen Fällen gewaltsame Auseinandersetzungen zu vermeiden. Ihre Politik war daher nicht auf Erhaltung des Ansehens sondern des steten Friedens gerichtet. Mit diesem aber erhob sich die Mainstadt über den Normalzustand des damaligen Deutschlands. Sie bot dem Wirtschaftsleben eine einzigartige Oase dar und der Fernhandel eines weiten Gebietes, der einer Vermittlungsstelle mit

solchen Voraussetzungen bedurfte, säumte nicht, ihr zuzuströmen. Die Frankfurter Messen sind keine Angelegenheit der Stadt allein oder eines Territoriums gewesen. Sie gingen die ganze deutsche Wirtschaft und selbst Teile der ausländischen an. Noch mehr gilt das vom Geldhandel, der sich in Frankfurt seit dem 16. Jahrhundert entwickelte. Mainz sollte nicht einmal mit der Unterstützung seines Territoriums in die Höhe kommen. Frankfurt konnte des Territoriums entraten, weil es seinen Verdienst aus der Wirtschaft der ganzen Nation zog. Die freie, von territorialen Kleinlichkeiten und Hemmnissen freie Reichsstadt trat sogleich im weitesten Umfange in volkswirtschaftliche Verhältnisse ein.

Von dieser Seite gesehen erscheint das Geschick der beiden Städte bestimmt durch die Variationen des einen Grundproblems der deutschen Geschichte, des Verhältnisses von Staat und Stadt zu einander. Mainz ist der Regelfall, Frankfurt die seltene Ausnahme. Es läßt sich in dieser Beziehung nur noch mit Hamburg vergleichen.

Indes nicht nur in der Rechtsstellung und der äußeren Politik unterschieden sich Frankfurt und Mainz. Ebenso groß sind die Abweichungen auch in Hinsicht ihrer innerpolitischen Zustände gewesen. Maßgebend für diese waren seit dem späteren Mittelalter der alle deutschen Städte durchziehende Gegensatz der Geschlechter und Zünfte. Mainz hat ihn in dem entscheidenden 14. Jahrhundert sehr viel gewaltsamer durchlebt als Frankfurt. Der Ausgang war dort, daß 1332 die Zünfte Anteil am Rate erhielten und zeitweise ihn ganz beherrschten, also der für die süddeutschen Städte typische. Auch Frankfurt ist während eines Jahrzehntes des gleichen Jahrhunderts, von 1355—1366, durch Zunftaufstände beunruhigt worden. Doch gelang es hier der vorbeugenden Politik der Geschlechter, durch Aufnahme einiger Vertreter der Gemeinde deren Forderungen Genüge zu tun und doch das Regiment in Händen zu behalten. Es zeigt sich also in der inneren Politik derselbe Unterschied des Temperaments der beiden Städte wie in der äußeren, und er ist hier nicht weniger folgenreich gewesen, wie dort. Die Mainzer Historiker sprechen sich immer entschiedener dahin aus, daß der Niedergang ihrer Stadt mit den Jahren 1329/32 anhebt. Das erste bezeichnet einen schweren Pönfall der Stadt in der

Bistumsfehde, auf den ich vorhin anspielte, daß er die Finanzen völlig und auf lange hinaus zerrüttete, das zweite eben den Sieg der Zünfte. Sicherlich hat die Stadt unmittelbaren Schaden durch die Kämpfe und eine erste Abwanderung von Geschlechtern erlitten, einen nicht minderen wahrscheinlich durch die Unstetigkeit der städtischen Politik, die nun begann. Soweit ich sehe, ist sicheres über deren Richtung noch nicht auszusagen, aber nach dem Beispiel anderer süddeutscher Städte, z. B. Freiburgs i. Br., steht zu vermuten, daß die siegreichen Handwerker eine solche getrieben haben, welche den Interessen des Großhandels nicht gerecht geworden ist. In Frankfurt dagegen blieb die Stetigkeit der Ratspolitik gewahrt, die auf Förderung des die Stadt nährenden Handels gerichtet war.

Auch in bezug auf eine andere Bevölkerungsfrage gehen die beiden Städte völlig auseinander. Mainz hat den ersten Judensturm in Deutschland entfacht und nachmals dieses einst für die Entwicklung des Städtewesens geschätzte Element abgestoßen. Es geht hierin einen Weg mit den meisten bedeutenden Handelsstädten der Frühzeit. Frankfurt bildet demgegenüber die Ausnahme. Es hat zwar auch seine Juden gelegentlich schlecht behandelt. Aber es hat die Judengemeinde in der Stadt behalten. Ja es hat sie durch Erwerbung des Judenschutzrechtes durch den Rat in besonderer Weise dem Gemeinwesen eng verbunden. Was das für die Entwicklung von Frankfurt in seinen Spitzenerscheinungen bedeutet, dafür sei nur an die eine Tatsache erinnert: Der zweite große Schritt, den Frankfurt in die volkswirtschaftlichen und weltwirtschaftlichen Verhältnisse hinein getan hat, die Entwicklung zum Geldmarkt am Ausgange des 18. Jahrhunderts, ist ohne das Haus Rothschild nicht zu denken.

Dieselbe Grundlinie — wenn wir aufs Ganze schauen — ruhigerer Duldung gegenüber dem teils erregteren, teils rigorosversteiften Mainz hat Frankfurt dann auch in der Behandlung der andersgläubigen Flüchtlinge im 16. Jahrhundert eingehalten. Zwar ist keine Rede von überzeugter Toleranz. Aber in der Tat war solcher das Ergebnis des Kampfes der lutherischen Orthodoxie mit dem praktischen Opportunismus doch verwandt. Der Einfluß der Refugiés auf die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands ist ohne Zweifel sehr bedeutend gewesen. Mehr noch als die oft großen Barvermögen, welche sie mitbrachten, sind ihre

fortgeschrittenen Wirtschaftsmethoden und ihre weitreichenden Geschäftsbeziehungen anzuschlagen. Mainz, die katholische, die bischöfliche Stadt mußte solcher Befruchtung verschlossen bleiben. Die andere Rheinstadt Köln drängte die ungern gesehenen Elemente wieder hinaus. Auch Frankfurt hat zeitweise starke Abwanderungen derselben veranlaßt. Am Ende ist doch ein beträchtlicher Teil von ihnen hier geblieben. Frankfurt *hat* damit, als einzige Großstadt Oberdeutschlands, seine Verbindungen mit der großen Handelswelt erweitert und auch sonst mannigfache Keime moderneren Wirtschaftslebens in sich aufgenommen, während Mainz auf dem alten Niveau stehen blieb. Man wird dafür trotz der erwähnten Unbeständigkeit des Frankfurter Rates doch die Selbstbestimmung der Reichsstadt im Gegensatz zu der an den Willen des Territorialherren gebundenen Landstadt als entscheidend ansehen.

Wir können also c. gr. s. die bisher angeführten Gründe *für* den Aufstieg Frankfurts, für das Stehenbleiben und zeitweise Zurücksinken von Mainz auf einen Grundnenner zurückführen: Den Unterschied in der politischen oder Rechtsstellung. Indes ist auch dies nicht das letzte Wort.

Die Verschiebung des Schwerpunkts innerhalb des Rhein-Maingebietes von Mainz nach Frankfurt, von West nach Ost entspricht nur einer parallelen Bewegung im ganzen deutschen Volksleben. Mainz erlebt seine Blüte in der Zeit, da es Ausfallstor für den Herren des linken Rheinufers nach dem rechten und zugleich durch ein einbezogenes Vorland geschützt ist. Die Blüteperioden von Mainz sind charakteristisch für eine Situation, in welcher das rechte Rheinufer vom linken dominiert wird. Mainz kann diese Stellung noch behaupten in Perioden, in denen der Rhein die geographische und Schwergewichtsachse des Reiches darstellt. Je weiter sich aber das östliche Deutschland entwickelt und Anspruch auf aktive Teilnahme am deutschen Leben erhebt, umso weniger vermag die Stadt jenseits des Rheins ihre alte Stellung aufrechtzuerhalten. Der nördliche Kopf des Rhein-Maingebietes zwar behält auch in dem erweiterten Deutschland seine Bedeutung. Aber es ist jetzt die Stadt, welche *den* Straßen nach dem Osten näher liegt, die den Vorzug erhält. Innerhalb des Rhein-Maingebietes wird die latent gewesene Kraft der Lage Frankfurts lebendig.

Das ist die einfache Grundlinie einer nicht zu verkennenden Entwicklung, die nur mit wenigen Zügen illustriert zu werden braucht.

Im 12. Jahrhundert lag, wie Otto v. Freising es damals aussprach, die größte Kraft des Reiches am Oberrhein. Im folgenden begann die entscheidende Verschiebung der deutschen Geschichte nach Osten. Es ist das Jahrhundert, in dem Mainz noch politisch an der Spitze der deutschen Städte marschierte. Jene Verschiebung machte sich nicht allein quantitativ, im geographischen Raummaß, geltend, sondern qualitativ dadurch, daß die westlichen Territorien in der Zersplitterung und Verzahnung einer alten Geschichte an Leistungsfähigkeit hinter den weiträumigeren des Ostens beträchtlich zurückblieben. Gerade darunter litt Mainz, das in die drangvolle Enge der westdeutschen Territorialwelt hineingezogen wurde. Es litt nicht nur in den bezeichneten Richtungen, vielmehr außerdem noch besonders dadurch, daß die Straße über Gebühr verlegt wurde, welches eine Lebensader gewesen war: Der Rhein. Schon im Hochmittelalter setzte diese Misère aus fiskalischem Egoismus ein und sie hat im alten Reiche nie mehr ein Ende gefunden. Am Beginn des 18. Jahrhunderts war die Mittelstrecke abwärts Mainz so vollständig mit Zöllen und Lizenten blockiert, daß die Schiffahrt auf ihr fast gänzlich zum Erliegen kam. Die Waren, welche früher den Rheinweg genommen hatten, suchten schon seit dem 14. Jahrhundert die Umgehungsstraßen auf, und die Straßen auf dem rechten Ufer gingen von Frankfurt aus.

Die Verschüttung der Rheinstraße traf in ihrer Wirkung zusammen mit allgemeinen Verlagerungen des Handels. In diesen spiegelt sich besonders deutlich die gedachte Ostbewegung unserer Geschichte. Hier greift sie sogar über Deutschland hinaus in europäische Zusammenhänge. Das mittelalterliche Handelsgebiet, das von Italien bis England reichte, hatte das Rheintal, wenn nicht als Achse, so doch als wichtige Längsverbindung enthalten. Das Hauptgewicht war dabei dem linken, inneren Ufer zugekommen. Frankfurt hatte etwas abseits gelegen. Je weiter aber die Hanse den Osten für den Handel aufschloß, umso mehr rückte Frankfurt in die Mittellinie. Es konnte jedenfalls mehr Wegerichtungen als Treffpunkt dienen, wie das nunmehr exzentrisch gewordene Mainz. Das ist der

Hauptgrund für das Aufblühen der Frankfurter Messen seit dem 13. Jahrhundert.

Auch die große Wandlung der Welthandelsstraßen seit dem Ausgange des Mittelalters kam Frankfurt zugute. Denn indem Europa sein Gesicht allmählich vom Mittelmeer abwandte und dem Atlantischen Ozean zukehrte, indem London und Amsterdam statt Brügge und Antwerpen emporkamen, wurde der Weg vom Oberrhein nach Hamburg wichtiger als der nach Köln.

Wenn Mainz derart schon auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens unter dem Drucke eines Schicksals zu stehen schien, das übermächtig seine Entwicklung unterband, so wurde es noch unmittelbarer durch andere Auswirkungen derselben Grundursache getroffen. Mainz geriet unter den Druck des feindlichen Auslandes.

Die zerrissene Territorialwelt Westdeutschlands konnte das Vordringen der französischen Macht nicht aufhalten, sobald diese zum Angriff ansetzte. Mainz bekam das in besonderer Weise zu spüren. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ist es vor der herannahenden Gefahr in eine Festung verwandelt worden. Als solche verteidigte es nicht nur sich selbst und den Mainzer Kurstaat. Gegen einen westlichen Feind muß die Verteidigung Deutschlands auf dem linken Rheinufer geführt werden. Wer immer aber von Westen her Deutschland unterwerfen will, wird den Schlüsselpunkt Mainz in seine Hände zu bekommen trachten. Daher entbrannte der Kampf um die Stadt beim Vorstoß der Heere Ludwigs XIV. wie der Revolution und Mainz wurde zum Bollwerk für ganz Deutschland. Im 18. Jahrhundert sind denn auch Reichsmittel für seine Festungsanlagen aufgewandt worden, und als nach dem 7jährigen Kriege der Kurfürst daran dachte, sie zu schleifen, hat dem u. a. das Reichsinteresse entgegengewirkt. Drei schwere Belagerungen, 1689, 1793 und 1795, hat die Stadt derart erdulden müssen, die große Brände im Gefolge hatten. Erst wenn Mainz gefallen, wurde Frankfurt umkämpft, ohne jemals gleich hart davon mitgenommen zu werden.

Am Ende blieb Mainz in den Händen der Franzosen, welche sich zum Herren des ganzen linken Rheinufers gemacht hatten, dem in Gestalt der Vasallenstaaten eine Schutzzone vorgelagert war. Damit war die Situation der Römerzeit wiedergekehrt

Man ist sich auch in Mainz der neuen Lage sehr wohl bewußt geworden und hat große Hoffnungen geschöpft, daß die geprüfte Stadt Segen daraus ernten werde. Man glaubte, das merkantile Ausfallstor des Westens werden zu können.

Diese Hoffnungen sind nicht in Erfüllung gegangen, und gewiß nicht nur deshalb nicht, weil die Zeit zu kurz war, in welcher diese Situation anhielt. Vielmehr ist eine ganze Reihe von Gründen zu erkennen, welche in dem System der französischen Eroberer lagen. Ihr Zentralismus tat an sich wenig, die Provinzstädte zu entwickeln. Ihr Nationalinteresse ließ sie die deutschen Landschaften nur als Appendix des Reiches ansehen. Ihr Protektionismus türmte am Rheinufer eine hohe Zollmauer auf, welche das einheitliche Wirtschaftsgebiet des Rheintales entzweischnitt. Ihr Eroberungsdrang betrachtete Mainz im besonderen als das Einfallstor nach Deutschland und gab ihm einen ausgesprochen militärischen Charakter, welcher die bürgerlichen Interessen in den Hintergrund drängte.

Die Befreiung von der Franzosenherrschaft kehrte die rheinischen Verhältnisse zum anderen Male völlig um. Unsere Städte im besonderen, fassen wir als erstes wieder ihre politische Lage ins Auge, traten zunächst in den alten Zustand zurück: Frankfurt erhielt seine städtische Freiheit wieder, Mainz wurde von neuem einem Kleinstaat eingereiht. Die Stadtfreiheit sollte freilich in der anbrechenden neuen Zeit keinen erheblichen Vorsprung vor der Landsässigkeit bedeuten. Am Ende drohte sie in Isolierung umzuschlagen. Erst wenn Frankfurt sie verliert, wird es wieder vor Mainz bevorzugt sein; denn es wird dafür die Hilfe eines Großstaates eintauschen, der auf den verschiedensten Gebieten unmittelbar reichste Kräfte dahin zu werfen vermag.

Eine neue Zeit stand in der Tat vor der Tür. Die einsetzende moderne Wirtschaftsentwicklung und Bevölkerungsvermehrung leiteten eine nie geahnte Ausdehnung der Städte ein. Des unnötig gewordenen Mauerschutzes befreit, werden diese allenthalben über ihre alten Grenzen überquellen. Nur Mainz hat den spanischen Kragen seiner Festungswerke nicht ablegen dürfen. Denn seine Funktion als Bollwerk gegen Westen war wieder in Kraft getreten. Es wurde Bundesfestung. Der Festungscharakter aber sollte im Fortschreiten der Entwicklung des 19. Jahrhunderts immer schärfer als einschnürende Fessel wirksam werden.

Mainz trug hier die Last für ganz Deutschland, wie für einen großen Staat, ohne doch den Auftrieb zu verspüren, welche ein solcher zu geben vermag.

Eine andere, ganz besonders wichtige Vorbedingung für die neuzeitliche Expansion haben dagegen die beiden Städte fast gleichen Schrittes erlangt. Es liegt in der Besonderheit unserer politischen Entwicklung begründet, daß die großstaatliche Funktion auf einzelnen Sachgebieten früher erreicht worden ist, wie auf anderen. Den Anschluß an ein großes Wirtschaftsgebiet, den Vorteil des großen inneren Marktes bot schon der Zollverein dar. Mainz hat in ihm 1828, Frankfurt 1836 Aufnahme gefunden.

Wenn hier die Rheinstadt nur einen ganz kleinen, bald einzuholenden Vorsprung gewann, so winkte ihr ein großer, ja ein rechtes Entgelt für so mannigfache Benachteiligung schon unmittelbar nach der Vertreibung der Franzosen, indem ihr die Lebensader ihrer natürlichen großen Verkehrsstraße wiedergegeben wurde, welche solange verrammelt und stillgelegt gewesen war. Die Aufhebung der Zollgrenzen auf den Ufern des Rheines stellte die Einheit des Wirtschaftsgebietes wieder her, das diese ohne künstlichen Eingriff immer bilden werden. Die in den Wiener Kongreßakten ausgesprochene Freiheit der Schiffahrt bedurfte zwar zur vollen Durchsetzung noch einiger Zeit, ist aber doch bis 1831 erreicht worden. Mainz verlor dabei sein bis dahin festgehaltenes Stapelrecht. Aber den großen Verkehr hatte ihm dieses nie zugeführt. Nun wurde die Stadt in den freien Wettbewerb der wirtschaftlichen Kräfte gestellt, der sich auch am Rhein als die eine Voraussetzung des neuen lebhaften Aufschwunges erweisen sollte. Jene andere aber, die maschinentechnische Ausgestaltung des Verkehrswesens, hatte inzwischen auch schon begonnen. Als 1825 der erste Dampfer für regelmäßige Fahrt von Köln her in Mainz anlegte, schien für die alte Bischofsstadt in der Tat eine neue Periode wirtschaftlichen Aufstieges angebrochen. Als der Endstation für die großen dampfbewegten Schiffsgefäße in Oberdeutschland war ihm ein entschiedener Vorteil vor der Rivalin am Main gesichert.

Diese Aussichten, die sich am Beginn des dritten Dezenniums eröffneten, sind jedoch keineswegs in dem zu erwartenden Ausmaße in Erfüllung gegangen. Nicht so sehr, weil Frankfurt es im Laufe des späteren Jahrhunderts verstanden hat — aufs

stärkste unterstützt von dem großen Staate, dem es einverleibt worden war — den Anschluß an die Großschiffahrt auf dem Rhein zu gewinnen und seinen großzügig ausgebauten Hafen zu einem Rheinhafen zu machen, sondern vor allem, weil am Rheine selbst ein anderer Wettbewerber auf den Plan getreten ist. Nicht Mainz, sondern Mannheim, das noch um 1820 an seiner Zukunft verzweifeln zu müssen glaubte, ist der Endpunkt des großen Wassertransportes für Oberdeutschland geworden. Somit trat kein Umschwung der Gewichtsverteilung zwischen Mainz und Frankfurt zugunsten des ersteren ein. Die übrigen allgemeinen Bedingungen ihrer Rivalität aber blieben bei aller Umgestaltung der Lebensformen relativ gleich oder sie neigten sich eher auf die Seite Frankfurts, wie ich zum Teil schon andeutete. Der Abstand zwischen den beiden Städten verringerte sich daher nicht, er akzentuierte sich in dem Tempo der neuen Zeit nur noch schärfer.

Indem aber ein dritter Hauptpunkt im Rhein-Maingebiet auftaucht, wird es unmöglich, unsern auf zwei abgestellten Vergleich in der bisher eingehaltenen Weise weiterzuführen. Ich breche daher ab. Doch sei es erlaubt, die Grundlinie des angeschnittenen Problems mit wenigen Strichen bis in die jüngste Zeit zu verfolgen, um seine Abwandlung in deren besonderer Lage zu kennzeichnen.

Von neuem sind bis vor wenigen Monaten die Rheinlande von einer westlichen Macht überschattet worden. Die Situation war wiedergekehrt, welche wir auf dem Gange von der Römerzeit her zu mehreren Malen antrafen und bald als fördernd, bald als hindernd für die Städteschicksale erkannten. Diesmal wirkte die gleiche Grundbedingung, da sie durch eine bloß militärische Besetzung dargestellt wurde, noch einseitiger wie selbst in der napoleonischen Periode, rein und nackt als Lebenshemmung und Druck. Dieser Druck aber lastete wiederum ungleich schwerer auf Mainz. Auch Frankfurt hat etwas davon zu spüren bekommen, ganz kurz durch kriegerischen Vorstoß, dauernd durch die Zerreißung vieler wirtschaftlicher Verbindungen. Mainz indessen hatte ihn ununterbrochen und im ganzen Umfange auszuhalten. Frankfurt war sogar imstande, als Ausfallstor des inneren Deutschlands gegen das besetzte Gebiet aus der Grenzlage Nutzen zu ziehen. Der einzige Gewinn,

den die neue Zeit Mainz gebracht, die Befreiung von der solange mitgeschleppten Fessel der Festungswerke, fiel der Stadt in einer Lage zu, die in keiner Weise seine Auswertung gestattete.

Der Vorrang von Frankfurt war aus den Gründen, deren vorzüglichste ich herauszustellen suchte, schon lange entschieden. Man muß die Leistung der Stadt bewundern, welche ihre Gelegenheiten so auszunützen verstanden hat, wie ihre großartige Entwicklung zeigt. Gerade die Besatzungszeit hat indessen recht eindringlich in die Erinnerung gerufen, daß das Zurückbleiben von Mainz durch ein lastendes Schicksal bedingt worden ist. Unter den Gründen, welche die Entwicklung der Rheinstadt gehemmt haben, steht nicht an letzter Stelle die Leistung, welche sie für ganz Deutschland auf sich nehmen mußte.

Zu Seite 538: H. Schrohe und W. Diepenbach in Mainz bin ich dankbar, daß sie mir in mündlicher Aussprache diese in ihren verschiedenen kleinen Schriften ausgesprochene Ansicht über die Anstöße bestätigt haben, welche für den Umschwung in der Entwicklung von Mainz entscheidend geworden sind.

Bismarck und Braunschweig im Jahre 1866.

Von

Erich Rosendahl.

Eine Erwiderung.

In seinem auf gründlichster Durcharbeitung des Aktenmaterials und der übertragenen Quellen beruhenden Aufsatze „Braunschweig im Jahre 1866" in Heft 1 und 2 des vorliegenden Jahrganges dieser Zeitschrift erweist Karl Lange mir die Ehre, meiner Geschichte Niedersachsens Erwähnung zu tun. Freilich in wenig wohlwollender Weise. Er findet (S. 81) meine Bemerkung: „Aus ganz sicherer Quelle kann ich mitteilen, daß Bismarck in Wut geriet, als feststand, daß Anhalt und Braunschweig nicht mit Österreich gehen würden", einer historischen Arbeit unwürdig, „wenn nicht die Quelle zugleich angegeben wird", und meint, daß Bismarck einen Gegner, den er verderben wollte, nicht würde haben warnen lassen, und daß überhaupt die gesamte Politik Bismarcks gegenüber den norddeutschen Kleinstaaten meiner These, als habe er auf die Möglichkeit einer Okkupation und Annexion Braunschweigs gerechnet, widerspreche. Es sei mir zunächst gestattet, auf diese Punkte einzugehen. Auf weiter unten (S. 92) gegen mich gerichtete Ausführungen Langes möchte ich besonders zurückkommen.

Als Sproß einer alten braunschweigischen Juristenfamilie, der schon als Schüler mittlerer Gymnasialklassen ein leidenschaftliches Interesse für Politik und Geschichte hatte, glaube ich nicht nur mit den Stimmungen und Strömungen meines Heimatlandes gut vertraut zu sein, sondern auch manches gehört zu haben, was wohl nicht ohne weiteres Jedermann zugänglich war. Wie weit auch heutigen Tages in Braunschweig noch die Tradition verbreitet ist, daß Bismarck gar zu gern Braunschweig annektiert hätte, tritt auch in einem „Dr. R." gezeichneten Aufsatze „Die früheren Aspirationen Preußens auf Braunschweig"

zutage, den die Braunschweigische Staatszeitung in ihrer Nummer 35 vom 11. Februar dieses Jahres veröffentlichte. Dort heißt es: „Bismarck soll sehr ungehalten gewesen sein, daß die braunschweigische Regierung, die Minister v. Campe, W. Schultz und v. Liebe, so staatsklug waren, nicht mit Österreich zu gehen." Nun bin ich mit Lange ganz gewiß der Meinung, daß ein auch noch so weit verbreitetes Gerücht noch längst keine maßgebliche Quelle für den ernsten Historiker ist. Aber daß dieses Gerücht in Braunschweig nicht etwa nur auf Straßen und Gassen umlief, sondern auch von hochstehenden Beamten als eine feststehende Tatsache besprochen wurde, gibt doch immerhin etwas zu denken. Meine besondere Quelle ist mein Oheim, der weil. Kreisgerichtsdirektor Friedrich Rosenthal in Wolfenbüttel. Damals in der Mitte der Siebziger stehend und jedes Wort sorgsam auf die Waagschale legend, sprach er, in Kenntnis meiner geschichtlichen und politischen Neigungen, mit mir gern über derartige Dinge. Davon ausgehend, daß er in Göttingen nicht nur juristische Vorlesungen gehört, sondern mit Andacht auch zu den Füßen des großen Historikers Arnold Heeren gesessen habe, von dem er mit wahrer Begeisterung sprach, kam er dann in der Regel auf die zeitgeschichtlichen Ereignisse und besonders auf das Jahr 1866, dessen revolutionäre Begebenheiten ja damals — etwa 1880 — noch frisch nachzitterten. Da hat er, der ernste Mann, es denn wiederholt mit sehr ernstem Gesichte ausgesprochen, ein wie großes Glück es für Braunschweig gewesen sei, den Herzog von seiner ursprünglichen Absicht, mit Österreich zu gehen, zurückzuhalten, denn Bismarck habe nur darauf gewartet, die Hand auch auf Braunschweig zu legen. Das wisse er aus unanfechtbarer Quelle, setzte er dann allemal hinzu. Wo diese Quelle zu suchen war, sagte er leider nicht. Aber daß er in seiner angesehenen Stellung ausgezeichnete Beziehungen hatte, weiß ich ebenso wie daß er, um nur das zu erwähnen, auf den Schlössern in Stolberg und Wernigerode ein stets gern gesehener Gast war und auch häufig von dort Besuch empfing; hatte ihn doch einst eine Reichsgräfin von Stolberg über die Taufe gehalten. Ausschlaggebend für mich aber ist, daß er alles andere eher war als ein Schwätzer. Und noch ein anderes. Herzog Wilhelm trug schwer daran, daß nach dem deutsch-französischen Kriege sein 92. Infanterieregiment nicht in die Heimat zurück-

kehren durfte, sondern nach Pfalzburg und Zabern und später nach Metz verlegt wurde. Das war eine preußische Repressalie dafür, daß der Herzog sich beharrlich weigerte, die von Preußen gewünschte Militärkonvention abzuschließen. Wenn nun die Offiziere des Regiments, damals durchweg geborene Braunschweiger, auf Urlaub in die Heimat kamen, so verstand es sich von selbst, daß sie sich unverzüglich im Schlosse einschrieben. Dann wurden sie allemal, oft zu wiederholten Malen, vom Herzog zur Tafel gezogen. In dieser Gesellschaft fühlte sich der einsame Fürst, der mir in seiner ungewollten, aber durch die Verhältnisse[1] bedingten Ehelosigkeit immer als eine tragische Person erschienen ist, ganz besonders wohl. Er gab seiner Freude Ausdruck, einmal wieder Vertreter seines geliebten Regiments bei sich zu sehen. Dann aber schlug seine Stimmung um, und er führte bewegliche Klage über die schlechte Behandlung des Regiments durch Preußen. Dabei entfloh dann manches Wort dem Zaune seiner Zähne, das er anderen Kreisen gegenüber fraglos im Busen bewahrt hätte. Übereinstimmend ist mir von mehreren alten braunschweigischen Offizieren, unter denen sich übrigens auch ein naher Verwandter, ein Bruder meiner Mutter, befand, versichert worden, daß die Worte des Herzogs zuweilen gar keine andere Deutung zugelassen hätten, als daß Preußen es nicht verschmerzen könne, daß es 1866 die Hand nicht habe auch auf Braunschweig legen dürfen. Daß Herzog Wilhelm in beständiger Sorge vor Preußen lebte, wird ja sattsam bewiesen allein schon durch die Tatsache, daß er seine schlesischen Allodialgüter aus der Erbschaft an den Herzog von Cumberland ausnahm, um sie gegen eine preußische Beschlagnahmung sicherzustellen. Den Tag aber, an dem endlich nach manchem vergeblichen Bemühen das sogenannte Regentschaftsgesetz zustande gekommen war, bezeichnete er als den glücklichsten seines Lebens. Das alles sieht wahrlich nicht danach aus, als hätte Herzog Wilhelm eine preußische Annexion des Herzogtums Braunschweig nicht gefürchtet.

Tatsächlich hätte nach allem, was ziemlich unmittelbar vorhergegangen war, 1866 eine sehr plötzliche Wandlung eingetreten

[1] Es ist nie die Frage entschieden worden, ob im Falle einer legitimen Vermählung beider Brüder die männliche Nachkommenschaft Wilhelms oder seines vertriebenen Bruders Karl sukzedieren sollte.

sein müssen, wenn Bismarck keine Gelüste auf Braunschweig mehr gehabt hätte. Lange meint, daß Bismarck einen Gegner, den er verderben wollte, nicht vorher hätte warnen lassen. Ich bin gegenteiliger Meinung. Bismarck fühlte sich 1866 seiner Sache sicher. Hätte er das nicht getan, so hätte er den Augenblick zur „Lösung der deutschen Frage" sicherlich noch hinausgeschoben. Er wußte aber auch, daß die überwiegende Mehrheit in Deutschland nicht an dem Siege Österreichs zweifelte und rechnete dazu auch den Herzog Wilhelm. Daher glaubte er auch annehmen zu dürfen, daß seine Warnung, woran tatsächlich nicht viel fehlte, braunschweigischerseits in den Wind geschlagen werden würde. Konnte er dann aber ein gewarntes Braunschweig annektieren, so bedeutete das der Welt gegenüber ohne Frage eine bedeutende Stärkung des „Rechtstitels" der Erwerbung. Dann widerspricht nach Langes Meinung meiner „These", als habe Bismarck auf die Annexion Braunschweigs gerechnet, die gesamte Politik Bismarcks gegenüber den norddeutschen Kleinstaaten. Auf diesen Punkt möchte ich etwas näher eingehen. Selbstverständlich ist mir die Pflege, die der Altreichskanzler den Kleinstaaten zuteil werden ließ, bekannt. Diese Pflege erregte ja einiges Aufsehen, so daß, wie wir aus Bismarcks eigenem Munde wissen, Karikaturen erschienen, und offen gegen ihn den Vorwurf erhoben wurde, er habe früher anders gedacht. Gegen solche Vorwürfe hat Bismarck sich im August 1893 den ihm huldigenden Thüringern[1] gegenüber verteidigt und damals den Satz geprägt: „Wir müssen unsere Kleinstaaten, mit denen wir leben, schonen und erhalten, wir müssen sie heranziehen zu gemeinsamem Werke usw." Wenn aber Jemand nach dem Warum fragen wollte, so fände er die Antwort in der Rede an die Lipper[2], die im Monate zuvor nach Friedrichsruh gekommen waren. Zu ihnen sagte Bismarck: „Das Fürstentum Lippe gehört ja zu den kleinen Bundesstaaten des Reiches, aber ich möchte Sie doch bitten, die Tatsache seiner Zugehörigkeit, seine Stellung zum Reiche ebensowenig zu unterschätzen, als ich die Stellung der Kleinstaaten und ihren Nutzen für den nationalen Gedanken unterschätzt habe. Ich kann meinen Gedanken dahin ausdrücken, daß zwischen wenigen mittelgroßen

[1] Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung V, 109ff.

[2] Ebenda, 79ff.

Staaten schwerer als bei den 25 jetzt bestehenden, unter denen 17, 18 von der Größe sind, daß sie nur eine Stimme im Bundesrate haben, Einigkeit zu erzielen und zu behaupten sein würde. Sie bilden gewissermaßen den Mörtel zwischen den Quadern; hätten wir nur Staaten von der Größe wie Sachsen und Bayern, so würde die heutige Verfassung schwerer anzuwenden sein." Schon diese Sprache ist deutlich. Der Fürst wurde aber noch deutlicher, als er fortfuhr: „Ich weiß nicht, ob Sie in Ihrem Lande sich die Privilegien, welche die Reichsverfassung den kleineren Staaten verleiht, vergegenwärtigt haben; wenn nicht, so erwarte ich es von der Zukunft. Es wäre ein großes Privilegium, wenn Ihr Fürst einen Reichstagsabgeordneten zu entsenden hätte. Er hat aber, was als viel schwerwiegender zu veranschlagen ist, ein Mitglied zum Bundesrate zu ernennen. Dies ist der 58. Teil des Gesetzgebung, während die Ernennung eines Reichstagsabgeordneten nur den 397. Teil an der Gesetzgebungskörperschaft bedeuten würde." Und für diejenigen, die auch jetzt noch nicht verstanden hatten, worauf er hinaus wollte, führte Bismarck an späterer Stelle seiner Rede aus: „Die Bundesstaaten, die nur eine Stimme im Bundesrate führen, sind 17, und wenn ich die Hansestädte, die im Vergleich zu den anderen eigenartig sind, abziehe, so sind es 14. Und 14 Stimmen im Bundesrate sind eine gewichtige Stimmenzahl, wenn sie zusammenhalten. 14 Stimmen zu den preußischen geben Preußen immer die Majorität; die übrigen nach Abzug der preußischen betragen 24. Der Bundesrat ist also gewissermaßen in drei Kategorien geteilt, erstens in die kleinen Staaten mit je einer Stimme, Preußen mit 17 Stimmen und die Mittelstaaten mit 24 Stimmen. Welches Gewicht liegt also in den kleinen Staaten, und ich wundere mich, daß sich in ihnen allen kein Politiker fand, der sich dasselbe zunutzen gemacht hätte." Weniger als je hat Bismarck nach seiner Entlassung, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, aus seinem Herzen eine Mördergrube gemacht. Deutlicher als hier konnte er es unmöglich aussprechen, warum er sich die Pflege der Kleinstaaten angelegen sein ließ: sie waren für Preußen eine willkommene Hilfe gegen die Mittelstaaten, seinen Willen durchzusetzen. Lediglich Staaten gegenüber wie Bayern würde die Verfassung schwerer anzuwenden gewesen sein, wie Bismarck selbst aussprach. Aber alles mit

Unterschied. Dürfen wir alle diese Worte ohne weiteres auch auf Braunschweig beziehen?

Alles was Bismarck mit obigen Worten für die Zeit seiner Kanzlerschaft sagt, dürfen wir auch auf die Zeit des Bundes anwenden. Lange sagt (S. 92): „Was man vorläufig erreichen konnte und wollte, war die Abberufung der Vertreter der Kleinstaaten am Bunde, um den Bund zu sprengen und so die moralische Position Preußens zu stärken.“ Also dieselben Gründe zur Begünstigung der Kleinstaaten hier wie dort. Aber, wie gesagt, alles mit Unterschied. Dürfen wir, was für Thüringen und Lippe galt, ohne weiteres auf Braunschweig anwenden? Thüringen und Lippe lagen für Preußen geographisch nicht unbequem, drängten sich nicht in preußisches Gebiet. Wie aber war es mit Braunschweig? Das Stellen dieser Frage fordert geradezu eine Vorfrage heraus: warum wurde Hannover annektiert? Auch darüber hat sich Bismarck nach seiner Entlassung mit aller nur wünschenswerten Offenheit den ihm besuchenden Leipzigern gegenüber geäußert[1]. Er sagte, Preußen habe die Wahl gehabt, Sachsen oder Hannover zu annektieren. Er hob zunächst hervor, daß die Welfen nicht so zuverlässig gewesen seien wie der König von Sachsen, um dann aber fortzufahren: „Aber schließlich brauchten wir Hannover dringender, weil es ja in Preußen liegt.“ Auch bei diesen Worten hat Bismarck aus seinem Herzen wahrlich keine Mördergrube gemacht: das eben, daß Hannover in Preußen lag, war es, warum Preußen schon seit langen Zeiten ein Auge auf Hannover geworfen hatte.

Schon König Friedrich I. hatte, wie man bei Ranke nachlesen kann, seinem Schwager, dem Kurfürsten Georg Ludewig, ein Tauschprojekt vorgeschlagen, um in den Besitz des Hannoverlandes zu gelangen, war aber von diesem zurückgewiesen worden. Friedrich der Große hatte erklärt[2], daß Preußen auf Hannover keine Rechte und Ansprüche habe, und er daher gar nicht daran denke, einen Anschlag gegen Hannover im Schilde zu führen. Dadurch hatte er seinen Oheim Georg II. August, der immer zuerst sein deutsches Stammland im Auge hatte, auch wo es nach Münchhausens Worten um das Wohl und Wehe

[1] Penzler III, 120ff.

[2] In den Briefen an Herzog Karl I. von Brauschweig vom 13. Oktober 1755.

von Europa ging, zum Abschlusse des Vertrages von Westminster veranlaßt. Aber unter Friedrich Wilhelm III. war es zu einer zweimaligen preußischen Besetzung des Kurfürstentums Hannover gekommen, und den Tag von Reichenbach, an dem sie ihren endgültigen Verzicht auf Hannover aussprechen mußten, dürfen wir unbedenklich als einen der schwersten Tage im Leben Friedrich Wilhelms III. und Hardenbergs bezeichnen. Allerdings hatte, wie Bismarck in einem Gespräche mit dem Rechtsanwalt Blum[1] äußerte, König Wilhelm anfangs nur den nördlichen Teil von Hannover und dazu etwa die Hälfte von Sachsen und Kurhessen nehmen wollen, aber dann hatte man sich doch für das ganze Hannover entschieden und hatte damit ein jahrhundertelanges Sehnsuchtsziel preußischer Politik erreicht. Und wie war es mit Braunschweig? Lange selbst sagt (S. 92): „Die These Rosendahls, als sei Bismarck ein eventueller Widerstand Braunschweigs erwünscht gewesen, um es dann annektieren zu können, findet in dem weiteren Verhalten Bismarcks gegenüber Braunschweig eine Widerlegung. Man hat damals in Preußen daran gedacht, daß früher oder später Braunschweig doch an Preußen fallen würde. Bei der Erörterung der Frage, in welchem Umfange Preußen nach einem siegreichen Feldzuge Annexionen fordern könne, wurde nämlich zeitweise erwogen, eine ‚Anerkennung unserer Sukzessionsansprüche auf Braunschweig' durch Hannover aussprechen zu lassen oder ‚von Hannover Ostfriesland und die dereinstige Thronfolge in Braunschweig' zu fordern." Aus diesen Worten Langes geht sattsam das große Interesse Preußens an dem Besitze Braunschweigs hervor. Ich hätte gewünscht, daß er auf die von ihm angedeuteten Verhältnisse näher eingegangen wäre, und mache zur Stützung meines eigenen Standpunktes folgende Ausführungen. Gegen Ende des Jahres 1860 war es, als plötzlich in der der damaligen preußischen Regierung nahestehenden Presse die braunschweigische Thronfolgefrage angeschnitten wurde, ohne daß jemand eigentlich wußte, wieso und warum. Der Zweck der Übung wurde jedoch bald offenbar. Denn im Januar 1861 erschien in Berlin in dem angesehenen Springerschen Verlage eine Schrift unter dem Aufsehen erregenden Titel: „Die Regierungsfolge im Her-

[1] Penzler IV, 198ff.

zogtum Braunschweig nach Erlöschen des Braunschweig-Wolfenbüttelschen Fürstenhauses." In dieser Schrift sucht der anonyme Verfasser zu beweisen, daß im Falle des Ablebens des Herzogs Wilhelm der Anfall des Herzogtums an Hannover ein großes Unglück für das Land sein würde und daher nur der Anschluß an Preußen übrig bleibe.

Natürlich mußte der anonyme Verfasser auch den Nachweis zu führen versuchen, daß Preußen auch wirklich Ansprüche auf Braunschweig machen könne, ihm bei einer Angliederung der Rechtstitel nicht fehle. Und er versuchte diesen Nachweis auch wirklich. Napoleon, so argumentierte er, sei völlig im Rechte gewesen, daß er den Herzog Friedrich Wilhelm nicht in den Frieden von 1809 habe aufnehmen wollen. Denn dessen Land sei politisch untergegangen. Auch hätten die Kontinentalmächte die Einverleibung des Herzogtums in das Königreich Westfalen ausdrücklich anerkannt. In dem Traktate von Kalisch vom 28. Februar 1813 aber habe Rußland an Preußen das ganze, freilich erst zu erobernde nördliche Deutschland mit alleiniger Ausnahme der hannoverschen Lande überlassen. Beide vertragschließenden Teile hätten das Herzogtum Braunschweig für ein vakantes Land angesehen, und der Herzog hätte es also nur auf Grund einer neuen Konstituierung und Verleihung erworben. Dadurch waren alle älteren Erbrechte und Verleihungen, falls sie nicht ausdrücklich wiederhergestellt wären, für erloschen zu erachten.

Da diese Behauptungen so absurd waren, daß es wirklich als ausgeschlossen erscheinen mußte, daß die preußische Regierung etwas damit zu tun haben könnte, so legte man der Schrift auf hannoverscher und braunschweigischer Seite zunächst nicht die geringste Bedeutung bei. Bis sich etwas ereignete, was allerdings aufhorchen machen mußte. Am 23. März 1861 lief in Hannover eine vertrauliche Depesche des hannoverschen Gesandten in Berlin, v. Reitzenstein, ein, worin er von einem merkwürdigen Gespräche berichtete, das er mit dem Regierungspräsidenten v. Schleinitz gehabt hatte. In diesem Gespräche hatte es sich um die erwähnte Schrift gedreht. Zwar hatte Schleinitz zugegeben, daß die Rechtsausführungen der Broschüre schwach seien, aber er hatte dann ausgeführt, es dürfe doch nicht übersehen werden, daß im Herzogtume größere

Sympathieen für den Anschluß an Preußen als für den an Hannover vorhanden seien. Für diese Behauptung den Beweis der Wahrheit anzutreten, würde Herrn v. Schleinitz allerdings sehr schwer gefallen sein. Daher hielt er es für notwendig hinzuzusetzen, daß doch für Preußen eine direkte Verbindung seiner beiden getrennten Landesteile dringend wünschenswert sei. Vielleicht, so fügte er hinzu, ließe sich diese Verbindung durch einen Austausch erreichen. Austausch! Da war der Gedanke aus König Friedrichs I. Zeit wieder lebendig geworden. Aber bei König Georg V. fiel er ebensowenig auf fruchtbaren Boden wie einst bei dessen Ahn Georg Ludewig. Gott möge sein Haus zu allen Zeiten vor einem Mitgliede bewahren, das solchen Verrat zu begehen im Stande wäre, rief er aus. Damit hielt er die Angelegenheit für erledigt. Für Preußen war sie das noch lange nicht. In schneller Folge erschienen noch mehrere Schriften, die sich mit der Frage eines preußischen Erwerbs Braunschweigs beschäftigten. In der einen wurde die Blindheit des Königs von Hannover als Hinderungsgrund für die Erbfolge in Braunschweig angeführt, obgleich diese Angelegenheit längst endgültig geregelt war. In einer anderen Schrift wurde auf die unebenbürtige Eleonore d'Olbreuse verwiesen als auf eine Ahnin Georgs V., ohne daß der leichtfertige Schreiber bedachte, daß sie ebensosehr zum Stammbaume der Hohenzollern gehörte durch ihre Enkelin Sophia Dorothea, die Gemahlin Friedrich Wilhelms I. Mit einem Worte: in Preußen kam die Angelegenheit nicht zur Ruhe, im Gegenteil wurde es offenbar, daß die preußische Regierung doch irgendwie mit der oben erwähnten Broschüre in Verbindung stand. Denn im Anfang Mai 1861 traf wieder eine vertrauliche Depesche Reitzensteins in Hannover ein, worin mitgeteilt wurde, daß der Minister v. Auerswald dem Könige Wilhelm in einer ausführlichen Denkschrift die Notwendigkeit dargelegt habe, Hannover keinesfalls zur dritten Großmacht in Deutschland werden zu lassen. B e s o n d e r s d ü r f e H a n n o v e r d u r c h e i n e n E r w e r b B r a u n s c h w e i g s k e i n s e f a l l s e i n e n S c h r i t t w e i t e r i n d a s H e r z D e u t s c h l a n d s t u n. Einen solchen Erwerb dürfe Preußen auf keinen Fall zulassen. Um ihn zu verhindern, so war vorzuschlagen Auerswald schamlos genug, solle man das Braunschweiger Land durch Emissäre bearbeiten lassen, um Unruhen zu erregen und die Dinge möglichst zu einer allgemeinen

Abstimmung zu treiben. Aber König Wilhelm war damals, im Anfange der sechziger Jahre, für solche Pläne noch nicht reif. Den dereinstigen Besitz von Braunschweig freilich hätte er sich schon damals gern gesichert. Aber er wollte, es zu erwerben, den Rechtsweg nicht verlassen. Eine alte Urkunde im Geheimen Staatsarchiv mußte herhalten. Darin handelte es sich um eine Lehnsexpectanz, die Kaiser Maximilian II. dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg zwar nicht auf das Fürstentum Wolfenbüttel, aber auf Grubenhagen erteilt hatte. Ein Doktor der Philosophie und beider Rechte namens Otto Bohlmann erhielt den offiziellen Auftrag, aus dieser Urkunde dem Publikum die Sukzessionsberechtigung der Hohenzollern in Braunschweig klipp und klar darzutun. Bohlmann gab sich dazu her, den Auftrag auszuführen. Unter dem Titel: „Denkschrift über die prioritätischen Ansprüche Preußens an das Herzogtum Braunschweig“ erschien eine Schrift in der hochangesehenen Hofbuchhandlung von Mittler und Sohn in Berlin. Dem Regierungspräsidenten v. Schleinitz war sie gewidmet. Bohlmanns Ausführungen sind wahrhaft haarsträubend. Schon bei seiner ersten Behauptung, daß im Welfenhause die weibliche Erbfolge ohne weiteres rechtens sei, während doch die Frauen erst nach Erlöschen des ganzen Mannesstammes des Gesamthauses sukzessionsberechtigt waren, konnte man im Zweifel sein, ob man es nur mit einer krassen Unkenntnis oder einer frechen Fälschung des Verfassers zu tun hatte. Das Tollste war der Vorschlag, Preußen solle Braunschweig zwar nicht mit Gewalt nehmen, aber im Wege des Tausches erwerben. Das Tauschobjekt sollte Grubenhagen sein, das Preußen Hannover für die Abtretung von Braunschweig überlassen wollte. Man sollte meinen, daß deutlicher die Ziele der auf den Erwerb Braunschweigs gerichteten preußischen Politik nicht verraten werden konnten. Daß man solche Ausführungen im Schoße der preußischen Regierung nicht nur ernst nahm, sondern sie geradezu veranlaßt hatte, beweist doch wohl sattsam, wie sehr der Gedanke, Braunschweig um jeden Preis zu erwerben, den führenden Männern in Berlin in Fleisch und Blut übergegangen war. Die Antwort, die von hannoverscher und braunschweigischer Seite auf diese Aspirationen erteilt wurde, war der Erbvertrag vom 3. März 1863. Dieser Erbvertrag machte es für Preußen notwendig, bezüglich Braunschweigs

von neuem mit Hannover in Verhandlungen zu treten, solange 1866 die Absicht bestand, wenigstens ein verkleinertes Hannover als selbständiges Königreich bestehen zu lassen. Lange hat daher vollständig recht mit dem, was er auf S. 92 sagt. Wie aber wurde die Sache, nachdem man sich entschlossen hatte, Sachsen unangetastet zu lassen und dafür das ganze Hannover und Kurhessen zu nehmen? Waren damit die Absichten auf Braunschweig eingesargt? Das zu glauben ist doch für Jeden, der die hier gezeigten Verhältnisse kennt, schier unmöglich. Das wäre doch völlig gegen die menschliche Natur im allgemeinen und gegen die Natur Bismarcks im besonderen gewesen. Gewiß war Bismarck ein Freund der Kleinstaaten. Aber nur, solange sie Preußen nicht im Wege waren. Das war Braunschweig in des Wortes wörtlichstem Sinne, und daß Preußen nach den Ereignissen von 1866 in dem Herzoge Wilhelm, von dem Lange selbst eine durchaus treffende Charakteristik gibt, einen sehr willigen Gefolgsmann haben würde, stand vollends nicht zu erwarten, und ist denn ja auch nicht eingetroffen. Die Schwierigkeiten, die von der Seite Kaiser Wilhelms für das Zustandekommen des Regentschaftsgesetzes gemacht wurden, und besonders die unerquicklichen Vorgänge, die sich nach des Herzogs Tode abspielten, bewiesen wahrlich klar genug, wie stark auch damals noch der preußische Erwerbswille war. Anfangs hieß es allerdings, Kaiser Wilhelm wünsche nicht die Wahl eines preußischen Prinzen zum Regenten. Man fand das verständlich und taktvoll, da ja, um Zimmermanns Ausdruck zu gebrauchen, Preußen der einzige Staat war, mit dem sich der rechtmäßige Thronfolger, der Herzog Ernst August von Cumberland und zu Braunschweig-Lüneburg, in ideellem Kriegszustande befand. Es war aber ein offenes Geheimnis in Braunschweig, daß gerade Bismarck anders dachte. Dieser wollte die Gelegenheit für Preußen, im Herzogtume Braunschweig zunächst einmal festen Fuß zu fassen, nicht vorübergehen lassen. Er hatte den Prinzen Heinrich von Preußen zum Regenten ausersehen. Aber dieser hatte keine Lust, die Stelle zu übernehmen. Aber Bismarck verlor darum Mut und Hoffnung nicht. Der braunschweigische Regentschaftsrat, dessen Mitglieder mit Ausnahme des Ministers Wirk als eifrige Parteigänger Preußens bekannt waren, kam ihm in willkommenster Weise entgegen. Er fragte bei Bismarck an,

wer ihm genehm sei, und der Kanzler antwortete, daß von allen deutschen Prinzen dem Kaiser Prinz Albrecht von Preußen der erwünschteste sei. Also hatte auch der Kaiser seine ursprüngliche Meinung schon bedeutend geändert. Oder glaubt etwa jemand, daß auf preußischer Seite die Wahl eines preußischen Prinzen nicht als der erste Schritt zu der ersehnten Verpreußung Braunschweigs angesehen sei? Wie wurde doch nach dem Tode des Prinzregenten Albrecht im Jahre 1906 die vom Herzoge von Cumberland ausgestreckte Friedenshand zurückgewiesen? Daß dann noch trotz aller gegenteiliger Bemühungen des Reichskanzlers Fürsten Bülow am 28. Mai 1907 ein nichtpreußischer Prinz zum Regenten des Herzogtums Braunschweig gewählt wurde, war eine schwere Niederlage der preußischen Politik. Doch das gehört nicht mehr hierher.

Um auf das Jahr 1866 zurückzukommen, so wußte damals die kluge Politik der braunschweigischen Minister den Abschluß des Vertrages hinauszuzögern, bis es den braunschweigischen Truppen erspart blieb, gegen deutsche Brüder fechten zu müssen. Aber lange hätte die Entscheidung sich nicht mehr hinauszögern lassen, und wäre sie gegen Preußen gefallen, d. h. hätte man auch nur den Abschluß des Bündnisses verweigert, so würde Bismarck sicherlich nicht gezögert haben, die preußische Hand auf Braunschweig zu legen. Nach seiner Warnung hätte er dann sogar etwas wie einen Rechtstitel in Händen gehabt. Als eine ebenfalls nur durch mündliche Tradition, aber darum doch gut verbürgte Tatsache kann ich noch mitteilen, daß Herzog Wilhelm, bis er das Regentschaftsgesetz unter Dach und Fach wußte, nichts so sehr gefürchtet hat, als daß Preußen nach seinem Tode wie seine Allode so auch das Herzogtum Braunschweig beschlagnahmen würde.

Noch bleibt die Frage: Warum hatte Bismarck, der doch zuzugreifen verstand, der braunschweigischen Entscheidung gegenüber solange Geduld? Vielleicht übte in dieser Sache König Wilhelm einen retardierenden Einfluß. Nicht etwa aus Gründen der Verwandtschaft mit Herzog Wilhelm — die braunschweigische Prinzessin Luise Amalia war als die Mutter König Wilhelms II. eine Stammutter König Wilhelms —, daß solche Rücksichten ihn nicht störten, bewies sein Verhalten gegen den viel näher verwandten König Georg V. Aber vielleicht wirkten doch Ge-

fühlsmomente mit, indem er sich der innigen Freundschaft erinnerte, die ihn einst in Jugendtagen mit Herzog Wilhelm verbunden hatte. Vielleicht dürfen wir in diesem Falle sogar bei Bismarck selbst solche voraussetzen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er im innersten Herzen Hochachtung empfand vor dem Fürsten, der ihn im Jahre 1867 offen gefragt hatte, was er, Bismarck, wohl getan haben würde, wenn man ihm seinen König genommen haben würde[1]. Dann kamen die Schlußworte der Rede, die Bismarck am 21. Juli 1893 besuchenden Braunschweigern hielt[2], ihm wohl wirklich aus der Überzeugung. Es ließ sich doch nicht völlig übergehen, welche Opfer das braunschweigische Herzogshaus für Preußen gebracht hatte, seit König Friedrich Wilhelm I. sein Haus dreimal mit dem Hause Bevern verschwägert hatte. Auch gehörte ja Braunschweig nicht wie Hannover zu den Bismarck lästigen Mittelstaaten. Aber auch das alles würde den Mann, der seinen eigenen Worten nach nicht über die „Zwirnsfäden der Moral" zu stolpern gedachte, nicht abgehalten haben, doch zur Annexion Braunschweigs zu schreiten, wenn die schließliche braunschweigische Entscheidung nicht nach seinen Wünschen ausgefallen wäre. Wer alle einzelnen Momente und nicht zuletzt den noch nach Herzog Wilhelms Tode hervorgetretenen preußischen Besitzwillen überprüft, für den unterliegt es keinem Zweifel, daß der preußische Politiker Bismarck im innersten Herzen nichts sehnlicher wünschte, als einen plausiblen Grund zur Annexion Braunschweigs zu bekommen. Eine andere Stellungsnahme wäre tatsächlich eine völlige Verleugnung aller früheren preußischen Aspirationen auf Braunschweig gewesen.

Fassen wir zusammen, was über preußische Aspirationen auf Braunschweig zu sagen ist, so waren diese Aspirationen jedenfalls wenige Jahre vor der Revolution des Jahres 1866 sehr stark. Auch nach Herzog Wilhelms Tode traten sie wieder scharf hervor. Sollten sie gerade im Jahre 1866 ausgeschaltet gewesen sein? Ob Bismarck damals Braunschweig hat annektieren wollen, wird sich freilich auf Grund urkundlicher Zeugnisse weder beweisen noch widerlegen lassen, weil solche Zeugnisse bis jetzt

[1] Zimmermann, Ernst August, Herzog von Cumberland, Herzog zu Braunschweig Lüneburg, S. 20.

[2] Penzler V, 92ff.

nicht nachweisbar sind. Aber liegen denn die Ereignisse des Jahres 1866 in so wesenloser Ferne hinter uns, daß die Tradition notwendig zur Legende liegen müßte? Sicher ist, daß der Kleinstaat Braunschweig an sich Bismarck weniger lästig war als der Mittelstaat Hannover. Auch das ist natürlich nicht zu übersehen, daß im Gegensatz zu Hannover in Braunschweig geradezu eine preußische Tradition bestanden hatte seit den Tagen, in denen König Friedrich Wilhelm I. sein Haus mit dem des Herzogs Ferdinand Albrecht II. dreimal verschwägerte. Waren die braunschweigischen Prinzen früher in kaiserliche Dienste getreten, so seitdem in preußische; ein Bruder und mehrere Söhne Herzog Karls I. hatten auf den Schlachtfeldern Friedrichs des Großen ihr Leben gelassen. Welche Stellung Herzog Karl Wilhelm Ferdinand am Berliner Hofe einnahm, ist durch Ranke grundlegend geschildert worden. Aber bei Ranke kann man auch nachlesen, wie wenig er im Grunde der preußischen Politik traute. Er sei früher ihre Drahtpuppe gewesen, jetzt wolle er nichts mehr damit zu tun haben. „Diese Berliner Herren", so sagte er 1794 zu dem englischen Minister Lord Malmesbury, „sind verworfener als der Konvent, und wenn sie nicht ebensoviel Schlechtes tun, so erklärt es sich nur daraus, daß sie nicht so viel Macht haben. Ich würde lieber in einem wilden Walde wohnen als ihnen dienstbar sein." Unter dem sehr auf Wahrung seiner Hoheitsrechte bedachten Herzog Wilhelm kann sicherlich von einer preußischen Tradition nicht gesprochen werden, aber durch seine Sonderabstimmung im Bundestage hatte sich Braunschweig zunächst den Rücken gegen Preußen gedeckt. Urkundlich beweisen, das sei noch einmal betont, läßt es sich nicht, wie Bismarck über diese Abstimmung dachte. Aber kann wirklich jemand, der die früheren und späteren preußischen Aspirationen auf Braunschweig überprüft, annehmen, daß sie ihn erfreut hätte? Gewiß spielte während seiner Kanzlerschaft Bismarck die Kleinstaaten mit Vorliebe gegen die Mittelstaaten aus. Was aber Braunschweig angeht, so bestanden für dessen Annexion die nach Bismarcks eigenen Worten für die Annexion Hannovers ausschlaggebend gewesenen Gründe in gleich starkem Maße. Wer nur Urkunden als Beweisstücke gelten lassen will, den wird man allerdings von Bismarcks Absichten auf Braunschweig nicht überzeugen können. Wer aber, wo Urkunden

fehlen oder schweigen, besonders für eine Zeit, für die glaubenswerte Männer, die sie in voller politischer Mündigkeit an verantwortungsvoller Stelle mitgemacht haben, dem lebenden Geschlechte Zeugen sind, auch der mündlichen Tradition Berechtigung zuerkennt, wer ferner Wahrscheinlichkeitsgründen sich nicht grundsätzlich verschließen will, dem wird es nicht zweifelhaft sein, daß Bismarck auch die letzte Scholle welfischer Erde gern für Preußen in Besitz genommen haben würde. Übrigens sind auch Urkunden für eine ernste und verständnisvolle historische Kritik durchaus nicht immer einwandfreie Beweisstücke, und ich bekenne, daß die mir zur Verfügung stehende mündliche Tradition mir weit wertvoller und glaubwürdiger ist als es manche Urkunde sein würde, die das Gegenteil versicherte.

Hannover. Erich Rosendahl.

Schlußwort.

Die Schriftleitung der „Hist. Vierteljahrschrift" stellt es mir frei, in einem Schlußwort zu der „Erwiderung" von Erich Rosendahl Stellung zu nehmen. Da ich aber gleichzeitig gebeten werde, mich so kurz wie möglich zu fassen, muß ich mich auf folgende Bemerkungen beschränken:

1. Rosendahl nennt nun also in seiner Erwiderung seine „sichere Quelle". Wie ist der Quellenwert anzuschlagen? Er verdankt sein Wissen, „daß Bismarck in Wut geriet, als feststand, daß Anhalt und Braunschweig nicht mit Österreich gehen würden", der mündlichen Tradition. Und zwar hat die Mitteilung des weil. Kreisgerichtsdirektors Friedrich Rosenthal an den Neffen etwa 1880 — also 14 Jahre nach 1866 — stattgefunden. Wer nun wieder die „unanfechtbare Quelle" des Kreisgerichtsdirektors gewesen ist, „sagte er leider nicht". Jeder Historiker wird zugeben, daß die so gekennzeichnete Quelle bei der doch begrenzten Stellung eines wolfenbüttelschen Kreisgerichtsdirektors nur wenig sicheren Wert für die Beurteilung der Politik Bismarcks hat.

2 Die Ausdehnung der Behauptung Rosendahls auf Anhalt ist völlig unhaltbar. Die Beziehungen Preußens zu Anhalt waren sehr gut. Wenn auch der regierende Herzog zögerte, offen auf Preußens Seite zu treten, so waren doch der Minister Sintenis

und der Erbprinz preußenfreundlich. Bereits im Mai 1866 hatte Bismarck die Zusage Anhalts zum Bündnis mit Preußen in der Hand. Er hat nachdrücklich darum geworben. Ich verweise Herrn Rosendahl, was Anhalt und die übrigen norddeutschen Kleinstaaten im Jahre 1866 betrifft, auf meine umfassende vergleichende Untersuchung „Bismarck und die norddeutschen Kleinstaaten im Jahre 1866", die in Carl Heymanns Verlag in Berlin erschienen ist.

3 Rosendahl wird in dieser Schrift den Schlüssel für die von mir schon in meiner Arbeit über Braunschweig angedeutete Gesamtpolitik Bismarcks gegenüber den Kleinstaaten im Jahre 1866 finden. Er wird dann sehen, daß es Bismarck damals aus außenpolitischen Gründen und um des Zustandekommens des Norddeutschen Bundes willen auf eine möglichst große Zahl von freiwilligen Bundesgenossen ankam, selbst wenn die Freiwilligkeit nur eine scheinbare blieb. Mit Recht sagt der Herausgeber von Bismarcks Gesammelten Werken: Bismarck, „der ja auch, wie sich nun herausstellt, im Gegensatz zu König Wilhelm I., an dem Wunsche des friedlichen Anschlusses Hannovers und Kurhessens an Preußen bis zum letztmöglichen Augenblick festhielt, hat um Hamburg, um Braunschweig[1], um beide Mecklenburg, um Sachsen-Weimar" — und um andere — „mit einer Behutsamkeit, einer Geduld und einem bereitwilligen Entgegenkommen auf deren Sonderwünsche geworben, die es deutlich machen, wie fest der Gedanke einer föderativen, nicht unitarischen Ausgestaltung der künftigen Bundesverfassung von Anfang an in ihm wurzelte, und wie gern er überhaupt moralischen Eroberungen den Vorzug vor Annexionen gegeben hätte." (Band VI. S. XII.)

4. Was speziell Braunschweig anbetrifft, so beweisen alle von Rosendahl angeführten Tatsachen aus der Zeit vor 1866 und nach 1866 doch nicht, daß Bismarck in den entscheidenden Monaten der Krisis „im innersten Herzen nichts sehnlicher wünschte, als einen plausiblen Grund zur Annexion Braunschweigs zu bekommen". Im Gegenteil! Weil man unter Um-

[1] Noch im Mai war Bismarck bereit, Hannover, Oldenburg und Braunschweig mit der Neutralität im Kriegsfalle davonkommen zu lassen. (Ich verweise auf mein Buch.)

ständen nach dem eines Tages zu erwartenden Tode des kinderlosen Herzogs preußische „Sukzessionsansprüche" zu machen vorhatte, konnte man warten und das Mittel einer gewaltsamen Annexion soweit zurückstellen, wie es geschah. Es ist möglich, daß Bismarck schließlich, wenn die braunschweigische Regierung ein Bündnis abgelehnt hätte, zur Okkupation und Annexion geschritten wäre. Aber es ist nicht einmal wahrscheinlich. Denn das Beispiel von Meiningen und Reuß ä. L., die sich 1866 offiziell im Kriegszustand mit Preußen befanden, beweist, daß selbst solche „Gegner" schließlich vor der Annexion verschont blieben. Die Gründe lagen allerdings in den legitimistischen Bedenken des Königs, die unter dem Einfluß des Zaren sich seit August 1866 wieder stärker regten.

Dr. Karl Lange.

Bismarcks Friedenspolitik und der Machtverfall Deutschlands.

Eine kritische Betrachtung

von

Richard Moeller.

Das Buch von Ulrich Noack über „Bismarcks Friedenspolitik und das Problem des deutschen Machtverfalls“[1] stellt sich keine geringere Aufgabe als nachzuweisen, daß der außenpolitische Niedergang Deutschlands durch die Bismarcksche Friedenspolitik, durch die versäumte große Gelegenheit, im Bunde mit Österreich-Ungarn, Italien und England die russische Macht niederzuwerfen, bedingt und verschuldet sei. Es ist, wenn diese Noacksche These, die er mit größter Breite aus den Bismarckbänden der „Großen Politik“, der Aktenveröffentlichung des Deutschen Auswärtigen Amtes, entwickelt, der historischen Nachprüfung standhält, nicht nur von der größten historischen Bedeutung, weil dann die adäquate Verursachung des Weltkrieges und des deutschen Zusammenbruches bis in die Bismarckzeit zurückzuverfolgen, ja, Bismarcks Politik selbst die eigentliche Ursache für Deutschlands Zusammenbruch wäre, sondern es würde auch von der größten historisch-politischen Bedeutung für die Zukunft unseres Volkes sein!

Das „Einschlafen auf den Lorbeeren“ großer Männer ist typisch für die preußisch-deutsche Geschichte. Aus dem Niedergang, der durch Epigonentum verschuldet ist, sich wieder zu erheben, ist das andere, heroische Thema unseres nationalen Werdens in seinem Auf und Ab, seiner dramatischen Bewegtheit.

Wenn uns nun nachgewiesen wird, daß nicht unzulängliches Epigonentum uns in das tiefste Wellental unserer Gegenwart

[1] Ulrich Noack, Bismarcks Friedenspolitik und das Problem des deutschen Machtverfalls. Leipzig (Quelle & Meyer) 1928.

geführt hat, sondern daß der Begründer des Reiches selbst, an dessen Größe zu glauben geradezu nationaler Lebensgehalt für viele Zeitgenossen geworden ist, den Weg zum Untergang vorangeschritten ist — wie kann da die Hoffnung auf den Wiederaufstieg Deutschlands sich überhaupt noch erhalten? Das bedeutet das Todesurteil über die politische Zukunft Deutschlands, so, wie es etwa das Todesurteil über die preußische Zukunft bedeutet hätte, wenn in der Zeit des preußischen Zusammenbruches im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein scharfsinniger preußischer Historiker nachgewiesen hätte, die Politik Friedrichs des Großen sei für den Zusammenbruch verantwortlich zu machen!

So würde das Noacksche Buch, wenn die Geschichtswissenschaft seine Thesen als zwingend anerkennen müßte, nicht nur das stolzeste Bild der deutschen Vergangenheit in den Schutt herunterreißen, sondern müßte das deutsche Volk zugleich mit lähmender Hoffnungslosigkeit für seine Zukunft erfüllen.

Es ist also nicht nur eine historische, sondern auch eine eminent historisch-politische Aufgabe, sich mit ihm auseinanderzusetzen!

Das Thema des Buches selbst ist von einer gewissen erschütternden Monotonie. Zehn Jahre hindurch, von 1879 bis 1889, bestand nach Noack nicht nur die Möglichkeit, sondern selbst die Notwendigkeit für die deutsche Politik, den die europäische Mitte bedrohenden russischen Koloß niederzuwerfen. Daraus hätte sich allerdings mit Notwendigkeit ein Zweifrontenkrieg gegen Rußland und Frankreich ergeben, aber auch diesen Krieg durfte und brauchte Deutschland nicht zu scheuen. Es konnte sich im Kriege auf Österreich und, mindestens seit 1882, auf Italien stützen. England, das mit Landtruppen am großen Kriege vielleicht nicht teilgenommen hätte, würde doch mit seiner Flotte wirkungsvoll in den Krieg eingegriffen, französische Seeangriffe gegen Deutschland und Italien, russische Angriffe gegen die Türkei niedergehalten haben. Mindestens aber, wenn auch eine aktive Teilnahme Englands sich nicht ermöglichen ließ, würde schon seine wohlwollende Neutralität hingereicht haben, um Flottendemonstrationen und -aktionen Frankreichs und Rußlands auszuschließen.

Militärisch konnte der Krieg, an dem auch die kleineren, von der russischen Übermacht bedrohten Länder des Südostens,

Rumänien, Bulgarien, die Türkei hingebungsvoll würden teilgenommen haben, nicht verloren werden — ja, er bot kaum ein Risiko. Weder Rußland war fertig, noch Frankreich in der Lage, starken Widerstand zu leisten. Den Krieg unternehmen hieß also, ihn gewinnen. Und da hieran nicht zu zweifeln ist, hat Noack sich über Art und Führung des Krieges selbst keine Gedanken gemacht; sie fliegen vielmehr als Siegesadler dem Kriege voraus, sehen sein siegreiches Ende und beschäftigen sich mit dem „Bild des Sieges"![1].

Denn, daß der Krieg nicht nur einen negativen Sinn haben muß, die Vernichtung des doppelseitigen russisch-französischen Druckes auf die europäischen Mittelmächte, sondern auch einen positiven, die Schaffung eines neuen Europa, ist Noack klar. Es ist denn auch diese Neuordnung Europas, die er Deutschland als seine eigentliche „nationale" Aufgabe zuweist!

„Die besondere Art des deutschen Imperiums konnte allein in der Ausbildung einer kontinentalen Förderation liegen, die zwischen den lateinischen Völkern des Westens und den russischen Stämmen des Ostens in weit abgestecktem Umfange alle Völker und Staaten zusammenschloß zu einem Bunde des Friedens, der Arbeitsgemeinschaft und Gleichberechtigung. Daß hierbei dem großen Zentralvolke die Führung zufallen mußte, war um so sicherer und natürlicher, je weniger sie auf Eroberungen, je mehr sie nur auf Zurückdrängung des ostslavischen Einflusses aufgebaut war.

Der national-deutsche Inhalt eines solchen Zieles lag in der übernationalen Aufgabe: über das bloß völkische Dasein eines nur auf sich eingestellten Großmacht hinauszustreben, um eines der verantwortungsvoll führenden Weltvölker zu werden[2]."

Daß diese weitgespannten Ziele einer gewissen Großartigkeit nicht entbehren, kann man wohl nicht bezweifeln; und ebensowenig entbehren sie einer geschichtlichen Kontinuität. Knüpfen sie doch in gewisser Weise an Ideen an, die 1848 in der Paulskirche ausgesprochen sind, an Worte Heinrichs von Gagern von der Mission des deutschen Volkes, „die Völker, die längs der Donau zur Selbständigkeit weder Beruf noch Anspruch haben, wie Trabanten in unser Planetensystem" einzufassen. „Wir

[1] Noack, S. 475ff. [2] Noack, S. 491.

ersehnen die Stunde, da das Banner von Habsburg von der Kuppel der Sophienkirche wehen wird[1]."

Uns scheint es freilich, daß diese Ideen von 1848, in denen, nach Noack, „neben Steins Reform das Größte enthalten ist, was der deutsche Geist an politisch-sittlichen Ideen hervorgebracht hat"[2], realpolitischer sind als die Noacks. Sie sehen ein festes österreichisches Imperium bis zum Schwarzen Meer und den Meerengen vor und gewähren den in seinen Machtbereich einzubeziehenden Völkern keinen nationalen Beruf.

Noack ist vorsichtiger; er möchte die Freiheit der kleinen Völker nicht aufgeben, um der eigentlich deutschen Idee gerecht zu werden. „Freiheit und Freiwilligkeit mußte das Fundament des deutschen Systems bilden, weil nur durch den selbstgewollten Zusammenhalt freier Völker sich der Weg Deutschlands in die Welt öffnete[3]." Und doch kommt auch er an dem Ziel eines österreichischen Imperiums nicht vorbei, eines Österreich, das künftig „durch seine Expansion bis Saloniki alle Südslawen, noch über das heutige Südslawien hinaus, umschloß und damit die Grundlagen zur Trias legte"[4], eines Österreich, dessen Fahnen, wenn auch nicht in Konstantinopel, so doch in Saloniki am Ägäischen Meer erschienen, in dem allerdings durch innere Umformungen Freiheit und Bindung miteinander in Einklang zu bringen waren.

Ist hiermit allerdings ein ungeheures Problem, an dem das alte Österreich-Ungarn zugrunde gegangen ist, nur angerührt, nicht gelöst worden, so bleibt das „Bild des Sieges", wie Noack es dem siegreichen Zweifrontenkrieg der Mittelmächte folgen sieht, auch im übrigen im ungewissen Duft der bloßen Gedanklichkeit liegen!

Daß Deutschland selbst eine unmittelbare Gebietsvergrößerung nicht gewinnen könne, von gewissen Grenzregulierungen zum Schutze Schlesiens abgesehen, das scheint auch ihm sicher. Aber es ist ihm „unbegreiflich", daß nicht nur Bismarck, sondern auch Moltke dies als Grund gegen einen Krieg mit Rußland geltend machen konnte[5]. Wenn auch nicht das unmittelbare, so doch das mittelbare Machtgebiet Deutschlands konnte nach Osten hin ungeheuer erweitert werden. Rußland konnte durch

[1] Vgl. Noack, S. 69. [2] Noack, S. 483. [3] Noack, S. 492.
[4] Vgl. Noack, S. 477. [5] Noack, S. 475.

den Verlust von Finnland, der Baltenländer, Polens, durch Abtretungen an Rumänien und die Türkei soweit nach Osten zurückgeworfen werden, daß es in Zukunft schwer den Vormarsch nach Westen hätte wieder antreten können.

„Mit einem Wort: auf der ganzen Linie vom Weißen bis zum Schwarzen Meer konnte östlich um Preußen-Deutschland eine Sicherheitszone gelegt und eine Bundesgenossenschaft begründet werden, die durch das Interesse gemeinsam errungener und gemeinsam zu verteidigender Grenzen eine dauernde Siegesgemeinschaft werden konnte[1].“

Sind das alles reine Phantasiegebilde? Es scheint nicht so! Ist doch manches, ja, das meiste dieser Pläne, abgesehen freilich von der Erweiterung Österreich-Ungarns, heut Wirklichkeit geworden. Finnland, die Ostseeprovinzen, Litauen, Polen, Bessarabien, sind dem Russentum verloren gegangen, und sie dienen ohne Zweifel als „europäische“ Vorposten gegen das ostslawische Reich. Warum sollte nicht ein Sieg der verbündeten mitteleuropäischen Mächte über das russische Zarentum in den Jahren 1879—1889 ähnliche territoriale Einbußen Rußlands zur Folge gehabt haben können?

Allerdings, geschichtliche Analogien anzuwenden ist ein gefährliches Unterfangen! Es bedurfte ja nicht nur des Sieges der Mittelmächte über das Zarentum, es bedurfte der Niederlage aller drei Kaiserstaaten, um eine Situation Europas zu schaffen, die, nach Noack, „eine, im Vergleich zum vorangegangenen Stadium, höhere Stufe der Annäherung an die wirkliche Struktur des Erdteiles bedeutet[2].“

Die freie, nationale Entwicklung der Völker Europas, wenn man von Deutschland absieht, ist doch nur dadurch erreicht worden, daß die beiden großen, auf Beherrschung fremder Völker beruhenden Gebilde Rußland und Österreich-Ungarn zertrümmert sind! Wenn aber die Befreiung und Vereinigung der kleinen südöstlichen Völker das Ziel des von Noack geforderten und ausgemalten Krieges sein sollte, wie vertrug sich das mit dem Bestehenbleiben, ja, mit der ungeheuren geographischen Ausweitung der österreichisch-ungarischen Monarchie?

Eine Neuordnung Europas, wie Noack sie als die Folge des Krieges der Mittelmächte gegen die russische Macht ansieht, ist

[1] Noack, S. 479. [2] Noack, S. 494

unvorstellbar ohne den völligen inneren und äußeren Zusammenbruch Rußlands, ja, man möchte sagen, Europas! Diese Konsequenzen hat Noack sich keineswegs vorgestellt. Er rechnet mit einem idealtypischen Siege, der das gesamte europäische Festland leichtgestaltbar unter die Hände der Sieger bringt. Die Bedingungen, die Ausmaße eines solchen Sieges zu überschauen, hat seine historische Phantasie nicht ausgereicht.

Das Kernstück dieser Situation für Preußen-Deutschland mußte stets der künftige Zustand, d. h. die Erneuerung Polens sein. So oft Bismarck den Krieg mit Rußland durchdacht hat, ist ihm die Notwendigkeit, „sofort die polnische Karte auszuspielen", klar gewesen. Es bedurfte dazu nicht erst der Anregungen Waldersees. Schon vor dem Abschluß des Bündnisses mit Österreich, im April 1879, hat Bismarck Schweinitz gegenüber mit dem Gedanken einer wenigstens vorübergehenden Wiederherstellung Polens gespielt[1]. Daß allerdings gerade diese aus einem russischen Kriege sich unvermeidlich ergebende Notwendigkeit gegen den Entschluß zum Kriege schwer ins Gewicht fallen mußte, liegt auf der Hand!

Noack sieht seinerseits in der Wiederherstellung Polens keine wesentliche Gefahr. Es „mußte" allerdings auf die preußischen Provinzen westlich von Posen verzichten, wurde aber politisch durch große Gebiete im Osten und durch Galizien, wirtschaftlich durch einen Freihafen in Danzig befriedigt. Ganz abgesehen davon aber konnte es, durch das siegreiche Deutschland von Oberschlesien bis Ostpreußen umklammert, ohne Hoffnung auf Anlehnung an das zum zweitenmal geschlagene Frankreich, nicht anders als mit dem vorlieb nehmen, was ihm die Sieger bewilligten, ja, mußte sich eng an sie anlehnen, um nicht das Opfer eines neuen Zweifrontenkrieges zu werden. „Gegenüber solchen in der Sache liegenden Staatsnotwendigkeiten sind alle skeptischen Betrachtungen über die Undankbarkeit befreiter Völker müßig[2]."

Eröffnen sich so im Osten durch die hoffnungslose Zurückdrängung Rußlands, die die russische Aufmarschlinie von Warschau—Iwangorod auf die Linie Smolensk—Kiew verschob und Deutschland recht eigentlich unangreifbar machte, und durch die Gewinnung der Vormachtstellung, die der öster-

[1] Schweinitz, Denkwürdigkeiten Bd. II, S. 60f. [2] Noack, S. 476.

reichische Bundesgenosse bis zum Ägäischen Meer hin erwarb, — eine Vormachtstellung, die Rumänien, Bulgarien und die Türkei hier ihre natürliche Anlehnung suchen ließ — die großartigsten Perspektiven auf eine politische und kulturelle deutsch-österreichische Hegemonie auf dem europäischen Festland — so fiel durch den Sieg der Bundesgenossen auch Frankreich aus der eigentlichen Reihe der Gegner heraus. Auf dem Festland durch Abtreten von Savoyen und Nizza, im Mittelmeer (Korsika) und an der afrikanischen Küste (Tunis, später Algier) zugunsten Italiens geschwächt, blieb es weder bündnisfähig noch gefährlich und verschwand fast aus der Reihe der Mächte[1].

Neben dem auch künftig zu erhaltenden Bündnis der Sieger stand dann in Europa nur noch England gleichberechtigt da; aber es konnte kaum auf den Gedanken kommen, mit Hilfe der Geschlagenen das europäische Gleichgewicht, das durch Verschwinden der Gegengewichte nicht nur zerstört, sondern geradezu aufgehoben, verschwunden war, wiederherzustellen. Es sah sich vielmehr veranlaßt, die Abwehrstellung gegen Rußland, das, aus Europa zurückgeworfen, sein Schwergewicht gegen Asien hätte verlegen müssen, aufrechtzuerhalten, sich nüchtern auf den Boden der Tatsachen zu stellen und Deutschland als gleichberechtigte Weltmacht anzuerkennen[2]. Deutschland hätte diese Lage zur Begründung eines zusammenhängenden deutschen Kolonialreiches in Zentralafrika, gegen Überlassung des afrikanischen Südens und des Sudans an England, ausgenützt.

Das alles war möglich, nicht als eine „höchstmögliche Idealkonstruktion“, sondern als das „wahrscheinlichste Resultat all der Bestrebungen, die sich der deutschen Nation damals aufdrängten, die sie sich aber unter Bismarcks Suggestion selbst versagt hat“[3].

Greisenhafte Friedenssehnsucht bestenfalls, schlimmeren Falles aber eine falsche innerpolitische Einstellung, reaktionärer Konservativismus, der nicht auf die bestmögliche Gestaltung der machtpolitischen deutschen Zukunft sah, sondern dem die Erhaltung der monarchischen Gestaltung Europas wertvoller war, hat die große Chance zehn Jahre lang aus der Hand gegeben! Denn hier, in der Erhaltung monarchischer Ordnung in Wien,

[1] Vgl. Noack, S. 480. [2] Noack, S. 481f. [3] Noack, S. 482.

Petersburg, Rom und in Deutschland, „liegt", nach Noack, „der psychologische Schwerpunkt und Angelpunkt der Friedenspolitik Bismarcks. Es muß als unzweifelhafte Gewißheit gelten, daß diese Politik, die das Schicksal Deutschlands bedeutet hat, nicht der Ausfluß rein machtpolitischer Berechnung ist und noch weniger getragen ist von dem zukunftsmächtigen Willen, die schwebenden und heraufdrängenden Schicksalsfragen des Erdteiles im deutschen Sinne zu lösen und zu meistern. Erst von jener monarchisch-konservativen Verknüpfung außenpolitischer Berechnung und innenpolitischer Willensrichtung aus wird es verständlich, daß für Bismarck die auseinanderstrebenden und gegeneinanderwirkenden tatsächlichen machtpolitischen Entwicklungslinien noch einmal als kunstvoll zusammengebogen erscheinen[1]."

Haben wir uns im allgemeinen daran gewöhnt, den „Primat der Außenpolitik" anzuerkennen und ihn gerade für Bismarck im besonderen Maß in Anspruch zu nehmen, so wird von Noack auch hier das Bild durchaus auf den Kopf gestellt. Nicht deutsche Interessenpolitik, sondern europäischer Monarchismus hat ihn zu seiner Außenpolitik geleitet; als international gefärbter Parteimann, dem die Kreise der preußischen Monarchie und des europäischen Monarchismus wichtiger sind als der des deutschen Nationalismus, reicht der große Staatsmann und Reichsgründer in Zukunft unmittelbar an Metternich heran, mit dem einen Unterschied, daß er, als preußischer Monarchist das österreichische, als europäischer Legitimist das deutsche Reich zerstört hat!

Denn von seinen Unterlassungssünden her, daß Deutschland „seine Kraft nicht planvoll und entschlossen brauchte, als es dies noch gekonnt hätte, ohne die Übermacht gegen sich zu haben[2]", ist auch die Politik Deutschlands nach seinem Ausscheiden kausal bedingt. „Dies ideale Ziel Bismarcks" — die Erhaltung des Friedens bei vermeintlicher Kampfpreislosigkeit eines Krieges — „ist auch nach seinem Sturz, so wenig der äußere Anschein auch zeitweise dafür sprach, faktisch doch von entscheidender Wirkung für die deutsche Politik gewesen." Vom Standpunkt der Kriegsschuldlüge mag das willkommen sein.

---

[1] Noack S. 471. [2] Noack S. 474.

„Aber diese Genugtuung zerrinnt in nichts angesichts der Tatsache, daß gerade dieser friedliebende Gebrauch der deutschen Schwerkraft zu einer Zeit, da die deutsche Hegemonie wirklich noch bestand, dahin geführt hat, daß dem deutschen Volk heute der unveräußerliche Anspruch verweigert und bestritten wird, in Gleichberechtigung mit den anderen großen Mächten Europas ein autonomes politisches Leben zu führen[1]".

Es ist also nicht der „mißverstandene" Bismarck, sondern es ist der in seinen entscheidenden Fehlern allzu getreu nachgeahmte Bismarck, der Deutschland in den Abgrund des — zu spät geführten — Weltkrieges hineingeführt hat! Zwischen der Bismarckschen Friedenspolitik und dem deutschen Machtverfall besteht ein engster kausaler Zusammenhang, wie der Titel des Buches es ja schon als Thema zeigen soll! Ist es nicht aber eine allzu große Kühnheit, einen kausalen Zusammenhang herstellen zu wollen zwischen der Bismarckschen Friedenspolitik und dem Ausbruch des Krieges, über 24 Jahre nach der Entlassung Bismarcks?

Bismarcks Außenpolitik ist nicht gradlinig weitergeführt worden. Gerade Rußland gegenüber hat der neue Kurs eine entscheidende Schwenkung gleich im Anfang vollzogen, indem er den Rückversicherungsvertrag nicht erneuerte; und eben damit war eine Tat geschehen, die und deren Folgen nicht mehr aus der Welt zu schaffen waren! Von seinem Standpunkt aus, alles zu verurteilen, was den Frieden mit Rußland erhalten, den Krieg verhindern konnte, sieht Noack in der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages geradezu eine rettende Tat! „Die bloße Tatsache der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages warf Rußland in einen Zustand der Furcht, der die heilsamste Wirkung gehabt hat[2]." Diese „recht heilsame Furcht hat Deutschland tatsächlich gerettet. Denn sie führte zu Rußlands Ostasienpolitik und damit zu seiner Schwächung[3]". Leider aber handelte es sich nicht um den Erfolg einer zielbewußten Politik, sondern um einen Zufallstreffer einer „kleinlich-raffinierten Systemlosigkeit[4]", die nur allzubald in den Bismarckschen Fehler zurückverfiel und so das bittere Ende herbeiführte.

[1] Noack a. a. O. [2] Noack S. 465. [3] Noack S. 468f.
[4] Noack S. 466.

Dies harte Urteil wird man gern unterschreiben, nicht aber das andere! Wir sind der Meinung, daß es die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages gewesen ist, die, in Verbindung mit der demonstrativen Erneuerung des Dreibundes und der noch demonstrativeren Annäherung Englands an die Dreibundmächte, das russisch-französische Bündnis geschaffen hat, das denn doch wohl in erheblich stärkerem Kausalzusammenhang mit dem Ausbruch des Weltkrieges steht als die Friedenspolitik Bismarcks, die den Abschluß des russisch-französischen Bündnisses verhindert hat, solange sie bestand!

Diesen Zusammenhang aber lehnt Noack ausdrücklich ab. „Demgegenüber", schreibt er, „darf die französisch-russische Allianz, dieses Angstprodukt des Zaren, in seiner Bedeutung nicht deswegen hoch bewertet werden, weil in dieser Kombination der Keim der Weltkriegskonstellation gesehen werden kann. Es wäre eine optische Täuschung, wollte man dieser Gruppierung eine katastrophale Wirkung substituieren, weil England sich über ein Jahrzehnt, nachdem sie zustande gekommen war, ihr angeschlossen hat[1]."

Dagegen ist kaum etwas einzuwenden. Das russisch-französische Bündnis für Deutschland lebensgefährlich zu machen, bedurfte es ganz gewiß weiterer Fehler der deutschen Politik, z. B. der aggressiven Flottenpolitik gegen England. Aber umso kühner ist es, den kausalen Zusammenhang zwischen der Bismarckschen Friedenspolitik, die das russisch-französische Bündnis verhindert hat, und der Konstellation des Weltkrieges zu behaupten!

„Die Ereignisse des Weltkrieges haben den Beweis erbracht, in wie hohem Grade diese Rechnung Bismarcks" — die Rechnung darauf, daß die Zeit mehr zu unseren Gunsten als zugunsten der Gegner laufe — „eine irrtümliche war", sagt Noack an anderer Stelle[2]. Auch das ist eine schwere optische Täuschung. Nicht der Lauf der Zeit, sondern das Abweichen von der Bismarckschen Politik, die Heraufbeschwörung des russisch-französischen Bündnisses, und, in soviel Jahren, die seitdem verliefen, der Gegensatz zu England, die Zermorschung des Dreibundes, endlich die willenlose Fesselung Deutschlands an die selbstmörderische

[1] Noack a. a. O. [2] Noack S. 397.

Politik der Donaumonarchie, haben die Ereignisse des Weltkrieges zur Folge gehabt.

Die Bismarcksche Friedenspolitik läßt sich an dem Machtverfall Deutschlands weder zustimmend noch ablehnend ermessen und beurteilen. Die Kette der Kausalität reißt mit seiner Entlassung ab. Zwischen seiner Politik und der Situation des Weltkrieges besteht kein wie immer gearteter innerer Zusammenhang. Und deshalb läßt sich vom „Telos" des Weltkrieges aus der Aspekt auf die Bismarcksche Friedenspolitik überhaupt nicht gewinnen. Der Versuch Noacks, methodisch verkehrt angelegt, wirkt in seiner Verkehrtheit nicht anders wie der Versuch, die mittelalterliche Kaisergeschichte von der preußisch-deutschen Entwicklung des 19. Jahrhunderts her zu erfassen und zu beurteilen — ja, er führt bei der zeitlichen Nähe zwischen der beurteilten Zeit und dem Blickpunkt des Beurteilers zu einer noch viel stärkeren historischen Verzerrung der Dinge!

Die Bismarcksche Außenpolitik kann nur aus der Bismarckzeit heraus verstanden und beurteilt werden, weil ihr mit dem Ausscheiden Bismarcks aus dem Amt ein absolutes Ende gesetzt ist.

Wie die unmögliche Konstruktion des Bildes des Sieges, die Noack nicht für eine idealtypische Konstruktion, sondern für im Bereich des Möglichen liegend hält[1], tatsächlich ohne die völker- und reichezertrümmernden Ergebnisse des Weltkrieges undenkbar ist, habe ich oben schon flüchtig gestreift. Eine so weitgehende Auflösung und Zurückdrängung Rußlands mit der Tendenz, die unfreien Völker Europas zu befreien, wie ist sie denn überhaupt denkbar ohne eine revolutionäre Aufhebung aller fest überlieferten historischen Begriffe?

Man sehe sich die Karte an, auf der Noack die Ergebnisse seines Krieges niedergelegt hat![2] Sie ist nichts als eine Mischung heutiger Zustände mit dem Idealtyp des neugeschaffenen Donauimperiums, dessen innere Grenzziehung leider nicht ersichtlich ist. Eine solche, aus der föderativen Umgestaltung Österreich-Ungarns gewonnene innere Grenzziehung würde die Analogiebildung nach den heutigen Zuständen noch ganz anders in die Erscheinung treten lassen.

---

[1] Vgl. Noack S. 482. [2] Vgl. Noack S. 478.

Im übrigen aber ist das Noacksche Phantasiebild, das nur durch spätere Entwicklung möglich wurde, durch schwere Verstöße gegen die geschichtliche Logik gekennzeichnet.

Bekommt es seine ethische Rechtfertigung aus der „deutschen Freiheitsidee", die doch einem ganz anderen Gedankenkreis entstammt, nämlich dem entschlossenen Absagen an allen „Drang zur Weltherrschaft, weder zur materiellen noch zur geistigen[1]", so ist tatsächlich die kontinentale Föderation zwischen den lateinischen Völkern des Westens und den russischen Stämmen des Ostens nichts als ein Imperium, ein Reich mit deutscher Führung. Wenn auch die politische Zusammenfassung in der Hauptsache dem habsburgischen Reich zugedacht ist, so steht hinter ihm als kategorischer Imperativ des Ganzen, als „durch die Natur der Dinge gegebener Schöpfer und Führer" das Deutsche Reich!

In merkwürdiger Weise hat Noack für diese seine Gedankenschöpfung auch die Worte in Anspruch genommen, die Leopold Ranke der Emanzipation der Balkanvölker vom Geist des Orients im Jahre nach dem Berliner Kongreß gewidmet hat[2]. Den Geist des Okzidentes hat Ranke da heraufbeschworen, den Geist, „der die Völker zu geordneten Armeen umschafft, der die Straßen zieht, die Kanäle baut, alle Meere mit Flotten bedeckt und in sein Eigentum verwandelt" — kurz den Geist exakter Forschung und technischer Naturbeherrschung, der doch nicht die ewige Wahrheit aus den Augen verliert. Ihn sieht er die Welt ergreifen, gegenüber dem zeitlosen, träumenden, spekulativen, tatfeindlichen Genius des Ostens — und ihn läßt er, wie es der geschichtlichen Wahrheit entspricht, den Traditionen des alten weströmischen Reiches entsprungen sein. „Auch in den Deutschen erwachen die Traditionen des alten weströmischen Reiches. Die alten emanzipierten Völkerschaften schließen sich eben diesem System an."

Diesen Sätzen, die die Herrschaft des Genius des Okzidentes in den alten, emanzipierten Völkern Europas — also den romanischen, germanischen und denen, die sich ihnen angeschlossen, assimiliert haben, slawischen und selbst magyarischen Ursprunges

---

[1] Vgl. das Zitat Troeltschs v. 1916 b. Noack S. 491.

[2] Zitiert bei Noack S. 489f.



— manifestieren sollen, gibt Noack eine unerwartete Folge; denn er leitet aus ihnen her, daß auch Ranke als Aufgabe des deutschen Volkes ansieht, über die neuen, emanzipierten Völker des Ostens, über Serbien, Montenegro und Rumänien zu herrschen. „Denn es wird hier der Anschluß der emanzipierten Völkerschaften an das System des von den Deutschen weitergetragenen weströmischen Reiches erwartet[1].“ Eine wunderliche Umbiegung der hohen Rankeschen Kulturmorphologie, die den Siegeszug der „westlichen“ Gedanken gegen den Orient zeigen will, in ein System organisierter deutscher Reichsbildung!

So hat Noack aus der revolutionären Zertrümmerung alter Reiche durch die Stürme des Weltkrieges, aus romantischem Glauben an das Berufensein des deutschen Volkes zur Zivilisierung des europäischen Südostens, wie er den ungeschichtlichen Auffassungen der Paulskirche entspringt, und aus dem seltsamen Mißverstehen der tiefen Auffassung Rankes vom Überwinden des Orients durch den Okzident „das Bild des Sieges“ zurechtkomponiert, das „Reich“ der Deutschen mit seinem festen national-deutschen Kern in der Mitte, umlagert von halbsouveränen Vasallenstaaten und einem System von Schutzpolstern für Deutschlands Ostgrenze vom Schwarzen bis zum Weißen Meer, Rücken an Rücken mit dem alle Südslawen bis zum Ägäischen Meer umfassenden Habsburger Trias-Reich, das, durch Überlassen des Trentino und Aussparen Albaniens für italienische Adriazwecke rückenfrei gemacht, eine noch seltsamere Mischung von Freiheit und Bindung hätte abgeben müssen!

Es sind luftige historische Träumereien, die dies neue Europa des verschwundenen Gleichgewichtes gestaltet haben, ohne jede Möglichkeit der Verwirklichung. Man erlaube uns, dieser für alle Länder, einschließlich der verbündeten und befreundeten Mächte, hoffnungslosen deutschen Hegemonie gegenüber ein anderes tiefes Rankewort zu zitieren: „In großen Gefahren kann man wohl getrost dem Genius vertrauen, der Europa noch immer vor der Herrschaft jeder einseitigen und gewaltsamen Richtung beschützt, jedem Druck von der einen Seite noch immer Widerstand von der anderen entgegengesetzt und bei einer Verbindung der Gesamtheit, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt enger und enger

[1] Noack S. 490.

geworden, die allgemeine Freiheit und Sonderung glücklich gerettet hat[1]."

Nicht gegen irgendwelche deutsche Politik sei dies Wort zitiert — nur gegen einen deutschen Historiker, der das alte, Jahrhunderte hindurch bewahrte Prinzip Europas, das System der Gewichte und Gegengewichte, taschenspielerisch zu einem System der Universalherrschaft, gegen die das Napoleonische Kaisertum verblassen müßte, umzuwandeln sich bemüht hat.

Auch Bismarck hat das Bild Europas gesehen, wie es nach dem Doppelfrontenkriege sich gestalten mußte — aber eben dieses Bild ließ ihn das Schwert in der Scheide halten. Auf dieses Wirklichkeitsbild werden wir später noch zurückkommen; zunächst noch ein anderes:

Auch Bismarck hat in gelegentlichen träumerischen Stunden — nur pflegte er mit wachen Augen zu träumen — ein idealtypisches Wunschbild Europas vor sich gesehen; dies Wunschbild dem Noackschen „Bild des Sieges" gegenüberstellen, heißt ungeschichtliche Phantasie und historisch-politische, wirklichkeitsgesättigte Gesamtschau sich gegenübertreten lassen!

Ich meine das „Kissinger Diktat" vom 15. Juni 1877[2], jene großartige Überschau Europas, in der Noack ganz richtig den „Schlüssel für die Vermittlungspolitik Bismarcks jener Zeit, ja überhaupt für die gesamte Außenpolitik auch der folgenden Jahre bis zu seinem Sturz" findet[3].

Denn obgleich Bismarcks Politik „Gelegenheitspolitik" ist, in jenem höchsten Sinne, in dem wir Goethes Dichtung „Gelegenheitsdichtung" nennen, niemals wirklichkeitsfremd, niemals dogmatisch verhärtet, obgleich sie mit feinstem Fingerspitzengefühl — schon dieser Ausdruck erscheint zu abgegriffen und grob für das gleichsam magische Erfühlungsvermögen des Augenblickes und der Forderung des Tages — so ist sie doch unwandelbar in der Richtung im großen.

Diese Richtung aber heißt nicht: Orientierung Europas an der Idee des übernationalen Monarchismus — auf diesen nach Noack „psychologischen Angelpunkt" der Bismarckschen Außenpolitik komme ich noch zurück — sondern sie heißt: Bewahrung

[1] Ranke, Die großen Mächte. [2] Große Politik. Bd. II, S. 153f.
[3] Noack S. 60.

der Stellung, die Preußen-Deutschland durch drei siegreiche Kriege im europäischen Seniorenkonvent erhalten hat, heißt: Gewöhnung Europas an die Tatsache, daß in seiner Mitte nicht mehr ein schwaches politisches Gebilde liegt, auf dessen Kosten die andern jahrhundertelang ihre Rivalität auszugleichen pflegten, heißt mit einem Worte „cauchemar des coalitions". Dies berühmte Wort, in den „Gedanken und Erinnerungen" auf ein Gespräch mit Graf Peter Schuwalow zurückgeführt[1], findet sich in dem Kissinger Diktat zuerst und wird dort auf ein französisches Blatt als Quelle zurückgeführt.

Kann dieser Albdruck durch das Ziel einer deutschen Hegemonie in Europa überwunden werden?

Auch für Bismarck ist, wie für Ranke, das System des Gleichgewichts in Europa Erfahrungs-, nicht Glaubenssatz.

Dieses Gleichgewicht zu erhalten oder neu zu gestalten, bleibt also Bismarcks vornehmstes Ziel. Das bedeutet noch kein Metternichsches System der Saturiertheit, des bloßen „Quieta non movere"; das wäre dogmatische Politik, und solchem Dogma steht Bismarck stets fern, wenn er auch gelegentlich die „saturierten" Mächte gegen die begehrlichen, unruhigen aufruft, wie etwa in dem berühmten Handschreiben an Salisbury aus dem November 1887.

Für Deutschland zwar kommt ein Ländererwerb nicht in Frage, wohl aber für die anderen Mächte, die gewissermaßen nach den preußisch-deutschen Erwerbungen und Eroberungen einer Kompensation bedürfen. Diese Kompensationen aber sind fast alle auf dem Gebiet der Türkei zu finden. „Jene Idee, welche bisher die orientalische Frage immer dominiert hatte, die Erhaltung der Integrität der Türkei"[2], hat Bismarck nie geteilt. Er denkt europäisch, abendländisch; ihm ist es ein fester und bequemer Gedanke, daß die Türkei die Kosten bei europäischen Zusammenstößen und Konflikten stets irgendwie werde zu tragen haben. „Die ganze Türkei mit Einrechnung der verschiedenen Stämme ihrer Bewohner ist als politische Institution nicht so viel wert, daß sich die zivilisierten — Ranke würde sagen, die emanzipierten — europäischen Völker um ihretwillen in großen Kriegen gegenseitig zugrunde richten sollten[3]."

[1] G. u. E. Volksausgabe II, S. 253. [2] Rankezitat b. Noack, S. 489.
[3] Varziner Diktat v. 20. Oktober 76, G P., Bd. II. S. 71.

Und so entwirft er schon im Oktober 1876, vor dem russisch-türkischen Kriege, den Plan, daß Österreich, Rußland, England sich auf Kosten der Türkei zu verständigen hätten.

Ist das das einfache, brutale und altgewohnte Rezept und demgemäß „Recht" der Stärkeren, sich auf Kosten des Schwachen zu vertragen, also die Übertragung alter europäischer Gewohnheiten gegenüber Deutschland nun von seiten desselben, jetzt aber stark gewordenen Deutschland auf die Türkei? Nein! Gerade wenn wir die Rankesche Stelle noch einmal heranziehen: in diesem realpolitischen Plan steckt die Idee des Okzidentes — nur durch Verrat der abendländischen Idee, oder, wie Bismarck es politischer nennt, aus der „Besorgnis vor den Entwicklungen, die an die Stelle der jetzigen Zustände treten könnten", hat ja Europa bisher die schlechte Gewohnheit der europäischen Türkei geduldet, an der Spitze England und Österreich. Bismarck wirft solche Vorurteile entschlossen über Bord! Aber selbst bei dem türkenfeindlichsten der englischen Staatsmänner, dem englischen späteren Premier Salisbury, stieß er auf betretenes oder verlegenes Schweigen, als er ihm den Gedanken entwickelte, England möge der Gefahr des großen europäischen Krieges, ähnlich wie Österreich durch die Besetzung von Bosnien, so seinerseits durch die Besetzung von Ägypten oder gar von Konstantinopel, zuvorkommen und sich dann mit Rußland verständigen...[1].

Nicht Bismarckscher Konservativismus, sondern europäische Vorurteile und russische Entschlußlosigkeit haben dazu geführt, daß, abgesehen von Ägypten und Bosnien, die europäische Verständigung auf Kosten der europäischen Türkei nicht zur Ausführung gelangt ist.

Auf dieser Grundlage aber ist dann während des russisch-türkischen Krieges das Kissinger Diktat entstanden, das die Achse des Erdteiles auf Ausgleich und Rivalität zwischen England und Rußland neu festzulegen versucht.

Bismarck ist von Zeit zu Zeit immer wieder auf den Gedanken zurückgekommen, ob Englands und Rußlands Verhältnis sich nicht auf die Dauer freundschaftlich oder sogar bis zu einem Bündnis gestalten könne. „Wenn ein dauerndes

[1] Vgl. Staatssekretär v. Bülow an Graf Münster v. 27. XI. 76, G. P. Bd. II, S. 107; derselbe an Schweinitz, a. a. O., S. 109f.

Bündnis zwischen England und Rußland denkbar wäre, so wäre unsere Beteiligung als dritter an demselben, wenn man die Verhältnisse im großen und für lange Zeit auffaßt, vielleicht noch natürlicher als unsere bisherige Beziehung zu Rußland-Österreich[1]."

Blieb auch die Verwirklichung und Dauer eines solchen Bündnisses sehr unwahrscheinlich, so zeigt doch diese Spekulation, wie wenig Bismarck auf den großen Gegensatz zwischen England und Rußland als auf die gegebene Grundlage der deutschen Politik gerechnet hat. Diese Grundlage zu erfinden ist erst das Werk der Epigonen gewesen.

Noack mißversteht das Kissinger Diktat auch in dieser Beziehung. Er stürzt sich auf das Wort „Rivalität", das im Kissinger Diktat allerdings eine große Rolle spielt, einmal als englisch-russische, dann auch als österreichisch-russische Rivalität, und deutet Rivalität in Reibungsfläche um[2]. Das ist aber eine schwerwiegende Mißdeutung. „Rivalität" ist für Bismarck durchaus vereinbar mit „Ausgleich", ja selbst mit Freundschaft. Am 22. Dezember 1880 schreibt er an seinen Wiener Botschafter Prinz Reuß: „Der Kampf der diplomatischen Rivalität hat auch zwischen den besten Freunden und Bundesgenossen nicht immer abgeschafft werden können[3]." Rivalität ist also nicht das Vorhandensein von Reibungsflächen, ja, nicht einmal das Bestehen von Spannungen, jedenfalls nicht solcher Spannungen, die zu kriegerischer Entspannung drängen. Es kann keine Rede davon sein, daß Bismarck durch diese Politik des gegenseitigen Ausgleichs auf Kosten der Türkei „die weltpolitischen Spannungen eher zu versteifen als aufzuheben"[4] beabsichtigt hätte. Rivalität im Sinne Bismarcks ist wirklich nur Wetteifer nebeneinander, Spannung ohne das Bedürfnis nach Entspannung, aber auch ohne Bedürfnis nach einem gemeinschaftlichen Bündnis gegen einen Dritten — und darauf kommt es Bismarck ja an. Das Kissinger Diktat zeigt das Wunschbild eines europäischen Kontinentes, auf dem die großen europäischen Mächte miteinander einig und ausgeglichen sind, aber von kriegerischen Koalitionen gegen Deutschland durch ihre rivalisierenden Beziehungen zueinander nach Möglichkeiten abgehalten werden.

[1] Varziner Diktat v. 30. VIII 76. G. P. Bd. II, S. 36.
[2] Noack S. 60. [3] G. P. Bd. III, S. 152. [4] Noack S. 61.

Jeweils den Weg von Petersburg, von Wien und von London nach Berlin näher zu gestalten als den Weg von einer der genannten Hauptstädte zu einer der andern oder gar nach Paris, ist Bismarcks Ziel — kaum nur ein Wunschziel; denn es ist ihm während seiner ganzen Amtszeit gelungen, selbst dann noch, als zwischen England, Österreich und Italien der Sonderbund der „Gruppe“ bestand.

Allerdings der Ausgleich auf Kosten der Türkei gelang nicht, aus Gründen, die in der Bismarckschen Politik nicht liegen. Hier beginnt die wirkliche Tragik der Bismarckschen Außenpolitik, die nicht in der Schuld einer versäumten Gelegenheit zu sehen ist, sondern in der Unmöglichkeit, die eigenen Freunde, voran Österreich, den Weg zum Ausgleich zu führen.

An Stelle des Ausgleichs und der Rivalität zwischen Rußland und Österreich tritt, was Bismarck gerade verhindern will, eine dauernde Reibungsfläche zwischen beiden im Raum des Balkangebietes, nicht nur eine Reibungsfläche, sondern Reibungen, die nach kriegerischer Entspannung drängen und die freilich dazu führen, das „System“ des Kissinger Diktates durch ein anderes, schwierigeres, wenn auch geniales von „Aushülfen“ zu ersetzen.

Überschauen wir noch einmal das Bild des Kissinger Diktates, des Schlüssels für die Bismarcksche Außenpolitik. Wir sehen ein Europa, dessen Achse durch die auf Kosten der Türkei ausgeglichene Rivalität Englands und Rußlands gebildet wird, „beide in der Lage, auf lange Zeit mit Erhaltung des status quo zufrieden zu sein“, weiter aber auch den ähnlichen Ausgleich zwischen Österreich und Rußland, „Gravitierung der russischen und der österreichischen Interessen und gegenseitigen Rivalitäten nach Osten hin“ — eine Vorwegnahme der später geplanten „Demarkationslinie“; dazu eine mittelmeerische Spannung, mehr als Rivalität, zwischen England und Frankreich; von Italien ist noch mit keinem Worte die Rede, obgleich es leicht wäre, seine Mittelmeerinteressen gegen die Frankreichs einzustellen. Aus alledem ergibt sich das Freihalten Deutschlands von allen Spannungen und Rivalitäten, entsprechend seiner Hauptaufgabe, sich gegen das unversöhnliche Frankreich zu decken, also eine europäische Schlüsselstellung Deutschlands, die seiner gegenwärtigen Bedürfnislosigkeit in bezug auf Länder-

erwerb und seiner geographisch mehr als jedes andere Land gefährdeten Mittellage entspricht.

Man könnte einwenden, daß das System zu vollendet, das Netz zu feingesponnen ist, daß es auf die Wirklichkeit nicht genügend Rücksicht nimmt, daß schließlich für alle solche Systeme der Satz: „qui trop embrasse mal étreint", gilt.

Aber es handelt sich hier ja gar nicht um ein praktisches Rezept der Politik, sondern um eine generelle Orientierung, und die Möglichkeit seiner völligen Durchführung ist an sich gegeben — sie wäre dann gegeben, wenn auch die Partner „bismarckische" Politik, d. h. richtige Politik, richtig auch im Sinne des Nutzens ihrer eigenen Länder, trieben.

Bismarck hat sich nie zum Gefangenen, zum Sklaven seines eigenen Systems gemacht. Er weiß, daß die Politik ein „flüssiges Element" ist und daß der Staatsmann die „Forderung des Tages" zu erfüllen, eben „Gelegenheitspolitik" in jenem höchsten Sinn zu treiben hat, daß in der Politik wie im Krieg und wie überall im handelnden Leben das System nichts und die „Aushülfe" alles ist.

Aber nun vergleiche man dies auf dem Grundgedanken des europäischen Gleichgewichts, nicht einem Dogma, sondern einem Erfahrungssatz, aufgebaute politische Bild mit jenem andern Noacks, jenem Bild eines durch Deutschland und seine Bundesgenossen zerschlagenen und gedemütigten Europa, in dem Deutschland gleichmäßig allen andern Ländern, seien es Bundesgenossen, Gegner oder Neutrale, sein Gesetz aufzwingt[1]! Schon alle Elemente dieser Richtung sind unklar oder vielmehr gar nicht gesehen. Ja, man kann sagen, seinem ganzen Versuche liegt eine petitio principii zugrunde, die Notwendigkeit eines Krieges gegen Rußland, gewissermaßen eines europäischen Kreuzzuges gegen den Panslawismus.

Hat Bismarck, der Politiker, einen „Cauchemar des coalitions", mit dem er sich herumschlagen muß, so wird Noack, der Historiker, dauernd von einem „cauchemar du panslavisme" gepeinigt, der ihn die russische Gefahr als eine das gesamte Leben Mitteleuropas bedrohende Übermacht ansehen läßt. Nicht nur, daß diese slawische Macht vom Balkan her die Existenz

[1] Vgl. Noack S. 91f.

Österreich-Ungarns dauernd lebensgefährlich bedroht, nein, sie wird sich auch zu demselben Zweck Deutschland unterwürfig machen! Es blieb „das Ziel Rußlands, Deutschland sich völlig dienstbar zu machen und es von Österreich zu trennen, um dieses schließlich zerstören und allein beerben zu können[1]." Ja, „die wahren Wünsche und Absichten Rußlands waren... derart, daß sie in diplomatischer Form gar nicht mehr auszusprechen waren[2]". Dabei möchte man allerdings die gleiche Frage stellen, die Bismarck gelegentlich in einer Randbemerkung zu einem Bericht stellt: Wer ist Rußland?

Noack hat es sich außerordentlich bequem gemacht, einen Sammelbegriff Rußland zu schaffen. Jeder Panslawist, jeder Zeitungsschreiber vom Schlag eines Katkow, jeder kausierende Hofmann oder bramarbasierende Gardeoffizier ist ihm die Verkörperung Rußlands und wird für dessen Politik in Anspruch genommen, weit mehr als das amtliche Rußland, das unter den Kaisern Alexander II. und III. und dem Ministerium Giers weiß Gott von außenpolitischer Aktivität und Bedrohung Europas himmelweit entfernt war! Aber Noack entnimmt seine Farben mit Vorliebe den Berichten Bernhards v. Bülow, dessen verhängnisvolle Art, Politik in pikante Anekdoten aufzulösen, schon damals eine Rolle spielte, mit der sein Vorgesetzter, der Botschafter v. Schweinitz, keineswegs einverstanden war[3].

Das wirkliche Rußland hat es in dem ganzen in Frage stehenden Zeitraum nicht fertigbekommen, auch nur mit dem kleinen bulgarischen Völkchen fertig zu werden, und sich eine diplomatische Niederlage nach der anderen zugezogen — allerdings zum größten Teil durch eigene Initiativlosigkeit; und ebensowenig hat es, obwohl durch Deutschland gedeckt, einen Anlauf auf die Gewinnung der Meerengen genommen. „Schlafende Hunde liegen zu lassen", ist Giers' ausgesprochene Lieblingsbeschäftgung gewesen; sich im Schelten über unzuverlässige Freunde zu ergehen, die Hauptbeschäftigung der panslawistischen Presse. Das alles aber gilt für Noack nicht! Immer und immer wieder hebt er die ungeheure Gefahr der russischen Masse für Deutschland und Österreich-Ungarn, das Schicksalhafte des Zweifrontenkrieges hervor, der kommen mußte, man mochte wollen

[1] Noack S. 306. [2] Noack S. 369.

[3] Vgl. Schweinitz, Denkwürdigkeiten II, S. 351f.

oder nicht, und der um so verhängnisvoller wurde, je länger man ihn aufschob[1].

Es ist selbstverständlich, weshalb Unausweichlichkeit und Gefahr des russisch-germanischen Zusammenstoßes von Noack so stark und unaufhörlich und in einer Breite, die fast ermüdend wirkt — druckt er doch ganze Partien des deutschen Aktenwerkes ab — betont sind: erst das gibt dem deutschen Genius die europäische Mission zu dem Kriege, der „allen edlen Herzens nur sympathisch" sein konnte, und ihm die Möglichkeit zu dem harten Vorwurf, daß Bismarck eine deutsche und europäische Mission schuldhaft nicht erfüllt habe und daß Deutschland daran zugrunde gegangen sei.

Ist die russische Gefahr in ihrer Furchtbarkeit und Unausweichlichkeit nämlich nur eingebildet, dann fällt der stärkste Antrieb für den Krieg gegen Rußland fort — und — im Ernst glaubt auch Noack selbst gar nicht an die Größe dieser Gefahr! Plötzlich erkennt er selbst, allerdings erst für die Zeit nach Bismarcks Entlassung, die „noch immer viel zu große Schwäche Rußlands" und spricht gelassen den großen Satz aus, „daß auch der in dieser Richtung (der ostasiatischen) vermutete geringste Widerstand noch immer zu groß war für die russische Scheinkraft[2]"! Noch mehr: Dieser tendenziösen Überschätzung des russischen Druckes und der panslawistischen Gefahr für Österreich-Ungarn und Deutschland steht, sie selbst schon widerlegend, eine ebenso tendenziöse Unterschätzung der Gefahr eines Doppelfrontenkrieges für die Mittelmächte gegenüber.

Den Doppelfrontenkrieg führen, heißt bei Noack, ihn auch gewinnen, einerlei ob England als aktiver Kampfgenosse teilnimmt oder nur in wohlwollender Neutralität und Marineaktionen Frankreichs und Rußlands verhindernd den Rücken der verbündeten Mittelmächte stützt. „Der Sieg war so gut wie gesichert[3]." Auch von Bismarck „ist nicht anzunehmen, daß er damals einen Krieg gegen Rußland im Bund mit Österreich und unter mindestens wohlwollender Neutralität Englands für wirklich gefährlich hielt[4]". Und so bleibt es bei Noack all die Jahre hindurch. „Bei der Gewißheit österreichischer und

[1] Noack passim; vgl. z. B. SS. 10, 30, 52, 58, 121, 165, 167, 178, 190, 193f., 237, 262, 278, 299, 306, 310, 369, 392f., 395, 464f., 486 etc.

[2] Noack S. 465. [3] Noack S. 78. [4] Noack S. 96.

rumänischer, voraussichtlich auch türkischer Hilfe gegen Rußland, bei der damals sicheren Mitwirkung Italiens gegen Frankreich unter mindestens wohlwollender Neutralität Englands waren die Argumente Bismarcks (gegen einen Doppelfrontenkrieg) wohl kaum wörtlich zu nehmen[1]." Es hat keinen Zweck, diese Belegstellen noch zu vermehren; sie ziehen sich, immer wiederholt, durch das ganze Buch hin[2].

Und dieser, leicht zu erfechtende, eigentlich ohne jedes Risiko zu gewinnende Sieg wird nicht nur mit einer militärischen Niederlage der Gegner enden, nein, er wird ihre gesamte Machtstellung von Grund aus zerstören, ihr System zertrümmern und das Antlitz Europas entscheidend verändern.

„Rußland konnte nach seiner Niederlage die Konsolidierung Mitteleuropas nicht hindern und später den Vorsprung schwerlich mehr einholen, denn dann waren die befreiten und bewachten Polen seinem Einfluß entrückt, die geeinten und befriedigten Südslawen ihm entfremdet worden. Wer will sagen, welche Wirren es im Inneren gelähmt und entwaffnet hätten? Ein schlagfähiger Bundesgenosse für Frankreich wäre es auf lange Zeit nicht, vielleicht nie mehr, gewesen. Denn Rußland wäre als Angreifer dem verwundbaren Zentrum deutscher und österreichischer Macht so fern gerückt.... daß es nicht mehr hinreichend wirksam für die französischen Armeen vor Metz und Straßburg hätte eingreifen können. Umgekehrt aber hätte es selbst, ohne das Glacis der westlichen Fremdvölker, dem deutsch-österreichischen Angriffe offengestanden[3]."

Bezieht sich das auf die Situation von 1879 und setzt es ohne weiteres voraus, daß Frankreich an diesem Kriege nicht teilgenommen haben würde — eine mehr als gewagte Hypothese — so ist aber für Noack auch der Zweifrontenkrieg gegen Rußland und Frankreich zugleich weder militärisch riskanter noch politisch weniger ertragreich. „Der entscheidende Gewinn eines siegreichen Zweifrontenkrieges mit einem erstrebten Haupterfolg gegen Rußland hätte schon in dem Faktum dieses Sieges selbst gelegen. Die dauernde Wirkung dieses Erfolges konnte nach

[1] Noack S. 194.

[2] Vgl. noch SS. 73, 80, 90ff., 99ff., 160, 164, 168, 252, 265f., 292, 308, 394f. 399, 425ff., 431, 444, 447, 481.

[3] Noack S. 91f.

dem Siege über Rußland territorial gesichert werden. Auf den Trümmern der russischen Herrschaft über die westlichen Fremdvölker konnte das Fundament einer gesicherten kontinentalen Machtstellung Deutschlands gegründet werden; dann wurde Rußlands Flanke entblößt, Deutschland aber an seiner östlichen Grenze unverwundbar .... Es stand dann Deutschland frei, im Westen auf Grundlage des status quo Frieden zu schließen; denn der Haupterfolg dort war, daß Frankreich durch Rußlands Zusammenbruch die Hoffnung verlor, Elsaß-Lothringen mit fremder Hilfe zurückzugewinnen. Darüber hinaus konnten Deutschland und Italien — und zwar auch im Falle der englischen Neutralität — Frankreich zu kolonialen Abtretungen zwingen und Englands Zustimmung durch Kompensationen aus dem Schatz französischer Kolonien erlangen[1]." Also ein gewaltiger Krieg, ohne militärisches Risiko, mit den gewaltigsten Gebietsveränderungen innerhalb Europas wie im kolonialen Bereich, die völlige Zertrümmerung des europäischen Rußland, des kolonialen Frankreich!

Eine solche Situation nicht auszunutzen wäre freilich mehr als ein Verbrechen, wäre eine politische Dummheit ersten Ranges gewesen!

Aber hat sich Noack mit seinen historischen Konstruktionen — schon mehr einer historischen Selbstbefriedigung — nicht selbst widersprochen?

Wo bleibt denn der Alpdruck der russischen und panslawistischen Gefahr für Deutschland und Österreich, wenn er gleichsam mit einem einzigen kräftigem Atemzuge des Träumenden weggefegt werden konnte? Eine Gefahr, die ohne das geringste Risiko nicht nur abgewehrt, sondern auch beseitigt und selbst ohne Gefahr späterer Wiederholung völlig aus der Welt geschafft werden kann, ist überhaupt keine Gefahr, um deretwillen ein verantwortlicher Staatsmann an die Entscheidung der Waffen appelliert.

Gerade die maßlose Überschätzung der russischen Gefahr durch Noack und seine ebenso maßlose Unterschätzung der Gefahr eines Zweifrontenkrieges für die Mittelmächte heben sich gegenseitig schon auf. Weder war die Gefahr, die für die Mittel-

[1] Noack S. 447.

mächte von Rußland her drohte, so groß, noch das Risiko des Krieges so klein, wie Noack es sich ohne Kenntnis der Wirklichkeit vorstellt. Gerade wenn der Krieg das Ziel haben sollte, die gesamte europäische Stellung Rußlands zu zertrümmern, wie hätte dies Ziel ohne vorheriges völliges „Weißbluten" erreicht werden können? Noack wendet hier wieder, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Situation von 1917/1918 auf die von 1879 oder 1887 an!

Und eben dieses beides rechtfertigt Bismarcks durch die ganzen Jahre hindurch festgehaltenen Entschluß, keinen Präventivkrieg zu führen und die schwere Last des Doppelfrontenkrieges, mit Bundesgenossen, deren militärische Stärke keineswegs auf der Höhe der Gegner war — das trifft sowohl auf den Vergleich Österreichs mit Rußland, wie auch auf den Italiens mit Frankreich zu — nur dann auf sich zu nehmen, wenn er wirklich unausweichlich war.

Ich glaube nicht, daß sich Bismarck eine zu geringe Einschätzung der eigenen politischen Fähigkeiten wie auch der militärischen Stärke Deutschlands vorwerfen läßt.

In zwei der allerdenkwürdigsten Urkunden seiner politisch-diplomatischen Tätigkeit, dem Schreiben an Salisbury vom 22. November 1887[1] und dem nur wenige Tage älteren Exposé des Reichskanzlers für die Unterredung Wilhelms I. mit Alexander III.[2], also in einem Augenblick, wo die Situation unmittelbar vor dem Ausbruch des Zweifrontenkrieges zu stehen schien und die politische Tätigkeit Bismarcks dahin ging, auf der einen Seite den russischen Kaiser und durch ihn Rußland zu beruhigen, auf der anderen die „Gruppe" gegen die russische Expansionslust durch Gewinnung Englands abzuschließen, also von beiden Seiten her den Krieg zu verhindern, tritt der Stolz des Kanzlers auf die militärische Stärke und Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes fast überwältigend hervor, fast in einer Form, die man als Kraftmeierei zu bezeichnen in der Versuchung sein würde, wenn sie nicht berechnet wäre, um auf der einen Seite den russischen Kaiser einzuschüchtern, auf der anderen den immer unentschlossenen Salisbury endgültig zu gewinnen.

Ein Vergleich der entscheidenden Sätze dieser beiden Urkunden lohnt; geradezu entzückend geht aus ihnen hervor, wie,

[1] G. P. Bd. IV, S. 376ff. [2] G. P. Bd. V, S. 320ff.

um die abschreckende und abkühlende Wirkung zu erhöhen, in dem für den Russen bestimmten Exposé die Zahlen um etwas erhöht sind, wobei zugleich die nationale Psychologie hier des Engländers, dort des Russen, einkalkuliert ist — eine Beobachtung, die für Bismarcks wirkliche Politik mehr aussagt, als ganze Bände von der Art der Noackschen Konstruktionen. Im Brief an Salisbury heißt es: „Seit fast einem Vierteljahrhundert bildet Deutschland jährlich 150000 Soldaten aus, so daß es heute über 3 bis 4 Millionen Mann zwischen 20 und 45 Jahren, die alle im Dienst ausgebildet sind, verfügen kann." Im Exposé für den russischen Kaiser: „Wir heben seit 25 Jahren jährlich 160000 Rekruten aus, was uns eine Zahl von 4 Millionen Leuten liefert, die im Waffenhandwerk ausgebildet und 20 bis 45 Jahre alt sind...[1]"

Aber auch hier, wo mit Bewußtsein die deutsche Stärke auf den höchsten Nenner gebracht ist, wird der Doppelfrontenkrieg für Deutschland als nicht verzweifelt, aber als voll Risiko und schweres Unglück für das Land bezeichnet. Man mag sagen, daß dies in einer, auf die Wirkung der Verhinderung des Krieges berechneten Aktion auch mehr Berechnung als wirkliche Überzeugung sei — aber die gleiche Auffassung Bismarcks findet sich durchgehend in allen seinen Äußerungen, schriftlichen wie mündlichen, aller Jahre, die hier zur Erörterung stehen. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes ungebührlich aufschwellen, Belege dafür geben zu wollen.

Bismarck hat die von Rußland und der panslawistischen Bewegung her für Europa drohende Gefahr gewiß nicht unterschätzt, noch viel weniger aber sie überschätzt. Er weiß immer, daß es von der panslawistischen Hetze und der Sprache der Presse bis zu verantwortlichen Entschlüssen des russischen Kaisers und seines Außenministers ein gewaltiges Stück Weges und daß die „iners moles" Rußlands so leicht nicht in Bewegung zu setzen ist — am ersten und nachhaltigsten noch durch einen Angriff gegen Rußland. Was er, abermals in dem Schreiben an Salisbury, als eine Wahrheit ausgesprochen hat, „Deutschland sei für einen anderen als einen Defensivkrieg wenig geeignet", das gilt ebenso und nach der ganzen Volksveranlagung noch

[1] Die Übersetzungen nach Schwertfeger, Wegweiser I, SS. 289 u. 318.



stärker für Rußland. Und so unterschätzte Bismarck in keinem Augenblick seiner politischen Wirksamkeit die Gefahren eines Doppelfrontenkrieges, zumal, wenn dieser Krieg angriffsweise geführt werden sollte, so wie es Noack für das einzig mögliche hält, und zwar nicht nur als strategische, sondern auch als politische Offensive! Auch die Ansicht des österreichischen Generalstabes, von Waldersee[1] und zeitweilig selbst von Moltke geteilt, über die Notwendigkeit einer Offensive gegen Rußland, konnte den Kanzler bekanntlich nicht umstimmen — daß nicht der Generalstab, sondern die politische Führung des Reiches über seine Führung zu bestimmen habe, ist ihm nicht zweifelhaft; aber selbst militärisch wird er die Auffassung Schweinitz' gebilligt haben, daß der Plan des Winterfeldzuges gegen Rußland selbst auf falschen militärischen Voraussetzungen beruhe[2]. Im Grunde ist es aber weder die Unterschätzung der russischen Gefahr, noch die Überschätzung der Gefährlichkeit des Zweifrontenkrieges, was Bismarck den Krieg besonders in der Form des Präventivkrieges ablehnen läßt. Auch er sah ein Bild Europas nach dem Kriege vor sich — und freilich ein anderes, der Wirklichkeit mehr entsprechendes als das, das Noack das Bild des Sieges benennt.

Auch hier wird es genügen, statt nach Noackscher Art in die Breite zu gehen und hunderte von Stellen der „Großen Politik" in extenso abzudrucken, nur eine Belegstelle zu geben; denn die Bismarcksche Vorstellung von den politischen Folgen auch eines siegreichen Krieges nach beiden Fronten hat sich niemals geändert. Am instruktivsten für diesen Zweck ist das Schreiben Bismarcks an den Kronprinzen Wilhelm vom 9. Mai 1888[3].

Daß es nicht möglich sei, Rußland politisch oder auch nur militärisch zu „zertrümmern", ist die Grundlage dieser wie aller auf die Situation des Krieges gegen Rußland sich beziehenden Bismarckschen Äußerungen[4]. Polens teilweise Wiederherstellung muß man allerdings mehr Österreich überlassen als selbst be-

[1] Von Noack stark als Kronzeuge verwandt; vgl. SS. 387, 398f., 402. Dabei ist Waldersee alles andere als ein klassischer Zeuge. Schon 1889 will er Österreich ganz aufgeben; vgl. Denkwürdigkeiten II, S. 45, einige Jahre später es sogar mit Rußland zusammen auflösen, vgl. Bd. II, S. 276, 353, 407, 418.

[2] Schweinitz II, S. 350ff. [3] G. P. Bd. VI, S. 304ff.

[4] Vgl. auch Schweinitz II, S. 316.

treiben — vorübergehend. Denn Bismarck ist ständig überzeugt, daß die Folge dieses erneuten Polens die abermalige Verbindung der drei Kaisermächte und erneute Aufteilung Polens sein werde. Denn daß Polen mit der Vorenthaltung der preußischen Provinzen des alten Polen sich abfinden werde, war ein Gedanke, der wohl Noack, der aber Bismarck und den Polen niemals gekommen ist.

Aber Rußland wird durch die Abnahme Kongreßpolens militärisch stärker, nicht schwächer; denn der weit nach Westen vorgeschobene Rumpf Polens setzt es ständig unter den doppelten Flankendruck eines gleichzeitigen deutschen und österreichischen Angriffs. Rußland wird also, anders wie Noack sich das vorstellt, schwerer angreifbar, wenn es nach Osten zurückgedrängt wird und hat eine gesichertere Aufmarschlinie.

Noack folgt etwa dem Gedankengang des Kronprinzen Wilhelm von der dauernden politischen Nachwirkung einer russischen Niederlage. Bismarck weist demgegenüber darauf hin, daß in wenigen Jahren Rußland militärisch wieder „fertig“ sein werde, wie es auch bei Frankreich, obgleich seine Kampfmittel 1870/71 in einer Vollständigkeit zerstört seien, „wie es Rußland gegenüber wegen dessen geographischer Ausdehnung niemals gelingen werde“, der Fall sei.

Das europäische Bild des Sieges wird nicht ein Europa mit aufgehobenem Gleichgewicht zeigen, in dem Deutschland jedem, dem es will, die eigenen Bundesgenossen einbegriffen, die pax Germana diktieren kann, sondern ein Europa, dessen beide stärkste Militärmächte, gedemütigt und geschlagen, jedoch nicht vernichtet, „jede günstige Gelegenheit“ benutzen werden, „um im Bunde mit anderen über uns herzufallen“ — es sei denn, daß sie alle paar Jahre wieder durch erneute Präventivkriege am Wiedererstarken verhindert werden.

Aus der Schlüsselstellung Europas ist Deutschland dann in die extremste politische Peripherie gedrängt, keineswegs auch nur gegen den Verlust seiner bisherigen Bundesgenossen gesichert. Weder Italien noch Österreich sind für das deutsche Bündnis pupillarisch sicher, und auf jeden Fall werden dann sie am längeren Hebel des Bündnisses sitzen, immer in der Lage, wachsende Ansprüche und „unbillige Zumutungen“ an den deutschen Bundesgenossen zu stellen oder sich auf seine Kosten sogar mit den Gegnern zusammenzufinden!

In diesem Tableau erscheint nicht einmal England in der Reihe der möglichen Gegner, sondern nur „möglicherweise" zu sehr „mit seinen inneren Angelegenheiten" beschäftigt, um sich um äußere Politik und kontinentale Angelegenheiten kümmern zu können. Wer könnte aber sagen, ob nicht England im Fall eines deutschen Sieges, immer weiterer deutscher Siege, die die deutsche Hegemonie Europas nur zu einer Frage der Zeit machen, es für nützlicher hält, auch seinerseits im Bund mit den andern dieser exorbitanten Macht entgegenzutreten?

Auch in diesem Schreiben scheut Bismarck nicht den Krieg, sondern seine Folgen. Ja, er geht so weit, den künftigen Kaiser vorsichtig zu sondieren, ob er entschlossen sei, seinerseits Krieg zu führen[1]. Wenn ja, bietet er seine ganze politische Kunst dazu, den Krieg isoliert gegen Frankreich zu führen. Auch auf diesem Wege wird es, bei vermindertem politischen und militärischen Risiko, möglich sein, den Doppeldruck auf die Mittelmächte zu entlasten.

Schon diese wunderbar feine Kombination zeigt deutlich, daß bei Bismarck von einer „Frieden um jeden Preis-Politik" keine Rede sein kann; ob allerdings Frankreich, in der Aussicht, auf russische Hilfe verzichten zu müssen, es seinerseits bis zum Kriege hätte kommen lassen, ist eine andere Frage, die sich Noack, wie so manche andere, nicht vorgelegt hat.

Wir werden abschließend, soweit das im Rahmen eines kurzen Aufsatzes überhaupt möglich ist, sagen können, daß die Bismarcksche Friedenspolitik, orientiert nicht an vorübergehenden politischen Möglichkeiten und militärischen Bedürfnissen, sondern, wie Bismarck selbst voll berechtigten Stolzes sagt, „eine vorausschauende Politik im großen Stile, welche ihre Aspirationen nicht den Verhältnissen eines einzelnen Jahres entnehmen kann, sondern längere Zeiträume ins Auge fassen muß", weder in Unterschätzung politischer Gefahren noch in Überschätzung militärischer Risiken, sondern in dem wundervoll richtigen Abschätzen aller Möglichkeiten und in der Voraussicht kommender europäischer Verwicklungen, Vorsicht und Kühnheit, wie stets wundervoll miteinander vereinigend[2], den einzig möglichen Weg

[1] Vgl. Noack S. 428.

[2] Vgl. Schweinitz Bd. II, S. 254; auch S. 379f., wo die in aller Kürze großartigste Bismarckbiographie steht, die je geschrieben ist.

gegangen ist, um Deutschland im Frieden die Stellung zu erhalten, die es durch drei siegreiche Kriege gewonnen hatte.

Noacks Kritik, wie seine Gegenbilder, ohne jede Kenntnis der Wirklichkeit aufgemacht, nirgends bis in ihre eigenen Konsequenzen durchdacht, sind nichts als luftige Konstruktionen, weder schön noch geschlossen.

Das ist auch kaum anders möglich. Baut Noack doch auf einer völlig falschen Vorstellung von den Grundzügen, vom Wesen der Bismarckschen Außenpolitik; und wenn so die Fundamente nicht gesichert sind, kann es nicht wundern, daß der ganze Bau wackelt. In diese Wurzeln der Noackschen Auffassung wollen wir nun ein wenig hineinsehen.

„Der psychologische Schwerpunkt und Angelpunkt der Friedenspolitik Bismarcks" liegt für Noack in dem Bestreben, die monarchische Ordnung wenigstens im mittleren und östlichen Europa aufrechtzuerhalten. „Es muß als unzweifelhafte Gewißheit gelten, daß diese Politik, die das Schicksal Deutschlands bedeutet hat, nicht der Ausfluß rein machtpolitischer Berechnung ist und noch weniger getragen ist von dem zukunftsmächtigen Willen, die schwebenden und heraufdrängenden Schicksalsfragen des Erdteiles im deutschen Sinne zu lösen und zu meistern[1]." Zur Begründung dieses ungeheuerlichen Vorwurfes, Bismarck habe dem monarchischen Internationalismus die deutschen Interessen zum Opfer gebracht — ein Vorwurf übrigens, den Bismarck selbst in ähnlicher Form während des Kampfes um das österreichische Bündnis seinem eigenen Kaiser gemacht hat[2] — verweist Noack auf die Gedanken und Erinnerungen, wo freilich der Satz zu finden ist: „Die Erhaltung eines Elementes monarchischer Ordnung in Wien und Petersburg, und auf der Basis beider in Rom, ist für uns in Deutschland eine Aufgabe, die mit der Erhaltung der staatlichen Ordnung bei uns selbst zusammenfällt[3]."

Ob es aber möglich ist, auch unter Verwendung dieses Satzes eine Außenpolitik Bismarcks zu konstruieren, die nichts ist als eine Funktion seiner konservativen Innenpolitik?

Das heißt Bismarck ganz in das Schema Metternichscher Staatskunst hineinbringen, ihn dem Jahrhundert einer „ver-

[1] Noack S. 471. vgl. weiter SS. 93, 105, 133, 274, 298 etc.
[2] Vgl. G. P. Bd. III, S. 108. [3] Volksausgabe Bd. II, S. 279.

gangenen Kabinettspolitik" zuzuweisen. Noack tut das auch unbedenklich[1], um den Unterschied zwischen dieser veralteten Diplomatie und der neuen veränderten Zeit, der Bismarck nicht mehr gewachsen sein konnte, deutlich zu akzentuieren. Seine unzulängliche Außenpolitik, die Kabinettsinteressen an die Stelle nationaler Notwendigkeiten setzte, ist dann nichts als die Funktion der allgemeinen Zurückgebliebenheit Deutschlands; das ergibt dann auch eine größere Geschlossenheit der historischen Beweisführung, etwa von der Art, daß ein System, das innerlich nicht mehr zeitgemäß ist, auf keinem Gebiete mehr etwas leisten könne. Das Schicksalhafte der Entwicklung Deutschlands, die Tragik, daß ein innerliches Zurückgebliebensein gleichbedeutend sein mußte mit einer Außenpolitik, deren Unzulänglichkeit denn zuletzt ihre eigenen innerpolitischen Voraussetzungen und Bedingungen vernichtete, tritt damit in das hellste Licht. „Bismarcks Überzeugung von der Notwendigkeit internationaler monarchischer Solidarität zur Ermöglichung einer konservativen Innenpolitik, entsprang den einst herrschenden Ideen jener nun mehr als ein Menschenalter zurückliegenden Epoche, in der national und revolutionär identische Begriffe gewesen waren und in der ein patriarchalisches Walten der Fürsten über ihren Völkern zum letztenmal möglich erschienen war, so daß die Freundschaft der Fürsten auch die Freundschaft der Völker bedeutete. Aber dafür waren jetzt alle Voraussetzungen verloren gegangen....[2]"

In dieser Konstruktion, die Bismarck in die alte Zeit hinüberweist und aus seiner innerpolitischen Verknöcherung die Mißerfolge und das Scheitern seiner Außenpolitik ableiten will, können wir nun freilich nichts sehen als eine Trübung und Verzerrung des geschichtlichen Bewußtseins ohnegleichen.

Daß Bismarcks Wurzeln in der Zeit der Heiligen Allianz mit ihrer Verquickung von dynastischen und nationalen Interessen liegen, wird niemand bestreiten. Wie man aber den Junker, der doch schon Olmütz durchaus realpolitisch aus der damaligen militärischen Schwäche Preußens, nicht aus der Identifizierung monarchischer und nationaler Interessen zu rechtfertigen versucht hatte, noch in der Alterspolitik des preußisch-deutschen

[1] Noack S. 299. [2] Noack S. 298.

Staatsmannes wiederfinden will, ist mir unerfindlich. Gilt nicht ohnehin für Bismarck, was für jeden Großen, der an der Grenze zweier Zeitalter aufgewachsen ist, gilt: „Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet. Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht?"

Bismarcks gesamte Wirksamkeit ist weit mehr revolutionär als konservativ! Wie kann man von ihm, der mit revolutionären Mitteln den deutschen Nationalstaat geschaffen hat, noch die Identifizierung von „national" und „revolutionär" zutrauen! Haben seine konservativen Freunde von einst nur mit innerem und äußerem Schauder seine Innen- und Außenpolitik als antikonservativ, als revolutionär empfunden und je länger je mehr abgelehnt, so haben sie damit ein weitaus richtigeres historisches Gefühl bewiesen, als der nachlebende Historiker Noack, der doch schon durch historische Distanz davor geschützt sein sollte, eine so unglaublich falsche historische Einreihung vorzunehmen. Bedeutet schon die Abstempelung Bismarcks auf die vergangene Zeit der Heiligen Allianz ein historisches Falschurteil ersten Ranges, so noch mehr die Auffassung, als sei Bismarcks Außenpolitik nichts als die Hilfskonstruktion „zur Ermöglichung einer konservativen Innenpolitik". Die Lehre vom Primat der Außenpolitik, die Ranke und seine Nachfolger doch gerade unter der Einwirkung der Bismarckschen Außenpolitik entwickelt haben und die unter dieser historischen Erfahrung ohne Zweifel eine Überspitzung erhielt, ist der Gegenbeweis aus der Geschichtswissenschaft gegen Noacks These!

Das soll selbstverständlich nicht bedeuten, die innerpolitische Einstellung Bismarcks verfälschen zu wollen. Noack hat natürlich Recht darin, daß Bismarcks tiefste Überzeugung zu der monarchischen Ordnung hingeht, daß er trotz aller revolutionären Handlungen „konservativ" in bezug auf die Gestaltung des Staatslebens ist, daß er zeitlebens seine Abneigung gegen Parlamentarismus und Demokratie behalten hat, ja, ich gebe ihm sogar ohne weiteres zu, daß diese Einstellung Bismarcks ein tragisches Verhängnis für Deutschland geworden ist, weil er die lebendigen Volkskräfte zu sehr an der Peripherie des Staatslebens verharren ließ und dadurch die innerpolitischen Voraussetzungen für den inneren Zusammenbruch Deutschlands erst geschaffen hat! Aber Noack hat den Akzent durchaus ver-

schoben! Fast wäre man versucht, die Glieder des oben zitierten Noackschen Satzes umzukehren und von Bismarcks Überzeugung von der Notwendigkeit konservativer Innenpolitik zur Ermöglichung monarchischer Solidarität zu sprechen; doch scheint uns mit solchen dialektischen Methoden wenig gewonnen zu sein, obgleich Bismarck seine Abneigung gegen das parlamentarische Prinzip häufig damit begründet hat, daß eine Außenpolitik auf lange Sicht und mit festen Zielen durch den Parlamentarismus nicht nur nicht begünstigt, sondern oft geradezu unmöglich gemacht werde. Statt vieler Belegstellen gebe ich auch hier nur wieder eine, aus dem Gespräch mit dem italienischen Botschafter Graf Launay vom 31. Januar 1882[1]: „Ich habe... darauf hingewiesen, daß nicht alle Länder eine gleiche Garantie für die strikte Ausführung ihrer Verpflichtungen zu bieten vermöchten, namentlich die Staaten nicht, in denen das Parlament schwerer ins Gewicht falle als die Dynastie. Als Beispiel führte ich England an, mit welchem schon deshalb keine dauernde Allianz zu schließen ist, weil die innere Politik dort der äußeren vorgeht...."

Es wäre natürlich eine Überspannung, nun in Umkehrung der Noackschen Theorie zu erklären, daß die Bismarcksche Innenpolitik nichts als eine Funktion seiner Außenpolitik sei und auch insofern der Primat der Außenpolitik besonders wirksam hervorträte. Allerdings besteht zwischen der Bismarckschen Außen- und seiner Innenpolitik eine gewisse prästabilierte Harmonie gemeinsamer Abneigung gegen das parlamentarische Prinzip. Aber seine Außenpolitik wird dadurch nicht zu einem Hilfsmittel seiner Innenpolitik, sondern das Gegenteil ist richtig: mit Argumenten der Innenpolitik stützt Bismarck das Prinzip seiner Außenpolitik, nicht umgekehrt mit Argumenten der Außenpolitik das Prinzip seiner Innenpolitik; insofern besteht bei ihm ganz ausgesprochen ein Primat der Außenpolitik. Und keinesfalls hat er dabei ein System von der Notwendigkeit internationaler monarchischer Solidarität entwickelt!

Dies System beschränkt sich lediglich auf die Grenzen des für die deutsche Außenpolitik Notwendigen, also auf den Zusammenhalt der drei großen kontinentalen Mächte. Dies System

[1] G. P. Bd. III S. 207.

etwa auch auf Frankreich auszudehnen, wie es dem Interesse eines konservativen Legitismus entsprechen würde, hat Bismarck ständig abgelehnt. Die Unterstützung der republikanischen Staatsform in Frankreich, auch gegen gelegentliche Versuchungen und Anwandlungen des eigenen Souveräns, ist ihm stets ein Gebot der deutschen Außenpolitik gewesen. Die geringere Bündnisfähigkeit des republikanischen Frankreich in einem noch durchweg monarchischen Europa ist dabei das entscheidende Moment; allerdings kommt der alte Groll gegen die Demokratie gelegentlich auch in dem anderen Argument zum Ausdruck, die Praxis der französischen Republik sei ein negatives Muster für demokratische und republikanische Bestrebungen in Europa.

Wie stark Bismarck das Bedürfnis empfand, seine Außenpolitik, die nicht auf ein monarchisches System Europas, sondern auf die Erhaltung des europäischen Friedens im Interesse Deutschlands gerichtet war, mit innerpolitischen Argumenten zu stützen, wie meisterhaft er den wirklichen „Legitimisten" gegenüber, in erster Linie dem russischen Kaiser Alexander III., aber auch dem eigenen Souverän gegenüber die innerpolitische Karte ausspielte, geht aus dem von Noack nicht recht gewürdigten[1] Bericht Bismarcks über den Besuch des russischen Ministers Giers in Friedrichsruh[2] hervor. Noch viel stärker in den Gedanken und Erinnerungen ist da die Überzeugung ausgesprochen, „daß wir uns bemühen sollten, ebensosehr zur Erhaltung des Friedens als zur Konsolidierung der in Europa noch bestehenden monarchischen Einrichtungen das intime Einverständnis der drei Kaiser als der mächtigsten europäischen Monarchen herzustellen und damit den Fortschritten der Demokratie und den Drohungen der Anarchie einen Damm entgegenzustellen.... Ew. Maj. wären an Kriegsmacht stark genug, um auch ohne festes Bündnis durch die Welt zu kommen, aber die Erhaltung der monarchischen Institutionen da, wo sie noch beständen, wäre nur durch das Zusammenstehen der Monarchen zu ermöglichen, deren Interessen durch die Umsturzparteien aller Gattungen viel mehr bedroht wären, als durch ihre im Vergleich damit unbedeutenden Rivalitäten über Einfluß, Prestige und Vergrößerungen."

[1] Vgl. Noack S. 169.

[2] Bericht Bismarcks an Kaiser Wilhelm I. v. 16. XI. 83, G. P. Bd. III, S. 302ff.

Scheint dieser Passus geradezu das Hohe Lied der „Notwendigkeit internationaler monarchischer Solidarität zur Ermöglichung einer konservativen Innenpolitik“[1] und also durchaus geeignet zu sein, die Auffassung Noacks zu bestätigen — so hat Bismarck diesen Eindruck selbst wieder zerstört. Einige Tage später übersendet er Abschrift dieses Berichts an Reuß nach Wien und fügt ihm noch ein Schreiben hinzu, in dem freilich von der Notwendigkeit der Erhaltung guter Beziehungen zwischen den drei Ostmächten sehr viel, aber von der Notwendigkeit monarchischer Solidarität gar nichts gesagt wird. Wohl aber gibt Bismarck in diesem Briefe eine fast zynische Erklärung seines Hohen Liedes auf den Monarchismus. Er habe erkannt, schreibt er, nicht sowohl Giers, als vor allem auch Kaiser Alexander sei „in einer langsamen aber stetigen Bewegung in unser gemeinsames Fahrwasser begriffen“, und zwar aus „Abneigung des Kaisers gegen Entschließungen von großer Tragweite und dem monarchischen Instinkte, welcher ihm sagt, daß die Kriegshetzer keine Stützen seines Thrones sind.... Aus diesem Grunde habe ich Herrn von Giers gegenüber die Bedeutung unseres Bündnisses als Bollwerk gegen revolutionäre Gefahren besonders akzentuiert[2].“

Das sei eine fast zynische Erläuterung, habe ich gesagt. Den großen Legitimisten gegenüber — und das sind Alexander III. und Wilhelm I. mehr als alle anderen lebenden Europäer — muß der große Realpolitiker sein Gebäude einer Außenpolitik, die Gewichte und Gegengewichte Europas verteilt, um Deutschland überall in der Hinterhand zu lassen und ihm die Schlüsselstellung zu erhalten, mit der Sublimierung von Monarchismus und Legitimismus krönen. Für seine deutsche, nicht für seine international monarchistische Politik muß er die stärksten Monarchen gewinnen, und er packt sie da, wo sie am sterblichsten sind, nämlich bei der Sorge um die Erhaltung ihrer erhabenen Stellung, bei der Pflege ihrer dynastischen Interessen. Nichts ist ihm zu heilig, um nicht als Mittel für seine Zwecke dienen zu müssen, auch nicht die Erhabenheit der Monarchie; aber seinem Gehilfen in Wien gibt er die monarchischen Vorurteile zu einem kleinen diskreten Gelächter preis, wenn er ihm, sich halbwegs für diesen Überschwang entschuldigend, andeutet: Merkst du, mit was für

[1] Noack S. 298. [2] G. P. Bd. III, S. 305.

einem feinen Leim ich diesen hohen Vogel für meine Politik eingefangen habe? Wie er mit diesem dickaufgetragenen Legitismus selbst Giers ein wenig hinters Licht geführt hat, geht aus demselben Bericht an den Kaiser hervor. Giers hatte nach dem Umfang des Bündnisses mit Italien gefragt; Bismarck sagte ihm, „daß unser Bündnis mit Italien mehr auf die innere als auf die auswärtige Politik Einfluß üben solle. Wir rechneten wenig auf aktive italienische Hilfe in einem französischen Kriege, aber unser Bündnis mit Italien diene zur Befestigung der Monarchie daselbst gegen die von Frankreich ausgehende republikanische Propaganda[1].“ Eine außerordentlich fein berechnete Mischung von halben Wahrheiten — im ganzen doch eine glatte Täuschung! Wohl rechnet Deutschland wenig auf direkte italienische Hilfe in einem französischen Kriege, desto mehr aber darauf, „dem uns verbündeten Österreich für den Kriegsfall die Sorge der Deckung seiner italienischen Grenze nach Möglichkeit abzunehmen[2].“ Wohl ist auch Erhaltung der Monarchie in Italien ein Zweck des Bündnisses, aber kein Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, um Italien um so sicherer von dem Bündnis mit der französischen Republik fernzuhalten!

Wie der Legitimismus gegenüber dem russischen Kaiser als ein Lockmittel, als stärkster Kitt für das Deutschland unentbehrliche Dreikaiserverhältnis angewandt wird, so zugleich in diesem Fall als ein Mittel, um Giers von der richtigen Spur abzulenken.

Sollen wir diese Haltung des Kanzlers als einen bloßen Macchiavellismus ansehen? Gewiß nicht! Die Dinge sind viel feiner gelagert, als Noack es zu sehen vermag. Alle diese Argumente zugunsten einer monarchischen Solidarität, zwar in ihrer Wirkung auf die drei Kaiser als die Träger der Entente berechnet, dicker aufgetragen, als es sonst Bismarcks Art entspricht — daher die halb entschuldigende Erläuterung an den eigenen Botschafter — dienen nicht nur dem guten Zweck, Europa und den drei beteiligten Mächten den Frieden zu wahren; sie sind ja auch nicht gegen Bismarcks Überzeugung! Er heuchelt nicht, wenn er die Monarchen auffordert, ihren Frieden durch gemeinschaftliche Berücksichtigung ihrer monarchischen Interessen zu wahren; er zeigt ihnen nur die Linie der für Deutschland, aber auch für Rußland und Österreich-Ungarn nützlichsten

[1] G. P. Bd. III, S. 303. [2] G. P. Bd. III, S. 247.

Politik in einem für sie besonders hellen Licht, in dem der erhabenen Mission, die ihnen als Herrschern zum Wohl ihrer Völker anvertraut ist!

Kein Macchiavellismus, nur eine Staatsklugheit, die zu einem Ziel, wie es die Befriedung Deutschlands und Europas ist, alle Kräfte anzuspannen weiß, unter Ausnutzung auch persönlicher Schwächen und Vorurteile der Monarchen, aber keine Falschheit: denn dieser Realpolitiker ist ja überall da Monarchist und Legitimist, wo er es, mit gutem Gewissen seinem Reich und Volk gegenüber, sein kann! Denn darauf läuft es doch hinaus: Ist nicht diese Außenpolitik Deutschlands zwangsläufig gebunden, einerlei, auf welchem innerpolitischen Standpunkt ihr Leiter steht?

Noack hat ja freilich die große nationale Aufgabe des gemeinsamen Krieges gegen Rußland aufgestellt. Zu welchen Hirngespinsten und schweren geschichtlichen Fehlperspektiven das geführt hat, haben wir gesehen und brauchen wir nicht zu wiederholen. Hier nur soviel, daß doch für jede deutsche Politik, auch für die eines parlamentarisch regierten Deutschland, gewisse Grundverhältnisse gegeben waren!

Das eine ist die Feindschaft Frankreichs, zu beseitigen wohl nur durch die freiwillige Rückgabe Elsaß-Lothringens. Daran konnte wohl auch ein auf innere Umbildung Deutschlands bedachter Staatsmann nicht denken. Die Konstanz der französischen Revanchelust würde auch bei einer andern inneren Struktur Deutschlands sich nicht geändert haben, ebenso aber auch nicht die zweite Notwendigkeit, nach der Beseitigung des deutschen Dualismus die Beziehungen zu Österreich freundschaftlich zu gestalten, um ein österreichisch-französisches Bündnis, das leicht der Mittelpunkt einer erweiterten Koalition gegen Deutschland werden konnte, zu verhindern. Der „cauchemar des coalitions“ war eine von der inneren Struktur Deutschlands unabhängige Gegebenheit, jedenfalls für das Deutschland, das durch drei siegreich geführte europäische Kriege eine starke Störung des bisherigen europäischen Gleichgewichtes hervorgerufen hatte.

So sieht ja auch Noack in dem deutsch-österreichischen Bündnis das Gegebene — die Konsequenz daraus ist für ihn aber auf jeden Fall der Zweifrontenkrieg, den er nicht nur für

unausbleiblich und unausweichlich, sondern auch für nützlich und geboten ansieht, für uns aber der Versuch, die beiden östlichen Kaiserreiche in einem freundnachbarlichen Verhältnis zueinander zu halten, also die Drei-Kaiser-Entente.

Liegt diese Politik — bei dem verderblichen Risiko des Zweifrontenkrieges und seiner Folgen — aber in der Gegebenheit der Lage Deutschlands nach den Einigungskriegen, so ist sie nicht von irgendwelcher inneren Politik abhängig, sondern das einzige, was die deutsche Politik erstreben kann, wenn sie Deutschland und Europa den Frieden erhalten soll.

Schon daraus geht hervor — ich greife auf früher schon Gesagtes nicht mehr zurück — daß Bismarcks Außenpolitik nicht die Folge seiner Vorliebe für das monarchische System Europas ist (die gleichwohl bestehen mag), sondern durchaus der „Ausfluß rein machtpolitischer Berechnung!“ Man kann aber wohl weiter gehen und sagen: Außenpolitische Notwendigkeiten, nicht innenpolitische Neigungen haben Bismarcks System geschaffen, neben dem Bündnis mit Österreich und noch vor dem erweiterten Bündnis mit Österreich und Italien, der „Friedensliga“, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den drei Kaisermächten zu pflegen.

Der Dreibund, die Friedensliga, ist nichts als eine Aufnahmestellung für den Fall, daß auf die Dauer die beiden Deutschland befreundeten Kaisermächte nicht zusammenzuhalten waren. Er ist eine Aufnahmestellung, nicht mehr! Daß ihn nachbismarckische Politik dann zur Hauptstellung gemacht hat, unter Aufgabe des Versuches, Rußland und Österreich mit oder ohne Dreikaiserentente — also seit 1887 durch das System der Rückversicherung — auseinanderzuhalten (auch die Dreikaiserentente hat für Deutschland immer mehr den Zweck gehabt, die beiden anderen Mächte auseinander statt zusammenzuhalten) ist die entscheidende Abweichung von der Bismarckschen Friedenspolitik, und sie, nicht die Friedenspolitik, ist das erste Glied der Kausalkette, die zum Zusammenbruch Deutschlands und der drei Kaisermächte geführt hat. Auch dadurch ist Bismarcks Erkenntnis, das Aufgeben der Solidarität zwischen den drei Kaisermächten werde zuletzt für sie alle verhängnisvoll werden, vollauf bestätigt.

War aber diese Außenpolitik durch genaueste machtpolitische Berechnung getragen, so ist die Unterfütterung des Bündnisses durch die legitimistischen Interessen der drei Kaiser nur akzessorisch und verstärkend, keinesfalls aber kausal bedingend!

Den russischen Kaiser durch das Voranstellen der Gemeinsamkeit monarchischer Solidarität bei der Stange zu halten, mußte selbstverständlich einem Staatsmann, an dessen konservativen und antiparlamentarischen Antezedentien Europa nicht zweifeln konnte, näher liegen und leichter gelingen als beispielsweise einem deutschen Kanzler, der sich für Deutschland das Paktieren mit den modernen Ideen, dem parlamentarischen System, als Ziel gestellt hätte. Aber auch ein solcher Staatsmann hätte doch nicht mit den panslawistischen Ideen, den umstürzlerischen und extrem expansiven deutschfeindlichen Bestrebungen in Rußland paktieren können. Auch er hätte stets versuchen müssen, den Kaiser als den maßgebenden Faktor der russischen Politik irgendwie an der Stange zu halten, nur daß er den Hinweis auf die monarchische Ordnung Europas nicht mit dem gleichen Nachdruck und Erfolg als Argument für seine Befriedungspolitik hätte verwenden können.

So betrachtet — und dies ist die einzig logische Betrachtung— ist die Bismarcksche Innenpolitik nicht der „psychologische Schwerpunkt und Angelpunkt der Friedenspolitik Bismarcks".

Einen solchen „psychologischen" Schwerpunkt der Bismarckschen Außenpolitik gibt es nicht; der Realpolitiker, dem es darauf ankommt, die Gegebenheiten jeweils richtig zu erkennen und zu verwenden, wird ja immer mehr einen „physischen" als einen „psychologischen" Schwerpunkt haben.

Daß durch die innere Zustimmung Bismarcks zur Monarchie und seine gerade auf außenpolitischem Gebiet orientierte Abneigung gegen das parlamentarische System eine starke Geschlossenheit in die Politik Bismarcks hineinkommt, ist richtig — aber nicht die innenpolitische Neigung, sondern die außenpolitische Notwendigkeit ist in diesem System das Primäre, und so ist Noacks Konstruktion eines Bismarckschen Systems innenpolitischer Bindungen und ihnen entspringender außenpolitischer katastrophaler Versäumnisse und Irrtümer ebenso verfehlt, wie seine Konstruktion des siegreichen Krieges gegen das Zarentum und der ihm folgenden Neuordnung Europas unter deutscher Ägide!

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsch-englischen Bündnisverhandlungen von 1901 und ihre Ergebnisse.

Von
Heinrich Walther.

Es ist aus Eckardsteins Erinnerungen und Denkwürdigkeiten und aus den diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes bekannt, daß der Kolonialminister Joe Chamberlain schon im Jahre 1898, dann wieder 1901 ein Defensivbündnis mit Deutschland anregte. Diese Tatsache ist allgemein in die deutsche Geschichtsschreibung übergegangen und vielfach erörtert worden. Das Verhalten der deutschen Regierung bei diesen Verhandlungen hat zur schärfsten Kritik geführt, von Eckardstein und der auf seiner Darstellung ruhenden leidenschaftlichen Anklage Fischers (Holsteins Großes Nein Berlin, 1925) an bis zu Erich Brandenburg (Von Bismarck zum Weltkriege [2] Berlin, 1925) und Friedrich Meinecke (Geschichte des englisch-deutschen Bündnisproblems 1890—1901; München-Berlin, 1927). Den Ernst der Lage drückt Brandenburg aus, indem er am Schluß seines Kapitels „Deutschland und England am Scheidewege" in Beziehung auf das deutsche Verhalten das Wort zitiert:

> „Was man von der Minute ausgeschlagen,
> Bringt keine Ewigkeit zurück."

Max Lenz (Deutschland im Kreise der Großmächte 1871 bis 1914; Berlin 1925) glaubt mit wenigen anderen Forschern, daß ein Bündnis mit England kein Glück für Deutschland gewesen wäre. Aber die Tatsächlichkeit des von Eckardstein und den deutschen Akten Berichteten steht auch ihm fest.

Nach Erscheinen der britischen Dokumente hat dann Justus Hashagen (in den „Neuen Jahrbüchern für Wissenschaft und Jugendbildung", Jahrg 1928, 3. Heft, Teubner-Leipzig) in dem Aufsatz: „Zu den Deutsch-Englischen Bündnisverhandlungen

von 1898—1901" Kritik an der bisherigen deutschen Auffassung geübt. Seinen Anregungen verdanken die folgenden Ausführungen ihre Entstehung. Sie sind im Dezember 1928 niedergeschrieben. Ungünstige Umstände verzögerten die Drucklegung. Inzwischen erschien Gerhard Ritters gedruckter Vortrag „Die Legende von der verschmähten englischen Freundschaft 1898/1901", (Freiburg i. Br. 1929). Das wichtige Ergebnis Ritters ist, „daß Eckardstein auch schon in seinen Berichten nach Berlin von 1901 die Bereitschaft Englands zum Bündnis zum mindesten in ganz einseitiger und übertreibender Weise dargestellt hat, ja, daß man von einem Bündnisangebot der Engländer im eigentlichen Sinn des Wortes überhaupt nicht sprechen darf" (a. a. O. 28f). Schon dieser Satz aber beweist die Mängel des Vortrages Ritters, der zwar im wesentlichen das Richtige sieht, aber, wie es in der Natur eines Vortrages liegt, keinen wissenschaftlichen Beweis erbringt. Er äußert sich daher auch weiterhin unbestimmt, z. B. S. 30: „Danach scheint mir auch die Möglichkeit sehr gering, den Widerspruch beider Berichte so aufzulösen, daß wir annehmen, beide Unterredner seien sich auf halbem Wege entgegengekommen usw." (vgl. auch die Fußnote zu S. 31). Die verstärkte Zurückhaltung Lansdownes mag wirklich, wie es Eckardstein darstellt, mit „einer sehr unglücklichen Einmischung des Kaisers in die chinesische Kriegsentschädigungsfrage zusammenhängen" (a. a. O. S. 32). Auch auf S. 35f. äußert sich Ritter unbestimmt.

So ist hier die Frage der deutsch-englischen Bündnisverhandlungen 1901 noch nicht in einer wissenschaftlich befriedigenden Weise geklärt, und so ist nachstehende Untersuchung, die zu gleicher Zeit mit Ritters Vortrag und unabhängig von ihm entstanden ist, gerade nach dem Hinweis auf das Problem durch Ritter notwendig. Meineckes Darlegungen in der Delbrück-Festschrift („Am Webstuhl der Zeit", 1928, S. 82—90) befriedigen keineswegs. Klarer als Ritter und Meinecke sieht Curt Schütt in „Der Weg zur Freiheit", 9. Jahrg. Nr. 11 („Die Britischen Dokumente zur Geschichte der deutsch-englischen Bündnisverhandlungen von 1901"). Aber auch dieser Artikel macht eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung nicht überflüssig. Eine genaue Vergleichung der bei Eckardstein, in den deutschen Akten und den britischen Dokumenten vor-

liegenden Quellen führt zu sicheren und unanfechtbaren Ergebnissen. Nur teilweise richtig gesehen sind die Tatsachen bei Willy Becker „Fürst Bülow und England 1897—1909" (Greifswald 1929) (vgl. bes. S. 214—216). Aber gerade dies Buch zeigt, mit seinen Unklarheiten, Fragen und Widersprüchen in der Beurteilung der Bündnisfrage im Jahre 1901, die Notwendigkeit einer endgültigen Klärung durch Quellenkritik.

Auch die Dissertation von Walter Löding, „Die deutsch-englischen Bündnisverhandlungen 1898 bis 1901. Ihr Verlauf auf grund der deutschen und der englischen Akten", (Hamburg 1929) führt nicht zu letzter Klarheit. Es heißt z. B. S. 78: „Entscheidend für die Entwicklung der eigentlichen Bündnisdiskussion und die Stellungnahme beider Regierungen ist die Frage der ersten Anregung der Verhandlungen. Leider gibt es hierauf keine endgültige Antwort, da die weitgehenden Widersprüche in den Akten sich nicht ganz auflösen lassen." Oder S. 81: „Aussage steht gegen Aussage; der Widerspruch ist schwer löslich...... Eine Färbung der amtlichen Mitteilungen konnte schwerlich so weit gehen, daß das absolute Gegenteil der tatsächlichen Vorgänge dargestellt wurde." Teilweise ist die richtige Einsicht zwar vorhanden, so z. B. S. 81f.: „Nach seiner eigenen Aussage hat Eckardstein keine wahrheitsgetreuen Berichte nach Berlin geschickt"..... „Er hat die ihm gesteckten Grenzen überschritten"...... „Es ist nicht recht einzusehen, warum der englische Außenminister in seinem Bericht an seinen Botschafter in Berlin die Wahrheit gerade auf den Kopf stellen sollte" usw. Dann aber wieder heißt es (S. 82): „Obgleich so zahlreiche Indizien gegen Eckardstein sprechen, ist die Frage hierdurch allein noch nicht restlos zu klären. Möglich ist ja auch, daß auf beiden Seiten ein Mißverständnis vorgelegen hat." Und auf S. 85: „Am meisten Wahrscheinlichkeit hat die Annahme, daß Eckardsteins Behauptung jeder Grundlage entbehrt. Sicher beantworten läßt sich die Frage heute noch nicht."

Unsere Untersuchung nun sucht durch Quellenkritik die Widersprüche in den Berichten aufzulösen und zu gesicherter Erkenntnis zu führen. Sie berührt sich am nächsten mit der im Dezemberheft 1929 der „Berliner Monatshefte für internationale Aufklärung" erschienenen Arbeit Gustav Roloffs,

„Die Bündnisverhandlungen zwischen Deutschland und England 1898—1901“ (S. 1167—1222). Der Aufsatz ist eine Bestätigung unserer unabhängig davon gewonnenen Ergebnisse. Zunächst ist das Problem sehr klar bei Roloff formuliert (S. 1182). Es heißt dann weiter (S. 1182): „Es ist kein Zweifel, daß Lansdownes Darstellung zutreffend ist...... Der deutsche Botschaftsrat hat dem strikten Verbot zuwider gehandelt und den Bündnisgedanken zur Sprache gebracht — offenbar in der Absicht, ein gutes Werk zu tun und die ihm am Herzen liegende Bündnisverhandlung in Gang zu bringen...... Man erkennt sofort, welche üble Wirkung die falsche Berichterstattung auf die deutsche Regierung ausüben mußte. Sie gewann eine unrichtige Vorstellung von den Absichten der englischen Regierung und war so gezwungen, auf falscher Basis Beschlüsse zu fassen, die den tatsächlichen Erfordernissen nicht entsprechen konnten. In der Meinung, daß England hohen Wert auf das Bündnis lege, glaubte sie, Bedingungen stellen zu können: tatsächlich sah Lansdowne mehr Schwierigkeiten als Nutzen bei einem Bündnis.“ So spricht Roloff auch mit Recht von Eckardsteins „Ungehorsam und Unwahrhaftigkeit“ (S. 1195, vgl. 1196: „Aufs neue hatte er sich als ungehorsamer, unehrlicher und kurzsichtiger Diplomat erwiesen“). Von diesen Erkenntnissen aus ist auch der Gang der Verhandlungen richtig gezeichnet. So hat er „durch Untersuchung einiger besonders wichtiger Punkte einen Beitrag zur Lösung des Problems“ gegeben und „den allgemeinen Gang der Verhandlungen“ festgestellt, insbesondere dargestellt, „welche Förderung unsere Kenntnis durch die englischen Akten erfahren hat“ (Roloff 1168). Unsere Arbeit ergänzt die Roloffs durch eine umfassendere Beweisführung und eine vollständigere Darstellung insbesondere der Ergebnisse und Folgen der Verhandlungen.

Nach diesen Vorbemerkungen über den Stand der Forschung gehen wir zu unserer Untersuchung über. Dabei ist natürlich eine nochmalige Darbietung der auch von Roloff gefundenen Ergebnisse überflüssig. Es werden also im folgenden nur Ergänzungen und Bestätigungen bzw. Berichtigungen gegeben.

Den Widerspruch zwischen der Darstellung Eckardsteins und Lansdownes über das erste Gespräch vom 18. März 1901 hat schon Roloff aufgewiesen (S. 1176—1183). Der Tatbestand ist

klar formuliert in den Worten: „Der Widerspruch zwischen den Berichten springt in die Augen. Nach Eckardstein hat Lansdowne die Initiative ergriffen und Andeutungen über seinen Wunsch nach einem englisch-deutschen Abkommen gemacht, nach Lansdowne hat Eckardstein das erste Wort gesprochen und zugleich eine klar umrissene Basis des Bündnisses gegeben. Nach Eckardstein wünschte Lansdowne das Bündnis, nach seinem eigenen Bericht ist der Staatssekretär im höchsten Grade skeptisch“ (S. 1182). Roloff fährt fort: „Es ist kein Zweifel, daß Lansdownes Darstellung zutreffend ist“ (S. 1182). Zu seiner Beweisführung (S. 1182—1183) nun sind einige Ergänzungen am Platze. Es ist nötig, in aller Sorgfalt die Beweise vorzubringen, damit in dieser immer wieder erörterten Frage bestimmte Ergebnisse unanfechtbar werden. Zunächst sind folgende Tatsachen festzustellen.

In seinem Bericht an Lascelles vom 29. März (Brit. Doc. II, Nr. 79) spricht Lansdowne von der Erörterung der Sache, welche „er (Eckardstein) mir gegenüber am 18. März erwähnt habe“, weiterhin von dem Gedanken eines Arrangements, „welchen er bei mir angeregt hatte“, weiterhin von „seinem Vorschlag“ (zweimal). Bezeichnend ist der Schluß des Berichts Lansdownes: „Ich fügte lediglich hinzu, daß ich wünschte, daß er und die, mit denen er unterhandle, wüßten, daß sein Vorschlag nicht mit Gleichgültigkeit betrachtet oder verächtlich beiseite geschoben sei“. Es ist nun zu bedenken, daß für Lansdowne keinerlei Grund vorlag, Lascelles zu täuschen. Darum ist gerade der angeführte Satz sowie die Selbstverständlichkeit, mit der die Initiative Eckardsteins vorausgesetzt wird, beweisend.

Derselbe Tatbestand findet sich auch weiterhin. In seinem Memorandum vom 24. Mai erwähnt Lansdowne, daß Eckardstein verschiedene Male auf den Gegenstand eines deutsch-englischen Bündnisses oder einer Verständigung kam. Am 9. Juni bezweifelt er, daß etwas im Sinne Eckardsteins erreichbar sei. Entsprechend heißt es in der Zusammenfassung in Lansdownes Memorandum vom 11. November: „Ich wurde sondiert von Baron Eckardstein.“ Schon am 13. April hatte Lansdowne an Lascelles geschrieben: „Es ist nicht immer leicht, zu bestimmen, wie viel von Eckardsteins Mitteilungen von ihm selbst ausgehen, wie weit er dazu autorisiert ist“ (vgl.

auch Brit. Doc. 83). Aber am 18. wie 23. März spricht Lansdowne als seine Überzeugung aus, daß Eckardstein im Auftrag der deutschen Regierung vorgeht.

Zu vergleichen ist noch die Auseinandersetzung mit dem Korrespondenten der Times, Chirol, der auf Holsteins Aufforderung im Dezember 1901 nach Berlin kam, aus der mit zwingender Deutlichkeit sich ergibt, daß nach englischer Auffassung das Bündnisangebot von Deutschland ausgegangen ist (Brit. Doc. II. S. 87, Nr. 97 u. 98). Denn gegenüber dem Brief Holsteins an Chirol (Brit. Doc. II, 84—86) bemerkt Lascelles, sein Bericht sei nicht genau: „Es war Eckardstein, welcher zuerst die Sache anschnitt, vielleicht ohne Instruktionen der Wilhelmstraße.“ Weiter heißt es dann: „Es scheint mir deshalb, daß entweder Holstein nicht richtig über die Ereignisse informiert worden ist, oder daß er absichtlich eine Beschwerde sucht“ (Brit Doc. 87). Entsprechend schreibt Sanderson: „Die Frage wurde zuerst von Baron Eckardstein aufgeworfen in einer Unterredung mit Lord Lansdowne im März vorigen Jahres, und wurde von ihm der Aufmerksamkeit Lord Lansdownes nahegebracht bei mehreren folgenden Zusammenkünften. Baron Eckardstein stellte fest, daß diese Besprechungen inoffiziell wären, aber daß er mit Autorisierung spräche“ (Brit. Doc. 87).

Dies, sowie die selbstverständliche Art, in der in den für England bestimmten Berichten Lansdownes erwähnt wird, daß das Angebot von Eckardstein ausging, macht die Annahme einer englischen unaufrichtigen Darstellung unmöglich. — Noch in der Darstellung Crowes vom 20. Mai 1910 (Brit. Doc. III. 384) findet sich dieselbe Auffassung.

Zu demselben Ergebnis führt aber auch die inhaltliche Prüfung der vorliegenden Berichte. Bei der Darstellung Lansdownes ergibt sich nirgends ein Widerspruch: Eckardstein sondiert, wie Lansdowne zu dem Plan eines Defensivbündnisses gegen Frankreich-Rußland steht, und als er auf Bedenken stößt, versichert er, daß er ohne Instruktionen gesprochen habe. Seine Zurückhaltung begründet Lansdowne am 29. März mit der Krankheit und der ihm bekannten Abgeneigtheit Salisburys. Ferner äußert er die Bedenken seiner Kollegen und hält eine genaue Definierung des Vorschlags für nötig.

Daraufhin zieht sich Eckardstein zurück und erklärt den gegenwärtigen Augenblick für ungünstig zur Weiterverfolgung der Sache, „wegen des anti-englischen Empfindens in Berlin, wegen der reizbaren Stimmung des Reichstages und wegen Salisburys Krankheit“.

Das ist alles in sich klar und deutlich. Umgekehrt ergeben sich, wenn wir Eckardsteins Darstellung als richtig annehmen, unlösbare Schwierigkeiten.

Lansdowne nämlich äußert von vornherein nur Bedenken. Er würde also gegen seinen eigenen Vorschlag nur Bedenken vorgebracht haben! Und warum schreibt er dem englischen Gesandten in Berlin das alles? Hat das irgendwelchen Sinn, eine so detaillierte, in sich selbst völlig klare und einleuchtende Darstellung, noch dazu am selben Tage, am 18. und 29. März, (während der erste Bericht Eckardsteins vom 19. März ist, über die zweite Zusammenkunft überhaupt kein Bericht vorliegt), an Lascelles nach Berlin zu schreiben? Welche Absicht sollte denn mit dieser detaillierten Mystifikation erreicht werden?

Den Berichten Lansdownes gegenüber ist nun Eckardsteins Bericht äußerst farblos und unbestimmt und bringt keinerlei Details. Auffallend ist nur die Übereinstimmung, sogar in der Formulierung, mit den Ideen Chamberlains, die dieser 1898 und 1901 geäußert hatte („England stünde jetzt vor einem Wendepunkt usw.“). Auffallend stimmt auch, wie schon Roloff anführt (S. 1182), der „Vorschlag Lansdownes“ bei Eckardstein mit den Gedanken, die Holstein am 9. März gegenüber Eckardstein über einen Defensivvertrag äußerte, (vgl. Eckardstein, Erinnerungen und Denkwürdigkeiten, Band II, 314; Gr. Pol. XVII. S. 40f. Anm. 3) überein.

Die Rätsel lösen sich nur bei der Annahme, daß die Anregung zur Defensivallianz nicht von Lansdowne, sondern von Eckardstein ausgegangen ist, und daß Eckardsteins Bericht vom 19. März den Tatsachen nicht entspricht. Die Gründe zu Eckardsteins Vorgehen sind völlig durchsichtig, während eine falsche Darstellung Lansdownes auf keine Weise motiviert werden könnte.

Bekanntlich hatte Eckardstein bei Chamberlains Bemühungen seit 1898 sogar persönlich eine Rolle gespielt (vgl. z. B.

Eckardstein II, 293). Er war von der Richtigkeit und Notwendigkeit der Bündnispolitik überzeugt. Chamberlain, der dem Widerstreben Salisburys (s. unten) gegenüber ohnmächtig war, suchte anscheinend die Initiative Berlins hervorzurufen. Bülow und Holstein, und auch der Botschafter Hatzfeldt, waren aber zurückhaltend. Nun erkrankte Hatzfeldt. In der Zeit seiner Vertretung glaubte Eckardstein den Bündnisgedanken durchführen zu können. Holstein sprach ihm gegenüber persönlich von einem möglichen Defensivvertrag mit England (Eckardstein a. a. O. II. 314, Gr. Pol. XVII 41, Anm. 3), verbot aber ausdrücklich, den Bündnisgedanken zu erwähnen (Eckardstein a. a. O. 315, Gr. Pol. XVII 41, Anm. 3). Eckardstein erklärte auch sein Einverständnis (a. a. O. 313). Aber er schreibt, daß er am 16. März, als er bei Lord Lansdowne zu Tisch war, diesem „einen kräftigen Wink gegeben habe, mit einem Bündnisangebot an uns heranzutreten" (a. a. O. S. 280). Aber „hätte ich diesen Passus in meinem Telegramm an Holstein erwähnt, so wäre dieser schrullenhafte Sonderling sicherlich sofort über mich hergefallen und hätte mich arg beschimpft, weil ich zu weit gegangen sei" (a. a. O. 281). Er will nun glauben machen, daß er dadurch Lansdownes Angebot hervorgerufen habe, das sich in so auffallender Weise mit Chamberlains Idee und Holsteins eigenen Gedanken berührt! Gleichzeitig hat Eckardstein dem japanischen Botschafter Hayashi am 18. März den Vorschlag eines deutsch-englisch-japanischen Bündnisses gemacht (a. a. O. 285), „einerseits in der Befürchtung, Japan könne sich ganz unerwartet mit Rußland auf der ganzen Linie einigen, anderseits, um dadurch die Bündnisfrage so schnell als möglich bei Lord Lansdowne in Fluß zu bringen...... Ich wußte genau, daß, je mehr der japanische Botschafter beim englischen Kabinett die bestehende Gefahr eines russisch-japanischen Ausgleiches hervorhob, auch um so mehr die Geneigtheit in London zu einem Bündnis mit Deutschland dadurch gefördert wurde. Tatsächlich halfen auch die Demarchen, welche Graf Hayashi auf meine Veranlassung fortgesetzt bei Lord Lansdowne unternahm, mehr als irgend etwas anderes, die deutsch-englischen Bündnisverhandlungen in Gang zu bringen und zu beschleunigen" (a. a. O. 286).

Gerade damals begann Eckardstein sein Unternehmen, weil er die Besorgnis hegte, daß von russischer Seite bei Chamberlain

Mißtrauen gesät werde (a. a. O. 321, Gr. Pol. XVII 41f., Anm. 2) und er dadurch von seiner deutschfreundlichen Tendenz abgebracht werden könnte (a. a. O. 277).

Über das Gespräch zwischen Eckardstein und Lansdowne vom 22. März berichtet Roloff (S. 1183—1186). Er weist nach, daß „Lansdownes Version abermals zutrifft" (1186). Ergänzend ist zu bemerken: Was Eckardstein vom 18. und vom 23. März erzählt, faßt zusammen, was Lansdowne schon am 18. März berichtet. Das erklärt sich so: Eckardstein hat am 18. ein Defensivbündnis in der schon vorher von Holstein gebilligten Form vorgeschlagen. Aber um seine Behauptung, daß Lansdowne ein solches Bündnis vorgeschlagen habe, glaubwürdig zu machen, mußte er zunächst nur den ganz allgemeinen Bericht vom 18. schicken, dann den vom 22. Wenn er dann weiter von der Billigung des Planes durch Salisbury berichtet, so steht das in schroffem Widerspruch zu dem Bericht Lansdownes vom 29. März sowie zu Lansdownes Resumé vom 24. Mai (vgl. Roloff 1185). Diese Unwahrheit sollte der Förderung seines Planes dienen und war für die „schrullenhafte Mentalität Holsteins", wie er sich auszudrücken beliebt, bestimmt, denn er kannte Holsteins Mißtrauen gegen Salisbury. Auf die Bedenken Lansdownes vom 18. März, daß eine einheitliche Außenpolitik beider Staaten nötig sein würde und daß es nicht einfach sei, festzustellen, wann wirkliche Verteidigung ohne provozierten Angriff vorliege, geht er nicht ein, da er einerseits Lansdowne, anderseits die deutsche Regierung, und zunächst Holstein für seinen Plan gewinnen muß. Damit waren die Aussichten für das Gelingen des Plans gering. Die optimistisch gefärbte Darstellung Eckardsteins ist für die deutsche Regierung und für Holstein bestimmt. Wie wenig der Optimismus gerechtfertigt war, zeigte sich am 29. März (s. unten).

Der von Eckardstein so verschriene Holstein sieht die Lage trotz der Berichte Eckardsteins klar. So schreibt er am 26. März an Eckardstein: „Was die Vertragsidee betrifft, das Bündnis —, so glaube ich noch immer nicht, daß etwas zustande kommt, solange Salisbury mitredet. . . . Die jetzigen Bündnisgespräche sind nur Zukunftsmusik, Salisbury läßt es zu nichts kommen; trotzdem ist es nützlich, wenn Leute wie Lansdowne, Balfour, Chamberlain sich klar werden über das, was etwa geschehen

kann, nachdem Salisbury abgetakelt sein wird" (Eckardstein II, 323—324).

Inzwischen war wegen der Frage der Seezölle und der Entschädigung in Südafrika (vgl. dazu Eckardstein II, 275) der Kolonialdirektor Stübel nach London geschickt (vgl. Roloff 1187f.). Eckardstein meint, daß dies die Bündnisverhandlungen gestört habe (z. B. 289, 291, 326). Davon findet sich nirgends in den britischen Dokumenten eine Andeutung. — Eckardstein fühlte sich durch die Sendung Stübels persönlich so gekränkt, daß er sein Abschiedsgesuch einreichte (290, 325, 327). Er zog es jedoch zurück. Diese Tatsache ist bedeutsam zur Charakterisierung dieser ehrgeizigen Persönlichkeit. Roloff sieht das Motiv für sein Abschiedsgesuch darin, „die Entdeckung seines falschen Spiels" zu verhindern (S. 1190).

Über die Unterredung mit Lansdowne am 29. März (vgl. Roloff 1188f.) berichtet Eckardstein nur: „Er zeigte sich ganz plötzlich in der Bündnisfrage äußerst zurückhaltend, und ich selbst habe daher auch keine Veranlassung genommen, ihm gegenüber darauf zurückzukommen." (327) Daraufhin fragt Holstein am 3. April nach den besonderen Gründen, die bei der „plötzlichen Abkühlung" Lansdownes mitgewirkt hätten. Ob Lascelles ungünstig über Äußerungen des Kaisers berichtet habe?

Uns sind die Zusammenhänge durch Lansdownes Bericht vom 29. März deutlich. Es lag gar keine „plötzliche Abkühlung" vor, sondern Eckardstein erkannte, daß eine Weiterführung der Verhandlungen inopportun sei. Zum Optimismus hatte schon die erste Unterredung vom 18. März keinen Anlaß gegeben.

Am 9. April nimmt Eckardstein die Verhandlungen wieder auf. Er erfährt wiederum eine Abweisung. Roloff hat den Tatbestand unter kritischer Verwendung der Quellen klar herausgearbeitet (S. 1190—1193).

Am 6. April taucht in England der Verdacht auf, wie Eckardstein (a. a. O. 333) schreibt, von franko-russischer Seite hervorgerufen, der Kaiser könne sich plötzlich auf Rußlands Seite gegen England gestellt haben (Gr. P. XVII, 50f.) Der Kaiser weist das schroff zurück („Hölle und Teufel, mir solches zuzutrauen", Gr. P. 51) und nennt (nach Eckardstein 336) die, welche diesen Gerüchten Glauben schenken, unmitigated nood-

les („Erzschafsköpfe"), (vgl. auch Gr. P. XVII, 52 Anm. 2). Dabei hatte er doch mit seiner Mitteilung des Chamberlainschen Angebotes an den Zaren im Jahre 1898 Anlaß zu solchem Verdacht gegeben. Die englischen Minister nun bezogen dies Schimpfwort auf sich (Brit. Doc. 63). Aber es findet sich in den englischen Akten keine Spur davon, daß dies die Verhandlungen gestört hätte. Es liegen lediglich sachliche Erörterungen vor. Lansdowne erhebt sich über den „Ausbruch des Kaisers", indem er sagt, „die Erzschafsköpfe sollten nicht so eilig sein, über diese seltsamen Aufwallungen gekränkt zu sein" (to resent, Brit Doc. II, 63).

Sehr charakteristisch ist das Verhalten Eckardsteins in der Unterredung mit Lansdowne vom 13. April. Durch Gegenüberstellung und Prüfung der Quellen hat Roloff wiederum die Richtigkeit der Darstellung Lansdownes nachgewiesen (1193 bis 1195).

Für Eckardstein ergaben sich aus Dreibundnöten, aus dem Verdacht Österreichs, Deutschland wolle nach Kaiser Franz Josephs Tod eine Teilung Österreichs herbeiführen (vgl. darüber Eckardstein, Lebenserinnerungen 338) neue Schwierigkeiten. Richthofen und Bülow wünschten deshalb Wien zum Mittelpunkt der Bündnisverhandlungen zu machen (Eckardstein Lebenserinnerungen 338f., vgl. 337; Gr. P. XVII, 53, 55). Diesen Gedanken hat Eckardstein niemals bei Lansdowne vorgebracht, um die Verhandlungen nicht zu erschweren (vgl. z. B. Gr. P. XVII, 60).

Ob nach allem Bisherigen die Meldung Eckardsteins (a. a. O. 341f.): „Lord Lansdowne ist sich vollständig klar darüber, daß von einem deutsch-englisch-japanischen Spezialabkommen in bezug auf Ostasien, soweit Deutschland in Betracht kommt, keine Rede sein kann, solange ein allgemeines Defensivarrangement zwischen England und dem Dreibund nicht besteht", auf Wahrheit beruhen kann, muß als sehr zweifelhaft erscheinen. Auch dieser Bericht scheint nicht auf der Mitteilung von Tatsachen zu beruhen, sondern auf die Mentalität Holsteins zugeschnitten zu sein. Dieser Diplomat, der so verächtlich von den deutschen Diplomaten der Zeit spricht (z. B. a. a. O. 294), suchte gleichzeitig durch eine doppelseitige Mystifikation die englische und die deutsche Regierung für Chamberlains und seinen Bündnisplan zu gewinnen.

Ob wirklich die Beratungen darüber nach Rückkehr von Devonshire und Chamberlain aus den Osterferien wieder aufgenommen wurden (so Eckardstein a. a. O. 343), muß nach der mehrfachen Erklärung Lansdownes, die Sache ruhen lassen zu wollen bis nach Salisburys Rückkehr, die erst am 10. Mai erfolgte, gleichfalls als unwahrscheinlich gelten.

Holstein wies die Bündnisgedanken keineswegs zurück, wie die genauen Instruktionen für Eckardstein beweisen (a.a.O.344ff).

Am 15. Mai schreibt dann Eckardstein (a. a. O. 348): „Lansdowne ist heute auf die Bündnisfrage direkt zurückgekommen. Er hat mit Lord Salisbury in den letzten Tagen konferiert und die akademische Erörterung der Frage heute mit mir aus eigenem Antrieb wieder aufgenommen."

Ein Brief Lansdownes an Salisbury nun vom 24. Mai zeigt, daß der Bericht von vorherigen Unterhandlungen Lansdownes mit Salisbury über den Bündnisplan falsch ist. Denn es heißt jetzt: „Bitte lesen Sie die angeschlossene Note über meine Unterhaltung mit dem deutschen Botschafter über die Frage eines englisch-deutschen Bündnisses. Wenn ich mich recht erinnere, beabsichtigen Sie, daß das Projekt von Ihnen, Balfour, Beach, Chamberlain, Devonshire und mir erörtert würde. Sie werden uns ohne Zweifel zusammenberufen oder mich anweisen, es zu tun." Das dürfte vorherige Verhandlungen zwischen Lansdowne und Salisbury ausschließen. Daß diese Auffassung richtig ist, beweist der Schlußsatz des Memorandums Lansdownes vom 24. Mai: „Ich versprach Graf Hatzfeldt, daß jetzt, nachdem der Erste Minister zurückgekehrt sei, ich ihm die Sache wieder vorlegen würde" (Brit. Doc. II 65). Es ist eben zu bedenken, daß Salisbury dem Projekt durchaus fernstand und keine Eile hatte, es zu erörtern.

Es mußte überdies der Eindruck entstehen, daß alle englischen Minister außer Salisbury gegen den Abschluß mit Österreich keine Bedenken hatten, und daß Lansdowne die Sache eifrig im positiven Sinne betreiben werde (vgl. Roloff 1199).

Wie falsch eine solche Auffassung war, zeigt das Memorandum Lansdownes, das die bisherige Entwicklung zusammenfaßt (Brit. Doc. II, 64; vgl. Roloff 1206). Es setzt die Unterredung mit Hatzfeldt vom 23. Mai voraus. Die Berichte von beiden Seiten (Gr. P. XVII, Nr. 5010, Brit. Doc. II Nr. 82) stimmen

im wesentlichen überein (über ihren Inhalt und die geringen Differenzen vgl. Roloff 1204—1205). Hatzfeldts Bericht ist eine wirklicher Bericht, während Eckardstein, anstatt Holstein und die Regierung zu informieren, alle Bedenken — bis auf den gegen Hereinziehung des Dreibundes (vgl. dazu Roloff 1197 bis 1199, 1201 f.) — verschwieg, so daß die vom ersten Tage an von Lansdowne geäußerten Bedenken niemals ernsthaft erörtert wurden. Anderseits war Hatzfeldt natürlich auch ein Opfer der Täuschung Eckardsteins und baute insofern ohne seine Schuld auf wankendem Grunde. Das hinterhältige Vorgehen Eckardsteins konnte zu keinem Erfolg führen, es war von vornherein zum Scheitern verurteilt, da die deutsche Regierung, mit der er eng und ehrlich hätte zusammenarbeiten müssen, dauernd getäuscht werden mußte.

Schon am 24. Mai bittet Lansdowne Eckardstein um das Memorandum, das er ihm versprochen habe (Brit. Doc. 66). Hatzfeldt, der darüber nicht orientiert ist (Brit. Doc. 70), erhält von Lansdowne den Bescheid, es handle sich um ein Memorandum, das in allgemeinen Bestimmungen die Grundlage des Arrangements festsetze, welches seiner Meinung nach abgeschlossen werden könne. Er fügt hinzu: „Sie werden, dessen bin ich sicher, meinen Wunsch verstehen, daß ich mit absoluter Genauigkeit den allgemeinen Grundsatz erfassen möchte, auf dem wir vorwärts kommen können" (Brit. Doc. 70).

Roloff bezweifelt, daß Lansdowne die schriftliche Fixierung der bisherigen akademischen Erörterungen von seiten beider Teile angeregt habe, vielmehr habe „nicht Lansdowne, sondern Eckardstein den Vorschlag eines schriftlichen Bündnisentwurfes gemacht", und er habe „nicht eine gleichzeitige Äußerung von beiden Seiten verlangt, sondern allein eine solche von deutscher Seite angeboten, also sich zu einseitiger Festlegung Deutschlands bereit erklärt" (S. 1200). Tatsächlich haben wir jedoch ein Memorandum Sandersons vom 27. Mai (Brit. Doc. S. 66 f.), das zweifellos bei weiteren Verhandlungen von englischer Seite als Grundlage dienen sollte (vgl. dazu Roloff 1206). Aber das von Eckardstein versprochene Memorandum blieb aus. Von wem der Vorschlag ausging, ist schwer zu entscheiden. Aber der zweifellosen „Torheit" (Roloff 1201) Eckardsteins entspricht dieser ausgezeichnete Vorschlag (Roloff 1199 f.) nicht, vielmehr

der Geschäftstüchtigkeit Lansdownes. Daß er dabei so gewandt war, Eckardstein das Versprechen eines Memorandums abzunehmen, ohne sich seinerseits ohne zwingenden Grund zu binden, erscheint freilich als sicher. Aber Eckardstein hätte, ehe er selbst den Vorschlag deutscher schriftlicher Fixierung machte, sich sicher nach Berlin um Ermächtigung gewandt, anstatt außer seinen sonstigen Schwierigkeiten die zweifelhafte Aufgabe auf sich zu nehmen, nachträglich das Auswärtige Amt dafür zu gewinnen. Lansdowne wollte etwas Sicheres und brachte Eckardstein damit in Verlegenheit, und weil das deutsche Memorandum ausblieb, wurde das englische vom 27. Mai nicht verwandt.

Hatzfeldt berichtet am 27. Mai privat an Holstein über den Wunsch Lansdownes und über den Wunsch der Vorlegung der Dreibundverträge (Gr. P. 68f.). Holstein antwortet am 28., er sei „mißtrauisch gegen alles Schriftliche im jetzigen Augenblick" (Gr. P. 70) und begründet das am 29. so: „Wenn die erste schriftliche Notiz in der Bündnisfrage von uns ausgeht, so ist die formelle Anregung des Bündnisgedankens nachweislich von uns erfolgt, gerade das, was wir vermeiden wollten. Um über das Prinzip sich zu entscheiden, ob ein Angriff auf den Dreibund Bündnisfall sein soll, dazu brauchen die Engländer keine schriftliche Notiz. Hat sich England erstmal über das Prinzip geäußert, dann kann man über die Einzelheiten, z. B. über die Bedeutung des Wortes „Angriff" schriftliche Notizen austauschen. Solange die Engländer sich aber mit dem Prinzip nicht wenigstens allgemein und akademisch einverstanden erklärt haben, solange ist für uns ihre ernste Absicht, etwas zustande zu bringen, nicht erwiesen. — — — Ich glaube, daß man, gerade bei einem Mann wie Lansdowne, mit der Offenheit am weitesten kommt". So solle Hatzfeldt ihm sagen, daß erst durch mündliche Verhandlungen das Vorhandensein der ernsten Absicht nachgewiesen sein müsse (im obigen Sinne). So sei er von Berlin instruiert. Es ist erstaunlich, wie sich Holstein trotz der Täuschungen Eckardsteins den klaren Blick für den tatsächlichen Zustand bewahrt. Trotz Eckardstein und allen, die diesem folgten, ist zu sagen, daß er die Dinge klarer sah als diese. Hatzfeldt schreibt Holstein am 29., daß er ebenso mißtrauisch gegen alles Schriftliche sei wie Holstein, deshalb sei

die Antwort an Lansdowne betr. das durch Eckardstein versprochene Memorandum so schwierig. Es wird nun ein diplomatisches Schriftstück aufgesetzt und von Richthofen gebilligt (Gr. P. 72). Hatzfeldt schlägt dann noch (31. Mai, Gr. P. 73) für den Fall, daß Lansdowne auf die Frage des Memorandums zurückkommt, vor, daß er mündlich das allgemeine Prinzip aussprechen will, wobei sich Lansdowne Notizen machen soll, die er Hatzfeldt vorliest.

Es erübrigt sich, auf die optimistisch gefärbten Berichte Eckardsteins vom 23. Mai einzugehen, die anscheinend stark auf Äußerungen Devonshires fußen und Lord Salisbury völlig falsch einschätzen (Eckardstein a. a. O. 351 f.). Holstein antwortet: „Jetzt warten wir, ohne Ungeduld zu zeigen, die englische Entscheidung ab. Wenn die Engländer sich jetzt nicht entschließen, dann können wir die Eventualität eines Zusammengehens mit England für die Zukunft füglich außer Berechnung lassen". Das beweist er aus der augenblicklichen politischen Lage (Eckardstein II, 353 ff.).

In Erwartung der deutschen Vorschläge wurde von englischer Seite ein Memorandum von dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Sir Sanderson, eingefordert. Wichtig sind daraus folgende Sätze: „Es müssen bestimmte Einschränkungen gemacht werden, um zu verhindern, daß eine der beiden Parteien in einen Streit hineingezogen wird, den sie nicht billigt, und in welchem sie nicht das nötige Maß von Unterstützung durch die öffentliche Meinung hat.

Wahrscheinlich werden diese Einschränkungen der Grund ernsthafter Auseinandersetzungen sein, und die Deutschen werden weit weniger Bedenken tragen, sie zu benutzen, um sie aufzugeben, als es uns möglich wäre, sie im Stich zu lassen. Unsere öffentliche Meinung würde es nicht erlauben, ihre aber würde es erlauben.

Praktisch läuft die Übereinkunft auf eine Garantie der von Frankreich eroberten Provinzen heraus, und so wird Frankreich es ansehen. Ich weiß nicht genau, was Deutschland uns garantieren will". Es folgt ein Entwurf eines Defensivbündnisses, dessen Einzelheiten hier nicht in Betracht kommen.

Infolge des Ausbleibens konkreter, bestimmt formulierter Vorschläge mußten die Verhandlungen stocken. Deutschland

nahm an, daß England das Bündnis wolle und angeboten habe und erwartete deshalb von dorther die erste schriftliche Bindung. England nahm dasselbe von Deutschland an. So mußte es zum Stillstand kommen. Und gleichzeitig mußte auf beiden Seiten der Glaube an den guten Willen des Partners erschüttert werden. Der entscheidende Grund des Zurücktretens Englands aber lag in der Stellung Salisburys, wie sich sogleich zeigen wird.

Schon am 15. Juni 1900 hatte Metternich, der später Hatzfeldts Nachfolger geworden ist, — ein Beweis, daß seine Auffassung vom deutschen Auswärtigen Amt gebilligt wurde —, folgendes Urteil abgegeben: Wir werden nur dann mit Lord Salisbury und seinem Nachfolger eine leichte Politik haben, wenn sich zuerst in England das Bedürfnis einer Spezialverständigung mit uns fühlbar macht.

Chamberlain ist volkstümlich, aber als unruhig von den oberen Zehntausend gefürchtet. „An aggressive Absichten Englands gegen Deutschland habe ich nie geglaubt. Ich traue ihm nicht die schwarze Absicht zu, über unsere Schiffe herzufallen und unsern Handel zu vernichten, nur um einen Konkurrenten weniger zu haben. Das englische Kapital ist zu stark in Deutschland investiert, um eine Vernichtung des deutschen Handels wünschen zu können. — — — Ich möchte sogar die ketzerische Ansicht aussprechen, daß die englische Politik wissentlich nicht auf die Anzettelung eines europäischen Krieges gerichtet ist. Eine solche machiavellistische Politik liegt dem englischen Geiste fern, und ich kann nicht einsehen, weshalb der Engländer es als einen Vorteil empfinden würde, wenn Europa in Flammen stände. Es geht ihm ja auch ohnedem ganz gut" (Gr. Pol. XVII 3ff.).

Dem entspricht das Urteil des Staatssekretärs des Äußeren, Sanderson, der sich gegen Holsteins persönliche Meinung wendet, Salisbury wolle den europäischen Krieg: „Für jeden, der wie ich, unter Lord Salisbury eine Reihe von Jahren gearbeitet hat, ist seine [Holsteins] Vorstellung, als warte er auf einen europäischen Krieg und suche daraus Gewinn zu ziehen, wenn der Ausdruck gestattet sein mag, grotesk. Er hat sich mir gegenüber bei vielen Gelegenheiten völlig ausgesprochen, und der natürliche Hang seines Geistes ist sicher nicht optimistisch, aber ich habe ihn niemals über einen europäischen Krieg so sprechen hören, als wenn er

in naher Zukunft drohe, oder als ob er etwas anderes sei als ein Unglück, das zu verhüten wir das Äußerste tun müßten" (Brit. Doc. II, 88).

Am 24. Juni 1900 schreibt Metternich (Gr. P. XVII, 8ff.): „Es würden während der letzten Jahre manche Verstimmungen vermieden worden sein, wenn man sich häufiger die Frage vorgelegt hätte: Würdest du mit Rußland ebenso verfahren, wie du jetzt mit England verfahren willst? — — — In England ist viel mehr guter Wille gegenüber Deutschland zu finden, als in Deutschland gegenüber England. Ich meine hiermit die Völker, nicht die Regierungen." Das wird von Bülow kräftig als sein eigener Eindruck bestätigt.

Auch diese Urteile, die von Bülow und Holstein akzeptiert wurden, bestätigen, wie falsch Eckardsteins eigenmächtiges, die Politik seiner Regierung sabotierendes Vorgehen gewesen ist.

Von entscheidender Bedeutung für die Beurteilung der Aussichten eines deutsch-englischen Defensivbündnisses ist die Stellungnahme Salisburys. Nach Mitteilung der Herausgeber der britischen Dokumente in einer Anmerkung des 3. Bandes (1928) ist diese Angelegenheit von Salisbury privat behandelt worden, so daß außer einem Memorandum vom 29. Mai keine Akten in den Archiven vorlagen. Es kann nur noch die Hoffnung bestehen, daß die große, von seiner Tochter begonnene Biographie (vgl. Brit. Doc. II, S. VII)[1], uns neue Aufschlüsse geben wird. Aber es finden sich auch so genügend Notizen über seine Auffassung, um ein klares Bild zu gewinnen.

Schon am 29. März schreibt Lansdowne, Salisburys Stellung gegenüber dem Vorschlag sei eine vorsichtige. Den Inhalt des entscheidenden Memorandums Salisburys vom 29. Mai (Brit. Doc. 68f.) faßt später Lansdowne in folgenden Worten zusammen: Das Memorandum Hatzfeldts wurde Salisbury unterbreitet, er mißbilligte scharf ein Bündnis mit Deutschland (strongly deprecating). Im einzelnen charakterisiert Salisbury den deutschen Vorschlag in der Weise: er würde „England in die Fesseln des Dreibundes einschließen". Er glaubt den Vertrag beschränkt auf das Mutterland England. Erst am

[1] „The Life of Robert Marquess of Salisbury; by Lady Gwendolen Cecil."

11. November in seinem abschließenden Memorandum bemerkt dazu Lansdowne, daß die Kolonien eingeschlossen seien, ein Beweis dafür, wie vollständig man in England den Plan fallen ließ, nachdem der Erste Minister sein entscheidendes Wort gesprochen hatte, und zugleich dafür, wie flüchtig, wenn überhaupt, Salisbury Lansdownes Memorandum gelesen hat (vgl. Brit. Doc. 65). Sein Urteil war eben fertig. Von seiner falschen Voraussetzung aus schreibt Salisbury, die österreichische Grenze sei schwerer gegen Rußland zu verteidigen, als die Britischen Inseln gegen einen Angriff. Es sei unklug, schwere Verpflichtungen gegen eine vielleicht gar nicht vorhandene Gefahr (die der Isolierung), auf sich zu nehmen[1]. Von hier aus „scheint das vorgeschlagene Arrangement mir nicht zulässig zu sein".

„Aber", so fährt er fort, „dies sind nicht die wichtigsten Einwände, die vorgebracht werden können. Der mißliche Umstand ist, daß weder wir noch die Deutschen in der Lage sind, die fraglichen Versprechungen zu machen. England kann einen Krieg nur erklären, wenn die Wähler des Landes ihn billigen, nur wenn der Zweck sich der öffentlichen Meinung empfiehlt. Handelt die Regierung dagegen, so wird sie gestürzt. Es verträgt sich darum nicht mit der allgemeinen Ehrenhaftigkeit (common honesty), Vereinbarungen über Kriegshilfe zu treffen, da wir die Stimmung des Volkes bei nicht vorauszusehenden Umständen nicht kennen.

Wir könnten uns einigermaßen von dieser Verantwortung losmachen, wenn wir unser Agreement mit dem Dreibund sofort nach Abschluß dem Parlament vorlegen würden. Dagegen aber bestehen schwere Bedenken, und ich verstehe nicht, wie der deutsche Gesandte es empfehlen kann."

Für die deutsche wie für die englische Politik wäre es weiter ungehörig, durch einen geheimen Vertrag das künftige Verhalten der Repräsentativversammlung zu bestimmen. Nur würde wahrscheinlich das deutsche Parlament der Meinung seiner Regierung („Exekutive") mehr Achtung erzeigen als das englische[2].

---

[1] Lansdowne bemerkt am 11. Nov. dazu: Aber unsere Annäherung an Japan beweist, daß wir die Isolierung nicht mehr wünschen.

[2] Am 11. Nov. weist Lansdowne darauf hin, daß von Deutschland die parlamentarische Genehmigung verlangt sei.

Aber das Versprechen eines Defensivbündnisses mit England würde bitteres Murren hervorrufen in jeder Klasse der deutschen Gesellschaft (vgl. die Äußerungen der deutschen Empfindung in den letzten zwei Jahren)[1].

Ohne Einwilligung der Parlamente aber würde das Bündnis unzuverlässig sein[2].

Hatzfeldt, heißt es endlich, hat in den letzten Jahren mehrfach eine Äußerung über das mutmaßliche Verhalten Englands in einem deutschen oder italienisch-französischen Krieg aus mir herauszulocken versucht. „Ich habe ihm geantwortet, daß kein englischer Minister eine solche Voraussage auf sich nehmen könne. Der Kurs der englischen Regierung in einer solchen Lage müsse von der öffentlichen Meinung abhängen, und diese werde weithin, wenn nicht ausschließlich, von der Natur des Kriegsfalles beherrscht."

Daß nach dieser völligen Ablehnung durch Salisbury ein Fortschreiten nicht möglich war, liegt auf der Hand.

Nach seiner Rückkehr suchte Hatzfeldt, falsch berichtet von Eckardstein und dessen Berichten, sowie durch die darauf fußenden Antworten, in Berlin, und zwar natürlich ohne Kenntnis der Stellungnahme Salisburys vom 29. Mai, die Verhandlungen wieder in Gang zu bringen. Lansdowne berichtet darüber an Lascelles unter dem 9. Juni: „Hatzfeldts Intervention hat, wie mir Eckardstein privat erzählt, an erheblichem Mißverständnis gelitten, so daß der Anschein größeren Eifers (alacrity) auf unserer Seite entstand, als er tatsächlich an den Tag gelegt war" (Brit. Doc. 72). Bei der durch Eckardsteins Berichte hervorgerufenen falschen Auffassung, daß das Angebot von England ausgegangen sei, mußte das Vorgehen des nach allen Quellen sonst so überlegenen, klugen und vorsichtigen Diplomaten eine ungünstige Wirkung haben. Eckardstein äußerte Lansdowne gegenüber: „Hatzfeldt ist über das Ziel hinausgeschossen und hat in der Tat die Angelegenheit durcheinander gebracht, indem

[1] Lansdowne am 11. Nov.: Durch Änderung der englischen Politik würde auch die deutsche öffentliche Meinung beeinflußt werden.

[2] Als irrig erweist sich hiernach in Brandenburgs Darstellung („Von Bismarck zum Weltkriege", 2. Aufl., S. 144, 153, 158, 159) die Auffassung, daß ein entscheidender Grund zum Scheitern der Verhandlungen die deutsche Forderung sofortiger parlamentarischer Genehmigung gewesen sei.

er die Dinge zu schnell und zu weit vorwärtsgetrieben hat, so daß für eine Zeitlang wenigstens es nicht als zulässig erscheint, daß die Verhandlungen fortgesetzt werden könnten" (Brit. Doc. 77)[1].

Unter dem 15. Juni schreibt Hatzfeldt in einem Bericht über eine Privataudienz beim König, er habe König Eduard gegenüber geäußert, Lansdowne sei für Deutschland, aber ob er Verständnis und Unterstützung bei Salisbury finde? Der König gab zu, Salisbury sei ganz außerordentlich mißtrauisch (Gr. P. 88). Dazu bemerkt Bülow: „Also müssen wir vor allem nicht drängen noch die Verhandlungen überstürzen" (Gr. P. 90). Auch Lansdowne ist froh, Zeit zu gewinnen (Bericht an Lascelles vom 9. Juni, Brit. Doc. 72).

Eckardstein scheint nach Hatzfeldts Abgang nochmals auf die Angelegenheit zurückgekommen zu sein. Unter dem 29. Juli schreibt er: „Als Grund, weshalb er die Bündnisfrage bis jetzt nicht mehr weiter berührt hat, gibt Lansdowne die Überhäufung des Kabinetts mit parlamentarischen Geschäften an. Tatsächlich aber wagt er nicht, Lord Salisbury gegenüber ohne triftigen Grund wieder damit hervorzutreten. Er hat den Mut verloren, da zweimal der ruhige Gang der Frage gestört wurde, einmal im März, einmal später" (Gr P. 91). Wir wissen, daß diese Deutung Eckardsteins falsch ist. Weiter heißt es, Lascelles halte nur ein Abkommen mit Deutschland für möglich, nicht mit dem Dreibund (Gr. P. 91). Richtig sieht die Lage Mühlberg, wenn er am 2. August schreibt (Gr. P. 92), ein Aufgeben der englischen

[1] Mit dem Bericht und dem Urteil über das Verhalten Hatzfeldts reiste Eckardstein nach Berlin. Hatzfeldt wurde daraufhin beim Kaiserbesuch in England zur Rede gestellt, dann entlassen (Brit. Doc. II, 85). — Es erscheint hiernach als unwahrscheinlich, daß Eckardstein dem Botschafter „sein pflichtwidriges Verhalten gebeichtet" oder daß „Hatzfeldt nach Kenntnisnahme des Lansdowneschen Briefes die Wahrheit erkannt hat" (Roloff 1208). Man kann sich kaum vorstellen, daß Eckardstein, wenn ihn Hatzfeldt unter Kenntnis der Wahrheit deckte, wie Roloff annimmt (1208 f), es fertig brachte, durch diese Verleumdungen Hatzfeldt zu stürzen (Roloff 1213t). Das würde eine abgrundtiefe Schlechtigkeit des Charakters zeigen, während schon ohne das der Sturz des hochverdienten Hatzfeldt, an dessen Fehler er allein schuld war, niedrig genug erscheint, aber aus dem Ehrgeiz, sein Nachfolger zu werden, und aus dem schlechten Gewissen ihm gegenüber psychologisch erklärlich ist. Er wollte an seine Stelle treten und lieber den anderen vernichten, als selbst zu grunde gehen.

Isolierungspolitik sei nicht zu erwarten, solange Salisbury mitzureden habe, und Holstein, wenn er am 31. Oktober sagt, Deutschland habe keinen Anlaß, krampfhaft nach weiterer Anlehnung zu suchen, und am 1. November, jetzt unter der lähmenden oder mindestens hemmenden Einwirkung von Lord Salisbury würde nichts Ernstgemeintes und Vollständiges zustande kommen (Gr. P. XVII, 105, 106ff., Brit. Doc. 85). Auch eine Unterredung des Kaisers blieb erfolglos (Gr. P. 94ff., Brit. Doc. 73).

Es erschien jedoch der britischen Regierung als unhöflich und beleidigend für Deutschland, das „deutsche Bündnisangebot" unbeantwortet zu lassen. Infolgedessen wird ein abschließendes Memorandum Berties (vom 9. November, Brit. Doc. 73ff.) und Lansdownes (vom 11. November, Brit. Doc. 76ff.) eingeholt.

Die besonders durch das Verhalten des Kaisers und durch Eckardsteins Vorgehen hervorgerufene Lage wird grell beleuchtet durch den Eingang des Memorandums Berties: „Der deutsche Kaiser und die deutsche Regierung haben eine Zeitlang S. M. Regierung gedrängt, ein Defensivbündnis mit Deutschland einzugehen, und kürzlich sind sie beharrlicher in ihrem Rat gewesen, daß wir keine Zeit mehr verlieren sollten, mit ihnen zum Ziele zu kommen. Die deutsche Regierung legt Nachdruck auf die Isolierungsgefahr für England und verbreitet sich weitläufig über die Vorteile, die ihm zugesichert würden durch ein Bündnis mit Deutschland. Sie haben beständig seit einigen Jahren Gebrauch gemacht von diesen Drohungen und Schmeicheleien" (Brit. Doc. 73).

Klarer könnte nicht gezeigt werden, wie verhängnisvoll die Politik des Kaisers und Eckardsteins war und in welchem Grade die von Bülow und Holstein die richtige war. Es zeigt sich hier die Zerfahrenheit der deutschen Politik, daß die verantwortlichen Leiter nicht durchdringen konnten, da der Kaiser seine eigene Politik machte und ein Botschaftsrat gegen seinen vorgesetzten Gesandten und gegen seine verantwortliche Regierung vorging. Ganz anders England, wo Salisbury die Zügel in der Hand behält.

Nach der Darstellung der „deutschen Bündniswerbungen" geht Bertie auf die Frage der Isolierung Englands ein

und weist deren Gefahren und Vorteile auf. Es heißt dann weiter: „Es würde eine große Erleichterung bedeuten, wenn man fühlen könnte, daß wir gesichert wären durch ein mächtiges und zuverlässiges Bündnis für den kritischen Fall eines Angriffs auf das Britische Reich durch zwei Mächte wie Rußland und Frankreich vereint" (Brit. Doc. 73).

Es werden aber folgende Bedenken geltend gemacht:

„Bei der Betrachtung von Bündnisangeboten von Deutschland ist es nötig, sich der Geschichte Preußens in bezug auf Bündnisse zu erinnern, und der Führung der Bismarckschen Regierung, die einen Vertrag mit Rußland schloß in bezug auf Österreich, den Verbündeten Deutschlands, und zwar hinter seinem Rücken; und auch sich die Lage Deutschlands in Europa in Beziehung auf Frankreich und Rußland zu überlegen und seine Lage in anderen Teilen der Erde in Beziehung auf das Britische Weltreich.

Deutschland ist in einer gefährlichen Lage in Europa. Es ist umgeben von Regierungen, welche ihm mißtrauen, und Völkern, welche es hassen (dislike) oder nicht lieben. Mit Rußland hat Deutschland ständig Zollkrieg. Dänemark ist durch Deutschland geschlagen und beraubt. Es hatte ein Bündnis mit Österreich, dann wurde Österreich aus Deutschland vertrieben. Frankreich wurde geschlagen und ihm Geld und Besitz genommen. Es verlangt heftig nach der Küste von Holland. Es hat Absichten auf Belgisch-Kongo. Die alldeutsche Agitation im österreichischen Reiche und Handelsfragen können überdies nach nicht langer Zeit Komplikationen zwischen Deutschland und Österreich bringen, und die inneren Streitigkeiten des österreichisch-ungarischen Reiches verringern seinen Wert für Deutschland als Verbündeten. Der politische, militärische und finanzielle Zustand Italiens ist nicht dazu angetan, die deutsche Regierung mit viel Vertrauen auf wirksame Hilfe Italiens zu erfüllen.

Unter diesen Umständen ist es wesentlich für die deutsche Regierung, sich darum zu bemühen, die Sicherheit bewaffneter Hilfe von England zu erlangen für den kritischen Fall eines Angriffs auf Deutschland durch Frankreich und Rußland vereint; denn wenn England nicht an Deutschland gebunden ist und S. M. Regierung zu einer allgemeinen Verständigung

mit Frankreich und Rußland kommt, oder mit einem von beiden, so wird die Lage Deutschlands in Europa kritisch werden.

Diese Überlegungen haben es Deutschland zur Pflicht gemacht, Mißtrauen zwischen den Mächten, die nicht mit ihm ein Bündnis haben, zu erzeugen und zu festigen, und besonders zwischen England und Rußland und England und Frankreich. Es tut daher, was es kann, um Wunden zwischen Frankreich und England offen zu halten. Es ist immer zu Informationen für unseren Gebrauch über russische und französische Intrigen bereit, und wahrscheinlich versieht es die russische und französische Regierung mit Einzelheiten über unsere finsteren Pläne.

Zahlreiche Beispiele über die hinterhältige Politik der deutschen Regierung könnten gegeben werden. Ein Beispiel ist das Verhalten im fernen Osten (Jangtsevertrag). Es wird noch eine Reihe weiterer Beispiele gegeben.

Der beste Beweis für die Ungefährlichkeit der Isolierung ist der Burenkrieg, denn es kam keine Intervention zustande (das verdankte aber England bekanntlich Deutschland). Es ist schwer zu entscheiden, wer der wahre Angreifer ist, for the attacking parties are not necessarely the real aggressors. — Es würde viel sicherer sein, eine Erklärung über die Politik zu haben, die begrenzt wäre auf Europa und das Mittelmeer und die Interessen näher bestimmte (defining), welche wir gemeinsam verteidigen sollen, wie wir es mit Italien und Österreich haben.

Wenn wir uns ein für allemal durch ein formelles Defensivbündnis binden und uns praktisch mit dem Dreibund vereinigen, werden wir niemals ein befriedigendes Verhältnis mit Frankreich gewinnen, unserm Nachbar in Europa und in manchen Teilen der Welt, oder mit Rußland, dessen Grenzen den unsern benachbart oder nahezu benachbart sind über einen großen Teil Asiens hin.

In unserer augenblicklichen Lage halten wir the balance of power zwischen Dreibund und Zweibund. Es ist nur wenig Aussicht auf ihre Vereinigung gegen uns. Unsere Existenz als großer und fester Staat ist in jeder Hinsicht nötig, um das Gleichgewicht der Kräfte aufrechtzuerhalten. Und die meisten Vorstellungen der Deutschen über die Unglücksfälle, welche das britische Reich erwarten, wenn S. M. Regierung kein Bündnis

mit Deutschland schließt, haben wenig oder keinen wirklichen Grund.

Auch ohne Vertrag muß Deutschland uns bei einer Niederlage durch Rußland und Frankreich zu Hilfe kommen, um ein gleiches Schicksal für sich selbst zu vermeiden. „Es mag einen hohen Preis für solche Hilfe fordern, aber könnte er höher sein, als was wir verlieren würden durch das Opfer unserer Freiheit, eine britische Weltpolitik zu verfolgen, was das Ergebnis eines formalen Defensivbündnisses mit dem Deutschen Reich sein würde."

Auch dies Aktenstück (Brit. Doc. 73—76) beweist schlagend die Aussichtslosigkeit der Bemühungen um ein Bündnis mit England.

Zu dem, was über die „hinterhältige" Politik Deutschlands bei Auslegung des Jangtsevertrages gesagt wird, ist der Bericht Holsteins über seine Unterredung mit Chirol vom 31. Oktober 1901 zu vergleichen (Gr. P. 17, 102—103). Nachdem Holstein Chirol aus den Akten bewiesen hatte, daß der Vorschlag zur Teilung der Türkei (1895) nicht von Deutschland, sondern von England ausgegangen sei, bemerkte Chirol: „Das ist eine ernste Sache. Man war doch bisher gewöhnt, anzunehmen, daß dem Worte eines Premierministers Glauben zu schenken sei." Holstein fährt fort: „Sodann kam ich auf das chinesische Abkommen und die Mandschureifrage. Auch hierbei nahm ich die Akten zu Hilfe und bewies an der Hand derselben, daß Lord Salisbury von Anfang an damit einverstanden gewesen sei, daß die Mandschurei nicht in den Wirkungsbereich des Abkommens falle." Dazu bemerkt Bülow: „Ich habe das neulich auch an Deym gesagt, der mir vorgehalten hatte, daß wir Lord Salisbury ‚enttäuscht' hätten, weil derselbe angenommen habe, wir bezögen des Abkommen auch auf die Mandschurei." Weiter sagt Holstein: „Lord Salisbury habe nur gewünscht, daß die Mandschurei nicht mit Namen erwähnt werde, und habe deshalb im Laufe der Verhandlungen vorgeschlagen, den 38. Breitegrad als nördliche Begrenzung des Abkommens zu bezeichnen. Diese Sachlage habe durch die von Lord Lansdowne am 28. März im Oberhause abgegebene Erklärung eine Bestätigung gefunden. Die einige Zeit danach von Lord Salisbury auf eine Anfrage gegebene Erwiderung, daß ihm von einer Ausnahme

der Mandschurei nichts bekannt sei, entspreche nicht der Wahrheit.

Aus Chirols Bemerkungen glaubte ich entnehmen zu können, daß er meine Darlegungen nebst Aktenmaterial als vollgültig betrachtete. Als ich sagte, man müßte annehmen, daß das Gedächtnis des Premierministers durch schweres körperliches Leiden geschädigt sei, meinte er, auch diese Annahme sei recht unerfreulich.“

Es würde über den Rahmen unseres Aufsatzes hinausgehen, die angeführte Tatsache noch weiterhin aus den Akten zu belegen. Auch die deutsche Geschichtsschreibung ist hier der englischen Darstellung verfallen, wenn sie etwa von der glatten Formel des Jangtseabkommens spricht, unter der Bülow die Gegensätze verdeckt hätte. Die angeführten Zitate, die sich vermehren ließen, beweisen, daß mit Salisburys Einverständnis die Mandschurei nicht erwähnt wurde! Von hier aus ist die englische Darstellung, z. B. auch die Sandersons 1907 (in Brit. Doc. III 427—428) und die Randnote Crowes (a. a. O. 427) zu korrigieren (vgl. zu dieser Frage auch z. B. Gr. P. XVII, 46, 106 Randbemerkung 4 Bülows).

Wichtig ist auch der Wunsch Englands, zu einer allgemeinen Verständigung mit Frankreich und Rußland zu gelangen. Hier sah Holstein ganz falsch, wenn er die Gegensätze für unausgleichbar hielt, so daß England auf uns angewiesen sei. Es finden sich freilich auch andere Äußerungen Holsteins (s. oben; Eckardstein II 353ff.). Auch das Mißtrauen schon gegen die Bismarcksche Politik ist charakteristisch, ebenso wie die scharfe Erkenntnis der allgemeinen Lage Deutschlands in Europa.

Lansdowne weist in seinem Memorandum (Brit. Doc. 76ff.) zunächst die schon oben erwähnten irrigen Anschauungen zurück. Er sagt weiter: „Der Argwohn und die Mißliebigkeit, mit der wir in Deutschland betrachtet werden, sind zum großen Teil das Ergebnis des Sichfernhaltens (aloofness) unserer Politik; ein offen erklärter Wechsel in dieser Politik würde nicht ohne Einfluß auf das deutsche Empfinden sein.“

Er führt dann eine Reihe von Bedenken gegen den Bündnisplan an (vgl. Roloff S. 1219). Lansdowne schließt: „Unter diesen Umständen, und angesichts der entschiedenen Ansichten, welche der Premierminister ausgedrückt hat, halte ich es für

außer Frage stehend, daß wir das deutsche Angebot in der Form annehmen könnten, in der es von Graf Hatzfeldt dargereicht wurde." Er befürwortet aber eine weitere Diskussion der Frage, und zwar „eine begrenztere politische Verständigung mit Deutschland über gewisse Dinge, die von Interesse für beide Mächte sind" (Gr. P. 78, vgl. über die Einzelheiten Roloff S. 1219).

Aber Lansdowne glaubt, die deutsche Regierung (oder „der deutsche Kaiser") wünsche Genaueres und Weitreichenderes als dies, und sie würden ein Abkommen wie das gezeichnete ablehnen (Brit. Doc. 79).

Salisbury will sich mit Lansdowne noch weiter besprechen. „Bis jetzt scheint es mir voll von Gefahren zu sein, ohne einen entsprechenden Vorteil zu gewähren" (Randnote Salisburys, Brit. Doc. 80). Also auch hier lehnt Salisbury ab.

So waren die deutsch-englischen Verhandlungen gescheitert. Sie mußten scheitern, schon weil beide Parteien von falschen Voraussetzungen ausgingen. Die deutsche Regierung, von Eckardstein getäuscht — möglich war diese Täuschung infolge des 1898 zuerst, dann wieder 1901 geäußerten Wunsches Chamberlains nach einem Bündnis und infolge der nicht unfreundlichen Stellung Lansdownes —, glaubte, es läge ein englisches Bündnisangebot vor, der britischen Regierung war von Eckardstein ein deutsches Angebot unterbreitet. So warteten und forderten beide. Die deutsche Regierung konnte nicht vom Anschluß Englands an den Dreibund abgehen, weil ohne ihn Frankreich und Rußland geradezu der Weg gewiesen war, mit Deutschland ohne Eintreten des Bündnisfalles für England, zu kämpfen, durch Angriff auf Italien oder Österreich, wodurch für Deutschland der Bündnisfall gegeben war. Nach allen der deutschen Regierung vorliegenden Berichten war der Erfolg der Bündnisverhandlungen mit England so unsicher, daß nicht darum der Dreibund von Deutschland preisgegeben werden durfte. Hier werden Holstein und Bülow mit Unrecht angegriffen. Nach allen uns in den britischen Dokumenten erschlossenen Quellen aber wäre damals auch ein Zusammengehen mit Deutschland allein von England nicht zu erreichen gewesen, oder nur in einer Form, die Deutschland keinerlei Vorteil und Sicherheit bot.

Die letzten tiefsten Gründe für die Unmöglichkeit eines Zusammengehens stehen hier nicht zur Erörterung. Hier soll

nur kurz zusammenfassend auf die verhängnisvollen Folgen des Vorgehens Eckardsteins hingewiesen werden. Das vermeintliche englische Bündnisangebot steigerte das deutsche Selbstbewußtsein, es verminderte die Vorsicht der deutschen Regierung, es vermehrte das unvorsichtige Drängen des Kaisers, es verstärkte bei der englischen Regierung den Eindruck deutscher Hilfsbedürftigkeit, es ließ in England das Gefühl deutscher unvornehmer Aufdringlichkeit entstehen. Es gefährdete zukünftige Annäherungsmöglichkeiten zwischen beiden Staaten. Denn in England führte die verfrühte Erörterung der Bündnisfrage zu einer Zeit, als die Regierung die Isolierung noch nicht aufgeben wollte, zu einer Ablehnung, die für die Zukunft richtunggebend wurde und damit dem Bündnis den Weg verbaute (vgl. bes. Berties und Lansdownes Memoranden vom November 1901, neben der Ablehnung Salisburys vom Mai).

Eckardsteins Vorgehen erhöhte das Mißtrauen auf beiden Seiten. In Deutschland mußte das Gefühl der Enttäuschung Platz greifen und der ohnehin schon vorhandene Glaube an die Unaufrichtigkeit der englischen Politik sich zum Dogma verfestigen. — Was Eckardstein an Vorwürfen gegen Holstein und Bülow erhebt und gegen die deutschen Diplomaten, fällt mit verdoppelter Wucht auf ihn zurück.

Auch aus den Dokumenten läßt sich beweisen, daß Eckardsteins Unternehmen Deutschland geschädigt hat. Durch die Besprechungen Lansdownes mit Metternich (Brit. Doc. 80—83, Gr. P. XVII, 11—115), Lascelles mit Bülow und Mühlberg (Brit. Doc. 83—84, Gr. P. XVII, 109f.), die die englische Regierung für nötig hielt, damit es nicht scheine, als seien die deutschen Angebote „unüberlegt behandelt oder brüsk zurückgewiesen" (z. B. Brit. Doc. 79, vgl. 83), ist Holstein gekränkt. Er schreibt an Chirol: „Warum ließ man nicht die Sache ruhen, da niemand — meines Wissens wenigstens — sie drängend betrieb? Wie es nun liegt, hat die britische Regierung von der fiebrigen Rastlosigkeit eines Invaliden — obwohl er sofort in der entschiedensten Weise desavouiert wurde — den Vorteil gezogen, uns in aller Form einen Korb zu geben (to send us the mittens). Diese Absage, die wir nicht anders ansehen können als einen unverdienten, vielleicht aber wohlüberlegten Verweis, verbessert natürlich nicht die Aussichten für späterhin, und ich

befürchte sogar, daß in Lord Salisburys Sinn diese Abweisung beabsichtigt war, um die Frage eines englisch-deutschen Agreements beiseite zu setzen (to shelve for good)“ (Brit. Doc. II, 85). Auch das Folgende ist überaus gereizt und ungerecht gegen Salisbury.

So scheint Holsteins Mißtrauen gegen Salisbury infolge des Vorgehens Eckardsteins gründlich als berechtigt erwiesen zu sein. Und es ist empörend zu lesen, wie der hochverdiente Hatzfeldt der Täuschung seines Botschaftsrates die Bitternis seiner Verabschiedung und seiner letzten Lebensmonate verdankt. So schreibt auch Bülow: „Ich fürchte, daß Hatzfeldt bei seinem letzten Besuch im Foreign Office den Eindruck hervorgerufen hat, als ob wir wegen eines Vertrages mit England drängten, wovon nie die Rede war. Wir müssen nur verhindern, daß die Engländer in St. Petersburg und Paris tun, als ob sie unsern Werbungen widerstanden hätten“ (Gr. P. XVII, 110). Dazu bemerkt Holstein: „Das wollen sie ja eben“ (a. a. O. 110). Wie schädlich Eckardsteins Vorgehen war, zeigt sich in der Rolle, die das „deutsche Drängen“ noch in dem Memorandum Crowes vom 1. Januar 1907 spielt.

Besonders verhängnisvoll war seine Wirkung auf Chamberlain. Dieser hatte bei seinem ersten Versuch, ein Bündnis mit Deutschland anzubahnen, erleben müssen, daß der Kaiser alles an den Zaren meldete. Auch fand er nicht Salisburys Beifall. Darum wollte er sich „nicht noch einmal die Finger verbrennen“. Durch Eckardstein, der dauernd mit ihm und Devonshire zusammenkam, wurde er, wie aus Eckardsteins Memoiren deutlich wird, fortlaufend in falscher Weise über die Stellung der deutschen Regierung informiert. Es kann nach Eckardsteins Aufzeichnungen gar kein Zweifel darüber sein, daß er so handelte. So entstand der Glaube an die ablehnende Haltung der deutschen Regierung. Aus dem leidenschaftlichen Temperament Chamberlains, der, lange ohne den ersehnten beherrschenden Einfluß, als Sechziger den Plan des Bündnisses durchzuführen suchte, erklärt sich sein Umschlagen. So schreibt Rothschild am 14. Juni 1901 an Eckardstein: „Joe (Chamberlain), der bei mir dinierte, hat ganz den Mut verloren, er will mit den Leuten in Berlin nichts mehr zu tun haben. Wenn die so kurzsichtig sind, sagte er, und nicht sehen können, daß eine ganz neue Weltkonstellation

davon abhängt, so ist den Leuten nicht zu helfen" (Eckardstein II, 301). Wir aber wissen, daß am 29. Mai die Ablehnung des Bündnisgedankens durch Salisbury erfolgt war. Das war Chamberlain bekannt. Um so auffallender ist es, daß er der deutschen Regierung die Schuld gibt. Weiter unten sind die Ereignisse aufzuweisen, die von diesen Voraussetzungen aus den Freund Deutschlands zu seinem Gegner machten.

Zur Vorgeschichte der Bündnisverhandlungen muß vor allem auf Salisburys Plan einer Aufteilung der europäischen Türkei aus dem Jahre 1895 hingewiesen werden (vgl. dazu bes. Meinecke a. a. O. 4, Kap., bes. S. 47f.). Er dürfte, als er zum zweitenmal das Ministerium übernahm, von der Idee ausgegangen sein, Deutschland ein weites Wirkungsfeld zu eröffnen, ähnlich wie Sanderson 1907 berichtet, Cecil Rhodes habe „that blessed word Mesopotamia" fallen lassen, um Deutschland von Südafrika abzuziehen und ihm die Möglichkeit einer Ausbreitung zu geben (Brit. Doc. III, 430). So mochte Salisbury hoffen, den Differenzen mit Deutschland auf kolonialem Gebiet ein Ende zu machen[1]. Sein Plan, eine Parallele zu Friedrichs des Großen Vorschlag der Teilung Polens, hätte engstes Bündnis zwischen Deutschland, England und Österreich bedeutet, hätte aber Deutschland in Gegensatz zu Rußland gebracht. Holstein schreibt darüber: „Der Kaiser wies diese Anregung, deren intensive Gefährlichkeit er sofort erkannte, mit einer Entschiedenheit zurück, welche der Premier übelnahm, und welche ihn veranlaßte, einer vom Kaiser gewünschten späteren Unterredung auszuweichen. Die Annahme liegt nahe, daß die solcher Art geschaffene beiderseitige Gereiztheit nicht ohne Einfluß auf die deutsch-englischen Beziehungen während der nächstfolgenden Jahre geblieben ist. Indessen können heute beide Teile mit Befriedigung sich sagen, daß beide ihre Kaltblütigkeit in ihrem Tun gewahrt haben, und daß kein unwiderruflicher Schritt geschehen ist. Die beiden Regierungen stehen der Zukunft frei gegenüber. die Gereiztheit der Völker ist allerdings noch in einem gewissen Grade vorhanden, sie wird aber, da sie wenigstens auf deutscher Seite aus Mißtrauen hervorgegangen war, auch wieder

[1] Über diese Frage wird voraussichtlich Salisburys Biographie von Lady Cecil Aufschluß geben.

verschwinden, wenn durch Zeit und Umstände das Mißtrauen beseitigt werden kann" (Gr. P. XVII 84f.).

Zusammenfassend ist zu sagen: Die englischen Akten ergeben, daß von keinem „englischen Bündnisangebot", sondern nur von einem Angebot Chamberlains die Rede sein kann, und daß damals, wesentlich infolge der ablehnenden Stellung Salisburys, keine Aussicht auf Annahme des Eckardsteinschen Angebots bestand, auch nicht bei Deutschlands Verzicht auf Englands Anschluß an den Dreibund.

Aber auch wenn nicht von Seite der englischen Regierung sich die größten Schwierigkeiten erhoben hätten, war das Zustandekommen des Bündnisses noch keineswegs gesichert. Es blieb, wie schon Salisbury hervorhob und Eckardstein während der Verhandlungen betonte, die öffentliche Meinung Deutschlands als Hindernis.

In der Gereiztheit der öffentlichen Meinung Deutschlands hatte schon Metternich am 1. Juni 1901 die größte Schwierigkeit gesehen. Er sah „schwere Bedenken bei der Behandlung der Bündnisfrage durch den Deutschen Reichstag". Nicht nur die Burenfreundlichkeit der Deutschen, sondern auch deren allgemeine Abneigung gegen England müsse mit der Staatsräson überwunden werden. Darum sei es besser, bis zur Beendigung des Burenkrieges zu warten. „Der Deutsche Reichstag wird auch noch nach der Burenaffäre die Freude am Bündnisse mit England hüben und drüben zu vergällen wissen. Die Fronde bei uns, welche fast durchweg zu den Russenfreunden gehört, wird nie aufhören, gegen ein entstehendes oder entstandenes Bündnis mit England zu agitieren." Helfen könne nur der Hinweis auf die Anlehnung an England als Lebensfrage für den Dreibund, sowie die Eröffnung der „geheimen Akten der großen Bismarckschen Ära, welche ein Bündnis Englands mit dem Dreibund suchte, aber nicht fand" (Gr. P. XVII, 80f.). Diese Schwierigkeit erschien den deutschen Staatsmännern der Zeit als die größte, wofür sich noch weitere Belege anführen ließen.

Am 12. Juli 1902 war Salisbury zurückgetreten. Damit war der Mann, der nach dem Urteil Holsteins und Bülows, das unsere Darstellung als berechtigt erwiesen hat, das eigentliche Hindernis des Bündnisses war, nicht mehr am Ruder. Jetzt wäre der Augenblick dagewesen für die englische und deutsche Regierung, die

1898 von Chamberlain angeregten Verhandlungen aufzunehmen, und jetzt mochten sie bei der Popularität Chamberlains von Erfolg gekrönt werden.

Aber, wie oben nachgewiesen, hatte sich inzwischen Chamberlain von Deutschland abgewandt, und das Verhalten Deutschlands während des Burenkrieges hatte ihn vollends zum Gegner Deutschlands gemacht.

Darüber berichtet Eckardstein am 14. September 1902 (Gr. P. XVII, 221—224): Als er Gast bei Chamberlain auf dessen Landsitz gewesen sei, „nahm derselbe eines Abends Gelegenheit, mir gegenüber seinem Groll gegen Deutschland freien Lauf zu lassen". Er habe zwar bemerkt, daß Chamberlain „von seiner früheren deutschfreundlichen Tendenz abgekommen sei, im übrigen aber geglaubt, daß seine Verstimmung gegen uns nur vorübergehender Natur und unter Umständen unschwer zu beseitigen sein würde". Er erkennt jedoch, „daß seine Mißstimmung gegen Deutschland viel tiefere Wurzeln gefaßt hat und einen weit gefährlicheren Charakter trägt, als anzunehmen gerechtfertigt erscheinen durfte.

Mr. Chamberlain kam zunächst auf die Haltung der öffentlichen Meinung und Presse Deutschlands während des Burenkrieges zu sprechen und bemerkte, daß es lange Zeit gedauert habe, ehe er sowohl als seine Kollegen im Kabinett sich darüber klar geworden seien, was diese ungebändigten Ausbrüche des Hasses gegen England tatsächlich bedeuteten. Im deutschen Volke habe sich augenscheinlich der Glaube festgesetzt, daß es Deutschland im Laufe der Jahre mit Leichtigkeit gelingen könne, England und sein Kolonialreich zu Fall zu bringen und dessen gesamte Erbschaft anzutreten[1]". Zwar würde ein solcher Versuch undurchführbar sein. „Trotzdem müsse die englische Politik mit dem Faktum eines anscheinend unüberwindbaren Hasses gegen England seitens der deutschen Nation in Zukunft rechnen". Er sei immer für ein Zusammengehen mit Deutschland gewesen und habe die öffentliche Meinung Englands dafür zu gewinnen gesucht. „Jetzt sehe er aber ein, daß er sich getäuscht habe, und sei infolgedessen von seiner früheren Tendenz

---

[1] Diese Meinung findet sich noch in Crowes Memorandum vom 1. Jan. 1907 (Brit. Doc. II.).



vollständig abgekommen. Über die Behandlung, die ihm persönlich sowohl seitens der öffentlichen Meinung in Deutschland als auch seitens der Kaiserlichen Regierung zuteil geworden, wolle er gar nicht reden. Denn das sei Nebensache. Das englische Volk in allen seinen Schichten, sowohl im Mutterlande als in den Kolonien, sei jedoch jetzt von einem derartigen Haß gegen Deutschland erfüllt, daß jedes Ministerium, selbst das stärkste, auf lange Zeit hinaus mit diesem Faktor werde zu rechnen haben.“ Er weist auf die Kriegsgefahr nach dem Krügertelegramm und der Sansibarkontroverse hin. Damals aber habe es sich bei der öffentlichen Meinung nur um ein „hysterisches Aufflackern“ gehandelt. „Heute stehe die Sache viel ernster. Die Verstimmung und das Mißtrauen gegen Deutschland seien jetzt derartig allgemein und tiefgehend, daß viel geringere Provokationen als die des Jahres 1896 genügen würden, um alles in Flammen zu setzen.“ Er hoffe, daß es nicht dazu komme, da es für England ebenfalls nachteilige Folgen haben würde. „Die Eifersucht unter den kontinentalen Mächten aber würde es der englischen Politik stets ermöglichen, sich im Notfall mit der einen oder andern Macht oder Gruppe von Mächten auf Basis politischer oder kolonialer Kompensationen zu verständigen.“

Eckardsteins Einwände sind erfolglos. Er schließt: „Mr. Chamberlain ist in dem neuen Kabinett vielleicht noch mehr als unter dem alten der Minister, welcher die Politik des Landes mit Rücksichtslosigkeit leitend beeinflußt und in der großen Masse des Volkes ein Ansehen genießt, welches seine Stellung zu einer fast unanfechtbar dominierenden stempelt. So lange wir mit Mr. Chamberlains leidenschaftlicher Gegnerschaft zu rechnen haben, erscheint es ausgeschlossen, unsere Beziehungen zu England so weit zu bessern, daß wir der im englischen Volke stetig fortschreitenden Bewegung des Mißtrauens und der Verstimmung gegen Deutschland mit Aussicht auf Erfolg entgegenzuarbeiten vermögen Mr. Chamberlain beherrscht einen großen Teil der hiesigen Presse, welche mehr denn zuvor den von ihm ausgehenden Winken unweigerlich Folge leistet.“

So ist also die Gereiztheit der öffentlichen Meinung nicht geschwunden, sondern auf beiden Seiten in furchtbarem Haß wild aufgeflammt. Und diese Stimmung schürt der, auf dem alle Hoffnung für ein Bündnis ruhte. Dieselbe Beobachtung macht

der Kaiser (12. November 1902 an Bülow, Gr. P. 115—117): „Ich konnte Chamberlain darauf hinweisen, daß Sie in Deutschland als Pro-Engländer angefeindet und daher ‚Lord Bülow‘ genannt würden. Das verfing aber alles nicht. Er ist auf Eure Exzellenz und die ‚Minister‘ im allgemeinen schwer gereizt, ist persönlich unter dem vermeintlichen Eindruck, auf das ärgste düpiert worden zu sein, daher gekränkt, und aus dieser Stimmung heraus beurteilt er unsere gesamte Politik und Handlungen. Diese Gereiztheit spiegelt sich in den Zeitungsartikeln wieder, die er direkt oder indirekt beeinflußt, und ist auf einen halsstarrigen Teil des Volkes übergegangen. Das ist sehr schade, aber augenblicklich nicht zu ändern. Er ist absolut maßgebend und allmächtig in England und hat alle Klassen des Volkes absolut hinter sich. Das Ministerium tanzt nach seiner Pfeife und macht nichts Wichtiges ohne ihn, niemals etwas gegen ihn. Unter diesen Umständen ist es von dringender Notwendigkeit, erstens unsere Presse fest im Zaune zu halten — denn viel mehr ertragen sie hier nicht —, zweitens in der äußeren Politik nichts weiter zu tun, was uns unnötig in Reibungen und Zwistigkeiten mit England bringen könnte." Er meint, man mache in England einen Unterschied zwischen „the Kaiser" und „the German Government", welches letztere zum Teufel gewünscht wird.

Bülow hebt in seiner Antwort hervor (13. November 1902, Gr. P. 117f.): Chamberlain vergißt namentlich dreierlei:

„1. Die von Lord Salisbury bei allen möglichen Gelegenheiten gegen uns eingenommene unfreundliche Haltung und dessen absolute und zähe Abgeneigtheit, auf irgendeinen der vielen von uns gemachten Vorschläge zur besseren Gestaltung der deutsch-englischen Beziehungen und zu einem Hand in Hand gehen beider Länder einzugehen.

2. Die Beschlagnahme deutscher, und zwar nur deutscher Postdampfer im denkbar inopportunsten Augenblick und ohne jeden sachlichen Grund.

3. Welche Dienste Ew. Majestät durch Allerhöchstihre für England so freundliche Haltung während des südafrikanischen Krieges dem britischen Reiche erwiesen haben. — Die deutsche Presse sei jetzt im ganzen maßvoller als die englische und habe in letzter Zeit gegenüber englischen Angriffen Ruhe bewahrt. Er werde alles tun, um, so weit Einfluß auf sie möglich sei, sie

in dieser Richtung zu erhalten. Er werde ferner dafür sorgen, daß Deutschland mit England in der auswärtigen Politik zusammengehe, „soweit dies nur irgendwie möglich ist, ohne uns gegen Rußland vorschieben zu lassen".

So hatte sich also die Lage seit Salisburys Rücktritt nicht etwa gebessert, sondern erheblich verschlechtert, so daß eine Annäherung immer aussichtsloser wurde. Auch die folgenden Jahre brachten hierin keine Änderung, sondern nur eine Verschlimmerung. Unter der Einwirkung Chamberlains und der von ihm beeinflußten Presse und unter der Furcht vor dem Wachstum unserer Flotte entstand der Boden, auf dem die englisch-französische Entente erwuchs und endlich infolge der fehlerhaften Marokkopolitik das deutschfeindliche Bündnis Englands und Frankreichs.

Die deutsch-englische Entfremdung gefährdete schon 1902 sogar Österreichs Stellung zu Deutschland (Gr. P. XVII, 224f. Anm.). So begann schon hier die politische Lage, die zu immer größerer Rücksichtnahme auf die österreichische Politik nötigte, um nicht den letzten Bundesgenossen zu verlieren, und die über die bosnische Krise zum Weltkrieg führte.

Kritiken.

H. Steinacker, Die antiken Grundlagen der frühmittelalterlichen Privaturkunde (Grundriß der Geschichtswissenschaft, herausg. v. A. Meister. Erg.-Bd. 1). Leipzig-Berlin, Teubner 1927. Gr. 8°. X, 171 S. Geh. 10 ℛℳ.

Als St. an die Neubearbeitung seiner 1906 in Meisters Grundriß erschienenen „Lehre von den nichtköniglichen und nichtpäpstlichen (Privat-) Urkunden" ging, stellte sich das unabweisbare Bedürfnis heraus, die antiken Grundlagen des frühmittelalterlichen Urkundenwesens neu darzustellen. Durch die massenhaften ägyptischen Papyrusfunde aus hellenistischer und byzantinischer Zeit und die Ergebnisse der Papyrologie war der wissenschaftliche Standpunkt durchaus geändert; besonders die Forschungen von Mitteis hatten grundstürzend gewirkt. Daß die vor einem halben Jahrhundert aufgestellte Lehre H. Brunners revisionsbedürftig sei, war von Autoritäten wie O. Redlich anerkannt. Die ersten 6 Bogen wurden schon im Winter 1913/14 gesetzt, aber dann mußte der Plan geändert werden, da die Arbeit über den Rahmen eines Grundrisses herauswuchs. Im Grundriß trat R. Heubergers „Allgemeine Urkundenlehre" (1921) dafür ein, der St.'s Druckbogen bereits benützen konnte; dieser selbst entschloß sich, den ersten Teil, die antiken Grundlagen, als selbständiges Ganzes fertigzustellen. Wir hoffen mit St., daß er auch die Lehre von der Privaturkunde im frühen Mittelalter, auf die er im Text bereits gelegentlich verweist, wird folgen lassen können.

Die via crucis der Entstehungsgeschichte durch Krieg und Nachkrieg hindurch verschuldet, daß wir große Teile von St.'s Ergebnissen bereits durch Heuberger kannten, aber auch ferner, daß bei der langen Zwischenzeit zwischen dem Druck des überwiegenden Hauptteils der Darstellung (96 von 122 S.) und dem Erscheinen des Buches (1914—1927) ungewöhnlich umfangreiche Nachträge (fast 50 S.) aus der neuen Literatur nötig wurden; teilweise fast selbständige Untersuchungen wie Nr. 26 (S. 131—147) über Anagraphe und Katagraphe. Freilich herrscht, da auf dem Gebiete der Papyrusforschung eben noch alles im Fluß ist, bisweilen eine gewisse Diskrepanz zwischen den Ergebnissen des Textes und den Nachträgen, die einen eigenen systematisch-kritischen Literaturbericht seit 1914 darstellen.

Die knappe allgemeine Einleitung (S. 1—22) gibt zunächst „Grundbegriffe und Grundfragen aus der Rechtsgeschichte der Urkunde"; wir notieren S. 3 eine neue (zu wortreiche) Definition des Begriffes „Urkunde", die der klassischen nicht widerspricht, sondern sie interpretiert. St. bestreitet, daß die Gegensätze „dispositive und Beweisurkunde" und „objektive und subjektive Fassung" sich entsprechen. S. 7ff. (vgl. S. 20f.) wird dem Praktiker durch die Untersuchung der Begriffe „öffentliche und private Urkunde" die Problematik methodischer Formalierungen klar werden.

Der folgende Abschnitt der Einleitung (über Formgeschichte und diplomatische Methode) richtet an die Altertumsforschung die Forderung, zur Begründung einer

methodischen allgemeinen vergleichenden Diplomatik mitzuwirken. Der dritte Abschnitt, „Aufgabe und Gliederung der Urkundenlehre“, geht mit Recht von dem üblichen Begriff der Privaturkunde aus und skizziert die Aufgaben der Zukunft: die rechts- und formgeschichtliche Rolle der Urkunde im Privatrechtsverkehr. Doch ist diese neue Definition der Gruppe, die an die Stelle des alten Begriffs Privaturkunde treten soll, formal nicht ganz geschlossen, weil die Urkunden „von organisierter Herstellungsart“, also etwa das Notariatsinstrument als *documentum publicum*, hinzutreten.

Der Hauptteil darf als Lehre von der antiken Privaturkunde bezeichnet werden, ein großer Wurf, zu dem kaum ein anderer unserer Diplomatiker so befähigt war wie gerade St. in seiner erstaunlichen Vertrautheit mit den Papyri und dem griechisch-ägyptischen Recht. Leider fehlt eine Übersicht über die dem Diplomatiker wohl nicht stets geläufigen Siglen der Papyrussammlungen.

Die Geschichte der Urkunde hat sich in drei einander entsprechenden großen Rezeptionen vollzogen: die orientalische Urkunde wurde von den Griechen, die griechische von den Römern, die spätrömische von dem frühen Mittelalter übernommen. Nach Umfang und Bedeutung steht die griechische Privaturkundenlehre (S. 24—66 nebst Nachtrag S. 124—170) im Mittelpunkt; am Schluß des Abschnittes, der dem Diplomatiker eine ganz neue Welt erschließt, ist das wenige angefügt, das man von den orientalischen Mustern der ältesten griechischen Urkunde weiß. Das griechische Urkundenwesen zerfällt in das gräko-ägyptische und das eigentlich griechische, außerägyptische Gebiet. Durch diese Einteilung entgeht St. der Gefahr, lokale Eigenarten der so viel reicheren ägyptischen Überlieferung in die spärlichen Überreste aus dem eigentlichen Hellas hineinzutragen, während die Vorausstellung Ägyptens es auch wieder gestattet, die althellenischen Zustände durch besser bekannte ägyptische Analogien aufzuhellen.

Zunächst nach der Eroberung Ägyptens gebrauchten dort die Griechen die Syngraphophylax-Urkunde, die in objektiver Fassung doppelt ausgestellt, von sechs Zeugen beglaubigt und besiegelt und bei deren Obmann, dem Urkundenhüter, hinterlegt wurde. Etwa gleichzeitig muß der formal als Brief gefaßte, also subjektive Handschein, das Chirograph, in Übung gekommen sein. Daß eine Unterart davon Vorbild des italienischen Libells gewesen sei (S. 29, A. 3), ist doch wohl zweifelhaft. Die eigenartigen Bank- und Trapezitenurkunden erläutern die quasi-publizistische Stellung der ägyptischen Banken. Die Ausführungen über Anagraphe und Katagraphe werden durch den erwähnten umfangreichen Nachtrag bedeutend ergänzt. In beiden Fällen liegt ein behördlicher Eintrag in die Amtsbücher vor, und zwar ist die Katagraphe in Ptolemäerzeit bei Immobiliargeschäften unter Griechen obligatorisch und wird auch auf dem Land gebraucht, die Anagraphe dagegen, ursprünglich für demotische Urkunden üblich und nicht vor 210 v. Ch. für griechische nachweisbar, war eine fakultative Registrierung, ohne die freilich ägyptische Urkunden vor dem griechischen Richter ungültig waren (S. 160—162). Dieses Prinzip der Publizität drang in römischer Zeit noch weiter vor und führte (S. 152) zur staatlichen Kontrolle des Geschäftsverkehrs im Anschluß an die amtlichen Gauarchive durch die βιβλιοθήκη ἐγκτήσεων, die in der späteren Kaiserzeit verfiel.

Das gräko-ägyptische Urkundenwesen zeigt die griechische Entwicklung schon recht fortgeschritten und macht ihre Vorstufen verständlicher. Neben der Merker-Urkunde, die auf der uralten Vollziehung vor der Gerichtsgemeinde beruht, haben

wir schon früh Spuren von Registrierung in Amtsbüchern, und sie heißt wieder Anagraphe (oder Katagraphe, S. 146). Das ist also griechischer Brauch. Ebenfalls findet sich schon in voralexandrinischer Zeit jene private Hinterlegung von Urkunden, wie auch der Handschein, wenn auch nur spärlich (in Attika). In byzantinischer Zeit gleichen sich die griechischen Gepflogenheiten mit den lateinischen aus. Im ganzen verstärkt sich die Beweiswirkung der griechischen Urkunde mit der Zeit. Die Geschäftsurkunde ist erst für die hellenistisch-römische Zeit gesichert (S. 58), ja nach 212 n. Ch. werden gewisse Kautelen gegen ihren Mißbrauch erforderlich.

S. 63—65 legt St., soweit er es als Nichtorientalist vermag, die erkennbaren Zusammenhänge der griechischen Urkunde mit ihren orientalischen Vorbildern dar. Vieles bleibt unsicher, etwa die Wurzel des Handscheins im aramäisch-ägyptischen Kulturkreis, und wenn solche Probleme auch für den Diplomatiker keinen praktischen Wert haben, so eröffnen sie doch die reizvollsten Ausblicke in letzte Zusammenhänge der Kulturen.

Das römische Privaturkundenwesen wird S. 66—120 (mit kurzen Nachträgen S. 170f.) dargestellt. Hier spielen neue Funde, die neues Licht hätten bringen können, eine geringe Rolle; aber der starke Fortschritt gegen Brunner beweist doch den Wert genetischer Betrachtung. Dem mit der römischen Rechtsgeschichte nicht Vertrauten wird die knappe Zusammenfassung über ius gentium und ius civile willkommen sein. Sie beweist, daß es formal überhaupt keine echt römischen Urkunden gibt: die äußere Form war der griechischen Urkunde entlehnt, der Stil von deren Formeln auf das stärkste beeinflußt. Auch die römische Urkunde hat erst allmählich — durch das ius gentium, für Rechtsgeschäfte mit Ausländern — dispositive Kraft erhalten. Von der Privaturkunde wissen wir aus republikanischer Zeit, aber auch aus der Kaiserzeit nicht viel; auch hat die klassische Jurisprudenz der Theorie zuliebe die hellenisierende Praxis, das wirkliche Urkundenwesen, vernachlässigt.

Beweisrechtlich ist am wichtigsten, daß die Insinuierung von Privaturkunden in Amtsbücher eingeführt wird (S. 77ff.). Das geht nach St. auf Konstantin d. Gr. und das Vorbild der griechischen Anagraphe zurück (S. 79f., dazu S. 171). Für das Vordringen des dispositiven Elements ist u. a. die Entwicklung der stipulatio (vgl. jetzt Fr. Brandileone, *La „stipulatio" nell'età imperiale romana e durante il medio evo*, in: *Rivista die storia del diritto italiano* 1928) typisch, die im 6. bis 7. Jh. durch dispositive Urkunden verdrängt wurde und als unverstandenes Fossil in das Mittelalter einzog, wie sie zu Anfang des 3. Jh. auch von der römischen in die griechische Urkunde gedrungen war (S. 85f.). Über den griechischen Literarkontrakt und die von den Römern als Kautel gegen ihn eingeführte *exceptio pecuniae non numeratae* s. S. 86—88.

Der entscheidende Punkt ist die Widerlegung von Brunners Lehre über die *traditio cartae* als vollziehenden Rechtsfaktors (S. 88ff.). Ältere Widersprüche schossen über das Ziel: durch Analyse der Ravennater Papyri schafft St. festen Boden. Die auf einem Mißverständnis beruhende abendländische Deutung der Worte des Gesetzes von 527 (C. I. IV 21. 17) *completa et postremo partibus absoluta* liegt der Kompletionsformel *(post traditam) compleri et absolvi* zugrunde. Aber das *absolvere* sollte eine Handlung nicht des Tabellio, sondern der Parteien und zwar eine schriftliche Schlußerklärung vor der *completio* (S. 91), keinen Begebungsakt, bedeuten, und ist im Orient auch so aufgefaßt worden: dort ist die *traditio cartae*

bedeutungslos. Im Abendland nun wird diese Rechtshandlung zwar neben andern Teilakten der Beurkundung nicht selten erwähnt, aber durchaus nicht als der rechtlich allein entscheidende Akt; ja es bleibt unklar, welche der bei der Beurkundung tatsächlich erforderlichen Begebungen gemeint ist (S. 96): am wahrscheinlichsten (S. 97, gegen Brunner) die *traditio* nach den Zeugenunterschriften, vor der *completio*, der vorletzte Akt der Beurkundung. So bezog das Abendland das vom Gesetzgeber verlangte *absolvere* auf das *cartam tradere* (S. 98f., unter Einwirkung von Nov. 44). Deshalb drangen die Formelworte *post traditam* nicht in allen Landschaften Italiens in die Kompletionsformel (S. 100).

Gegen die neue These bleibt ein Bedenken. Wenn das *absolvere* auf den Notar bezogen wird und in einer *traditio cartae* besteht (S. 100), wie kann dann der vollziehende Notar vor *complevi et absolvi* sagen *post roboratione testium atque tradctam* (andere Beispiele S. 96) ? Denn nun sind *tradctam* und *absolvi* Tautologie. Die weitere Entwicklung wird die Fortsetzung bringen; aus der beweisrechtlichen Begebung wird in anderer Kultur ein vollziehender Formalakt.

S. 101—105 wird die privatrechtliche Bedeutung der Insinuation in die *gesta municipalia* (vgl. S. 77ff.) im Zusammenhang mit der spätrömischen Übereignung unter Mitwirkung der Kurie untersucht. Außerhalb des Immobiliarverkehrs gibt es obligate (z. B. für Schenkungen) und fakultative Insinuationen.

Wertvoll ist S. 106—108 (mit Nachträgen S. 170f.) die Übersicht über die Überlieferung (S. 171, Z. 13: statt *vetto-vogliamenti l. vettovagliamenti*, Verproviantierungen): Drucke und Faksimiles von Holz- und Wachstafeln, Bronze-Diptychen, Privaturkunden auf Stein und Papyrus. Die Formgeschichte der lateinischen Urkunde schließt, wie schon S. 68 bemerkt war, ganz an die äußeren Merkmale der griechischen an. Das von Brunner noch stark vernachlässigte Siegel (vgl. Wenger, Art. signum, Pauly-Wissowa II. Reihe, 4. Halbb.; St. S. 125 A.) wird auf seine Bedeutung hin untersucht. Das Vordringen der Schrift als Beweismittel wird S. 112ff. durch die einzelnen Urkundengattungen verfolgt.

Die zweite große Korrektur an Brunners System betrifft die Lehre von den inneren Merkmalen: St. erschüttert das Dogma vom Gegensatz zwischen *carta* und *notitia*. Unrichtig war — außer der irrigen Auffassung der pompejanischen Doppelquittungen als örtlichen Brauches — vor allem die genetische Beziehung der Gegensatzpaare Zeugenurkunde-Chirograph und (mittelalterlich) *carta-notitia*. Die schlichte Zeugenurkunde ist Siegelurkunde und heißt eigentlich *testatio;* sie ist ebenso wie das Chirograph eine Beweisurkunde. Mit den späteren Typen besteht kein Zusammenhang: die Zeugenurkunde entwickelt sich nicht weiter, sie verschwindet seit dem 4. Jh.

Die Geschichte der germanischen (??) *notitia* soll in der Fortsetzung behandelt werden. Wenn *notitia* zunächst Kunde, Nachricht, als Schriftstück stets nur Verzeichnis oder Liste bedeutet (S. 119; Belege im A. 2), so meint St. im Altertum; im Mittelalter bezeichnet *notitia* infolge Bedeutungswandels (Konkretisierung) auch das Schriftstück selbst, die Aufzeichnung. Zweifel erweckt S. 118 A. 3 über die „germanische“ *notitia*. Sie pflegt doch nicht den Schreiber zu nennen, und wie steht es mit den Abweichungen von der Brunnerschen Idealkonstruktion? St. verweist selbst auf seine Fortsetzung; die ältere, reinere Form muß jedenfalls von der degenerierten, in die aus der *carta* heterogene Elemente gedrungen sind, scharf geschieden werden.

Die dispositive Urkunde bildet sich — entgegen der Lehre Brunners — aus dem Chirograph in Briefform (in den Quellen *epistola*); sie ist älter, als Brunner annahm (S. 117—119). Gegenüber Rückschlüssen aus formelhaften Wendungen auf das Rechtsleben wird zum Schluß (S. 121f.) Vorsicht empfohlen. Stipulation und Manzipation sind „reine Floskeln, Versteinerungen aus alter Zeit". Anklänge an den byzantinischen Urkundenstil sind aus der Vorgeschichte in den Papyri zu erklären. Das ist in neuerer Zeit vielfach verkannt worden.

Durch ungeheuer mühsame und gewissenhafte Durcharbeitung des antiken Urkundenwesens hat St. die Grundlagen unserer Diplomatik aufs neue gelegt. Wie viel Neues er der Altertumsforschung geboten hat, darüber ist hier nicht zu urteilen. Der Diplomatiker weiß, daß die neuen Ergebnisse von St. eine geradezu fundamentale Bedeutung haben, und wünscht, daß uns auch die Fortsetzung, die fast noch wichtiger werden dürfte, nicht länger vorenthalten werden möge.

Frankfurt a. M. Fedor Schneider

Eine Sammlung von Aufsätzen der Görres-Gesellschaft über spanische Geschichte[1]. In dem vorliegenden Buch sind zwölf Beiträge deutscher und spanischer Katholiken vereinigt. Nach den Fachgebieten und Gegenständen, nach der Art der Behandlung und dem Ertrag für die Wissenschaft gehen sie nicht minder weit auseinander wie nach dem äußeren Umfange. Der Titel des Sammelwerkes ist räumlich, zeitlich und sachlich zu eng gefaßt. Einzelne Abhandlungen greifen weit über den spanischen Rahmen hinaus, zwei Arbeiten betreffen Verhältnisse der Gegenwart; schon darum vermittelt der an und für sich reichlich unbestimmte und schillernde Ausdruck „Kulturgeschichte" im Buchtitel keine zutreffende Vorstellung vom Inhalt. Solche Beiträge, die nach Thema, Ansprüchen und inhaltlicher Bedeutung zu längerem Verweilen einladen, sollen im folgenden näher besprochen werden. Ich halte mich in der Reihenfolge an die Anordnung im Buch; die eingeklammerten römischen Ziffern bezeichnen den Platz des betreffenden Aufsatzes in der ganzen Reihe.

(I.) **Georg Schreiber** (päpstlicher Hausprälat, Zentrumsabgeordneter und Professor an der Universität Münster), Spanien und Deutschland. Ihre kulturpolitischen Beziehungen: S. 1—92.

Der Verfasser beschränkt sich in der bibliographisch reich ausgestalteten Abhandlung in der Hauptsache auf das letzte Jahrzehnt, also die Zeit nach dem Weltkriege. Von deutschen Staatsbehörden, Abgeordneten, Lehrern an Universitäten und höheren Schulen ausgehende Bestrebungen zum stärkeren Ausbau der Auslandskunde, vorzüglich Spaniens, werden eingehend dargestellt. Wir lernen die Pflege des Spanischen im deutschen Unterrichtswesen kennen, andererseits die Entwicklung deutscher Auslandsschulen in spanischem Sprachgebiet, die Rolle der deutschen Sprache im spanischen Unterrichtswesen, das Studium Deutscher auf spanischen Hochschulen, sowie spanischer Studenten auf deutschen Universitäten. Die Frage des Gelehrten-Austausches zwischen Spanien und Deutschland, der

[1] Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. Erster Band. In Verbindung mit K. Beyerle und G. Schreiber hrsg. von H. Finke. Münster in Westfalen 1928, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. (Spanische Forschungen der Görresgesellschaft hrsg. von ihrem spanischen Kuratorium K. Beyerle, H. Finke, G. Schreiber. I. Reihe.) 4 Bll., 392 S. gr. 8.

Studien- und Forschungsreisen wird behandelt, eine Übersicht der Institute, Gesellschaften und Vereine zur Pflege völkerverbindender Beziehungen geboten; dabei sind jeweils die einschlägigen periodischen Veröffentlichungen zusammengestellt. — G. Schreibers „Bibliographie der deutsch-spanischen Beziehungen (1913 bis 1927)", S. 63—92, berücksichtigt, wenn auch etwas planlos, zugleich viele Schriften des 19. Jahrhunderts. Derartige bibliographische Versuche sind unvermeidlicher Weise lückenhaft. Allein über die Grundsätze der Auswahl darf man wohl anderer Ansicht sein. Ein wichtiges Feld der Wissenschaft, dessen Anbau auch die Kenntnis spanischen Wesens in Deutschland entschieden gefördert hat, die spanische Philologie, ist in der Abhandlung beinahe ganz übergangen worden; Geographie und Geschichtsforschung kommen ebenfalls viel zu kurz weg. Man vermißt daher Namen und Schriften gerade solcher deutscher Forscher, die Werke von dauernder Bedeutung geschaffen haben, während eine große Zahl kurzlebiger, wenn nicht gleichgültiger Zeitungs- und Zeitschriftenartikel sorgfältig registriert ist; G. Schreiber hat sein Thema zu sehr von der Tagespolitik aus angesehen. Es wäre vor allen der Geograph Alfred Rühl zu nennen gewesen, mit seiner Abhandlung „Die Wirtschaftspsychologie des Spaniers", in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde", Berlin 1922, S. 81—115, als Buch unter dem Titel „Vom Wirtschaftsgeist in Spanien" in 2. veränderter Auflage im Verlage von Quelle & Meyer in Leipzig 1928 veröffentlicht (X, 90 S.). Diese gehaltvolle, wenn auch besonders nach der kirchlichen Seite ergänzungsbedürftige Schrift bietet wohl die beste zusammenfassende Einführung in die Denkweise und das Seelenleben der Masse des spanischen Volkes. — G. Schreiber ist an der Pflege der deutsch-spanischen Beziehungen wesentlich unter dem Gesichtspunkt der römischen Propaganda interessiert. Die Sammlung einer weit verstreuten Literatur dient bei ihm weniger wissenschaftlichen als praktischen, namentlich kirchenpolitischen Zwecken. Dieses Ziel verfolgt er mit einer unverkennbaren Einseitigkeit. So z. B. erscheint die (S. 28 oben) gerühmte spanische „Schulreform" vom 25. August 1926 in einem lehrreichen Aufsatz des „Deutschen Philologen-Blattes" Nr. 15 (13. April) 1927, S. 230—232, in einem ganz anderen Lichte. Daß G. Schreiber an jener Stelle diesen Aufsatz nicht erwähnt, obgleich er sich auf derselben Seite (28) und sonst oft auf die genannte Wochenschrift beruft, hat seinen Grund offenbar darin, daß der betreffende deutsche Fachmann, A. Rohlfing, den klerikalen Hintergrund der spanischen „Reform" mit ihren unpädagogischen, ja unvernünftigen Neuerungen beleuchtet; Primo de Rivera war auch im Unterrichtswesen nur der Vollstrecker der bildungsfeindlichen und volksverderbenden Pläne des Jesuitenordens[1]. G. Schreiber hat in seiner Darstellung die großen Leistungen des Fliednerschen Evangelisationswerkes für die Stellung des Deutschtums in Spanien einfach mit Stillschweigen übergangen; erst in der „Bibliographie" trifft man einige Schriften, die von dem Bestehen des Fliednerschen Unternehmens Kunde geben. Diese Feststellungen, denen sich weitere Beispiele ähnlicher Art anreihen ließen, mögen hier genügen.

(II.) **J[osé] Vives,** Damasiana: S. 93—101.

Vives untersucht in einem spanisch geschriebenen kritischen Aufsatz zunächst die Grabschrift (ein Epigramm) des Papstes Damasus auf seine Schwester Irene.

[1] Vgl. Alfred Miller, Der Jesuitismus als Volksgefahr, 3. Aufl. (München 1924), sowie weiter unten die Besprechung des IX. Beitrages.

Bemüht, biographische Einzelheiten zu ermitteln, kommt er bei seinen Deutungen und Kombinationen zu anderen Ergebnissen als Adolf von Harnack. Zweitens beschäftigt sich Vives mit der Auslegung der Damasus-Inschrift auf der Krypta der Päpste in der Calixtus-Katakombe. Den 6. Vers dieses Epigramms bezieht er auf den Papst Cajus (283—296).

(III.) **Peter Wagner** (Professor in Freiburg, Schweiz), Der mozarabische Kirchengesang und seine Überlieferung. S. 102—141 (mit einem Handschrift-Faksimile).

Wagner bespricht verschiedene Theorien über die Beziehungen der mozarabischen Liturgie zu den anderen christlichen Liturgien und glaubt die Verwandtschaftsfrage von der musikalischen Seite her aufhellen und der Lösung näher bringen zu können. Nach einer Übersicht über die Denkmäler des mozarabischen Kirchengesanges vergleicht er den Aufbau der Meßgesänge der vier lateinischen Liturgien (der mozarabischen, gallikanischen, ambrosianischen und gregorianischen). Er gelangt zu dem Schluß, daß die gesamten großen Gesangsformen der mozarabischen Messe den gallikanischen eng verwandt seien, und vermutet, daß die seit Karl dem Großen so gut wie verschwundene gallikanische Liturgie in den Hauptzügen in der mozarabischen Liturgie weiterlebte. Mit einem Überblick über die Schicksale der mozarabischen Liturgie seit der Zeit des Kardinals Ximenes de Cisneros beendet P. Wagner die Abhandlung.

Die starke Seite des Verfassers ist die Musik. Weil ihm aber die spanische Sprache fremd geblieben ist, fehlt jede Anknüpfung an die spanische Forschung. Sonderbar mutet daher Wagners Satz S. 105, Anm. 1, an: „Der Name Mozaraber, Mostaraber (arabisiert) kommt, wie bereits Hefele, Der Cardinal Ximenes (2. Aufl., S. 152), feststellte[1], vom Participium der zehnten Conjugation des arabischen Zeitwortes „'araba." Aus F. J. Simonet, Historia de los Mozárabes de España (Madrid 1897—1903), S. XIII, kann man ersehen, daß diese (richtige) Erklärung schon im 17. Jahrhundert bekannt war. Sie findet sich bei Gaspar Ibáñez de Segovia Marqués de Mondéjar, Predicación del Apostol Santiago en España (Zaragoza 1682), sodann bei Miguel Casiri, Bibliotheca Arabico-Hispana Escurialensis (Madrid 1770), t. II, 18. Simonet selbst widmet das XXXVI. Kapitel (S. 693—710) dem Oficio hispanogótico-mozárabe. P. Wagner stützt sich bei seinen Untersuchungen auf die Forschungen des französischen Benediktiners Dom Férotin. Es ist ihm offenbar unbekannt geblieben, daß Férotins Studien von Wilhelm Meyer (aus Speyer) verbessert und fortgeführt worden sind, namentlich in dem Buch „Die Preces der mozarabischen Liturgie" (Berlin 1914), 119 S. 4° (Abhdl. d. k. Ges. d. Wiss. in Göttingen, philol.-hist. Kl. N. F. XV. Bd., N. 3; daselbst wird auch auf frühere Arbeiten des Göttinger Forschers Bezug genommen). Wilhelm Meyer läßt das Musikalische ganz bei Seite, beschäftigt sich vielmehr mit dem rhythmischen Bau der mozarabischen Bußlieder, und zwar betrachtet er ihn im Zusammenhang der Entwicklung der lateinischen Dichtkunst des früheren Mittelalters. Er findet sich zu der Ansicht gedrängt, daß die mozarabischen Preces im Laufe des 10. Jahrhunderts in Spanien entstanden seien, angeregt durch die eben erst erblühte Sequenzendichtung. Der künftigen Forschung bliebe übrig festzustellen, inwiefern sich die Methoden der beiden Ge-

[1] Die 2. Aufl. erschien im Jahre 1851.

lehrten Wilhelm Meyer und Peter Wagner ergänzen und wie weit ihre Ergebnisse nebeneinander bestehen können — weil Text und Musik bis zu einem gewissen Grade voneinander unabhängig gewesen sein könnten. Einstweilen sehe ich nicht, daß die Methode P. Wagners das leistet, was er von ihr erhofft: die Nachweisung des hohen Alters der ganzen mozarabischen Liturgie. Die Quellenangaben, auf die er sich stützt, sind viel zu kurz und unbestimmt gehalten, als daß sie berechtigen würden, die Preces (der Texte Férotins und Wilhelm Meyers) bis in die westgotische Zeit hinaufzurücken. — Zur Kenntnis der liturgischen Verhältnisse Spaniens im 16. Jahrhundert käme noch der Aufsatz von Narciso Hergueta in Betracht: Notas diplomáticas de Felipe II. acerca del canto llano, misales, breviarios y demás libros litúrgicos in der „Revista de Archivos" 3ª época, año IX, tomo 13 (Madrid 1905), S. 39—50.

(IV.) **A. Griera,** Carácter de los documentos catalanes más antiguos. S. 142—148.

Griera verwirft Brunels Ansicht von der Barbarei als der Quelle der romanischen Sprachen und sucht sie vielmehr von den Herden der lateinischen Bildung, den Klöstern, abzuleiten. Daß man an solchen Stellen eher schriftliche Belege erwarten kann, ist klar. Unzulässig wäre es aber, an die Stelle der Frage nach den Pflegstätten der Volkssprache die Frage nach dem ersten Auftreten von Vulgärformen auf Schriftdenkmälern zu schieben. Die Beispiele, die Griera auf den ersten Seiten bringt, beweisen noch nicht die These, mit der er den Aufsatz beginnt: „Die Kirche ist die Mutter der romanischen Sprachen." Es handelt sich allgemeiner um feierliche Abmachungen und Verpflichtungen, Treuschwüre, Verkäufe und Ortsnamenformen; letzteren kann man unmöglich „sakramentalen Charakter" zusprechen. Es ist ferner zu bedenken, daß mindestens teilweise auch der Zufall mitgespielt hat, wenn uns aus quellenarmen Jahrhunderten gerade die Straßburger Eide und ähnliche vereinzelte Beispiele des alten Romanischen erhalten geblieben sind, während anders geartete Sprachdenkmäler unbeachtet und ungehütet verlorengingen. — Nützlich ist die Zusammenstellung von Fundorten des ältesten bisher bekannten Catalanischen auf den beiden letzten Seiten des Aufsatzes.

(V.) **Beda Kleinschmidt,** Anna selbstdritt in der spanischen Kunst. Eine ikonographische Studie: S. 149—165 (mit 21 Abbild. auf 6 Tafeln).

Mit Anna ist die Großmutter Jesu gemeint, deren Verehrung im 15. Jahrhundert auch in Deutschland außerordentliche Verbreitung fand (s. z. B. Friedrich von Bezold, Geschichte der deutschen Reformation [1890], S. 101 f.). Die besondere Art der bildlichen Darstellung mit Anna als Hauptperson, ihrer Tochter Maria und dem Jesuskinde nennt man kurz „Anna selbstdritt." Schon im 13. und 14. Jahrhundert war der Annakultus in Spanien sehr im Schwange. Aus der großen Fülle spanischer plastischer und malerischer Bildwerke greift der Verfasser einige Typen heraus und erläutert dabei die Symbolik der Attribute.

(VI.) **Martin Grabmann,** Ein ungedrucktes Lehrbuch der Psychologie des Petrus Hispanus (Papst Johannes XXI. † 1277) im Cod. 3314 der Biblioteca nacional zu Madrid. S. 166—173.

Petrus Hispanus Portugalensis, nachmals Papst Johannes XXI., galt seit dem 14. Jahrhundert als Verfasser der Summulae logicales, eines zwar unbedeutenden,

aber im späten Mittelalter meistbenutzten Lehrbuches der Logik. Unter den Hss. der Nationalbibliothek in Madrid fand nun Grabmann eine — bisher unbeachtete — psychologische Schrift des Petrus Hispanus „De anima" und erstattet hier einen vorläufigen Bericht über sie. In Gemeinschaft mit einem spanischen Gelehrten plant er die Herausgabe des Werkes. Er betont die Selbständigkeit des Denkers, der ohne die üblichen Zitate aus Aristoteles, Avicenna, Averroes u. a. ausgekommen sei.

VII.) **Heinrich Finke,** Drei spanische Publizisten aus den Anfängen des großen Schismas. Matthäus Clementis, Nikolaus Eymerich der hl. Vicente Ferrer. S. 174—195.

Nach einer Einleitung über die geschichtliche Erforschung des großen Schismas stellt H. Finke eine Reihe Quellenangaben über die abenteuerliche Laufbahn des ränkevollen Erzbischofs von Saragossa und Heidelberger Zivilrechts-Professors Matthäus Clementis zusammen. Von dem Anhänger des römischen Papstes Urban VI. wendet sich H. Finke dann zu dessen Gegner, dem aragonesischen Inquisitor N. Eymerich, um wiederum hauptsächlich von seiner Stellung zum Schisma zu berichten. Der Ordensbruder Eymerichs, Vicente Ferrer, trat die längste Zeit hindurch für den avignonesischen Papst ein; erst gegen Ende seines Lebens widerrief er diese Ansicht.

(VIII.) **Fritz Streicher S. J.,** Die Kolumbus-Originale (eine paläographische Studie). S. 196—250 (mit 6 Tafeln).

Seit der Vierhundertjahrfeier der Entdeckung Amerikas war — so behauptet Streicher — die Kolumbus-Forschung im Versanden begriffen, mit Ausnahme der Untersuchungen des Franzosen Henry Vignaud. In der Überzeugung, daß es einer besseren paläographischen Grundlage bedürfe, als sie die Werke von Cesare de Lollis und Thatcher bieten, hat Streicher die handschriftlichen Originale eingehend untersucht. Die vorliegende Studie ist ein Auszug aus einer geplanten kritischen Ausgabe der Kolumbus-Autographen. Durch paläographische Prüfung der gesamten zugänglichen Hss. will Streicher die echten von den unechten Stücken scheiden.

An der Spitze der Abhandlung steht ein Überblick über die Kolumbusforschung, mit besonderer Rücksicht auf die Kritik der Kolumbus-Legende. Nach einer geschichtlichen Einleitung über die Vorgeschichte des Kolumbus (vor 1492) betrachtet Streicher die Überlieferungsgeschichte der Autographen, sowohl der Briefe als auch der Randnoten. Als ausführlichster Teil der Abhandlung folgt nun die Erörterung der „Typen" der Kolumbushandschrift. Den Schluß bilden tabellarische Übersichten über die Kolumbus-Originale.

Bei dem Versuch des Eindringens in die Kolumbus-Literatur stößt man auf mannigfache Schwierigkeiten und Hindernisse. Eine Sammlung und Durchdringung der weitverstreuten Literatur in verschiedenen Sprachen ist umständlich, aber unerläßlich, weil selbst einige der bekanntesten Forscher wichtige Beiträge übersehen haben. Neben unglücklichen Zufällen haben noch persönliche und nationale Gegensätze zwischen Hauptbeteiligten eine einigermaßen stete Entwicklung und gedeihlichen Fortschritt in der Aufhellung der vielen Dunkelheiten und in der Lösung verwickelter Streitfragen fühlbar beeinträchtigt. Dieser unharmonische Gang der Forschung hat in Streichers historiographischer Skizze deutliche Spuren hinterlassen. Außerdem macht sich in der Sprache Streichers eine gewisse Geschraubtheit und Schwerfälligkeit bemerkbar, die manchen Außenstehenden von der Durcharbeitung

der Abhandlung abschrecken dürfte; Streicher spricht zu Wissenden, und selbst diese werden bei der stilistischen Unklarheit mancher Sätze Mühe haben, ihnen einen Sinn abzugewinnen.

Wie man längst erkannt hat, sind eine Reihe autobiographischer Angaben des Kolumbus unwahr. Es muß daher von vornherein vor der Überschätzung des Quellenwertes seiner Hss. gewarnt werden; um so mehr Wichtigkeit gewinnen zuverlässige zeitgenössische Nachrichten über ihn. Früher hielt man sich hauptsächlich an die „Historie" seines unehelichen Sohnes Ferdinand (Venedig 1571) und an des Las Casas „Historia general de las Indias", weil die Verfasser dem Entdecker nahestanden und ausführliche Darstellungen boten. Beide Werke sind jedoch seit dem Ende des 18. Jahrhunderts immer mehr zum Gegenstand des Mißtrauens geworden, weil sich herausstellte, daß Kolumbus in ihnen auf ungeschichtliche Weise idealisiert wird. Also bilden die Nachrichten, die unmittelbar oder mittelbar auf den Entdecker zurückgehen, d. h. Kolumbus' eigene Schriften, die Biographie seines Sohnes Fernando Colón und der Hauptteil der Darstellung bei Las Casas, eine der Tendenz nach einheitliche Quellengruppe. Die Kritik dieser Kolumbischen Legende wurde zur Hauptaufgabe der Kolumbusforschung. Es galt, den Schleier zu zerreißen, den der Entdecker selbst über sein Leben gebreitet hatte und der durch das Mitwirken seines Sohnes Ferdinand und seines Freundes Las Casas noch dichter geworden war. Bei Streicher erscheinen (S. 197) als die drei Hauptvertreter der Legendenkritik Henry Harrisse, Sophus Ruge und Henry Vignaud — eine einseitige Auswahl, insofern hier der Leistungen spanischer Forscher mit keinem Worte gedacht wird. Indem Streicher mit dem „Fernand Colomb" (1872) des H. Harrisse den eigentlichen Gegenstoß gegen die Legende einsetzen läßt, folgt er unkritisch der doppelt irreführenden Darstellung jenes Buches. Die Hauptthese bei H. Harrisse, die Unechtheit der „Historie" des Fernando Colón, wurde von d'Avezac (Paris 1873) und von Prospero Peragallo (Genova 1884) widerlegt[1]; und Harrisse selbst hat später, wenigstens im vertrauten Kreise, zugegeben, daß er zu weit gegangen wäre[2]. Die Priorität jener These kommt nicht H. Harrisse zu, sondern dem spanischen Bibliophilen B. J. Gallardo, „Ensayo de una biblioteca española de libros raros y curiosos", tomo II, Sp. 511 f.; und Gallardo's Bemerkung war H. Harrisse bekannt[3], wenn er sich auch bemüht hat, diese Tatsache zu verschleiern, wie er denn auch später die Leistungen spanischer Forscher möglichst mit Stillschweigen zu übergehen[4] oder aber zu verkleinern gesucht hat[5]. Harrisse beschränkt

[1] Henry Vignaud, Henry Harrisse, étude biographique et morale (Paris 1912), S. 10 M., 17 u., 53—56. Auf S. 56, Ziff. 9f., wäre zu verbessern, daß A. de Altolaguirre y Duvale noch 1903 die Echtheit der „Historie" des Fernando Colón mit neuen Gründen verfochten hat, in seinem Buche „Cristobal Colón y Pablo del Pozzo Toscanelli."

[2] Nach einer Mitteilung von Henry Vignaud, a. a. O. S. 56 (oben).

[3] Das hat A. de Altolaguirre y Duvale, S. 297, Anm. 3, gezeigt.

[4] S. die Aufschlüsse darüber bei A. M. Fabié, Autógrafos de Christóbal Colón y papeles de América, „Boletín de la Real Acad. de la Historia" tomo 22 (Madrid 1893), S. 484 und 486; dann bei A. de Altolaguirre y Duvale, S. 299. H. Vignaud schreibt (a. a. O., S. 15) von H. Harrisse: „Man wird bemerken, daß er niemals die Arbeiten seiner Vorgänger anführt, oder nur bei seltenen Gelegenheiten. Er kannte sie jedoch, und zwar sehr gut, obgleich er sich so stellte, als wüßte er nichts von ihnen."

[5] Henry Vignaud schreibt S. 9 seiner genannten biographischen Skizze, Harrisse habe seit seiner spanischen Reise keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die spanische Wissenschaft und ihre angesehensten Vertreter lächerlich zu machen.

sich in seiner Streitschrift vom Jahre 1894 (Opera minora. Chr. Colomb et les Académiciens Espagnols) auf die Nachweisung bibliographischer Unzulänglichkeiten älterer Veröffentlichungen des C. Fernández Duro, ohne auch nur mit einem Wort dessen Hauptleistung in der Kolumbusforschung zu erwähnen, die mit Einleitungen ausgestattete Ausgabe der „Pleitos de Colón"[1], von denen wenigstens der erste, 1892 herausgegebene Band von Harrisse im Jahre 1894 hätte berücksichtigt werden müssen.

Das Reich der Wissenschaft läßt sich nur auf dem Grunde einer Gegenseitigkeitsmoral[2] aufbauen, die alle Mitarbeiter verpflichtet. H. Harrisse setzte sich, wie schon H. Vignaud hervorgehoben hat[3], über moralische Bindungen hinweg. Wenn alle Gelehrten so handeln wollten wie jener Freigeist, wäre es mit der Wissenschaft bald zu Ende.

Ich brauchte das Verfahren des H. Harrisse hier nicht weiter darzulegen, wenn sich nicht gutgläubige Benutzer seiner Schriften in seinen Bann hätten ziehen lassen, so z. B. auch Sophus Ruge, mit der Übergehung des wichtigen Quellenwerkes der „Pleitos de Colón" und mit der falschen Beurteilung des Entdeckers[4]. Dagegen wurde die Durcharbeitung der „Pleitos de Colón" unter dem Gesichtspunkt des geschichtlichen Quellenstoffes fortgesetzt und für die Beurteilung der biographischen Schriften des Las Casas und noch mehr des Fernando Colón fruchtbar gemacht von A. de Altolaguirre y Duvale in seinem schon mehrmals genannten Buche „Christóbal Colón y Pablo del Pozzo Toscanelli" (Madrid 1903). Während der erste Hauptteil im allgemeinen enttäuscht, ist der zweite (S. 185—416) umso bedeutsamer. Altolaguirre hält die „Historie" des Fernando Colon für echt, sieht aber in ihr eine Tendenzschrift, ein Werk der Rachsucht und des Grolles über den Verlust der langen Prozesse mit der spanischen Krone um die Aufrechterhaltung der Privilegien des Kolumbus; daher die schlimmen Entstellungen der Vorgänge, Fälschungen, Verleumdungen von Feinden seiner Familie, und andererseits die maßlose Verherrlichung seines Vaters. Auf Altolaguirre's Buch muß ich hier nachdrücklich hinweisen, weil es weder in der 3. Auflage des „Columbus" von Ruge noch bei F. Streicher erwähnt wird. Auf S. 202 behauptet Streicher: „Nur Henry Vignaud, der unstreitig hervorragendste Kolumbusforscher der Gegenwart, hat die Vergangenheit

[1] Martin Fernández de Navarrete hatte in seiner „Colección de viajes etc." nur Auszüge aus den Prozeß-Akten gegeben. Manche seiner Lesungen sind angefochten worden, s. z. B. A. M. Fabié, a. a. O. S. 493 und 520; Georg Friederici in der „Zeitschrift für Ethnologie", 60. Jahrgang, S. 129 u. f. Über Navarrete hinausgehend, hatte C. Fernández Duro die Prozeß-Akten für die Entscheidung geschichtlicher und biographischer Fragen schon vor dem Erscheinen von Harrisse's zweibändigem Werk „Christophe Colomb" (Paris 1884) heranzuziehen begonnen: in „Colón y Pinzón" (Madrid 1883), später in den „Nebulosa de Colón" (1890).

[2] Evang. Matth. 7, 12.

[3] In der genannten biographischen Skizze S. 16 M.; s. daselbst auch S. 9 M., 13f., 15, 21 (u.). Nach S. 5 wurde H. Harrisse 1829 in Paris geboren, als Sohn eines ostjüdischen Einwanderers und einer katholischen Pariserin. Als wohlhabender Rechtsanwalt konnte Harrisse seinen bibliophilen Neigungen folgen und auf diesem Gebiete wie auch in der Hss.-Kunde eine Gelehrsamkeit entfalten, die weniger Bemittelten versagt ist. Seine Stärke lag in der äußeren Technik der Forschung.

[4] Walther Ruge ist bei der 3. Aufl. des „Columbus" (Darmstadt und Leipzig 1927, Ernst Hofmann & Co.) durch die Abneigung des neuen Verlegers gegen tiefere Eingriffe in den Text der 2. Aufl. leider an einer gründlichen Umarbeitung des Buches seines Vaters gehindert worden. Weil Ruge's Werk bei uns das Feld beherrscht, entbehren wir bis heute eine von einem Deutschen verfaßte wissenschaftlich zureichende Lebensbeschreibung des Kolumbus.

der Kolumbuspapiere erforscht, leider nur die des Hauses Berwick und Alba" (in Anm. 1 nennt er Vignaud's Aufsatz „La maison d' Albe et les archives colombiennes" im „Journal de la Société des Américanistes", N. S., t. Ier, Paris 1904). Auch ich halte Vignaud für den bedeutendsten Kolumbusforscher unserer Zeit; aber der erwähnte Aufsatz beruht in wesentlichen Punkten auf den Untersuchungen des Spaniers Altolaguirre y Duvale, der ihm die Richtung gewiesen hat; sein Name wäre also an erster Stelle zu nennen gewesen. (Im „Anhang" wendet sich Vignaud gegen die Annahme Altolaguirres, daß die beiden sogenannten Toscanelli-Briefe von Fernando Colón herrührten.) —

Der P. Las Casas hat die Prüfung bisher besser bestanden als Fernando Colón. In den Mitteilungen des Bischofs über Kolumbus tritt jedenfalls nicht die ausgesprochen böse Absicht zur Täuschung des Lesers hervor wie bei dem natürlichen Sohne des Entdeckers, wohl aber die durch kirchliches Vorurteil[1] verstärkte Unfähigkeit, den Stoff zu meistern und sich über die zufällig gerade vorliegende Notiz zu einem Gesamtbilde der Persönlichkeit des Kolumbus zu erheben, ohne in Widersprüche zu verfallen[2]. Immerhin ist das Vertrauen, das man den Angaben des Bischofs früher entgegenbrachte, von verschiedenen Seiten her sehr erschüttert worden.

Mit Bezug auf den Stand der Erörterung um die Zeit der Vierhundertjahrfeier der Entdeckung (also 1892) bemerkt Streicher: „Wenigstens wagte niemand mehr im Ernst daran zu zweifeln, daß der Florentiner Gelehrte [d. i. Toscanelli] der intellektuelle Urheber der ersten geglückten Westfahrt war, und daß Colón von ihm durch Übersendung zweier Briefe und einer eigenhändig gezeichneten Seekarte den wirksamen Impuls zur Fahrt nach Indien erhalten habe." Dieser Satz trifft als historiographischer Bericht nicht zu. Es gab einen Mann, der sich nicht dazu verleiten ließ, H. Harrisse auf seinem Irrwege zu folgen und in die Herabsetzung des Kolumbus zugunsten Toscanelli's einzustimmen: C. Fernández Duro. Er hat sich von der Überschätzung der bloßen Idee der Westfahrt freigehalten und einen Gesichtspunkt von entscheidender Bedeutung geltend gemacht: die nautische Seite der Reise[3]s In dieser Hinsicht erschien den damaligen Praktikern die Fahrt des Kolumbus al. ein tollkühnes Wagnis. Das besagt die Erklärung des Piloten Gonzalo Díaz vor Gericht gelegentlich der Rechtsstreitigkeiten des Diego Colón mit der spanischen Krone. Bei den Seeleuten herrschte die Ansicht, daß die Befahrer des Atlantischen Ozeans nicht auf demselben Wege zurückkehren könnten, den sie bei der Hinfahrt genommen hatten; sie ergab sich aus der Kenntnis der Beständigkeit der Passatwinde. Die Leistung des Kolumbus bestand darin, daß er sich über ein allgemeines Vorurteil der Fachleute, die auf ihre nautische Erfahrung pochten, entschlossen hinwegsetzte. In der Zeugenaussage des Gonzalo Díaz tritt uns lebendig der Eindruck der unerhörten Tat des Kolumbus auf einen Fachmann entgegen, der unumwunden zugab: Amerika wäre ohne Kolumbus nicht entdeckt worden. — Erst in den Jahren 1900 und 1901 trat dann Henry Vignaud mit neuen Ansichten hervor, auf Grund deren — also mit anderer Begründung als bei C. Fernández Duro — dem Kolumbus der höchstmögliche Ruhm zugesprochen wurde, die größte Tat der Welt-

---

[1] Er sah in Kolumbus ein auserwähltes Werkzeug Gottes.

[2] Siehe A. de Altolaguirre, a. a. O., S. 207.

[3] Vgl. im „Boletín de la Real Acad. de la Historia" tomo 21 (Madrid 1892), S. 33; dann seine Einleitung zu tomo II der „Pleitos de Colón" (1894), S. XII, dazu im Hauptteil S. 85.

geschichte (le plus grand fait de l'histoire du monde) vollbracht zu haben[1]. Mit dieser Zuerkennung geht Vignaud gewiß zu weit; aber auch derjenige, der manche Schlüsse Vignauds als Übertreibungen ansieht, kann von ihm bezüglich der Einschätzung der Leistung des Kolumbus etwas lernen. Streicher scheint dazu nicht bereit gewesen zu sein. Es ist, als ob er auch hier unter den Einflüssen von H. Harrisse und Sophus Ruge stände; er sieht die eigentümliche Größe des Kolumbus nicht.

Es bleibt ein Ruhmestitel neuerer spanischer Geschichtsforscher (besonders des C. Fernández Duro), daß sie, bei tüchtiger Mitarbeit an der Kritik der Kolumbus-Legende, die Besonnenheit bewahrt haben, die Leistungen des Entdeckers nicht herabzusetzen, sondern den ihm zukommenden Ruhm anzuerkennen. Zu gerechter Beurteilung zu kommen, war gerade für die Spanier schwerer als für Angehörige anderer Völker, wegen der italienischen Herkunft des Kolumbus, die geeignet war, die nationale Eifersucht der Spanier zu reizen, und wegen der ausgesprochenen Feindschaft seines Sohnes Ferdinand gegen das spanische Volk in seinen „Historie", die nur zu lange als die gegebene Quelle der Biographie des Kolumbus gegolten haben.

Die Hauptergebnisse der paläographischen Untersuchungen Streichers, soweit sie der vorliegende Auszug mitteilt, dürften folgende sein. Zur Aussonderung der echten Kolumbus-Schriftbilder aus der Masse des verschiedenartigen handschriftlichen Stoffes verschafft er sich Kriterien für die Feststellung handschriftlicher Eigentümlichkeiten des Entdeckers zunächst aus der Art seiner Briefunterfertigungen. Hierbei bietet Streicher eine ansprechende Deutung des Kolumbus-Monogramms als einer kurzen Namen- und Titelformel. Dann geht er schrittweise weiter zur Bestimmung der Briefkursive des Kolumbus. Infolge seines gichtischen Leidens war der Entdecker, namentlich in seiner letzten Zeit, für die Niederschrift von Briefen auf die Hilfe von Schreibern angewiesen. Einige Briefe, die man bisher als eigenhändige Schreiben des Kolumbus betrachtete, können zu solchen nicht mehr, bzw. nur noch zum Teil gerechnet werden. Manche Fälle bleiben unentschieden. Besondere Schwierigkeiten bereitete den Forschern bisher die Zuweisung der rund 2500 handschriftlichen Randnoten auf fünf Wiegendrucken und auf einer Hs. des Libro de las Profezias der kleinen Bücherei des Kolumbus. Bemerkenswert ist die Feststellung, daß die Randnoten des sogenannten a-Typs (eines Ausdruckes des C. de Lollis) nicht von Kolumbus, sondern von einem scholastisch gebildeten Franziskaner stammen, in welchem sehr wahrscheinlich Fray Antonio de Marchena des andalusischen Klosters La Rábida zu erkennen ist. Der Anteil des Kolumbus an der Urheberschaft der Randnoten schrumpft infolgedessen auf etwa 200 zusammen, wenn auch von den übrigen noch viele im weiteren Sinne als kolumbisch gelten können. Die sogenannte Toscanelli-Briefabschrift stammt, nach Streicher, nicht von Kolumbus.

Wenn Streicher bei der Skizzierung der Kolumbus-Historiographie wie überhaupt in den biographischen und geschichtlichen Abschnitten nicht gerade umsichtig und geschickt verfahren ist, so scheinen mir wenigstens seine Bemühungen auf dem Sondergebiet der Paläographie erfolgreich zu sein. Über den Ertrag dieser Studien werden die Ansichten allerdings auseinandergehen, je nachdem, ob der Leser als bloßer Philologe, oder aber als Biograph und Historiker an sie herantritt. So manche paläographische Feststellung ist philologisch wichtig, aber für die Biographie und erst recht für die Geschichte belanglos.

[1] „Le vrai Christophe Colomb et la Légende" (Paris 1921), S. 12 u., dazu Anm. 1, sowie S. 1 der Vorrede.

(IX.) **Karl Eschweiler,** Die Philosophie der spanischen Spätscholastik auf den deutschen Universitäten des siebzehnten Jahrhunderts. S. 251—325.

Die Abhandlung besteht aus sieben Kapiteln. Nach einer „Vorbemerkung" folgt Kapitel I: „Zu dem Thema: Leibniz und die Scholastik". Unter den früheren Arbeiten zum Gegenstande hält Eschweiler den Aufsatz des Jesuiten R. v. Nostiz-Rieneck im 7. Bd. (1894) des „Philosophischen Jahrbuches" der Görres-Gesellschaft für den verhältnismäßig besten. Er läßt jedoch die Behauptung dieses Verfassers, Leibniz sei mit den großen Scholastikern wenig vertraut gewesen, nur soweit gelten, als die Hochscholastik des Mittelalters in Betracht kommt. Leibniz kannte diese schwerlich quellenmäßig, um so besser aber die Spätscholastik. Wiederholt warnt Eschweiler vor dem Gebrauch des Ausdrucks „die Scholastik"; von ihrer Einheitlichkeit könne keine Rede sein. — Im II. Kapitel („Die Verbreitung der spanischen Schulphilosophie auf den protestantischen Hochschulen in Holland und Deutschland") wird auf die erkenntnistheoretische und metaphysische Verschiedenheit der beiden Lehrrichtungen in der spanischen Spätscholastik, der dominikanischen und der jesuitischen, aufmerksam gemacht. Letztere gewann in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine angesehene Stellung an holländischen Universitäten. Etwa zur selben Zeit wurde auch an protestantischen Hochschulen Deutschlands das Studium des Suarez und anderer Philosophen des Jesuitenordens üblich. — Im III. Kapitel werden „der thomistische und der suarezische Erkenntnisbegriff" auseinandergelegt. Nach Thomas von Aquino schreitet der Verstand vom universalen Sosein des stofflichen Dinges mittels der sinnlichen Wahrnehmung weiter zur Erfassung des singulären Soseins des Dinges. Suarez lehrt dagegen, daß das erste Erkannte des Verstandes die singuläre Wesenheit selbst sei; die Universalität der Begriffe steht für ihn erst am Ende des Erkenntnisvorganges. — Unter der Überschrift „Der Vorsprung der Jesuiten in der Entwicklung des philosophischen Unterrichtes am Ende des 16. Jahrhunderts" fragt Eschweiler im IV. Kapitel nach dem Grunde des raschen Durchdringens der Philosophie des Suarez in den Artisten-Fakultäten des 17. Jahrhunderts. In der Wirksamkeit des neuen Schulgeistes der Gesellschaft Jesu glaubt er die Hauptursache zu finden; die Ideen hätten hier Geschichte gemacht. Die Schulphilosophie der Jesuiten bot den gesamten Aristoteles in einem zusammenhängenden System, faßlich kommentiert, dar. Die Disputationes metaphysicae des Suarez wurden seit 1600 wiederholt in Deutschland gedruckt. — „Gründe für das Vorherrschen der suarezischen Metaphysik auf den protestantischen Hochschulen" enthält das V. Kapitel. Die lutherische Orthodoxie hatte die Hauptgrundsätze der Reformation preisgegeben und sich mit dem Abfall von ihrer Sache in einen Selbstwiderspruch gesetzt, der sie im Inneren wie nach außenhin lähmte. Der Verfasser, ein Theologe, verweilt bei diesem Rückfall der Protestanten ins Mittelalter mit besonderer Befriedigung. An einigen Lehrbüchern verfolgt er die rasche Rezeption der Schulphilosophie des Suarez durch Lutheraner und Calvinisten. Einen solchen Erfolg verdankten die Jesuiten — wie ich abweichend von Eschweiler meine — weniger ihren philosophischen und pädagogischen Leistungen, als der Dürftigkeit und Unfruchtbarkeit des Geisteslebens auf der Gegenseite; der schnelle Verfall der Gelehrsamkeit der Jesuiten, nachdem sie in den Besitz vieler Lehrstühle deutscher Artisten-Fakultäten gekommen waren, hätte Eschweiler zu denken geben sollen. Die Beschäftigung mit der italienisch-spanischen Scholastik wurde auf protestantischer

Seite damit begründet, daß man ohne sie nicht gehörig mit den Jesuiten disputieren könne. Diesen Erklärungsversuch des I. H. von Elswich bespricht Eschweiler zweimal (im II. und V. Kapitel). An der ersten Stelle (S. 269) weist er ihn als „oberflächliche Tatsachen-Konjektur" ab; das zweite Mal (S. 302 oben) ist er eher geneigt zuzugestehen, daß Bedürfnisse der theologia polemica vorlagen. Wie ergänzend zu bemerken wäre, mochte mancher Lutheraner auch dem Anreiz der geschickten Reklame der Jesuiten erliegen. — Peter Petersens Geschichte der aristotelischen Philosophie im protestantischen Deutschland (1921), aus der Eschweiler schon vorher manches geschöpft hatte, dient ihm besonders zu Anfang des VI. Kapitels als Führer („Die Philosophie der Suarez-Schule als normale Universitätsphilosophie des 17. Jahrhunderts"). Von S. 309 an kommt Eschweiler zum zweiten Mal auf Leibniz zu sprechen. — Im Schlußkapitel („Philosophiegeschichtliche Probleme in der spanischen Spätscholastik") weist der Verfasser der Scholastik eine sehr hohe Stellung in der Entwicklung der neueren [!] Philosophie zu und bezeichnet der künftigen Forschung Aufgaben, die seiner Meinung nach in Angriff zu nehmen sind.

Eschweiler betont bei Descartes, Spinoza und Leibniz nur die rückwärtsgewandte Seite: die Abhängigkeit von der Scholastik; wir wollen nicht vergessen, daß für die Geschichte der Entwicklung des philosophischen Denkens die vorwärtsweisende ungleich wichtiger ist: die allmähliche Überwindung der Scholastik. Mit dem Weitergebrauch scholastischer Ausdrücke ist nur teilweise auch eine inhaltliche Abhängigkeit der genannten drei Philosophen von der Scholastik verbunden. Der — im allgemeinen überschätzte [1] — Spinoza ist terminologisch noch sehr in die Scholastik verstrickt; das hat besonders G. Theodor Richter gezeigt (in seinem Buche „Spinozas philosophische Terminologie historisch und immanent kritisch untersucht", I. Abt. Grundbegriffe der Metaphysik, Leipzig 1913) — eingehender als Jakob Freudenthal, auf den sich Eschweiler beruft. Aber Th. Richter hebt andererseits die Art Spinozas hervor, wenigstens hin und wieder, nichtscholastische Gedanken in scholastischer Verkleidung vorzubringen; Spinoza liebt es, neuen Wein in alte Schläuche zu füllen: Th. Richter, S. 42 u.; ferner S. 61 und 72 (oben).

Gelegentlich der Namengebung „Barockscholastik" für den besonderen Denkstil des Suarez schreibt Eschweiler (S. 307 M.): „Glücklicherweise ist die abschätzige Bedeutung, die das Wort barock von früher her hatte, im Schwinden begriffen." Dieser Satz ist gewiß keine einfache geschichtliche Feststellung, sondern eine kirchenpolitische Äußerung, ein Eingeständnis der Zufriedenheit über einen Gegenwartstriumph. Wennn sich Eschweiler namentlich auf Georg Dehio berufen könnte, so wäre doch der entschiedene Einspruch Carl Neumanns nicht zu übersehen: „Ist wirklich Barock und Deutsch das nämliche?" in der „Historischen Zeitschrift", Bd. 138 (1928), S. 544—549. Mit geschichtlicher Berechtigung kennzeichnet er das Barock als eine nichtdeutsche, romanische Kunst, bei der etwas mitschwinge, was uns unerträglich ist: Rhetorik, Pose, Phrase, Theater. Es ist der „Signoren-Hidalgo-Grandseigneur-Stil" (S. 546). Auch aus Werner Weisbachs Buch „Der Barock als Kunst der Gegenreformation" (Berlin 1921) ergibt sich uns die Überzeugung, daß das Barock als kirchliche Tendenzkunst ungefähr das Gegenteil dessen ist, was man deutsche Kunst nennen möchte. Rubens' Altargemälde in der Antwerpener Jesuitenkirche (Loyola und Franz Xaver als Wundertäter; s. W. Weisbach, S. 38, 173f.) nehmen sich

[1] In seiner Beurteilung stimme ich überein mit Eugen Dühring, „Der Werth des Lebens", 7. Aufl. (Leipzig 1916), S. 425f.

aus wie Abbildungen zu den Erfindungen des Biographen Loyola's, Pedro de Rivadeneira[1]. Am deutlichsten tritt das Wesen des Barock auf seinem Hauptgebiet, der Baukunst hervor. Wie Hermann Schmalenbach S. 13 seines Buches über Leibniz (München 1921) ausführt, „,fälscht', wenn man dies Wort sagen kann, das Barock den Sinn der Säule und des Pfeilers, die es verdoppelt, verdreifacht, an Stellen setzt, wo es nichts zu tragen, zu halten gibt, den Sinn des Bogens, den es dekorativ auf die Mauer von außen her drauflegt, den es in der Mitte unterbricht, entzweibricht, so daß das Gewölbe herabstürzen müßte, und ebenso den Sinn der gotisch ins Transzendente weisenden, sich ziehend emporsehnenden Kreisrippen, die jetzt zum reichen Spiele in breiter, prächtiger Rundung werden". Diese Unwahrhaftigkeit des Barock bestätigt einen Satz Gottfried Kellers, an den Carl Neumann (S. 545) erinnert: „Die Moral ist in die Kunst eingebacken wie die Rosinen in den süßen Kuchen." Die Wesensverschiedenheit des Barock von der Kunst der Renaissance beruht zum guten Teil auf der Unselbständigkeit des ersteren. Der Mißbrauch der Kunst zu theologischen Zwecken nimmt ihr das beste: die Sachlichkeit und Unbefangenheit.

Durch das Thema des IV. Kapitels wird Eschweiler über den Bereich einer bloßen Geschichte der Philosophie hinausgeführt. Theoretisch gesteht er (S. 283 u.) zu: „Eine historische Erforschung des Einflusses der spanischen Spätscholastik auf die Philosophie der Neuzeit muß auch die politischen[2] und literarischen Tatsachen feststellen und erzählen; das ist genau so notwendig wie die Sinnestätigkeit für die menschliche Erkenntnis." Aber bei der Ausführung fällt der entscheidende erste Punkt des Programms einfach fort. Auf die — nunmehr erweiterte — Frage nach den Ursachen der raschen und fast vollständigen Erringung der Vorherrschaft an Gymnasien und Universitäten Süddeutschlands durch die Jesuiten antwortet Eschweiler zu Anfang des § 13 (S. 285 u. f.): „Eine positivistische Geschichtsbetrachtung vermag diesem Siegeszug der Jesuitenschule nicht historisch-wissenschaftlich gerecht zu werden; es genügt nicht, ihn zur Hauptsache aus der Staatspolitik der kirchlichen und weltlichen Mächte zu erklären und, falls im günstigen Falle überhaupt noch ein unerklärlicher Rest gemerkt wird, diesen der so schwierigen Ideengeschichte zu überlassen. Die Hauptsache für das Vorherrschen der Jesuitenschule kann nur in dem besonderen Geiste dieser Schule selbst liegen, und die politische Praxis der Ferdinande, der Wilhelm und Albrecht, der Truchseß und Echter von Mespelbrunn usw. ist tatsächlich nichts anderes als ein Mittel des neuen Schulgeistes gewesen . . ." Was soll denn diese gekünstelte Antithese zu der herkömmlichen Darstellung besagen, die politische Praxis der genannten Herrscher sei „nichts anderes als ein Mittel des neuen Schulgeistes gewesen"? Hier deutet schon der sonderbare Stil, die Wahl einer mystischen Ausdrucksweise darauf hin, daß Eschweiler den Leser mit verbundenen Augen vorüberzuführen sucht, sowohl an den Schleichwegen der Diplomatie der

---

[1] Rivadeneira ist vieler Lügen und Entstellungen überführt worden von Miguel Mir, Historia interna documentada de la Compañía de Jesús (Madrid 1913), tomo I, 209; tomo II, 16f., 161f., 178 (Anm. 1), 445f., 595 (Anm.), 615 (Anm. 1), 616 (Anm. 1), 632, 636—641 (bes. Anm.), 675—683, 781—783. Vgl. ferner J. de Récalde, Les mensonges de Ribadeneyra. Des miracles et de la mort de Saint Ignace (Paris 1929). Das Buch über Loyola [„Studien zur Geschichte der Gesellschaft Jesu", Bd. I (1914)] des Kirchenhistorikers Heinrich Böhmer, der sich, entgegen den Regeln der historischen Methode, hauptsächlich auf Rivadeneira stützt, war von vornherein veraltet und verfehlt — ganz abgesehen von der offenkundigen apologetischen Tendenz Böhmers; er verfährt fast so, als schriebe er im Auftrage des Jesuitenordens.

[2] Von mir gesperrt.

Jesuiten, die z. B. die Zerstörung nichtjesuitischer katholischer Universitäten durch gewaltsame Eingriffe der betreffenden Herrscher veranlaßten, als auch an der harten, ja grausamen Unterdrückung der lutherischen Lehre und Religionsübung, des Kirchen- und Schulwesens. Auch Eschweilers Versicherung (§ 20, erster Satz, S. 306), daß es die Schulphilosophie der Gesellschaft Jesu gewesen sei, „deren großartiger Wirksamkeit in der pädagogischen und pastoralen Praxis es vorzüglich zu danken ist, daß die Mutterkirche in Deutschland Boden behielt" verfolgt den Zweck, die Kämpfe in der Zeit der Gegenreformation als harmlose Vorgänge eines überwiegend geistigen Wettstreites erscheinen zu lassen. Eschweiler versucht also, die peinlichen Tatsachen brutaler Machtpolitik katholischer Fürsten durch „ideengeschichtliche"[1] Konstruktion zu verdecken. Zugleich erlaubt er sich hier — wie nachher gezeigt werden wird — eine ungeschichtliche Charakteristik der pädagogischen Leistungen an den Jesuitenschulen.

Es gibt nur einen Weg zur Aufhellung der Geschichte: die methodische Einzelforschung, die schrittweise vorgeht und den Quellen die Ergebnisse abringt. Die Ansicht, daß es neben dieser Methode oder gar an ihrer Stelle mittels der „Ideengeschichte" möglich sei — entweder auf dem Wege deduktiven Verfahrens oder mit Hilfe einer höheren Art Einsicht (Intuition)[2] — zu geschichtlichen Erkenntnissen zu gelangen, ist ein Wahn oder bewußte Pfuscherei. Auf jeden Fall würde die „ideengeschichtliche" Betrachtungsweise erst nach Beendigung der Quellenforschung einzusetzen haben. Diese Voraussetzung ist aber bei Eschweiler nicht gegeben. Er mißachtet ganz einfach die Haupttatsachen aus der Geschichte der Gegenreformation, von der Personalpolitik in der Verwaltung angefangen, bis zum Einsetzen militärischer Machtmittel; so wird von vornherein eine tendenziöse Verengung des Gesichtskreises vorgenommen.

In aller Kürze sei daher an einige wichtige Vorgänge der politischen, Verwaltungs- und Kirchengeschichte erinnert. Herzog Albrecht von Bayern bot 1563—1571 alle staatlichen Machtmittel auf zur Durchführung des Grundsatzes der ausschließlichen Katholizität[3]. Mit dem militärischen Vorgehen gegen den Grafen von Ortenburg (im Winter 1563 auf 64)[4], dessen lutherische Prediger über die Grenze geschafft wurden, begann der Bayernherzog die Macht des lutherischen Adels zurückzudrängen. Wegen einer angeblichen Adelsverschwörung ließ Albrecht V. 1564 vor einem außerordentlichen Gerichtshof ein Verfahren gegen eine Reihe lutherisch gesinnter Adeliger eröffnen und machte die Hartnäckigen unter ihnen durch Kerkerhaft in unterirdischen Räumen gefügig. Im Jahre 1569, das M. Doeberl das Jahr des vollen Sieges der Gegenreformation in Bayern nennt, wurde am 30. September das Büchermandat erlassen (mit Vorschriften zur Ablieferung ketzerischer Bücher und zur Einrichtung

[1] Der häufige Gebrauch der Ausdrücke „Ideengeschichte" und „ideengeschichtlich" bei Eschweiler muß den Leser stutzig machen.

[2] Man beachte die Ausführungen gegen den Mißbrauch der „Intuition" bei Friedrich Karl Feigel, „Das Heilige. Kritische Abhandlung über Rudolf Ottos gleichnamiges Buch" (Haarlem, Holland, 1929).

[3] Ich verweise auf August Kluckhohn, „Vorträge und Aufsätze" (1894), S. 252—265; Moriz Ritter, „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges", I. Bd. (1889), S. 105, 239f., 302—308; Sigmund Riezler, „Geschichte Bayerns", IV. Bd. (1899), S. 527—538; Michael Doeberl, „Entwicklungsgeschichte Bayerns", Bd. I^3 (1916), Kap. 9, S. 430^4—457.

Man vgl. die Literatur darüber bei M. Doeberl, S. 430.

regelmäßiger Visitationen der Buchhandlungen). Die Schulordnung Albrechts V. von 1569 wies die Lehrer der Lateinschulen an, sich nach der Lehrmethode der Jesuiten zu richten. Die Eltern forderte man auf, ihre Kinder möglichst in Jesuitenschulen zu schicken. Als oberste Kirchen- und Schulbehörde wurde am 5. Januar 1570 das geistliche Ratskollegium geschaffen. Zu Beginn des Jahres 1571 erging das Verbot des Laienkelches. Der Staat überwachte in Bayern die Rechtgläubigkeit. „Den Mitgliedern der nichtkatholischen Glaubensgesellschaften war die Niederlassung, die Erwerbung von Grund und Boden, das Betreiben eines Gewerbes staatlicherseits verboten. Die Ablegung des Tridentinischen Glaubensbekenntnisses war Vorbedingung für den Staats- wie für den Gemeindedienst. Der Verkehr mit dem protestantischen Auslande war untersagt oder wenigstens erschwert." [Doeberl, a. a. O., S. 452]. — Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn, dessen Vater schon „ein ausgesprochener Verehrer der Jesuiten" gewesen war[1], führte im Hochstift Würzburg den Angriff auf den Protestantismus in den Jahren 1584—1587 durch. Auf Visitationsreisen durch seinen Sprengel, begleitet von einigen Jesuiten, leitete er die Gegenreformation ein mit der Einschüchterung der Bürgermeister und Räte in den Ortschaften. Es folgten die Entfernung der Pfarrer von zweifelhafter Rechtgläubigkeit und ihre Ersetzung durch Jesuitenzöglinge, die Entlassung solcher Beamter, welche die Teilnahme am katholischen Gottesdienst verweigerten, die Ausweisung von Bürgern und Bauern, die sich nicht zum Katholizismus bekannten; von dem Verkaufserlös des Eigentums dieser Vertriebenen zog der Fürstbischof ein Drittel ein; — solches Verfahren verletzte den Augsburger Religionsfrieden[2]. Auch im Falle des Würzburger Fürstbischofs erklärt den Erfolg der Gegenreformation nicht der „neue Schulgeist der Jesuiten", sondern der von F. X. v. Wegele hervorgehobene „bei Julius Echter öfter durchbrechende Zug zur Rücksichtslosigkeit, ja zur Gewalttätigkeit" [a. a. O., S. 191]. — Setzen wir für das Abstractum „neuer Schulgeist", der den Fürsten die Berufung von Jesuiten an Universitäten und Gymnasien eingab, das Concretum „Hofbeichtvater", so kommen wir in bestimmten Fällen den Urhebern geschichtlich auf die Spur. Bischof Urban von Laibach, Beichtvater König Ferdinands I., bestimmte diesen 1551 zur Berufung von Jesuiten[3]. Auf Betreiben von Jesuiten veranlaßte dann König Ferdinand seinen Schwiegersohn Herzog Albrecht V., den Canisius und seine Begleiter, die Ingolstadt unverrichteter Sache bereits verlassen hatten, zur Rückkehr nach Bayern einzuladen[4]. Mit welchen Ränken, Listen und Schlichen sich die Jesuiten die Herrschaft über die Artisten-Fakultät der Universität Ingolstadt verschafft haben, mag man bei Carl Prantl [a. a. O. Bd. I, 219—376] und bei August Kluckhohn [„Vorträge und Aufsätze", S. 250, 270—272] nachlesen. Prantl bemerkt (Bd. I, 220 Anm. 1, Schlußsatz): „Übrigens muß ich darauf hinweisen, daß

---

[1] Franz Xaver v. Wegele, Geschichte der Universität Würzburg, I. Bd. (1882), S. 129.

[2] Moriz Ritter, l. c., Bd. I, 627—630; F. X. v. Wegele, a. a. O., S. 222—224. Auf die Finanzkünste des Fürstbischofs deutet folgender Satz v. Wegele's (S. 224 u.): „Von noch größerer Bedeutung war die Errichtung neuer Pfarreien, die Erbauung zahlreicher Kirchen — auf 300 berechnet man sie — und alles dieses mit einem Aufwand von Mitteln, deren Provenienz noch heute vielen rätselhaft erscheint."

[3] Vgl. August v. Druffel, Beiträge zur Reichsgeschichte (1546—1551), I. Bd., S. 621, Anm. 3.

[4] Carl Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität (München 1872), Bd. I, 223. August Kluckhohn, Die Jesuiten in Bayern, mit besonderer Rücksicht auf ihre Lehrtätigkeit, „Vorträge und Aufsätze" (München und Leipzig 1894), S. 250 [abgedruckt aus der „Histor. Ztschr.", Bd. 31 (1873)].

in Wien genau die nämlichen Kämpfe mit den Jesuiten zu führen waren und auch ein analoges Resultat hatten wie in Ingolstadt, wie daß Ähnliches in Freiburg i. Br. vorkam; s. Kink, Geschichte der Universität Wien, Bd. I, S. 328ff.; Schreiber, Geschichte der Universität Freiburg, Bd. II, S. 308f. und 397ff." Das sind nur wenige Beispiele unter vielen für die Wege, welche die Jesuiten beschritten, um in den Besitz von Lehrstühlen zu gelangen. Ich will die Bestrebungen des Jesuitenordens zur Unterjochung der Universitäten an dieser Stelle nicht weiter verfolgen, sondern bemerke nur, daß sich in Spanien und Frankreich gleichartige Vorgänge abspielten wie die hier angedeuteten. Von einer wissenschaftlichen Überlegenheit der Jesuiten als Hochschullehrer über andere kann nicht die Rede sein[1]. Nicht auf dem Wege reiner Ideen-Auseinandersetzungen ist der Jesuitenorden zu einer großen Macht im Unterrichtswesen Deutschlands geworden, sondern er hat seine starke Stellung mit ganz anderen Mitteln gewonnen. Gerade das Wirken der von Eschweiler genannten Fürsten: König Ferdinands I., der bayrischen Herzöge und der beiden Kirchenfürsten, von denen die Gegenreformation in Süddeutschland zum Siege geführt wurde, liegt zeitlich vor dem Eindringen der spanischen Barockscholastik in Deutschland. Als Suarez in Mitteleuropa bekannt wurde, hatten die Jesuiten in weiten Gebieten bereits die politisch gesicherte Vorherrschaft im Unterrichtswesen. Eschweilers „ideengeschichtliche" Betrachtungsweise widerspricht also der Chronologie, und es wird dabei zu verbleiben haben, daß die politische Durchführung der Gegenreformation den Boden hergerichtet hat für die Aufnahme der spanischen Philosophie in Deutschland.

Eschweiler spricht an der erwähnten Stelle (S. 306, § 20) mit einem Male von der pädagogischen Praxis des Jesuitenordens. Eine bloß bibliographische und literargeschichtliche Untersuchung, wie sie Eschweiler bietet, kann niemals als Unterbau für die Behauptung der besonderen Wirksamkeit des jesuitischen Schulwesens genügen. Die Verbreitung von Werken des Suarez und anderer spanischer Scholastiker in Deutschland beweist zunächst nur etwas für den Reichtum des Jesuitenordens, der über die erforderlichen Geldmittel verfügte, den Markt mit seinen Büchern zu überschwemmen; sie beweist zweitens die Rührigkeit der Jesuiten in der Werbetätigkeit für ihren Orden. Wer über das Unterrichtsleben in den Schulen der Jesuiten urteilen will, braucht dagegen eine Kenntnis der Erfahrungen angesehener Schulmänner (niedergelegt in Berichten und Denkschriften), dazu einschlägige Akten der Schulverwaltung (aus Archiven)[2].

Urteilsfähige Ordensmitglieder haben auf Grund einer langen Unterrichtstätigkeit das Schulwesen ihres Ordens scharf kritisiert. Wie in Deutschland gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Augsburger Rektor Jacobus Pontanus S. J. in seiner wiederholt auszugsweise gedruckten Denkschrift die Schäden und Mängel des jesuitischen Schulsystems mit schonungsloser Offenheit bloßlegte[3], so entwarf in Spanien der berühmte Jesuit Juan de Mariana eine sehr ungünstige Schilderung der Unterrichts-

[1] Vgl. über die Leistungen von Jesuiten des 16. Jhdts. als Hochschullehrer der Philosophie: A. Kluckhohn, „Vorträge und Aufsätze", S. 284f.

[2] C. Prantl teilt aus Ingolstädter Universitäts-Akten ein Schreiben des Senats und Rektors vom 10. Februar 1572 mit, das uns eine lebendige Vorstellung von der Art des Unterrichtes der Jesuiten gibt: Bd. I, 244; vgl. dazu ebenda, S. 248 u.

[3] Siehe A. Kluckhohn, „Vorträge und Aufsätze", S. 246, 288—291, 294 u. bis 301, sowie desselben Verfassers Schrift „Zur Geschichte des Schulwesens in Bayern vom 16. bis 18. Jahrhundert" (Abhdl. d. histor. Kl. d. bayr. Akad. d. Wiss., 12 Bd., 3 Abt., München 1875, bes. S. 207—241).

tätigkeit der Jesuiten[1]. Zu dem Bilde, das uns Pontanus und Mariana vorführen, stimmen die Ergebnisse archivalischer Forschungen. Nach A. Kluckhohn, der unter anderem auch Ranke's[2] Darstellung berichtigt, kann von einer Blüte des Schulwesens der Jesuiten in Bayern überhaupt nicht gesprochen werden[3]. Was man dafür ausgegeben hat, war bloßer Schein. Äußerliche Erfolge sind dem Jesuitenorden durch Einsetzung staatlicher Machtmittel in den Schoß geworfen worden. Herzog Wilhelm V. von Bayern brachte durch übermäßige Zuwendungen an die „unersättlichen Fremdlinge" den Staat an den Rand des Bankerotts und sich selbst um die Regierung[4]. Der Orden erhielt prächtige Schulbauten und große Summen zum Unterhalt der Anstalten; viele Schüler strömten ihm zu, aber die pädagogischen Leistungen blieben kläglich. Immer wieder bemühen sich gewisse Schriftsteller, die mangelhafte Praxis des Unterrichtswesens der Jesuiten durch Vorführung ihrer besseren Theorie zu verhüllen. Der Historiker muß sich gegen solche Versuche wenden; denn nicht das, was sein sollte, geht ihn an, sondern das, was wirklich gewesen ist. Eine Geschichte der Pädagogik wesentlich nach den Vorschriften schreiben zu wollen, also von der Theorie, statt von der Praxis auszugehen, führt notwendig zu einer ungeschichtlichen Idealisierung. Das ist die Art der Jesuitenbücher Pachtlers und B. Duhrs. Aber auch Georg Mertz [Die Pädagogik der Jesuiten nach den Quellen (Heidelberg 1898)] hält sich fast nur an Pläne und Vorschriften; daher kommt bei ihm (S. IV M.) B. Duhr zu günstig weg. Mertz hat unterlassen, die (S. 654 Anm. 3) beiden Abhandlungen A. Kluckhohns und die einschlägigen Schriften C. Prantls zu berücksichtigen, da er sich auf die einseitig ausgewählte Bibliographie Pachtlers bzw. Duhrs (vorn im XVI. Bande der „Monumenta Germaniae Paedagogica") verließ.

Auffallend spät (erst S. 322) tritt Eschweiler in eine Erörterung des Begriffes der Scholastik ein. Bezeichnenderweise läßt er dabei gerade das Hauptmerkmal weg, weil es ihre Unwissenschaftlichkeit sofort hervortreten lassen würde: die bedingungslose Unterordnung scholastischer Fragestellungen und Lösungsversuche unter die kirchlichen Dogmen — womit eo ipso die Abhängigkeit der scholastischen Philosophie von der Theologie gegeben ist. Eschweiler sucht also die grundsätzliche Verschiedenheit zwischen Scholastik und freier Forschung zu verwischen. Aus demselben Bestreben heraus übertreibt er auch die Abweichungen zwischen den scholastischen Richtungen, obwohl sie sämtlich in dieselben engen Grenzen gebannt sind und sich überhaupt dem Ursprunge und den Zielen nach gleichbleiben. Während M. Grabmann (S. 169 l. Z.) einen „Frühling der Scholastik" kennt, spricht Eschweiler gar von dem „scholastischen Frühling um die Wende zum siebzehnten Jahrhundert" (S. 305 l. Z.). So schreibt derselbe Theologe, der weiterhin (S. 322 u.) bemerkt: „Der schlagwortartige Gebrauch des Wortes Scholastik, mag er in bösem oder bestem Sinne gebraucht sein, hat in der historischen Forschung nichts zu

---

[1] Discurso de las cosas de la Compañía, cap. VI [Bibl. de autores españoles, tomo 31 (Madrid 1854), S. 601 f.].

[2] Ranke's „Römische Päpste in den letzten vier Jahrhunderten" sind in den Abschnitten über den Jesuitenorden besonders anfechtbar. Auf Rankes bewundernde Äußerung über den Erfolg der Jesuiten im Schulwesen beruft sich in seiner anonym veröffentlichten Lobschrift der Jesuitenpater Gerhard Schneemann „Der Jesuitenorden, seine Gesetze, Werke und Geheimnisse", 2. Aufl. (Regensburg 1872), S. 153 u. f.

[3] „Vorträge und Aufsätze", S. 291 ff.

[4] Ebenda, S. 287.

tun." Der Bewunderer des „scholastischen Frühlings" der Spätscholastik kann allerdings (S. 312f.) nicht umhin — wenn auch mit diplomatisch-vorsichtigen Wendungen — den raschen und tiefen Verfall der Scholastik an den Universitäten des 17. Jahrhunderts zuzugeben. Eschweilers Abhandlung ist, im Grunde genommen, weniger eine philosophiegeschichtliche Untersuchung (was sie zu sein vorgibt) als eine Apologie und Werbeschrift für die Scholastik. Gleich der Anfang des I. Kapitels soll dem Leser eine hohe Meinung von der Scholastik beibringen und die nichtkirchliche Philosophie herabsetzen. In aller Breite wird der Vorwurf Leibnizens gegen Descartes vorgetragen, er habe, in dem Bestreben für originell zu gelten, den Zusammenhang seiner Lehre mit der Scholastik zu verbergen gesucht. Wie zu Beginn der Abhandlung wird Leibniz auch gegen Ende als Kronzeuge für die hohe Bedeutung der Scholastik zitiert — allerdings in Eschweilers Art. Der Theologe sucht aus Leibnizens Schriften nach Möglichkeit solche Sätze zusammen, die als ein Lob der Scholastik gebucht werden könnten, ohne auch nur eine einzige von den vielen Äußerungen der Enttäuschung, ja des Tadels Leibnizens über die Scholastik im Wortlaut vorzuführen. Ein Historiker wäre entwicklungsgeschichtlich vorgegangen und hätte den Wandel in dem Verhältnis Leibnizens zur Scholastik verfolgt, vor allem „Leibniz als Philosoph" von dem Thema „Leibniz als Kirchenpolitiker" getrennt, weil nur das erstere in eine Wissenschaftsgeschichte der Philosophie gehört. Eschweilers scholastisches Bild Leibnizens soll den Leser auf das Endurteil vorbereiten, das S. 324 verkündet wird. Es lautet dahin, „daß die protestantische Scholastik die vornehmste Vermittlerin, und nicht die Bildnerin der Schulbildung jenes ‚Schülers' gewesen ist. Der philosophiegeschichtlich ungleich wichtigere und mächtige Magister des deutschen Denkers ist der Spanier Suarez gewesen. Suarez-Leibniz, das sind Gipfel, die miteinander verglichen werden können." Mit der Nebeneinanderstellung der beiden „Gipfel", will Eschweiler offenbar den Abstand zwischen dem selbständigen Denker und dem kirchlich gebundenen Scholastiker als unbedeutend erscheinen lassen. Es ist daher am Platze, an die Stellungnahme einiger Jesuiten-Generale zu erinnern, welche die Kluft zwischen Leibniz und der Scholastik erkannt und daraus die Folgerungen für ihr Verhältnis zu dem deutschen Universalphilosophen gezogen haben. Die Erwiderung der Ordensleiter auf Leibnizens Philosophie bestand in Verdammungen vieler seiner Ansichten. Der Ordensgeneral Tamburini verbot im Jahre 1706 dreißig Lehrsätze des Descartes und des Leibniz[1]. Im Jahre 1732 erließ der Ordensgeneral Retz ein Verbot zehn philosophischer Sätze[2]. Noch im Jahre 1858 führte der Ordensgeneral Beckx in seiner Anordnung des dreijährigen philosophischen Kursus einundachtzig verbotene Lehrsätze des Leibniz und anderer Philosophen auf[3]. Die Mißachtung und Geringschätzung des Fortschrittes der Wissenschaften in einem Rundschreiben des Ordensgenerals Roothaan (gelegentlich der Veröffentlichung der Studienordnung im Jahre 1832)[4] ist die Folge der Ordensräson, des obersten Gesetzes für das Verhalten des Jesuitenordens. Die Starrheit liegt in seinem Wesen, wie denn

[1] Siehe Pachtler, S. J., in den „Monumenta Germaniae Paedagogica" vol. IX. (1890), S. 122—124.

[2] Ebenda, S. 126f.

[3] Ebenda, vol. XVI., 567—573. Auf die genannten drei Verfügungen hat bereits Georg Mertz, a. a. O., S. 122, hingewiesen.

[4] „Monum. Germ. Paed.", vol. V. (1887), 229. Der Text der Studienordnung des 16. Jahrhunderts wurde grundsätzlich beibehalten, wie Pachtler in Anm. 1 bestätigt; nur im Notfall nahm man Änderungen vor.

auch der Jesuit Gerhard Schneemann S. 16 seines anonym veröffentlichten Buches „Der Jesuitenorden" (2. Aufl. 1872) von dem unbeugsamen Festhalten des Ordens an seinen Konstitutionen spricht. Eine Aussöhnung zwischen dem Jesuitenorden und der selbständigen philosophischen Wissenschaft ist durch seinen Bau und Zweck unmöglich gemacht.

Thomas von Aquino, der seinen Zeitgenossen in manchem voraus war, ist vom der Kirche als Neuerer verfolgt worden, wie Franz Brentano mit innerer Anteilnahme ausgeführt hat[1]. Ebenfalls Franz Brentano hat dargetan — bei aller Anerkennung der Leistung des Thomas von Aquino für seine Zeit (das 13. Jahrhundert), — daß das aristotelisch-scholastische System seitdem unhaltbar geworden und heutzutage wissenschaftlich erledigt ist[2]. Eschweiler setzt sich also für eine verlorene Sache ein. Gelegentlich des Falles Martin Spahn richtete Franz Brentano (im Jahre 1901) an den Frh. von Hertling einen „Epilog" mit folgenden ernsten Worten: „Gegen die Wahrhaftigkeit fehlt uns nicht der, welcher als Gläubiger spricht und lehrt, wohl aber derjenige, welcher Sätze, wozu er durch sein Glaubensbekenntnis bestimmt ist, unter Aufklebung einer rein wissenschaftlichen Etikette auf den Markt bringen will[3]." Brentanos Äußerung berührt sich mit älteren Ausführungen Eduard Zellers gegen Theologen, die unter dem Deckmantel der Religion hierarchischen Machtgelüsten nachgehen: „Über das Verhältnis der Theologie zur Wissenschaft und zur Kirche" (1850), und besonders „Die Theologie der Tatsachen" (1856, gegen A. F. Chr. Vilmar gerichtet), abgedruckt in den „Kleinen Schriften", Bd. III (Berlin 1911), S. 249—266 und 267—290.

(X.) **J. Schmidlin,** Missionsgeschichtliche Bestände in Spanien. S. 326—334.

Im Anschluß an Berichte der Patres Robert Streit und Otto Maas bietet der bekannte Missionshistoriker eine gedrängte Zusammenstellung von Angaben über einschlägige Hss. und Druckwerke der wichtigsten spanischen und portugiesischen Archive und Bibliotheken.

(XI.) **Othmar Feßler,** Beiträge zur Geschichte der deutsch-spanischen Handelsbeziehungen (1924—1927). S. 335—379.

Das Thema betrifft mehr die Gegenwartspolitik als die Geschichte. An den Handelsvertrags-Verhandlungen der Jahre 1924—1926 war der Verfasser als Vertreter des Reichswirtschaftsministeriums beteiligt. Das spanische Schutzsystem der „nationalen Arbeit" mit seiner einseitigen Begünstigung der Industrie wird dargelegt. Zum Schluß untersucht Feßler, inwieweit die Bestrebungen nach einem engeren Zusammenschluß der ibero-amerikanischen Staaten auch auf das wirtschaftliche Gebiet übergreifen.

(XII.) **José Maria Ramos y Loscertales,** Un documento importante para los orígenes de la legislación aragonesa. S. 380—392.

Der Aufsatz führt uns mitten in eine Auseinandersetzung zwischen dem Verfasser und dem deutschen Juristen Prof. Ernst Mayer über die Echtheit und Aus-

[1] „Die vier Phasen der Philosophie usw.", hrsg. von Oskar Kraus (Leipzig 1926, Meiners Philosophische Bibliothek, Bd. 195), S. 63—80.

[2] Ebenda, S. (XVI und) 127; „Psychologie vom empirischen Standpunkt", hrsg. von Oskar Kraus, I. Bd. (1924, Philos. Bibl., Bd. 192), S. 175 u. bis 179 (Anm. *), 182; II. Bd. (1925, Philos. Bibl., Bd. 193), S. 53 u. f. (Anm. **), 75 u. bis 77, 123 f. (Anm. *); III. Bd., 1. Teil (1928, Philos. Bibl., Bd. 207), S. 8.

[3] Die „vier Phasen der Philosophie usw.", S. 138 u. f.

legung einer aragonesischen Urkunde des ausgehenden 11. Jahrhunderts. Bei dieser Gelegenheit wird das Verhältnis der Ausdrücke iudicium und forum zueinander näher bestimmt. Ramos verbleibt bei seiner Ansicht von der Unechtheit der strittigen Urkunde. Ich glaube, daß er mit seiner umsichtigen, besonnenen kritischen Art auf dem rechten Wege ist. Karl Hadank.

C. Campiche, Die Communalverfassung von Como im 12. und 13. Jahrhundert. Zürich-Selnau, Seemann & Co., 1929, 301 S. 8⁰. (= Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. XV, S. 153—452.)

Die Verfassung der italienischen Kommunen ist als Vorbild für den modernen Staat besonders wichtig; eine vergleichende Geschichte der wichtigsten dieser Stadtverfassungen wäre das ideale Postulat, ist aber zur Zeit noch nicht durchführbar. Voraussetzung wäre, daß wir möglichst viele Monographien über einzelne Städte erhalten. So ist die vorliegende Untersuchung besonders willkommen; sie macht der Schule Karl Meyers, dieses hervorragenden Kenners der Geschichte des Tessin und seiner südlichen Nachbargebiete, alle Ehre und beruht auf umfassender Ausschöpfung des ungedruckten Materials, das trotz schmerzlicher Verluste immer noch sehr umfangreich, aber zersplittert ist. Die Vorbemerkung S. 14—18 gibt darüber Auskunft.

Die systematische Behandlung ist ein Vorzug; freilich ist die historische Entwicklung des *comune* Como für die Frühzeit weniger gut zu verfolgen. Die Einleitung (S. 19—53) berichtet über die ältere Stadtherrschaft: Kaiser, Bischof und Stadtgemeinde. Zunächst wird das Verhältnis Barbarossas zu Como ausführlicher behandelt; aber die ältere Verwaltung wird im zweiten Abschnitt über den Bischof nur ungenügend und unter dem Einfluß unrichtiger Vorstellungen Ernst Maiers nachgeholt. Daß Como nicht einfach zur Grafschaft Mailand gehörte, sondern als Kastell mit Sprengel eine Sonderstellung hatte, wäre nach den von mir (Entstehung von Burg und Landgemeinde in Italien, S. 25, A. 1) zusammengestellten Belegen zu entwickeln gewesen. Como hatte in karolingischer Zeit einen Gastalden, bekam aber nicht wie die andern Kastellbezirke im Mailändischen später einen Grafen, sondern gehörte wohl zur Grafschaft Lecco; wenigstens besaß das Bistum später nach D. OII. 166 (der Passus ist S. 31 weggelassen) einen Teil dieser Grafschaft. Die Angaben über die Territorialherrschaft des Bistums, S. 31, sind ungenügend und teilweise falsch; D. Kar. I 202 hätte S. 31 nicht als Beleg zitiert werden dürfen, denn die Verleihung der Grafschaften Chiavenna und Bellinzona ist bekanntlich interpoliert, was der Druck kennzeichnet.

Auch die Stellung des Bischofs als Stadtherrn zum Comune am Beginn des XII. Jahrhunderts, S. 32ff., steht zu stark unter dem Einfluß allgemeiner Formeln Ernst Maiers, daß, solange die Stadt nicht als juristische Persönlichkeit anerkannt war, das Bistum und sein Patron moralischen Ersatz boten, haben Davidsohn, Hessel, Volpe, angenommen. Der Vater dieser Idee ist Salvioli, Immunità (*Atti e mem. Mod. Parm.* Serie III vol. VI 126); aber die Stellung des Bischofs an der Spitze des jungen Comune ist überhaupt typisch (vgl. meine Bemerkungen zu Hessel, H.Z. 110, S. 628, A. 1) und wäre in Como, wo er Graf und Herr der Regalien in der Stadt war, besonders gut herauszuarbeiten gewesen. Aber die ältere Geschichte des Bistums als öffentlichrechtlicher Gewalt bleibt neu zu bearbeiten.

Der völlige Verlust der weltlichen Befugnisse des Bischofs an das Comune ist dann wieder richtig dargestellt.

S. 43—49 wird *civitas*, S. 49—52 *comune*, begrifflich gut bestimmt; diese und andere allgemeine Feststellungen schaffen die Voraussetzungen für den II. Teil, die „äußere Form" (S. 54—166). Es handelt sich um die großen Faktoren des öffentlichen Lebens, die Bürgerversammlung und die Konsuln. Aus ihnen werden die andern Organe ausgeschieden oder abgespaltet, und wenn auch beide ganz zurücktreten, haben sie die Verfassung doch ausgebildet. Die *concio publica*, ursprünglich vielleicht *arengus* (nicht *-um*), ist hier frühzeitig ihrer politischen Rechte beraubt worden. Die aktive Beteiligung fällt dem aus der Bürgerschaft gewählten Rat, auch Kredenz genannt, zu. Das ist eine beschließende Körperschaft von vielleicht 300 Mitgliedern.

Die Herkunft der Konsuln (S. 76ff.) wird nach Ernst Maier von dem romagnolischen Adelstitel *consul* abgeleitet; jedenfalls war dieser Titel als Amtsbezeichnung für die Organe der freien Bürgerschaften in der Lombardei um 1109, als er in Como zuerst auftritt, schon allgemein verbreitet. Die Befugnisse der Konsuln sind dieselben wie anderswo, über ihre soziale Stellung vgl. weiter unten S. 195f Wie sonst scheidet sich aus den Konsuln auch in Como allmählich ein besonderes Richterkolleg aus (S. 82ff.), die 1172 zuerst erwähnten *consules de iustitia*. Durch kaiserliches Privileg gewinnt Como dann auch die Appellationsgerichtsbarkeit, und nun sind die Verwaltungskonsuln (resp. der Podestà) die Oberbehörde, an die appelliert wird und die von Anfang an in Strafsachen richtet. Nicht sehr praktisch ist es, mit der regulären Gerichtsverfassung (S. 92ff.), in die auch die *consules minores* späterer Zeit (S. 100ff.) irgendwie gehören, die auf ihre Korporationen beschränkten, nur polizeilichen Befugnisse der Handels- und Zunftkonsuln zusammen zu behandeln. Wichtige Daten liefert der Abschnitt über die Organisation der Konsularbehörden (S. 103ff.). Wahrscheinlich war die untere Grenze für die Zahl der Konsuln 16; seit der Behördenordnung von 1213 gab es nur noch 4 *consules de iustitia*. S. 108 wird die sehr berechtigte Vermutung geäußert, daß die Konsuln anfangs durch die *contio publica* gewählt wurden (seit 1213 durch die Kredenz). Nach S. 36 bestätigte sie der Bischof, wie nach dem Konstanzer Frieden überall, wo er die Grafschaft hatte, also in Como bis 1191 (St. 4678), denn damals empfing es die Rechte der Städte des Lombardenbundes (S. 28). Das wäre S. 108 zu bemerken gewesen.

S. 111ff. wird die Einführung des Podestats auch in Como auf die mit der Popularbewegung einsetzenden Klassenkämpfe und die Spaltung in Guelfen und Ghibellinen zurückgeführt. Ein kaiserlicher Podestà macht 1162 den Anfang. Wirkliche von der Stadt bestellte auswärtige Podestà erscheinen früh: 1182, 1192, seit 1195 ständig. 1202 amtieren *consules de comuni* zum letzten Mal. Das Amt des Podestà, das 1259 zur äußeren Form der Signorie der della Torre überging und nach einer Parteidiktatur in die Signorie der Visconti mündete, wird S. 120ff. auch verwaltungsrechtlich behandelt. Der Rest des II. Teils (S. 132—166) beschäftigt sich mit Kommissionen, subalternen Ämtern und der Finanzverwaltung, der *canera* (dem Schatzamt, S. 157ff.), schließlich der Staatskanzlei, die schon 1167 besteht, und den Gerichtskanzleien.

Der III. Teil (S. 167—223: „Innere Form") behandelt das innere Leben und die politische Auswirkung der sozialen Strömungen auf Como. Wer gehört zum *comune?* Wie gliedern sich die Stände und Klassen? Fragen, auf die aus Como neues Licht

fällt. Daß die städtischen Steuern der Bürger fodra civilia hießen (S. 324. A. 4), erlaubt wichtige Rückschlüsse. S. 326, Z. 9 v. u. l. *veteres* (statt *veteri*) *cives*. Da die feudalen Geburtsstände in der kommunalen Zeit von Como bereits in der Zersetzung begriffen sind, bildet die Scheidung in *nobiles* und *cives* den letzten Rest der alten Gliederung in Geburtsstände. Doch die beiden Gruppen vermischen sich, die Bürger werden städtische *milites*, erwerben Grundbesitz (vgl. Davidsohn, Forsch. IV, S. 271ff.) und nehmen feudale Lebensformen an (vgl. Davidsohn, Gesch. II 2, S. 473 unten). Der Stadtadel verbürgerlicht sich nicht, er behält seinen Feudaltyp; der Bürger veredelt sich (S. 180f.). So wird aus den Geburtsständen der Feudalzeit der jüngere städtische Unterschied sozialer Klassen, der *milites* und *populares:* ein Ergebnis, das an andern Städten nachgeprüft zu werden verdient.

Gut und scharf wird S. 190ff. die politische Bedeutung der neuen sozialen Entwicklung hervorgehoben: in Como ist bis etwa 1250 der Patriziat der Milites ausschließlich die herrschende Klasse. Vielleicht schon das Kolleg der Konsuln, sicher später die Kredenz war dem Adel vorbehalten. Vergleiche mit der sozialen Entwicklung in Toscana drängen sich auf. Wie hier, so führt der Unterschied der Geburt auch in Como zu Parteiungen im neuen Adel, zur Spaltung in Ghibellinen und Guelfen, die sich wieder mit den neuen sozialen Bewegungen verknüpft. Friedrich II. *zersetzt* die alte Verfassung; das Comune wird zum Parteistaat und fällt der Signorie zum Opfer in der äußeren Form einer verlängerten Amtsdauer des Podestà. Die Parteibehörden werden staatliche Organe.

Die allgemeinen Probleme der sozialen und politischen Entwicklung sind in Como vielfach anders als etwa in Florenz gelöst worden. Über die Popularbewegung wäre Davidsohn, Forsch. IV 8ff. mit Nutzen zu vergleichen gewesen; das Kapitel von C. S. 211ff. bietet wichtiges Material. Der Druck der Herrschaft Friedrichs II. zwingt den Populus von Como zu Selbstbewußtsein und Machtbetätigung; das ist im einzelnen sehr interessant durchgeführt. Wie in Florenz, so ist in Como der Abfall von Friedrich II, (1249) mit stärkerer Beteiligung des Populus an der Regierung verbunden. Aber der populus hat keine politische Kraft: der Adel bemächtigt sich der neuen Parteiämter des Volkspodestà und der Anzianen, die Signorie nutzt ihn als Spielball aus. Die kleinere Stadt entbehrt des großen Zugs, der in der großen zukunftsicher durch das Alltagsgetriebe der Parteiwirren hindurchschimmert.

Die S. 79 zu A. 2, 116 zu A. 15, 169 A. 7 erwähnte angeblich ungedruckte Kaiserurkunde, in der B. Rusca als Rektor vorkommt, dürfte nach den Angaben über sie identisch mit St. 4556, gedruckt bei Tatti und sonst, sein, vgl. Simonsfeld in: S.B. d. Philol.-Philos. u. d. Histor. Kl. d. Bayr. Ak. d. Wiss. 1905, Heft 5, S. 715. Die Datierung des von Stumpf zu 1175 ? gesetzten Stücks auf 1159 scheint durch C. gesichert.

Ein sorgfältiges Behördenverzeichnis 1109—1335, S. 227—301, bildet eine willkommene Beilage. Nach Davidsohns Vorgang wäre auch eine Liste von Comasken als Podestà fremder Städte wünschenswert gewesen.

Möchte die reife und besonnene Untersuchung, die unbedingt unsere Kenntnis wichtiger Probleme weit über den lokalen Bereich hinaus fördert, als Vorbild für die Untersuchung anderer Stadtverfassung dienen[1].

Frankfurt a. Main. Fedor Schneider.

[1] Vgl. die Rezension von U. Stutz in: Sav.-Z. Bd. 50, Germ. Abt. (1930) S. 595—597.

Briefe und Akten zum Leben Oekolampads. Bearbeitet von Ernst Staehelin. Band 1. 1499—1526. Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte. Band X. Leipzig (Heinsius Nachf. Eger u. Sievers) 1927. XVII, 627 S. gr. 8°.

Die im Rahmen des Corpus Reformatorum geplante Gesamtausgabe der Werke Oekolampads wird in absehbarer Zeit nicht in Angriff genommen werden können. Dazu ist das Lebenswerk dieses Mannes zu umfangreich, und das Corpus Reformatorum kommt bei der Ungunst der Zeiten ohnehin nur sehr langsam voran. Um diese Lücke wenigstens zum Teil auszufüllen, hat die theologische Fakultät der Universität Basel aus Anlaß des 400jährigen Jubiläums der Reformation wenn auch nicht das ganze Werk, so doch den Briefwechsel und die dokumentarischen Charakter tragenden Teile seiner literarischen Produktion und der seiner Zeitgenossen, die über sein Leben und seine Tätigkeit Aufschlüsse geben, herausgegeben. Um die möglichst vollständige Erfassung des Briefwechsels hat sich der Herausgeber durch Aufrufe in allen in Frage kommenden Zeitschriften des In- und Auslandes, durch Versendung von Fragebogen an Bibliotheken und Archive auf das äußerste bemüht, so daß angenommen werden kann, daß die vorliegende Ausgabe alles erreichbare Material herangezogen hat. Die Dokumente werden, dem wissenschaftlichen Charakter der Publikation entsprechend, im Originaltext geboten, es ist in jedem Falle stets auf die beste Grundlage zurückgegangen, d. h. soweit das Original noch vorhanden ist, wurde es dem Abdruck zugrunde gelegt, andernfalls nach Möglichkeit der Urdruck oder eine gleichzeitige Abschrift. Im allgemeinen sind die einzelnen Stücke in vollem Wortlaut abgedruckt, nur solche, die bereits an anderer Stelle publiziert sind, werden in Regestenform unter Hinweis auf die betreffende Publikationsstelle gegeben. Dieses Verfahren dient der Entlastung der Ausgabe und ist allgemein üblich. Dennoch wird man es bedauern, daß auf diese Weise der ganze Briefwechsel mit Zwingli für diese Ausgabe ausfällt, zumal der Zwinglibriefwechsel im Corpus Reformatorum, der diese Briefe enthält, nicht so weit verbreitet ist, daß eine bequeme Ergänzung durch Nachschlagen daselbst möglich wäre. Gewiß wäre es zu weit gegangen, wollte man den wörtlichen Abdruck aller Schreiben Oekolampads an Zwingli verlangen. Aber die Briefe von allgemeinerer Bedeutung, in denen irgend eine Seite seines Wesens zu charakteristischem Ausdruck kommt oder die seine Stellung in theologischen Fragen beleuchtet, noch einmal abzudrucken, hätte dem tieferen Sinn der Ausgabe gedient, der doch wohl dahin geht, ein möglichst allseitiges Bild von der Persönlichkeit Oekolampads darzubieten. Es hätte das geschehen können, ohne den Rahmen der Publikation zu sehr zu belasten, wenn manches Minderwichtige ausgelassen worden wäre. So z. B. war es doch nicht nötig, vierzehnmal die inhaltlich völlig gleichlautende Eintragung in das Basler Stadtrechnungsbuch über die Auszahlung des Professorengehalts an Oekolampad abzudrucken. Doch das sind geringfügige Ausstellungen und Wünsche, die in keinem Vergleich stehen zu den großen Vorzügen der Publikation, die nicht zuletzt in den beigefügten zahlreichen erläuternden Anmerkungen liegen. Hier ist die Frucht eines langen im Dienste reformationsgeschichtlicher Forschung verbrachten Lebens niedergelegt, nicht nur um die zum Verständnis notwendigen biographischen Daten der Persönlichkeiten der Briefschreiber und -empfänger, sowie der in den Schriftstücken erwähnten Personen beizubringen, sondern es ist alles angemerkt, was dem Verstehen schwieriger und dunkler Zusammenhänge dient und so die Ausgabe nach der editorischen Seite zu einer mustergültigen macht. Ein, nach Stichproben zu schließen,

sorgfältig gearbeitetes Personen-, Orts- und Sachregister erhöht die Benutzbarkeit der Ausgabe, der im ganzen unter den Quellenausgaben zur Reformationsgeschichte ein sehr ehrenvoller Platz einzuräumen ist. **Wendorf.**

Die Augsburgische Konfession in ihrer ersten Gestalt als gemeinsames Bekenntnis deutscher Reichsstände. Zum 25. Juni 1530. In Lichtdrucktafeln herausgegeben im Einverständnis mit der v. Scheurlschen Familie von der Gesellschaft der Freunde der Universität Halle-Wittenberg [= Schriften der Gesellschaft der Freunde der Universität Halle-Wittenberg. Zweite Veröffentlichung] Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag, 1930. 24 S. Text; 39 Blatt Transskription; 39 Lichtdrucktafeln. 4°. Orgbd. 36 *R.M.*

Die Gesellschaft der Freunde der Luther-Universität Halle-Wittenberg hat sich entschlossen, zum ehrenden Gedächtnis an den denkwürdigen Tag, an dem vor 400 Jahren die Confessio Augustana auf dem Reichstag zu Augsburg vor Kaiser und Ständen feierlich verlesen und überreicht wurde, eine im Besitz der Familie v. Scheurl in Nürnberg befindliche Handschrift herauszugeben, die denjenigen Text der Augustana wiedergibt, welchen am 15. Juni 1530 die Nürnberger Vertreter in Augsburg an ihre heimische Behörde gesandt haben. Joh. Ficker in Halle wurde mit der Herausgabe der Handschrift betraut und hat seine Aufgabe in würdiger Weise gelöst.

Die Leistung des Herausgebers besteht einmal darin, daß er uns in einer kurzen historischen Einleitung (S. 7—15) die Bedeutung dieser von der Forschung bisher keineswegs völlig unbeachtet gebliebenen, aber in ihrem historischen Wert bei weitem nicht genügend gewürdigten und ausgeschöpften Handschrift für die Reformationsgeschichte im allgemeinen und für die Entstehung der Augustana im besonderen klarlegt; es folgen sodann (S. 16—24) „Nachweise und Erläuterungen", in denen das Notwendige über die Wiedergabe der Handschrift, die Handschrift selbst, über Korrekturen an dem in Eile niedergeschriebenen Diktat, über Weglassungen, gesagt und schließlich eine sehr eindringende Untersuchung: „Zur Geschichte des Textes" geboten wird; es schließt sich eine Umschreibung des Textes an, die einer letzten Überprüfung wohl noch bedurft hätte, da bei der Transskription, die doch nur Zweck hat, wenn sie wirklich buchstabengetreu durchgeführt wird, mehrfach leicht vermeidbare Versehen unterlaufen sind; zum Schluß wird ein Facsimile-Abdruck der gesamten Handschrift in 37 lithographischen Tafeln geboten; alles in allem eine Festgabe, wie sie die alte Luther-Universität gelegentlich ihrer Augustanafeier den von nah und fern herbeigeeilten Gästen und zugleich der wissenschaftlichen Welt würdiger und willkommener nicht darbieten konnte.

Nur auf einzelnes kann der Profanhistoriker hier eingehen; es ist Sache des Kirchenhistorikers, festzustellen, welche Bedeutung dieser jetzt erst der Allgemeinheit zugänglich gemachten Handschrift für die Geschichte des Augustanatextes wie für die Reformationsgeschichte überhaupt zukommt.

Mit Recht betont der Herausgeber, daß es sich bei dieser Handschrift um „die erste vollständige Gestalt des deutschen Bekenntnisses, das wichtigste Bindeglied zwischen der ebenfalls in Nürnberg erhaltengebliebenen, dort einst aus dem Lateinischen übertragenen Form des Bekenntnisses ... und dem vor Kaiser und Reich verlesenen und dem Kaiser übergebenen Wortlaut" handelt (S. 7f.): was mithin dieser wichtige Fund und besonders seine vollständige Bekanntgabe bedeutet,

braucht im einzelnen nicht ausgeführt zu werden, zumal wenn man bedenkt, daß an dem Text der Augustana bis zum letzten Augenblick immer wieder gefeilt worden ist. Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auf die wichtige Feststellung des Herausgebers, daß, indem „die Erweiterung des Bekenntnisses aus einem sächsischen zu einem gemeinsamen deutscher Reichsstände" die zweite entscheidende Veränderung der Augustana ist, „der Wortlaut der Konfession an diesem entscheidenden Wendepunkt in dieser Handschrift .... vorliegt." (S. 10f.)

Und noch ein Bedeutsames tritt aus unserer Handschrift und ihrer wortgetreuen Wiedergabe klar zu Tage, das ist die Erkenntnis, wie ihr Verfasser Philipp Melanchthon an dieser für den Protestantismus so wichtigen Urkunde immer aufs neue gearbeitet und gemodelt hat, um einen Text herzustellen, der der eigenen Überzeugung nichts vergab, der zugleich aber auch in öffentlicherReichsversammlung verlesen werden konnte, ohne das Werk der Versöhnung, so wie es ihrem Urheber vorschwebte, zu gefährden. „Sie öffnet den Blick in die geistige Werkstatt, ja sie läßt in diese selbst eintreten." (S. 13.)

Die Schrift des in Nürnberger Akten des Augsburger Reichstages auch sonst nachweisbaren hauptsächlichsten Schreibers unserer Urkunde — Ergänzungen und Verbesserungen rühren von anderer Hand her — läßt sich bisher einer ganz bestimmten Persönlichkeit noch nicht zuweisen; hingegen macht es der Herausgeber lautorthographisch, auf Grund der Art und Weise, wie das oft eilige Diktat, nach dem der Schreiber schrieb, vorgelesen wurde, wahrscheinlich, daß kein Geringerer als der aus Nordhausen stammende Justus Jonas den Text diktiert hat (S. 24). Wenn man schließlich bedenkt, daß die Zwischentexte der Redaktion der Augustana — Diktatoriginal unserer Handschrift und Vortragsoriginal vom 25. Juni — bis zu der von Melanchthon besorgten editio princeps verlorengegangen sind, so gewinnt „die v. Scheurlsche Niederschrift ihre besondere Bedeutung für die Feststellung des originalen Textes des Bekenntnisses" (S. 13f.).

Göttingen. Adolf Hasenclever.

Joachim Wach, Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie. Bd. I, 266 S. Bd. II, 1929, 279 S., I 9 M. Verlag J. B. Mohr, Tübingen.

In den geisteswissenschaftlichen Auseinandersetzungen der Gegenwart steht im Mittelpunkt als eine der besonders tief in die Problematik eindringenden, aber zugleich in ihrer Verzweigung als unabsehbar empfundenen Fragen, die nach dem Wesen und der Aufgabe des Verstehens. Die Praxis des Verstehens ist so alt wie menschliches Denken und menschliche Gemeinschaft überhaupt und ebenso ist die Besinnung auf die Methode der Interpretation keineswegs ein Beginnen unserer Tage. Vielmehr sind wir auch hier — abgesehen von Versuchen früherer Zeiten — im wesentlichen Erben der großen geisteswissenschaftlichen Systeme in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wenn wir auch bei der ungeheuren Verzweigung der Problemlage in der Gegenwart nur allzu leicht geneigt sind, diesen historischen Zusammenhang zu unterschätzen. Aus dieser Erkenntnis heraus unternimmt es Wach, „einige der großen Lehren der Hermeneutik ein Stück weit auf ihrem Wege zu verfolgen, um neben ihrem Wesen ihr Schicksal zu beleuchten".

Die Aufgabe, die sich das Werk, das vorläufig in zwei Bänden noch nicht abgeschlossen vorliegt, stellt, ist eine doppelte: Es will einmal eine historische Betrach-



tung bieten von der methodischen Besinnung über ein menschliches Verhalten, das mit der Entwicklung und Vertiefung der Wissenschaften „zu einer der kompliziertesten und schwierigst aufzuhellenden Erscheinungen wurde, die Menschen zur Forschung reizen". Das Werk will aber zugleich durch die historische Besinnung Bausteine liefern für eine systematische Theorie des Verstehens, eine Aufgabe, die universal und speziell zugleich, keiner Wissenschaft, auch der Philosophie nicht ausschließlich angehört und doch allen Einzelgebieten der Wissenschaft in gleicher Weise unentbehrlich geworden ist.

So ist das Problem des Verstehens für Wach „so recht ein Grenzproblem, ein Problem der Mitte". Es ist ein Bindeglied zwischen den einzelnen Geisteswissenschaften untereinander und der sie überbauenden Philosophie. Mit dieser grundsätzlichen Haltung bekennt sich Wach zu dem Vorkämpfer des Verstehensproblems in der Gegenwart, zu Wilhelm Dilthey.

Der erste Band behandelt die großen Systeme der Vergangenheit und stellt die hermeneutischen Lehren Fr. Asts, Fr. A. Wolfs, Schleiermachers, Boeckhs und W. v. Humboldts dar.

Im Mittelpunkt dieses Bandes steht die Denkerpersönlichkeit Schleiermachers, der durch theologische und philologische Schulung, durch philosophische und psychologische Begabung in seltenem Maße alle Voraussetzungen für die Lösung des umfassenden Problems in sich vereinigt. Tatsächlich ist die Theorie der Hermeneutik „niemals vorher und nachher so universal verstanden, entwickelt und dargestellt worden", so daß die Lehre Schleiermachers „einen Höhepunkt in der Geschichte der hermeneutischen Theorie bedeutet". Seine Lehre ist aus der Praxis hervorgegangen, darum tritt sie uns überall lebendig entgegen. Erschwert wird das Verständnis für seine Ausführungen durch die ihm eigentümliche Sprache und das Bestreben, alle Erscheinungen einem widerspruchslosen Zusammenhang harmonisch einzugliedern. So bildet auch seine Verstehenslehre einen Teil seiner Gesamtanschauung, dagegen hat er die hermeneutischen Forderungen nirgends systematisch zusammengeschlossen. Hieraus erklärt sich, daß Schleiermachers Einfluß auf die Folgezeit auf den verschiedensten Gebieten unabwägbar groß ist, seine Nachfolger sich aber dieses Einflusses weniger bewußt waren. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als W. Dilthey, der Biograph Schleiermachers, durch diese Arbeit in das Problem des Verstehens hineinreift, und damit eine neue Epoche der hermeneutischen Theorie einleitet, beginnt man Schleiermachers Größe zu erfassen.

Um Schleiermacher gruppieren sich als seine Vorläufer: Fr. Ast und Fr. A. Wolf, als sein Schüler Boeckh. Fr. Ast, ein feiner philosophischer Kopf, den wieder entdeckt zu haben das besondere Verdienst Wachs ist, überrascht durch eine Fülle moderner Gesichtspunkte. Neben ihm steht der scharfsinnige, aber trockenere Philologe Wolf, der Lehrer Schleiermachers, welcher seinerseits „die Anregungen des Lehrers aufgenommen und wunderbar auszugestalten gewußt hat.

Schleiermachers großem Schüler Boeckh fehlt zwar die Universalität des Meisters, er sieht die Fragen zugespitzt auf die speziellen Probleme der philologischen Auslegung, während die grundlegenden Theorien des Schaffens und Nachschaffens dahinter zurücktreten, dafür aber gibt er ein straff aufgebautes System der Hermeneutik, welches einen entscheidenden Einfluß auf die Folgezeit ausübt.

Etwas abseits von der bisher gekennzeichneten Entwicklungslinie steht W. v. Humboldt und doch zugleich mit den genannten Denkern in engster geistiger

Verbundenheit. Auch er hat uns, gleich Schleiermacher, kein System hinterlassen, dafür aber verknüpft Humboldt dieses Problem aufs engste mit dem Studium des Menschen, mit der Erforschung der „Gesetze der Wandlungen, die mit Notwendigkeit von innen und der Möglichkeit nach von außen gewirkt werden". Auf diese Weise wird seine hermeneutische Lehre ganz von selbst ein Stück seiner Geschichtsphilosophie und Ethik. „Ahndungsvermögen und Verknüpfungsgabe" nennt Humboldt den Vorgang des Verstehens und in tiefer Ehrfurcht vor der unendlichen Mannigfaltigkeit der historischen Individualität kommt er zu der Erkenntnis der „Unvollendbarkeit alles Verstehens". Dennoch scheint ihm die Aufgabe durch diese Begrenzung nicht sinnlos, denn immer erschließt sich dem Verstehenden „das Menschliche und das Göttliche", immer erfüllt der Forscher die Aufgabe, der er letzten Endes dient, „Vertiefung der Menschlichkeit".

Humboldt hat für seine hermeneutischen Lehren keine Schule geschaffen, nur einzelne seiner Ideen wurden von späteren Denkern weitergebildet, meist ohne sich des Urhebers bewußt zu sein. Erst die Gegenwart hat seine Bedeutung für die Geisteswissenschaften und für unser Problem wieder betont.

Die Schwierigkeit der in diesem ersten Band gestellten Aufgabe ist darin zu suchen, daß das nahezu immer Systemlose in einen systematischen Zusammenhang gebracht werden mußte. Wach hat diese Aufgabe mit dem feinen Takt des verstehenden Forschers gelöst, nicht indem er überarbeitete Systeme konstruiert, sondern indem er Ansätze und Linien zu Gesamtanschauungen herausarbeitet, ohne sie aus dem Zusammenhang des originalen Gedankenganges mechanisch zu trennen. Eines freilich kam ihm bei der Lösung dieser an sich schweren Aufgabe zu Hilfe: Die gesamte Darstellung galt einer Zeit, die in ihrer letzten weltanschaulichen Grundhaltung einheitlich war. Es gibt noch keine strengen Spezialwissenschaften in dieser Epoche und alle ihre Vertreter sind im Grunde Philosophen, die ihre umfassende philosophische Aufgabe nur unter dem Gesichtswinkel der oder jener Einzelwissenschaft anfassen. Und so bleibt das „Verstehen" in dieser Zeit ein vorwiegend philosophisches Problem und seine Bearbeiter sind bei aller Differenzierung in der Grundhaltung wesensverwandt.

Hier aber liegt nun die große Aufgabe für die folgenden Bände: In demselben Maße wie die Wissenschaften in der Folgezeit sich spezialisieren und verselbständigen, muß auch das gesamte Problem des Verstehens sich gleichsam auseinanderlegen. Denn nun werden die einzelnen Fachgebiete, die Theologie, die Philologie, die Psychologie„ die Geschichtswissenschaft, die Aesthetik usw. jeweils diese Frage als ihre ureigenste Angelegenheit erleben und für sich in Anspruch nehmen und eine jede ihre eigene Theorie des Verstehens mit einer gewissen Einseitigkeit ausbauen. Und erst aus dem Vergleich der verschiedenen Ergebnisse wird sich dann die systematische Aufgabe, die Wach sich gestellt, lösen lassen, nämlich eine Philosophie des Verstehens zu schaffen, welche die methodische Grundhaltung alles Verstehens herauszuarbeiten hat unter steter Berücksichtigung der notwendigen Modifikationen, die sich aus den besonderen Belangen der Einzelwissenschaften ergeben.

So ist der erste Band, der bereits 1926 erschien, eine Grundlegung und ein Versprechen, dessen Einlösung man mit großer Spannung erwarten durfte. Freilich fragte sich der kritische Leser sofort, ob es möglich sei, diese alle Gebiete der Geisteswissenschaften umfassende Aufgabe, für die zudem noch recht wenig Vorarbeiten vorliegen, in absehbarer Zeit zu erfüllen und in einem Bande zusammenzudrängen sei.

Denn bereits die große Zahl der kritischen und vorausschauenden Anmerkungen, die nicht zuletzt den Wert des ersten Bandes ausmachen, geben einen Einblick in die überwältigende Fülle von Beziehungen und Verzweigungen des Problems und bereiteten die weitere Darstellung bis herein in die unmittelbare Gegenwart allenthalben skizzenhaft vor.

Unter diesem Gesichtspunkt mußte der 1929 erschienene zweite Band den Nichttheologen notwendig zuerst einmal enttäuschen, denn dieser Band beschränkt sich auf die Darstellung der theologischen Hermeneutik und gibt eine Entwicklung, die von Schleiermacher ausgeht und über die verschiedensten Theoretiker hinweg, die dem Nichttheologen noch nicht einmal dem Namen nach bekannt sind, bis zu dem Erlanger Hofmann führt. Die Linie jedoch, die vom ersten Bande aus unmittelbar über Droysen, Ranke usw. zu Dilthey und damit zur gesamten Gegenwart drängte und die insbesondere den Historiker und Soziologen fesselte, mußte im zweiten Bande abgebrochen werden.

Immerhin wird auch der Historiker diesen Band mit wachsendem Interesse lesen, weil er hier mit Überraschung eine gewisse Parallelität der Fragestellung und bei aller Verschiedenheit der Methoden doch auch wieder engste Berührungspunkte erkennen kann, vor allem da, wo der Gegensatz von „immanenter" und „supranaturaler" Geschichtsbetrachtung aufgehoben ist und die moderne Geschichtsforschung mit irrationalen Kräften rechnet. Die Auswertung dieser Andeutungen müssen wir uns aufheben bis zum Erscheinen des nächsten Bandes, der uns das Problem des Verstehens von dem Sachgebiet der historisch-philologischen Wissenschaften aus beleuchten soll.

Im ganzen ist zu sagen, daß Wach es ausgezeichnet versteht, die anschaulichen Darstellung des Einzelnen immer wieder in das Gesamtproblem einzubauen, dabei ständig, bei voller Wahrung der geschichtlichen Eigenart des einzelnen Denkers moderne Problemstellungen aufleuchten zu lassen und Beziehungen zur Gegenwart anzudeuten. Wir haben von dem Gesamtwerk grundlegende Einsichten in Geschichte und System der Geisteswissenschaften zu erwarten. E. Meister.

Kaiser Friedrich III. Tagebücher von 1848—1866. Mit einer Einleitung und Ergänzungen herausgegeben von **Heinrich Otto Meisner.** LI. u. 582 S. K. F. Koehler, Leipzig 1929.

Das Dunkel, das lange Zeit über der Gestalt des zweiten Hohenzollernkaisers gelagert hat, beginnt sich allmählich zu lichten. Neben die Briefe und Tagebücher von ihm nahestehenden Personen, wie seiner Gemahlin, seiner Schwiegermutter oder seines ehemaligen Adjutanten, des Botschafters von Schweinitz treten jetzt seine eigenen autobiographischen Aufzeichnungen, die von den Kindheitstagen bis dicht vor seinen Tod reichen. Ihr Herausgeber H. O. Meisner hat auf das Kriegstagebuch von 1870/71 nunmehr den Teil von 1848 bis zum Ende des österreichischen Krieges folgen lassen. Er enthält eine Niederschrift des Sechzehnjährigen über die Berliner Märzrevolution, die weniger einen sachlichen als einen persönlichen Wert beanspruchen kann, sodann die aus Tagebuch und Briefen gemischten Berichte über seine Brautfahrt nach Schottland 1855, denen einige Briefe an die Königin Elisabeth, Gemahlin Friedrich Wilhelm IV., über eine italienische Reise von 1853/54 und aus seinen ersten Ehejahren angereiht werden, und schließlich die mit dem Jahre 1860 beginnende geschlossene Serie seiner Tagebücher. Hat er in dem ersten Jahre nur ganz kurze No-

tizen in das ihm von London geschenkte englische „Diary" eingetragen, so werden seit dem 1. Januar 1861 — dem Tode Friedrich Wilhelms IV. — die Tagebücher bedeutend ausführlicher, was der Herausgeber daraus erklärt, daß der Prinz seitdem ein sogenanntes „Lett's Diary" benutzt hat. Wie für den Krieg von 1870/71 sind auch für den dänischen und österreichischen Feldzug die Aufzeichnungen nachträglich von ihm zu einer eingehenden Darstellung erweitert worden. Bei der Edition hat sich Meisner von denselben Grundsätzen leiten lassen, wie bei der Publikation des Kriegstagebuches. Dem Vorwort über Überlieferung und Text, den Anmerkungen, einem Anhang und dem freilich nicht ganz fehlerfreien Personenregister am Schluß hat er diesmal noch eine Einleitung hinzugefügt und die Summe aus dem gezogen, was die Tagebücher über den Menschen und Politiker Friedrich Wilhelm, insbesondere über sein Verhältnis zu Bismarck, lehren.

Denn neben vielen Äußerlichkeiten — Tageslauf, Reisen, Besuchen, Hofnachrichten und gelegentlich auch Hofklatsch — bieten sie persönliche und sachliche Aufschlüsse wertvollster Art. So fällt auf die Abdankungsabsicht Wilhelms I. im Herbst 1862 neues Licht. Am 19. September hatte der Kronprinz ein Gespräch mit seinem Vater, in dem er ihn unter Hinweis auf seine Pflichten gegenüber Dynastie und Land von dem Vorsatz abzubringen suchte. Diese Argumente kehren wieder in dem im Anhang erstmalig gedruckten Immediatbericht des Staatsministeriums, dessen Absendung an denselben Tage in einem Ministerrat unter Vorsitz des Kronprinzen beschlossen worden war. Aus den Marginalnotizen Wilhelms geht hervor, daß er durch die Eingabe und die Vorstellungen seines Sohnes bestimmt wurde, die Vollziehung der Abdankungsurkunde aufzuschieben, noch ehe er die berühmte Unterredung mit Bismarck hatte, in der er dann den Plan endgültig fallen ließ. Das Kriegstagebuch über den schleswig-holsteinschen Feldzug erzählt die näheren Umstände, unter denen es zu der Kabinettsordre vom 30. März kam, die dem Kronprinzen faktisch die Befugnisse des Oberkommandierenden anstelle des gänzlich unfähigen Feldmarschalls Wrangel einräumte. Er hatte den König „inständigst angefleht", von einer förmlichen Übertragung des Oberbefehls abzusehen, um seinen sonst mit so großem Mißtrauen betrachteten Vetter Friedrich Karl nicht zu kränken und ihm den erwarteten Siegeslorbeer nicht zu entwinden. Mit Recht unterstreicht Meisner unter den sympathischen Zügen Friedrich Wilhelms diese bis zur Selbstverleugnung gehende Bescheidenheit.

Den Quellpunkt seines Lebens bildete die Liebe zu seiner Gattin, von der fast jede Seite des Tagebuches Zeugnis ablegt. Er war geradezu ein „idealer Gatte und Vater". Neben seinem Familienglück waren ihm, wie er an seinem achten Hochzeitstage schreibt, „alle Trübsale der Außenwelt gleichgültig", und bei der Rückkehr aus dem österreichischen Kriege beherrscht ihn das Gefühl, daß „kein Sieg, keine Auszeichnung, kein Jubel ihm den heimgegangenen Sohn wiedergeben kann". Die Briefe der Kaiserin Friedrich haben den Nachweis gebracht, daß sie mit ebenso starker Liebe an ihrem Gatten hing. Aber das schließt doch nicht aus, daß in dieser glücklichen Ehe die Frau der stärkere und überlegene Teil war. Die immer mehr zunehmende Abhängigkeit des weichen und anlehnungsbedürftigen Mannes von der regsamen, tatkräftigen und kampflustigen britischen Königstochter — die sein badischer Schwager 1869 offen beklagte — ist auch aus den Tagebüchern herauszulesen. Die Danziger Rede ist, wie heute feststeht, von dem Oberbürgermeister Winter veranlaßt worden, aber daß Friedrich Wilhelm überhaupt zur öffentlichen Opposition schritt, die er anfangs weit von sich gewiesen hatte, ist sicherlich nicht ohne Zutun Victorias

geschehen. Rühmt er sie doch selbst am Tage darauf als seinen „treuesten Ratgeber" und seine „ganze Stütze". Die Indiskretionen über seinen anschließenden Briefwechsel mit dem König sind, wie Meisner wahrscheinlich macht, in die „Times" durch englische Kanäle gedrungen, aber auch für die Veröffentlichungen in der deutschen Presse hält er dieselbe Quelle für sehr wohl möglich. Die Tagebücher belegen jedenfalls an mehr als einer Stelle, wie vertrauensselig der Kronprinz den Verwandten und Freunden seiner Frau gegenüberstand. Nicht nur mit seinen Schwiegereltern und dem koburgischen Familienorakel Stockmar, auch mit dem belgischen Oheim, dem englischen Botschaftssekretär Robert Morier und Odo Russell hat er die internsten und intimsten Fragen besprochen. Nach dem Tode König Leopolds I. klagt er: „An wen soll man sich nun wenden, um einen weisen, erfahrenen fürstlichen Rat zu vernehmen?" Ob er nicht auch in Deutschland solchen hätte finden können? Es ist durchaus begreiflich und berechtigt, wenn sein Vater Anfang 1864 ein feierliches Versprechen von ihm verlangte, wichtige Depeschen auch vor der Gattin geheim zu halten, „denn Vicky würde doch mit halben Worten ihrer Mutter Mitteilung machen". Ebenso dachte die Queen, wenn sie im Mai 1864 ein Anerbieten ihres Sohnes, des Prinzen von Wales, als Medium zwischen ihr und dem dänischen König zu fungieren, unzweideutig ablehnte. Diese englischen Einflüsse auf den preußischen Thronerben verdienen m. E. schärfer hervorgehoben zu werden, als es in der Einleitung geschieht.

Sie wurden auch deshalb so stark, weil er kein politischer Kopf war und von Haus aus kein klares politisches Programm hatte. Es ist doch bezeichnend für ihn, daß er mehrfach vor wichtigsten politischen Entscheidungen auf Reisen ging und sich damit selbst ausschaltete. Als ihn der König 1862 wegen seiner Abdankungsabsicht telegraphisch nach Berlin beschied, kehrte er schon nach zwei Tagen in die thüringische Sommerfrische zurück, bevor die Krisis beendet war. Nach der Ernennung Bismarcks hatte er keinen dringenderen Wunsch, als sich die schon vorher geplante Mittelmeerfahrt genehmigen zu lassen. Während sich Ende 1863 der Konflikt in Preußen immer mehr zuspitzte, und zugleich die schleswig-holsteinsche Frage aufzog, weilte er monatelang in „dear old England". Als ihm im Juli 1865 von dem Regensburger Konseil rechtzeitig Mitteilung gemacht wurde, blieb er an der Nordsee, statt selbst teilzunehmen und sein Votum mündlich in die Waagschale zu werfen. Diese befremdende Haltung erklärt sich doch nicht allein aus seiner Gegnerschaft gegen Bismarck, der ja im September 1862 noch nicht berufen war, und dem frondierenden Abseitsstehen, sie ist auch ein Beweis dafür, daß die Politik nicht im Vordergrunde seiner Interessen stand und er der Behaglichkeit im Familienkreise den Vorzug gab. Wurde er aber vor die Notwendigkeit verantwortlichen Handelns gestellt, so hat er sich ihr nicht entzogen, weder auf militärischem noch auf politischem Gebiet. Über die Unterstützung, die er in den Nikolsburger Verhandlungen Bismarck gewährte, bringen die Selbstzeugnisse genauere Kunde. Hier legte er auch sein starkes preußisches Empfinden an den Tag. Aus voller Überzeugung trat er für die Annexionen in Norddeutschland ein, freilich mit dem bezeichnenden Zusatz: „Ich muß dies gegenwärtig verlangen, ich, — der ich sonst immer gegen Annexionen war!!" Er war sich also des inneren Widerspruches wohl bewußt, aber er hat den Zwiespalt zwischen „Potsdam und Weimar", der in den Tiefen seines Wesens verwurzelt war, niemals ganz überbrücken oder ausgleichen können. Er war gewiß, wie Meisner sagt, durch seine Heirat kein liberaler Koburger geworden, indes hat er

auch nach 1866, anders als so viele seiner liberalen Freunde, den Weg zu einer Aussöhnung mit Bismarck nicht gefunden. Seine Abneigung gegen den Berater seines Vaters war nicht allein durch sachliche Gegensätze, sondern vielleicht noch mehr durch persönliche und Stimmungsmomente bedingt. Bismarcks bekanntes Wort, daß die Gefühlspolitik eine ausschließlich preußische Eigentümlichkeit sei, erfährt durch diesen Hohenzollern eine neue Bestätigung. Ein abschließendes Urteil über seine Persönlichkeit und seine politische Stellung wird erst möglich sein, wenn die hoffentlich bald erscheinende Fortsetzung seiner Tagebücher vorliegt.

Frankfurt a. M. Walter Platzhoff.

Robert Geis, Der Sturz des Reichskanzlers Caprivi. Historische Studien. Heft 192. Berlin. Emil Ebering. 1930. 124 S.

Diese von Ziekursch angeregte Arbeit behandelt den Sturz Caprivis, die Ursachen wie den Verlauf der Kanzlerkrise, im allgemeinen zutreffend und ausreichend. Aber sie ist doch allzu schulmäßig, wenn sie die einzelnen Momente der Politik Caprivis einfach aneinanderreiht, statt das politische Kräftespiel der Jahre 1890 bis 1894 gerade in seiner Verflechtung aufzuzeigen, die verschiedenen Gegnerschaften des zweiten Kanzlers in ihrer Berührung und Überschneidung gerade auch als ein Ganzes zu erfassen.

Die beherrschende Figur im politischen Feld war damals ja die Persönlichkeit Wilhelms II. selbst, unruhig und unzuverlässig, im vollen Überschwang der Selbstherrschaft, und Caprivi war von vornherein ein viel zu schwerfälliger und aufrechter Charakter, um den Kaiser mit solchem Geschick zu nehmen, wie es später Bülow vermochte. Um den Kaiser ging das Streben aller Opposition, die durch ihn den Kanzler zu stürzen suchte. Die stärkste und gefährlichste Opposition wurde die der konservativen Agrarier, des Bundes der Landwirte. Die nackte landwirtschaftliche Interessenpolitik der Rechten, die Bismarck gezüchtet, aber noch im Zaum gehalten hatte, brach im Kampf gegen die Handelsverträge Caprivis hemmungslos hervor. Und die preußischen Konservativen waren viel mehr als eine der anderen Parteien. Sie vertraten vorzugsweise die herrschende Klasse der preußischen Monarchie, das soziale Element, das den politischen Aufbau des alten Preußen trug; es wurde auf die Dauer ein schwer erträglicher Zustand, wenn diese Kreise die schärfsten Gegner der Regierung waren, zumal ja Wilhelm II. nicht liberal regieren wollte. Ihre traditionellen Beziehungen zum Hof machten sie besonders gefährlich. Das hatte die extreme Kreuzzeitungsgruppe unter Hammerstein und Stoecker schon in den letzten Jahren der Kanzlerschaft Bismarcks gezeigt, und gerade sie errang jetzt die Führung der konservativen Gesamtpartei, zu deren Scharfmachung sie im Verein mit dem Bund der Landwirte beitrug. Gegenüber der konservativen Opposition nützte es Caprivi wenig, daß er sich durch seine gemäßigte und versöhnliche Innenpolitik die Anerkennung der Mittelparteien gewann, trotz der Episode des Zedlitzschen Volksschulgesetzes; wenn er sich zuletzt vor allem auf Zentrum und Freisinn verlassen konnte, so machte ihn dies im alten Preußen eher verdächtig. Die Gegnerschaft der hohen Militärs, die bereits dem Reichsgründer viel zu schaffen gemacht hatte, und die Bismarckfronde verband sich nun mit der konservativ-agrarischen Opposition. Waldersee näherte sich seinem früheren Gegner Bismarck, und Bismarck selbst sekundierte der konservativen Kritik an der Politik Caprivis. Das ungeschickte Vorgehen des neuen Reichskanzlers gegen die Bismarckfronde, besonders

der „Uriasbrief" von 1892, entfremdete ihm die Sympathien des nationalliberalen Bürgertums, in dessen Kreisen eben jetzt der Bismarckkult den Höhepunkt erreichte. Und die Autorität des Reichsgründers war doch überhaupt noch immer eine politische Macht. Es ist fraglich, ob Bismarcks feindselige Kritik unmittelbar an Caprivis Sturz mitgewirkt hat; jedenfalls ist Wilhelm II. schließlich in der entscheidenden Frage, in der Politik der Ausnahmegesetzgebung gegen die Sozialdemokratie und der Staatsstreichpläne gegen den Reichstag, ganz in die Bahnen Bismarcks zurückgekehrt. Gerade hier rächte sich der schwere Fehler, den Caprivi mit der Teilung des Reichskanzleramts und des preußischen Ministerpräsidiums beging: ein Experiment, das Bismarck schon einmal mit denkbar schlechtem Erfolg unternommen hatte. Der neue preußische Ministerpräsident, Botho Eulenburg, begünstigt durch enge höfische Familienbeziehungen (sein Vetter Philipp!), wurde der natürliche Gegenspieler Caprivis; eben in der Frage der Umsturzgesetzgebung und der Staatsstreichpläne, die der letzte Anlaß zu Caprivis Sturz wurde, vertrat er die Politik des Kaisers, Bismarcks und der Konservativen zugleich gegenüber der vorsichtig-maßvollen Haltung des Kanzlers. Der Verfasser hat es nicht verstanden, diese Entwicklung bei aller Mannigfaltigkeit der politischen Lage doch in einem Fluß zur Darstellung zu bringen.

Auch die Persönlichkeit Caprivis kommt nicht zu lebendigem Ausdruck. Er war gewiß vor allem ein geradliniger und ehrenhafter Charakter, sein Bestes ein gesunder Menschenverstand. Aber neben dem strengen Pflichtgefühl des königstreuen preußischen Offiziers hatte er auch ein starkes Bewußtsein der Macht des Reichskanzlers. In der Durchführung jener nach dem allgemeinen Urteil längst reifen Reformen, die zuletzt nur noch Bismarck selbst verhindert hatte, in erster Linie der Arbeiterschutzgesetze, erblickte Caprivi sogar eine Überlegenheit seiner Politik im Vergleich zu seinem genialen Vorgänger. Seine Geradlinigkeit war doch auch allzu oft Mangel an aller diplomatischen Geschicklichkeit, grenzte an Eigensinn.

Leider ist der Stil des Verfassers sehr schwerfällig und unlebendig, voller verschachtelter Sätze. Es liegt mir wirklich fern, der historischen Belletristik das Wort zu reden; aber man sollte von jedem Historiker eine klare und lesbare Darstellung erwarten dürfen. Die Studie hätte nur gewonnen, wenn sie in viel knapperem Stil und Umfang verfaßt worden wäre. Ferner: es ist richtig, wenn der Verfasser mitten in den Einzelheiten seines Themas immer wieder charakteristische Zitate aus den unmittelbaren Quellen bringt — aber es ist beinahe ein Armutszeugnis, wenn er in der Einleitung, statt mit eigenen Worten die Voraussetzungen des Themas kurz zusammenzufassen, seitenlang aus anderen Autoren zitiert.

Anscheinend ist dem Verfasser die neue Stoeckerbiographie von Walter Frank entgangen, die er doch gerade auch für seine Arbeit als wertvolle Ergänzung hätte benutzen können. Heinrich Heffter.

Carl Mühlmann: Deutschland und die Türkei. 1913—1914. Die Berufung der deutschen Militärmission nach der Türkei 1913, das deutsch-türkische Bündnis 1914 und der Eintritt der Türkei in den Weltkrieg. Unter Benutzung und Mitteilung bisher unveröffentlichter politischer Dokumente dargestellt. (Politische Wissenschaft. Schriftenreihe der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin und des Institutes für Auswärtige Politik in Hamburg. Heft 7.) Berlin-Grunewald, Dr. Walther Rothschild. 1929, X und 104 S.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, jetzt am Reichsarchiv Potsdam, hat seit 1913 als Adjutant Liman von Sanders dessen Tätigkeit in der Türkei miterlebt. Als Augenzeuge mit den Ereignissen des Kriegsausbruches und des Weltkrieges in der Türkei vertraut, hat er in einem früheren Buche schon eine gute Darstellung des Dardanellenkampfes von 1915 nach seiner militärischen Seite hin gegeben. Der Beitrag zur politischen Geschichte, den seine neue Schrift enthält, entspricht durch besonnenes Urteil und solide Quellenforschung den Erwartungen, die man ihm entgegenbringen konnte. Mühlmann hat nach den Akten des Reichsarchives und des Auswärtigen Amtes unsere Kenntnis der Entwicklung, die von der türkischen Katastrophe im Balkankriege von 1912/13 zum Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg führte, wesentlich erweitert.

Für den ersten Teil seines Themas, das Ringen um die Mission Liman v. Sanders, lag bereits seit 1927 eine gediegene amerikanische Studie (R. I. Kerner: The Mission of Liman v. Sanders, Slavonic Review VI, S. 12ff., 344ff., 543ff.) vor, die bei Mühlmann auffälligerweise nicht erwähnt wird. Sie hatte nach dem diplomatischen Aktenmaterial eine gute Darstellung der europäischen politischen Krise gegeben, die bei Mühlmann nur in Einzelheiten Ergänzungen finden konnte, da er den allgemeinen Hintergrund der deutsch-türkischen Beziehungen nur in straffer Knappheit behandelt. Wesentlich neu ist bei ihm der Hinweis auf ein Schreiben Liman v. Sanders vom 3. Oktober 1913 (S. 9, Anm. 5), nach dem aus dem Entwurf seines Anstellungsvertrages mit der Türkei alles herausgelassen ist, was der Staatssekretär des Äußeren beanstandet habe. Man wird danach die Thimmesche Auffassung (Die Große Politik, Bd. 38, S. 213 Anm.), daß das Auswärtige Amt von dem Inhalt des Vertrages erst am 8. Januar 1914 durch das preußische Kriegsministerium Nachricht erhalten habe, doch wohl preisgeben müssen. Es kann sich nur um formale Nichtkenntnis des schließlichen Vertragstextes, nicht um Überraschung in den wesentlichen Punkten des Inhalts gehandelt haben. Die Tatsache, daß Wangenheim (Große Politik, 38, S. 266 und 273) betont, von Anfang gegen Übernahme eines Korpskommandos durch Liman gewesen zu sein, deutet doch auch in der Richtung, daß die deutsche Diplomatie im wesentlichen Kenntnis von dem Gang der Verhandlungen erhalten hat, auch wenn diese seit Ende September (Große Politik, 38, Nr. 15444 Meldung Jagows vom 20. September noch ohne Erwähnung des Korpskommandoplanes) formell zunächst in der Hand Limans und des Militärattachés in Konstantinopel lagen. Die wiederholte deutsche Erklärung, daß die Angelegenheit lediglich von den militärischen Stellen bearbeitet worden sei (Große Politik, 38, S. 212) trifft technisch zu, hat aber nicht ganz die in der Thimmeschen Anmerkung ihr zugeschriebene Tragweite.

Ist der neue Materialertrag für die an sich gute und inhaltvolle Darstellung der Mission Sanders noch gering, so bringt die Arbeit wesentlich mehr an Neuem für die Geschichte des türkischen Eingreifens in den Weltkrieg. Der Dokumentenanhang, der auch erstmalig den Anstellungsvertrag Limans vom 27. November 1913 bringt, enthält die verschiedenen Vertragsinstrumente zwischen Deutschland und der Türkei, von denen nur der Vertrag vom 2. August 1914 schon in den Deutschen Dokumenten zum Kriegsausbruch enthalten war. Neu publiziert wird das Ergänzungsschreiben Wangenheims vom 6. August 1914, sowie die Verträge vom 11. Juni 1915 und 28. September 1916. Außerdem hat Mühlmann die ungedruckte Berichterstattung Wangenheims bis zum türkischen Eingreifen in den Krieg (Oktober 1914) benutzt.

Hatten die letzten Jahre uns in russischen Akten bereits eingehend Einblick in die Türkeipolitik der Entente gegeben, so vermögen wir hiermit auch die Entstehungsgeschichte des deutsch-türkischen Bündnisses eingehend zu verfolgen. Mühlmann hat auf dieser Grundlage die Schwankungen und Kämpfe im türkischen Lager von August bis Oktober 1914 einsichtsvoll und ruhig behandelt und eine Darstellung gegeben, die sich über die schroffen Pro- und Contra-Urteile erhebt, mit denen die türkische Memoirenliteratur heute noch das Eingreifen in den Weltkrieg zu belegen pflegt. Die Intervention Enver Paschas tritt auch bei ihm als der entscheidende Anstoß hervor. Mühlmann vermag den Befehl, durch den der damalige Kriegsminister am 22. Oktober Admiral Souchon zum Angriff auf die russische Schwarzmeerflotte anwies, im Wortlaut vorzulegen; gleichzeitig damit hat Enver seinen Kriegsplan an das deutsche Hauptquartier mit der Anfrage mitgeteilt, ob seine Absichten — unter denen schon ein möglichst baldiger Angriff auf Ägypten enthalten war — von deutscher Seite gebilligt wurden. Zur Verteidigung dieser ganz persönlichen Entscheidung Envers weist Mühlmann auf die russischen Aktenmaterialien hin, die ganz zweifellos machen, daß auch eine neutrale Haltung der Türkei sie nach dem Weltkrieg nicht gegen Rußland geschützt hätte. Für die türkische Seite vermag er so den Nachweis der Notwendigkeit der gefallenen Entscheidung restlos zu erbringen. Das Gesamtproblem der deutschen Türkeipolitik aber ist nicht eigentlich zur Erörterung gestellt. Mühlmann nimmt als Ausgangspunkt die 1913 bestehende Lage, in der ein deutscher Rückzug aus der Türkei eine zweifellose schwere Niederlage bedeutet hätte. Von dieser Ebene aus vermag er dann auch das Kriegsbündnis mit wesentlich militärischen Gründen zu rechtfertigen, die die Stärke der türkischerseits gefesselten Ententestreitkräfte und die Bedeutung der Meerengensperre für den Zusammenbruch Rußlands betonen. Unter der Voraussetzung, daß die Ausgangslage von 1913/14 als gegeben anerkannt wird, ist das als zutreffend anzuerkennen. Die spärliche Andeutung der Einleitung aber, die Bagdadbahn und Türkeipolitik Deutschlands seit 1900 als zwangsläufige Folgerung der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands bezeichnet, deutet wohl an, in welcher Richtung die Anschauungen des Verfassers liegen, läßt aber doch eine eigentliche Stellungnahme zu dem Grundprobleme seines Themenkreises vermissen.

Halle/Saale. Hans Herzfeld.

Nachrichten und Notizen.

Richard Hennig, Geopolitik. Die Lehre vom Staat als Lebewesen. VIII u. 338 S., 64 Karten im Text. Leipzig und Berlin 1928, B. G. Teubner.

Die von Ratzel und Kjellén begründete junge Wissenschaft der Geopolitik, die Wissenschaft vom Staat als Lebewesen, ist aus der Geographie hervorgegangen und steht besonders der politischen Geographie nahe. Sie soll nach einem Worte Haushofers „dem deutschen Volke den politischen Blick in die Weite der großen Erdräume vermitteln helfen, der vor dem Kriege fast völlig fehlte, und dessen Pflege in der Einschränkung unserer weltweiten Betätigung doppelt nötig ist". Hennigs neues Werk, zu dem seine in Düsseldorf gehaltenen Vorlesungen die Anregung gegeben haben, will mithelfen, geopolitisches Verständnis in weitere Kreise zu tragen und das „Denken in Erdteilen" zu fördern. Es ist leichter geschrieben als die Werke von Ratzel, Kjellén, Maull, Haushofer, Sieger und Vogel, auf die es sich öfters stützt,

und wendet sich an einen größeren Leserkreis. Es beschränkt sich nicht nur auf die Geopolitik im engeren Sinne, sondern behandelt auch die Übervölkerungsprobleme, innere und äußere Kolonisation und Internationalisierungsbestrebungen. In einer Einleitung wird die Vorgeschichte der Geopolitik und ihre Entwicklung bis zum Jahre 1927 betrachtet, dann folgen Abschnitte über die Staaten als Lebewesen, die geopolitischen Faktoren der Staatenbildung, die Wachstumstendenzen der Staaten und die Staatsgrenzen. Es werden dann die Gesetzmäßigkeiten in der Lage der Hauptstädte und der großen Seehäfen, das Übervölkerungsproblem der Staaten und der Erde und die politischen Reibungsflächen infolge des Hungers nach Raum untersucht. Den Schluß bilden die Kapitel über den staatlichen Fortpflanzungstrieb (Kolonisation) und die Bestrebungen der Internationalisierung. Hennig schreibt gut und geschickt, und der Leser lernt einen kenntnisreichen und belesenen Autor kennen, aus dessen Werk er viel lernen kann. Manches klingt allerdings etwas merkwürdig, so z. B., wenn von „Strohmann-Staaten", „Flegeljahren" oder vom „Altweibersommer" der Staaten die Rede ist, wenn unter den seit 1815 in Europa neuentstandenen Staaten Thüringen genannt wird, wenn von einer „germanischen Rasse" gesprochen wird, wenn der Verf. Kalifornien das „japanische Tunis" nennt oder von einem „Luftschloß im Quadrat" die Rede ist. Doch sind das nur einigeSchönheitsfehler, die dem Werte des Buches keinen Abbruch tun. Unterstützt wird die Darstellung durch zahlreiche anschauliche Textkärtchen.

Leipzig. H. Rudolphi.

I. C. Mitgau-Heidelberg, Familienschicksal und soziale Rangordnung. Untersuchungen über den sozialen Aufstieg und Abstieg. 8°. 80 SS. Leipzig 1928. Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte. = Flugschriften der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte, Heft 10.

Von dieser Arbeit ist ein Teil schon in den Familiengeschichtlichen Blättern 1928 abgedruckt. Sie will ein erster Versuch sein und war eigentlich als „methodologisch grundlegender erster Teil einer Arbeit über das Berufsschicksal" gedacht. Aus formalen wie aus inhaltlichen Gründen ist sie aber schon vorher als gesonderter Teil erschienen. Es ist ein noch fast unbearbeitetes Gebiet, das Verf. zu erforschen versucht, obwohl es eine bekannte Tatsache sein soll, „daß die Geschlechter der Blutsverbände auf- und niedersteigen und vergehen". So soll auch das, was uns hier geboten wird, Anregung geben, „über bedeutsame soziale Zusammenhänge, die hier vorliegen, weiter nachzudenken". Wir müssen sagen, daß das Buch voll und ganz seine Aufgabe erfüllt. Nach allen Seiten wird das Problem erörtert, sei es, wenn vom Verhältnis des Einzelnen zur Familie oder des Familienschicksals zur sozialen Rangordnung gesprochen wird. Verf. geht von der Tatsache der sozialen Gliederung und Abstufung der Gesellschaft aus und zeigt dann, welche Rolle die Familie spielt, „sei sie Glied eines Standes bzw. einer Klasse im Umschichtungsprozeß der Bevölkerung, oder sei sie von sich aus Trägerin von positiven oder negativen Eigenschaften für ihr Fortbestehen im sozialen Wettbewerb". Sodann wird untersucht, „wie in wechselseitiger Durchdringung objektiv Milieu und subjektiv ‚Familientüchtigkeit' schicksalbestimmend sind für das Steigen und Fallen der Geschlechter in der sozialen Rangordnung, für den ‚sozialen Umsatz' (Fahlbeck), die ‚Standeszirkulation' (Hansen) und wie die sozialen Vorgänge und Abläufe in der konkreten Wirklichkeit aussehen". In einem vierten Abschnitte werden

diese Gedanken weiter geführt und besonders die Bedeutung der Familie als Trägerin des Berufsschicksals hingestellt (das Standesgemäße, die Frage des Besitzes, der Macht u. a.). Abschließend gibt uns Verf. einige praktische Beispiele nach dem Gesichtspunkt des persönlichkeitsbetonten, des milieubetonten und des traditionsbetonten Generationsschicksals. — Ein Buch, das viel Anerkennung, vielleicht aber auch in manchen Punkten Widerspruch erfahren wird. Jedenfalls wird es, und das ist ja der Hauptzweck der Schrift, jeden, der biographisch arbeitet, als Anregung (vielleicht auch darüber hinaus) sehr willkommen sein.

Neuruppin. Lampe.

Benediktinisches Klosterleben in Deutschland. Geschichte und Gegenwart. Mit 700 Bildern. Herausgegeben von der Abtei Maria Laach. Berlin, Sankt Augustinus-Verlag 1929. VIII, 639 Sp.; geb. 30,— RM.

Adam Buckreis, Die Benediktiner. Ein Überblick über die Geschichte des Ordens. Mit 40 Ill. Regensburg, G. I. Manz, 1930. VIII, 91 S. 4,50 RM.

Die Festgabe der Abtei Maria Laach für das vor 1400 Jahren gegründete Erzkloster Monte Cassino ist ein Prachtwerk, das vor allem wegen seines reichen und schönen Bilderschmuckes hohes Lob verdient. Der Text stammt von den PP. Stephanus Hilpisch und Athanasius Wintersig und gliedert sich in folgende Kapitel: 1. Die Väter des Mönchtums. 2. Der hl. Benedikt. 3. Ausbreitung der Benediktinerregel. 4. Die Zeit der benediktinischen Verbände. 5. Die Zeit der Kongregationsbildungen. 6. Die Zeit der Restauration im 19. Jahrhundert und die Gegenwart. 7. Vom Wesen des benediktinischen Mönchtums. 8. Die Aufnahme in eine Benediktinerabtei. 9. Das Leben in einer Benediktinerabtei. 10. Aus der Regel des hl. Benedikt. Geschichte und Lebenskraft des Ordens, dessen Jünger, wie Abt Ildefons Herwegen im Geleitwort sagt, das christlich-germanische Mittelalter mit aufgebaut haben, kommen gleichwertig zu ihrem Recht. Die Geschichte des benediktinischen Mönchtums wird in einem besonderen Buche Hilpischs behandelt, auf das noch zurückzukommen ist. Die Bilder sind trotz dem kleinen Maßstab sehr lehrreich und z. T. gruppenweise zusammengestellt, z. B. Sakristeien, Kreuzzüge, Refektorien, Gärten, Kapitelsäle, Bibliotheken u. a. Das Sp. 571—596 abgedruckte „Alphabetische Verzeichnis aller untergegangenen und noch bestehenden deutschen Benediktinermönchs- und -nonnenabteien" stützt sich auf Pirmin Lindners Klosterverzeichnis in den Studien und Mitteilungen O. S. B. 1911—1916. Leider ist es lückenhaft und ungenau, da neuere Literatur, z. B. mein „Hessisches Klosterbuch" (Marburg 1915), nicht mitverwertet ist. Das Personen-, Orts- und Sachregister erleichtert die Benutzung des Werkes.

Ein ganz knapper und volkstümlicher Abriß der Benediktinergeschichte, der nur das Wesentlichste bieten will, ist das mit ansprechenden Bildern ausgestattete Büchlein von Buckreis. Es wird seinen Zweck erfüllen, in etwas schulmäßiger Form, weiteste Kreise über die Stiftung Benedikts aufzuklären und zu unterrichten. Im Anhang ist ein Verzeichnis der im deutschen Sprachgebiet bestehenden Abteien gedruckt. Heute bestehen 15 Kongregationen mit etwa 190 Klöstern.

In ähnlicher, mehr durch Bilder wirkender Absicht geht das im Verlag der Buchgemeinde Bonn 1928 erschienene Werk von Johannes Schumacher, „Deutsche Klöster, mit besonderer Berücksichtigung des Benediktiner- und Zisterzienserordens" seinen Weg.

Breslau. W. Dersch.

Analecta Praemonstratensia. Tomus II. III. IV. Tongerloae 1926. 1927. 1928.

Mit bemerkenswerter Pünktlichkeit erscheint jedes Vierteljahr ein neues Heft dieser jungen Ordenszeitschrift. Die letzten drei Jahrgänge bringen wieder beachtenswerte Beiträge zur Geschichte des Ordens im allgemeinen und seiner Niederlassungen. Aus Anlaß der Dreihundertjahrfeier der Translatio des hl. Norbert von Magdeburg nach der Abtei Strahov in Prag hat der kürzlich verstorbene Bibliothekar dieser Abtei, P. Cyrill Straka, eine eigene Festschrift herausgegeben, die in 3, 459—462 besprochen ist, die übrige aus diesem Anlaß erschienene Literatur zusammengestellt (3, 333—335) und in demselben Bande eine „Historica evolutio atque exoratio sepulchri S. P. Norberti in aedibus Strahoviensibus Pragae" (3, 336—346) veröffentlicht. Die Reihe der Aufsätze von H. Heijman, Untersuchungen über die Prämonstratenser-Gewohnheiten (2, 5—32; 3, 5—27; 4, 5—29; 4, 113 bis 131; 225—241; 351—373), weist gründlich die z. T. wörtliche Abhängigkeit der Prämonstratenser-Gewohnheiten von der „charta charitatis" Kalixt's II. für die Cistercienser von 1119 und den Beschlüssen des Generalkapitels von Citeaux 1134, ferner von den Hirsauer- bzw. Kluniazenser-Satzungen nach. Eine Prüfung der von Waefelghem und dann von Martène herausgegebenen Consuetudines ergibt, daß der erstgenannte Text zwar der älteste aber nicht der ursprüngliche ist und daß die erste Redaktion zwischen 1126 und 1131 in Magdeburg, die zweite um 1150 und die dritte um 1200 in Prémontré entstand. Die von Paul Schroeder im Archiv für Urkundenforschung 9 (1926) veröffentlichten Ausführungen über die Augustinerchorherrenregel werden von P. Capelle (L'épitre 211[e] et la règle de S. Augustin 3, 369 bis 378) noch weiter verfolgt. Allgemeiner Art sind auch die Aufsätze von: J. A. Versteylen, Un voyage à Prémontré au XVIII[e] siècle (3, 182—194; von Park zum Generalkapitel 1738); Th. Paas, Visitationsbericht des Abtes Christian Steinheuer [von Steinfeld] auf dem Generalkapitel zu Prémontré 1738 (3, 314 bis 321; Visitation in Arnstein, Altenberg und Ilbenstadt); J. Lefèvre, Le prélude de la suppression des abbayes par Joseph II. 1781—82 (3, 113—124). Der im ersten Jahrgang begonnene Abdruck der „Capitula provincialia circariae Sueviae" setzt sich im Anhang fast aller Hefte fort. Eine Veröffentlichung in einem Sonderheft würde die Benutzung wesentlich erleichtern. I. van Mierlo jr. (Eene reeks valsche kronieken van Chr. Butkens, in 2, 60—81 und 113—138) macht wahrscheinlich, daß Butkens der Fälscher einiger Chroniken ist. Ein Gegenstück zu Dom. Willi, Päpste, Kardinäle und Bischöfe aus dem Cistercienserorden (1912) bietet A. Zak, Episcopatus ordinis Praemonstratensis (4, 64—84; 173—186; 294—311; 406—413). Die Prämonstratenser haben bei weitem nicht so viele Würdenträger aufzuweisen: keinen Papst, 1 Kardinal (Inicus Lopez), 4 Heilige unter 212 Namen. Der Orden hatte die Domkapitel von Brandenburg, Havelberg, Ratzeburg, Riga, Semgallen und Leitomischl zu besetzen. Pl. Lefèvre druckt Briefe zur Berufung des Henri van der Caelen auf den Bischofsstuhl von Roermond (1645; 2, 200—216). W. Pichert gibt ein Lebensbild des Strahover Abtes und Prager Erzbischofs Johannes Lohelius (1549—1622; 3, 125 bis 140; 264—283; 404—422). Aus dem ersten Jahrgang setzt Th. Paas seine Arbeit über das Seminarium Norbertinum in Cöln [1615—1802] fort (2, 139—158; 241—272), die für den Studienbetrieb und das wissenschaftliche Leben wertvolle Erkenntnis bringt (vgl. auch den Erlaß über jährliche Exerzitien in Steinfeld 1664 in 4, 187—189). Zur Geschichte der Liturgie sind zu nennen: Pl. Lefèvre,

Etudes sur la liturgie de Prémontré (Anlage zu III, 3) und Décrets liturgiques publiés par les chapitres généraux de Prémontré aux XIIIe et XIVe siècles (4, 132—153); E. Valvekens, Un tournant dans l'histoire de la liturgie prémontré (3, 241—263, Annahme der römischen Liturgie am Anfang des 17. Jahrhunderts, Breviarium von 1608). Die überwiegende Mehrzahl der Beiträge zur Geschichte der einzelnen Klöster bezieht sich auf die Niederlassungen in Belgien, Holland und Frankreich: E. Ringard, Les origines de l'ordre en Normandie (2, 159—176; Ardennes u. Luzerne). E. Valvekens, De Sint-Michielsabdij te Antwerpen vanaf 1564 tot 1596 (2, 273—293; 337—356; 3, 141—155). F. Lefèvre, Textes relatifs a une provision pontificale à l'abbaye d'Averbode au XVe siècle (1441 bis 1448), Anlage zu II, 1. Th. Réjalot, Les derniers jours de l'abbaye de Belval [1790] (4, 190—210; 414—421). A. Erens, De herwording van St. Catharinadal te Breda na de Nederlandsche Beroerten 1625—1635 (3, 28—60; 3, 449—458 über die Klosterschule 1556—1640). A Erens, De Oorkonden van het Norbertinessenklooster St. Catharinadal te Breda-Oosterhout (Anlage IV, 1—4). V. van Genechten, Rond de afzetting van den abt van Château-l'abbaye Hermes du Pont 1625—1629 (4, 154 bis 172). J. Lavalleye, Le Liber Mortuorum de l'abbaye de Dilighem (Anlage zu II, 3 und 4; III, 1). E. Valvekens, Antoon van Oyenbrugge, prelaat der abdij van Grimbergen 1577/85—94 (4, 45—63). J. Lavalleye, Les richesses artistiques de l'abbaye de Gr. à la fin du XVIIIe s. (4, 312—319). P. Smolders, Le domaine de l'abbaye d' Heylissem au XIIe s. (2, 33—59). E. Soens, Het domein der Premonstratenzer abdij van Ninove (4, 266—293; 374 bis 405). Lefèvre, L'„Epistola reformatoria" du prieur de Bethléem Henri van der Heyden pour l'abbaye du Parc au XVe s. (Anlage zu III, 1 und 2). A. Erens, Pozing tot vereeniging van Huybergen met Tongerloo 1700 (3, 379 bis 403). H. Lamy, L'oeuvre des Bollandistes à l'abbaye de T. (2, 294—306; 379—389; 3, 61—79; 156—178; 284—313; Fortsetzung der „Acta Sanctorum" in T.). M. de Meulemeester, Les soeurs Norbertines de Tusschenbeek (4, 30—44; gegr. in Cherscamp vor 1147, verlegt nach T. vor 1256, aufgehoben 1777); La vie conventuelle chez les soeurs Norbertines à T. (4, 242—265) und Le domaine du monastère des soeurs Norbertines de T. (4, 337—350). J. Gennevoise, Les derniers jours de l'abbaye de Vicoigne [1792] (3, 203—215). Für Deutschland, Österreich und Ungarn sind zu vermerken zunächst die Aufsätze von H. Kissel, Die ehemalige Abtei Ilbenstadt in der Wetterau (Fortsetzung 2, 177—192; 2, 390—404; 3, 80—89; 199—203) und „Zum 800jährigen Todestag des hl. Gottfried v. Cappenberg am 13. Januar 1927" (Anlage zu II, 3). Die Aufsätze beruhen im wesentlichen auf den Chroniken des letzten Ilbenstädter Abtes, Kaspar Lauer (1772 und 1792), und berücksichtigen die neuerdings von L. Clemm herausgegebenen Regesten der Ilbenstädter Urkunden (vgl. die Anzeigen 2, 330 und 4, 108f.) gar nicht. Im dritten Jahrgang behandelt K. auch die Geschichte des Nonnenstiftes in Niederilbenstadt (80ff.) und die Abtei Steinfeld in der Eifel (3, 441—449), ohne Neues zu bringen. Dann seien noch erwähnt: A. Zak, Le retablissement de l'abbaye de Geras [Niederösterreich] (3, 430—441; nach dem Dreißigjährigen Kriege); A. Horvath, De fundatione praepositurae Grabensis [Garáb] in Hungaria (4, 85 bis 88; 117f.); E. Hermann, Andreas Sauberer, erster Abt von Jászó [1745 bis 1779] (2, 357—378). Den meisten größeren Beiträgen ist ein „Sommarium" in lateinischer Sprache vorgedruckt, das die Übersicht sehr erleichtert. Leider stehen

in den deutschen Aufsätzen noch viele Druckfehler, z. T. recht störende, wie Keulemann, statt Henkelmann, 2, 239; Cassel statt Cappel und Vestra statt Veßra, 3, 225. In den literarischen Notizen des „Chronicon“ müßten Wiederholungen vermieden werden, z. B. Schäfer 2, 111 u. 3, 225; Rockwell 2, 231 u. 313 und 3, 101; Clemm 2, 330 und 4, 108. In 4, 217 stehen zwei inhaltlich vollkommen gleiche Notizen von A. Z. und A. S. hintereinander.

Breslau. W. Dersch.

Franziskanische Studien. Quartalschrift. 14. Jg. (Münster i. W., Aschendorff). 1927. VII, 364 S. 15. Jg. 1928. VII, 368 S.

P. Beda Kleinschmidt, dem Kunsthistoriker des Ordens, ist zum 60. Geburtstag das dritte Heft des 14. Jahrgangs gewidmet, das aber merkwürdigerweise keinen kunstgeschichtlichen Aufsatz enthält. Ephr. Ricking würdigt Franziskus als Caritasapostel (14, 205—221), während Th. Paffrath in Übereinstimmung mit Tilemanns Urteil „Franziskus, den Katholischen“, als größten Reformator der Kirche preist (14, 222—232). Kleinschmidt erklärt (15, 51—68) das Franziskusleben des spanischen Barockmeisters Antonio Viladomat in Barcelona († 1755). H. Dausend untersucht (14, 233—243) an der Hand von liturgischen Handschriften der Essener Münsterkirche den Einfluß des Ordens auf die römische Liturgie. L. Lemmens sieht in Br. Paulutius Trinci in der Einsiedelei von Brugliano († 1390) den Vater der Observanzbewegung (14, 285—296). 1426 kamen die ersten Observanten nach Heidelberg. Zur Geschichte Bonaventuras sind folgende Aufsätze zu nennen: W. Lampen, Die theologischen Ausgaben des Bonaventurakollegs zu Quaracchi (14, 339—345); Fid. Schwendinger, Die Erkenntnis in den ewigen Ideen nach der Lehre des hl. B. (15, 69—95; 193—244); H. Gleumes, Der hl. B. und die Imitatio Christi (15, 294—315; Einfluß auf die Windesheimer Regularkanoniker, zu denen Thomas a Kempis gehörte). Mit Duns Skotus beschäftigen sich Hub. Klug (14, 68—90) und Parth. Minges, der skotistische Ideen in der Herz-Jesu-Verehrung nachweist (15, 289—293). M. Grabmann bespricht die mustergiltige kritische Ausgabe der „Summa theologica“ des Alexander von Hales aus Quaracchi (1924), die sich würdig der Bonaventura-Ausgabe anschließt (14, 52—67). Weiter beschäftigen sich folgende Aufsätze mit Franziskanerpersönlichkeiten: Liv. Oliger, Die deutsche Passion des Johannes von Zazenhausen, O. F. M., Weihbischofs von Trier († ca. 1380) (15, 245—251); Ludg. Meier, Der Sentenzkommentar des Johannes Bremer (15, 161—169; Erfurt 1427 bis 1429); Nik. Lickl, Das Wirken des hl. Johannes Kapistran in und für Österreich (14, 91—121); Herm. Bücker, Jugend und Studienzeit des Franziskaners Konrad Klinge (15, 252—271; Ergänzung zu dem Aufsatz in Jg. 10 [1923], geb. 1483/84 in Nordhausen); Red. Menth, Eine bisher unbekannte Handschrift von P. Johannes Findling (14, 346—349, † 1538 in Amberg); Patr. Schlager, Nikolaus Vigerius (Wiggers) 1555—1628 (15, 1—24, aus Haarlem, starb in Köln, Rekollektenreform). Von besonderem Interesse sind die Aufsätze von Fl. Landmann, Zum Predigtwesen der Straßburger Franziskanerprovinz in der letzten Zeit des Mittelalters 1378—1517 (14, 297—332; 15, 96—120; 316—348). Die Konventualen Thomas Murner und Johannes Pauli, Stephan Fridolin in Nürnberg, Paul Scriptoris in Tübingen und Kaspar Schatzgeyer in München sind wohl die bedeutendsten Prediger dieser Zeit. Luc. Verschueren veröffentlicht eine für Tertiarinnen bestimmte Predigt des Observanten Johannes Alphart [† 1492] (15, 121—125). Nächst der Predigt ist die Schule

kennzeichnend für das Wirken der Franziskaner. Fast jedes Kloster hatte ein „Partikularstudium“ unter Leitung eines Lektors (Ferd. Doelle 14, 244—251, besonders Görlitz). In dem Aufsatz „Die Volksschule der Franziskaner in Halberstadt, besonders um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts“ von Gg. Arndt (15, 126 bis 160) erscheint der originelle Theodorius Abs, der 1823 als Direktor des evangelischen Waisenhauses in Königsberg starb. Weiter sind über den Studienbetrieb zu nennen: Caj. Schmitz, Das Regierungsverbot der philosophischen und theologischen Hausstudien in der Sächsischen Provinz vom Jahre 1805 (14, 252—266) und H. Dausend, Das Studium der Liturgie als besonderes theologisches Fach (15, 349—355). L. Lemmens, ein guter Kenner der Franziskanermissionen, der kürzlich der Wissenschaft durch den Tod entrissen wurde, untersucht die Anfänge der Mission auf Ceylon (15, 176—181). Landes- und ortsgeschichtlich wertvoll sind die Beiträge: M. Schoengen, Die Klöster des ersten Ordens vom hl. Franziskus im Königreich der Niederlande 1229—1926 (14, 1—51), nach dem Vorbild Jansens für das Rheinland, leider ohne Patrozinienverzeichnis; Patr. Schlager, Zur Geschichte der Franziskaner in der Pfalz während der Neuzeit (14, 169—188); K. Kantak, Die Ostmission der polnischen Franziskaner-Observanten und die litauische Observanten-Provinz 1453—1570 (14, 135—168); R. Ottow, Die Niederlassungen der Franziskaner in Dorpat (15, 272—278); Autb. Stroick, Die Passionswappen am Chorgestühl der Paderborner Klosterkirche (14, 333—338). Eine für das Schwesternhaus in Teterchen (Lothringen) in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erlassene Hausregel des Dritten Ordens in deutscher Sprache bespricht J. B. Kaiser (14, 122—134). Tertiar war der 1923 in Münster verstorbene Professor der Mathematik Wilhelm Killing (Prosp. Oellers 14, 267—278). Aus Ordensannalen im Provinzarchiv zu Ehrenbreitstein bearbeitet Ath. M. Kartels die Geschichte der Kapuziner am Rhein, die 1611 in Köln Fuß faßten und 1618 auf Anregung des Erzbischofs Schweikard in Mainz einzogen (15, 25—50).

Breslau (Septbr. 1929). Wilhelm Dersch.

Das Leben des Bischofs Otto von Bamberg, von einem Prüfeninger Mönch. Übersetzt und eingeleitet von Adolf Hofmeister. Mit einem Titelbild und einem ikonographischen Anhang. Leipzig, Dyksche Buchhandlung, 1928. XXIX, 78 SS. Brosch. RM 6,—, geb. RM 7,50. (Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Zweite Gesamtausgabe, Bd. 96.)

Seiner wertvollen Neuausgabe der Prüfeninger Vita Ottos von Bamberg (vgl. Historische Vierteljahrschrift XXIV, 89f.) hat Hofmeister jetzt eine Übersetzung folgen lassen. Der Einleitung ist auch hier ein ikonographischer Anhang beigegeben, in dem Hofmeister seine früheren Darlegungen über die vorhandenen Ottobilder zwar heftig verteidigt, aber zugleich so wesentlich abschwächt, daß die Schilderung von Ottos Äußerem ganz fallen gelassen werden mußte. Die Übersetzung liest sich gut und ist bis auf einige Kleinigkeiten einwandfrei (in I, 20 sind mit „in urceis, in ampullis“ Meßkännchen und Ölampullen gemeint; in I, 22 bedeuten „sacrae religionis ordo“ und „tenor religionis“ nicht „Regel der heiligen Religion“ und „religiöse Ordnung“, sondern etwa monastische Disziplin und Zustand des Ordenswesens, ähnlich auch in I, 29; am Schluß von III, 6 werden nicht die „Treue und Ergebenheit“, sondern der Glaube und die Frömmigkeit der Begleiter gerühmt, wie sich aus der liturgischen Vorlage ergibt). Das Responsorium „Cives apostolorum“ in II, 1 (Seite

29), das Hofmeister im Brevier vergebens gesucht hat, stammt aus der Receptio legatorum vel praelatorum des Processionale (vgl. etwa Processionarium ord. fratr. Praed., Venetiis 1509, Bl. 59 und Ehrensberger, Libri liturg. Bibl. Apost. Vatic. mss., Frib. Br. 1897, p. 580); es muß darin aber heißen: portantes facem (nicht: pacem) et illuminantes patriam. Ob es richtig und nötig war, die Übersetzung so reichlich mit Anmerkungen auszustatten (bis zu 17 auf einer Seite) und dabei nicht nur Quellenangaben und Zitatennachweise der Ausgabe zu wiederholen, sondern auch für Orte wie Belgard, Kolberg usw. den Regierungsbezirk und die Kreiszugehörigkeit anzumerken, darf um so mehr bezweifelt werden, als doch wohl nur dieses Übermaß an Noten den unverhältnismäßig hohen Preis des Heftes verursacht hat. Ernst Schulz.

Schweizer Kriegsgeschichte. Im Auftrag des Chefs des Generalstabs Oberstkorpskommandant Sprecher von Bernegg bearbeitet von Schweizer Historikern unter Leitung von Oberst M. Feldmann und Hauptmann A. G. Wirz 1915ff. Verlag Oberkriegskommissariat (Druckschriftenverwaltung). Für den Buchhandel: Ernst Kuhn in Biel, Bern, Zürich.

Dieses inhaltreiche Werk umfaßt drei Teile mit zusammen zwölf Heften, die fast alle mit einer Anzahl vortrefflich bearbeiteter Karten ausgestattet sind. Es ist ein anerkennenswertes Verdienst der schweizerischen Heeresleitung, daß sie die Bearbeitung dieser Kriegsgeschichte angeordnet und durchgeführt hat. Die Ergebnisse der bisherigen Geschichtschreibung sind gründlich benützt, andererseits ist aber auch die Forschung nicht selten neu angeregt worden. Der erste Teil des Werkes erstreckt sich von 1315—1515, von Morgarten bis Marignano. Das erste 1915 erschienene Heft hat mehr einleitenden Charakter. G. Meyer von Knonau hat sich bereitfinden lassen, mit seiner ausgezeichneten Sachkenntnis, „die ältesten Zeiten bis zum Jahr 1218" zu behandeln. „Die ersten Freiheitskämpfe der Urschweiz" hat R. Durrer einer sorgfältigen Darstellung unterzogen; er betont stark, vielleicht mehr als es notwendig und berechtigt scheint, die Zusammenhänge mit Oberitalien und die Bedeutung, welche dieses Land für die Freiheitsbewegung der Urkantone gewonnen hat. Die Hefte 2 und 4 lagen dem Berichterstatter noch nicht vor; Heft 2 von H. G. Wirz soll die „Feldzüge der Eidgenossen diesseits der Alpen vom Laupenstreit bis zum Burgunderkrieg" und den „Schwabenkrieg" enthalten, Heft 4 von E. Dürr, „Grundzüge der eidgenössischen Politik im 14. und 15. Jahrhundert" sowie „Eidgenossische Großmachtpolitik und Mailänderkriege". Heft 3 umfaßt Arbeiten von Johannes Häne, „Die Kriegsbereitschaft der alten Eidgenossen", und von Karl Meyer, „Ennetbirgische Politik und Feldzüge der Innerschweizer bis zum Siege von Giornico". Die Darstellung Hänes fußt auf selbständigem, ausgebreiteten Forschen und bringt manche neue Feststellung, die zum Teil den bisher geltenden Ansichten widerspricht. Die ständige Kriegsbereitschaft ermöglichte es den Eidgenossen, ihre Unabhängigkeit zu erstreiten und zu behaupten, ja längere Zeit eine europäische Großmacht darzustellen. Karl Meyer, der Verfasser des Buches „Blenio und Leventina", bietet eine unmittelbar aus den Quellen geschöpfte Geschichte der Ennetbirgischen Täler vom 12.—14. Jahrhundert und der Ennetbirgischen Feldzüge der Innerschweizer im 15. Jahrhundert; die Kampfvorgänge hat der Verfasser durch Nachprüfung aller Nachrichten an Ort und Stelle rekonstruiert.

Der zweite Teil geht von 1515—1815, vom Ewigen Frieden mit Frankreich bis zum Sturze Napoleons I. Das 5. Heft, 1925 erschienen, enthält „Das Jahrhundert

der Glaubenstrennung" von Theodor Müller-Wolfer. Die geistigen und militärischen Kämpfe werden klar und gründlich erzählt, vornehmlich die des Jahres 1531. Lehrreich ist die Würdigung des Luzerners Ludwig Pfyffer, eines Staatsmannes und Kriegers, dem die Gegenreformation in der Schweiz wie in Frankreich viel verdankt, dessen Erwerbssinn und Ehrgeiz freilich eine oft abschreckende Skrupellosigkeit aufweist. Wenn es in der Schweiz nach 1531 trotz dem Haß der Kirchen nicht zu einem Bürgerkriege kam, so verdankt sie dies hauptsächlich der französischen Krone, welche ein innerer Zwist ihrer Söldnerquelle beraubt hätte. Obwohl oft um den Sold betrogen, waren die Eidgenossen viel zu sehr von dem Gelde Frankreichs abhängig, als daß sie die Kraft besessen hätten, sich loszureißen. Da die reformierten Orte ihren Untertanen das Reislaufen verboten, gelangten die katholischen Schweizersöldner zu unverhältnismäßig großer Bedeutung. Francis de Crue beschreibt „Die Befreiung von Genf und die Vereinigung des Waadtlandes mit der Schweiz 1526 bis 1603", zunächst den Krieg von 1536, dann den von 1589, die Escalade und die endgültige Befreiung. Der Stil hat öfters nicht recht deutschen Klang; man spürt, daß der Text zunächst französisch gedacht und verfaßt ist. Heft 6 (1916) von Richard Feller, „Bündnisse und Söldnerdienst 1515—1798", bietet einen recht mannigfachen Inhalt. Ein erster Teil handelt von den Bündnissen mit dem Ausland, ein zweiter ist dem Schweizer Söldner und seinen Taten gewidmet. Die zwei Eckpfeiler der eidgenössischen Neutralität sind die Erbeinigung mit Habsburg von 1511 und das ewige Schutzbündnis mit Frankreich von 1521 bis zum Untergang der alten Eidgenossenschaft. Frankreich blieb das Land, welches die Söldner immer wieder anlockte, dem die Obrigkeiten auch am liebsten ihre Leute gaben; aber durch die Erbeinigung war den Schweizern in französischem Sold der Weg in die habsburgischen Länder versperrt. Der Auszug von so vielen Tausenden und die Jahrgelder für die einflußreichen Staatsmänner hatten das wirtschaftliche Gleichgewicht der Schweiz herzustellen. Über den Anteil der Schweizer Regimenter an den großen Schlachten des 16.—18. Jahrhunderts liegen noch wenig gesicherte Ergebnisse vor. Die Ausführungen Feller's gründen sich zum guten Teil auf das Studium noch ungedruckter Quellen, vor allem der fremden Gesandtschaftsberichte. Von Friedrich Pieth, „Die Schweiz im Dreißigjährigen Krieg" werden Graubünden und das Veltlin als Kriegsschauplatz, dann die Neutralität der Eidgenossenschaft und ihre Verletzungen durch die Kriegführenden dargestellt. 1638 beschloß die Tagsatzung, fortan niemand mehr den Durchmarsch durch das eidgenössische Gebiet zu gestatten und jedem derartigen Versuch sich mit Waffengewalt zu widersetzen. So erhob die Schweiz damals die absolute und bewaffnete Neutralität zu einem Grundsatz, der im 19. Jahrhundert theoretisch und praktisch noch reiner ausgebildet wurde. Der Beschluß hatte die Neugestaltung des schweizerischen Militärwesens 1647 zur Folge. In der ersten Abhandlung des 1918 herausgekommenen 7. Heftes von Alfred Zeisiger über „Wehrordnungen und Bürgerkriege im 17. und 18. Jahrhundert" wird auch Mannigfaltiges zusammengenommen. Interessant ist die Frage, wie weit für die Militärreglemente das Vorbild Hollands, Frankreichs und Preußens gewirkt hat. In der zweiten Abhandlung von Gustav Steiner wird „Der Untergang der alten Eidgenossenschaft" geschildert. Man hatte es versäumt, von seiten der regierenden Städte den Landschaften, von seiten der herrschenden Orte den Untertanenländern entgegenzukommen; viele sahen in dem französischen Landesfeind nur den Vorkämpfer der erhofften Freiheiten, und Verräter wie der waadtländische Edelmann Laharpe und der Basler Ochs arbeiteten an der

Revolutionierung der Schweiz; über Peter Ochs bringt die Abhandlung wesentlich Neues. Zuletzt wird der Todeskampf des alten Bern erzählt, ein Bild der Gefechte mit mühsamer Forschung gezeichnet. Im 8. Heft (1921) schildert Hans Nabholz gut und lebensvoll „Die Schweiz unter der Fremdherrschaft“, in einem ersten Abschnitt die Unterwerfung der Schweiz unter die helvetische Verfassung, in einem zweiten das Land als Kriegsschauplatz fremder Heere 1799—1802; für den ersten wurden auch handschriftliche Quellen benutzt, so Thomas Faßbinds „Vaterländische Profangeschichte“, Aufzeichnungen des Kaplans Iten über die Kämpfe in Schwyz, des Kaplans Büsinger in Stans über die in Unterwalden; manchen dunklen Punkt hat Nabholz aufhellen können. In Heft 9 (1921) behandelt Paul Rasser den „Durchmarsch der Alliierten durch die Schweiz im Winter 1813 auf 1814“. Zum Schutz ihrer Neutralität wollte man, durch innere Zwistigkeiten gelähmt, nicht das wehrhafte Volk aufbieten, ja man lieferte Napoleon immer noch Rekruten und vermochte aus eigener Kraft die verlorene Selbständigkeit nicht zu erlangen. Die Alliierten kümmerten sich darum nicht um die Neutralitätserklärung, rechneten mit keinem ernstlichen Widerstand an der Schweizer Grenze und faßten den Entschluß, durchzumarschieren. Major Edouard Chapuisat zeigt, wie die Schweiz ihre im Zweiten Pariser Vertrag vom 20. November 1815 erklärte Neutralität und Unverletzlichkeit vor allem der Klugheit ihres fähigen Vertreters, des Genfer Diplomaten Charles Pictet de Rochemont, verdankt.

Der dritte Teil des Gesamtwerkes enthält die Zeit von 1815—1915, vom Wiener Kongreß bis zum Weltkrieg. Im 10. Heft (1917) haben wir drei Arbeiten: Wilhelm Oechsli, der Verfasser der mehrbändigen „Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert“, gibt einen Abriß der „politischen Einigung der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert“, zunächst der Übergangszeit 1798—1815, dann des Staatenbundes 1815—1848, zuletzt des Bundesstaats 1848—1915. Es erfreut die lichtvolle Darstellung; die Sympathie des Verfassers gilt der Freisinnigen Partei, das Ganze ist ein hohes Lied auf die politische Einigung der Schweiz seit dem Jahre 1848. Max de Diesbach (†) schildert „Sonderbundskrieg und Neuenburgerfrage 1847—1857“. Es werden insbesondere die hohen Verdienste des Generals Dufour hervorgehoben. Charles Borgeaud widmet eine Untersuchung der „Schweizerfahne“. Diese geht ursprünglich auf das Kreuz des alten Reichs zurück; früh ist dies von der Eidgenossenschaft, zuerst von Schwyz, angenommen, wohl zur Zeit Rudolfs von Habsburg 1289. Der Schweiz zu Ehren ist unter Umstellung der alten Farben das rote Kreuz im weißen Felde zum Sanitätsabzeichen der Armeen erhoben worden. Auch im 11. Heft (1915) sind drei Abhandlungen zusammengefaßt: Cuno Hofer erörtert „Die politische Stellung der Schweiz zum Ausland“. Neutralität ist der Grundsatz der Nichteinmischung in fremde Händel; im Gegensatz zur gelegentlichen führt die dauernde einen Staat dazu, auch in Friedenszeiten alles zu unterlassen, was ihn in fremde kriegerische Verwicklungen hineinziehen könnte. Sie bietet aber auch militärische Nachteile, indem sie das Land zur strategischen Defensive verurteilt. Andererseits könnte es jederzeit seiner Politik eine andere Richtung geben, wenn dies wirklich sein Weiterleben erfordert. Hermann Merz handelt vom „Schießwesen in der Schweiz“, das auf eine Überlieferung von Jahrhunderten zurückreicht. Es werden die alten Schützengesellschaften, die örtlichen Scharfschützen des 18. Jahrhunderts, die schweizerischen Schützenvereine 1824 und die Durchführung der allgemeinen Schießpflicht beschrieben. Die Zahl der Veröffentlichungen,

die über das Schießwesen bisher vorliegen, ist besonders groß. Von Major Ernst Zschokke rührt eine Arbeit über „Schweizer Jugend und Wehrkraft". Es herrscht der Grundsatz der Freiwilligkeit. Lange ist die militärische Form, das sogenannte Kadettenwesen, die einzige, die in der Schweiz für die Ausbildung der Knaben zur Wehrhaftigkeit gilt, während das Turnen untergeordnet bleibt und höchstens nebenher geht. In das freie Spiel der Kräfte greift allmählich die ordnende Hand des Staates ein. Heft 12 (1923) ist ausgefüllt mit einer auf unendlich vielen Einzelnotizen aufgebauten Geschichte der „eidgenössischen Armee von 1815 bis 1914" von Paul E. Martin; der ursprünglich französische Text ist von Hans Georg Wirz ins Deutsche bearbeitet, einem der Herausgeber des gesamten Werkes. Die Armee ist für die Schweizer die Vorschule zur staatlichen Gemeinschaft, erst sie konnte eine enge und fruchtbare Vereinigung der Kantone verwirklichen. Ihr verdankt 1847 das durch den Bürgerkrieg zerrissene Land sein Heil. Die Schwierigkeit lag darin, die Rechte der Kantone und des Gesamtstaates zweckentsprechend abzugrenzen. Zunächst bildet sich ein Gleichgewicht zwischen der Bundesgewalt und der kantonalen Staatshoheit. Seit 1848 wird diese gegenüber jener in Bezug auf das Heer allmählich verringert; die Militärorganisation von 1874 bestimmt, daß die Kantone dem Heer ihre Truppenkörper stellen, während über das gesamte Bundesheer die Eidgenossenschaft verfügt. Das ganze wissenschaftlich hochstehende Werk ist ein rühmliches Denkmal für die gesamte Schweiz und besonders für die Einsicht und den wissenschaftlichen Ernst ihrer militärischen Führer.

Stuttgart. Karl Weller.

Verzeichnis der ost- und westpreußischen Stadtpläne. Herausgegeben von Erich Keyser. Einzelschriften der Hist. Komm. für ost- und westpreußische Landesforschung. H. 3. Königsberg i. Pr. (Komm.-Verlag Gräfe u. Unzer.) 1929. XIX. 230 S. 8°.

Auf Anregung von Johannes Kretzschmar, P. J. Meier und Warschauer hatte die Hauptversammlung 1908 des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine beschlossen, eine umfängliche Sammlung der für Stadt- und Siedlungsgeschichte so wichtigen Stadtgrundrisse anzuregen. Als eine Vorarbeit zur Durchführung dieses Planes für Ost- und Westpreußen gibt nun E. Keyser ein Gesamtverzeichnis der noch vorhandenen Grundrisse und Ansichten aller ost- und westpreußischen Städte, im ganzen rund 2000 Stadtpläne enthaltend, die an 93 Orten aufbewahrt werden. Es ist jeweils angegeben: Karteninhalt, Zeichner, Stecher, Art der kartographischen Wiedergabe, Maßstab, Größe und Aufbewahrungsort. Dem Interessenten landes- und ortsgeschichtlicher Forschung ist ein zuverlässiger Nachweis dieser für manche Arbeiten unentbehrlichen Quellen geboten. W.

Leopold von Ranke, Zwölf Bücher Preußischer Geschichte. 4 Bde. Berlin (Widerstands-Verlag) 1929.

Eine Neuherausgabe der Werke Rankes ist schon allein darum notwendig, weil die Gesamtausgabe seiner Schriften infolge des verwandten Papieres über kurz oder lang völlig zerfallen sein wird. Auch ist es ihrer Verbreitung wenig günstig, wenn sie in einer Geamtausgabe von 60 Bänden eingereiht werden, zumal außerdem die mit der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" begonnene kritische Ausgabe des Drei-Masken-Verlags kaum fortgesetzt werden dürfte. Auswahlsammlungen

in 10—12 Bänden gibt es verschiedene, doch sind sie in bezug auf die zum Abdruck gebrachten Schriften nicht sehr verschieden, jedenfalls enthält wohl keine die „Zwölf Bücher Preußischer Geschichte". Daher erwirbt sich der Verlag ein Verdienst, weniger um die Fachgelehrten als um breitere Schichten der gebildeten, historisch interessierten Kreise, wenn er diese Schrift wieder zugänglich macht. Er läßt Ranke selbst sprechen, verzichtet auf eine Einführung, Erläuterungen und Nachwort. Die Ausstattung ist würdig und dem Gegenstande durchaus angemessen. W.

Peter von Gebhardt, Geschichte der Familie Brockhaus aus Unna in Westfalen. Als Handschrift gedruckt. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1928. — XVI u. 616 SS. mit 4 Wappen- und 33 Bildtafeln.

Der Name der seit 1818 in Leipzig bestehenden Verlagsanstalt ist besonders durch die Herausgabe eines Konversationslexikons, dessen Neuauflage im Erscheinen begriffen ist, in den weitesten Kreisen bekannt. So ist es an und für sich schon zu begrüßen, daß nach jahrzehntelanger Sammelarbeit verschiedener Familienmitglieder und anderer Personen (die Anfänge liegen über 70 Jahre zurück) endlich die Geschichte des Geschlechtes, nicht der Familie, wie der Titel sagt, herauskommen konnte. Von Gebhardt hat als letzter in jahrelanger Arbeit das vorliegende Material gesichtet, wesentlich ergänzt und verarbeitet. Die Veröffentlichung ist des Geschlechtes und des Bearbeiters würdig.

Der Name Brockhaus ist ein Ortsname und bezeichnet ein Gehöft oder eine Siedlung im Bruchland. Verf. führt eine große Anzahl derartiger Gehöfte und Siedlungen im Rheinland und Westfalen auf. Es hat also sicher eine Anzahl Familien dieses Namens gegeben. Das hier behandelte Geschlecht stammt unzweifelhaft aus dem zum Stifte Essen gehörenden Oberhof Brockhausen bei Unna in Westfalen, wo ihm der Ebbekinghof gehörte. Ehe aber Verf. auf die Geschichte dieses ursprünglich hofhörigen Geschlechts Br. eingeht, schildert er die ministerialen Geschlechter van Brockhusen u. ä. in der Grafschaft Mark und Arnsberg, die in der gleichen Gegend begütert waren. Obwohl er viel Neues bringt, so bleibt doch die Darstellung der einzelnen Geschlechter noch lückenhaft. Wir gewinnen kein rechtes Bild. Verf. versucht, die dann behandelten Freien von Brockhusen mit dem Arnsberger Ministerialengeschlecht in Verbindung zu setzen und will ebenso die Ebbekinger Br. als Nachkommen der Freien gelten lassen. Doch fehlen für beide Behauptungen die überzeugenden Beweise. Auch ohne die oft gesuchte Adelsabstammung können die Brockhaus auf die Geschichte ihres Geschlechtes stolz sein. Von Godeke I., der um 1434 Hofmann auf dem Ebbekinghofe zu Brockhausen bei Unna ist, beginnt dann die ziemlich gesicherte Geschichte des Geschlechtes. Obwohl bis ins 17. Jh. hinein auch noch manches vorläufig Vermutung bleibt, so können wir doch hier getrost den Annahmen G.'s folgen. Allerdings würde ich in Godeke v. Br. der Urk. v. 1453 eher den Sohn sehen (S. 63). Unter den Enkeln dieses zweiten Godeke trennt sich zu Anfang des 16. Jh. das Geschlecht in die Schultenlinie, die 1648 durch den Krieg wirtschaftlich vernichtet ausstirbt, und die Stadtlinie, die ungefähr 200 Jahre in Unna und Altena im Kaufmanns- und Handwerkerstande ansässig ist, dann in den gelehrten Stand (Pfarrer) übergeht und die beiden heute noch bestehenden Stämme Plettenberg und Soest-Leipzig bildet. Durch gute Einführungen werden wir zuerst mit den Örtlichkeiten und den Zeitverhältnissen bekannt gemacht, wenn das Geschlecht in einem anderen Orte ansässig wird. Auch werden

uns die benutzten Quellen genannt. Leider wird dies später vermißt. Für Unna werden besonders das Brautweinbuch und das Krameramtsbuch ausgewertet, die beide eingehend beschrieben werden (S. 82ff. u. 87f.). Die in Betracht kommenden Stücke werden abgedruckt und gut in den Text eingearbeitet. Man hat hier wieder einen Beweis, wieviel nicht nur genealogisch, sondern auch kulturgeschichtlich verwendbares Material in den alten Innungsbüchern steckt. Vom 18. Jh. an werden die Lebensbilder abgerundeter. Verwandtschaft und Freundschaft verbinden einige Mitglieder mit Richard Wagner. Da auch um diese Zeit bei einzelnen Br. musikalische Neigung und Begabung zu spüren ist, hätte ich gern erfahren, ob da ein ursächlicher Zusammenhang besteht. Ebenso hätte wohl auch der geistigen Störung, die verschiedentlich auftritt (S. 309 [6] u. 312 [3]) und der Tot- und Frühgeburten in dieser Zeit (z. B. S. 315 [1., 2., 4., dazu 6.]) nachgegangen werden müssen. Mit großer Sorgfalt sind die Ahnentafeln der Kinder von den Geschlechtsältsten der beiden Stämme aufgestellt (5. Teil). Eine Einführung gibt kurze Überblicke über die einzelnen Ahnengruppen und die in Betracht kommenden Familien, soweit sie noch nicht im Text behandelt sind. Im 3. und 4. Teile des Textes werden auch die Nachfahren der Töchter Br. ungefähr von 1800 an, einzelne schon früher, eingehend berücksichtigt. Der Anhang bringt nach den sehr sorgfältigen Anmerkungen ein kurzes Urkundenbuch, in dem die für die Geschichte des Geschlechtes wichtigsten Urkunden (38 Nummern von 1241—1597) abgedruckt werden, die des Oberhofes Brockhausen werden hier zum ersten Male veröffentlicht. Zusammenstellungen der Familienschriften und -bilder, sowie ein Wörterverzeichnis beschließen den Anhang. Durch die 37 meist doppelseitig bedruckten Tafeln wird der Wert des Werkes noch erhöht. Sie bringen nicht allein wichtige Urkunden, Siegel, Wappen und Unterschriften, Orte und Gebäude, die für die Br. von Bedeutung sind, sondern auch in sehr großer Zahl Familienbilder, die es uns ermöglichen, Vergleiche über den Einfluß der Angeheirateten zu ziehen, zumal auch Bilder von Vorfahren der Frauen gegeben werden.

Es ist ein Buch, das weit über den Rahmen einer Geschlechtsgeschichte hinaus Bedeutung hat. Der Genealoge wird es für seine Forschungen benutzen müssen. Er kann sehr viel Material daraus gewinnen.

Neuruppin. Lampe.

Franz Gundlach, Catalogus professorum academiae Marburgensis. Die akademischen Lehrer der Philipps-Universität in Marburg von 1527 bis 1910. Mit Unterstützung der Notgemeinschaft d. D. W. Marburg (Hessen). N. G. Elwert 1927. 606 S. 8⁰ = Veröffentlichungen der Hist. Kommission f. Hessen u. Waldeck XV.

Unter den zahlreichen Festgaben zur Vierhundertjahrfeier der Universität Marburg ist diese eine der wertvollsten, ein Stück Gelehrtengeschichte in lexikalischer Form. Nicht viele Universitäten haben ähnliches aufzuweisen. Gundlach zählt sie im Vorwort auf: Basel, Erlangen, Gießen, Kiel. Die Ordnung ist nicht wie im Gießener Dozentenverzeichnis, mit dem sich der Catalogus gelegentlich berührt, alphabetisch sondern systematisch und chronologisch. Nach Fakultäten und Lehrstühlen werden die einzelnen Gelehrten aufgeführt mit knapper Angabe der wichtigsten Daten ihrer wissenschaftlichen und amtlichen Laufbahn, natürlich auch mit Geburts- und Sterbedatum. Dann folgen Nachweise der über sie erwachsenen biographischen Literatur. Daß er kein Schriftenverzeichnis beigefügt hat, rechtfertigt der Verf. im Vorwort.

Als Ersatz weist er solche Verzeichnisse bei jedem Namen nach. Schwierig, aber umso dankenswerter war die Zusammenstellung der Privatdozenten. Ein besonderer Abschnitt behandelt die technischen Lehrer, zu denen auch die Lehrer der französischen Sprache und die Musikdirektoren gerechnet werden. Drei Beilagen umfassen: 1. ein Verzeichnis der Rektoren, 2. die Universitätssyndici und -richter, 3. die Professoren an der Universität Cassel 1629—1653, die während der darmstädtischen Zeit Marburgs die Kontinuität der Philippina aufrecht erhielt. Die Bibliothekare sind in das Werk nicht aufgenommen, die im Vorwort gegebene Begründung dieser Weglassung ist nicht ganz stichhaltig, denn auch die Bibliothekare gehören zum wissenschaftlichen Körper einer Universität. Ein gutes Personen- und Ortsregister erleichtert den Gebrauch dieses Werkes, das auf jeder Seite von mühsamer und eindringender Forschung zeugt.

Gießen. K. Ebel.

Georg Heer, Marburger Studentenleben 1527—1927. Eine Festgabe zur 400jährigen Jubelfeier der Universität Marburg. Mit 25 Tafeln. Marburg, Elwert, 1927. 222 S. 8⁰. 12,— RM.

Auf dem Gebiet der Studentengeschichte hat sich der Verf. dieses Buches vielfach betätigt. Als altem Burschenschafter lag ihm die Erforschung des burschenschaftlichen Wesens besonders am Herzen, aber nie einseitig orientiert, hat er seinen Blick auf die gesamte studentische Entwicklung gerichtet. So auch in dem vorliegenden, aus Anlaß des Jubiläums der Philippina entstandenen Buch. Vieles von dem, was er bringt, ist natürlich bekannt, aber vielfach neu begründet und im Zusammenhang notwendig.

Die ersten Kapitel sind der Stadt und der Universität im allgemeinen gewidmet. Über den Besuch der letzteren stellt er eine interessante Tabelle aus den Jahren 1749—1925 auf, in der die großen Schwankungen der Gesamtzahl auffallen. Für die weiter zurückliegende Zeit gibt es keine festen Anhaltspunkte, die Schätzungen Eulenburgs werden als unsicher und teilweise zu niedrig bezeichnet. Das Alter der zugehenden Füchse war sehr verschieden, „im 16. Jahrhundert kamen einzelne schon mit 10—12 Jahren zur Universität". Die Kosten der Lebenshaltung waren in ältester Zeit in Marburg niedriger als anderwärts, z. B. in Tübingen, wo 1536 darüber geklagt wird, daß man unter 24 Gulden jährlich keine Kost, unter 34 Gulden keine Kost mit Wohnung und Bett bekomme, „während man in Marburg mit 16 Gulden laute leben könne". Auch in Marburg herrschte die Unsitte, daß Professoren wohlhabende Studenten gegen gute Preise in Wohnung und Kost nahmen. Bestimmter sind die Angaben für das 18. Jahrhundert. Im vierten Jahrzehnt zahlte ein Vater für das sechsjährige Studium seines Sohnes 600—700 Taler, schon gegen Ende des Jahrhunderts aber verdoppelt sich diese Summe. Den Preisen wird dann im einzelnen bis in die Neuzeit nachgegangen. — Das 4. Kapitel behandelt die Privilegien und Gesetze der Universität, die akademische Gerichtsbarkeit, Rechte der Studenten und — etwas unorganisch angefügt — Bräuche bei den Doktorpromotionen. Es folgen Abschnitte über Sittenverwilderung, Waffenführung und Zweikampf bis 1651, Deposition, Pennalismus und Polizei. Der Rest des Buches schildert das Verbindungswesen von seinen Anfängen bis zur Gegenwart liebevoll und sachkundig. Zwei Anhänge bringen die Gesetze des Ordens der wahren Freundschaft und des Konstantistenordens, ein dritter eine Zusammenstellung über die einzelnen, im SS. 1926

bestehenden studentischen Verbindungen nach Zirkel, Farben und Geschichte. Ein Literaturverzeichnis und ein Schlagwortregister machen den Beschluß des mit 25 guten Bildertafeln ausgestatteten Buches, das den Marburger Studenten in seinem äußeren Leben zeichnet als bewußte Ergänzung zu den vom Verf. erwarteten Darstellungen des wissenschaftlichen und geistigen Lebens aus anderen Federn.

Gießen. K. Ebel.

Emanuele Filiberto, Duca di Savoia, I Diari delle Campagne di Fiandra. Editi a cura di Elvira Brunelli, con introduzione di Pietro Egidi. Torino 1928. Biblioteca della Società Storica Subalpina CXII, N.S. XXI. L. 25.

In diesem Bande sind die Aufzeichnungen veröffentlicht, die Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, der es im Dienste Karls V. bis zum Oberkommandierenden in den flandrischen Feldzügen von 1553—1558 brachte, über diese kriegerischen Ereignisse in Flandern gemacht hat. Die Einleitung unterrichtet eingehend über die handschriftlichen Verhältnisse, zumal über die erhaltene zum Teil eigenhändige Niederschrift im Turiner Staatsarchiv, zu der laut S. X noch eine Abschrift und eine französische Übersetzung vorliegt. An die Stelle aller bisherigen Teilveröffentlichungen, die sich außerdem zumeist auf die französische Übersetzung gründeten, tritt jetzt diese mit großer Sorgsamkeit gearbeitete und jeweils den besten Text unter den erreichbaren bietende Gesamtausgabe.

Nur bleibt bei dieser wertvollen Gabe ein naheliegender Wunsch unerfüllt, der, diese Dokumente etwas erläutert und in das Gesamtbild des damaligen Geschehens hineingestellt zu sehen. Selbst der Spezialist wird das oft ungern vermissen. Wer wird z. B. S. 136 sofort durchschauen, daß sich hinter Giorge Wonol der bekannte deutsche Oberst Georg von Holle verbirgt? Viele in solcher Weise entstellte Namen harren noch der Identifizierung und der Erklärung für den Benutzer. Gelegentlich sind auch Erklärungen nur halbrichtig, wie zu Svendi Lazaro Schwendi o Zwendi, wo einfach der bekannte Lazarus von Schwendi genannt und doch am besten auch auf die Literatur über ihn verwiesen werden müßte. Zu Svarzenburque usw. wird erläutert Wolfram de Schwartzenburg, während der Reiteroberst Graf Günther von Schwarzburg gemeint ist. Zwar nennt ihn ein anonymes Tagebuch (1554—1557) bei L. Torfs, Campagnes de Charles-Quint et de Philippe II (1868) S. 23 f. Wolfram, aber zu Unrecht, wie ich in den Mitteilungen des Sondershäuser Geschichtsvereins, 2. Heft (1923) S. 31, zeigte. Der mit dem Grafen genau bekannte Herzog nennt den falschen Vornamen nirgends. Ebenda habe ich auf erhaltene, noch unbekannte Stücke ihres Briefwechsels hingewiesen, S. 38 auf einen herzlichen lateinischen Brief des Herzogs an den Grafen vom 11. August 1555, der diesem durch Paul Pfinzing zugesandt wurde und im Sondershäuser Archiv noch vorhanden ist, sowie S. 39 einen Brief vom 10. Juli 1556, dem am Tage vorher ein Brief des Herzogs an Oranien über den Grafen voraufgegangen war. Nicht minder zeigt ein Brief des Herzogs vom 10. 11. 1556 ihn in näherem Verkehr mit dem Grafen: der Herzog dankt ihm unter anderem für Nachrichten, Zeitungen, die ihm der Graf hat zukommen lassen.

Auch in sachlicher Hinsicht hätte manches für Vertiefung geschehen können. So wird nicht jeder Benutzer ohne weiteres erkennen, von welch weitreichender Bedeutung der Tag von Renty als Sieg der deutschen Pistolenreiter unter dem Grafen von Schwarzburg war. Darum hätte die vom Herzog S. 167—175 geschilderte Schlacht bei Renty 1554 in ihrer Eigenart etwas herausgestellt und durch Parallelquellen

beleuchtet werden können, in der Art, wie ich das in den obengenannten Mitteilungen, 4. Heft (1926) S. 17 ff., unternommen habe.

Der Band enthält S. 1—132 das Tagebuch vom 15. Juli 1554 mit Unterbrechungen bis zum 15. November 1561. Wertvolles bringt sodann der Anhang: einen Bericht über den Feldzug 1553, dem die Aufzählung der Truppen vorangeht, an Philipp II., S. 135—165, über 1554 S. 167—175, sechs Briefe des Herzogs aus dieser Zeit und einige sonstige Kleinigkeiten, wie ein chemisches Rezept und ein französisches Gebet.

Die Ausgabe bedeutet eine wesentliche Bereicherung unseres genauen Wissens um die Kämpfe zwischen Karl V. und Philipp II. und andererseits Frankreich.

Ratzeburg i. Lbg. Friedrich Lammert.

J. R. Tanner, English constitutional conflicts of the seventeenth century, 1603 — 1689. Cambridge, University Press, 1928. X u. 315 S. 8°.

Das Buch enthält akademische Vorlesungen an der Universität, deren Verlag es veröffentlicht, und will nach dem Vorwort bescheiden der Examenvorbereitung der Studenten dienen, beansprucht also wohl selbst keine neuen Ergebnisse zu bringen, lehnt sich vielmehr durchweg stark an die klassischen Historiker der Stuartzeit F. R. Gardiner und C. H. Firth an. Aber auch außerhalb seines Landes und nächsten Zweckes wird der durch seine Tudor Constitutional Documents (Cambr. 1922) bekannte Verfasser gern gelesen werden, zumal er in der Art seines wahrhaft politisch erzogenen Volkes die Geschichte des Staats immer in engster und lebendigster Verbindung mit der der Gesamtheit geistiger und materieller Kräfte vorträgt. Davon legt gleich die erste allgemein einleitende Vorlesung Zeugnis ab. Hier wird treffend auseinandergesetzt, was die geschichtliche Communis Opinio oft vergißt, daß gerade die absolutistische Blütezeit der englischen Staatsverwaltung unter den Tudors mit der Unterdrückung des Hochadels und den Säkularisationen den Grund zu der neuen Machtstellung der Unterhausstände gelegt hatte, die dann mit dem äußerlich befriedeten Stuartreich über die Kirchenpolitik und die immer bedrängteren Staatsfinanzen so hart aneinander geriet. Unter den treffenden Erläuterungen, mit denen eine Art von Hintergrund dieser Epoche aufgebaut wird, ist nicht nur das Zurückgehen der ganzen materiellen Kultur des ländlichen Englands vom Stil der Gutshäuser bis zum Silber der Familien auf die Elisabethzeit, sondern auch eine so interessante unmittelbare Quellennotiz wie die Bemerkung Raleighs im Unterhaus 1601 (Cobbett, Parl. Hist. 1, 920), daß die Elisabethanischen Vermögenssteuerwerte nur den hundertsten Teil der wirklichen Vermögenswerte ausmachten.

Diese kurze Einleitung aber scheint mir überhaupt das unvergleichlich Beste an dem Buch. Die übrigen Vorlesungen, die wesentlich chronologisch erzählen wollen, sind zwar gleichfalls lesenswert und durch viele wörtliche Zitate aus den Quellen anschaulich gestaltet, bringen aber wissenschaftlich wenig Neues und halten sich außer an die erwähnten Klassiker vielfach auch an ältere und blassere Autoritäten wie J. R. Green und Goldwin Smith. Besonders die Wirtschaft scheint mir, wie in solchen Erzählungen gewöhnlich, zu kurz zu kommen; wichtigste Fragen wie die Handelsmonopole, Einhegungen, Kolonisationen werden kaum oder gar nicht erwähnt. Und auch die 10 angehängten Exempel über Einzelprobleme enttäuschen besonders da, wo sie bei wichtigen Dingen wie der Gestalt Cromwells oder der Theorie des Staatsvertrags im Landläufigen stecken bleiben. Die Behandlung der Restau-

ration und der glorreichen Revolution zeigen deutlich das Aufhö Führung durch Gardiner und Firth; daß der Sieg der Whigs „a striking illustration of the value of public debate in Parliament“ gewesen sei (S. 265), ist z. B. doch eine ganz unrealistisch-ideologische Wendung. Carl Brinkmann.

Werner v. Kieckebusch, Nachrichten zur Geschichte der Familie Kieckebusch (v. Kieckebusch). Aus Urkunden und Familiennachrichten zusammengestellt. Leipzig 1926. 67 SS. mit 1 Stamm- und 12 Ahnentafeln. Dazu 2 Nachträge von 4 bzw. 2 Seiten. (1927 u. 1928.)

Die märkischen Kieckebusch (Kiekebusch) stammen aus Waßmannsdorf (Kreis Teltow), wo sie 1640 mit dem Krüger Hans K. zum ersten Male erwähnt werden. In der vorliegenden Arbeit wird nur die ck-Linie behandelt. Es wird uns in kurzen Zügen die Geschichte eines Bauerngeschlechtes gegeben, das sich nach dem 30jährigen Kriege ziemlich schnell in gehobenere soziale Stellungen emporarbeitet und sich auch in diesen Stellungen zu halten vermag. Zwei Zweige werden zu Anfang dieses Jahrhunderts in den preußischen Adelsstand erhoben. Wertvoll scheint mir dieser Versuch einer größeren Familiengeschichte dadurch zu sein, daß K. sich bemüht, jedes Mitglied möglichst genau zu charakterisieren und auch die Familien der Angeheirateten kurz berücksichtigt, ja noch mehr: es wird versucht, auf beiliegenden Tafeln die 32-Ahnenreihen der angeheirateten Frauen zu geben. Allerdings sind noch nicht alle diese Tafeln druckreif gewesen. In einem kurzen Abschnitt: Statistisches und Familienarchiv werden kurz die Ergebnisse auszuwerten versucht. Über das früheste Vorkommen des Namens in der Mark unterrichtet uns der „Geschichtliche Überblick“. Im Anhang und in den Nachträgen werden die Namensträger aufgeführt, die in keinem Zusammenhang mit den Waßmannsdorfern (auch dem hier nicht behandelten Zweigen) zu stehen scheinen. Nur eine Bemerkung in der Stammtafel will mir nicht richtig erscheinen. Bei Carl (1806—1873) steht „Nachkommen belanglos und z. T. nach Amerika ausgewandert“. In einer Sippe ist keiner belanglos, auch wenn er und seine Nachkommen sich nicht in der sozialen Stellung gehalten haben oder aus der Art geschlagen sein sollten. Vielleicht wird dieser Schönheitsfehler der sonst so tüchtigen Arbeit in einem der nächsten Nachträge beseitigt. Lampe.

Arwed von Schmidt, Zur Geschichte der Familie Schmidt und von Schmidt in Deutschland, Oesel, Livland, Estland und Rußland. Dorpat 1929. 151 SS.

Sind die Kieckebusch aus dem Bauernstand durch den Grundbesitz in den Adel emporgestiegen, so werden die hier behandelten Sch., die gleichfalls aus dem Bauernstand kommen, als Gelehrte geadelt. Es handelt sich hier um ein deutsch-baltisches Geschlecht, das 1734 aus Rhein i. Ostpr. ins Balticum einwandert und dort im Pastorenstande und anderen gelehrten Berufen eine nicht unwesentliche Rolle gespielt und sich bis heute auf dieser Höhe gehalten hat, gehört doch der derzeitige Rektor der Berliner Universität Erhard S., der Nachfolger von Amandus Schwarz, zu diesem baltischen Geschlecht. Beim Anblick der Stammtafel kommt unwillkürlich die Frage: Erschöpft sich dieses Geschlecht? Einst sehr zahlreich, hat es in der jüngsten Generation nur noch 4 männliche Nachkommen. — Die Anmerkungen bringen manchen ausführlichen Beleg. Besonderen Wert hat die Ahnenreihe, die teilweise bis zur 22. Generation zurückgeführt werden konnte. Ein gutes Register schließt die Arbeit ab.

Neuruppin. Lampe.

Fritz [illegible]ann, Militärpolitische Beziehungen zwischen Preußen und Sachsen 1866–[illegible]70. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Norddeutschen Bundes. München, Verlag der Münchener Drucke, 1929. 134 S.

Die vorliegende Schrift gibt einen interessanten Überblick über die großen Schwierigkeiten, die 1866 die Überführung der Königlich Sächsischen Armee in das unter preußischem Oberbefehl stehende Heer des norddeutschen Bundes verursachte. Sachsen war dem Schicksal, das Hannover betroffen, entgangen, es wurde nicht annektiert, es ging sogar ohne Gebietsverlust aus dem verlorenen Krieg hervor. Das verdankt Sachsen lediglich der Politik Bismarcks, der es für richtig hielt, das Land schonend zu behandeln. König Wilhelm würde gern sächsische Gebietsteile für Preußen gewonnen haben. Nachdem er auf diesen Wunsch verzichtet hatte, wollte er wenigstens die sächsische Armee ganz unter preußischen Einfluß stellen. Darin sah aber König Johann eine Demütigung, er bot alles auf, sein Heer als ein Königlich Sächsisches zu erhalten, es nicht im preußischen aufgehen zu lassen. Geschickt vertrat General von Fabrice die sächsischen Interessen, aber er würde doch nicht zum Ziel gelangt sein, wenn nicht Bismarck seine Bemühungen unterstützt hätte. Schritt für Schritt wich König Wilhelm zurück, nur nach langem Widerstreben folgte er den Ratschlägen seines Ministers und gab nach. Es lag Bismarck alles daran, daß Sachsen nicht verbittert, sondern versöhnt, in den Norddeutschen Bund eintrat. Dickmann hat seinem Buch den Untertitel: „Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Norddeutschen Bundes" gegeben. Für Bismarck war bei allen Schwierigkeiten, die sich in der sächsischen Frage einstellten, das Entscheidende, daß Preußen suchen müßte, den zweitgrößten Staat des Norddeutschen Bundes als aufrichtigen Freund zu gewinnen.

Charlottenburg. Richard Schmitt.

C. G. **Westman**, Utrikespolitiska Silhuetter. Stockholm, Norstedt och Söner, 1928, 186 S.

Seine „Außenpolitischen Silhouetten" beginnt Westman mit dem Nachweis, daß die Politik der Großmächte trotz Völkerbund und Demokratie im Grunde heute doch die gleiche ist wie früher, und daß nur weltfremde Idealisten glauben, durch Paragraphen und Konferenzbeschlüsse Begriffe wie Krieg ausmerzen zu können; ja, er sieht in der „Klischeepolitik" der Pazifisten geradezu eine Gefahr für den Frieden, weil sie den Völkern den Blick für die Wirklichkeit trübt.

Ihren unklaren, auf Wünschen und Phrasen aufgebauten Zukunftsphantasien hält er als ein Beispiel wirklich gesunden realpolitischen Friedenstrebens ein Bild der Bismarckschen Außenpolitik von 1871—1890 entgegen. Als Berufsdiplomat weiß er mit besonderer Sachkenntnis in das Labyrinth der Verträge und Abmachungen hineinzuleuchten. Klar und anschaulich schildert er nicht nur das Tatsachengerippe sondern auch den Geist der Politik Bismarcks, seine Kunst, sowohl Verträge abzuschließen, als auch die Bundesgenossen durch ständiges Wachhalten ihres Interesses bei der Stange zu halten; denn nur so lange ein Vertragspartner sich etwas von einem Bündnis verspricht, kann man mit einiger Sicherheit auf ihn rechnen. Es gibt wenig Darstellungen, die das verwickelte Bismarcksche Bündnissystem so einfach und als etwas gleichsam Selbstverständliches vor dem Leser entstehen lassen. Als Ziel der Politik Bismarcks erkennt Westman, — und diese immer wiederholte Feststellung des neutralen Gelehrten ist besonders wichtig, — sein Streben nach Aufrechterhaltung des Friedens für Deutschland und Europa.

Bei dem großen Interesse, das die deutsch-englischen Bündnisverhandlungen um 1900 in letzter Zeit gefunden haben, ist es recht lehrreich, die Ansichten Westmans über das Verhältnis Bismarcks zu England zu hören. „Weltpolitik" lehnte Bismarck ab, weil Deutschland dadurch Großbritanniens Rival geworden wäre und es an Rußlands und Frankreichs Gegnerschaft gerade genug gehabt hätte. „Großbritanniens Freundschaft war ein Kleinod in der deutschen Krone, das Bismarck nicht gefährden wollte." Wenn Bismarck schließlich doch in koloniale Bahnen einlenkte, so bestimmte ihn dazu der ausgesprochene Wunsch der öffentlichen Meinung. Er beobachtete dabei aber immer eine solche Mäßigung, daß ernstere Verwicklungen mit England vermieden wurden und er in den letzten Jahre seiner Kanzlerschaft mit Salisbury sogar wieder Bündnismöglichkeiten erörtern konnte. Dem gegenüber sieht der Verfasser den schwerwiegendsten Fehler der wilhelminischen Zeit darin, daß die Nachfolger Bismarcks es nicht verstanden haben, ein ebenso vertrauensvolles Verhältnis zu dem liberalen England zu gewinnen, wie es der große Kanzler zu dem konservativen hatte. Dabei überschätzt Westman allerdings offenbar die Bündnisbereitschaft Salisburys und scheint anzunehmen, daß dessen Hinweis auf die Abhängigkeit einer jeden englischen Regierung von der Aura popularis wirklich den einzigen Hinderungsgrund für eine engere Annäherung der beiden Staaten aneinander enthüllt.

Hervorzuheben wären noch die treffenden Charakterzeichnungen der handelnden Personen, deutscher wie auch nichtdeutscher. Gut gelungen ist ihm vor allem die Gegenüberstellung Bismarcks und Wilhelms I. Seine Sympathien gelten entschieden mehr dem Kanzler als dem Kaiser, aber obwohl er letzterem jegliche Genialität abspricht, vermag er von ihm trotzdem unter starker Betonung seiner grundvornehmen Gesinnung — „lieber Abdikation als Treulosigkeit" — ein durchaus ansprechendes Bild zu entwerfen.

Greifswald. Johannes Paul.

Walter Elze, Graf Schlieffen. Veröffentlichungen der schleswig-holsteinischen Universitätsgesellschaft Nr. 20. Breslau 1928. Verlag von Ferdinand Hirt. 21 Seiten. 1,80 *RM.*

Es ist nur eine kleine Schrift von 21 Seiten, die hier vorliegt, und doch verdient sie die Beachtung nicht bloß der Historiker und Offiziere, sondern auch weiterer Kreise. Es ist unendlich oft gesagt worden, hätte der jüngere Moltke den Schlieffenschen Kriegsplan nicht verwässert, sondern unverändert durchgeführt, so würden wir den Weltkrieg gewonnen haben. Wer anders denkt, gilt ja heute noch bei vielen als ein Ketzer. Ich bekenne mich als solch ein Ketzer und ich habe in Walter Elzes Schrift vieles gefunden, was mich in meiner Ansicht bestärkt. Gewiß erkennt er die hohe Bedeutung Schlieffens mit Recht an. Aber er weist auch darauf hin, wie weit sich Schlieffens Pläne von der Wirklichkeit entfernten. Leider teilte auch Schlieffen den Irrtum, daß der Krieg nur von kurzer Dauer sein würde. Zu den vielen Fehlern, die gemacht worden sind, gehört ja auch der weit verbreitete Glaube an eine schnelle Entscheidung. Noch unbegreiflicher ist, daß Schlieffen bei seinen Plänen Stärkeverhältnisse voraussetzte, die der Wirklichkeit nicht entsprachen. Elze weist darauf hin (S. 11), daß Schlieffens Plan von 1905 deutsche Kräfte in Rechnung stellte, die gar nicht vorhanden waren. 1912, als er schon dem Tode nahe

war, dachte Schlieffen daran, nichts gegen die Russen stehen zu lassen, sondern alle Kräfte gegen die Franzosen zu verwenden (Elze 19). Was geworden sein würde, wenn man 1914 diese Idee ausgeführt hätte, ist kaum auszudenken. Konnte irgend jemand glauben, daß die Österreicher sich derartiges Versagen gefallen lassen würden?

Richard Schmitt.

Gaṣi Mustafa Kemal Pascha: Der Weg zur Freiheit. 1919—1920. Deutsche Übersetzung von P. Roth, eingeleitet und erläuternd von K. Koehler, Leipzig, K. F. Koehler, 1928, XX. u. 424 S.

Auf den Rechenschaftsbericht Kemal Paschas vor dem Kongreß seiner Partei in Angora kann hier nur kurz verwiesen werden, so hochbedeutsam diese Veröffentlichung für jeden ist, der sich mit der inneren Geschichte der Türkei in den Jahren unmittelbar nach dem Weltkrieg zu beschäftigen hat. Es handelt sich um eine Übersetzung der großen, sechstägigen Rede oder richtiger des dokumentierten Rechenschaftsberichtes, welchen Mustafa Kemal Pascha vom 15. bis 20. Oktober 1927 vor den Abgeordneten und Delegierten der Republikanischen Volkspartei in Angora gehalten hat und in der er — in diesem ersten Band — die innerpolitischen Ereignisse vom Mai 1919, von seiner Landung in Sumsun als Inspekteur der 3. türkischen Armee, bis zum 23. April 1920, bis zur Eröffnung der Großen Nationalversammlung in Angora, schildert; nur so viel sei hier bemerkt, daß es sich um eine Geschichte der nationalen Bewegung in der Türkei handelt, die schließlich Ende Juli 1922 zur Flucht des letzten Sultans Mohammed VI. auf ein englisches Kriegsschiff und wenige Monate später zur Ausrufung der Republik geführt hat. Im einzelnen an dieser Darstellung Kritik zu üben, ist schwer, ja heute schon unmöglich; man muß sich stets gegenwärtig halten, daß es sich um eine, zu einem ganz bestimmten Zweck gehaltene Rede, um ein ganz ausgesprochenes parteipolitisches Dokument handelt, das selbstverständlich die Ereignisse so darstellt, wie es der die Herrschaft ausübenden Partei und ihrem tatkräftigen Führer dienlich zu sein scheint, aber auch unter diesem Gesichtswinkel betrachtet macht Kemal Paschas Rechenschaftsbericht den Eindruck einer durchaus glaubwürdigen Darstellung, die unter allen Umständen eine überaus wichtige Quelle für die Geschichte des Wiederaufbaues der Türkei und ihres tatkräftigen Führers bleiben wird, um so mehr, als in Aussicht genommen ist, die Behauptungen dieses Rechenschaftsberichtes mit ausführlichen, zeitgenössischen Dokumenten im einzelnen zu belegen (vgl. S. 2, Anm. 1). Äußerst dankenswert ist für jeden, der sich mit der inneren Geschichte der Türkei seit dem Weltkrieg beschäftigt, das sehr gewissenhaft gearbeitete Personenverzeichnis (S. 410—424) mit seinen auf amtlichen Mitteilungen beruhenden, biographischen Angaben über die an der nationalen Erhebung der Türkei beteiligten Persönlichkeiten.

Göttingen. Adolf Hasenclever.

Elias Hurwicz, Geschichte des Russischen Bürgerkrieges. Berlin 1927, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin W 30. 302 S.

Schon im Vorwort weist der Verfasser darauf hin, daß er nur die „Denikin- und Wrangel-Epoche" des russischen Bürgerkrieges behandelt, so daß wesentliche Kampfschauplätze wie Sibirien und der Bürgerkrieg in Ostrußland, sowie der Kampf um Petersburg unberücksichtigt bleiben. Die Entwicklung der weißen Armee in Südrußland wird hingegen eingehend geschildert. Ausführlich werden auch die

wirtschaftlichen Zustände, die sich im Rücken der Truppe herausgebildet haben, behandelt. Eine große Rolle bei dem endgültigen Zusammenbruch der südrussischen weißen Armee spielen die Verwaltung, die Etappe und die starken Meinungsverschiedenheiten, die sich zwischen den einzelnen Teilen des russischen Reiches und den einzelnen Völkern herausgestellt haben. Der Verfasser gibt dem Ausdruck dadurch, daß er die Berücksichtigung der einzelnen Kampfhandlungen in beinahe störendem Umfang gegenüber der Schilderung der Zustände hinter der Front zurücktreten läßt. Auch die Entwicklung des Rätestaates und die Abwehrmaßnahmen der Bolschewiki werden nur beiläufig erwähnt.

Wenn auch die verschiedenen Mängel auf den geringen zeitlichen Abstand von den Ereignissen und die politischen Zustände, die eine objektive Forschung wohl nahezu unmöglich machen dürften, zurückzuführen sind, so ist es dem Verfasser aber nur in geringem Umfang gelungen, durch seine Darstellung einen entsprechenden Ausgleich herbeizuführen. Bennecke.

Thilo Gante, Die Besetzung der Stadt Dortmund durch französische Truppen vom 16. Januar 1923 bis zum 22. Oktober 1924. (Tübinger Abhandlungen zum öffentlichen Recht. 16. Heft.) Stuttgart, Ferd. Enke 1928. 99 S. 8°. Preis geh. 4,50 RM.

In streng fachwissenschaftlichen Kreisen wird die Beschäftigung mit Ereignissen der allerjüngsten Zeit vielfach als voreilig angesehen. Ich selbst habe bereits an anderer Stelle (in meinem Vortrag: Geschichte des Ruhrkampfes als Aufgabe und Erlebnis, Düsseldorf 1929) darauf hingewiesen, daß dieses Verdikt am wenigsten für die ungeheuer schwere Zeit der fremden Besatzung an Rhein und Ruhr gilt, und im Gegenteil intensivste Quellenforschung zur Aufhellung dunkler Zusammenhänge sowie zur Sicherung wertbeständiger Unterlagen gefordert. Mit dem ersten Band meines „Ruhrkampfes" (Berlin 1930) ist inzwischen der erste Versuch einer allseitig geschlossenen Darstellung erschienen, dessen Aufnahme durch die Geschichtswissenschaft noch aussteht. Einzelstudien sind bei der ungeheueren Fülle des Geschehens trotzdem auch weiterhin zu begrüßen. Die Schrift Gantes hat den Vorzug, daß sie sich nicht auf einen örtlich begrenzten Abschnitt beschränkt, sondern die „Besatzungschronik" bewußt zu einer allgemein gültigen völkerrechtlichen Untersuchung erweitert. Als Vorarbeit eines größeren Unternehmens, das der Tübinger Völkerrechtler Heinrich Pohl in Angriff genommen hat, soll sie an einem besonders bezeichnenden Beispiel den Gegensatz zwischen der deutschen und der französisch-belgischen Rechtsauffassung im Ruhrkampf zeigen. Nach jeder Richtung hin ist dies gelungen. Die einfache, schlichte Erzählung, wie es eigentlich gewesen, sichert dem Buch die volle Aufmerksamkeit gerade des historisch interessierten Lesers. Nacheinander werden die in Betracht kommenden Punkte behandelt: Inanspruchnahme militärischer Befehlsgewalt seitens der Besatzung, ihre allgemeine Stellungnahme gegenüber der deutschen Beamtenschaft, ihre Eingriffe in die Sicherheitspolizei, in das Verkehrswesen, in die Verwaltung der Post, in das Zoll- und Steuerwesen. Es folgt die Darstellung der französischen Militärjustiz, die in Dortmund selbst in wenig über einem Jahr insgesamt auf 432 Jahre Freiheitsstrafen und auf Geldbusen von fast einer halben Million Goldmark erkannte. Wie fahrlässig (um ein möglichst mildes Wort zu gebrauchen!) die Richter dabei handelten,

zeigt der eine Fall, daß wegen der Beibringung eines einzigen tödlichen Stiches in einer Rauferei drei verschiedene Personen als Täter aufs schwerste bestraft wurden, zwei davon durch dasselbe Urteil! Diese Rechtssprechung erst macht auch das Verhalten der Besatzungssoldaten, die ungestraft nicht nur eigenmächtig „beschlagnahmen", sondern auch rauben und morden durften, erklärlich. Das wichtigste Kapitel aber behandelt die rechtliche Begründung des französisch-belgischen Einmarsches und die Rechtsnatur der Ruhrbesetzung überhaupt. Gerade der Historiker wird diese Übersicht über ein ihm sonst nicht geläufiges Schrifttum mit besonderem Dank verwerten. Alles in allem, ein Buch, das als erste Probe wissenschaftlicher Behandlung eines schwer zugänglichen Stoffes volle Anerkennung auch seitens der Schwesterwissenschaft verdient.

Düsseldorf. P. Wentzcke.

Gelehrte Gesellschaften und (Publikations-) Institute. *Der I. Internationale Kongreß für historische Geographie.* Auf dem Gebiete der historischen Geographie, auf dem sich historisches Forschen und geographisches Sehen vereinigen, treffen sich Historiker und Geographen. Aber wie jeder, der auf unserem, der Wissenschaft noch nicht lange geöffneten Spezialgebiete arbeitet, weiß, ist das Verstehen nicht immer ganz leicht. Deshalb wollen wir den Wagemut der Kollegen in Belgien anerkennen, die die Forscher aus beiden wissenschaftlichen Lagern eingeladen haben, sich im August 1930 auf dem 1. Internationalen Kongreß für historische Geographie zu treffen. Dank dem Organisationskomitee, an seiner Spitze der Präsident des Kongresses, van der Linden-Lüttich, und der unermüdlichen Arbeit des Generalsekretärs Quicke-Brüssel und seiner getreuen Helfer vor und während des Kongresses ist das Unternehmen gut gelungen.

Die Sitzungen fanden am 11. und 12. August in Brüssel, am 13. in Lüttich, am 14. in Antwerpen statt. Sie waren gut und aus den verschiedensten Ländern besucht; gegen 200 Namen wies die Präsenzliste auf. Gelehrte aus Belgien, den Niederlanden, Frankreich, Deutschland, England, Spanien und Italien konnten sich zum Austausch ihrer Gedanken und wissenschaftlichen Erfahrungen zusammenfinden mit einigen Abgesandten des slawischen Ostens und des Orients. Von überseeischen Ländern waren Nord- und Südamerika vertreten. Seine Internationalität erwies der Kongreß auch in einer gewissen Vielsprachigkeit: wir haben Vorträge in französischer, flämischer, deutscher, englischer, italienischer und spanischer Sprache gehört. Als eine sehr nützliche Einrichtung bewährte sich das schon vorher gedruckte Heft mit den Auszügen der zu erwartenden Vorträge, das in den Händen aller Kongreßteilnehmer war. Es erleichterte nicht nur das Verstehen der fremdsprachigen Redner, sondern war auch ein nützlicher Führer bei der Auswahl der Sektionsvorträge, die man hören wollte. Die Zahl der Vorträge war erheblich, gegen sechzig. Sie waren aber durchgehend, abweichend von deutscher Sitte oder Unsitte, nicht lang, so daß fast regelmäßig eine Diskussion stattfinden konnte.

Am ersten Vormittag fand im Beisein des belgischen Kultusministers die Eröffnungssitzung in den feierlichen Räumen der belgischen Akademie statt. Der Präsident des Kongresses legte seiner einleitenden Ansprache Gedanken über Abraham Ortelius und seine Stellung in der Geschichte der historischen Geographie zugrunde. Dann durften wir noch geistreiche Ausführungen des Altmeisters der belgischen Geschichtsforschung, Henri Pirenne, über die geographische Bedingtheit

der Geschichte Belgiens hören. Am Nachmittag wurde in einer allgemeinen Sitzung über die landesgeschichtlichen Atlanten, die in Deutschland, Österreich, Belgien, Holland und Polen in der Arbeit sind, referiert (Curschmann-Greifswald, Des Marez und Ganshof-Brüssel, Beekman-Haag, Semkowicz-Krakau). Auch Vertreter Frankreichs und Spaniens (Mirot-Paris und Belleterras-Beretti-Madrid) kamen mit Ausführungen über die Bestrebungen in ihren Ländern hier zu Worte.

Eine zweite allgemeine Sitzung fand am Nachmittag des folgenden Tages statt: Nach einer Besichtigung des belgischen Militärgeographischen Instituts sprach Prof. Des Marez-Brüssel über die topographische Entwicklung der Stadt Brüssel. Er berührte damit ein Gebiet, auf dem er nicht nur selbst ein hervorragender Kenner ist, sondern das, wie auch eine Reihe anderer Vorträge uns vor Augen führte, heute in Belgien wie in Frankreich eine besondere Rolle spielt. Haben die Franzosen doch für diesen Forschungsbereich ein eigenes neues Wort „urbanisme" gefunden und ihm ein besonderes Institut in Paris gegründet.

Eine überwiegende Rolle auf dem Kongreß spielten die Sektionssitzungen, und zwar hatten sich konstituiert Sektionen für politische Geographie, kirchliche Geographie, Siedlungsgeschichte und -geographie, historische Entwicklung des Verkehrs (Straßenwesen), historisch-physikalische Geographie, Sprachgeographie, und historische Topographie. Wie vielseitig das Programm war, zeigt wohl schon diese Aufzählung. Begreiflicherweise läßt sich hier nicht einmal eine Auswahl aus den Titeln der gehaltenen Vorträge aufführen. Die Fachgenossen mögen sich bis zum Erscheinen der gedruckten Verhandlungen des Kongresses gedulden.

Aus Anlaß unserer Tagung hatte die Brüsseler Bibliothek eine höchst lehrreiche Ausstellung von Karten und Plänen, solchen sowohl die Belgien, wie solchen, die grundsätzliche Fragen der Wissenschaft betreffen, veranstaltet. Ein gedruckter Katalog, der uns überreicht wurde, wird den Empfängern noch lange ein Erinnerungsstück und ein wertvolles Hilfsmittel wissenschaftlicher Arbeit sein.

Am Schlusse seiner Verhandlungen nahm der Kongreß eine Resolution an, es möge in absehbarer Zeit ein zweiter Kongreß zusammentreten, und beauftragte mit der Vorbereitung das bisherige belgische Organisationskomitee und den beim Internationalen Ausschuß der historischen Wissenschaften bestehenden Unterausschuß für historische Geographie.

Der Vorstand des zuletzt genannten Ausschusses — der Unterzeichnete und die Herren Semkowicz-Krakau und Ganshof-Brüssel — nutzte in Brüssel die Gelegenheit seines Zusammenseins unter Zuziehung des Generalsekretärs des Internationalen Ausschusses für historische Wissenschaften, Lhéritier-Paris, zu einer Besprechung über die weiteren Arbeiten seiner Kommission. Es ist die Einleitung einer Arbeit beschlossen worden, von der wir uns eine Förderung für alle in der Ausarbeitung begriffenen landesgeschichtlichen Atlanten versprechen: Es handelt sich um die handschriftlichen Karten des 17. und 18. Jahrhunderts, deren Bedeutung für die Herstellung historischer Karten immer deutlicher hervortritt. Sie befinden sich heute — die Kriegsläufte der Zeit sind die Ursache — häufig nicht mehr im Lande ihrer Entstehung. Deshalb wollen wir bei allen größeren Archiven und Bibliotheken Europas eine Umfrage veranstalten nach älteren handschriftlichen Karten, die Gebiete außerhalb des eigenen Staates darstellen.

Greifswald. Fritz Curschmann.

Michail Michajlovič Bogoslovskij.

Am 20. April starb in Moskau der Historiker Michail Michajlovič Bogoslovskij, der in Moskau am 13. März 1867 geboren war. Er empfing die entscheidenden Eindrücke seiner Studienzeit durch V. O. Ključevskij, dessen Nachfolger er an der Moskaue Universität wurde und dem er 1913 in der „Zeitschrift für Osteuropäische Geschichte" (Bd. III) einen verehrungsvollen Nachruf gewidmet hat. Die Wissenschaft verliert in B. einen ausgezeichneten, auch außerhalb Rußlands hochangesehenen Forscher auf dem Gebiete der inneren Geschichte Rußlands im 17. und 18. Jahrhundert, einen vortrefflichen Kenner der Argrarverhältnisse und der Behördenorganisation in den letzten Zeiten des Moskauer Staats und im Beginn der Petersburger Periode. Für die russische Verwaltungsgeschichte kommt seinen Hauptwerken — über Peters d. Gr. der Provinzialverwaltung (Oblastnaja reforma Petra Velikago, 1902) und über die ländliche Selbstverwaltung im russischen Norden im 17. Jahrhundert (Zemskoe samoupravlenie na russkom sěvěre v XVII v.; Bd. I 1909, II 1912) — bahnbrechende Bedeutung zu; auf die wertvollen Ergebnisse der jüngeren Arbeit hat C. Brinkmann im 18. Jahrgang (1916—18) der „Historischen Vierteljahrschrift" in einer besonderen Studie (S. 46—77) nachdrücklich hingewiesen. In der „Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte" hat B. zum dritten Bande von V. Sergěevics „Russischen Rechtsaltertümern" („Drevnosti russkago prava" III, St. Pbg. 1903), einem grundlegenden Werke zur älteren russischen Rechtsgeschichte, kritisch Stellung genommen: „Ein neues Werk auf dem Gebiete der Geschichte des russischen Grundbesitzes" (3. Jg., 1905, S. 457—462). In den letzten Jahren veröffentlichte B. einige Bruchstücke einer von ihm vorbereiteten Biographie Peters d. Gr., die als vollendetes Werk unsere Kenntnis der Reformen Peters auf eine breite neue Basis gestellt hat.

Die hohe Wertschätzung des Gelehrten in der russischen Wissenschaft erhellt aus seiner Wahl 1920 zum korrespondierenden, 1921 zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, aus seiner Berufung zum ordentlichen Mitgliede des Instituts für Geschichte der Russ. Assoziation wissenschaftlicher Forschungsinstitute für die Gesellschaftswissenschaften bei der Begründung des Instituts im Jahre 1921 und aus seiner Bestellung zum Sekretär der ältesten historischen Gesellschaft Rußlands, der an der I. Moskauer Staatsuniversität fortbestehenden „Gesellschaft für russische Geschichte und Altertümer".

Niemand war berufener als er, beim zweihundertjährigen Jubiläum der jetzigen „Unions-Akademie der Wissenschaften" 1925 die Verhältnisse, unter denen die Akademie ins Leben gerufen wurde, zu charakterisieren; sein Vortrag: „Die russische Gesellschaft und die Wissenschaft unter Peter d. Gr." (Russkoe obščestvo i nauka pri Petre Velikom) bildet eine Zierde der russischen wissenschaftsgeschichtlichen Historiographie.

Hamburg. Fritz Epstein.

Nachtrag

zu dem Aufsatz Georg Klindworth, Ein politischer Geheimagent des neunzehnten Jahrhunderts (XXV, 3).

Herr Professor R. Salomon in Hamburg hat die Güte gehabt, mich auf folgende Stelle in Bismarcks Gesammelten Werken Band 9, S. 112, aus H. von Poschingers Gesprächen mit Bismarck (26. Januar 1891) aufmerksam zu machen:

„Ich lenkte das Gespräch auf den württembergischen Staatsrat Klindworth, den bedeutendsten Geheimagenten seiner Zeit. Bismarck bemerkte: ‚Ich erinnere mich noch genau der Pose, in der er sich zu präsentieren pflegte: steife Haltung wie ein Ladestock, die rechte Hand oben in dem zugeknöpften Rock verbergend, jedenfalls einen Diplomaten imitierend, der ihm imponiert hatte. Der König der Belgier hat ihn mir wiederholt auf den Hals geschickt. Er war ein Unikum in seiner Art, ein privater politischer Agent von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Schon in Frankfurt habe ich mit ihm zu verhandeln gehabt.' " — Über Klindworth' Vater „Bedienter und Famulus bei dem Hofrat Lichtenberg in Göttingen" s. den Brief König Ernst Augusts von Hannover an König Wilhelm IV. von Preußen in dem Werk „Revolutionsbriefe 1848. Ungedrucktes aus dem Nachlaß König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen." Herausgegeben von Karl Haenchen. Leipzig. Koehler 1930. S. 266.

Zürich. Alfred Stern.

Ankündigung.

Mit dem vorliegenden Hefte stellt die Historische Vierteljahrschrift das Erscheinen der Bibliographie zur deutschen Geschichte ein, weil jetzt in den Jahresberichten für deutsche Geschichte ein hinreichender Ersatz geboten ist. Dafür tritt eine Erweiterung des Umfanges auf 14 Bogen je Heft ein, die dazu dienen soll, regelmäßig Arbeiten und Rezensionsabhandlungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters zu veröffentlichen.

INHALT DES 4. HEFTES

HISTORISCHE VIERTELJAHRSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. ERICH BRANDENBURG IN LEIPZIG

BIBLIOGRAPHIE ZUR DEUTSCHEN GESCHICHTE

1927

BEARBEITET VON

DR. HEINRICH NEEDON

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEKAR IN LEIPZIG



VERLAG UND DRUCK
BUCHDRUCKEREI DER WILHELM UND BERTHA v. BAENSCH STIFTUNG
DRESDEN 1931

Inhalt.

A. Allgemeine Werke.

B. Quellen und Darstellungen nach der Folge der Begebenheiten.

A. Allgemeine Werke.

I. Gesammelte Abhandlungen und Zeitschriften.

1. Januar 1927 bis 31. Dezember 1927.

Historische **Aufsätze.** Aloys Schulte zum 70. Geburtstag gewidmet von Schülern u. Freunden. Düsseldorf: L. Schwann 1927. (336 S. mit eingedr. Kt., 1 Titelb., 1 farb. Kt.) gr. 8⁰.
Rez.: Analecta Boll. 46 S. 191. [1

Boehmer, Heinrich: Gesammelte Aufsätze. Mit einem Geleitw. von Rudolf Boehmer. Gotha: Der Flamberg Verlag 1927. (281 S.) 8⁰. [2

Elbogen, J.: Gestalten und Momente aus der jüdischen Geschichte. Berlin: Welt-Verlag 1927. (320 S., 8 Taf.) gr. 8⁰. [3

Festschrift zum 60. Geburtstag von Paul Clemen. 31. Oktober 1926. (Vorw.: Wilhelm Worringer-Bonn, Heribert Reiners-Freiburg i. d. Schw. [u.] Leopold Seligmann-Köln Bonn: Fr. Cohen [in Komm.] 1926. (515 S. mit Abb.) gr. 4⁰. [4

Festschrift der Leipziger Juristenfakultät für Victor Ehrenberg zum 30. März 1926. Leipzig: Th. Weicher 1927. (IX, 396 S.) 4⁰ = Leipziger rechtswissenschaftl. Studien. H. 21. [5

Festschrift zu Ehren Konrad Fischnalers. (Geleitwort von R[aimund] von Klebelsberg.) Innsbruck: Universitäts-Verlag Wagner 1927. (VII, 222 S. mit Abb., zahlr. Taf. u. 1 Stammtaf.) gr. 8⁰ = Schlern-Schriften. 12.
Rez.: Hist. Vierteljahrschr. 24. S. 658. [6

Festschrift, Friedrich Kluge zum 70. Geburtstage am 21. Juni 1926, dargebracht von O[tto] Behaghel, K[arl] Bohnenberger, O(swald) Dammann [u. a.]. Tübingen: Engl. Seminar [d. Universität] 1926. (V, 164 S., 1 Titelb.) gr. 8⁰. [7

Festschrift für Hermann Reincke-Bloch zu seinem 60. Geburtstage überreicht von seinen Schülern. Breslau: Trewendt & Granier 1927. (168 S.) gr. 8⁰. [8

Festschrift zum 70. Geburtstage von Moritz Schaefer. Zum 21. Mai 1927. Hrsg. von Freunden u. Schülern. Berlin: Philo-Verlag (1927). (XVI, 273 S., 1 Titelb.) gr. 8⁰. [9

Festgabe für Ludwig Schmitz-Kallenberg zum 10. Juni 1927. Übersicht von Johannes Bauermann, Franz Flaskamp, Gerta Krabbel, Bernhard Vollmer. (Mit 1 Bildn. [Titelb.], 6 [z. T. eingedr.] Kt. in Strichätzg. u. 8 [farb.] in Offsetdr. [auf 4 Bl.] u. 3 Lichtdr. Taf.) Münster: Regensberg 1927. (VII, 147 S.) 4⁰. [10

Hintze, Otto: Historische u. politische Aufsätze. [4 Bde.] Bd. 2—4. [Mehr nicht ersch.] Großenwörden: A. Rüsch Verl. [1927]. kl. 8⁰ = Deutsche Bücherei. Bd. 96/97. 98/99. 100/101. [11

Hugenberg, A[lfred]: Streiflichter aus Vergangenheit und Gegenwart. Berlin: A. Scherl (1927). (IX, 311 S.) gr. 8⁰. [12

Kultur- und Universal**geschichte.** Walter Goetz zu seinem 60. Geburtstage dargebr. von Fachgenossen, Freunden u. Schülern. Leipzig: Teubner 1927. (IV, 567 S.) gr. 8⁰. [13

S[chönebaum], H[erbert]: Mitteilung [über die Goetz-Festschrift]. In: Arch. f. Kulturgesch. Bd. 18 (1927), 1. S. 126—128. [14

Mélanges d'histoire du Moyen âge offerts à M. Ferdinand Lot par ses amis et ses élèves. Paris 1925. (Rez. Le moyen âge Sér. 2 T. 28. S. 50). [15

Wells, H[erbert] G[eorge]: Die Geschichte unserer Welt ([Outline of history]. Die autor. deutsche Ausg. wurde von Otto Mandl hrsg. Die Übers. bes. Otto Mandl u. Helene M[aria] Reiff. 6.—10. Tsd.) Wien: P. Zsolnay 1927. (432 S., 16 Kt.-S.) kl. 8⁰. [16

Göttingische gelehrte **Anzeigen.** Jg. 189 (1927). [17

Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Bd. 25, H. 1, 2. [18

Geographisches **Jahrbuch.** Bd. 42 (1927). [19

Petermanns **Mitteilungen** aus Justus Perthes' geographischer Anstalt. Jg. 73 (1927). [20

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Bd. 51 (1927). [21

Niederdeutsches Jahrbuch. **Jahrbuch** des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. (Schriftl.: C. Borchling.) Jg. 52 1926. [22

Korrespondenzblatt des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung. Jg. 41 (1927/28). [23

Revue germanique. Année 18 (1927). [24

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur. Bd. 64, H. 1-4 (1927). [25

Zeitschrift für Deutschkunde. Jg. 41 (1927) 42 (1928). [26

Zeitschrift für Ortsnamenforschung, hrsg. v. Joseph Schnetz. Bd. 3, H. 1—3 (1927). Rez. Unser Egerland 31 S. 14. [27

Archivalische **Zeitschrift.** III. Folge, Bd. 4 (1928). [28
Archiv für Urkundenforschung. Bd. 10, H. 2—3 (1927). [29
Der Deutsche **Herold.** Zeitschrift f. Wappen-, Siegel- u. Familienkunde. 58. (1927). [30
Hallischer genealogischer Abend. **Mitteilungsblatt.** Ab Jg. 3 1927 u. d. T. Ekkehard. [31
Monatsblatt der heraldischen Gesellschaft „Adler". Wien 1927. [32
Vierteljahrsschrift für Wappen-, Siegel- u. Familienkunde. Berlin: Carl Heymann, Jg. 53, 1—4 (1927). [33
Blätter für Münzfreunde. Zeitschrift für Münz- u. Medaillenkunde. Jg. 62, 1—10 (1927). [34
Jaarboek van het Koninklijk Nederlandsch Genootschap voor munt-en penningkunde... 14 (1927). [35
Berliner **Münzblätter.** Jg. 47. Nr. 289—302 (1927). [36
Revue belge de numismatique et de sigillographie. Année 79 (1927). [37
Zeitschrift für Numismatik. Bd. 37 (1927). [38
Numismatische **Zeitschrift.** Bd. 60 (N. F. 20) (1927). [39

Arbeitsgemeinschaft Kurpfälzischer Sippenforscher. Mitteilungsblatt f. Familien-, Stammes- u. Wappenkunde d. kurpfälz. Gebietes. Als Hs. gedr. (Schriftl.: E. L. Antz.) Jg. 1 (1927). In zwangloser Folge. 8° [40
Blätter der „Maus". Gesellschaft f. Familienforschung, Bremen E. V. (Schriftl.: Johann [Hans] Ültzen.) Nr. 2. Dez. 1926. (24 S., 1 Stammtaf.) (Bremen 1926.) 8°. [41
Braunschweiger genealogische **Blätter.** Hrsg. vom Braunschweiger Genealog. Abend. Nr. 2, 3/5. [1927]. — 3/5. Festgabe dem Hrn. Archivdirektor Prof. Dr. Heinrich Mack zu seinem 60. Geburtstage am 27. Januar 1927 dargebr. (72 S. mit 1 Abb., 1 Titelb.) [42
Familiengeschichtliche **Blätter.** Jg. 25. (1927). [43
Familie und Heimat. Zs. für oberschlesische Familienkunde Amtsbl. des Genealog. Vereins in Oberschlesien. Hrsg. Walther M. Slawik. Jg. 1. Beuthen: 1927. [44
Forschungen und Mitteilungen des österreichischen Instituts für Genealogie, Familienrecht und Wappenkunde. Vierteljahrsschrift. (Verantw.: Heinrich Höfflinger) Jg. 1. 1927. H. 1. 2. Jänner. Juni. [45
Altpreußische **Geschlechterkunde.** Blätter d. Vereins f. Familienforschg. in Ost- u West-preußen. Hrsg. von William Meyer. H. 1, 2. Königsberg i. Pr. 1927. [46
Jahrbuch [Kalender] der deutschen Adelsgenossenschaft. [28] 1927. [47
Mitteilungen der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte. H. 35 (1927) — 38 (1928). [48
Nachrichten der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte. 1927. [49
Familiengeschichtliche **Quellen.** Zeitschrift familiengeschichtl. Quellennachweise. 3, 1—4 (1927). [50
Familiengeschichtliches **Such- und Anzeigenblatt.** Leipzig 1927. [51

Neues **Archiv** der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Bd. 47 (1927). [52
Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung. Bd. 42 (1927). [53
Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken. Bd. 19 (1927). [54
Archivio storico italiano. Anno 85 (1927). [55
Mededeelingen van het nederlandsch historisch Instituut te Rome. 's-Gravenhage. D. 7 (1927). [56

Gelbe **Hefte.** München. Jg. 3 I. II. (1926/27). 4, I. (1927/28). [57
Historisches **Jahrbuch** i. A. d. Görres-Gesellschaft. Bd. 47, H. 1—4. [58
Vergangenheit und Gegenwart. Jg. 17 (1927). [59
Historische **Vierteljahrschrift.** Jg. 24 (1927/28). [60
Historische **Zeitschrift.** Bd. 136 (1927) bis 139 (1928). [61
Revue des études historiques. Année 93 (1927). [61a
Revue des questions historiques. Année 55. 56 (1927). [62
Revue historique. Année 52 (1927). [63
Transactions of the R. historical society. London. Vol. 10 (1927) 11 (1928). [64
Rivista storica italiana. Anno 44 (N. S. 5) 1927. [65
Historisk **Tidskrift.** Arg. 47 (1927). [66

Korrespondenzblatt des Gesamtvereins d. deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Jg. 75 (1927). [67
Das **Archiv.** Hrsg. von R[udolf] Sinwel u. H[ans] Hochenegg. Doppel-H. 1/2. (IV. 105 S.) Innsbruck: 1927. = Tiroler Heimatblätter. Wiss. Beihefte. (1.) [68
Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbitzer Bezirkes. Jg. 7 (1927). [69
Blätter für Heimatkunde. Hrsg. v. Historischen Verein für Steiermark. Jg. 5 (1927). [70
Carinthia I. Mitteilungen des Geschichtsvereins für Kärnten. Jg. 117, H. 1—6 (1927). [71
Unser **Egerland.** Monatsschrift für Heimaterkundung und Heimatpflege. Jg. 31 (1927). 32 (1928). [72
Heimat. Volkstüml. Beitr. zur Kultur u. Naturkunde Vorarlbergs. Fortges. durch Vierteljahrsschrift f. Gesch. u. Landeskunde Vorarlbergs. [73
Deutsche **Heimat.** Sudetendeutsche Monatshefte. Jg. 3 (1927). [74
Tiroler **Heimat.** Zeitschrift f. Geschichte u. Volkskunde Tirols. (H.) 7. 8. [75
Heimatgaue. Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- u. Volkskunde. Jg. 8 (1927). [76
Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus im ehemaligen und im neuen Österreich. Jg. 47 (1926), 48 (1927). [77
Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereins. Bd. 82 (1928). [78
Deutsches **Jahrbuch** für Böhmen, Mähren und Schlesien. Jg. 18. 1928. [79
Sudetendeutsches **Jahrbuch.** Bd. 2. Berichtsjahr 1925. Augsburg 1926. [80
Ungarische **Jahrbücher.** Bd. 7 (1927). [81
Kuhländchen. Geschichts- und Kulturbilder aus alter u. neuer Zeit. Wien-Leipzig. Bd. 9 (1927). [82
Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. Vereinsj. 66. 1926. [83

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jg. 65. H. 1. 2 (1927). [84

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Wien, früher Altertums-Vereins zu Wien. Bd. 7 (1927). [85

Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde des Jeschken-Isergaues. Jg. 21 (1927). [86

Monatsblatt des Vereins für Geschichte der Stadt Wien. Jg. 9 (44) 1927. [87

Monatsblatt des Vereins für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien. (Schriftl.: **Max Vancsa.**) Jg. 2. 1927. [88

Sudeta. Zeitschrift für Vor- und Frühgeschichte. Jg. 2. 3 (1926. 1927). [89

Vierteljahrsschrift für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs. Jg. 10, H. 3. 4. Erscheint als „Heimat". Vorarlberger Monatshefte. 1926. [90

Zeitschrift des deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens. Brünn. Jg. 29 (1927). [91

Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark. Jg. 23 (1927), H. 1—4. [92

Archiv d. historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Bd. 66 (1927). [93

Archiv für Geschichte und Altertumskunde v. Oberfranken. Bd. 30, H. 1. [94

Oberbayrisches **Archiv** für vaterländische Geschichte. Bd. 65. München 1927. [95

Bayerland. Illustrierte Halbmonatsschrift für Bayerns Land und Volk. München Bayerland-Verlag. Jg. 38 (1927). [96

79. Bericht und Jahrbuch 1925/26 des Historischen Vereins für die Pflege der Geschichte des ehemaligen Fürstbistums Bamberg zu Bamberg. [97

Blätter zur bayrischen Volkskunde. H. 11. 1927. [98

Allgäuer **Geschichtsfreund.** N. F. H. 26 (1927). [99

Bamberger **Hefte** für fränkische Kunst und Geschichte. 4.—6. [100

Heimatblätter. Hrsg. vom Hist. Verein Bamberg. Jg. 6/7 (1927/28). [101

Fränkische **Heimat.** Monatsblätter für fränkische Natur und Kultur. Jg. 6 (1927). Forts.: Fränkische Monatshefte. 7 (1928). [102

Bayerischer **Heimatschutz.** Zeitschrift des Bayer. Landesvereins f. Heimatschutz, Verein f. Volkskunst u. Volkskunde in München. Jg. 22. 1926. 23. 1927. Jubiläumsausg. [103

Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen a. D. Jg. 39/40 (1926/27). [104

Historischer Verein für Nördlingen und Umgebung. **Jahrbuch.** 11. 1927. [105

Jahresbericht des historischen Vereins für Straubing und Umgebung. Jg. 30 (1927). [106

Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg. **Jahresbericht** über das 49. Vereinsjahr 1926. (1927.) [107

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg. Bd. 27. 1928. [108

Fränkische **Monatshefte.** Zeitschrift f. Heimat, Kunst u. Kultur. [Jg. 1.] 1927. [109

Oberpfalz. Monatsschr. f. Gesch., Schrifttum... Kallmünz. Jg. 21 (1927). [110

Sammelblatt des Historischen Vereins Eichstätt. Jg. 40/41 (1925/26). [111

Sammelblatt des historischen Vereins Ingolstadt. Jg. 46 (1927). [112

Verhandlungen des histor. Ver. f. Niederbayern. Bd. 60 (1927). [113

Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg. Bd. 77 (1927). [114

Der bayerische **Vorgeschichtsfreund.** H. 6. 1926. [115

Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. Bd. 47 (1927). [116

Zeitschrift für bayrische Kirchengeschichte. Jg. 2. 1927. [117

Alemania. Zeitschrift f. alle Gebiete d. Wissens u. d. Kunst mit bes. Berücks. d. Heimatkunde. Hrsg. von d. Leogesellschaft am Bodensee. Jg. 1. 1926. [118

Blätter für württembergische Kirchengeschichte. N. F. Jg. 31 (1927). [119

Württembergisch **Franken.** Zeitschrift d. Histor. Vereins f. Württ. Franken. N. F. 14. 1927. [120

Fundberichte aus Schwaben. N. F. 4. 1926—1928 m. Anh. [121

Württembergische **Jahrbücher** f. Statistik u. Landeskunde. Hrsg. vom Statist. Landesamt. Jg. 1925/26. (1927.) 4°. [122

Württembergische **Vierteljahrshefte** für Landesgeschichte. N. F. Jg. 33 (1928). [123

Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde. Zürich. 1927. [124

Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern. Bd. 29, H. 1 (1927). [125

Archivio storico della Svizzera italiana. Milano. Vol. 2 (1927). [126

Argovia. Jahresschrift der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau. Bd. 42 (1929). [127

Thurgauische **Beiträge** zur vaterländischen Geschichte. H. 64—65 (1928). [128

Freiburger **Geschichtsblätter.** Bd. 29 (1927). [129

Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des hist. Vereins der fünf Orte... Bd. 82 [130

Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus. H. 45 (1927). [131

Basler **Jahrbuch.** Hrsg. v. Aug. Huber u. Ernst Jenny. Jg. 1928. [132

Historisches Museum Basel. **Jahresberichte** und Rechnungen des Vereins für das Historische Museum und für Erhaltung basler. Altertümer u. d. Kommission zum Histor. Museum. 1925. (Basel 1926) gr. 4°. [133

Jahresbericht der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte. 18 (1926). [134

Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Bd. 30, H. 4 (1927). [135

Mitteilungen des histor. Vereins d. Kantons Schwyz. H. 34—35 (1926/27). [136

Zuger **Neujahrsblatt** 1928. Hrsg. von der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Zug. Zug: Selbstverl. 1927. [137

Schriften der schweizerischen Gesellschaft f. Volkskunde. Basel. 19. (1927). [138

Neues Berner **Taschenbuch.** Jg. 32 (1926), 33 (1927). [139

Zeitschrift für schweizerische Geschichte. Zürich. Jg. 7 (1927). [140

Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte. Jg. 21 (1927). [141

Basler **Zeitschrift** für Geschichte und Altertumskunde. Bd. 26 (1927). [142

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F. Bd. 41 (1927/28). [143

Ekkhart. Jahrbuch für das Badner Land. Jg. 9 (1928). [144

Freiburger **Diözesan-Archiv.** N.F. Bd. 28 (A.F. 55) (1927). [145

Badische **Fundberichte.** Amtl. Nachrichtenblatt für die ur- und frühgeschichtliche For-

schung, hrsg. v. Ausschuß für Ur- und Frühgeschichte Badens. H. 7 (März 1927). [146
Mannheimer **Geschichtsblätter.** Jg. 28 (1927), 29 (1928). [147
Weinheimer **Geschichtsblatt.** Nr. 16 (1926). [148
Mein **Heimatland.** Badische Blätter für Volkskunde... Jg. 14 (1927). [150
Elsaß-Lothringisches **Jahrbuch.** Hrsg. vom Wissenschaftl. Institut d. Elsaß-Lothringer im Reich an d. Universität Frankfurt a. M. Bd. 6 (1927).
Rez.: Hist. Jb. 47 S. 832. [151
Ortenau. Mitteilungen des historischen Vereins für Mittelbaden. H. 14 (1927). [152
Revue d'Alsace. T. 74 (1927). [153
Elsaß-Lothringen. Heimatstimmen. Jg. 5 (1927), 6 (1928). [154
Cahiers d'archéologie et d'histoire d'Alsace. Strasbourg: Palais des Rohan. Année 18 (1927) [155
Archiv für elsässische Kirchengeschichte. Hrsg von Joseph Brauner. Jg. 2. 3 (1927/28). [156
Blätter für Pfälzische Kirchengeschichte. Jg. 2 (1926). [157
Kurpfälzer **Jahrbuch.** [Jg. 3. 4.] 1927. 1928.
Rez.: Jg. 4. Mannheim. Gesch.Bll. 28. 12, 247. [158
Pfälzisches **Museum**... Zs. d. Verb. pfälzischer Geschichts- u. Altertumsvereine... Jg. 44 (1927). [159
Monatsschrift des Frankenthaler Altertumsvereins. Jg. 35 (1927). [160
Heimat-Blätter für Ludwigshafen am Rhein und Umgebung. Jg. 15 (1926). [161

Jahrbuch der rheinischen Denkmalpflege. Hrsg. Provinzialkonservator der Rheinprovinz. (Verantw.: [Edmund] Renard.) = Zeitschr. d. rhein. Ver. f. Denkmalspflege. [162
Niederrheinischer **Heimatfreund.** Blätter f. Geschichte, Kultur u. Natur zwischen Rhein u. Maas. Jg. 2 (1926). [163
Rheinischer **Beobachter.** Jg. 6 (1927). 7, 1—3. [164
Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde. Jg. 24 (1927). 25 (1928), 1. 2. [164a
Mainzer **Zeitschrift.** Jg. 22 (1927). [165
Mitteilungen des Wetzlarer Geschichtsvereins. H. 10 (1927). [166
Trierer **Zeitschrift.** Vierteljahrshefte für Gesch. u. Kunst d. Trierer Landes. Jg. 2 (1927). [167
Alt-Köln. Jg. 16 (1927), H. 1-5. [168
Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, insbes. die alte Erzdiözese Köln. H. 108 (1926). [169
Historischer Verein Alt-Wertheim e. V. zur Pflege der Geschichte Wertheims und seiner Grafschaft, zur Erhaltung heimischer Altertümer und Baudenkmäler. **Jahrbuch.** [Jg. 21.] Für d. Vereinsj. 1925. [Historischer Verein Alt-Wertheim] 1926. [170
Bonner **Jahrbücher.** H. 132 (1927). [171
Bergische **Geschichtsblätter.** Jg. 4 (1927) [172
Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Bd. 56. (N.F. Bd. 46.) Jg. 1927. [173.
Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins. Im Auftr. d. wissenschaftl. Ausschusses hrsg. von Albert Huyskens. Bd. 47 = Jg. 1925. Aachen 1927. [174
Zeitschrift des Rheinischen Vereins für Denkmalspflege und Heimatschutz. (Schriftl.: Richard Klapheck.) Jg. 19 (1926/1927). H. 3. Der Kölner Dom in Gefahr. [175
Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. H. 45. [176

Académie royale de Belgique. **Bulletin** de la commission royale d'histoire. T. 91 (1927). [177
Revue belge de philologie et d'histoire. T. 6 (1927). [178
Rijks geschiedkundige **Publikatiën.** 's-Gravenhage. 63—66. [179
Verslagen omtrent 's rijks oude archieven. 49, 1. 2. (1926). 's-Gravenhage, Algem. landsdrukkerij, 1927. [180
Publications de la Société historique et archéologique dans le Limbourg à Maestricht. T. 63. Sér. 6. T. 8. Maestricht 1927. [181
Werken uitgegeven door het historisch Genootschap te Utrecht. Nr. 51 (1927). [182
Vereeniging tot uitgaaf der bronnen van het oudvaderlandsche recht. **Verslagen** en mededeelingen. 's-Gravenhage. Deel 8, Nr. 2 (1928). [183

Nassovia. Zeitschrift für nassauische Geschichte und Heimatkunde. 1927. 1928, 1—2. [184
Nassauische **Annalen.** Jahrbuch des Verein für nassauische Altertumskunde u. Geschichtsforschung. Wiesbaden: Selbstverlag des Vereins. Bd. 48 (1927), H. 1. [185
Nassauische **Heimatblätter.** Jg. 28 (1927). 1. 2. [186
Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde. N.F. Bd. 15. H. 2 (1927). Erg. bd. 9. H. 1. [187
Hessische **Blätter** für Volkskunde. Bd. 25 (1926). [188
Hessische **Chronik.** Monatsschrift f. Familien- und Ortsgeschichte in Hessen und Hessen-Nassau. Jg. 14. 15, 1. 2. [189
Fuldaer **Geschichtsblätter.** Jg. 20 (1927). 1. 2. [190
Hessenland. Ill. Monatsblätter f. Heimatforschung, Kunst u. Literatur. Jg. 39 (1927). 40 (1928). [191
Mitteilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Jg. 1925/26 (1927). [192
Mitteilungen des oberhessischen Geschichtsvereins. N.F. Bd. 28 (1928). [193.
Nachrichten der Gesellschaft für Familienkunde in Kurhessen und Waldeck. 2 (1927). [194
Volk und Scholle. Heimatbll. f. beide Hessen, Nassau u. Frankfurt a. M. Darmstadt. 5 (1927). [195
Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Bd. 56. (N.F. Bd. 46.) Kassel 1927. [196
Hanauer **Geschichtsblätter.** Nr. 7 (1927). [197
Mansfelder **Blätter.** Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte u. Altertümer d. Grafschaft Mansfeld in Eisleben. Jg. 34 u. 35. 1925. (1927). [198
Alt-Arnstadt. Beiträge zur Heimatkunde von Arnstadt und Umgegend. H. 7. Arnstadt 1927. [199
Mitteldeutsche **Blätter** für Volkskunde. Jg. 2 (1927). [200
Mühlhäuser **Geschichtsblätter.** Jg. 27 (1927) [201
Thüringer **Jahrbuch.** Jg. 27 (1928). [202

Mitteilungen des Eisenacher Geschichtsvereins. H. 2 Eisenach: Heimatbuchh. H. H. Bickhardt 1926. [203

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. H. 44 (1927). [204

Schriften des Vereins f. Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde. H. 85. 86 (1927). [205

Thüringen. Eine Monatsschrift f. alte u. neue Kultur. Mit einem Kreis von Mitarb. hrsg. von (Fritz) Koch. Jg. 3 (1927). [206

Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde. Bd. 35, H. 2. [207

Thüringisch-sächsische **Zeitschrift** für Geschichte und Kunst. Hrsg. von Theo Sommerlad. Bd. 16 (1927), H. 1. 2. [208

Unser **Eichsfeld.** Jll. Monatsschrift f. eichsfeldische Heimatkunde. Jg. 22 (1927). 23 (1928), 1. [209

Mein **Eichsfeld.** Heimat-Jahrbuch. Jg. 4 (1928). [210

Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark. Bd. 35. 36 (1928). [211

Heimat-Blätter. Hrsg. vom Heimat-Verein Dülmen. (Verantw.: L. Bielefeld.) Jg. 3 (1927). [212

Heimatblätter der Roten Erde. Zeitschrift des westfälischen Heimatbundes. Forts.: Die Heimat. Monatsschrift f. Land... in Westfalen. Jg. 9 (1927). [213

Die **Heimat.** Zeitschrift des westfälischen Heimatbundes. Jg. 9 (1927). 10 (1928). [214

Heimatjahrbuch des Kreises Tecklenburg. Jg. 4 (1926). [215

Jahrbuch des Vereins für Orts- und Heimatkunde in der Grafschaft Mark. Jg. 40. 41 (1927/28). [216

Jahrbuch des Evang. Vereins für westfälische Kirchengeschichte. Jg. 29 (1928). [217

Mindener **Jahrbuch.** Hrsg. vom Mindener Geschichtsverein. Bd. 1. 2 (1925. 1926). Minden i. W. [1927]: [218

Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg zu Bielefeld. Jg. 41 (1927). [219

Süderland. Heimatblatt f. d. südl. Teil d. Grafschaft Mark. Jg. 1927. (24 Nrn.). [220

Zeitschrift des Vereins für die Geschichte von Soest und der Börde. H. 42—43. 1927. [221

Alt-Hildesheim. H. 8 (1928). [223

Hannoversche **Geschichtsblätter.** Jg. 30 (1927). [224

Jahrbuch des Provinzial-Museums zu Hannover. Hannover: Culemannsche Buchdruckerei. N.F. Bd. 2 (1927) 1927. [225

Mitteilungen des Vereins für Geschichte u. Landeskunde von Osnabrück. Bd. 48 (1926). 49 (1927). [226

Niedersächsisches **Jahrbuch.** N.F. der „Zeitschrift d. hist. Ver. f. Niedersachsen". Bd. 4 (1927). [227

Nachrichtenblatt für Niedersachsens Urgeschichte. 1927. (Angebunden an: Niedersächsisches Jahrbuch. Bd. 4). [228

Niedersachsen. Norddeutsche Monatshefte f. Heimat, Kunst u. Leben. Bremen. 32 (1927). [229

Niedersachsenbuch 1928. Ein Jahrbuch für niederdeutsche Art. Hrsg. v. Rich. Hermes. Jg. 12. Hamburg: Richard Hermes. [230

Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Bd. 35 (1927). [231

Geschichtsblätter für Waldeck und Pyrmont. Bd. 24. (1927). [232

Zeitschrift der Gesellschaft f. niedersächsische Kirchengeschichte. Jg. 32/33 (1927). [233

Mitteilungen aus der Lippischen Geschichte und Landeskunde. Bd. 13 (1927). [234

Männer vom Morgenstern. Heimatbund an Elb- u. Wesermündung. E. V. **Jahrbuch.** Jg. 23. [235

Oldenburger **Jahrbuch** des Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte. 31 (der Schriften 50. Bd.) Oldenburg i. O.: Gerh. Stalling 1927. [237

Blätter des Vereins für Heimatschutz und Heimatsgeschichte Leer i. Ostfriesland. Nr. 5—7. [238

Upstalsboomblätter für ostfriesische Geschichte, Heimatschutz und Heimatkunde. Jg. 13 (1927), Nr. 3. 4. [239

Stader **Archiv.** Zeitschrift d. Stader Geschichts- u. Heimat-Vereins. N.F. H. 17 (1927). [240

Bremisches **Jahrbuch.** Bd. 31 (1928). [241

Hansische **Geschichtsblätter.** Jg. 52 (1927) Bd. 32. [242

Hamburgische **Geschichts-** und **Heimatblätter.** Jg. 2 (1927. = Mitteilungen des Vereins f. Hamburgische Geschichte. Jg. 47 [243

Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins. 18 (1927). [244

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. (Red.-Ausschuß: Kurt Ferber, Alex Heskel, Herm. Joachim [u. a.].) Bd. 28. Hamburg: 1927. [245

Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Bg. 24 (1927). [246

Jahrbuch des Nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe. H. 14 = Jg. 1927. [247

Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins. Bd. 12/13 (1927). [248

Zeitschrift der Gesellschaft f. schleswig-holst. Geschichte. Bd. 56, H. 2. 57 (1928). [249

Mecklenburg-Strelitzer **Geschichtsblätter.** Jg. 3 (1927). [250

Mecklenburg-Strelitzer **Heimatblätter.** Jg. 3 (1927) H. 1—4. [251

Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte u. Altertumskunde. Jg. 91 Schwerin 1927. [252

Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg. Schönberg (Meckl.): Jg. 9 (1927). [253

Neues **Archiv** für Sächsische Geschichte und Altertumskunde. Bd. 48. 1 (1927). [254

Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg. Jg. 62 (1927). [255

Anhaltische **Geschichtsblätter.** (Fortsetzg. der „Mitteilungen des Vereins für anhaltische Geschichte und Altertumskunde".) Dessau: Druck von C. Dünnhaupt. H. 3 (1927). [256

Bautzner **Geschichtshefte.** Bautzen 1927. Bd. 5. [257

Zittauer **Geschichtsblätter.** 1927. [258

Heimat-Jahrbuch für den Regierungsbezirk Magdeburg. II. 1927. [259

Oberlausitzer **Heimatstudien** 10—12. [260

Oberlausitzer **Heimat-Zeitung.** Halbmonatsschr. f. Heimatforschung u. Heimatpflege. Jg. 8 (1927), 9 (1928). [261

Jahrbuch Sachsen. Politik u. Wirtschaft, Kunst u. Wissenschaft i. Freistaat Sachsen. Leipzig. 1928. [262

Heimatliches **Jahrbuch** für Anhalt. [Jg. 3.] 1927. [263

Vogtländisches **Jahrbuch.** Jg. 6 (1928). Plauen i. V.: Franz Neupert. [264

Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsich-thüringischen Länder. Bd. 14 (1926). [265

Neues Lausitzisches **Magazin.** Zeitschrift d. Oberlausitzer Gesellschaft d. Wissenschaften Bd. 102 (1926). [266

Die **Mark Zeitz.** Zeitschrift des Geschichts- u. Altertumsvereins für Zeitz u. Umgegend. Beilage z. d. „Zeitzer Neuesten Nachrichten". Nr. 82—83. [267

Mitteilungen d. Freiberger Altertumsvereins... H. 57 (1927). [268

Mitteilungen des Vereins für vogtländische Geschichte und Altertumskunde zu Plauen i.V. Jahresschrift 36 (1927/28). [269

Mitteilungen des Wurzener Geschichts- und Altertumsvereins. Bd. 3, H. 2, T. 1. Wurzen 1926. [270

Niederlausitzer **Mitteilungen.** Zs. d. niederl. Ges. f. Anthropologie u. Altertumsk. Bd. 18, H. 1 (1927). [271

Sachsen und **Anhalt.** Jahrb. d. Hist. Kommission f. d. Prov. Sachsen u. f. Anhalt. Bd. 3. Magdebug. 1927.
Rez.: Zs. d. Harzver. f. Gesch. 60. S. 157. [272

Serimunt. Mitteilungen aus Vergangenheit u. Gegenwart d. Heimat. Blätter d. Vereins Heimatmuseum f. Stadt u. Kreis Cöthen (Anhalt). Jg. 1 (1926). [273

Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde. Jg. 60 (1927). [274

Zeitschrift des Vereins f. Kirchengeschichte der Provinz Sachsen. Jg. 23 (1927), 24 (1928). [275

Beiträge zur Geschichte, Landes- u. Volkskunde der Altmark. Bd. 5, H. 3 (1927). [276

Brandenburgia. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg. Jg. 36 (1927). [277

Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Bd. 40, 1. [278

Jahrbuch für brandenburgische Kirchengeschichte. Jg. 22 (1927). [279

Brandenburgisches **Jahrbuch.** Bd. 3 (1928).
Rez.: Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 44, S. 131. [280

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. Jg. 44 (1927). [281

Die **Neumark.** Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Neumark. N.F. der Schriften. H. 4 (1927). [282

Neumark. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Neumark. Jg. 4 (1927). [283

Veröffentlichungen der histor. Komm. f. d. Provinz Brandenburg u. d. Reichshauptstadt Berlin. Bd. 2. 3 (1927). [284

Altschlesien. Bd. 2, H. 1 (1927). [285

Altpreußische **Forschungen.** Jg. 4. H. 1-2. (1927). [285a

Glatzer **Heimatblätter.** Jg. 13 (1927). Inhaltsverz. Jg. 1—13 (1911/1927) = Glatzer Heimatschriften Bd. 17. [286

Heimatblätter des deutschen Heimatbundes Danzig. Jg. 3, H. 1927. [287

Grenzmärkische **Heimatblätter.** Jg. 3, 1-3. 1927. [288

Elbinger **Jahrbuch.** Zeitschrift d. Elbinger Altertumsgesellschaft u. d. städt. Sammlungen zu Elbing. Erscheint in zwangloser Folge. Hrsg. von Bruno Ehrlich. H. 5/6 (1927). [289

Pommersche **Jahrbücher.** Bd. 23.
Rez.: Monatsblätter, hrsg. v. d. Ges. f. pommer. Gesch.... 41. S. 51. Bd. 24 (1928). [290

Jahres-Bericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. 99. 1926. Breslau: 1927. [291

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Bd. 28. Breslau: 1927. [292

Mitteilungen des Beuthener Geschichts- u. Museumsvereins. In zwangloser Folge erscheinend. H. 7—10 (1925—)1927 gr. 8°. [293

Jahresbericht des Neisser Kunst- u. Altertums-Vereins. 31 (1927). [294

Mitteilungen des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn. H. 35 (1927). [295

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen. Königsberg. Jg. 2 (1927/28). [296

Mitteilungen des westpreußischen Geschichtsvereins. Jg. 26 (1927). [297

Historische Gesellschaft für Posen. **Mitteilungen.** Hrsg. von d. Vereinigung d. reichsdeutschen Mitglieder. H. 2. Berlin: 1927. [298

Monatsblätter der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. 41 (1927). 42 (1928), H. 1—5. [299

Schlesische **Monatshefte.** Jg. 4 (1927). [300

Unser **Pommerland.** Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat. 12 (1927). [301

Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens. Hrsg. v. Westpr. Geschichtsv. 13 (1927). [302

Baltische **Studien.** Hrsg. v. d. Ges. f. pommersche Gesch. u. Altert. K. N. F. Bd. 29 (1927). [303

Sitzungsberichte der Altertumforschenden Gesellschaft zu Pernau. Bd. 8. 1914—1925. Pernau 1926. [304

Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens. Bd. 61. 1927. [305

Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins. H. 67. Danzig 1927. [306

Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands. Bd. 23, H. 1 (1927). [307

Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Schlesiens. Hrsg. von Edmund Wilhelm Braun. Jg. 18. 1924/25. Troppau [1927]. [307a

Deutsche wissenschaftliche **Zeitschrift** für Polen. H. 8. 9. [308

Jahrbuch des baltischen Deutschtums. Hrsg. von d. Zentrale deutsch-baltischer Arbeit in Lettland in Gemeinsch. mit d. Verbande deutscher Vereine in Estland. 1927. Riga (1927). [309

Mitteilungen aus der livländischen Geschichte. Bd. 24, 1 (1928). [310

Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. Bd. 82. 83 (1927). 84 (1928). [311

Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Bd. 57 (1927). 58, H. 1—3. [312

Schmollers **Jahrbuch** für Gesetzgebung. Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche. Jg. 51 (1927). [312a

Kölner sozialpolitische **Vierteljahresschrift.** Jg. 6 (1927). [313

Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur. Bd. 28 (1927). [314

Monatsschrift für Geschichte u. Wissenschaft des Judentums. 71 (1927). 72 (1928). [315

———

Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Bd. 47 (1927). (Germanist., roman. u. kanon. Abt.) [316

Kirchenrechtliche **Abhandlungen.** Hrsg. v. Ulr. Stutz. H. 104 (1928). [317

———

Zeitschrift für historische Waffen- und Kostümkunde. (11.) 5. Jg. H. 7. 8. [318

———

Analecta Bollandiana. T. 45, fasc. 3. 4. T. 46 (1928). [319

Analecta Praemonstratensia. Tongerloo. T. 3 (1927). [320

Analecta sacri ordinis fratrum praedicatorum. Roma. Annus 35—37 (1929). [321

Nederlandsch **Archief** voor kerkgeschiedenis N. S. D. 20 (1927). [322

Etudes franciscaines. Année 23 (T. 39) (1927). [323

Römische Quartalschrift. Jg. 35 (1927), H. 1. 2. [324

Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordnes in Deutschland. H. 23 (1927). [325

Revue de théologie et de philosophie. T. 15 (1927). [326

Revue d'histoire de l'église de France. T. 13 (1927). [327

Revue d'histoire et de philosohpie religieuses. Année 7 (1927). [328

Revue Mabillon. Année 17 (1927). [329

Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige. Hrsg. von d. Bayer. Benediktinerakademie. N. F. Bd. 13—15 (1927). [330

Zeitschrift für Kirchengeschichte. Bd. 46 (1927). [331

———

Archiv für Kulturgeschichte. Bd. 17, H. 2. 3. Bd. 18 (1927). [332

Archiv für Politik und Geschichte. Jg. 4. Bd 6. Tl. 2, H. 7—12. Jg. 5 (1927). [333

Burgwart. Zeitung für Wehrbau, Wohnbau und Städtebau. Zeitung der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen. Berlin-Grunewald: Burgverlag. Jg. 28 (1927). [334

Denkmalpflege und Heimatschutz. Fortges. durch Zs. f. Denkmalpflege. [335

Deutschlands **Erneuerung.** München. Jg. 11 (1927). [336

Euphorion. Bd. 28 (1927). [337

Die **Gesellschaft.** Jg. 4 (1927). [338

Hochland. München u. Kempten. Jg. 24. Bd. 2 (1927). [339

Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1927. [341

Deutschösterreichisches **Jahrbuch.** Von Sepp Glabischnig. Jg. 6. 1927. [342

Deutsch-nordisches **Jahrbuch** für Kulturaustausch und Volkskunde. Zugl. Jahrbuch d. Nord. Gesellschaft [Lübeck]. [Jg. 8.] 1927. [343

Neue **Jahrbücher** für Wissenschaft und Jugendbildung. Jg. 3. 4 (1928). [344

Neue Heidelberger **Jahrbücher.** 1927. [345

Preußische **Jahrbücher.** Bd. 207—210 (1927). 211 (1928). [346

Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. **Jahresbericht** der Görres-Gesellschaft. (51.) 1925/26. (1927.) [= Görres-Vereinsschrift 1926. 3.] [347

Schweizerische **Monatshefte** für Politik und Kultur. Jg. 7 (1927), Erg.-H. 4. [348

Sozialistische **Monatshefte.** Jg. 33 (1927). [349

Süddeutsche **Monatshefte.** Jg. 25 (1927). [350

Oesterreich. Monatsschrift f. alles Oesterreichische. Revue autrichienne, Austrian Review. Rivista austriaca. [Jg. 1.] 1927. [351

Allgemeine **Rundschau.** Wochenschrift für Politik und Kultur. Jg. 24 (1927). [352

Deutsche **Rundschau.** Jg. 53 (1927), 210 bis 214. [353

Die neue **Rundschau.** 38 (1927). [354

Neue Schweizer **Rundschau.** 25 (1927). [355

Stimmen der Zeit. Bd. 113. 114. [356

Zeitwende. Jg. 3 (1927), H. 1. 2. [357

———

Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. 57 (1927). 58 (1928). [358

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Jg. 36, H. 1—4 (1927). [359

Zeitschrift für Ethnologie. Jg. 58 (Nr. 5. 6. (1927). [360

Oberdeutsche **Zeitschrift** für Volkskunde. Jg. 1. 1927.
Rez.: Mannheim. Gesch.bll. 28. 8, 175. [361

Niederdeutsche **Zeitschrift** für Volkskunde. Fremen: Schünemann. Jg. 5 (1927). [362

———

Vorgeschichtliches **Jahrbuch,** f. d. Gesellschaft f. vorgeschichtl. Forschung hrsg. von Max Ebert. Bd. 2. 1926. — Bibliographie d. J. 1925. [363

Praehistorische **Zeitschrift.** Bd. 17 (1926). [364

Mannus. Zeitschrift f. Vorgeschichte. Erg.-Bd. 5. 1927. — 5. Bericht über d. 9. Tagung d. Gesellschaft f. deutsche Vorgeschichte. Braunschweig, 25.—30. Mai 1926. [365

Deutsches Archäologisches Institut. Röm.-german. Kommission. 16. **Bericht** 1925/26. Frankfurt a. M.: J. Baer, 1927. [366

Germania. Korrespondenzblatt der römisch-germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts. Jg. 11, H. 1. 2. (1927). [367

Le **Moyen Age.** Sér. II. T. 28 (1927). [368

Speculum. A journal of mediaeval studies. Vol. 3, 1 (1927). [369

Luther. Vierteljahrsschrift der Luthergesellschaft. Jg. 9 (1927), 1—3. [370

Luther-Jahrbuch. Jahrbuch der Luther-Gesellschaft. München: Chr. Kaiser. Jg. 9 (1927). [371

Schriften des Vereins f. Reformationsgeschichte. Jg. 45 (1927), H. 1. 2. [372

La Révolution française. T. 80 (1927). [373

Die **Kriegsschuldfrage.** Jg. 5 (1926) 6, 1. 2. [374

———

Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven. (Ost-Europa-Institut in Breslau.) N.F. Bd. 3, H. 1. 2 (1927). [375

Der **Auslanddeutsche.** Stuttgart. Jg. 10. 11, 1 (1927). [376

Jahrbuch des Reichsverbandes für die katholischen Auslanddeutschen. Hrsg. von Ansgar Sinnigen u. Ludwig Schade. [Jg. 1.] 1926. [377

Quellen und Studien zur Kunde des Grenz- und Auslanddeutschtums. Hrsg. von Hugo Grothe. A. Wissenschaftliche Reihe. Bd. 3. Crimmitschau: Rohland & Berthold 1927. [378

Deutsch-amerikanische **Geschichtsblätter.** Jahrbuch der deutsch-amerikanischen historischen Gesellschaft von Illinois. Mallers Building, Chicago, Ill. Jg. 1926/27 (1927). [379

II. Hilfswissenschaften.

1. *Bibliographien und Literaturberichte.*

Das **Buch** des Jahres 1927. Hrsg. von d. Vereinigten Verleger-Gruppe. (Beteiligte Firmen: Amalthea-Verlag, Wien, C. H. Beck'sche Verlagsbuchh., München, Bruno Cassirer Verlag, Berlin... [Jg. 19.] 1927.) Leipzig (: Vereinigte Verleger-Gruppe;) Ausgabestelle: Poeschel & Trepte (1927). (III, 255 S. mit Abb.) gr. 8°. [380

Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes über die wichtigsten wissenschaftlichen Neuerscheinungen des gesamten deutschen Sprachgebietes. Jg.3, 1926, mit Anh.: Wichtige wissenschaftl. Neuerscheinungen d. Auslandes. Zugl. Reg. zu Jg. 77 d. Zeitschrift. Hrsg. von Wilhelm Frels. Leipzig: Börsenverein d. Deutschen Buchhändler 1927. (IV S., 868 Sp., 1 Bl.). [381

Deutsches **Bücherverzeichnis.** Bd. 9. (1921 bis 1925 P—Z. Bd. 10). Leipzig: Verlag [Geschäftsstelle] d. Börsenvereins d. Deutschen Buchhändler zu Leipzig. 1927. — Bd.10. Stich- u. Schlagwortregister A—K. [382

Internationale **Bibliographie** der Zeitschriftenliteratur mit Einschluß von Sammelwerken u. Zeitungen. Abt. A. Bd. 57. Juli bis Dez. 1925. Lfg. 9. Gautzsch b. Leipzig: F. Dietrich 1926. [383

Internationale **Bibliographie** der Zeitschriftenliteratur mit Einschluß von Sammelwerken und Zeitungen. Abt. A. Bd. 58. Jan.—Juni 1926. Gautzsch b. Leipzig: F. Dietrich 1927. [384

Internationale **Bibliographie** der Zeitschriftenliteratur mit Einschluß von Sammelwerken und Zeitungen. Abt. B. Bibliographie der fremdsprachigen Zeitschriftenliteratur. Mit Verf.Reg. N.F. Bd. 1. 1925/261. Gautzsch b. Leipzig: F. Dietrich 1927. gr. 4 [385

Internationale **Bibliographie** der Zeitschriftenliteratur mit Einschluß von Sammelwerken und Zeitungen. Abt. C. Suppl.-Bd. 41. 1924. Lfg. 3. 4. Suppl.-Bd. 42. 1925. Gautzsch b. Leipzig: F. Dietrich 1926. 1927. [386

Jahresverzeichnis der an den deutschen Universitäten und Hochschulen erschienenen Schriften. 41. 1925. Berlin: Preußische Staatsbibliothek (; Leipzig: O. Harrassowitz in Komm.) 1927. gr. 8°. [387

Jahresverzeichnis der Schweizerischen Hochschulschriften. Catalogue des ecrits académiques suisses. (Red.: Öffentl. Bibliothek d. Univ. Basel [Ausg. 29].) 1926. Basel: Universitätsbibliothek 1927. (IV, 118 S.) 8°. — Dass. Verf. Reg. zu d. Jahrgangen 1897/98—1922/23. Ebd. 1927. (87 S.) gr. 8°. [388

Bibliographie der Haupt- und Leitartikel der deutschen politischen und wirtschaftlichen Tagespresse, hrsg. von Ernst Umlauff. (Jahrl. 52 Titel-Übersichten u. 12 Schlagwort-Register nebst Verf.Verzeichnissen.) Berlin: Bergers literar. Büro u. Verlagsanst. (1927.) 8°. [389

Nijhoff, Martinus. — Nijhoff's Katalog neuer niederländischer Literatur. 9. verm. Aufl. Haag: N. V. M. Nijhoff's Boekhandel 1927. (192 S.). [390

Mitteilungen aus der histor. Literatur NF. 15. Bd. (55.) H. 1—4. 1927. [391

Haering, Hermann: Die Zukunft des Dahlmann-Waitz. In: Histor. Zs. Bd. 136 (1927). 2. S. 266—289. [392

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Unter Mitw. von Wilhelm Braune hrsg. von Eduard Sievers. Register zu Bd. 1—50. Von Klara H. Collitz. Halle (Saale): M. Niemeyer 1927. (54 S.) gr.8°. Aus., Beiträge zur Geschichte d. dtsch. Sprache u. Literatur" 50, 3. [393

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. Hrsg. von d. Gesellschaft f. deutsche Philologie in Berlin. (Jg. 46 =) N. F. Bd. 4. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1926. gr. 8°. N.F. 4. Bibliographie 1924. (VIII, 237 S.) [394

Jahresbericht über die wissenschaftlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren deutschen Literatur. Hrsg. von d. Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin. (N.F. Bd. 4.) Bibliographie 1924. (XII, 171 S.) Berlin: W. de Gruyter & Co. 1926. gr. 8°. [395

Familiengeschichtliche **Bibliographie.** Jg. 1925. Mit Nachtr. zu d. Jgn. 1921 bis 1924. Bearb. von Friedrich Wecken. Leipzig: Zentralstelle f. deutsche Personen- u. Familiengeschichte 1927. (III, 84 S.) gr. 8° — Mitteilungen d. Zentralstelle f. deutsche Personen- u. Familiengeschichte. H. 35. [396

Straßmeyer, Eduard: Bibliographie zur oberösterreichischen Geschichte 1891—1926. 7. Genealogie, Familiengeschichte, Biographien In: Archiv f. Bibliographie, Buch- u. Bibliothekswesen. Beiheft 3. Lfg. 1. S. 34—48 (Nr. 508—807). [397

Poewe, Wilhelm: Elsaß-lothringische Bibliographie für das Jahr 1925. IX. Genealogie u. Heraldik. In: Elsaß-lothringisches Jb. 6, S. 26. [398

Stauber, Emil: Bibliographie der Geschichte von Zürich 1924/25. III. Familiengeschichte. Wappen- und Münzkunde. In: Züricher Taschenbuch. N.F. Jg. 46 (1926). S. 249—250. [399

Heusler, Fritz: Basler Bibliographie 1926. III. Genealogie. In: Basler Jb. 1927. S. 215. [400

Finckh, Karl: Literatur zur Familienkunde. In: Die Heimat (Krefeld). Jg. 5, 3. S. 208. [401

Laue, Max: Bibliographie. 13. Familiengeschichte. 14. Personengeschichte. In: Thüringisch-Sächsische Zs. für Geschichte u. Kunst Bd. 15. 2. S.233—238. [402

Wecken, Friedrich: Verzeichnis familiengeschichtlicher Quellen. Lfg. 5. 6. Leipzig: Degener & Co. [1926—1927]. [403

Bücherverzeichnis der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde E. V. Hrsg. von d. Gesellschaft. Köln. Selbstverlag 1927. (60 S.) 8°. [404

Volkskundliche **Bibliographie.** Hrsg. von E[duard] Hoffmann-Krayer [Jg. 5 u. 6.]. 1921 u. 1922. Berlin: W. de Gruyter & Co. [in Komm.] 1927. XXVII, 414 S.) [405

Jahresberichte f. deutsche Geschichte. Hrsg. von Albert Brackmann u. Fritz Hartung. Jg. 1. 1925. Leipzig: Koehler 1927. [405a

---

Strassmayr, Eduard: Bibliographie zur oberösterreichischen Geschichte 1891 bis 1926. Lfg. 1. (48 S.) Linz: F. Winkler, Verlag „Im Buchladen" 1927. gr. 8° = Archiv f. Bibliographie, Buch- u. Bibliothekswesen. Beih. 3, Lfg. 1. [406

Vancsa, Max: Ein Wort zur landesgesch. Arbeit in Niederösterreich während der letzten 3 Jahrzehnte (Monatsblätter d. Ver. f. Landeskunde... von Niederösterr. 12. 26, 53. [407

Buchner, Georg: Bibliographie zur Ortsnamenkunde der Ost-Alpenländer. München: Alpine Verlagsanstalt H. Stock & Co. [Komm.: F. Volckmar, Leipzig]. 1927. (36 S.). [408

Apponyi, Graf Alexander: Hungarica. Ungarn betreffende im Auslande gedruckte Bücher u. Flugschriften. Ges. u. beschrieben. Bd. 4. München: Jacques Rosenthal 1927. [409

Neuere Allgäuer **Literatur.** Ges. im Auftrage d. Hist. Vereins Allgäu von Otto Merkt. Folge 10. Kempten 1927: Dr. Otto Markt.) 10. 2063—2523. (S. 419—528.) [410

Weinzierl, Franz Joseph: Verzeichnis der in den ersten 60 Bänden der Verhandlungen des Hist. Ver. f. Niederbayern erschienenen Aufsätze u. Abhandlungen m. Schlagwortregister. (Verh. d. Hist. Ver. f. Niederbayern 60. S.153.) [411

Buchner, Gg.: Schriftenverz. z. ortsnamenkundl. Literatur Bayerns. (Bayer. Heimatschutz. Jg. 22. S. 122. Jg. 23. S. 203.) [411a

Leuze, Otto: Württembergische Geschichtsliteratur vom Jahre 1923 u. 1924. (Mit Nachträgen.) (Württ. Viertelj.-H. f. Landesgesch. Jg. 32, S. 313ff.) [412

Bibliographie der Schweizergeschichte. Jg. 1925. Von Helen Wild. Zürich: Gebr. Leemann & Co. 1927. (IV, 194 S.) gr. 8° = Zeitschrift f. schweizer. Geschichte. Jg. [6.] 1926. Beil. [413

Heusler, Fritz: Basler Bibliographie 1927. (Basler Jb. 1928 S. 246.) [414

Poewe, Wilhelm: Elsaß-Lothring. Bibliographie f. d. Jahr 1925. (Elsaß-Lothring. Jb. 6. S. 241ff.) [415

Leithaeuser, J[ulius]: Die Bücherei des Bergischen Geschichtsvereins. Abt. Barmen. Vortr. Elberfeld: Martini & Grüttefien [1927]. (26 S.) [416

Leiß, Albert: Landesgeschichtl. u. landeskundl. Literatur (Geschichtsblätter f. Waldeck... 24. S. 158.) 417

Dobenecker, O. u. H. Koch: Übersicht über d. neuerdings ersch. Literatur z. thüring. Gesch. u. Altertumskunde. (Zs. d. Ver. f. thür. Gesch. 35. S. 395.) [418

Laue, Max: Bibliographie. (Schriftenschau f. d. Gesch. d. Provinz Sachsen) (Thüring.-sächs. Zs. 16. S. 114. 251.) [419

Lehmann, Rudolf: Bibliographie zur Geschichte der Niederlausitz. Berlin: Gsellius[sche Buchh. in Komm.] 1928 [Ausg. 1927]. (XII, 226 S.) gr. 8° = Brandenburgische Bibliographien. Bd. 3 = Veröffentlichungen d. Histor. Kommission i. d. Prov. Brandenburg u. d. Reichshauptst. Berlin. 2.
Rez.: Neues Laus. Magaz. 103. S. 262. [420

Schulze, Johann Daniel: Erster Versuch eines vollst. Verzeichnisses d. niederlausitzischen Schriftsteller u. Künstler seit der Reformation. (Lausitz. Heimat Jg. 1 Nr. 6.) [421

Jahn, M.: Schriften zur Vor- u. Frühgeschichte Schlesiens aus dem Jahre 1926. (Altschles. Blätter 1927. Nr. 1.) [422

Strecker, Werner: Die gesch. u. landeskundl. Literatur Mecklenburgs 1926/27. (Jb. d. Ver. f. mecklenb. Gesch.... 91 S. 279.) [423

Wernecke: Altpreuß. Bibliographie für 1926 I, II nebst Nachträgen für 1923 bis 1925. (Altpreuß. Forschgen. 4. H. 1. S. 165. H. 2. S. 147.) [423a

Stieda, Wilhelm: Deutsch-baltische Literatur. (Schmollers Jb. 51 S. 761.) [424

Rückert, Hans: Luther-Bibliographie 1926 (Luther-Jahrbuch 9. S. 198. [425

Loesche, Georg u. a.: Liter. Rundschau über die den Protestantismus im ehemal. u. im neuen Österreich betr. Veröffentlichungen d. Jahre 1915—1925. (Jb. d. Ges. f. d. Gesch. d. Protest. . . 48 S. 166.) [426

Stuhlmann, Friedrich: Die Deutsche Heeresbücherei in Berlin. Berlin: R. Eisenschmidt 1927. (IV, 94 S. mit 3 Skizzen u. 1 Abb.) [427

---

2. Geographie.

Festschrift zum vierzigjährigen Bestehen des Geographischen Seminars d. U. L. (1886—1926). Hrsg. von W. Künzel u. W. Bockisch. (Leipzig. Universität:) Verein d. Geographen 1927. (44 S., 1 Taf.) gr. 8° [Umschlagt.] = Mitteilungen d. Vereins d. Geographen an d. Univ. Leipzig. 7. [428

Huber, Wilhelm: Politische Geographie. Eine Auswahl. München: R. Oldenbourg 1927. (88 S. mit Fig.) 8° = Dreiturmbücherei. Nr. 27. [429

Borchardt, Rudolf: Der Deutsche in der Landschaft. Besorgt. (München: Verlag d. Bremer Presse 1927.) (524 S.) Enth. ausgew. Stücke von 49 deutschen Gelehrten u. Dichtern über ihr Verhältnis zur Landschaft. [430

Koenig's **Städte-Lexikon** des Deutsch. Reichs. (9. Aufl. Neubearb.) Guben, A. Koenig 1926. (100 S.) [431

Ortsverzeichnis von Bayern. Hrsg. vom Verkehrsamt d. Abt. München d. Reichspostministeriums. 2. Aufl. München 1926: G. Franz'sche Buchdr. ([; lt. Mitteilg.:) Verkehrsamt d. Abt. München d. Reichspostministeriums [f. Bayern]). (912 S.) gr. 8°. [432

Oeftering, W. E.: Literar. Ortsverzeichnis von Baden. (= Ekkhart, Jb. f. d. Badner Land 1928.) [433

Steinmetz, S[ebald] R[udolf]: Die Nationalitäten in Europa. Berlin: Selbstverlag d. Gesellschaft; D. Reimer in Komm. 1927. (67 S.) gr. 8° = Zeitschrift d. Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin. Erg. H. 2. [434

Jacob-Friesen, K[arl] H[ermann]: Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Stand u. Kritik d. Forschg. über Rassen, Völker u. Kulturen in urgeschichtl. Zeit. Hannover: Helwingsche Verlh. 1928 [Ausg. 1927]. (VI, 238 S. mit Abb., eingedr. Kt.) 4° = Veröffentlichungen d. Urgeschichtl. Abt. d. Provinzial-Museums zu Hannover. Bd. 1. [435

Kandler, J.: Geologische Methoden in der Vorgeschichtsforschung. (D. bayr. Vorgesch.-freund 6. S. 1.) [436

Günther, Hans F. K.: Rasse und Stil. Gedanken über ihre Beziehgn. im Leben u. in d. Geistesgeschichte d. europäischen Völker insbes. d. deutschen Volkes. Mit 80 Abb. 2. [unveränd.] Aufl. [4.—5. Tsd.] München: J. F. Lehmanns Verl. 1927. (132 S.) [437

Scheidt, Walter: Rassenforschung. Eine Einf. in rassenkundl. Methoden. Mit 12 teils farb. Abb. Leipzig: G. Thieme 1927. (82 S.) 4°.

Rez.: Gesch.bll. für Stadt . . Magdeburg 62. S. 232. [438

Scheidt, Walter: Rassenunterschiede des Blutes mit bes. Berücks. d. Untersuchungsbefunde an europ. Bevölkerungen. Leipzig: G. Thieme 1927. (109 S.). [439

Pessler, Wilhelm, u. Walter Scheidt: Anlage und Arbeitsweise volkstumskundlicher und rassenkundlicher Erhebungen in Deutschland. München: J. F. Lehmann 1926. (34 S.) gr. 8°.

Aus: Scheidt u. Wriede: Die Elbinsel Finkenwärder. [440

Winter, Ernst Karl: Die historische Ethnologie und die Sozialwissenschaften. (Zs. f. d. ges. Staatswissensch. 82. S. 457.) [441

Wolff, Georg: Prähistorie u. Ethnologie im Bunde (Mainzer Zs. 22. S. 1.) [442

Wolff, K. F.: Rassenlehre. Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege u. Ethik. Mit 40 Abb. im Text, 16 Taf. u. 3 mehrfarb. Kt. Leipzig: C. Kabitzsch 1927. (III, 251 S.) gr. 8° = Mannus-Bibliothek. Nr. 39.

Rez. Zs. d. Harzver. 59. S. 117. [443

Günther, Hans F. K.: Adel und Rasse. 2., verb. u. verm. Aufl. mit 127 Abb. 4.—8. Tsd. München: J. F. Lehmann 1927. (124 S. mit 122 Abb.) gr. 8°. [444

Iltis, Hugo: Rassenwissenschaft u. Rassenwahn. (Die Gesellschaft 4. S. 97.) [445

Ploetz, Alfred: Ziel u. Aufgabe d. Rassenhygiene (Südd. Monatshefte 25. H. 6.) [446

Schäffer, Julius: Die Zerstörung des Volksgedankens durch den Rassenwahn. Berlin: Philo-Verlag 1926. (38 S.) gr. 8° = Die Morgen-Reihe. Schrift 4. [447

Müller-Claudius, Michael: Deutsche Rassenangst. Eine Biologie d. deutschen Antisemitismus. Berlin: C. A. Schwetschke & Sohn 1927 (V, 151 S.) gr. 8°. 448

Fischer, Eugen u. Hans F. K. Günther: Deutsche Köpfe nordischer Rasse. 50 Abb. mit Geleitworten. München: J. F. Lehmanns Verl. 1927. (16 S., 48 S. Abb.) [449

Günther, Hans F. K.: Rassenkunde des deutschen Volkes. 11. Aufl. [Unveränd. Abdr. d. 10. Aufl.] Mit 27 [eingedr.] Kt. u. 541 Abb. München: J. F. Lehmanns Verl. 1927. (VIII, 504 S.) gr. 8°. [450

Merkenschlager, Fritz: Götter, Helden und Günther. Eine Abwehr d. Günthersehen Rassenkunde. Nürnberg: L. Spindler [1927]. (64 S.) gr. 8°. [451

Kern, Fritz: Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten. Ein kultur- u. rassengeschichtl. Versuch. Mit 445 Abb. München: J. F. Lehmanns Verl. 1927. (VIII, 305 S., 1 Taf.) gr. 8°. [452

Mielke, Robert: Siedlungskunde des deutschen Volkes und ihre Beziehung zu Menschen und Landschaft. Mit 73 Abb. u. 6 Taf. im Text. München: J. F. Lehmann 1927. (310 S.) gr. 8°. [453

Mielke, Robert: Die Siedlungen der Heimat. Breslau: Ferd. Hirt 1926. (87 S. mit 34 Abb. u. 1 eingedr. Kt.) 8° = Der Heimatforscher. Bd. 3. [454

Fehrle, Eugen: Anleitung f. d. Sammler der Flurnamen. Mein Heimatland. 14. S. 194—198.

Ders.: Zur badischen Flurnamensammlung. Ebda. S. 295. [455

Ramsauer, Wilh.: Flurbezeichnungen nach ihrer Ähnlichkeit mit Gegenständen u. Körperteilen (Niedersachsen 32. S. 279). [456

Ramsauer, Wilhelm: Frosch u. Kröte in niederdeutschen Flurnamen. (Niederd. Zs. f. Volkskde. Jg. 5. S. 52.) [457

Schulz, F[ranz] E[rdmann]: Die Flurnamen als Bausteine für die Kultur- und Siedlungs-

Geschichte unserer Dörfer. Köslin: C. G. Hendeß (1927). (28 S.) 8°. Aus: „Unsere Heimat". Heimatbeil. der „Kösliner Zeitung". 1927. Nr. 3—7. [458

Thomsen, Kurt: Über d. Etymologie d. Ortsnamen auf -hall. (Zs. f. Ortsnamenforschung. Bd. 3 S. 38.) [459

Schmetz, Jos.: Nochmals zu d. Ortsnamen auf -hall. (Ebda. s. 175.) [460

Uhlemann, Walter: Die Bedeutung der Flurnamenforschung f. d. Volkskunde. (Mitteld. Bl. f. Volkskde. 2. S. 93. 109.) [460a

Schiffmann, Konrad: Neue Beiträge zur Ortsnamenkunde Ober-Österreichs. 2. Linz: F. Winkler Verlag „Im Buchladen" 1927. gr. 8°. [461

Vancsa, Max: Sammlung der niederösterr. Flurnamen (Monatsblätter d. Ver. f. Landeskunde... v. Niederösterreich 12. 27. 97.) [462

Linthoudt, Walter van: Die niederösterr. ON-Forschung in den Jahren 1920—1925. (Zs. f. Ortsnamenforschung Bd. 3 S. 123.) [462a

Granichstaedten-Czerva: Ortsnamen, Gemeindeteile u. Grundbuchsfragen an der Donau (Monatsblätter d. Ver. f. Landeskunde... v. Niederösterr. 12. 27. 88.) [463

Mühlhofer, F.: Zur Frage der „untergegangenen" Ortschaften im burgenländ. Gebiet östl. des Neusiedl. Sees. (Mitt. d. anthropol. Ges. in Wien 57. S. 126.) [464

Leeder, Karl: Fluß- und Flurnamen im oberen Schwarzagebiet. (Monatsblätter d. Ver. f. Landeskunde... von Niederösterr. 12. 26, 135.) [465

Wißmann, H. v.: Die bäuerl. Besiedlung u. Verödung d. mittleren Enstales. (Petermanns Mitt. 73 S. 65.) [466

Schwarz, Ernst: Die oberösterr. Ortsnamenforschung (Zs. f. Ortsnamenforschung Bd. 3 S. 53.) [467

Schwarz, Ernst: Die Ortsnamen des östlichen Oberösterreich. Reichenberg i. B.: Sudetendeutscher Verl. Fr. Kraus 1926. (VI, 146 S.) 4° = Prager deutsche Studien. H. 42. [468

Staffler, Richard: Die Hofnamen im Landgericht Schlanders (Vinschgau). Innsbruck: Universitäts-Verl. Wagner 1927. (VII, 243 S.) gr. 8° = Schlern-Schriften. 13. [469

Weitzenböck, Georg: Zu den vermeintlich slawischen Namen im Innviertel. Heimatgaue Jg. 8, H. 1, S. 87—89. [470

Schwarz, Ernst: Mundartl. Angleichung u. verkehrte Schriftsetzung in Ortsnamen der Sudetenländer. (Zs. f. Ortsnamenforschg. Bd. 3 S. 161.) [471

Lug, Viktor: Flurmanen in der Stadt Reichenberg. (Mitt. d. Ver. f. Heimatkde. d. Jeschken-Isergaues 21 S. 13. [472

Schier, Bruno: Flur u. Siedlung. = Die Friedländer Volkskunde 2. = Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen. Allg. Teil II. [473

Heberle, Josef: Die Siedelungen der Gemeinde Altusried. (Allgäuer Gesch.freund N.F. 26 S. 1.) [474

Lieb, Adolf Anton: Beschreibungen von Amtsgebietsgrenzen um Landshut. (Verhandlgn. d. Hist. Ver. f. Niederbayern 60 S. 115ff.) [475

Reinecke, P.: Die örtliche Bestimmung der antiken geographischen Namen für das rechtsrhein. Bayern. (D. Bayer. Vorgesch.-freund 6 S. 17.) [476

Schnetz, Jos.: Das Wimpassing-Problem. (Zs. f. Ortsnamenforschung Bd. 3 S. 108.) [477

Langenbeck, F.: Beiträge zur elsäss. Siedlungsgeschichte. (Elsaß-Lothring. Jb. 6 S. 76.) [478

Langel, A.: Les noms de lieu d'origine celtique en Alsace et en Lorraine (Revue d'Alsace 74 S. 105.) [478a

Walter, M[ichael]: Die abgegangenen Siedelungen. Karlsruhe: [Badische Druckerei u.] Verlag [J.] Boltze 1927. (VI, 78 S., 1 Tab.) kl. 8°.

Rez.: Mannheim. Gesch.Bl. 28.5.128. [479

Graf, Hermann: Die -stein u. -stadt (statt) -Orte in der Vorderpfalz. (Pfälz. Museum 44 S. 122.) [480

Fath: Wüstungen in der Pfalz. (Pfälz. Museum 44 S. 125.) [481

Bink, Hermann: Pfälz. Ansiedler in Ostpreußen. (Pfälz. Museum 44 S. 171.) [482

Bach, Adolf: Die Siedlungsnamen des Taunusgebiets in ihrer Bedeutung für die Besiedlungsgeschichte. Mit 29 Kt. u. 43 Tab. im Text. Bonn: L. Röhrscheid 1927. (XVI, 250 S.) gr. 8° = Rheinische Siedlungsgeschichte. Bd. 1.

Rez.: Zs. f. Ortsnamenforschung 3. S. 147. Nassovia 1927. S. 60. Hess. Bl. f. Volkskde. 25. S. 198. [483

Kaspers, W.: Untersuchungen zu den rheinischen Ingen-Orten. (Zs. f. Ortsnamenforschung Bd. 3 S. 81.) [484

Schulte-Kersmecke, K.: Die Orts- u. Flurnamen auf mert (mart), bert (pert), bracht (brecht). (Zs d. Ver. f. rhein. u. westfäl. Volkskde. 24 S. 43.) [485

Wiepen, K.: Die Flurnamensammlung in Westfalen. (Die Heimat. Zs. d. westfäl. Heimatkunde 9 S. 135.) [486

Vincke, Joh.: Die Besiedelung des Osnabrücker Landes b. z. Ausgang d. Mittelalters. (Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Landeskde. v. Osnabrück 49 S. 158.) [487

Hansen, Albert: Die Berechtigung des Namens Holzkreis, bewiesen an d. früher. Bewaldung d. Höhenzuges links d. oberen Aller. (Geschichtsblätter f. Stadt... Magdeburg 62 S. 24.) [488

Herder, Paul: Allerlei Ortsnamen aus Düsseldorf. Berg.Gesch.Bl. Jg. 4/5. [489

Flurnamen von Gr. u. Kl.-Bünsdorf. (Mitt. d. Heimatbundes f. d. Fürstentum Ratzeburg. Jg. 9 Nr. 1.) [490

— von Gr. u. Kl.-Siemz. (Dass. Nr. 3.)

— von Ollndorf u. Törpt. (Dass. Nr. 4.)

Hartmann, Wilh.: Die ältere Flurkarte d. Feldmark Brullsen als Urkunde der Dorfgesch. (Niedersächs. Jb. N.F. 4 S. 111.) [491

Rödiger, Paul: Wüstungen im ehemal. Gericht Allerberg. Unser Eichsfeld. Jg. 23 Nr. 1. [492

Heck, J.: Bonnenbroicher Flurnamen (Niederrhein. Heimatfreund. Jg. 2 Nr. 9.) [493

Abels, Hermann: Die Ortsnamen des Emslandes in ihrer sprachlichen und kulturgeschichtlichen Bedeutung. Paderborn: F. Schöningh 1927. (108 S.) [494

Helmbold, H.: Über Ortsnamen des Eisenacher Landes. (Mitt. d. Eisenacher Gesch.-vereins 2 S. 7.) [495

Gandert, O.: D. archäologische Landesaufnahme. (Mitt. d. Ver. f. Heimatkde. d. Kreises Bitterfeld, Jg. 3 Nr. 1.) [496

Rupprecht: Die Flur von Brehna. (Mitt. d. Ver. f. Heimatkde. d. Kreises Bitterfeld... Jg. 3 Nr. 4.) [497

Bech, Fedor: Die Geschichte osterländischer Ortsnamen. (D. Mark Zeitz Nr. 85.) [498

Arandt, Bertram: Die Wüstungen um Zeitz. (Die Mark Zeitz 88/89.) [499

Schmidt, Otto Ed.: Die Besiedlung des sächs. Elbkessels u. d. Anfänge von Dresden. (Neues Archiv f. Sächs. Gesch. 48. H. 1. S. 30.) [500

Knauth, Paul: Ortsnamenkunde des östlichen Erzgebirges. Freiberg i. Sa.: E. Mauckisch 1927. (III, 161 S. mit 1 eingedr. Kt.-Skizze.) (Auch in: Mitt. d. Freiberger Altertums.ver. 56. S. 1.)

Rez.: Zs. f. Ortsnamenforsch. 3 S. 229. Zs. f. dts. Altert. 64 S. 75. [501

Knauth, Paul: Einteilung der osterzgebirg. Ortsnamen in Gruppen. (Mitt. d. Freiberger Altertumvereins H. 57.) [502

Frenzel, W.: Wüstungen i. d. Oberlausitz. (= Bautzner Geschichtshefte 5 S. 221ff.) [503

Schwarz, Ernst: Wendische Ortsnamen im Lande Zittau. (Mitt. d. Zittauer Gesch. u. Museumsver. 10 S. 45ff.) [504

Dass. (Neues Laus. Magaz. 103. S. 45.) [505

Schultze, D.: Sammlung d. Flurnamen in d. Provinz Brandenburg. Die Neumark. Mitt. Jg. 4. S. 164.) [506

Marks, Erich: Flurnamen im Havelberger Gemeindebezirk. Pritzwalk: A. Tienken [1927]. (26 S. mit 1 eingedr. Kt.-Skizze.) 8⁰ = Prignitzer Volksbücher. H. 68/69. [507

Warnke, G.: Flurnamen von Wustrow u. Umgebung. Mecklenburg-Strelitzer Heimatbll. Jg. 3. S. 117. [508

Strunk, H.: Die Sammlung der Flurnamen im deutschen Volksgebiet unter besonderer Berücksichtigung Ost- u. Westpreußens. (Heimatbll. d. Deutschen Heimatbundes Danzig. Jg. 4. Nr. 1.) [509

Strunk, H.: Das erste ostdeutsche Flurnamenbuch. (Mitt. d. Westpreuß. Gesch.-ver. 26. S. 30.) [510

Rink, Joseph: Die Orts- und Flurnamen der Koschneiderei. Danzig: Danziger Verlags-Gesellschaft in Komm. 1926. (195 S. mit [eingedr.] Kt.) 4⁰ = Quellen u. Darstellungen zur Geschichte Westpreußens 12.

Rez : Mon.Bll. hrsg. v. d. Ges. f. pommer. Gesch. 41. S. 13, 63. Altpreuß.Forschgen 4. 1. S. 158. [511

Lorenz, F.: Zu den Flurnamen der Koschneiderei. (Mitt. d. Westpreuß. Gesch. Ver. Jg. 26. S. 35.) [512

Rosikat, Erich: Die gesch. Aufgabe der neuen Ostsiedelungsbewegung. (Deutsche Rundschau 53. S. 199.) [513

Walther, Paul: Zur Geographie der Stadt Zürich. Der Siedlungs-Grundriß in s. Entwicklg. u. Abhängigkeit von d. natürl. Faktoren. Mit 2 Taf. Zürich: [Art. Institut] Orell Füssli 1927. (50 S.) [514

Steiner, Konrad: Topograph. Beschreibung des Ursulinenklosters im 2. Sack zu Graz. (Blätter f. Heimatkunde Jg. 5. S. 2, 20.) [515

Hettwer, Emil: Kurze Beschreibung der Festung Hohensalzburg als Begleitwort zum histor. Plan (D. Burgwart 28. S. 41.) [516

Hößlin, Rich. v.: Augsburger Schlösser u. Edelsitze (Bayernland 38. S. 41.) [517

Philippi, Friedr.: Die Gründung der Stadt Hamm u. die sich daran knüpfenden Fragen. (Beitr. z. Gesch. Dortmunds 36. S. 285 ff.) [518

Mager, Friedrich: Der Abbruch der Insel Sylt durch die Nordsee. Eine hist.-geograph. Untersuchg. Mit 5 [1farb.] Schaltkarten [u. 1 Tab.]. Breslau: Ferd. Hirt 1927. (199 S.) 4⁰ = Schriften d. Baltischen Kommission zu Kiel. Bd. 6 = Veröffentlichungen d. schleswig-holstein. Universitätsgesellschaft. Nr. 8. [519

Weber, Paul: Die sieben Wahrzeichen des alten Jena. Mit 11 Abb. Jena: Pallas-Verl. 1927. (235 S.) 8⁰.

Rez.: Zs. d. Ver. f. thüring. Gesch. 35. S. 387. [520

Daniel **Petzolds** Plan von Görlitz aus der Vogelschau, veröffentl. in S. Grossers Lausitzer Merkwürdigkeiten u. danach in d. Jakob-Bökner-Ausg. v. 1715 hrsg. v. Görlitzer Lehrerbund (1927).

Rez.: Neues Laus. Magaz. 103. S. 263. [521

Schumacher, W.: Arnswalde. Ein neumärk. Stadtbild. — Ders. Karl Berg. d. Arnswalder Gesch.Forscher. (Die Neumark. Mitt. Jg. 4. S. 7 u. 100.) [522

Tiede, Willi: Zur Gesch. Friedrichsdorfs u. seiner Umgebung. (Die Neumark, Mitt. Jg. 4. S. 29.) [523

Ohnesorge, Wilh.: Alt-Lübeck. (Unser Pommerland. 12 S. 335.) [524

Müller, H.: Über die Örtlichkeiten der Wegeberichte (W.B.) innerhalb der heutigen Landesgrenze (Altpreuß. Forschungen 4. 2. S. 43.) [524a

Keyser: Bericht über die Erforschung der ost- und westpreußischen Stadtpläne durch d. Histor. Kommission (Altpreuß. Forschungen. 4. 2. S. 122.) 524b

Hämpel, Walther: Die Lagepläne d. Städte in der südlichen u. mittleren Grenzmark (Grenzmärk. Heimatbl. Jg. 3 S. 23ff.) [525

Rhode, A.: Danzig in einem engl. Reisebericht aus d. Jahre 1653. (Mitt. d. Westpreuß. Gesch.-Ver. 26. S. 58.) [526

Wissmann, Hermann v.: Das Mitter Ennstal. (Forsch. z. dt. Landes- u. Volkskde. 25. H. 1.) 527

Steinacker, Harold: Rhein und Donau im Spiegel deutscher Geschichte. Eine Rede. Köln: Gilde-Verlag in Komm. 1926. (31 S.) 8⁰ = Flugschriften zum Rheinproblem. Nr. 5. [528

Schmidt, Otto: Rhein und Elbe. Eine verkehrsgeographische Gegenüberstellung. Rostock: C. Hinstorff [1927]. (88 S.) 8° = Geograph. Arbeiten. 11. 3. — Rostock, phil. Diss. [529

Wendel, Hermann: Der Rhein. Deutschlands oder Europas Strom? Vortr. Frankfurt a. M.: Union-Druckerei u. Verlagsanstalt ([, Abt. Buchh.] 1927.) (24 S. mit Abb.) 8°. [530

Wentzke, Paul: Rhein und Reich. Geopol. Betrachtg. d. deutschen Schicksalsgemeinschaft. Mit 15 Kt. Berlin-Grunewald: K. Vowinckel 1927. (XI, 387 S.) [531

Lichtenauer, Arthur: Die geographische Verbreitung der Wasserkräfte in Mitteleuropa. Mit 6 Abb. [auf 1 Taf.] u. 2 [farb.] Wasserkraftkt. Würzburg: Kabitzsch & Mönnich [in Komm.] 1926. (VIII, 62 S.) gr. 8° = Mitteilungen d. geograph. Gesellsch. zu Würzburg. Jg. 2. [532

Zur Geschichte des Frankenthaler Kanals. (Mon.Schr. d. Frankenth. Altert.-Ver. Jg. 35 Nr. 1, 2.) [533

Nahrgang, K.: Nachträge zur römischen Mainbrücke b. Frankfurt a. M. (Germania 11, S. 21.) [534

Woringer, A.: Aus d. Gesch. einer Kasseler Aubrücke. (Hessenland 39. S. 49. 79.) [535

Engels, W.: Die alten Bachbezeichnungen im Remscheider Gebiet. (Berg. Geschichtsblätter. Jg. 4 Nr. 1.) [536

Malotki, J. v.: Der Treptower Landwehrgraben. (Mon.Bll. d. Ges. f. pommer. Gesch. 42, S. 18.) [537

Kötzschke, Rud.: Landesgeschichte u. Heimatgedanke (Neues Archiv f. Sächs. Gesch. 48. H. 1. S. 1.) [538

Kaser, Kurt: Vorschläge zu einer Geschichte des steirischen Waldwesens. (Zs. d. Hist. Ver. f. Steiermark 23. S. 171.) [539

Voltelini, Hans: Wien im Nibelungenliede. (Mon.Bl. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Wien 9. [44] Nr. 1/3.) [540

Abele, Eugen: „Mons Doctus, Freisings Domberg" in der Gelehrtengesch. (Bayernland 38. 718.) [541

Machatschek, Fritz: Landeskunde der Sudeten- u. Westkarpathenländer. Mit 17 Taf. Stuttgart: J. Engelhorns Nachf. 1927. (XI, 440 S.) 8° = Bibliothek länderkundl. Handbücher.

Rez.: Zs. d. dtm. Ver. f. d. Gesch. Mährens. S. 143. [542

Schwarz, Ernst: Die Entstehung d. Friedland-Gablonzer Bezirksgrenze u. d. Besiedlungsverhältnisse im östl. Isergebirge v. 14. bis 16. Jhdt. (Mitt. d. Ver. f. Heimatkde. d. Jeschken—Isergaues. Jg. 21. S. 1.) [543.

Tschamler, Moritz: Zur Deutung d. ältesten Mähr. Neustädter Stadtplanes. (Zs. d. dtn. Ver. f. d. Gesch. Mährens. 29. S. 126.) [544

Hörle, E[mil]: Neue Landeskunde von Württemberg. 6., erg. u. erw. Aufl. 21. bis 24. Tsd. Mit 33 Abb. u. 1 farb. Taf. Stuttgart: Holland & Josenhans 1927. (104 S.) 8°. [545

Oberrheinische **Landschaften.** Eine Aufsatzreihe. Hrsg. von Alfred Hettner. Leipzig: Teubner 1927. (III, 120 S. mit eingedr. Kt.-Skizzen.) gr. 8°.

Aus: Geogr. Zeitschrift. 1927. H. 4/5. Festnummer anläßl. d. Karlsruher Geographentages.

Speyer, Carl: Pater Christian Mayers, ‚Cassinistein' zur Kennzeichnung seiner Basis bei der kurpfälzischen Landesvermessung. (Mannheimer Geschichtsblätter Jg. 28. Nr. 4.) [547

Petersen, Chr.: Der Breklumer Koog. (Jb. d. nordfries. Ver. f. Heimatkde. 14. S. 33.) [548

Benkert, Adolf: Um Ravensbergs Grenzen (Niedersachsen. 32. S. 255.) [549

Eckhardt, K. A.: Die Abgrenzung der Gaugrafschaft Hessen gegen Thüringen u. Engern. (Hessenland. 39. S. 23.) [550

Lüders, W.: Der Harlingeberg bei Vienenburg. (Zs. d. Harz-Vereins f. Gesch. 60. S. 5.) [551

Beiträge zur Geologie von Thüringen. Hrsg. von d. Thüring. Geolog. Landesuntersuchg. u. vom Thüring. Geolog. Verein. H. 4. (Bd. 1. 48 S.) Mit 1 [eingedr.] Profil u. 3 Abb. im Text. Jena: G. Fischer 1926. gr. 8°. [552

Seeliger, E. A.: Das Land Zittau ein alter Bestandteil der Oberlausitz. (Mitt. d. Zittauer Gesch.- u. Museumsver. 10. S. 61.) [553

Wohler, Gerh.: Märkische Stadtbefestigungen einst u. jetzt. (Brandenb. Jb. 3. S. 77.) [554

Blehan, Erich: Der Rennenstein in der Neumark (Brandenb. Jb. 3. S. 102.) [555

Nägler-Karlshorst, Kurt: Die märkische Scholle, ihre Landschaftsformen u. Bodenschätze. Mit 185 Abb. auf 155 Taf. Neudamm: J. Neumann 1927. (60 S.) 8°. [556

Maas, Walter: Die Entstehung der Posener Kulturlandschaft. Beiträge zur Siedelungsgeographie. Posen, ul. Zwierzyniecka 1: Hist. Gesellschaft f. Posen; f. Deutschland: Plauen i. V., [Straßberger Str. 48]: Verlag „Das junge Volk" 1927. (155 S., 8 [1farb.] Kt.-Skizzen). gr. 8° = Deutsche wissenschaftliche Zeitschrift für Polen. H. 10. Sonderh. [557

März, Lud.: Histor. Nachrichten v. d. Bewallung u. Urbarmachung d. Netzebruches v. L. F. Hahn 1780. (D. Neumark. Mitt. Jg. 4. S. 57.) [558

Müller, G. Th. Ch.: Kinzigstraße, Hohestraße u. Nidderstraße als vor- u. frühgeschichtliche Durchgangswege vom Untermain zur Weser u. Elbe. (Germania 11. S. 9.) [559

Wirth, Hermann: Die Römerstraße Breisach—Zarten—Rottweil. Mein Heimatland. 14. S. 53—58. [560

Wihr, R.: Eine Wanderung auf der Römerstraße vom Hauptbahnhof Mutterstadt über d. Rebhütte zum Wartturm vor Speyer. (Pfälz. Museum 44., S. 118.) [561

Steiner, P.: Beobachtungen an Römerstraßen im Trierer Bezirk. (Trier. Zs. 2. S. 164.) [562

Spieß, Werner: Heerstraße u. Stadtsiedlung in Südhannover. (Hansische Gesch.blätter. Jg. 52. S. 122ff.) [563

Frenzel, W.: Auf den Spuren der alten Lausitzer Hohen Straße. (= Oberlaus. Heimatstudien 10. S. 52ff.) [564

Essers, K.: Volkstüml. Benennungen von Straßen u. Häusern (Niederlaus. Heimatfreund. Jg. 2. Nr. 7.) [565

Braun, Franz, u. A[rnold] Hillen Ziegfeld: Geopolitischer Geschichtsatlas. Hrsg. u. bearb. 1. Dresden: L. Ehlermann 1927. 24:27 cm. 1. Das Altertum. 54 Kt. auf 25 Taf. (28 S.) [Nebst] Textbuch. (55 S. in gr. 8°) [566

Schmidt, Walther, u. Georg Heise: Welthandelsatlas. Produktion, Handel u. Konsum d. wichtigsten Welthandelsgüter in zahlr. Kt., Diagr. u. Statistiken mit erl. Text. Unter Beratg. u. mit e. Geleitw. von Ernst Friedrich. Lfg. 25. Berlin-Lichterfelde: Columbus Verlag 1927. [567

Justus Perthes **Geschichtsatlas.** Taschenatlas zur mittleren, neueren u. neuesten Geschichte [bis zum Eintritt Deutschlands in den Völkerbund] 24 [farb.] Kt. in Kupferstich u. 52 S. tabell. Text. 4. Aufl. Neubearb. von Max Georg Schmidt. Gotha: Justus Perthes [1927]. (52 S., 24 Doppel-Kt. S.) 568

Putzger, F[riedrich] W[ilhelm]: Historischer Schul-Atlas. Große Ausg. 48. Aufl. Bearb. u. hersg. von Alfred Baldamus, Ernst Schwabe u. Ernst Ambrosius. Bielefeld: Velhagen & Klasing 1928 [Ausg. 1927]. (15 S., 167 farb. Karten-S.) 4°.
Rez.: Altpreuß. Forschgen. 4, 1. S. 154. [569

Putzger, F[riedrich] W[ilhelm]: Historisch. Schul-Atlas zur alten, mittleren und neuen Geschichte für mittlere Lehranstalten Österreichs. Bearb. u. hrsg. von Ernst Schwabe u. Ernst Ambrosius. [Kleine Ausg.] 77 [farb.] Haupt- u. Nebenkt. 2. Aufl. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky A. G. 1928 [Ausg. 1927]. (IV S., 47 Kt. S.) 4°. [570

Heise, Georg: Atlas über Deutschlands Welthandel von heute, dargest. auf 100 Karten (u. mit vergleichenden Statistiken u. Diagr.) Berlin-Lichterfelde: Columbus-Verlag (1927). (16 S. mit z. T. farb. Abb. u. 2 [eingedr.] farb. Kt., Kt. S. 17—116 in Schwarz- u. Rotdr.) [571

Badische topographische **Karte.** Bearb. u. hrsg. von d. Bad. Wasser- u. Straßenbaudirektion [in Karlsruhe. Kupferdruckausg.] 1:25000. Bl. 67. 68. 85. 120. 122. 123. 130. 131. 135. 165. [Karlsruhe, Karl Friedrichstr. 9:] Bad. Wasser- u. Straßenbaudirektion. [Farbendr.]. [572

Sommer, P.: Ein landes- u. volkskundl. Atlas der Rheinlande. (Niederrhein. Heimatfreund Jg. 2. Nr. 10.) [573

Meier, Paul Jonas: Niedersächsischer Städteatlas. Abt. 1. Braunschweig: G. Westermann 1926. 48,5×36 cm = Veröffentlichungen d. histor. Komm. f. Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe u. Bremen. [574

Platen, Paul: Vorarbeiten zum Schenkschen Atlas im Amt Eilenburg. (Mitt. d. Ver. f. Heimatkde. d. Kreises Bitterfeld. Jg. 3. Nr. 4. Jg. 4. Nr. 1.) [575

Geologische **Karte** von Sachsen. Aufgen. vom Geolog. Landesamt. Hrsg. vom Finanzministerium. 1:25000. Nr. 14. 99. [nebst.] Erl. Dresden: G. A. Kaufmanns Buchh. [1927]. [Farbendr.] [576

Porschke, E.: Karte zur Brandenburgisch-Preußischen Geschichte. Entworf. u. gez. 1:625000. 6. Aufl., vollst. neubearb. von A. Bludau. Düsseldorf: L. Schwann [1926]. (In 4 Bl.) 209×130 cm. [Farbendr.] = Schwann'sche Schulwandkarten Nr. 11. [577

3. *Sprachkunde.*

Thomsen, Wilhelm: Geschichte der Sprachwissenschaft bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts (Sprogvidenskabens historie, en kortfattet fremstilling af dens hovedpunkter). Kurzgef. Darst. d. Hauptpunkte. Übers. von Hans Pollak. Halle [Saale]: M. Niemeyer 1927. (III. 102 S.) gr. 8°. [578

Panzer, Friedrich: Volkstum und Sprache. Rektoratsrede. Franfurt a. M.: M. Diesterweg [1927]. (23 S.) gr. 8°. [579

Mackensen, Lutz: Name und Mythos. Sprachliche Untersuchgn. zur Religionsgeschichte u. Volkskunde. Leipzig: H. Eichblatt 1927. (54 S.) gr. 8° = Form u. Geist. 4. [580

Bass, Josef: Sprichwörtliche Redensarten aus Sage, Geschichte und Mythologie. Ges. u. erkl. Wien: Tagblatt-Bibliothek, Steyrermühl [1927]. (98 S.). 8° = Tagblatt-Bibliothek. Nr. 417/418. [581

Philologische **Studien aus** dem romanisch-germanischen Kulturkreise. Karl Voretzsch zum 60. Geburtstage u. zum Gedenken an s. erste akadem. Berufg. vor 35 Jahren, dargebracht von .... Hrsg. von B[ernhard] Schädel † u. W(erner) Mulertt. Halle a.d.S.: M. Niemeyer 1927. (III, 543 S., mehr. Taf.). [582

Behrend, Fritz: Geschichte der deutschen Philologie in Bildern. Eine Erg. zu d. Deutschen Literatur-Atlas von Könnecke-Behrend. Marburg: N. G. Elwert'sche Verlh. 1927. (XII. S., 78 Bl. mit Abb., z. T. mit Text auf d. Rücks., mehr. Fks., 2 Kt.) 4°. [583

Behaghel, Otto: Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge u. Plaudereien. Lahr i. Baden: M. Schauenburg 1927. (VIII, 399 S.) 8°. [584

Bergmann, Karl: Deutsche Wortkunde in Bildern aus der deutschen Kultur. 2. verb. Aufl. Leipzig: Quelle & Meyer 1927. (47 S.) 8° = Deutschkundl. Bücherei. [585

Wagner, Kurt: Deutsche Sprachlandschaften. Mit 1 Grundkt., 8 [farb.]

Deckbl. u. 8 Taf. Marburg: N. G. Elwertsche Verlh. 1927. (VIII, 89 S.) gr. 8⁰ = Deutsche Dialektgeographie. H. 23. [586

Maurer, Friedrich: Der deutsche Sprachatlas. Eine kritische Würdigung. (Zs. f. Deutschkde. 41 S. 612.) [587

Schmidt, Arthur: Zum Fortschritt der etymologischen Erkenntnis des Deutschen in Wörterbüchern des 17. u. 18. Jahrhunderts. Berlin: E. Ebering 1927. (38 S.) gr. 8⁰ = Germanische Studien. H. 49. [588

Wasserzieher, Ernst: Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. 7. stark verm. u. verb. Aufl. 51.—61. Tsd. Berlin: F. Dümmlers Verlh. 1927. (245 S.) kl. 8⁰. [589

Fischer, Hermann: Schwäbisches Wörterbuch. Lfg. 75. Nachtr.: gungslen—Jarsold. Titelbog. zu Bd. 6, Halbbd 1. (Bd 6, IV S., Sp. 2081—2240). Tübingen: H. Laupp 1927. 4⁰. [590

Rheinisches **Wörterbuch.** Hrsg. von Josef Müller. Bd 1, Lfg. 10. Bummeln—dar. Sp. 1122—1247.) Bonn: F. Klopp [Komm.: F. A. Brockhaus, Leipzig] 1926. [591

Jensen, P.: Wörterbuch der nordfriesischen Sprache der Wiedingharde. Lfg. 2. foddertyn bis kårt. (Sp. 129—256). Neumünster: K. Wachholtz 1927. 4⁰.
Rez.: Jb. d. nordfries. Ver. f. Heimatkde. 14. S. 214. [592

Mensing, Otto: Schleswig-holsteinisches Wörterbuch. [Volksausg.] [Bd 2.] Neumünster: K. Wachholtz 1927. 4⁰. [593

Schöpper, Jakob. — Die „Synonyma" Jakob Schöppers neu hrsg., sowie mit e. Einleitg. u. e. deutschen u. lat. Reg. vers. von Karl Schulte-Kemminghausen. Dortmund: Fr. Wilh. Ruhfus 1927. (LIV, 8, 179 S.) 8⁰ = Studien zur Sprachgeschichte Dortmunds. 1. [594

Ullmann, Richard, u. Helene Gotthard: Geschichte des Begriffes „Romantisch" in Deutschland. Vom ersten Aufkommen d. Wortes bis ins 3. Jahrzehnt d. 19. Jh. Berlin: E. Ebering 1927. (XI, 378 S.) gr. 8⁰ = Germanische Studien. H. 50. [595

Kluge, Friedrich: Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte. 3. Aufl. Bearb. von Ludwig Sütterlin u. Ernst Ochs. Halle (Saale): M. Niemeyer 1926. (XI, 155 S.) gr. 8⁰ = Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. B. Ergänzungsreihe Nr. 1. [596

Lehmann, P.: Mittelalter und Küchenlatein (Histor. Zs. 137. S. 197.) [597

Lindow, Max: Niederdeutsch als evangelische Kirchensprache im 16. u. 17. Jahrhundert. Greifswald 1926: H. Adler (96 S.). Greifswald. phil. Diss.
Rez.: Mon. Bll. hrsg. v. d. Ges. f. pommer. Gesch. 41. S. 62. [598

Mayer, Anton: Die deutschen Lehnwörter im Tschechischen. Reichenberg: Gebr. Stiepel 1927. (106 S.) gr. 8⁰ = Forschungen zur Sudetendeutschen Heimatkunde. H. 3. [599

Wutte, Martin: Deutsch—Windisch—Slowenisch. Klagenfurt: Kärtner Heimatbund 1927. (16 S.) 8⁰. [600

Lessiak, Primus: Die Einheit Kärntens im Lichte der Namenkunde und Sprache. 2. Aufl. Klagenfurt 1927. (16 S.) gr. 8⁰. [601

Hobi, Franz: Die Benennungen von Sichel und Sense in den Mundarten der Romanischen Schweiz. Mit 12 Abb. Heidelberg: Carl Winter [Verl.] 1926. (VIII, 48 S.) 4⁰ = Wörter u. Sachen. Beih. 5. [602

Henzen, Walter: Die deutsche Freiburger Mundart im Sense- und südöstlichen Seebezirk. Gedr. mit Unterstützg. d. Stiftg. f. wissenschaftliche Forschg. an d. Universität Zürich. Frauenfeld: Huber & Co. 1927. (VIII, 275 S., 1 farb. Kt.) gr. 8⁰ = Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik. 16. [603

Haag, Karl: Karte d. schwäb.-fränk. Sprachgrenzen in Württemberg — östl. Hälfte. (Württembg. Jbb. 1925/26. S. 83.) [604

Dittrich, Hans: Die Mundart des Bezirkes Friedland = Die Friedländer Volkskunde I. = Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen. Allg. Teil. II. [605

Wenisch, Rudolf: Wortschatzsammlung der nordwestböhmischen Mundart u. Umgangssprache. Gekurzte Ausg. Komotau: Deutsche Volksbuchh. 1926. (V, 177 S.) 4⁰. = Anstalt f. sudetendeutsche Heimatforschg. Beiträge zur Heimatforschg. Nordwestböhmens. Bd. 1. [606

Greb, Julius: Mundart und Herkunft der Zipser. Reichenberg: Sudetendeutscher Verlag Fr. Kraus [1927]. (15 S. mit 1 Abb.) gr. 8⁰ = Sudetendeutsches Volk u. Land. H. 7. [607

Schneider, Peter: Die Volksseele im Spiegel der Bamberger Mundart. Bamberg: St. Otto-Verlag [Görres-Buchhandlung] 1927. (27 S.) 8⁰ = Bamberger Hefte f. fränk. Kunst u. Geschichte. H. 5. [608

Krell, Leo: Die Stadtmundart von Ludwigshafen am Rhein. Versuch e. Darst. ihrer Laut- u. Formenlehre (mit Einschluß d. wichtigsten syntakt. Erscheingn.) auf grammat. Grundlage. Kaiserslautern: H. Kayser 1927. (IV, 73 S.) gr. 8⁰ = Beiträge zur Landeskunde d. Rheinpfalz. H. 5. [609

Lehnert, Aloys: Studien zur Dialektgeographie des Kreises Saarlouis. Mit 1 [farb.] Kt. Bonn: F. Klopp [Komm.: F. A. Brockhaus, Leipzig] 1926. (XII, 278 S.) gr. 8⁰ = Rheinische Beiträge u.

Hülfsbücher zur german. Philologie u. Volkskunde. Bd. 12. [610

Landesgeschichte, Mundartforschung und Volkskunde von Hessen u. Nassau. (Nass. Heimatblätter Jg. 28. S. 96.) [611

Dass. (Hessenland. 39. S. 224.) [612

Huss, Richard: Studien zum luxemburgischen Sprachatlas. (Luxemburg) ([Grand' rue 50]: Linden & Hansen 1927). (68 S. mit 1 eingedr. Kt., 2 farb. Kt.) 8⁰. = Beiträge zur luxemburgischen Sprach- u. Volkskunde. Nr. 2. [613

Jensen, P.: Die nordfries. Sprache d. Wiedingharde. (Jb. des nordfries. Ver. f. Heimatkde. 14. S. 1ff.) [614

Jülicher, Fritz: Zur Charakteristik des Elbostfälischen. (Jb. d. Ver. f. niederdte. Sprachforschung. 51. S. 1.) [615

Seelmann, Wilh.: Mittelniederländische Wörter in der Mark Brandenburg III. (Jb. d. Ver. f. niederdte. Sprachforsch. 52. S. 31.) [616

Tita-Kujan: Die Mundart des Kreises Dt.-Krone (Grenzmärk. Heimatbll. Jg. 3. S. 5ff.) [617

Wittschell, Leo: Das Ergebnis der Sprachenzählung von 1925 im südlichen Ostpreußen. Mit 1 [farb.] Kt. Hamburg: L. Friederichsen & Co. 1926 .(8 S.) 4⁰ = Veröffentlichungen d. Geographischen Inst. d. Albertus-Univ. zu Königsberg. H. 7.

Masing, Oskar: Niederdeutsche Elemente in der Umgangssprache der baltischen Deutschen. (Riga: G. Löffler 1926.) (80 S.) 8⁰. = Abhandlungen d. Herder-Instituts zu Riga. Bd. 2, Nr. 4. [619

Klarmann, Johann Ludwig: Zur Geschichte der deutschen Familiennamen. 2., umgearb. u. stark verm. Aufl. Lichtenfels: H. O. Schulze 1927. (VIII, 76 S.) gr. 8⁰. [620

Rez.: Zs. f. dtes. Altert. 64. S. 120. [620

Schmidt, Willibald: Altdeutsches Namengut in Tölzer Familiennamen. (Bad Tölz: J. Dewitz in Komm. 1927.) (16 S.) 8⁰ = Jahresbericht d. städt. Realschule mit Latein- u. Handelsabteilg. Bad Tölz. 1926/27. Wissenschaftl. Beil. [621

Lefftz, Joseph: Altelsässische Frauennamen. In: Elsaß-Land. Jg. 6, 11. S. 331 bis 336. [622

Eisele, Albert: Der Stammesname Alamann als Personen- u. Ortsnamen. (Mein Heimatland 14. S. 29.) [623

Dreifuß, Erwin Manuel: Die Familiennamen der Juden unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Baden zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der Emanzipation. Frankfurt a. M.: Kauffmann 1927. (XIV. 143 S.) 8⁰. [624

Wentscher, Erich: Ein Beitrag zur Rufnamenkunde der Oberlausitz in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In: Neues Lausitzisches Magazin. Bd. 102. S. 47—49. [625

Ronhoff, Friedrich: Männliche Vornamen in Hildesheim um 1350. (Alt-Hildesheim. 8. S. 52.) [626

Quasebarth, Richard: Alte ärztliche Berufsbezeichnungen unter den deutschen Familiennamen. (Zs. f. Deutschkunde 41. S. 761.) [627

Müllers, Heinrich: Wie ist der Familienname „Remges" zu erklären. (Niederrhein. Heimatfreund Jg. 2, Nr. 3.) [628

Miklosich, Franz: Die Bildung der slavischen Personen- und Ortsnamen. 3 Abhandlgn. Manulneudr. aus Denkschriften d. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Wien 1860—1874. Heidelberg: Carl Winter [Verl.] 1927. (354 S.) 4⁰ = Sammlung slavischer Lehr- u. Handbücher. 3. 5.

Rez.: Zs. f. Ortsn.-Forschung 3. S. 150. [629

Pirchegger, Simon: Die slavischen Ortsnamen im Mürzgebiet. Leipzig: Markert & Petters in Komm. 1927. (XXXI, 239 S., 1 farb. Kt.) gr. 8⁰ = Veröffentlichungen d. Slav. Instituts an d. Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin. 1. [630

Ziehen, Eduard: Ortsnamen in und um Frankfurt. Frankfurt a. M.: M. Diesterweg 1926. (VII, 56 S.) 8⁰. [632

Thiesen, O.: Ostenfelder Bei- u. Hausnamen (Jb. des Nordfries. Ver. f. Heimatkde. 14. S. 102. [633

Witz, Hermann: Geschichte der städtischen Straßennamen. Eine Skizze. München: Pössenbacher Buchdr. u. Verlagsanst. Gebr. Giehrl 1927. (24 S.) 8⁰. [634

Schünemann, K.: Eszergom. der ungar. Name der Stadt Graz. (Ungar. Jbb. 7. S. 178 bis 181.) [635

Schwach, Konrad: Der Name der Stadt Rotenmann. (Bll. f. Heimatkde. Jg. 5. S. 66.) [636

Matzura, Josef: Nikolsburg in seinen ältesten Namensschreibungen. Nikolsburg: A. Bartosch 1927. (9 S.) gr. 8⁰. [637

Zimmermann, Ernst: Der Name Gelnhausen. (Hessenland 39. S. 1.) [638

4. *Palaeographie; Diplomatik Chronologie.*

Mittelalterliche **Handschriften.** Paläograph., kunsthist., literar. u. bibliotheksgeschichtl. Untersuchungen. Festgabe zum 60. Geburtst. von Hermann *Degering.* (Hrsg.: Alois Bömer, Joachim Kirchner.) Mit 1 Farbentaf. u. 16 Taf. in Lichtdr. Leipzig: K. W. Hiersemann 1926. (VII, 327 S.) 4⁰. [639

Jantsch, F.: Neue röm. Inschriftsteine in Kärnten. (Carinthia I, 117 S. 4.) [640

Rother, C. H.: Aus Schreibstube und Bücherei des ehemal. Zisterzienserklosters Heinrichau. (Zs. des Ver. f. Gesch. Schlesiens 61, S. 44.) [641

Lehmann, Paul: Die Clematianische Inschrift eine Fälschung. (*Basler* Zs. f. Gesch. 26. S. 250). [642

Fremersdorf, Fr.: Neue Inschriften aus Köln (.Germania 11. S. 38.) [643

Teichmann, Eduard: Zur Datierung des ältesten vollständigen Aachener Totenbuchs. (Zs. d. Aachener Gesch. ver. 47 S. 293.) [644

Henry: Aus dem Visierungsbuch Herzog Philipps II. von Pommern. (Mon. Bl., hrsg. v. d. Ges. f. pommer. Gesch. 41 S. 95.) — Ders.: Die Wasserzeichen der Papiere im Visierungsbuch. (Ebda. S. 122.) [645

Schreiber, W[ilhelm] L[udwig]: Handbuch der Holz- und Metallschnitte des 15. Jahrhunderts. Stark verm. u. bis zu d. neuesten Funden erg. Umarb. des Manuel de l'amateur de la gravure sur bois et sur métal au 15. siècle. Bd. 3. Leipzig: K. W. Hiersemann 1927. 4°. — 3. Holzschnitte mit Darstellungen d. männlichen u. weiblichen Heiligen. (X. 233 S.) [646

Wegener, Hans: Beschreibendes Verzeichnis der deutschen Bilder-Handschriften des späten Mittelalters in der Heidelberger Universitäts - Bibliothek. Mit 102 Abb. u. 4 farb. Taf. Hrsg. von d. Universitäts-Bibliothek Heidelberg. ([Vorw.:] R[udolf] Sillib.) Leipzig: J. J. Weber 1927. (VII, 118 S.) 4°. [647

Chorus, Hildegard: Der Maler des Codex Egberti (Trierer Zs. 2. S. 3.) [648

Freyhan, Robert: Die Illustrationen zum Casseler Willehalm-Codex. Ein Beisp. engl. Einflusses in d. rhein. Malerei d. 14. Jh. Mit 57 [1 farb.] Lichtdr. Taf. Marburg: Verlag d. Kunstgeschichtl. Seminars, Auslieferg.: Frankfurt a. M.: J. Baer & Co. 1927. (32 S., 57 Taf.) 49×35,5 cm. — [Umschlagt.:] Der Willehalm-Codex der Landesbibliothek in Cassel. [649

Möllerberg, Walter: Der Codex Viennensis. (Sachsen u. Anhalt 3. S. 149.) [650

Geisberg (,Max): Der deutsche Einblatt-Holzschnitt in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Lfg. 39. (VS., 20 Taf.) München: Hugo Schmidt (1927). [651

Jahrbuch der Einbandkunst. Hrsg. von Hans Loubier u. Erhard Klette. Jg. 1. 1927. Leipzig: Verlag für Einbandkunst [; Auslfg: H. Haessel, Comm. Gesch., Leipzig 1927. (XII, 253 S., 106 Taf.) 4°. [652

Johnson, A. F.: Frühe Basler Buchdruckerkunst. Hellerau: Avalun-Verlag 1927. (35 S., 50 Taf.) 4° = Epochen d. Buchdruckerkunst. [653

Steinacker, Harold: Die antiken Grundlagen der frühmittelalterlichen Privaturkunde. Leipzig: Teubner 1927. (X, 171 S.) 4° = Grundriß d. Geschichtswissenschaft. Erg. Bd 1. [654

Sthamer, Eduard: Ein Beitrag zur Lehre von den mittelalterlichen Urkunden. Mit 1 Taf. (Berlin): Verlag d. Akad. d. Wiss.; W. de Gruyter & Co. in Komm. (1927). (S. 250—266.) 4° [Umschlagt.] Aus: Sitzungsberichte d. Preuß. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 1927, 25. [654a

Zatschek, Heinz: Die Benutzung der Formulae Marculfi u. anderer Formularsammlungen in den Privaturkunden des 8.—10. Jahrhunderts. In: Mittn d. Öst. Inst. f. Geschichtsforschung. Bd 42, 1927, 3. S. 155—267. [655

Buchenau, H.: Bleibulle des Papstes Nikolaus II. (1059 bis 1061). (Bll. f. Münzkunde 62. S. 116). — Eine bisher unbekannte Papstbulle, jetzt in München. [656

Brockmann, Harald: Zwei kölnische miniierte Urkunden aus der Mitte des 13. Jh. In: Wallraf-Richartz-Jb. Bd. 3/4. S. 113 bis 122. [657

Kirn, Paul: Das Urkundenwesen und die Kanzlei der Mainzer Erzbischöfe im 15. Jh. In: Arch. f. hess. Gesch. u. Alt. N. F. Bd 15 (1927), 2. S. 302—347. [658

Schieche, Emil: Ein Schweidnitzer Formularbuch Johannes von Neumarkt. In: Zs. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens. Bd. 61 (1927). S. 312—360. [659

Blochmann, Rudolf: Über eine die Festlegung des Osterfestes einschließende Kalender-Reform. Vortrag ([Köln] 1926:) Kölner Verlags-Anstalt u. Druckerei [; lt. Mitteilg.: Kiel, Lornsenstr. 24: Volkswohl-Verlag]. (8 S.) 4°. [660

Jammers, E.: Zur Blochmannschen Kalenderreform. (Gelbe Hefte 3, II, S. 542.) [661

5. Sphragistik und Heraldik.

Kletler, Paul: Die Kunst im österreichischen Siegel. Wien: Krystall Verlag 1927. (VII, 72 S., 40 Taf.) gr. 8° = Artes Austriae. Bd. 7. [662

Dworschak, Fritz: Das älteste Siegel der Stadt Krems a. d. Donau. (Mon.Bl. d. Ver. f. Landeskde. u. Heimatschutz von Niederösterr. 12. 26. 2.) [663

Spruth, Herb.: Die Siegel der Bernsteindrechslerzünfte in den Hansestädten. (Der Deutsche Herold 58. S. 40f.) [664

Niepoth, W.: Wickrather Siegel. (Niederrhein. Heimatfreund Jg. 2, Nr. 5ff.) [665

Koerner, Bernhard: Handbuch der Heroldskunst. Bd. 3, Lfg. 2, 3. Görlitz: C. A. Starke [1926]. 4°. [666

Siebmacher, J[ohann]: Großes und allgemeines Wappenbuch in e. neuen vollst. geordn. u. reich verm. Aufl. mit herald. u. historisch-genealog. Erl. neu hrsg. Lfg. 608 = Bd. 5, N.F. 1, H. 1. (23 S., 16 Taf., 1 Bildnistaf.) Nürnberg: Bauer & Raspe [1926]. 4°.
Rez.: D. Deutsche Herold 58. S. 31. [667

Kekule von Stradonitz, Stephan: Etwas über astronomische Wappen. In: Das Weltall. Jg. 26, 5. S. 78—79. [668

Uhlhorn, Albert: Die badischen Wappenträger im „Armorial de la Généralité d'Alsace". In: Zs. f. d. Gesch. d. Ob.-Rheins. N.F. Bd. 41 (1927), 2. S. 253 bis 267. [669

Schaltegger, F.: Herkunft des Thurgauer Wappens. (Thurg. Beitr. 64/65. S. 137.) [670

Diebolder, Paul: Das Wappen des Kantons Uri. [Mit 1 Abb.] In: Schweizer Arch. f. Heraldik. Jg. 41 (1927), 2. S. 82—87. [671

Merz, Walther; Friedrich Hegi: Die Wappenrolle von Zürich. Ein herald. Denkmal d. 14. Jh. in getreuer farb. Nachbildg. d. Originals mit den Wappen aus d. Hause zum Loch. (5 Lfgen. [Lfg. 1.]) (VIII, 56 S. mit Abb., 8 farb. Taf., 8 Bl. Erkl.) Zürich: [Art. Institut] Orell Füssli 1927. 4°. [672

Hegi-Naef, Friedrich: Glasgemälde und Wappen zürcherischer Gemeinden. Mit 1 farb. Tafel u. mehr. Abb. In: Zürcher Taschenbuch. N. F. 46 (1926). S. 218—238. [673

Wappenbuch der Stadt Basel. Hrsg. von W[ilhelm] R[ichard] Staehelin. Zeichn.: Lothar Albert. Tl. 2, Folge 4. Basel: Helbing & Lichtenhahn [1927]. 4°. Tl 2, Folge 4. (51 z. T. farb. Bl. mit Text auf d. Rücks.)
Rez.: Zs. d. Ver. f. hess. Gesch. 56 S. 508. [674

Kramer, Ernst: Das Wappenbuch der Stadt Fulda. In: Familiengesch. Bll. Jg. 25, 10. Sp. 377—378. [675

Freydank, Hanns: Salzsiedegerät im Wappe der Stadt Koburg. (Bll. f. Münzfr. 62 Nr. 9.) [676

Cloß, G. Ad.: Das Wappen der Stadt Meisenheim a. H. (Der Deutsche Herold 58. S. 7/8.) [677

Lucas, Gustav H.: Die Pagenstecherschen Zeichnungen zum Berg. Wappenbuch. (Berg. Gesch. Bll. Jg. 4. Nr. 2.) [678

Rheude, L.: Die Wappen der deutschen Freistaaten. (Der Deutsche Herold 58. S. 5.) [679

Kekule von Stradonitz, St.: Rückberichtigung des Wappens des Freistaates Oldenburg. (Der Deutsche Herold 58. S. 28. 29.) [680

Schaefer, Rudolf: Einige Betrachtungen über Geschlechtswappen. (Nachr. d. Ges. f. Familienkde. in Kurhessen. Jg. 2. Nr. 1.) [681

Mayer, Kurt: Das Wappen der Edelherren von Frankenstein. (Der Deutsche Herold 58. S. 72.) [682

Keitsch von Bruck, Carl Friedrich Gustav: Das Wappen unseres Geschlechts. Herald., genealog. u. etymolog. Studien zur allgemeinen Anregung familiengeschichtl. Forschgn. f. alle Geschlechter u. Familien. Görlitz: C. A. Starke in Komm. 1927. (35 S. mit Abb., 1 Taf.) gr. 8°. [683

Das **Wappen** derer von der Horst am Niederrhein. (Niederrhein. Heimatfreund. Jg. 2. Nr. 4.) [684

Ghedina-Pernter, Rosa: Grafen Lechsgemünd u. ihr Wappen. In: Osttiroler Heimatbll. Jg. 4. 4. S. 64—68. [685

Römer, Erich: Die Entstehung der deutschen Kaiserkrone. Die merkwürdigen Schicksale eines Kleinods. In: Antiquitäten-Rs. Jg. 25, 18. S. 181—182. [686

Rudolph, G.: Die polnische Königskrone August des Starken im Bilde. (Berl. Münzbll. 48. N. 30.) [687

Probszt, Günther: Der Schatz des Ordens vom Goldenen Vließe. Eine kulturgeschichtl. Betrachtung. Augsburg: Filser 1926. (47 S., 25 Taf.) 8°. [688

Wentzke, Paul: Die deutschen Farben, ihre Entwicklung und Deutung sowie ihre Stellung in der deutschen Geschichte. Mit 4 Abb. [Taf.]. Heidelberg: Carl Winter [Verl.] 1927. (XIII, 240 S.) gr. 8°. Sonderausg. d. 9. Bds. d. „Quellen u. Darstellungen zur Geschichte d. Burschenschaft u. d. deutschen Einheitsbewegung", hrsg. von H. Haupt.
Rez.: Archiv f. Pol. u. Gesch. 5. H. 8. S. 173 ff. [689

Koch, Ludwig: Geschichtliches über die deutschen Farben. In: Stimmen der Zeit. Jg. 58 (1927). 1. S. 57—65. [690

Wendel, Friedr[ich]: Die rote Fahne. Ein Entwurf ihrer Geschichte als Beitr. zur dt. Flaggenfrage. (Berlin: Arbeiter-Jugendverl. [1927].) (30 S.) kl. 8°. [691

Picard, Gaston: Die Mühlhäuser Stadtfarben jetzt und einst. In: Mühlhäuser Geschichtsbll. Bd. 25/26, 1924/26. S. 338 bis 340. [692

6. *Numismatik.*

Jesse, Wilhelm: Zur Geschichte des Wendischen Münzvereins. 4. Das lübeckische Münzbuch 1365—1376. In: Berliner Münzbll. Jg. 47. 289. S. 4—9. [693

Beiträge zur süddeutschen Münzgeschichte. Festschrift zum 25jähr. Bestehen d. Württemberg. Vereins f. Münzkunde. Hrsg. von Peter Goessler. 1901—1926. Stuttgart: W. Kohlhammer in Komm. 1927. (V, 131 S. mit Abb., mehr. Taf.) 4°.
Rez.: Gött. gel. Anz. 1927. S. 121. [694

Stümke, Hans: Die Pläne einer Reform des Münzwesens bis zum Tode Kaiser Sigmunds. Berlin: E. Ebering 1927. (73 S.) gr. 8° = Historische Studien. H. 169. [696

Steinmann, Rudolf: Geldwirtschaft vor dreihundert Jahren. Ein Münzstreit zwischen dem Grafen Simon VII. zur Lippe und der Reichsstadt Frankfurt a. M. [1620—1622]. In: Mittn f. Münzsammler. Jg. 4, 37. S. 2—5. [697

Machlup, Fritz: Die neuen Währungen in Europa. Mit 3 Abb. Stuttgart: F. Enke 1927. (83 S.) gr. 8° = Finanz- u. volkswirtschaftl. Zeitfragen. H. 92. [698

Philippi, F.: Über Darstellungen von Gebräuchlichkeiten auf Mittelaltermünzen. (Bonner Jbb. 132. S. 200ff.) [699

Voigt, A.: Einige Pflanzenbilder auf Münzen (Bll f. Münzfreunde 62, Nr. 2.) [700

Buchenau, H.: Zur Tiroler Münzkunde [des 14. u. 15. Jh.]. In: Bll. f. Münzfreunde. Jg. 62 (1927). 2. S. 17—18. [701

Wutte, M.: Das Münzhaus in St. Veit. (Carinthia I. 117, S. 72. 163.) [702

Probszt, G.: Zur Geschichte d. Kärntner Münzstätten seit Maximilian I. (Carinthia I. 117. S. 15.) [703

Cahn, Julius: Bisher unbekannte, frühe Salzburger Denare. [Mit 4 Abb.] In: Bll. f. Münzfreunde. Jg. 62 (1927). 5. S. 66—69. [704

Buchenau, H.: Die Anfänge der Regensburger Bischofsmünzung. (Bll. f. Münzfr. 62, Nr 5.) [705

Cahn, Julius: Die Reichsmünze zu Offenburg. [Mit Abb.] In: Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N.F. Bd. 41 (1927), 1. S. 4—37. [706

Wetterwald, Ch.: Die Marbacher Münze. Guebwiller: Alsatia 1927. Rez.: Revue d'Als. 74. S. 308. [707

Goeßler, P.: Münzfund im alten Rathaus in Eßlingen. Mit 2 Abb. In: Württ. Vhe f. Landesgesch. Bd. 32. S. 277—284. [708

Mertens, E.: Eine Pfälzer Taufmedaille vom Jahre 1621? (Bll. f. Münzfr. 62. Nr. 9.) [709

Hagen, J.: Talerfund von Koblenz nach 1635. In: Rhein. Heimatbll. Jg. 3, 12. S. 544f. [710

Hagen, Josef: Zwei neue rheinische Münzfunde. Mit 1 Abb. In: Bonner Jbb. 131. S. 325—335. [711

Kalenberg, P.: Der Münzfund von Erpel vom Jahre 1689. (Bonner Jbb. 132. S. 211ff.) [712

Diepenbach, W.: Die Wandlungen der Münzstätte Mainz. (Berl. Münzbll. Jg. 47. Nr. 290ff.) [713

Katz, Viktor: Ein Beitrag zur Gegenstempelung der Prager Groschen. (Bll. f. Münzfr. 62. Nr. 6/7.) [714

Bernhard, Max: Der Münzfund von Leimersheim. (Pfälz. Museum. 44. S. 132.) [715

Kennepohl, Karl: Die Münzen der Grafschaften Bentheim und Tecklenburg sowie der Herrschaft Rheda. Mit 1 Kt. u. 5 Lichtdrucktaf. Frankfurt a. M.: Hamburger 1927. (77 S.) gr. 8⁰. [716

Deuerlein, Ernst: Karls IV. Münzstätte zu Lauf a. P. Fränk. Heimat. Jg. 6. H. 9. [717

Schrötter, Friedrich Frhr. von: Brandenburg-fränkisches Münzwesen. T. 1: Das Münzwesen d. hohenzollernschen Burggrafen von Nürnberg u. d. Markgrafen von Brandenburg in Franken 1350 bis 1515. Mit 12 Taf. Halle: Riechmann 1927. 4⁰ = Münzstudien 3. [718

Pieper, Willi: Unedierte Münzen in meiner Sammlung. Nachträge zu Jos. Weingärtners Kupfermünzen Westfalens. Xff. (Berl. Münzbll. Jg. 47. Nr. 289ff.) [719

Lückger, H. Jos.: Die Darstellung des Cölner Münzgebäudes und des Urmarkgerichts auf Denaren des 11. u. 12. Jahrhunderts. (Bll. f. Münzfr. 62. Nr. 4.) [720

Lückger, Joseph: Eine cölnische Münze ohne Erzbischofsnamen um 1075. (Bll. f. Münzfreunde 62. Nr. 2.) [721

Schröder, Edward: Niederländische Münzen und Münznamen in Deutschland und England. In: Hansische Geschichtsbll. Jg. 51, Bd. 31. S. 185—211. [722

Schulmann, Max. Belangrijke munten van Heinsberg en Kleef. (Jaarboek van munten- en penningkunde 14. S. 116.) [723

Polak, Ernst: Gildepenningen. (Jaarboek van munt- en penningkunde 14. S. 121.) [724

Dorren, Th.: Maastrichtsche Noodmunten en Gildepenningen. (Publications de la Soc. hist. et arch. dans le Limbourg. 63. S. 331.) [725

Snoeck, Jhs. Mr. M. W.: Aanteekmünzen over de's Hertogenbossche stadhuispenningen. (Jaarboek van munt- en penningkunde 14. S. 1.) [726

Noss, Alfred: Die Münzen von Jülich, Mörs u. Alpen. München: Kress u. Hornung 1927. 166 SS.
Rez.: Gött. gel. Anz. 1927 S. 398. [727

Schrötter, F. v.: Zur Solmsschen Münzprägung. (Zs. f. Numism. 37. S. 270.) [728

Kennepohl, K. u. H. Buchenau: Nachrichten zur Oldenburg. Münzkunde. (Bll. f. Münzfr. 62. Nr. 5.) [729

Kennepohl, Karl: Eine Falschmünzerwerkstatt im Sauerlande. (Berl. Münzbll. 47. Nr. 295/96.) [730

Lanz, Otto: Die Münzen und Medaillen von Ravensburg im Verlaufe seiner Münzgeschichte. Stuttgart, Landhaus Rosenstein: Selbstverlag 1927. (X, 206 S., 6 Taf.) 4⁰. [731

Nöble, Erwin: Flensburger Münzfund v. 1892. (Berl. Münzbll. 47. Nr. 297ff.) [732

Bahrfeldt, Max v.: 3 Jahre Hildesheimer Münzgeschichte. 1428—1528—1628. (Alt-Hildesheim 8. S. 1.) [733

Engelke [.B.]: Hannover, eine Münzstätte Heinrich des Löwen. [Mit 2 Abb.] In: Hannoversche Geschichtsbll. Jg. 29 (1926.). S. 134—136. [734

Stange, E.: Zweiter Nachtrag zur Mindener Geld- u. Münzgeschichte. (Bll. f. Münzfreunde 62. Nr. 3.) [735

Bahrfeldt, Max v.: Niedersächs.Münzarchiv. Verhandlungen auf d. Kreis- u. Münzprobationstagen d. Niedersächs. Kreises 1551—1625. Bd. 1. 1551—1568. Mit 7 Taf. VI, 523 S. 4⁰ (Veröffentl. d. Histor. Komm. f. Hannover . . . Nr. 10).
Rez.: Mitt. d. Ver. f. Gesch. v. Osnabrück 49. S. 272.) [736

Draudt, Carl: Die Münzen u. münzenähnlichen Prägungen von Alzey. (Volk u. Scholle 5. S. 197.) [737

Bornemann, V.: Die Kippermünzen der Herzöge von Sachsen-Altenburg. Mit 8 Taf. In: Bll. f. Münzfreunde. Jg. 62 (1927), 6/7. S. 86—103 (Forts. folgt.) [738

Buchenau, H.: Ein schwieriges Wettiner Brakteat. (Bll. f. Münzfr. 62. Nr. 6/7.) [739

Buchenau, H.: Niederlausitzer Brakteaten um 1250/1350. In: Bll. f. Münzfreunde. Jg. 62 (1927). 8. S. 113—116. [740

Schwinkowski, W.: Fremde Schreckenberger (Adlerschillinge) in Sachsen. (Berl. Münzbll. 48 Nr. 302.) [741

Friedensburg, F.: Neue schlesische Münzfunde. Altschlesien. Bd. 2. H. 1. S. 48—56. [742

Storbeck, L.: Neuere altmärk. Münzfunde Beitr. z. Gesch. d. Altmark. Bd. 5. H. 3. S. 162.) [743

Bahrfeldt, Emil: Die Herren von Strele in ihrer Münzstätte Beeskow. [Mit 7 Abb.] In: Berliner Münzbll. Jg. 47. 289. S. 1—4. [744

Bahrfeldt, Emil: Der Denarfund von Quilitz. (Berl. Münzbll. Jg. 47. Nr. 291ff. 48. 301. [745

Knapke, W.: Preuß. Münzwesen 1869 bis 1640 III. Christof Angerer, Herzogl. Preuß. Münzmeister. (Zs. f. Numismatik 37. S. 213.) [746

Knapke, W.: Die Münzverhandlungen des Herzogtums Preußen unter dem Administrator Georg Friedrich (1578—1603). In: Zs. f. Numismatik. Bd. 36, 1926, 3/4. S. 209 bis 221. [747

Knapke, W.: Noch vier ostpreuß. Münzfunde. (Zs. f. Numismat. 37. S. 217.) [748

Jochumsen, H.: Der vermeintliche Artig des livländischen Ordensmeister Heinrich Vinke von Oversberg (1439—1450). In: Mittn. a. d. livländ. Gesch. Bd. 23. S. 164 bis 171. [749

Bulmerincq, August von: Das Münzwesen der Stadt Riga am Ausgang des 15. Jahrhunderts. Ebda. S. 172—194. [750

Jahn, Martin: Römische Medaillons als german. Schmuckstücke. (Bll. f. Münzfr. 62. Nr. 5.) [751

Simon, Moritz: Die Anfänge des Christentums auf der Münze. (Berl. Münzbll. 47. Nr. 294ff.) [752

Schnippel, E.: Benediktenpfennige. (Bll. f. Münzfreunde 62. Nr. 2. 3.) [753

Roller, Otto: D. Händelspfennigfund (in Festgabe f. W. Brambach.)
Rez.: Bll. f. Münzfr. 62. Nr. 1. F. 12.) [754

Schrötter, F. v.: Ein Fund deutscher Doppelgroschen und Groschen von Anfang des 18. Jahrhdts (Zs. f. Numism. 37. S.254.) [755

Dworschak, Fritz: Wiener Porträtmedaillen d. 16. Jahrhdts. (Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Wien. 7. S. 91.) [756

Engelke, Die Otto-Adelheid-Pfennige u. anderes. (Berl. Münzbll. 48. Nr. 301.) 757

Friedland, Otto: Medaillen auf Nicolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf und die Brüdergemeinde zu Herrnhut. (Bll. f. Münzfreunde. 62. Nr. 1.) [758

Bamberg. Paul: Nachtrag zu „Zwei wenig bekannte thüring. Pastoren-Medaillen" u. Lebensgeschichte d. Künstlers Georg Daniel Rötenbeck. (Bll. f. Münzfr. 62. Nr. 6/7.) [759

Meier, Ortwin: Zwei seltene niedersächs. Schraubtaler im Provinzial-Museum. (Jb. d. Provinz. Mus. NF 2. S. 75.) [760

Rein, B.: Drei Schwarzburgische Schaumünzen von Christian Wermuth. (Bll. f. Münzfr. 62. Nr. 4.) [761

7. Genealogie, Familiengeschichte und Biographie.

Sommer, Robert: Familienforschung, Vererbungs- und Rassenlehre durch Rassen- u. Stammeslehre verm. Aufl. Mit 45 Abb. [darunter zahlr. Bilder im Text u. auf 7 Taf.] Leipzig: Joh. Ambr. Barth 1927. (VII, 519 S.)
Rez.: D. Deutsche Herold. 58. S. 95f. [761

Lindern, Georg von: Familiengeschichtliche Forschung. Anleitg. mit prakt. Winken. Mit 20 Abb. u. 2 Taf. Leipzig: Hachmeister & Thal (1927). (47 S.) 8° = Lehrmeister-Bücherei. Nr. 873/874. [762

Spohr, Oswald: Winke aus der Praxis der Familiengeschichtsforschung. 2. Aufl. 21. bis 30. Tsd. Leipzig: Degener & Co. 1927. (20 S.) kl. 8° = Praktikum f. Familienforscher. H. 50. [763

Arnswaldt, Werner Konstantin v.: Wie kommt man über genealogische Kombinationen zu endgültigen Forschungsergebnissen? In: Familiengeschichtliche Bll. Jg. 25. 1927, 3. Sp. 69—74 u. 4. Sp. 137—140. [764

Liebich, Curt: Ausrüstung und Winke für familiengeschichtliche Forschungsreisen. Leipzig: Degener & Co. 1927. (26 S.) gr. 8° = Praktikum f. Familienforscher. H. 17.
Rez.: Nachr. d. Ges. f. Familienkde. 2. S.55. [765

Stöcklein, J.: Die Waffenkunde. Ein Hilfsmittel zur Familienforschung. In: Bll. des Bayerischen Landesvereins für Familienkunde. Jg. 4. 10/12. S. 73—79. [766

Klocke, Friedrich v.: Zum Problem der Genealogie, der Stammtafel und der Ahnentafel. In: Mittn. des Roland. Jg. 12. 1. S. 17—18. [767

Antz, Eduard L.: Die deutschen Sippen. Wo kommst du her? Ein Führer f. Sippenforscher. Mit zahlr. Lehrbeispielen u. Abb. Görlitz: C. A. Starke (1927). (240 S. mit Abb., 1 Titelb.) 8°. [768

Engelmann, Ludwig: Ahnenkultus—Familienforschung. In: Oberlausitzer Heimat-Ztg. Jg. 8, 6, 7. [769

Finckh, Ludwig: Ahnenbüchlein. (14.—16. Tsd.) Stuttgart: Strecker & Schröder [1927]. (VII, 91 S., 1 Titelb.) kl. 8°. [770

Umlauft, F. J.: Deutsche Familienforschung in der Tschechoslowakei. In: Mittn. des Roland. Jg. 12. 1. S. 20—21. [771

Quellen und Hilfsmittel zur braunschweigischen Familiengeschichtsforschung. Schriftenreihe d. Vereins „Braunschweiger Genealog. Abend". Hrsg. von Rudolf Borch. H 1. Leipzig: Degener & Co. in Komm. 1927. gr. 8°. [772

Zeppenfeldt, G.: Wegweiser für hildesheimische Familienforschung. (Alt-Hildesheim 8. S. 49.) [773

Stiebler, Georg: Die besonderen Aufgaben der oberschlesischen Familien-Geschichtsforschung. In: Familie u. Heimat. Jg. 1, 1927. 1. S. 2—5. [774

Thomsen, Andreas: Die deutschen Familien-Verbände als Völkerkeime, als Retter des

schwindenden deutschen Volkes. (Nach e. Vortr.) Berlin (1927). (32 S. m. 1 Kt.). [775

Paulmann, Werner: Familienverbände, ihre jurist. Seite, ihr Zweck u. ihre Aufgaben. Mit e. Anh.: Die Familienstiftung. Leipzig: Degener & Co. 1927. (19 S.) gr 8° = Praktikum f. Familienforscher. H. 16.
Rez.: Nachrichten d. Ges. f. Familienkde. 2. S. 54. [776

Jung, Erich: Abstammung und Erziehung. Politisch-anthropolog. Betrachtgn. an e. hessischen Verwandtschaft. Leipzig: Degener & Co. 1927. (190 S. mit Abb., 19 Taf.) gr. 8°. 777

Wecken, Friedrich: Deutsche Ahnentafeln. Bd. 2, Lfg. 1. (142 Sp., 1 S.) Leipzig [,Deutscher Platz]: Zentralstelle f. deutsche Personen- u. Familiengeschichte E. V. [Ausliefrg. durch Degener] 1927. 4°. [778

Ahnenreihen aus allen deutschen Gauen. H. 6. (S. 81—96.) — Enthält Ahnenreihen Graf v. Schlitz, v. Trotha, v. Dewitz, v. Ehrenkrook, v. Groddek. [779

Deutsche **Ahnenreihen.** Hrsg. Westdt. Gesellschaft für Familienkunde. Heft 3, Nr. 115 bis 163. Bearb. v. Max Franz Joseph Reichsfreiherrn Raitz von Frentz. (IX, Sp. 63 bis 86.) 8° = Mittn. der Wetsdt. Ges. Bd. V, 2a. [780

Stammtafel [richtig: Verwandtschaftstafel] des neuen Hauses Lüneburg in Verbindung mit dem Hause Brandenburg. In: Briefwechsel der Kurfürstin Sophie von Hannover mit dem preußischen Königshause. (Berlin 1927.) S. XII.

Stammtafel des Hauses Braunschweig-Wolfenbüttel (Auszug). Ebda. S. XIII. [781

Dietz, Rudolf: Stammbäume u. Ahnentafeln in eigenartiger u. ichtümlicher Ausstattung. (Volk u. Scholle 5. S. 12.) [782

Bourcy, Hans von: Nachweisungen u. Inhalt der Werke des Regensburger Genealogen Johann Seifert. (Mo-bl. d. Herald. Ges. „Adler" Bd. 10. Nr. 25/26. [783

Lomberg, August: Anton Fahne, der Genealoge. In: A. Lomberg. Bergische Männer. (2. Aufl., 1927.) S. 296—299. [784

Gebhardt, Peter von: Ein Brief des Regensburger Genealogen Johann Seifert. In: Familiengeschichtliche Bll. Jg. 25, 6. Juni 1927. Sp. 185—186. [785

Leskien, Elfriede: Der Leipziger Geschichtsschreiber und Familienforscher Johann Jakob Vogel und seine handschriftlichen Sammlungen zur Leipziger Familiengeschichte. Leipzig: Zentralstelle f. Deutsche Personen- u. Familiengeschichte 1927. (40 S.) gr. 8° = Flugschriften d. Zentralstelle f. Deutsche Personen- u. Familiengeschichte. H. 5. Aus: Familiengeschichtl. Blätter. Jg. 24, 1926. [786

Hornschuch, Willy: Verzeichnis deutscher Familienverbände u. Familienforscher. Hrsg. v. Willy Hornschuch. Schorndorf: Hofer 1927. (48 S.) 8°. 787

Woringer, Aug.: Familiennachrichten aus der Arnoldschen Chronik (Forts.). (Nachr. d. Ges. f. Familienkde. in Kurhessen. Jg. 2, Nr. 1ff.) [788

Rothenfelder, Ludwig: Das Stammbuch des Ulrich Reutter. In: Festschrift z. 60. Geburtstag von Theodor Hampe (Anzeiger des German. Nationalmuseums 1924/25). S. 131—170 u. 2 Anlagen (Stamm- u. Sippschaftstafel des Ulrich Reutter; Stammtafel Schnöd). [789

Schottenloher, Karl: Aus dem Tagebuch des Ingolstädter Rechtslehrers Dr. Joh. Rosa (1508—1518). (Hist. Jb. 47. S. 97—101. [790

Westphal, Wilhelm: Aus der Gardelegener Chronik des Christoph Schultze. In: Familiengeschichtl. Bll. Jg. 25, 4, 5. Mai 1927. Sp. 125 bis 132 u. 6. Juni 1927. Sp. 175—182. [791

Rohr, Wilhelm: Die militärischen Bestände des Preußischen Geheimen Staatsarchivs und ihre Bedeutung für die Personen- und Familienforschung. Leipzig [,Deutscher Platz]: Zentralstelle f. deutsche Personen- u. Familiengeschichte 1927. (42 S.) gr. 8° — Flugschriften d. Zentralstelle f. dtsch. Personen- u. Familiengeschichte. H. 7. [792

Taube, Otto: Der Adel in Deutschland. (Neue Schweizer Rundschau 20. S. 15.) [793

Lexikon Illegitimorum Europäum (Selbstankündigung). (Forsch. u. Mitt. d. österr. Inst. f. Genealogie. Jg. 1. H. 2.) [794

Catalogus Comitum Palatinorum (Selbstanzeige). (Forsch. u. Mitt. d. österr. Inst. f. Genealogie. Jg. 1. H. 2.) [795

Almanach de Gotha. Annuaire généalogique, diplomatique et statistique. Année 164. 1927. Gotha: Justus Perthes (1927). (LXIV, 1443 S., mehr. Taf.) kl. 8°. [796

Gothaischer **Hofkalender.** Genealogisches Taschenbuch d. fürstlichen Häuser. Zugleich Adelsmatrikel d. Deutschen Adelsgenossenschaft. Jg. 164. 1927. Mit 2 Bilderbeig. Gotha: Justus Perthes (1926). (XX, 624 S.) 16°. [797

Gothaisches **Jahrbuch** für Diplomatie, Verwaltung und Wirtschaft. Jg. 164. 1927. Gotha: J. Perthes (1927). (XXXII, 1013 S., mehr., z. T. farb., Taf. u. Kt.) kl. 8°. Früher ersch. als Diplom. Jahrbuch d. Gothaischen Kalenders. Tl. 2. [798

Gothaisches Genealogisches **Taschenbuch** der Gräflichen Häuser. Ungerader Jg. Alter Adel u. Briefadel. 100. (Jubiläums-) Jg. 1927. Gotha: J. Perthes 1927. (XXIII, 632 S.) 8°. [799

Gothaisches genealogisches **Taschenbuch** der freiherrlichen Häuser. Zugleich Adelsmatrikel d. Deutschen Adelsgenossenschaft. Jg. 77. 1927. Ungerader Jg. Alter Adel u. Briefadel. Mit 9 [z. T. farb.] Bilderbeig. Gotha: Justus Perthes (1926). (XVI, 792 S.) 16°.
Rez.: D. Deutsche Herold 58. S. 78. [800

Gothaisches genealogisches **Taschenbuch** der adeligen Häuser. Alter Adel u. Briefadel. Zugleich Adelsmatrikel d. Deutschen Adelsgenossenschaft. Jg. 19. 1927. Mit 7 [z. T. farb.] Bilderbeig. Gotha: Justus Perthes (1926). (XXIII, 938 S.) 16°.
Rez.: D. Deutsche Herold 58. S. 78. [801

Gesamtverzeichnis der im Gothaischen Hofkalender und in den Genealogischen Taschenbüchern behandelten Häuser. Mit Hinzufügung d. Jg. d. Erst- u. Letztaufnahme u. d. Veröffentlichg. d. Stammreihe. [2.] 1927. Gotha: Justus Perthes (1927). (93 S.) 16°. [802

Wiener genealogisches **Taschenbuch.** (Schriftl.:) Hans Stratowa. (J. 1.) 1926. Wien (XII/2, Am Fasangarten 27): H. v. Stratowa (1926). (VIII, 416 S., mehr. z. T. farb. Taf.) kl. 8°. [803

Ausgewählte **Ahnentafeln** der Edda [Eisernes Buch deutschen Adels deutscher Art.] Hrsg. v. d. Buchungshauptstelle deutschen Adels [Arbeitsabteilung 6 d. Deutschen Adelsgenossenschaft]. Bd. 2. Gotha: Justus Perthes [1927].
Rez.: Zs. d. Ver. f. hess. Gesch. 56. S. 500. [804

Anthony-Siegenfeld, Alfred: Das sterbende Österreich-Ungarn und seine Nachfolgestaaten in den Ahnentafeln ihrer führenden Männer. In: Forsch. u. Mitt. des österr. Instituts für Genealogie, Familienrecht u. Wappenkunde. Jg. 1, 1. S. 1—30. [805

Thun und Hohenstein, Jaroslav Fürst v.: Genealogisches Quellenmaterial zur Geschichte des österreichischen Adels aus dem handschriftlichen Nachlasse von August von Doerr. Redigiert von Hans von Bourey. (1.) Wien: Heraldische Ges. „Adler" 1927. (8 S.) 8°. [806

Doerr, August von: Genealog. Quellenmaterial zur Gesch. d. österr. Adels. Aus dem handschr. Nachlaß. Wien 1927. (Beil. zu Mo.bl. d. Herald. Ges. „Adler".) [807

Henckel v. Donnersmarck, Hugo Graf: Urkunden betr. d. Familien: Oedt, Grünthal, Dietrichstein, Auersperg u. Ruestorff u. d. Herrschaften Reinsperg, Wang, beide in N.-Öst. aufbewahrt im gräfl. Schloßarchiv zu Reideben, Kärnten. (Mo.bl. d. Herald. Ges. „Adler" Bd. 10. Nr. 14.) [808

Segesser, H. A. v.: Einige mittelalterliche Geschlechter aus den Gebieten des heutigen Kantons Luzern. In: Schweizer Arch. f. Heraldik. Jg. 39, 3/4. S. 131—151. [809

Hueber, Hans: Alte Bozner Geschlechter. In: Der Schlern. Jg. 8, 11, Nov. 1927. S. 367 bis 371. [810

Strack, Paul: Ein badisches Geschlechterbuch. (Mein Heimatland 14. S. 351—552.) [811

Rümelin, Gust.: Über die gegenseitige Verwandtschaft angesehener württemb. Geschlechter. (Der Deutsche Herold 58. S. 54.) [812

Haller, Frhr. v.: Die Geschlechter Nürnbergs. In: Nürnberg. Hrsg. v. Stadtrat. (1927.) S. 23—29. [813

Hessisches **Geschlechterbuch,** hrsg. von Bernhard Koerner, bearb. in Gemeinschaft mit Hermann Knodt. Bd. 3. 4. Görlitz: 1927 = Deutsches Geschlechterbuch. Bd. 52. 54.
Rez.: Nachr. d. Ges. f. Familienkde. 2. S. 81. 115. [814

Katalog der fürstlich Stolberg-Stolberg'schen Leichenpredigten-Sammlung. (Geleitw.]: Werner Konstantin von Arnswaldt.) Bd. 1 (, Lfg. 1—3). Leipzig: Degener & Co. 1927. gr. 8° = Bibliothek familiengeschichtl. Quellen. Bd. 2.
Rez.: Nachr. d. Ges. f. Familienkde. 2. S. 84. [815

Boetticher, Walter: Der Adel des Görlitzer Weichbildes um die Wende des 14. u. 15. Jahrhunderts. Lfg. 1. 2. Mit 3 Taf. Görlitz: Starke 1927. (IV, 160 S.) 4°. [816

Sauerländisches **Geschlechterbuch,** hersg. von Bernhard Koerner, bearb. in Gemeinschaft mit Auguste Liese. (Mit Zeichn.) Bd. 2. Görlitz O.-L.: C. A. Starke 1927. 16° = Deutsches Geschlechterbuch. Bd. 53. — 2. (XXVIII, 637 S. mit Abb., zahlr., z. T. farb. Taf.) [817

Hamburger **Geschlechterbuch,** hrsg. von Bernhard Körner, bearb. in Gemeinschaft mit Ascan W. Luttheroth u. Theodor Will. (Mit Zeichngn. [auf z. T. farb. Taf.]). Bd. 7. Görlitz: C. A. Starke 1927. 16° = Deutsches Geschlechterbuch. Bd. 51. — 7. (XXXII, 591 S. mit Abb. mehr. Tab.) 818

Seuberlich, Erich: Stammtafeln deutsch-baltischer Geschlechter. Reihe 2. Leipzig [, Deutscher Platz]: Zentralstelle f. deutsche Personen- u. Familiengeschichte; f. Lettland, Estland usw.: Riga, Dom-Museum: Gesellschaft f. Geschichte u. Altertumskunde 1927. 4° = Deutsche Stammtafeln in Listenform. 2. (Sp. 185—554, 30 S. Abb., 1 Bl.) [819

Boetticher, W. v.: Oberlausitzische Hofpfalzgrafen, namentlich Bautzener Dekane als solche. In: Bautzener Geschichtsbll. Jg. 1926, 11. S. 1—2. 12. S. 45 (Schluß). [820

Deutsches **Geschlechterbuch.** (Genealogisches Handbuch bürgerlicher Familien. Hrsg. von Bernhard Koerner. Bd. 50. Görlitz: C. A. Starke (1926). 16°. 50. 1926. (XLVIII, 584 S., zahlr. z. T. farb. Taf.)
Rez.: Zs. d. Ver. f. hess. Gesch. 56. S. 501. [821

Gudenus, Philipp Graf von: Auszüge aus den Matriken der Pfarren des polit. Bezirkes Waidhofen a. d. Thaya, N.-Ö. (Mo.bl. d. Herald. Ges. „Adler" Bd. 10 Nr. 23/24.) [822

Clauß, Hermann: Österreichische Emigranten in Schwabach und Umgebung. Schwabach: Ittland 1927. (43 S.) 8° = Schwabacher Geschichtsbll. 2. [823

Siegl, Karl: Ratsherren, Gerichtsherren u. Gemeinherren in Alt-Eger von 1384—1777. (Unser Egerland. 31. 1927. S. 90 u. a.) [824

Rath, Hanns Wolfgang: Regina [Bardili-Burckhardt], die schwäbische Geistesmutter. Die gemeinsame Abstammung Hölderlins, Uhlands, Schellings, Mörikes u. a. bekannter Schwaben. Auf Grund genauer Forschungen dargestellt. Mit e. Geleitw. von Fritz Lenz. Mit 30 Abb. u. 6 Stamm- u. Ahnentaf. Ludwigsburg: Schulz 1927. (104 S.) 4° = Forsch. z. dt. Ahnenkultur. 1. [825

Westermann, Ascan: Aus dem Schenkbüchlein der Reichsstadt Memmingen. In: Familiengeschichtl. Bll. Jg. 25, 1927, 2. Sp. 45 bis 52 u. 3. Sp. 79—82. [826

Maier, Gottfried: Alt-Reutlinger Familien. 2 Bd. Reutlingen: Oertel & Spörer [1927]. (101 S.) 4°. [827

Mauer, Wilhelm: Die Iptinger und Wimsheimer Mauer mit Stammreihen der Familien Flattich, Hagner, Kuder, Neutz, Schaßberger, Schönamsgruber u. Weller. Stuttgart: K. Ad. E. Müller 1927. (96 S. mit 1 Abb., 3 Stammtaf.) gr. 8°. [828

Lohmeyer, Karl: Landstuhl, seine bürgerlichen Geschlechter u. sein Maire J. A. Mayer. In: Kurpfälzer Jb. 1928. S. 107—133. [829

Hartl, J.: Aus Ambergs ältestem Taufbuch. = Die Oberpfalz 1927 (Jg. 21). [830

Strutz-Hoya, Eduard: Bergische Pfarrergeschlechter. Bergische Gesch. Bl., Jg. 4 Nr. 3/4.) [831

Hünermann, Joseph: Drei alte Pfarrbücher von Opladen. (Bergische Gesch. Bl., Jg. 5. H. 1.) [832

Pagenstert, Clem.: Lohner Familien. Ein Beitrag zur Heimatkunde. Vechta: Vechtaer Druckerei u. Verlag 1927. Mit 1 Kt. (333 S.) gr. 8°. [833

Borstelmann, Heinrich: Familienkunde des Alten Landes. Hamburg [11, Kleine Johannisstr. 20 I)]: Verlag d. Zentralstelle f. niedersächs. Familiengeschichte 1927. (VII, 302 S., 1 Taf.) 8° = Familienkunde d. Stader Elbmarschen. Bd. 1 = Veröffentlichgn. d. Zentralstelle f. niedersächs. Familiengeschichte. Bd. 2. [834

Wiebalck, R.: Wurster Geusen-Kapitäne. (Männer vom Morgenstern. Jahrbuch 23. S. 3.) [835

Grimmel, Ed.: Evang. Pfarrer in Walburg bei Hess. Lichtenau. (Forts.) (Nachr. d. Ges. f. FamilienKd. in Kurhessen. Jg. 2. Nr. 1—2.) [836

Kurt, Hans: Familienkundliches an den Bau- u. Kunstdenkmälern des Kreises Grafschaft Schaumburg. (Nachr. d. Ges. f. Familienkde. in Kurhessen. Jg. 2. Nr. 3.) [837

Voges, H.: Die familiengeschichtlichen Quellen des Landeshauptarchivs [Braunschweig]. In: Braunschweiger genealogische Bll. H. 3—5. S. 63—70. [838

Das jetztlebende **Erffurt** oder Beschreibung derer anjetzo daselbst sich befindenden hohen und niederen Standes-Persohnen. Alda bey Joh. Georg Starken 1703. ([Faks. Manuldruck.] Erfurt: Suchier 1927.) (II, 90 S. mit 1 Abb.) 16° = Erfurter Neudr. Nr. 1. 840

Knauth, Paul: Verzeichnis der Freiberger Hausbesitzer im Jahre 1824. (Mitt. d. Freiberg. Altert. ver. H. 57.) [841

Daenicke, Robert: Alte Lübbener Familien. Lausitzer Heimat. Jg. 1. Nr. 5. [842

Jecht, R.: Quellen und Darstellungen der Familienkunde der Stadt Görlitz (Mittn d. Roland. Jg. 12. 1. S. 18—19.)
Rez.: Neues Laus. Mag. 103. S. 257. [843

Genealogiae civium Gorlicensium (= Familiengesch. Bll. H. 1).
Rez.: Neues Laus. Magaz. 103. S. 258. [844

·**Wentscher,** Erich: Listen der Görlitzer Schützengilde 1506—1927. Festschrift. Görlitz: C. A. Starke 1927. (240 S.)
Rez.: Neues Laus. Magaz. 103. S. 257. Der Deutsche Herold. 58. S. 77. [845

Schaefer, Aloys: Das Mühlhäuser liber mortuorum von 1300 = Unser Eichsfeld. Jg. 22. 1927. S. 37. · [846

*Die **Schützengesellschaft** zu Eisenberg. Ein deutsches Bürgerbuch. Mit zahlreichen Tafeln. Hrsg. v. Hermann v. Schroedel-Siemau. Halle: Schroedel 1926. (112 S.) 4°. [847

Schmidt, Berthold: Schleizer Bürgerverzeichnisse vom 13.—20. Jahrhundert. In: Festschr.des Geschichts- u.Altertumsforsch. Vereins zu Schleiz zur Feier seines 50jährigen Bestehens. S. 1—67. [848

Oidtmann, E. v.: Zur Geschichte der Erkelenzer Schöffenfamilien. In: Erkelenzer Geschichts- u. Altertumsverein. 6. S. 4—31. — Das Geschlecht Hann (Hahn), das Geschlecht von der Hardt, das Geschlecht von Inden, das Geschlecht Palandt. (Auch als Sonderdruck erschienen: Erkelenz: Herle 1926. [32 S.] 8°. [849

König, E.: Alte Eschweger Familiennamen. Eschwege: A. Roßbach [1927]. (32 S.) 8° [Umschlagt.] [850

Wernicke, Gerh.: Die Pfarrer von Schlalach (brand. Kreis Zauch-Belzig) v. d. Reform. b. z. Reichsgründung. (D. Deutsche Herold 58. S. 56.) [851

Vinage, H. du: Geschichte der Französischen Kolonie Pasewalk. VII. Familienkundliches. In: Baltische Studien. N. F., Bd. 28. S. 152 bis 170. [852

Gebhardt, Peter von: Das älteste Berliner Bürgerbuch 1453—1700. Berlin: Gsellius['sche Buchh.] in Komm. 1927. (XV, 394 S.) gr.8° = Quellen u. Forschgn. zur Geschichte Berlins. Bd. 1 = Veröffentlichungen d. Histor. Kommission f. d. Prov. Brandenburg u. d. Reichshauptstadt Berlin. 1.
Rez.: D. Deutsche Herold 58. S. 78. Zs. d. Ver. f. hess. Gesch. 56. S. 509. Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 4. S. 78. [853

Endler, Beiträge zur Geschichte der Ratzeburger Bauernfamilien. (Mitt. d. Heimatbundes f. d. Fürstent. Ratzeburg. Jg. 9. Nr. 3.) [854

Fredrich, Standorte von Stettiner Einwohnerverzeichnissen. (Mon. Bll. hrsg. v. d. Ges. f. pommer. Gesch. 41. S. 3.) [855

Steinke, Erich: Deutsch-Kroner Familien. In: Grenzmark Posen-Westpreußen. Ein Heimatbuch. S. 112—117. [856

Das **Bürgerbuch** der Stadt Konitz von 1550—1850. Danzig: Danziger Verlagsges. 1927. (110 S.) 8° = Quellen u. Darstellungen zur Geschichte Westpreußens. 13. [857

Scholl, Reinhold: Die Bildnissammlung der Universität Tübingen 1477 bis 1927. Mit 34 Bildnistaf. u. 3 Ansichten [Abb.] von Tübingen. Stuttgart: K. Ad. Emil Müller 1927. (63 S., 34 Taf.) gr. 8° = Schriften d. Vereins f. württemberg. Familienkunde. H. 2. [858

Keussen, Hermann: Krefelder Studenten auf der alten Universität Köln. In: Die Heimat (Krefeld). Jg. 6. 1. S. 18—21. [859

Müllers, Heinrich: Herborner Studenten in unserer Gegend. II/III. (Niederrhein. Heimatfreund. Jg. 2, Nr. 2.) [860

Velden, Adolf von den: Schülerverzeichnis des Gymnasiums zu Hanau von 1648 bis 1700. In: Familiengesch. Bll. Jg. 25, 3. Sp. 75—80; 4. Sp. 133—136. [861

Loren, E. de: Stipendiaten auf braunschweig.-wolfenbüttelschen Klosterschulen... (Forts. u. Schluß.) (D. Deutsche Herold 58, S. 4 f.) [862

Die **Matrikel** der Akademie zu Jena 1548/1557. Hrsg., eingel. u. mit Verzeichnissen der Personen- u. Ortsnamen versehen von Theodor Lockmann u. Friedrich Schneider. In Manualdruckverfahren hergest. von F. Ullmann. Jena: Universitätsbibl. 1927. (VI, 92 S.) = „Aus Thüringer Archiven u. Bibliotheken.“ 10. [863

Knauth, Paul: Verzeichnis der aus Freiberg stammenden Schüler des Freiberger Gymnasiums 1515—1747 mit Lebensangaben. (Mitt. d. Freiberg. Altert. ver. H. 57.) [864

Lütke, Karl: Die Matrikeln d. Groeningschen Gymnasiums (Unser Pommerland, 12. S. 476.) [865

Gebhardt, Peter von, u. Alexander von Lyncker: Verzeichnis der Stolper Kadetten [1761—1816]. Bearb. u. hrsg. Leipzig: Zentralstelle f. dt. Personen- u. Familiengesch. 1927. (VIII, 71 S.) 4° = Mitt. d. Zentralst. f. dt. Pers.- u. Familiengesch. 37. [866

Lühr, Georg: Die Matrikel des päpstlichen Seminars zu Braunsberg 1578 bis 1798. Hrsg. u. mit biogr. Zusätzen vers. (2 — Schluß.) (S. 81—213.) Braunsberg 1926: Ermländ. Zeitungs- u. Verlagsdr. [; lt. Mitteilg.: Herdersche Buchh.]. gr. 8° = Monumenta historiae Warmiensis. Lfg. 31 — Bd. 11, 2. [Schluß]. Erscheint auch als Sonderausg. im Komm.-Verlag von Bruno Meyer & Co. in Königsberg. [867

Freytag von Loringhoven, Roderich Baron: Pernauer auf auswärtigen Universitäten. In: SB der Altertumsforschenden Gesellschaft zu Pernau. Bd. 8 (1914/25). S. 61—79. [868

Oberösterreichische **Männergestalten** aus dem letzten Jahrhundert. Unter Mitarb. zahlr. Heimatfreunde hrsg. von Eduard Straßmayr. Mit 50 Bildern. Linz a. D.: Kathol. Preßverein 1926. (260 S.) gr. 8°. [869

Sudetendeutsche **Lebensbilder.** Hrsg. von Erich Gierach. Bd. 1. Reichenberg: Stiepel (1926). (VIII, 314 S., mit Abb. u. Taf.) 4°. [870

Badische **Biographien.** Tl. 6. 1902 bis 1911. Hrsg. von A. Krieger. (6 Hefte.) H. 1. 2. (160 S.). Heidelberg: C. Winters [Verl.] 1927. gr. 8°.

Rez.: Mannh. Gesch. Bll. 28. 5, 127. 9, 200. Hist. Jb. 47. J. 831. [871

Chroust, Anton: Lebensläufe aus Franken. Hrsg. im Auftr. d. Gesellschaft f. fränk. Geschichte. Bd. 3. Würzburg: Kabitzsch & Mönnich 1927. (VIII S., S. VIII a—d, IX—XX, 519 S.) gr. 8° = Veröff. d. Gesellschaft f. fränk. Geschichte. Reihe 7, Bd. 3. [872

Haupt, Hermann: Hessische Biographien. In Verb. mit Karl Esselborn u. Georg Lehnert hrsg. Bd. 2, Lfg. 5 [— Lfg. 9 d. ganzen Folge]. (S. 385 bis 502.) Darmstadt: [Buchh. d.] Hess. Staatsverlag[s] 1927. gr. 8° = Arbeiten d. Hist. Kommission f. d. Volksstaat Hessen. [873

Schell, O[tto]: Bergische Frauen. Elberfeld: A. Martini & Grüttefien 1927. (83 S.) 8°.

Rez.: Mon.hefte f. Rhein. K. G. Jg. 22. H. 2. [874

Große-Dresselhaus, Friedrich: Westfälische Personalien aus Reichskammergerichtsakten. In: Familiengeschichtliche Bll. Jg. 25. 8. August 1927. Sp. 274—276. [875

Mitteldeutsche **Lebensbilder.** Hrsg. von der Histor. Kommission f. d. Prov. Sachsen u. f. Anhalt. Bd. 2. Magdeburg: Histor. Kommission (; Ausliefg.: [Evang. Buchhdlg.] E. Holtermann) 1927. gr. 8°. 2. Lebensbilder des 19. Jahrhunderts. (VI, 492 S. mit zahlr. Taf.)

Rez.: Gesch. Bll. f. Stadt... Magdeburg. 62. S. 155. [876

Kemper: Gelehrte und Schriftsteller aus dem Gebiete des früheren Herzogtums Westfalen. In: Trutznachtigall. Jg. 9, 3. 4. [877

Blankmeister, Franz: Urahnenland. Familienerinnerungen. Dresden: Sturm 1927. (220 S.) 8°. [878

Lattermann, A.: Übersicht der Veröffentlichungen zur Geschichte Polens, bes. des ehemal. preußischen Teilgebietes und des Deutschtums in Polen, für die Zeit 1918—24. Einzelne Persönlichkeiten u. Familien. In: Dt. wiss. Zs. f. Polen. 6. S. 184—190. [879

Tiesler, Kurt: Verzeichnis von Lebensläufen, vorwiegend des Handwerker- u. Kaufmannsstandes aus der Zeit von 1579—1724, entnommen den in der Stadtbibliothek Königsberg i. Pr. befindlichen 507 handschriftlichen Leichen-

predigten. Leipzig: Zentralstelle für dt. Personen- u. Familiengeschichte 1927. (XII, 128 S.) 8° = Mittn. der Zentralstelle. 34. [880

Große jüdische **National-Biographie** mit mehr als 8000 Lebensbeschreibgn. namhafter jüd. Männer u. Frauen aller Zeiten u. Länder. Ein Nachschlagewerk von S. Wininger. Bd. 2. Cernauti: [1927]. [881

Kober, A.: Das Namensregister der Kölner Juden von 1808. In: Mittn des Gesamtarchivs der dt. Juden. Jg. 6. S. 41—53. [882

Henggeler, Rudolf: Der Äbte-Katalog von Pfäfers. (Zs. f. Schweiz. Kirchengesch. 22. S.53) [883

Huyskens, Albert: Ein Vergleich zwischen den beiden ältesten Nekrologien des Aachener Münsters. (Zs. d. Aachener Gesch.-ver. 47. S. 285.) [884

Koppenhagen, W.: Die Totentafel d. ehemal. Franziskanerklosters zu Wartenburg. (Zs. f. d. Gesch. u. Altert.-Kde Ermlands 23, 1. S. 147.) [885

Fischer, Ernst: Aus den Tagen unserer Ahnen. Eine Urkundensammlg. in Privatbesitz als Quelle d. Geschichts- u. Familiengeschichtsforschg. Neues üb. d. Würzburger Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn u. Kurfürst Anselm Franz, Erzbischof von Mainz. Mit 1 Titelb., 15 Taf. Abb. u. Namenreg. Freiburg i. Br., Bürgerwehrstr. 15: E. A. Fischer 1928 [Ausg. 1927]. (XXII, 98 S.) 8°.

Rez.: Nass. Heimatbll. 28. S. 101. [886

Junge, Gottfr.: Graf Friedrich von Ahlefeldt-Lannig. (Niedersachsen 32. S. 287.) [887

Albrecht, W.: Hildesheimische Bürgermeister unter meinen Vorfahren. In: Alt-Hildesheim. H. 7. S. 34—39. [888

Schmidt, Ferdinand: Burg Altena als Stammburg. Eine Übersicht über die Nachkommen der Grafen von Altena-Berg. In: Heimat (Westdt. Volksztg.). Jg. 10, 9 (Sept. 1927). S. 67—68. (Forts. folgt.) [889

Aretin, Erwin, Freiherr v.: Die Herkunft der Freiherrn von Aretin. In: Familiengesch. Bll. Jg. 15, 6. Juni 1927. Sp. 167—174. [890

Barth, Georg: Familie Barth. Chronik eines fränkisch-oberpfälzischen Bauerngeschlechtes. Nürnberg: Selbstverlag 1927. (32 S.) gr. 8° — Familienchronik. 1. [891

Massé, Grete: Familie Beethoven. In: Die Gartenlaube. Jg. 1927, 11, 17. März. S. 214—215. [892

Beneckendorff, Kurt: Aus der Geschichte der Bene(c)kendorff. In: Ernte. Jg. 8, 18/19. S. 10—13. [893

Benckendorff: Die von Benckendorff der Neumark. In: Die Neumark. Jg. 4, 3. März 1927. S. 37—54. [894

Hohlfeld, Johannes: Die engere Familie des Reichspräsidenten Generalfeldmarschalls Paul von Beneckendorff und von Hindenburg. In :Familiengesch. Bll. Jg. 25, 10. Sp. 345—348. [895

Pilnacek, Josef: Das ehemal. Familienarchiv von Boskonvic. (Schluß.) (Monbl. Der Herold. Ges. „Adler“ Bd. 10. Nr. 19.) [896

Burckhardt, Robert: Die Burckhardt. Mit 1 Stammtafel. Wiesloch: Selbstverlag 1927. (32 S.) 8°. [897

Terheyden: Die Heimat u. älteste Geschichte der Grafen Calvelage-Ravensberg. (41. Jahresber. des Hist. Ver. f. d. Grafsch. Ravensberg. S. 91 ff.) [898

Knoop, Ernst: Die schleswigsche Familie Carnarius und verwandte Geschlechter. In: Nordelbingen. Bd. 5, 1. S. 92—102. [899

Schwach, Konrad: Die Grafen von Cilli. In: Alpenländische Mhe. Jg. 1927/28, 1. — S. 23—26. [900

M. v. **Duttenhofer** und sein Geschlecht. In: Heimatbll. vom oberen Neckar. H. 31. S. 435—436. [901

Krauß, Ingo: Die Familie von Efferen aus der Verwandtschaft des Generals von Steuben. In: Familiengesch. Bll. Jg. 25, 8. August 1927. Sp. 259—268. [902

Die Eppsteinschen **Lehensverzeichnisse** und Zinsregister des XIII. Jahrhunderts. Nach dem Eppsteinschen Lehensbuche. Mit Beiträgen zur ältesten Geschichte des Hauses Eppstein. Mit 1 Kt. Hrsg. v. Paul Wagner. Mit Unterstütz. der preuß. Archivverw. Wiesbaden: Bergmann 1927. (X, 224 S.) gr. 8° = Veröff. der hist. Komm. für Nassau. VIII. [903

Raithelhuber, Theodor und Heinrich: Familien-Stammbuch 1927 der verwandten Familien Esch, Raithelhuber und Bezner im Auftr. d. Familientages vom 22. Sept. 1925 bearb. (Als Ms. gedr. Feuerbach [-Stuttgart], Pragstr. 82:) Verlag des Familienverbandes (Stadtpf. a. D. Th. Raithelhuber 1927.) (XX, 125 S. mit Abb., 1 Titelb.) gr. 8°. [904

Weiske, Karl: August Hermann Francke, dem Halleschen Waisenvater zum Gedächtnis. In: Familiengesch. Bll. Jg. 25, 7, Juli 1927. Sp. 211—222. [905

Fürstenberg-Herdringen, Gräfin M. Pia: Bedeutende Männer aus d. Geschlechte Fürstenberg. (Die Heimat. Zs. d. westfäl. Heimatbundes 9. S. 245.) [906

Ressel, Anton: Beitr. zur Gesch. d. gräfl. Familien Gallas u. Clam-Gallas. (Mitt. d. Ver. f. Heimatkde. d. Jeschken-Isergaues 21. S. 95.) [907

Wutke, Konrad: Zur Geschichte des Geschlechts der Gallici (Walch) u. ihres Grundbesitzes in Schlesien im 13./16. Jahrh. (Zs. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens. 61. S. 279.) [908

Burg, Hans v.: Die Gerber, Gerbert, v. Gerbert und ihre Standeserhöhungen. In: Schweizer Arch. f. Heraldik. Jg. 39, 3/4. S. 154—160. [909

Gersdorff, Wolfg. Frhr v.: Ahnentafel von Gersdorff (Der Deutsche Herold 58. S. 39.) [910

Wollesen, E.: Von altmärkischen Vorfahren des Dichters Joh. Wilh. Ludw. Gleim. (Beitr. z. Gesch. d. Altmark. Bd. 5 H. 5 S. 156—161.) [912

Hecker, Max: Die Tragik von Goethes Geschlecht. In: Thüringer Heimatspiegel. Jg. 4, 2. S. 50—52. [913

Devrient, Ernst: Nicolaus Grape. Die Geschichte e. pommerschen Adelsgeschlechts. Stettin: Selbstverlag 1926. (128 S. mit Abb., mehr. Taf.) 8°.
Rez.: Mon. Bll. hrsg. v. d. Ges. f pommer. Gesch. 41. 14. [914

Weinrich [, Hermann]: Aus der Geschichte der Grafen von Hadmersleben. Eine Zsstellg. Hadmersleben [1927]: E. Luther [; lt. Mitteilg: Selbstverlag]. (38 S.) [915

Das Geschlecht **Hasenclever** im ehemaligen Herzogtum Berg, in der Provinz Westfalen und zeitweilig in Schlesien. Bd. 3. (Dortmund 1927.) 2°. — 3. Lose Blätter als Nachträge zum 1. u. 2. Bde. von 1922 u. 1924. Hrsg. von Karl Hasenclever, bearb. von B. E. Hugo Gerstmann. (V. 42 S. mit Abb., mehr. Taf.) [916

Schütz, Leopold v.: Die Grafen von Hatzfeld zu Weisweiler. In: Zs. d. Aachener Geschichtsvereins. 47. S. 255—275. [917

Heintze, Else: Chronik des Geschlechtes Heintze. Hannover: Selbstverlag 1926. (XII, 188 S. 1 Stamm-, 1 Ahnentafel, 51 Bildtafeln.) 8°. [918

Hevelke, Johannes: Gert Hevelke u. seine Nachfahren. Geschichte der Familie Hevelke-Hewelcke u. des Astronomen Johannes Hevelius 1434—1927. Mit 1 Tafel u. 1 Stammhaltertaf. Hrsg. mit Unterstütz. des Westpreuß. Geschichtsvereins. Danzig: Danz. Verl.-Ges. 1927. (430 S.) gr. 8°. [919

Hotz, Philipp: Geschichte der Fränkisch-Crumbacher Familie Hotz. Mit 5 ganzseitigen Abb., mehreren Wappen u. 4 Namentafeln. 2., neubearb. Aufl. [Worms:] Verlag des Familienbundes Hotz [1926]. (72 S.) 8° [920

Huchzermeyer, Hermann: Beiträge zur Geschichte der Familie Huchzermeyer. Leipzig: Degener 1926. (76 S.) gr. 8° = Bibl. familiengesch. Arb. H. 4. [921

Kausch, Friedrich: Die von Jagow u. von Plate in der nördlichen Altmark. In: Prignitzer Heimatbll. Jg. 3, 7. S. 1—3. (Forts. folgt.) [922

Wulz, Gustav: Die Familie Kahr. In: Archiv für Rassen- u. Gesellschafts-Biologie Bd. 18. 3. S. 249—269. [923

Kekule von Stradonitz, Stephan: Kekule von Stradonitz. (Mo.-Bl. d. Herald. Ges. „Adler" Bd. 10. Nr 19.) [924

Staude, Curt: Die Nachkommen des Reformators von Stralsund Christian Ketelhoet. In: Kultur u. Leben. Jg. 3, 12. S. 374—380. [925

Inama-Sternegg, C. v.: Zur Genealogie des Sterzinger Burgergeschlechtes Köchl (mit einer Abbildung u. einer Stammtaf.). In: Schlern-Schr. 12. S. 79—88. [926

Mitscha-Märheim, Herbert v.: Die Herren von Krumbach in Niederösterreich. (Mo.-Bl. d. Herald. Ges. „Adler" Bd. 10 Nr. 15.) [927

Kümmerlen, Julius: Die Beilsteiner Kümmerlen. (Stuttgart 1927: J. F. Steinkopf (68 S. mit Abb., 1 farb. Titelb., 2 Ahnentaf.) gr. 8°. [928

Trotter, Kamillo: Bemerkungen z. Lamberger Genealogie. (Mo.-Bl. d. Herald. Ges. „Adler". Bd. 10. Nr. 15.) [929

Lans, Wilhelm v.: Geschichte und Stammtafeln der Familie Lans. 3. Ausgabe. Mit 10 Tafeln, 1 Ahnen- u. 3 Stammtafeln. Görlitz: Starke 1927. (60 S.) 4°. [930

Tyroller, Franz: Zur Geschichte der Grafen von Leonberg. In: Die ostbairischen Grenzmarken. Jg. 16, 1927, 3. S. 57—60. [931

Grotefend: Die Herkunft der Familie von Lilienanker. (Mon.-Bl. hrsg. v. d. Ges. f. pommer. Gesch., 41. S. 35.) [932

Leonhardt, K. Fr.: Geschichte der Familie von Limburg-Hetlingen. (Hannover. Gesch.-Bll. 30. S. 67—126.) [933

Gebhardt, Peter v.: Prinz Louis Ferdinands Nachkommenschaft. In: Montagsbl. (Magdeburgische Ztg.). Jg. 69, 24. 13. Juni 1927. S. 193—194. [934

Mayr, L.: Das Grafenhaus Marstetten. In: Memminger Geschichts-Bll. Jg. 12, 3. S. 17-22. [935

Knetsch, Carl: Landgraf Philipps Leibarzt Dr. Johann Meckbach u. seine Sippe. (Zs. d. Ver. f. hess. Gesch. 56. S. 124.) [936

Bellaire, Fr. C.: Die Ritter von Meckenheim (In: Deutscher Herold. 58. S. 56 f.) [937

Mülberger, A[ugust]: Geschichte des Weißenburger-Speyerer Erbacher (hessischen) Zweiges der Familie Müllberger. (Mit 2 Bild-, 1 Wappen- u. 1 Stammtaf.) Berlin: Kühn 1927. (68 S.) [938

Köhler, Josef: Der Name Müller im Egerlande. Unser Egerland. 31. 1927. S. 68. [939

Schäfer, Karl Heinr.: Zur Gesch. d. Nassauer Ritterfamilie Muselin im 13. Jhdt. (D. Deutsche Herold 58. S. 21 ff.) [940

Wirtz, Ludwig: Die Grafen von Neuenahr. In: Rheinische Heimatbll. Jg. 4, 6. Juni 1927. S. 235—239. [941

Scheiber, Artur Maria: Zwei Stammlisten des Geschlechtes von Oettl in Strengberg. (Mon.-Bl. d. Herald. Ges. „Adler" Bd. 10. Nr. 27/28.) [942

Hestermann, Ferd.: Eine 400 Jahre zurückreichende Gelehrtenfamilie. Die Gesch. d. sächs. Familie Olearius. (Deutschlands Erneuerung, 11. Volk u. Rasse. S. 169.) [943

Pappenheim, Haupt Graf zu: Die frühen Pappenheimer Marschälle vom XII. bis zum XVI. Jahrhundert. [2 Bde.] Bd. 1. 2. Leipzig 1927. 4° = Beiträge zur deutschen Familiengesch. 6. [944

Strutz, Edmund: Geschichte der Familie Peill. Görlitz: C. A. Starke in Komm. 1927. (229 S., zahlr. Taf., davon 1 farb., 34 Stammtaf.)) 4°.
Rez.: Zs. d. Berg. Geschver. 56. S. 143. [945

Berg, Carl vom: Stammtafeln der Familie Petersen, mit Nachrichten über verwandte Familien u. einer Nachfahrenliste. Düsseldorf 1926. (57 Taf.) 2°. [946

Reimers, H.: Das Geschlecht der quaden Foelke. In: Ostfriesland-Kalender f. 1927. S. 91—106. [947

Muhs, Wilhelm: Die Familie v. Qualen. Aus sieben Jahrhunderten. In: Die Heimat (Schleswig-Holstein). Jg. 37, 1. 2. [948

Redenbacher, Markus: Die Familie Reden-, Retten-, Rothen- und Rottenbacher. Familiengeschichte u. Stammliste. Mit e. Biographie d. Pfarrers u. Schriftstellers Wilhelm Redenbacher von Ernst Dorn. München: Müller & Fröhlich 1927. (VI. 160 S., 4 Taf. mit aufgeklebt. Abb., 1 Stammtaf.) 8°. [949

Ressel, Anton: Die Sterbefälle im Friedländer Hause der Herren von Redern. In: Mittn. des Vereins für Heimatkunde des Jeschken-Isergaues. Jg. 20, 4. S. 145—151. [950

Rentrop, Ernst: Beiträge zur Geschichte der Familie Rentrop. Heft 1. Königswinter: Selbstverlag 1926. (IV, 96 S.) gr. 8°. [951

Becker, E. E.: Die Riedesel zu Eisenach. Bd. 3: Vom Tode Hermanns III. Riedesel

1501 b. z. Tode Konrads II. 1593. Offenbach 1927. N.G.Elwert.
Rez.: Archiv f. hess.Gesch. N.F. 15. S.531.) [952

Corti, Egon Caesar Conte: Der Aufstieg des Hauses Rothschild 1770—1830. Mit 24 Bildtaf. u. e. Faks. Leipzig: Insel-Verlag 1927. (459 S.) 8°.
Rez.: D. Gesellsch. Jg. 5. S. 276. [953

Gundlach, Franz: Caspar von Saldern. Seine Herkunft und seine Frauen. Die Familie Schnapel in Jevenstedt. In: Nordelbingen. Bd. 5, 1. S. 63—91. [955

Dokumente der Familie von Salis, betreffend den Johannesstamm, im besonderen die Sker-Linie. Zsgest. von Mitgl. d. Familie. Mit 2 Bildbeil. [Taf.] u. 5 Stammtaf. Zürich: Schultheß (1927). (XVI, 43 S.) 4°. [956

Bielefeld: Familienkunde [der Familie] Sarrazin. In: Heimatbll. (Heimatverein Dülmen). Jg. 3, 2. S. 23. [957

Hausgeschichte und Diplomatarium der Reichs-Semperfreien und Grafen Schaffgotsch. (4 Bde. Bd. 2: Besitzgeschichte, Tl. 2.) Leipzig 1925 — 2, 2. Die Erhaltung d. Schaffgotschischen Stammgüter durch Fideicommisse von Johannes Kaufmann. (897 S. mit 11 [2 farb.] Taf.) [958

Fischer, Karl R.: Die Schürer von Waldheim. In: Sudetendt. Lebensbilder (1926). S. 223—232. [959

Nieberg: Zur Genealogie d. Stauber (D. Deutsche Herold 58. S. 37f.)

Krauß, Ingo: Beiträge zur Geschichte des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm von Steuben und seiner Familie. In: Familiengeschichtl. Bll. Jg. 25, 1927, 2. Sp. 33—38, u. 3. Sp. 73—76. [961

Steuben, Berndt v.: Was die Familie v. Steuben über die Abstammung des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm v. Steuben weiß. In: Familiengesch. Bll. Jg. 25, 10. Sp. 349—325. [962

Stoybe, H., u. E. **Seuberlich:** Die Herkunft des amerikanischen Generals Steuben. In: Familiengeschichtl. Bll. Jg. 25, 6. Juni 1927. Sp. 181—184. [963

Bergmann, Alwin: Die von Stubenberg, ein ausgestorbenes Exulantengeschlecht in Sachsen. In: Mittn. des Roland. Jg. 12, 1. S. 12—15. [964

Glasewald, A. E.: Das Geschlecht der Taxis. In: A. E. Glasewald, Thurn u. Taxis in Geschichte und Philatelie (Gößnitz 1926). S. 5—10. [965

Thüngen, Rudolf Frh. v.: Das reichsritterliche Geschlecht der Freiherrn von Thüngen. Forschgn. zu s. Familiengeschichte. Lutzische Linie. Bd. 2. Würzburg: Kabitzsch & Mönnich 1926. 4°.
Rez.: D. Deutsche Herold 58. S. 95. [966

Schütz, M.: Das Geschlecht der Toppler in Rothenburg und Nürnberg. In: Verein Alt-Rothenburg. Jahresbericht 1924 — 1926. S. 35—53. [967

Kandelsdorfer, Karl v.: Das uradelige Geschlecht Trauttenberg. (Mon.-Bl. d. Herald. Ges.,,Adler", Bd. 10 Nr. 25/26.)
Ders.: Eine 700jähr. Ahnenreihe ,,Trauttenberg". Ebda. Nr. 27/28. [968

Thun und Hohenstein, Jaroslav: Beiträge zu unserer Familiengeschichte. [Nur] Namens-Verzeichnis. Tetschen a. d. E.: 1926. gr. 8°. [969

Arnswald, Wern. Konst. v.: Die Vitzthum von Eckstädt in Cannawurf (D. Deutsche Herold 58. S. 23f.) [970

Bach, Adolf: Das Elternhaus des Freiherrn vom Stein. Mit 14 Abb. Bonn: Klopp 1927. (102 S.) gr. 8° = Rheinische Neujahrsbll. 6. [971

R[em]b[er]t: Aus dem Familienarchiv eines alten Hofes [des Voß-Hofes] am Inrath. In: Die Heimat (Krefeld). Jg. 5, 3. S. 170—176. [972

Sieg: Freiherr Hannibal von Waldstein und sein Stammbuch. (Forts.) (Viertelj.schr. f. Wappen-Kunde. Jg. 53.) [973

Wecken, Friedrich: Weibnom-Metzger Krit. Untersuchgn. zur Geschichte e. holländischen Erbschaft. Leipzig: Degener & Co. 1927. (52 S. mit Abb.) gr. 8° = Bibliothek familiengeschichtl. Arbeiten. H. 3.
Rez.: Mannheim. Gesch.-Bll. 28. 3, 79. [974

Halm, Karl: Die Zwickauer Welser. (Neues Archiv f. Sächs. Gesch. 48 H. 1. S. 62.) [975

Gerhardt: Die Vorfahren Johann Hinrich Wicherns. (Zs. f. niedersächs. Kircheng. 32/33. S. 277.) [976

Scheiber, Artur Maria: Zur ältesten Gesch. d. Familie Wolzogen. (Mon.-Bl. d. Herald. Ges.,,Adler", Bd. 10. Nr. 17/18.) [977

Wormit, Anton: Das altpreußische Geschlecht der Wormit. Urkundl. u. familiengeschichtl. Nachrichten. Görlitz: Starke 1926. (121 S., 1 farb. Titelb., 7 Stammtaf., 1 Kt.) 4°. [978

Meininghaus, August: Der Dortmunder Syndicus und Hofpfalzgraf Johann Wortmann [mit Stammtaf.]. In: Beitr. zur Geschichte Dortmunds. 34. S. 147—171. [979

Wrangell, Georges Baron v.: Geschichte der Wrangel zur dänischen u. Ordenszeit. (Viertelj.schrift f. Wappenkunde. Jg. 53.) [980

Cramer, Max: Zellerbuch, enth. sämtl. Angehörige d. Familie Zeller aus Martinszell. Stuttgart: C. Grüninger Nf. in Komm. 1927. (VI, 217 S., 4 Taf.) gr. 8°. [981

Salza, H. v.: Zinzendorfs Verwandtschaft mit dem Oberlausitzer Adel. In: Bautzener Geschichtsbll. 1927, 6. S. 21—22 [mit Verwandtschaftstafel]. [982

III. Quellen.

1. Allgemeine Sammlungen.

Winter, Georg: Zur Vorgeschichte der Monumenta Germaniae Historica. Vier Denkschriften von Rühs, K. F. Eichhorn, Savigny u. Niebuhr [aus den Jahren 1814 bis 1816]. In: Neues Archiv. Bd. 47 (1927), 1/2. S. 1—30. [983

Hermann, Hermann Julius: Die romanischen Handschriften des Abendlandes. Mit Ausnahme der deutschen Handschriften. Mit 2 Taf. u. 149 Abb. im Text. Leipzig: K. W. Hiersemann 1927. (VIII, 166 S.) 2° — Beschreib. Verzeichnis d. illumin. Handschriften in

Österreich. Bd. 8, Tl. 3. — Publikationen d. Zweiten Kunsthistor. Instituts d. Universität Wien in Verb. mit d. österr. Institut f. Geschichtsforschung. [984

Berthold, Luise: Alter Text und moderne Mundart. Grundsätzliches zur Heimatbestimmung alter Texte, dargel. am Prosateil d. Stuttgarter Cod. theol. et philos. 4° Nr. 190. Mit 18 Textabb. Bonn a. Rh.: F. Klopp 1927. (III, 65 S.) 4° = Rheinische Beiträge u. Hülfsbücher zur german. Philologie u. Volkskunde. Bd. 13. — Nur im Titel veränd. Neudr. aus: Teuthonista. Zeitschr. f. dt. Dialektforschg. u. Sprachgeschichte. Jg. 2, 1925/26, H. 3/4. Hinzugef. nur e. Inhaltsverz. u. e. Vorbemerkg. [985

Altaner, B.: Zur Geschichte der Handschriftensammlung des Kardinals Johannes von Ragusa. (Hist. Jb. 47, S. 730). [986

Semler, Alfons: Die historischen Handschriften der Leopold-Sophien-Bibliothek in Überlingen. (Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N.F. 41, 1 S. 117.) [987

Schreiber, Heinrich: Die Bibliothek der ehemaligen Mainzer Kartause. Die Handschriften u. ihre Geschichte. Leipzig: O. Harrassowitz 1927. (XII, 234 S.) gr. 8° = Zentralblatt f. Bibliothekswesen. Beih. 60. [988

Diestelkamp, Adolf: Geschichte der Halberstädter Dombibliothek im Mittelalter. (Sachsen u. Anhalt 3. S. 177.) [989

Die **Bibliothek** und ihre Kleinodien. Festschrift zum 250jährig. Jubiläum d. Leipziger Stadtbibliothek. (1677—1927.) Hrsg. von Johannes Hofmann. (Zum Geleit: [Karl] Rothe.) Leipzig: K. W. Hiersemann 1927. (112 S. mit Abb., 12 Taf., 1 Tab.) 4°. [990

Goldschmidt, G.: Studien über die Handschriftensammlung der Wallenrodtschen Bibliothek (Altpreuß. Forschungen 4. S. 108).

2. *Geschichtsschreiber.*

Jaargetijdenboek van het klooster der Begaarden te Maastrich par Dr. P. Doppler. (Publications de la Soc. hist. et arch. dans le Limbourg. 63. S. 1—55.) [992

Paulinus von Venedig. — Bruchstücke aus der Weltchronik des Minoriten Paulinus von Venedig. [Recension 1.] Hrsg. von Walther Holtzmann. H. 1. Rom: W. Regenberg 1927. kl. 8° = Texte zur Kulturgeschichte d. Mittelalters. H. 3. [993

Beyerle, Konrad: Das Briefbuch Walahfrid Strabos. In: Schulte-Festschrift. S. 82—98. [994

Eberhard, Priester: Die Gandersheimer Reimchronik. Hrsg. von Ludwig Wolff. Halle [Saale]: M. Niemeyer 1927. (XLII, 79 S.) 8° — Altdeutsche Textbibliothek. Nr. 25. [994a

Geppert, Friedr.: Die Burgen u. Städte bei Thietmar von Merseburg. (Thüring.-sächs. Zs. (6. S. 161.) [995

Voigt, Heinrich Gisbert: Eine neuerdings wiederentdeckte mittelalterliche Lebensbeschreibung des Preußenmissionars Bonn von Querfurt. (Sachsen u. Anhalt 3. S. 87.) [996

Lehmann, Paul: Gesta Ernesti ducis. München 1927. (56 S.) 4° = Abhandlungen d. Bayer. Akad. d. Wiss. Philos.-philol. u. hist. Kl. 32. Abh. 5.
Rez.: Zs. f. dts. Altert. 64. S. 107. [997

Zeemann, D[irk] J[acobus] C[ornelis]: Stilistische Untersuchungen über Rudolf von Ems' Weltchronik und seine beiden Meister Gottfried und Wolfram. Amsterdam [, Keizersgracht 120]: H. J. Paris 1927. (V, 193 S.) [998

Desonay, F.: Comment un écrivain se corrigeait au XVe siècle. (Revue belge. 6. S. 81.) [999

Müller, Joseph: Johann Joachim Eichhorn's deutsche Lebensbeschreibung des seligen Nikolaus von Flüe. (Zs. f. d. Schweiz. Kirchengesch. 22. S. 81.) [1000

Mayer, Kurt: Zur Chronik des Gall Oheim. (D. Deutsch. Herold 58. S. 73.) [1001

Schradin, (Niclas,) Stadtschreiber von Luzern: Schweizer Chronik. Sursee 1500. Faks. Neudr. (nach d. Orig. d. Wolfenbüttler Bibliothek. Einf.: E[rnst] Weil.) München (:Harro Jessen) 1927. (121 S. mit eingedr. Holzschn.) gr. 8°. [1002

Scherer, E. C.: Die letzten Vorlesungen Melanchthons über Universalgeschichte. In: Histor. Jb. Bd. 47 (1927), 2. S. 359—366. [1003

Lehmann, Paul: Aus der „Vorratskammer" des Chronisten Dietrich Engelhus. (Hist. Jb. 47. S. 489ff.) [1004

Roth, Friedrich: Clemens Jäger, nacheinander Schuster und Ratsherr, Stadtarchivar und Ratsdiener, Zolleinnehmer und Zolltechniker in Augsburg — der Verfasser des Habsburgisch-österreichischen Ehrenwerks [† 1561]. In: Zs. d. Hist. Ver. f. Schwaben u. Neuburg. Bd. 46, 1. S. 1—75. [1005

Cohrs, Ferd.: Joh. Lorenz Mosheim, Institutiones Historiae ecclesiasticae von 1726. Ein Gedenkbl. (Zs. d. Ges. f. niedersächs. Kirchengesch. 32/33. S. 1.) [1006

Harms zum Spreckel, H.: Des Kupferschmiedemeisters Ludwig Kleinhempel Hauschronik. Im Anh.: Die große

Teuerung zu Annaberg i. J. 1771. (Mitt. d. Ver. f. Gesch. v. Annaberg. Jb. 16. Bd. 5.) [1007

3. *Urkunden und Akten.*

Seuffert, Burkhard: Über die Veröffentlichung von Landtagsakten (Hist. Viert.jahrsschr. 24. S. 573.) [1007a

Baudot, M.: La Clausula de unctione Pippini est-elle un faux du IXe siècle? (Le moyen age. 2. sér. T. 28. S. 129.) [1008

Buchner, Max: „Einzigartiges Zeugnis", „Buchsubskription" oder — Fälschung? Eine Entgegnung zur Frage der Echtheit der „Clausula". (Hist. Viert.jahrsschr. 24. S. 357.) [1009

Schulz, Ernst: Nochmals die Clausula de Pippino. (Hist.Vierteljahrschr. 24. S. 608.) [1009a

Brakmann, Alb.: Germania pontificia, sive repertorium privilegiorum et litterarum a romanis pontif. . . . concess. Vol. II, pars II: Helvetia pontificia. Berolini, Weidmann 1927. 4° XXIII 296 S. (= Kehr, P.F.: Regesta Pontificum roman.) [1010

Lehe, Erich von: Papsturkunden f. d. Erzstift Bremen. (Männer vom Morgenstern. Jahrb. 23. S. 18.) [1011

Sthamer, Eduard: Eigenes Diktat des Herrschers in Briefen der sizilischen Kanzlei des 13. Jh. In: Cartellieri-Festschrift. S. 141—158. Auch als Sonderdruck: Weimar: Böhlau 1927. (20 S.) gr. 8°. [1012

Weymann, Ch.: Une charte de l' empereur Maximilian anoblissant les frères Nieppein (Revue d'Als. 74. S. 592. [1013

Resch, R.: Retzer Urkunden. (Mon.-Bl. d. Ver. f. Landeskunde . . . v. Niederösterr. 12. 27, 82.) [1014

Haberl, A.: Urkunden aus dem Pfarrarchive Obernberg. Heimatgaue, Jg. 8. H. 2 u. 3/4. [1015

Trinks, E.: Die Gründungsurkunden des Zisterzienserklosters Wilhering. (Jb. d. oberösterr. Musealver. 82. S. 77.) [1016

Mayer, Matthäus: Regesten zur Geschichte Kufsteins. (Das Archiv H. 1/2.) [1017

Schadelbauer, Karl: Miscellanea-Regesten zur Geschichte Kufsteins. (Das Archiv H. 1/2.) [1018

Reitz, Robert: Die Gründungsurkunden der älteren böhmischen Klöster. In: Jb. d. Phil. Fak. d. Dt. Univ. in Prag. Jg. 3. S. 12-13. [1019

Meyer, Adolf: Regesten der Edelherrn von Lierheim. (3. Teil.) (Histor. Ver. f. Nördlingen. Jahrb. 11. S. 1.) [1020

Heidingsfelder, Franz: Die Regesten der Bischöfe von Eichstätt. Lfg. 6. Würzburg: Kabitzsch & Mönnich [in Komm.] 1927. = Veröffentlichungen d. Gesellschaft f. fränk. Geschichte. Reihe 6. [1021

Göeß, Joh. Zeno Gf.: Galsruck-Regesten (Mon.Bl. d. Herald. Ges. „Adler" Bd. 10 Nr. 14.) [1022

Urkunden und Akten des Württembergischen Staatsarchivs. Abt. 1. Württ. Regesten von 1301—1500. 1. Altwürttemberg. Tl. 2, Lfg. 5/7 [Schluß]. (S. V, 367—462.) Stuttgart: W. Kohlhammer 1927. [1023

Regesten der Bischöfe von Straßburg. Hrsg. von Alfred Hessel u. Manfred Krebs. Bd. 2, Lfg. 4/5. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 1926/1927. 2, 4. Regesten Konrads von Lichtenberg. 1273—1299. (S. 280—406.) [1024

Kahn, Joseph: Urkunden der Vikarie B.M.V. zu Borbeck aus der Zeit von 1655 bis 1724. (Beitr. z. Gesch. v. Stadt u. Stift Essen. 45. S. 213.) [1025

Kenningboek, der Stad Leiden 1570/1580. 1e stuk: 1570/1574 uitgeg. door M. D. Osinga en W. S. Gelinck. 's-Gravenhage 1928 (Oud-vaderlandsche Rechtsbronnen) = Werken der vereeniging tot uitgaaf der bronnen van het oudvaderlandsche recht. 2. R. No. 23. [1026

Oudfriesche **Oorkonden.** Bewerkt von P. Sipma Deel 1. Oudfriesche Taal— en Rechtsbronnen ,s—Gravenhage Nijhoff 1927.
Rez.: Korr. Bl. f. niederdt. Sprachf. 41. S. 44. [1027

Clemm, Ludwig: Die Urkunden der Prämonstratenserstifter Ober- und Nieder-Ilbenstadt. Mit 4 Taf. Darmstadt: Histor. Verein f. Hessen 1927. (S. 157 bis 511.) 8° = Hessische Regesten. H. 2. Aus: Archiv f. Hess. Geschichte u. Altertumskunde. N.F. Bd. 14 u. 15. [1028

Menn, W[alter], u. B[ernhard] Messing: Siegener Urkundenbuch. Hrsg. u. eingel. von F[riedrich] Philippi. Abt. 2. Die Urkunden aus d. Staatsarchiv Münster u. d. Stadtarchiv Siegen von 1351—1500. Lfg. 2 [Schluß]. Siegen Wilh. Vorländer 1927. 4°. 2. 2. [Schluß] [1467—1500, Titel, Vorw., Einl., Reg. u. [3] Taf.] (XVI S., S. 241—594.) [1029

Oldenburger **Urkundenbuch** Bd. III. (1928.)
Rez.: Mitt. d. Ver. f. Gesch. v. Osnabrück 49. S. 277. [1030

Wotschke, Theodor: Die niedersächsischen Berichterstatter für die Acta historico-ecclesiastica. Nach Briefen in d. Herzogl. Bibl. zu Gotha. (Zs. f. niedersächs. Kircheng. 32/33. S. 218.) [1031

Urkundenbuch der Erfurter Stifter und Klöster. Bearb. von Alfred Overmann. Tl. 1. Magdeburg: Selbstverlag d. Histor. Kommission; Ausliefg. durch [Evang. Buchh.] E. Holtermann 1926. gr. 8⁰ = Geschichtsquellen d. Provinz Sachsen u. d. Freistaats Anhalt. N. R. Bd. 5, 1. 1. [706—1330.] (XXI, 1031 S.) [1032

Codex diplomaticus Lusatiae superioris. Hrsg. von Richard Jecht. 4. Görlitz: Oberlausitzische Gesellschaft d. Wissenschaften; 1927. gr. 8⁰. — 4. Umfassend d. Oberlausitzer Urkunden unter König Albrecht II. u. Ladislaus Posthumus. H. 5 [Schluß]. 1455—1457 u. Reg. (IV S., S. 931—1244.)
Rez. Neues Laus. Magaz. 103. S. 258. [1033

Friedensburg, Walter: Urkundenbuch der Universität Wittenberg. Tl 2. Magdeburg: Selbstverl. d. Histor. Kommission; Auslieferg: E. Holtermann 1927. gr. 8⁰ = Geschichtsquellen der Provinz Sachsen u. d. Freistaates Anhalt. Neue Reihe. Bd 4. 2. [1611—1813.] (III. 670 S.)
Rez.: Zs. f. Kirchengesch. 46. S. 152. [1034

Klinkenborg, Melle: Acta Brandenburgica. Brandenburg. Regierungsakten seit der Begründung d. Geheimen Rates. Bd. 1: 1604—1605. (Veröffentl. d. Hist. Komm. f. d. Prov. Brandenburg III.) [1035

Lehmann, Rudolf: Die Urkunden des Gubener Stadtarchivs in Regestenform. (Niederlaus. Mitt. Bd 18, H. 1.) [1036

Regesten zur schlesischen Geschichte. 1338—1342. Hrsg. von Konrad Wutke u. Erich Randt. Lfg 3/4. (S. 105—208.) Breslau: Trewendt & Granier 1927. 4⁰ = Codex diplomaticus Silesiae. Bd 30, Lfg 3/4. [1037

Bretschneider, Paul: Urkundenbuch der Stadt Münsterberg in Schlesien. Tl 1. Münsterberg: Magistrat 1927. 4⁰. 1. Bis zum Jahre 1316. (X, 101 lith. Bl. mit 5 Abb.) [1038

Wotschke, Theodor: Die Mitarbeiter an den Acta historico-ecclesiastica in Polen. (Deutsche Wissensch. Zs. f. Polen 12. S. 74.) [1036

Arendt, Paul: Urkunden u. Akten Allensteins II, 2 u. 3.
Rez.: Zs. f. d. Gesch. Ermlands 23, 1. S. 240. [1040

Meyer, William: Zwei Königsberger Urkunden in Reval. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. v. Ost- u. Westpreußen, Jg. 2 Nr. 2.) [1041

4. Andere schriftliche Quellen und Denkmäler.

Rogge, Helmut: Nachlässe und private Archive im Reichsarchiv. In: Korrespondenzbl. d. Gesamtvereins. Jg. 75, 1927, 1/3. Sp. 53—61. [1042

Zibermayr, Ignaz: Das oberösterreichische Landesarchiv in Linz. Mit 4 Abb. u. Faks. In: Ober-Österreich (Wien 1926). S. 130—138. [1043

Brunner, Otto: Das Archiv des Landmarschalls Ulrich von Dachsberg. Mit einem Exkurs zur Geschichte der Juden in Wien. In: Mittn. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Wien. Bd. 7, 1927. S. 63—90. [1044

Thun, Jaroslaw Fürst: Die A. v. Doerrschen Matrikenexzerpte im Schloßarchiv zu Tetschen. Tl. 1: St. Stefan in Wien. (Forsch. u. Mitt. d. österr. Inst. f. Genealogie. Jg. 1, H. 1. 2.) [1045

Umlauft, F. J.: Das Aussiger Stadtarchiv. In: Mittn. des Ver. f. Gesch. d. Dt. in Böhmen. Jg. 65, 1/2. S. 45—49. [1046

Schmidt, Georg: Schicksale des Stadtarchivs in Mies. In: Mittn. d. Ver. f. Gesch. d. Dt. in Böhmen. Jg. 64 (1926), 4. S. 159-167. [1047

Oberdorffer: Stadtarchiv Brüx. Jahresberichte 1925 u. 1926. Ebda. S. 49—52. [1048

Altmann, Alfred: Das Staatsarchiv Nürnberg (früher Kreisarchiv für Mittelfranken) und das Städtische Archiv. [Mit 2 Taf.) In: Nürnberg (Monogr. dt. Städte. Bd. 23). S. 104—109. [1049

Blume, Karl: Das Wetzlarer Stadtarchiv. In: Mittn. d. Wetzlarer Geschichtsvereins. 10 (1927). S. 63—72. [1050

Schaus, Emil: Die Umgestaltung des Koblenzer Staatsarchivs. In: Rheinische Heimatbll. Jg. 4, 5. S. 206—207. [1051

Oberndorff, Lambert Graf von: Briefe aus dem gräflich Oberndorff'schen Archiv. Mannheimer Gesch.Bl. Jg. 28. Nr. 10/11. [1052

Glasmeier, Heinrich: Vom westfälischen Archivwesen. In: Minerva-Zs. Bd. 3, 1927, 6/7. S. 126—130. [1053

Büscher, Franz: Mitteilungen aus Archiven V. (Beitr. z. Gesch. v. Stadt u. Stift Essen. 45. S. 177.) [1054

Winterfeld, Luise v.: Das Stadtarchiv und die Verwaltungsbibliothek [Dortmund]. Ebda. S. 151—152. [1055

Glasmeier, Heinrich: Das Archiv der Standesherrschaft Krayenberg. In: Westfälisches Adelsblatt. Jg. 4, 3/4. S. 71—77. [1056

Jacobson, J.: Akten-Inventar der Synagogengemeinde Walldorf a. Werra. In: Mittn. des Gesamtarchivs der dt. Juden. 6. S. 54—66. [1057

Burchard, Max: Das Stadtarchiv zu Stadthagen als Quelle für die Bevölkerungsgeschichte. Mit 72 Abstammungstaf. u. 1 Kt. d. Grafschaft Schaumburg. Lfg. 1. (48 S.) Leipzig

Degener 1927. gr. 8° = Bibl. familiengesch. Quellen. 3. [1058

Gebauer, G.: Aus dem Hildesheimer Stadtarchiv. (Alt-Hildesheim. 8. S. 10.) [1059

Kohl, Dietrich: Die Bedeutung des dänischen Reichsarchivs f. d. niederdeutsche, bds. oldenburg. Gesch.-Forschung. (Niedersächs. Jb. 4. S. 175.) [1060

G. Hansen'i Tallinna linna arhiiwi kataloog. **Katalog** des Revaler Stadtarchivs. Von G[otthard] Hansen †. 2., umgearb. u. verm. Aufl., hrsg. von O[tto] Greiffenhagen. Abt. 3 [Schluß]. Reval 1926: Estländ. Druckerei A. G. ([; aufgest.:] Reval [, Johannisstr. 6]): Revaler Estnische Verlagsgenossenschaft Päevaleht [in Komm.]. 8°. — 3. Urkunden-Regesten u. Register. (V S., S. 193—288.) [1061

Leges nationum Germanicarum ed. Societas aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi. T. 5, p. 2. Hannover: Hahnsche Buchh. 1926. 4° = Monumenta Germaniae historica. — 5. 2. Lex Baiwariorum (ed. Ernestus Liber Baro de Schwind). (VII, S. 179 bis 492.) [1062

Eckhardt, Karl August: Die Lex Baiuvariorum. Eine textkrit. Studie. Breslau: M. & H. Marcus 1927. (71 S.) gr. 8° = Untersuchungen zur deutschen Staats- u. Rechtsgeschichte. H. 138. [1063

Schrötter, Georg: Lex Baiuvariorum (Bayernland 38. S. 593.) [1064

Sintzel, Martin: Die Entstehung der lex Saxonum (Zs. d. Savigny-Stiftung 47. S. 130.) [1065

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 usque ad annum 1500. Ed. Societas aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi. Legum sectio 4. Constitutiones et acta publica imperatorum et regum. T. 6, p. 1, 3. Hannover: Hahnsche Buchh. 1927. 4°. — 6. 1. Inde ab a. 1325 usque ad a. 1330. Ed. Jacobus Schwalm. Fasc. 3. (V S., S. 743—804.). [1066

Rehme, Paul: Stadtbücher des Mittelalters. Tl 1. Leipzig: Th. Weicher 1927. 4°. — 1. (226 S.) Aus: Festschrift d. Leipziger Juristenfakultät f. Victor Ehrenberg, Leipziger rechtswiss. Studien, H. 21. [1067

Jecklin, Fritz: Zinsbuch der Galluskirche in Fideris. In: LV. u. LVI. JB der Historisch-antiquar. Ges. von Graubünden. S. 119—140. [1068

Guttenberger, Heinrich: Über ein Urbar der Herrschaft Wolkersdorf v. Jahre 1499. (Mon.Bl. d. Ver. f. Landeskunde u. Heimatschutz von Niederösterr. 12. 26, 17.) [1069

Hunermann, Joseph: Der Liber archivarius des Pfarrers Ludowici von Richrath. (Berg. Geschichtsblätter, Jg.4. Nr. 1., 2.) [1070

Kunz v. Kauffungen: Die Kirchenbücher der kathol. u. protestant. Gemeinden d. Stadt Metz (1561—1792 (Mittn. d. Roland, Jg. 12, 1. S. 5—11.) [1071

Dressing, Robert: Die Kirchenbücher der lutherischen Gemeinde in Jülich 1611 — 1798. In: Familiengesch. Bll. Jg. 25, 10. Sp. 365—370. [1072

Stinnesbeck, Eberhard Ludwig: Die alten Tauf-, Trau- u. Sterberegister der katholischen Kirchengemeinden im Stifte Essen. In: Beiträge zur Geschichte von Stadt u. Stift Essen. 44. S. 183—187. [1073

Klocke, Friedrich v.: Nachrichten aus dem untergegangenen ältesten Ratswahlbuch (1354—1531). (Quellen u. Forsch. z. Gesch. d. Stadt Münster i. W. 3. [S. 107—116.) [1073a

Weeken, Marie: Die katholischen Kirchenbücher des Bistums Paderborn. In: Familiengesch. Bll. Jg. 24, 12. Sp. 359—368. [1074

Borch, R(udolf): Übersicht über die Kirchenbücher der Stadt Braunschweig. Mit Einschluß d. Synagogenbücher. Leipzig: Degener & Co. in Komm. 1927. (19 S.) gr. 8° [Kopft.] = Quellen u. Hilfsmittel zur braunschweigischen Familiengeschichtsforschung. H. 1. [1075

Dietert, Friedrich: Das älteste Kirchenbuch Mitteldeutschlands. Ein Beitrag zur dt. Kultur- u. Familiengeschichte. In: Montagsbl. d. Magdeburgischen Ztg. Jg. 69. 33. S. 273 bis 276. [1076

Pahncke, Max: Die Stadtbücher von Neuhaldensleben von 1471—1486 (Forts.), (Geschbl. f. Stadt u. Land Magdeburg 62. S. 125.) [1077

Wentscher, Erich: Listen der Görlitzer Schützengilde 1506—1927. 550-Jahrfeier Schützengilde Görlitz 1377 bis 1927, 3.—10. Juli 1927. Festschrift. Görlitz: Starke 1927. (256 S., 30 [1 Faks.] Taf.) 4°. [1078

Schieche, Emil: Ein Schweidnitzer Formularbuch Johannes von Neumarkt. (Zs. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens. 61. S. 312.) [1079

Breitenbacher, Anton: Die Müglitzer Stadtchronik aus dem Jahre 1727. (Zs. d. dtn. Ver. f. d. Gesch. Mährens. 29. S. 1.) [1080

Seuberlich, Erich: Das älteste Bürgerbuch der Stadt Wenden in Livland. In: Kultur u. Leben. Jg. 4, 4. S. 107—112. [1081

Achelis, I. O.: Das Stammbuch des Paul Peträus aus Sonderburg. (Schriften

d. Ver. f. Schlesw.-Holstein. Kirchengesch. R. 2 Bd. 8. S. 423.) [1082

Specht, Reinh.: Die Kirchenbücher des Rates der Stadt Zerbst. (Anhalt. Gesch.-Bll. 3 S. 83.) [1083

Das **Bürgerbuch** d. Stadt Konitz von 1550—1850, hrsg. v. Elis. Kloß (= Quellen u. Darstellungen zur Gesch. Westpreußens 13.) [1084

Unlauft, F. J.: Das Aussiger Stadtarchiv. Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen. Jg. 65 Beil. [1085

Manaresi, C.: Regesti di documenti di Cannobio. (Arch. stor. della Swiz. Ital. Vol. 2, S. 166.) [1086

Regesta rei dominicianae (1566—1743) ex Archivo Secretariae Brevium deprompta (Analecta Sacri ord. fratrum praed. A 36, S. 622.) [1087

Dillen, P.: Capitula Provincialia antiquae Provinciae Germaniae Inferioris (Analecta Sacri ord. fratrum praedicat. A. 36, S. 558.) [1088

Annalium O. Praed. **continuatio,** liber V. Anno 1723. (Analecta Sacr. ord. fr. praed. A. 36.) [1089

Martin, Franz: Zwei Salzburger Briefsammlungen des 12. Jahrhunderts (das sogen. Briefbuch Erzbischofs Eberhards I.). (M Jö G. 42, S. 313.) [1090

Hartmann, Placidus: Der liber amicorum des Chorherrn Joh. Ratzenhofer in Beromünster. (D. Gesch.freund 82, S. 267.) [1091

Literaturdenkmäler aus Ungarns Türkenzeit. Nach Hss. in Oxford u. Wien bearb. von Franz Babinger, Robert. Gragger, Eugen Mittwoch u. J. H. Mordtmann. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1927. (VII, 231 S.) 4⁰ ≐ Ungarische Bibliothek. Reihe 1, 14. [1092

Schramm, P. E.: Über Illustrationen zur mittelalterlichen Kulturgeschichte. (Histor. Zs. 137, S. 425.) [1093

Bilderwerk zur Geschichte. Hrsg. von B[ernhard] Kumsteller, U[lrich] Haacke, B[enno] Schneider, O. Schlunke. [3 Tle.] Tl. 1—3. Leipzig: Quelle & Meyer [1927]. 4⁰. — 1. (Altertum.) (VIII, 64 S. mit Abb.) — 2. (Mittelalter u. neuere Zeit.) (IV, S., S. 65—192 mit Abb., 5 farb. Taf.) — 3. (Neueste Zeit.) (IV S., S. 193—304 mit Abb., 3 farb. Taf.) [1094

Klein, Joseph: Salem. Ein Führer durch d. Kunstdenkmale u. d. Geschichte d. ehemal. Reichsabtei Salmansweil. Tl. 2. Überlingen a. B., a. Feyel 1927. 8⁰. 2. Die Gedankenwelt der Münster-Innenausstattung (2. Aufl.) 116 S. mehr. Taf.). [1095

Veröffentlichungen des württembergischen Landesamts für Denkmalpflege. Hrsg. v. Peter Goeßler. Buch 4. Stuttgart, Verlag Silberburg 1927. — 4. Mettler, Adolf: Mittelalterl. Klosterkirchen u. Klöster d. Hirsauer u. Zisterzienser in Württemberg. (144 S., 82 Abb. [1096

Die **Kunstdenkmäler** von Bayern. (Bd. 3.) 24. (Bd. 4.) Regierungsbezirk Niederbayern. 17. Hrsg. von Felix Mader. München: R. Oldenbourg in Komm. 1927. 4⁰.

(3) 24. Bez. Amt Aschaffenburg. Bearb. von Adolf Feulner u. Bern[hard] Herm[ann] Röttger. Mit e. hist. Einleitg. von Max Kaufmann. Mit zeichner. Aufnahmen von Georg Loesti. Mit 14 Taf., 98 Abb. im Text u. 1 [eingedr.] Kt. (IX, 167 S.) — 4, 17. Stadt- u. Bezirksamt Deggendorf. Bearb. v. Karl Gröber. Mit e. hist. Einl. v. Alois Mitterwieser. ... Mit 33 Taf., 266 Abb. im Text u. 1 Kt. (IX, 323 S.) [1097

Die Kunstdenkmäler von Bayern. Hrsg. i. Auftr. d. Staatsminist. f. Unter. u. Kultus. (Bd. 4.) Regierungsbezirk Niederbayern. Hrsg. v. F. Mader. 16. Stadt Landshut. Mit Einschl. d. Trausnitz. M. e. hist. Einl. v. Fridolin Solleder. IV. 42 Taf. 409 Abb. (V, 537 S.) — (Bd. 6) Reg.-Bez. Pfalz. Hrsg. v. F. Mader. 1. Stadt u. Bez.-Amt Neustadt a. H. Bearb. v. Anton Eckardt. Mit 16 Taf., 220 Abb. i. Text u. 1 Kt. (VI, 321 S.) [1097a

Die **Kunstdenkmäler** der Rheinprovinz. Hrsg. v. Paul Clemen. Bd. 11, 1 u. 12, 1—2. Düsseldorf, L. Schwann. — 11, 1: Faymonville, Karl: Die Kunstdenkmäler des Kreises Monschau. — 12, 1: Wackenroder, Ernst: D. Kunstdenkmäler d. Kreises Bitburg. — 12, 2: Wackenroder, Ernst: D. Kunstdenkmäler d. Kreises Prüm. [1098

Die **Bau- und Kunstdenkmäler** im Regierungsbezirk Cassel. Bd. 7. Cassel, Selbstverl. d. Landesverwaltung. Ferd. Kessler 1026. 4⁰. — 7. Kreis Hofgeismar. H. 1. Schloß Wilhelmstal. Im Auftr. ... bearb. v. Friedr. Bleibaum. Mit 105 Taf. (VII, 152 S.) [1099

Die **Kunstdenkmäler** der Provinz Hannover. Hrsg. v. d. Prov.-Kommission z. Erforschung u. Erhaltung d. Denkmäler d. Prov. Hannover. 6. Reg.-Bez. Aurich: H. 1/2 = H. 15/16 d. Gesamtwerkes. Hannover, Selbstverlag, Th. Schulze 1927. 4⁰. — 1/2. Stadt Emden. Bearb. v. Heinrich Siebern. Mit 31 Taf. u. 187 Textabb. (XX, 290 S.) [1100

Die **Kunstdenkmäler** des Kreises Angermünde. Unter d. Schriftl. d. Prov.-Konservat. Prof. Erich Blunck H. 2 u. 3. Berlin, Voss. Buchh. i. K. 1927. 4° = Die Kunstdenkmäler der Prov. Brandenburg. Bd. 3, Tl. 3, H. 2 u. 3.

2. Die Stadt Angermünde, bearb. v. Archit. Paul Eichholz u. Bibl.-Dir. u. Priv.-Doz. Dr. W. Hoppe. (44 S. m. Abb., 5 Taf.) 3. Kloster Chorin, bearb. v. Arch. Paul Eichholz u. Bibl.-Dir. u. Priv.-Doz. Dr. W. Hoppe. (S. 45—106 m. Abb. Taf. 6—8.) [1101

Voelkle, Carl: Denkmäler der Vergangenheit in Berlin und Umgegend. Leipzig, Aug. Hoffmann [1927] (67 S.) Kl. 8°. [1102

Graber, Erich: Die Inventare der nichtstaatlichen Archive Schlesiens. Kreis Sagan. Namens d. Histor. Kommission f. Schlesien u. d. Vereins f. Geschichte Schlesiens hrsg. Breslau: Trewendt & Granier [in Komm.] 1927. (V, 176 S.) 4° = Codex diplomaticus Silesiae. Bd. 32. [1102a

Bericht des Konservators der geschichtlichen Denkmäler im Saargebiet. 2. (Vorw.: Konservator Klein.) Saarbrücken 1927: Saarbrücker Druckerei u. Verlag [; lt Mittlg: Görres-Buchh. in Komm.; Bock & Seip in Komm.]. (81 S. mit 15 eingedr. Taf.) 4°. [1102b

---

Nachträge zu III, 1 und 2.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 usque ad annum 1500 ... Diplomatum regum et imperatorum Germaniae. T. 8. Die Urkunden d. deutschen Könige u. Kaiser. Hrsg. v. d. Gesellschaft f. ältere deutsche Geschichtskunde. Bd. 8. Berlin, Weidmannsche Buchh. 1927. 4°. — 8, 8. D. Urkunden Lothars III. u. d. Kaiserin Richenza. Hrsg. v. E. v. Ottenthal u. H. Hirsch. (XXXI, 314 S.) [1103

Semler, Alfons: Die historischen Handschriften der Leopold-Sophien-Bibliothek in Überlingen. (Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N. F. 41. S. 117.) [1104

Mayer, Otto: Die ältesten Druckschriften der einstigen Eßlinger Stadt-, Kirchen- u. Schulbibliothek (Schluß). (Württemb. Vierteljahrshefte. N. F. 33. S. 167.) [1105

Nestler, Hermann: Ein Beitrag zur Datierung der Briefe Alkuins. (Verhandl. d. Histor. Ver. v. Oberpfalz, 77, S. 48.) [1106

Perfeckij, Eugen: Die Optavizer Annalen. Eine böhmisch-mährische Kompilation. (Jahrbücher f. Kultur d. Slaven. Bd. 3. H. 1. S. 48.) [1106a

Joannis Saresberiensis Historiae Pontificalis quae supersunt Edit. Regibald L. Poole. Oxford: Clarendon Press 1927.

Rez.: Revue hist. T. 156. S. 107. [1106b

Monumenta palaeographica. Denkmäler d. Schreibkunst d. Mittelalters. Schrifttaf. in lat. u. deutscher Sprache. In Verb. m. Fachgenossen hrsg. v. Anton Chroust. M. Unterstützung d. Notgemeinschaft... Serie 3, Lfg. 2. (25 Bl. u. S., 10 Taf.) Leipzig, O. Harrassowitz 1927. [1107

Schiaparelli, Luigi: Avviamento allo studio delle abbreviature latine nel Medio Evo. Firenze Olschki 1926. Rez.: Archivio stor. ital. A 85. S. 293. Speculum 2. S. 105. [1107a

Muir, Ramsay et George Philip: Philip's historical atlas; mediaeval and modern. Londres, George Philip 6e édit. 1927. (68 p. etc).

Rez.: Revue hist. T. 156. S. 168. [1107b

IV. Bearbeitungen.

1. Allgemeine deutsche Geschichte.

Erben, Wilhelm: Österreichs Anteil an deutscher Geschichtschreibung und Geschichtsforschung. Jn: Vergangenheit u. Gegenwart. Jg. 17, 6. S. 342—354. [1108

Jacob, Bruno: Die großdeutsche Idee in der modernen Geschichtsschreibung. (Allg. Rundschau 24. S. 56. 67). [1109

Goetz, W.: Die bairische Geschichtsforschung im 19. Jahrhundert. (Histor. Zs. 138. S. 255.) [1110

Kampers, Franz: Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung in Deutschland 1925/26. In: Das geistige Europa. Jg. 2. S. 28—39. [1111

Below, Georg von: Tendenziöse Geschichtsdarstellung. (D. Gesellsch. 4. S. 281.) [1112

Delbrück, Hans: Weltgeschichte. Vorlesgn. Tl. 3. Berlin: Verlag f. Politik u. Wirtschaft 1926. 8°.

3. Neuzeit bis zum Tode Friedrichs d. Großen. (676 S.) [1113

Breysig, Kurt: Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. 2. stark verm. Aufl. Stuttgart: Cotta Nf. 1927. (XX, 337 S.) gr. 8°. [1114

Kleinberg, Alfred: Kurt Breysigs Geschichtskonstruktion. Die Gesellschaft. Jg. 5. Nr. 1. S. 64. [1115

Cartellieri, Alexander: Weltgeschichte als Machtgeschichte. München: Oldenbourg 1927. Bd. 1: Zeit der Reichsgründungen 382—911.

Rez.: Mitt. aus d. hist. Lit. N.F. 15. S. 82. Speculum 2 S. 488. [1116

Burckhardt, Jacob: Weltgeschichtliche Betrachtungen mit einem Nachw. u. Anm. von Rud. Marx. Kröners Taschenausg. Bd. 55. Leipzig (1928). Rez.: Hist. Viert.jahrsschr. 24 S. 660. [1117

Brandt, Rolf: So sieht die Weltgeschichte aus ... Aufzeichn. e. Zuschauers. (7.—10. Tsd.) Hamburg: Hanseat. Verlagsanstalt (1926). (233 S.) gr. 8° [1118

Macdonell, Sir John: Historical trials ed. by R. W. Lex Oxford: Clarendon Press 1927. Rez.: Revue histor. T. 156. S. 169. [1118a

---

Eibl, Hans: Vom Sinne der deutschen Geschichte. (Deutsche Rundschau 53. S. 3.) [1119

Haller, Johannes: Die Epochen der deutschen Geschichte. Neue durchges. u. verb. Aufl. 18.—20. Tsd. Stuttgart: Cotta Nf. 1927. (XII, 375 S.) 8°. [1120

Einhart [d. i. Heinrich **Claß**]: Deutsche Geschichte. 13. Aufl. 119.—124. Tsd. d. Gesamt-Aufl. Leipzig: Th. Weicher 1926. (XVI, 747 S., 32 Taf., 1 farb. Kt.) gr. 8°. [1121

Hofmann, Albert von: Politische Geschichte der Deutschen. Bd. 5. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1928 [Ausg. 1927]. gr. 8°.
5. (693 S.) [1122

Stegemann, Hermann: Der Kampf um den Rhein. Das Stromgebiet d. Rheins im Rahmen d. großen Politik u. im Wandel d. Kriegsgeschichte. 56.—58. Tsd. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt [1927]. (X, 664 S.) gr. 8°. [1123

Müller, Karl Alexander von: Deutsche Geschichte und deutscher Charakter. Aufsätze u. Vorträge. 2. Aufl. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1927. (VIII, 241 S.) gr. 8°. [1124

Treitschke, Heinrich von: Deutsche Männer. Charakterbilder aus d. deutschen Geschichte. [Taf.] (Ausw. [von] H. Kellermann.) Mit 12 Bildn. Weimar: A. Duncker [1927]. (302 S.) 8°. [1125

Treitschke, Heinrich von: Charakterbilder aus der deutschen Geschichte [Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Ausz.] Hrsg. von Richard Sternfeld u. Heinrich Spiero. Deutsche Buch-Gemeinschaft [1927]. (359 S.) 8° [= Veröffentlichungen d. Deutschen Buch-Gemeinschaft. 22.] [1126

Heymann, Th[eodor], u. A[rtur] **Uebel:** Aus vergangenen Tagen. Erläut. zu A[dolf] Lehmanns kulturgeschichtl. Bildern u. Erg. zu jedem Geschichtslehrbuche. H. 5. 6. Leipzig: F. E. Wachsmuth 1926(—1927). gr. 8°. [1127

Marcks, Erich: „Auf- und Niedergang im deutschen Schicksal.“ 5 Rundfunkvorträge. (1. Aufl.) Berlin: Deutsche Verlagsges. f. Politik u. Geschichte 1927. (III, 30 S.) 4°. = Einzelschriften zur Politik u. Geschichte. Schrift 22. [1128

Deutsche **Kämpfer.** Hermann der Cherusker. Kaiser Friedrich II Martin Luther [u. a.]. Mit 8 Porträtwiedergaben [Taf.]. 4.—6. Tsd. Hrsg. [u. eingel.] von Hans von Arnim. Berlin: F. Schneider [1927]. (579 S.) 4°. [1129

Müller, Erich: Deutsche Abenteuer. Seltsame Schicksale aus 3 Jh. dargest. Berlin: Dt. Rs. 1927. (244 S.) 8°. [1130

Roethe, Gustav: Deutsche Reden. (Vorw.: Julius Petersen.) Leipzig: Quelle & Meyer [1927]. (XI, 458 S.) gr. 8°. [1131

Ostwald, Wilhelm: Große Männer. 6. Aufl. Leipzig: Akadem. Verlagsgesellschaft 1927. (XII, 467 S.) gr. 8° = Große Männer. Bd. 1. [1132

Lindenberg, Paul: Das Denkmal der deutschen Frauen. Mit 36 Abb. auf Taf. [u. Ill. im Text]. (Berlin-Schmargendorf: W. Andermann;) 1927. (312 S.) 4° [1133

The Cambridge mediaeval **history** ed. by J. R. Tanner C. W. Previté-Orton and Z. U. Brooke. Vol. 5. Connex of Empire and Papacy. New York: Macmillan 1926.
Rez.: Speculum 2. S. 86. [1134

Crump, C. G. und E. F. Jacob (edd.). The Legacy of the Middle ages. Oxford: Clarendon Press 1926.
Rez.: Speculum 2. S. 225. Anal. Boll. 45. S. 401. [1135

Thorndike, L.: Survival of mediaeval intellectual interests into early modern times. (Speculum 2. S. 147.) [1136

Imelmann, Rudolf: Der Deutsche im englischen Spiegel (Zs. f. Deutschkunde. 41. S. 820.) [1137

Klemperer, Victor: Deutsches Wesen in der französ. Auffassung des 19. u. 20. Jahrh. (Zs. f. Deutschkunde 41. S. 177.) [1138

Gretor, Georg: Island und Deutschland. (Deutsch-nord. Jahrbücher. 8. 1927. S. 39.) [1139

Amoretti, Giovanni Vittorio: Deutschland u. d. Deutschen im Spiegel Italien. Geistes. (Zs. f. Deutschk. 41. S. 673.) [1140

Günther, Hans F. K.: Der nordische Gedanke unter den Deutschen. 2. umgearb. Aufl. München: J. F. Lehmanns Verl. 1927. (147 S.) gr. 8°. [1141

Brandes, Georg: Nordisches u. deutsches Geistesleben. (Deutsch-nord. Jb. 1927. S. 54.) [1142

Schmidt-Wodder, Joh.: Die deutsche u. d. nord. Welt und Nordschleswig. (Schweiz. Mon.-Hefte, Jg. 7. S. 477.) [1143

Tirpitz, Alfr. v.: Schwedisch-Deutsche Kulturzusammenhänge. (Preuß. Jbb. 211. S. 165.) [1144

Ledebur-Wicheln, Eugen: Außenpolitik u. Volkstum. Vortr. (Hrsg. v. d.] Anstalt f. sudetendeutsche Heimatforschg. d. Deutschen Wissenschaftl. Gesellschaft in Reichenberg. Augsburg: J. Stauda (1927). (14 S.) 8°.
Aus: Sudetendeutsches Jahrbuch. 1927. [1145

Korodi, Lutz: Die nationalen Minderheiten u. Deutschland. (Preuß. Jahrbücher 210. S. 133.) [1146

Oncken, Hermann: Die geistige u. sittl. Kulturbedeutung des Auslandsdeutschtums. (Zeitwende 3, I. S. 201.) [1147

Werner, Nikolaus: Das Deutschtum in Ungarn. (Zeitwende 3, I. S. 362.) [1148

Weber, Hans: Die Deutschschweizer. (Berlin W. 30, Motzstr. 22: Deutscher Schutzbund Verlag [1927].) (16 S. mit mehr eingedr. Kt.) kl. 8° = Taschenbuch d. Grenz- u. Auslanddeutschtums. H. 12. [1149

Lukas, Georg H.: Die deutsche Südmark u. d. Bedeutung der Südmarkarbeit. (Vergangenh. u. Gegenwart 17. S. 355.) [1150

---

2. Territorialgeschichte.

Bode, Walther: Österreichs Beamtenpyramide. Wien: C. Koneg. (64 S.) 8°. [1151

Uhlirz, Karl. — Handbuch der Geschichte Österreichs und seiner Nachbarländer Böhmen und Ungarn. Begonnen von Karl Uhlirz. Bearb. von Mathilde Uhlirz. [2 Bde.] Bd. 1. Graz: Leuschner & Lubensky 1927. gr. 8°.
1. (333 S.)
Rez.: Hist. Jb. 47. S. 816. [1152

Srbik, Heinr. Ritter von: Oesterreichs Schicksal im Spiegel des geflügelten Wortes. (Mitt. d. österr. Inst. f. Gesch.-forschung 42. S. 268.) [1153

Vancsa, Max: Geschichte Nieder- und Oberösterreichs. Bd. 2. Stuttgart: F. A. Perthes 1927. 8° = Allgemeine Staatengeschichte. Abt. 3. Deutsche Landesgeschichten. Werk 6.
2. 1283—1522. (VII, 692 S.) [1154

Franz, L., u. H. Mitscha-Märheim: Die urgeschichtliche Forschung in Österreich seit 1900. (Dtes. Archaeol. Inst. 16. Ber. S. 1ff.) [1155

(**Marks,** Franz Wilhelm:) Die deutsche Südostmark. (Berlin: Schriftleitung d. „Deutschen Flugschriften" [O. Franke 1927].) (32 S. mit 1 eingedr. Kt.) kl. 8° [Umschlagt.] = Deutsche Flugschriften. [1156

Brandis, Clemens Graf zu: Die ungarische Seele. Ein psycholog. Beitrag zum Verständnis Ungarns. Wien: Amalthea-Verlag (1926). (155 S.) 8°. [1157

Menghin, Oswald: Einführung in die Urgeschichte Böhmens und Mährens. Reichenberg: Sudetendeutscher Verlag F. Kraus 1926. (118 S. mit Abb.) gr. 8° = Anstalt f. sudetendeutsche Heimatforschg. Vorgeschichtl. Abt. H. 1. [1158

Preidel, H.: Die Eisenzeit in Böhmen u. d. vorgesch. Bewohner des Landes. = Sammlung gemeinnütziger Vorträge, Nr. 575. Jänner 1927. Hrsg. v. Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.
Rez.: Sudeta III. S. 75. [1159

Gnirs, Anton: Zur Frage vorgesch. Siedelungen im Franzensbader Moorland u. in seiner Umgebung. (Sudeta III. S 77.) [1160

Preidel, Helmut: Germanen in Böhmen im Spiegel der Bodenfunde. Ein Beitrag zur Frühgeschichte d. Landes. Reichenberg: Sudetendeutscher Verlag F. Kraus (1926). (100 S. mit Abb., eingedr. Kt., 1 farb. Kt.) gr. 8° = Anstalt f. sudetendeutsche Heimatforschg. Vorgeschichtl. Abt. H. 3.
Rez.: Sudeta 3. S. 72. Zs. d. dten. Ver. f. d. Gesch. Mährens 29. S. 98. [1161

Wichtrel, Franz: Geschichten aus den Aussiger Ratsbüchern. Aussig: Selbstverlag [; aufgest.:] Ad. Becker's Buchh. in Komm. 1927. (159 S.) kl. 8°.
Aus: Deutsche Tageszeitg. [1162

Marian, Alexander: Die Bürgermeister der Stadt Aussig von 1788 an und ihre Zeit. Mit Erg. u. 57 [eingedr.] Bildern hrsg. von Franz Josef Umlauft. Aussig: Arbeitsgemeinschaft f. Heimatforschg. (; [aufgest.:] A. Becker's Buchh. in Komm.) 1927. (116 S.) gr. 8° = Beiträge zur Heimatkunde d. Aussig-Karbitzer Bezirkes. Sonderh. 7. [1163

Jahnel, Karl: Heimatkundliches vom Padloschiner Plateau. Habrowan. (Beitr. z. Heimatkde. d. Aussig-Karbitzer Bez. 7. S. 150.) [1164

Pemsel, Ferdinand: Die Burg und das Schloß Bilin. Nach e. in d. Jahresversammlg. d. Museumsgesellschaft vom 9. März 1926 geh. Vortr. Hrsg. von d. Museumsgesellschaft Bilin. Bilin [in Böhmen, 1926:] J. Mautsch [; lt. Mitteilg: Museumsgesellschaft Bilin]. (15 S.) gr. 8°. [1165

Preidel, H[elmut], u. K. Oberdorffer: Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung des Stadtmuseums in Brüx. [Mit] 1 [eingedr.] Fundkarte. Brüx: Verein d. Museumsfreunde 1927. (32 S.) 8° = Veröffentlichungen d. Museums-Vereins in Brüx. H. 2.
Rez.: Sudeta 3. S. 112. [1166

Pinkava, Viktor: Die Deutschordensburg Busau in Mähren. Littau: Selbstverlag; Museumsges. in Komm. 1926. (15 S. mit Abb.) gr. 8°. [1167

John, Alois: Die Herkunft der Egerländer. Unser Egerland. 31. 1927. S. 17. [1168

Siegl, Karl: Alt-Eger in seinen Gesetzen und Verordnungen. Mit 7 Bildbeigaben. Augsburg: J. Stauda 1927. (220 S.) kl. 8° = Sudetendeutsche Sammlung. 10. [1169

Siegl, Karl: Alt-Eger. Kassel 1927. Bespr.: Unser Egerland. 31. 1927. S. 145. [1170

Siegl, Karl: Die Bürgermeister der Stadt Eger von 1282—1926. In: Unser Egerland. Jg. 31. 2/3. S. 21—26. [1171

Albert, Franz: Die Topographie des Glatzer Schlosses. Glatz [Wallstr. 2]: Verein f. Glatzer Heimatkunde 1927. (12 S. mit 1 eingedr. Pl.) 8° = Glatzer Heimatschriften. Bd. 15.
Aus: Glatzer Heimatblätter. [1172

(1.) Kuhländler Heimatfest in Neu-Titschein, 1927. **Festschrift.** Hrsg. vom Festausschusse ([Umschlagt.:] Presseausschuß). Gel. von Josef Ullrich. (Neu-Titschein: Verlag d. L. v. Enders'schen Kunstanstalt 1927.) (176 S. mit Abb., mehr. Taf., davon 1 farb.) gr. 8°. [1173

Hansbitschek, Fr.: Bergstadt Mies. = Sudetendeutsche Heimatgaue H. 36.
Rez.: Unser Egerland 31, 1927, S. 51. [1174

Schmidt, Georgi: Das Rathaus in Mies. = Unser Egerland 31, 1927, S. 37. [1175

Micko, Johann: Muttersdorfer Heimatkunde. H. 6. Muttersdorf: Selbstverlag 1926. gr. 8°.
6. Volkskunde d. Marktes Muttersdorf. (92 S.). [1175a

Die **Juden** in Prag. Bilder aus ihrer tausendjähr. Geschichte. Festgabe d. Loge Praga d. Ordens B' nai B'rith zum Gedenktage ihres 25 jähr. Bestandes. ([Hrsg.] unter Leitg. von: Samuel Steinherz, [mit] Beitr. von Josef Bergl, Anton Blaschka [u. a.].) Prag: Die Bücherstube Dr. P. Steindler u. J. Bunzl-Federn in Komm. 1927. (IV, 248 S., mit Abb., 8 Taf.) 4⁰. [1176

Die **Geschichte** des Friedländischen. 1. Die Vorgeschichte des Friedländischen von Martin Jahn. 2. Die Geschichte des Friedländischen bis zum Ausbruch des 30 jährigen Krieges von E. A. Seeliger. [2 Tle.] Friedland: Friedländer Lehrerverein 1926—27. (59 S., S. 60 bis 125 mit Abb., mehr. Taf.) gr. 8⁰ = Heimatkunde d. Bezirkes Friedland in Böhmen. Allg. Tl. 3. H. 1. 2. [1177

Hetfleisch, Ernst: Das Friedeberger Ländchen. Zsgest. Reichenberg: Sudetendeutscher Verlag Fr. Kraus [1927]. (51 S. mit Abb.) gr. 8⁰ [Umschlagt.] = Sudetendeutsche Heimatgaue. Flugschriftenreihe d. „Heimatbildung". H. 38. [1178

Heimatkunde des Elbgaues Tetschen. Schriftl.: Ernst Uhlig. Hrsg. vom „Freien Lehrerverein d. pol. Bez. Tetschen". (Lfg. 4.) Tetschen a. d. Elbe: Freier Lehrerverein d. polit. Bez. Tetschen (Versandstelle: Josef Kwaysser, Lehrer) 1926. gr. 8⁰.

4. Aus der Besiedelungsgeschichte des Elbegaues Tetschen. Von Emil Neder. 3 Kartenskizzen u. 2 Textbilder [auf Taf.]. (VIII, 46 S.). [1179

Umlauft, F. J.: Der Schreckenstein. Eine Beschreibg. u. Geschichte d. Burg. Mit 46 [eingedr.] Bildern. Aussig: Selbstverlag ([aufgest.:] A. Becker in Komm.) 1926. (68 S.) gr. 8⁰. = Beiträge z. Heimatkunde d. Aussig-Karbitzer Bez. Sonderh. 6. [1180

Feistner, Wilhelm: Geschichte der Stadt Wartenberg. [Von 1283—1926.] Mit mehr. Abb. [Taf.]. Reichenberg: Gebr. Stiepel 1927. (235 S.) 8⁰.

Rez.: Zs. d. dtn. Ver. f. d. Gesch. Mährens 29, S. 201. [1181

Vrbka, Anton: Gedenkbuch der Stadt Znaim 1226—1926. Kulturhistor. Bilder aus dieser Zeit. Mit 1 farb. Titelb., 8 Taf. im Text u. 63 Abb. [Taf.] als Anh. Nikolsburg: A. Bartosch 1927. (592, XXVII S.) gr. 8⁰. [1182

Franz, Leonhard: Frühgesch. Funde aus Aspern. (Mon.bl. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Wien 9 (44) Nr. 7 (9). [1183

Kralik, Richard: Geschichte der Stadt Wien und ihrer Kultur. 2., bis zur Gegenw. erg. Aufl. 6. u. 7. Tsd. Mit 599 Ill. Wien: A. Holzhausen 1926. (VIII. 591 S.) 4⁰. [1184

Eisler, Max: Das bürgerliche Wien 1770—1860. Histor. Atlas d. Wiener Stadtansichten. Lfg. 4 (I, 4 S. 20 [5 farb.] Taf.) Wien: Staatsdruckerei [oesterr. Verl. 1927]. 34 × 44 cm — Arbeiten d. 1. Kunsthistor. Instituts d. Univ. Wien. [Lehrkanzel Strzygowski. Bd. 38.] [1185

Voltelini, Hans: Der Reisebericht eines Spaniers über Wien u. Österreich. (Mon.bl. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Wien 9 (44) Nr. 7/9. [1186

Hilscher, Karl: Vom alten Vorort „Altmannsdorf bei Wien". (Mon.bl. d. Ver. f. Landeskunde... von Niederösterr.... 12. 27, 116.) [1187

Mayerwieser, Martha: Ein Beitrag zur Heimatkunde des 9. Bezirks. Wien: Selbstverlag: „Bugra" in Komm. 1927. (40 S.) gr. 8⁰. [1188

Mayer, Josef: Geschichte von Wiener Neustadt. 2. Wiener Neustadt in der Neuzeit. Tl. 1. Wiener Neustadt: Magistrat [: lt. Mitteilg.: Volksbuchhandlung d. Druck- u. Verlagsanst. Gutenberg] 1927. 4⁰.

1. Wiener Neustadt als Grenzfestung gegen Türken u. Ungarn. (V, 448 S. mit Fig. 2 Taf.). [1189

Mitsche-Märheim, Herbert: Ein Beitrag zur Gesch. der prähistor. Besiedlung Niederösterr. (Mon.bl. d. Ver. f. Landeskunde... von Niederösterr.... 12. 27, 66. [1190

Stowasser, Otto H.: Das Tal Wachau u. seine Herren von Kuenring. (Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Wien 7, S. 1.) [1191

Baravalle, Robert: Burg Krems bei Voitsberg. (D. Burgwart 28, S. 7.) [1192]

Weigl, Heinr.: Vordeutsche Völkersplitter in Niederösterreich. (Mon.bl. d. Ver. f. Landeskunde... von Niederösterr.... 12. 26, 26.) [1193

Winter, E. Karl: La Tène in Niederösterreich hinsichtlich der Sozialorganisation. (Mon.bl. d. Ver. f. Landeskunde... von Niederösterr.... 12. 27, 102.) [1194

Herrmann, August: Geschichte der Stadt St. Pölten. Red. von Karl Hübner. Lfg. 7/8 [Schluß von Bd. 1]. (III S., S. 497—667 mit Abb., 1 Taf.) St. Pölten: J. G. Sydy in Komm. 1926. 4⁰.

Rez.: Mon.bl. d. Ver. f. Landeskunde... von Niederösterr.... 12, 27, 13.) [1195

Kraft, J.: Zwei Beispiele f. d. Entstehung der Neustift. eines Ortes. (Mon.bl. d. Ver. f. Landeskunde... von Niederösterr.... 12. 27, 158.) [1196

Becker, Anton: Eggenburg. Mit 29 Abb. u. 1 [eingedr.] Umgebgskt. Wien: A. Hartleben [1927]. (135 S.) kl. 8⁰ = Österreichische Bücherei. Sonderbd. 5. [1197]

Ober-Oesterreich. Land u. Volk. Wien: C. Konegen [1926]. (XVI, 287 S. mit Abb., 1 farb. Titelb.) 4⁰. [1198

Jürgen, Hans: Das Burgenland. Graz: Alpenland-Buchh. Südmark 1928 [Ausg. 1927]. (24 S. mit 1 eingedr. Kt.) 8⁰ = Schriften d. Deutschen Schulvereines Südmark üb. d. Grenz- u. Auslandsdeutschtum. [1199

Erwemweig, W.: Schloß Bernstein im Burgenland. Fragmente aus Vergangenheit u. Gegenwart. Mit Ill. [. z. T. farb. Taf.] u.

[z. T. eingedr.] Kartenskizzen. Bernstein, (Burgenland: Selbstverlag A. von Gyömörey [; aufgest.]:) Graz: Leuschner & Lubensky in Komm. 1927. (93 S.) 4°. [1200

Baravalle, Robert: Burg Gussing im Burgenlande. (D. Burgwart 28, S. 73.) [1201

Mayregg, Georg, u. Leopold Faltner: Salzburger Heimatkunde. Mit Ortsnamen-Erklärgn. von Franz Hörburger. 54 [eingedr.] Bilder u. 1 Reliefkt. Salzburg: A. Pustet 1927. (VIII, 192 S.) gr. 8°. [1202

Ebhardt, Klaus: Die Burgenfahrt durch Salzburg, Kärnten u. Steiermark. (D. Burgwart 28, S. 21.) [1203

Martin, Franz: Schloß Hellbrunn bei Salzburg. Augsburg: Dr. B. Filser 1927. (39 S. mit Abb.) 8° = Österreich. Kunstbücher. Bd. 28. [1204

Jellinek, Johannes: Die Evangelische Gemeinde Bad Ischl. Bad Ischl: Bergbote-Verlag [; lt. Mitteilg.: Evang. Pfarramt; F. Mänhardt] 1927. (15 S. mit Abb.) 8°. [1205

Schmid, Walter: Archäolog. Forschungen in Steiermark in den Jahren 1926 u. 1927. (Bl. f. Heimatkde. 5, S. 81.) [1206

Steirisch **Land** und Leute in Wort u. Bild. Hrsg. u. red. von Karl Köchl. Bd.: Aichfeld u. Pölstal. Graz: Leykam 1927. gr. 8°.

Aichfeld u. Pölstal. (152 S. mit Abb.) [1207

Kaser, Kurt: Vorschläge zu einer Geschichte des Steirischen Waldwesens. (Zs. d. Hist. Ver. f. Steiermark 23, S. 171.) [1208

Thomanitsch, Sepp: Aus dem Tatschkerlande. Ein Heimatbuch. Graz: [Universitätsbuchdr. u.] Verlagsbuchh. „Styria" (1926). (107 S.) kl. 8°. [1209

Bersu, G.: Funde der Michelsberger Kultur von der Altenburg bei Niederstein. (Germania 11, S. 53.) [1210

Pirchegger, H.: Gösting in Steiermark. (D. Burgwart 28, S. 5.) [1211

Schwach, Konrad: Die Ruine Gösting bei Graz. Ein Führer durch d. Burg u. ihre Geschichte. Mit 4 Bildern [Taf.] u. e. [eingedr.] Pl. Graz: Leuschner & Lubensky 1927. (71 S.) kl. 8°. [1212

Winkler, Josef: Beiträge zu einer Bürgerliste d. Stadt Hartberg im 17. Jhdt.... (Mitt. über d. steir. Volksgeneal. F. 7, S. 1.) [1213

Feller, Franz: Fremde Zuwanderer in der Gebirgspfarre St. Johann am Tauern im 19. Jhdt. (Mitt. über d. steir. Volksgeneal. F. 6, S. 2, F. 7, S. 6.) [1214

Hutter, Franz: Steirisch-Lungau. (Zs. d. Histor. Ver. f. Steiermark 23, S. 39.) [1215

Menglein, O.: Vor- u. frühgeschichtl. Bodenforschungen in Kärnten. (Carinthia I, 117, S. 145.) [1216

Egger, R.: Ausgrabungen in Kärnten. (Carinthia I, 117, S. 1.) [1217

Kohla, Franz: Zur Burgenfahrt durch Kärnten. (D. Burgwart 28, S. 1.) [1218

Wutte, M.: Hexenprozesse in Kärnten. (Carinthia I, 117, S. 27.) [1219

L'Estocq, H.: Beiträge zur Gesch. der Hexenverfolgungen in Kärnten. (Carinthia I, 117, S. 165.) [1220

Schmerich, A.: Gurker Miszellanea. (Carinthia I, 117, S. 10.) [1221

Schlosser, Paul: Beiträge zur Geschichte Marburgs an der Drau. (Blätter für Heimatkunde. Jg. 5. S. 42. 59, 79.) [1222

Ginhart, Karl: D. Burgen u. Schlösser in d. Umgebung St. Veits. (D. Burgwart 28, S. 49.) [1223

Südtirol. Hrsg. von Karl Bell. (Geleitw.: Wilhelm Rohmeder.) Mit 10 [9 eingedr.] Kt. u. [eingedr.] Tab., sowie 26 Abb. [im Text u. auf Taf.]. Dresden: Deutscher Buch- u. Kunstverlag 1927. (271 S.) 8° = Das Deutschtum im Ausland. [2.] [1223a

Bobek, Hans: Innsbruck. Stuttgart 1928 = Forschungen z. deutschen Landes- u. Volkskunde, Bd. 25, H. 3. [1224

Bucher, Dominikus: Muri-Gries 1027 bis 1927. Gedenkblätter zum 9. Zentenarium s. Gründg. Bolzano [Bozen: Buchh. d. Verlagsanstalt] Vogelweider [in Komm.] (1927). (336 S. mit 1 Abb., 33 Taf.) 8°. [1225

Cognasso, F.: Ticinensia. (Riv. stor. ital. 44, S. 5—13.) [1226

Stolz, Otto: Geschichte der Stadt Vils in Tirol. Mit Unterstützung v. A. Wieland u. A. Lutz. Vils 1927. Selbstverl. d. Stadt.

Rez.: Zs. d. Hist. Ver. f. Schwaben... 47, S. 247.) [1227

Helbok, Adolf: Geschichte Vorarlbergs von der Urzeit bis zur Gegenwart. (Wien: Schulwissenschaftl. Verlag Haase [1927]. (V, 205 S.) 4° = Heimatkunde von Vorarlberg. H. 11. [1227a

Huss, Richard: Zur luxemburgischen Urheimatfrage der „Siebenbürger Sachsen". (Quellen u. Studien z. Kunde d. Grenz- u. Auslandsdeutscht. A, Bd. 3.) [1227b

Krasser, O[tto] Fr[itz]: Hermannstadt. Von s. Häusern u. Menschen. Mit 8 [eingedr.] Zeichn. Kronstadt: Klingsor-Verl. 1927. (III, 62 S.) gr. 8°. [1228

Sigerus, Emil: Deutsche Zuwanderungen in Hermannstadt in den Jahren 1710—1856. In: Dt. politische Hefte. Jg. 7, 2. S. 41—51. [1229

Millcker, Felix: Kurze Geschichte der Stadt Belacrkva [Weißkirchen] im Banat. 1355—1918. (Mit e. Abb. d. Stadtwappens, 8 Kunstdr.-Beil. [Taf.] u. 1 Stadtpl.) 3. Aufl. Bela Crkva [Weißkirchen]: P. Kuhn 1927. (38 S.) 8°. [1230

Grothe, Hugo: 700 Jahre deutschen Lebens in d. Zips. (Quellen u. Studien z. Kunde d. Grenz- u. Auslanddeutscht. B. 2/3.) [1231

Das Land **Bayern.** Seine Entwicklung u. s. Zukunft. (Ein Sammelwerk unter Mitw. führender Persönlichkeiten Bayerns u. mit bes. Förderung d. Staatsministeriums. Hrsg. von Erich Köhrer †.) Tl. 1. (Berlin: Deutsche Verlags Aktiengesellschaft 1927.) 4° = Deutsche Stadt — Deutsches Land. Bd. 14.

1. Alt-Bayern (Geleit[w.]: Graf [Hugo] Lerchenfeld. (184 S. mit Abb., 2 Taf.) [1232

Das Land **Bayern.** Seine kulturelle u. wirtschaftliche Bedeutung f. d. Reich. (Vorw.: [Eugen] Mündler.) München [Paul-Heyse-Str. 9—13]: München - Augsburger Abend-

zeitung 1927. (VI, 418 S. mit Abb. u. eingedr. Kt., mehr. z. T. farb. Taf.) 2°. [1233

Hager, Franziska: Der Chiemgau. Ein Bayernbuch den Deutschen. München: Heimatbücher-Verlag Müller & Königer 1927. (318 S. mit Abb.) gr. 8°. 1234

Höglinger, Leop[old]: Heimatliches aus alter Zeit. Hrsg. Braunau: J. Stampfl & Co. 1927. (123 S. mit Abb.) 8°.

Enth.: Die Bayern im Kreuzheer d. Kaisers Friedrich Rothbart 1189—1190. Von Viktor Frhr. v. Handel-Mazzetti †. — Die Hinrichtung d. Buchhändlers Johann Philipp Palm. Aus d. Französ. übers. von Amalia Rosenberg. — Georg Liegl. Von August Kaindl sen. †. — Die Grabsteine d. St. Stephans-Pfarrkirche in Braunau am Inn. Von Viktor Frhr. von Handel-Mazzetti †. — Die Gedenksteine d. Heil.-Geist-Spitalskirche in Braunau am Inn. Von Viktor Frhr. von Handel-Mazzetti †. [1235

Aus dem **Pfaffenwinkel.** Ein Heimatbuch. Sammlg. heimatkundl. Abhandlgn. aus d. Gebiet zwischen Lech u. Isar. Veröff. mit frdl. Bewilligung der Herren Verfasser. (Vorw.: K. Walter. Weilheim, Obby.: Verlag Weilheimer Tageblatt G. m. b. H. 1926.) (279 S. mit Abb., 8 Taf.) 8°. [1236

Heuwieser, Max: Zur ältesten Geschichte Altöttings. Watzling, Post Dorfen 1 ([Oberb.]: Josef Weber) 1926. (16 S. mit 2 Abb.) 8°. [Umschlagt.] = Heimatbilder. H. 3.

Aus: Der Inn-Isengau. 1926. [1237

Christoffel, Ulrich: Augsburg. Mit 114 Abb. Leipzig: E. A. Seemann 1927. (182 S.) 8° = Berühmte Kunststätten, Bd. 79.

Rez.: Zs. d. Hist. Ver. f. Schwaben... Bd. 47, S. 246. [1238

Schiereth, Eduard: Die ehemalige Grafschaft Haag. Geschichtl. Überblick. Neu bearb. von Josef Weber. Watzling, Post Dorfen 1 ([Oberb.]: Josef Weber) 1926. (56 S. mit Abb.) 8°. = Heimatbilder, H. 5.

Aus: Der Inn-Isengau. 1926. [1239

Frigisinga. Beiträge zur Heimat- und Volkskunde von Freising und Umgebung. Hrsg. von Rudolf Birkner. Jg. 3. 1926. Freising, Marienpl. 2: Freisinger Tageblatt (1926). (633 S.) 8°.

Aus: Freisinger Tagblatt. [1240

Holzhausen am Starnberger See. [Beiträge zur Geschichte u. Volkskunde d. Gemeinde u. Expeditur.] Bearb.: Heinrich Widnmann [u.] Joh(ann) B. Jungmann. Hrsg.: Joh. B. Jungmann. Mit e. Orig.-Beitrag von S(iegm[und]) von Riezler. Mit 41 [eingedr.] Bildern. München: Müller & Königer 1926. (VIII, 469 S.) gr. 8°. [1241

Götz, Joh. Bapt.: Die Ingolstädter Grabsteine. T. 3. 1504—1813. (Sammelbl. d. Hist. Ver. Ingolst. 46, S. 61.) [1242

Vock, Walther E.: Der erste Bürgermeister von Kempten u. seine Zeit. (Allgäuer Gesch.-freund. N.F. 26, S. 29.) [1243

Ketterer, Epictet: Neukirchen b. hl. Blut einst u. jetzt! (Bd. 1.) Straubing: Verlag Bayerwald ([Umschlagt.:] Ortolf & Walther in Komm. [1927].) gr. 8°.

(1.) (131 S. mit Abb.) [1244

Krick, Ludwig Heinrich: 33 alte Paussauer. Kleine Bilder aus d. Geschichte d. Bist. Passau. Passau: Waldbauer in Komm. 1927. (51 S.) gr. 8°. [1245

Krieg u. Freytag: Neuerscheinungen zur Geschichte Regensburgs u. d. Oberpfalz i. J. 1926. (Verhandlungen d. Histor. Ver. v. Oberpfalz 77 S. 93.) [1246

Zeiß, Hans: Die vor- u. frühgeschichtliche Besiedlg. der Gegend von Regensburg. (Verhandlgn. d. Histor. Ver. v. Oberpfalz. 77 S. 3.) [1247

Buchenau, H.: Weißenburg in Bayern. (Bll. f. Münzfreunde 62, Nr. 4.) [1248

Weichselgartner, J[akob]: Zangberg. Watzling, Post Dorfen 1 ([Oberb.]: Josef Weber) 1926. (16 S. mit 2 Abb.) 8° = Heimatbilder. H. 4.

Aus: Der Inn-Isengau. H. 14. [1249

Hopf, Maxim: Geschichte des Klosters Biburg bei Abensberg. (Verhandlgn. d. Hist. Ver. f. Niederbayern 60, S. 37ff.) [1250

Widenbauer, Gg.: Schloß Heimhof u. d. Schweppermannsburg. (Bayernland 38, S. 91.) [1251

Schrötter, Georg: Neuburg a. D., Burg u. Stadt. (Bayernland 38, 8, 170.) [1252

Sedelmayr, Jos.: Neuburg u. seine Fürsten. (Bayernland 38, S. 179.) [1253

Hopf, Maximilian: Geschichte der Hofmark Ratzenhofens. (Verhandlgn. d. Hist. Ver. f. Niederbayern 60, S. 1ff.) [1254

Sieghardt, August: Die chemal. Burg zu Rothenburg o. T. (D. Burgwart 28, S. 63.) [1255

Guttenberg, Erich Frhr. von: Die Territorienbildung am Obermain (539 S.). = Bericht d. Hist. Ver. zu Bamberg 79, 1925/26. [1256

Stuhlfauth, A.: Vor- u. Frühgeschichte Oberfrankens. Archiv f. Gesch. u. Altertumskde. v. Oberfranken, Bd. 30, H. 1, S. 156 bis 220. [1257

Altfränkische **Bilder** mit erl. Text von Theodor Henner. (Jg. 32/33, 1927.) Würzburg: Univ.-Druckerei H. Stürtz (1926). 4°. [1258

Vogtherr, Friedrich: Geschichte der Stadt Ansbach. Ansbach: C. Brügel & Sohn 1927. (VIII, 196 S., zahlr. Taf.) gr. 8°.

Rez.: Vergangenheit u. Gegenw. 17, S. 314. [1259

Nienholdt, E.: Die ältesten Ansichten der Stadt Bamberg auf Tafelbildern d. 15. Jhdts. (Bayernland 38, S. 498.) [1260

Wilke, Georg: Geschichtliches über Gleißenberg u. Hellmitzheim. (Fränk. Heimat 6, S. 389.) [1261

Hart, Johann Valentin: „Güntersleben". Güntersleben 125, Unterfr.: Selbstverlag (1927). (78 S., mehr. Taf.) 8°. [1262

Linck, Otto: Die Reichstadt Hall. (Fränk. Heimat 6, H. 6.) [1263

Henne: Aus der Geschichte Neuensteins. (Fränk. Heimat 6, H. 8.) [1264

Mummenhoff, E.: Nuremberc castrum (Fränk. Heimat 6, H. 2 u. 4—5.) [1265

[**Günther,** Dr.:] Würzburger Chronik. H. 28/29 (Gehring, Ludw.) = Bd. 3 [1802 bis 1848]. (S. 337—448.) Würzburg [1927]. gr. 8°. [1266

(**Gehring,** Ludwig:) Würzburger Chronik. H. 22a 23a, 24a, 25a. = Bd. 4 [1848 bis Neuzeit]. (S. 56—224.) Würzburg [1927]. gr. 8°. [1267

Hacker, Ludwig: Geschichte der Stadt Wunsiedel. Tl. 1. Wunsiedel: Stadtrat [; lt. Mitteilg.: G. Kohler in Komm.] 1927. gr. 8°.

1. (Die natürlichen Grundlagen in ihrer Auswirkung auf die materielle Kultur.) (304 S., 34 Taf., 1 farb. Stadtpl., 1 farb. Kt.)
Rez.: Unser Egerland 31, 1927, S. 115. [1268

Wagner, Frdr.: Vorgeschichtliche Funde aus Deiningen. (Hist. Ver. f. Nördlingen, Jahrb. 11, S. 17.) [1269

Frickhinger, Ernst: Vorgesch. Siedlungen bei Deiningen — Grabungen auf der Mähder bei Belzheim — Mittelalterl. Wasserburg u. hallstattzeitl. Grabhügelgruppe im Auwald bei Westheim — Röm. Brandgräber bei Wallerstein — Alam.-fränk. Reihengräber bei Wolferstadt u. Mönchsdeggingen. (Hist. Ver. f. Nördlingen, Jahrb. 11, S. 19ff.) [1270

Lippert, Hans: Baugeschichtl. Rückblick über d. Reichsstadt Donauwörth. (Bayernland 38, S. 527.) — Ders.: Um Donauwörth. (Bayernland 38. S. 544.) [1271

Dorn, Ernst: Aus meiner Nördlinger Mappe. I. Waren die Rätovarier die alamann. Urbewohner des Rieses? — IV. Die Schulmeister u. Kantoren in Nördlingen von 1285 bis 1543. (Hist. Ver. f. Nördlingen. Jahrb. 11. S. 30ff.) [1272

Jahresbericht, Verein „Alt-Rothenburg". 1924—1926. (Rothenburg o. T. 1926: J. P. Peter; Verein „Alt-Rothenburg".) (71 S., 2 Taf.) 8°.
[Umschlagt.:] Verein Alt-Rothenburg. Bericht 1924/1926. [1273

Württemberg. **Geschichtsliteratur** vom Jahre 1925. (Württemb. Vierteljahrsh. N. F. 33. S. 324.) [1274

Schwäbisches **Heimatbuch.** Hrsg. vom Bund f. Heimatschutz in Württemberg u. Hohenzollern. (Schriftl.: F. Schuster. [Bd. 11.]) 1927. Eßlingen a. N.: O. Bechtle (1927). (192 S. mit Abb.) gr. 8° = Bücherei d. Bundes f. Heimatschutz in Württemberg u. Hohenzollern. Bd. 13. [1275

Bohnenberger, Karl: Zu Brühl, Espen u. Eschbach. (Württemb. Vierteljahrsh. N. F. 33. S. 302.) [1276

Mack, Eugen: Burg Hohenberg. Zollernfeste u. Habsburgschloß. 2. Aufl. Wolfegg [Württemberg] 1926: (C. Liebel in Waldsee [; aufgest.:]) Rottenburg a. N.: Bader'sche Verlagsbuchh. 1926. (28 S.) 8°. [1277

Kiehler, Johann B.: Die Geschichte von Langenargen und des Hauses Montfort. 2., umgearb. u. verm. Aufl. von Hermann Eggart. (Mit zahlr. Abb. [Taf.], 1 Stammbaum u. 1 [eingedr.] Kt.) Friedrichshafen a. B.: A. Lincke 1926. (267 S.) gr. 8⁰. [1278

Kapff, Rudolf: Geschichte von Dorf und Propstei Nellingen auf den Fildern. Oberamt Eßlingen. 2. erw. u. bis zur Gegenw. fortgef. Aufl. Bearb. von Karl Mayer. Eßlingen: W. Langguth 1927. (103 S. mit Abb.) 8°. [1279

Clauß, Hermann: Österreichische Emigranten in Schwabach und Umgebung. Schwabach 1927: J. P. Iffland (; [aufgest.:] J. G. Schreyer). (43 S., 2 Taf.) 8⁰ = Schwabacher Geschichtsblätter. H. 2. [1280

Schneider, Eugen: Die Geschichte der Stadt Stuttgart. Ein Abriß. Stuttgart: Stuttgarter Neues Tagblatt 1927. (91 S.) 8° = Tagblatt-Schriften. Schrift 9. [1281

Veeck, Walther: Verzeichnis der vor- und frühgeschichtlichen Altertümer. Museum der Stadt Ulm. Einleitg. von Peter Goessler. (Vorw.: Prof. Dr. Baum.) Mit 55 Abb. [im Text u. auf Taf.]. Ulm: Museum der Stadt Ulm 1927. (110 S.) 8° = Ulmer Schriften zur Kunstgeschichte. Veröff. 3. [1282

Ostertag, Wilhelm: Chronik von Weil im Dorf. Mit 23 Abb. [im Text u. auf Taf.] u. 2 [farb.] Pl. Stuttgart: Strecker & Schröder 1926. (XV, 187 S.) 8°. [1283

Meyer, Karl: Geographische Voraussetzungen der eidgenössischen Territorialbildung. (Mitt. d. hist. Ver. d. Kantons Schwyz. 34. S. 29.) [1284

Lutolf, Konr.: Das Reichsstift Beromünster. (Zs. f. Schweiz. Kirchengesch. 21. S. 125. 174.) [1285

Roth, Paul: Der große Rollerhof und seine Bewohner. (Basel 1926: Buchdr. d. National-Zeitung [; lt. Mitteilg.: Basel, Klein-Riehenstr. 68: Selbstverlag].) (8 S.) 8°.
Aus: National-Zeitung. 1926, Nr. 519 u. 555. [1286

Schnürer, Gustav: Die Gründung Freiburgs im Uechtland von der Kaiserin Beatrix. (Freib. Gesch.bll. 29. S. 228.) [1287

Hauptmann, C.: Freiburg zu römischer Zeit. (Freiburger Gesch.bll. 29. S. 210.) [1288

Kubly-Müller, J. J.: Die Glarner Landvögte zu Werdenberg. (Jb. d. Hist. Ver. d. Kantons Glarus.) H. 45. S. 1—63. [1289

Kübler, A.: Die romanischen u. deutschen Oertlichkeitsnamen des Kantons Graubünden. (Sammlung roman. Elementarbücher Reihe III. Bd. 4.) Heidelberg: C. Winter 1926.
Rez.: Archivio stor. ital. A. 85. S. 295.]1290

Scherrer, Emanuel: Beiträge zur Kenntnis der Urgeschichte des Kantons Luzern. (D. Gesch. Freund 82. S. 1.) [1291

Merz, Rich.: Die Landschulen des alten Murtengebiets. Freiburger Gesch.bll. Bd. 29. S. 1.) [1292

Ochsner, Martin: Schwyz u. d. Verkehr über den St. Gotthard. (Mitt. d. hist. Ver. d. Kantons Schwyz. H. 35.) [1293

Keller-Tarnuzzer, Karl: Quellen zur Urgeschichte des Thurgaus. (Thurg-Beitr. 64/65. S. 146.) [1294

Reinthaler, Josef: Geschichte von Thurnfeld seit seinen ersten Anfängen. Thurnfeld: Selbstverlag des Klosters 1926. (53 S. mit Abb., 1 Titelbild.) kl. 8°. [1295

Capitula vallis Mexoleine. 1452 u. 1531. (Zs. f. Schweiz. Gesch. 7. S. 335—362.) [1296

Dörlmann, P.: Die Statuten des Tales Misox von 1452 u. 1531. (Zs. f. Schweiz. Gesch. 7. S. 331.) [1297

Beiträge zur Oberrheinischen Landeskunde. Festschrift zum 22. deutschen Geographentag (1927), dargeboten vom Ortsausschuß Karlsruhe. Hrsg. von Friedrich Metz. Mit 1 Kunstdr. Taf., 21 Kt., u. 6 Abb. im Text, sowie 7 Schalt-

kt. u. 2 farb. Kt. Beil.) Breslau: Ferd. Hirt 1927. (221 S.) 4⁰. [1298

Olbser, K[arl]: Badische Gedenktage. Zsgest. Karlsruhe: C. F. Müller 1927. (71 S.) kl. 8⁰ = Schriften d. Karlsruher Tagblatts. Aus: Karlsruher Tagblatt.
Rez.: Mannheim. Gesch.bll. 28, 8, 175. [1299

Rott, Hans: Baden-Baden im 16. u. 17. Jhdt. u. im Aufbauprojekt nach dem großen Brand von 1689. (Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N. F. 41. S. 38.) [1300

Das Erzbistum **Freiburg** in Vergangenheit und Gegenwart. Ein kirchl. Heimatb. Hrsg. von Wilhelm Burger. Mit 1 Titelb. u. 80 Abb. im Text. Freiburg: Herder 1927. (XI, 247 S.) 4⁰. [1301

Klingert, Lorenz: Festbuch zur Siebenjahrhundert-Feier der ehemaligen Gemeinde Käfertal 1227—1927. Mannheim-Käfertal 1927: Chr. Vollmer ([; lt. Mitteilg.:] Mannheim-Käfertal [, Obere Riedstr. 8: Selbstverlag]). (56 S. mit Abb., 1 Kt.) 8⁰. [1302

Schnack, Anton: Ladenburg, die älteste Stadt Badens. (Deutschlands Erneuerung 11, S. 185.) [1303

Lissignolo, F. A(lbert): Mannheim von 1606 bis 1802. Mannheim: Gengenbach & Hahn 1928 [Ausg. 1927]. (109 S.) 8⁰ = Tageblatt-Bücher. H. 2.
Aus: Mannheimer Tageblatt. Sonntagsbeilage „Die Wolfsangel". — Das Werk erschien zuerst 1834 bei F. Kaufmann Ww. in Mannheim. — Enthält noch: Zur Lebensgeschichte Lissignolos von Leopold Göller. [1304

Mannheimer Statistisches **Taschenbuch**. Hrsg. vom Statistischen Amt. Ausg. 2. (Vorw.: [Sigmund] Schott.) (70 S.) Mannheim 1927: Mannheimer Vereinsdruckerei. kl. 8⁰. [1305

Mosbach im Elz- und Neckartal, Baden. (727—1927.) Ein Führer aus d. Vergangenheit in d. Gegenwart. (Vorw.: [Eugen] Boulanger Mosbach (Baden): Verkehrsausschuß 1927. (55 S. mit Abb., 25 Taf.) 8⁰. [1306

Cahn, Julius: Die Küchsmünze zu Offenburg. (Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins N.F. 41, S. 4.) [1307

Stolzer, Otto: Aus unserer Ortenauer Heimat. Offenburg [Baden]: A. Reiff & Cie. 1927. (VIII, 256 S. mit Abb., mehr. Taf., davon 1 farb.) 8⁰. [1308

Menzer, Georg Ludwig: Rohrbach bei Heidelberg. Eine pfälzische Ortsgeschichte bearb. erg. nach Akten d. †Pfr. Trautwein. Heidelberg: Evangel. Verlag 1926. (224 S. mit Abb., 1 Pl.) gr. 8⁰.
Rez.: Mannheim. Gesch.bll. 28, 4, 104. [1309

Blundo, Georg: Roxheim. Aus d. Geschichte e. Rheindorfes. Thaleischweiler: Selbstverlag 1926. (V, 133 S.) 8⁰.
Rez.: Mannheim. Gesch.bll. 28, 2, 47. [1310

Roedder, Edwin C.: Aus d. Geschichte des alten Reichsdorfes Schefflenz. = Ekkhart Jb. f. d. Badner Land, 1927, S. 56. [1311

Hübsch, Georg: Weinheim an d. Bergstraße. (Mein Heimatland 14, S. 157—159.) [1312

Das vordere **Wehratal**: Öflingen, Wehr u. Umgebg. in Geschichte u. Gegenwart. Ein Heimatbuch. Hrsg.: M[ichael] Klär. Karlsruhe: Badenia in Komm. 1928 [Ausg. 1927]. (VIII, 267 S. mit Abb., mehr. Taf.) gr. 8⁰. [1313

Gloël, H.: Bemerkenswerte Persönlichkeiten in Stadt u. Kreis Wetzlar. (Mitt. d. Wetzlar. Gesch.ver. 10, S. 3.) [1314

Bibliographie alsacienne (1921—24) Paris, les. Belles Lettres' 1926.
Rez.: Revue des questions histor. T. 55, S. 256. [1315

Becourt, E.: L'abbeye, la ville et la famille d'Andlin au XIVe siècle.
Rez.: d'Als. 74, S. 47 u. a. [1316

Uhlhorn, Albert: Die Jahressprüche von Bischweiler i. Elsaß. Ein Beitr. z. mittelalterl. Gesch. d. Stadt. (Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N.F. 41, S. 542.) [1317

John, H.: Die Lauterburg, eine Gründung aus der Stauferzeit. (D. Burgwart 28, S. 76.) [1318

Stolberg, Friedr.: Burgruine Ochsenstein im Elsaß. (D. Burgwart 28, S. 10.) [1319

Pfeiffer, Adolf: Pfälzer Land — deutsches Land. (Geleit[w.]: Karl Fraenger.) Berlin: Verlag d. Reichsverbands d. Rheinländer 1926. (24 S.) 8⁰. [1320

Como, J.: Alt-Bingen. Tl. 2. Mainz: O. Schneider 1926. gr. 8⁰. = Rheinhessen in s. Vergangenheit. Bd. 5, 2.
2. Mit 2 Beitr. von Stud.-R. Niedecken u. zahlr. Federzeichn. von Rud[olf] Müller in Bingen. 83 Abb. (201 S.) [1320a

Obertreis, Nikolaus: Stadt u. Land des hl. Wendalin. Ein Heimatbuch von d. oberen Blies. Mit zahlr. Abb. [3 Kt. Bl., 1 Tab.]. Saarbrücken 1927: Saarbrücker Druckerei. (368 S.) gr. 8⁰. [1321

Hay, Wilhelm: Vergilbte Blätter. Im Eifeldorf vor hundert Jahren. Nach e. alten Pfarrchronik. Trier: Paulinus-Druckerei 1927. (43 S. mit Abb.) 8⁰ = Heimatschriften d. Kathol. Lehrerverbandes Bez. Trier. H. 16. [1322

Kaufmann, K(arl) L(eopold): Aus Geschichte und Kultur der Eifel. 2. Aufl. (4.—6. Tsd.) Köln a. Rh.: Hoursch & Bechstedt 1927. (136 S. mit Abb. u. eingedr. Kt.) 8⁰. [1323

Knaps, Emil: Die Herren zu Eltz als Burgseßinhaber u. Mitherren in der Kurtrierer Herrschaft Blieskastel v. J. 1531—1660.
In: Pfälzisches Museum 1926, 9/10. S. 190 bis 191. [1324

Schaetzing, Wilhelm: Friedrichsthal-Bildstock. Eine geschichtl. Heimatkunde. Mit 73 [eingedr.] Bildern, [1 Panorama], 1 Markscheiderkt. vom Hoferkopf u. 1 [farb.] geschichtliche Kt. (Saarbrücken: Saarbrücker Druckerei u. Verl. A.G. 1926. (XV, 232 S.) gr. 8⁰. [1325

Bilfinger [, Ernst Otto]: Aus Gimmeldingens Vergangenheit. Neustadt a. d. H.: Pfälzische Verlagsanstalt C. Liesenberg 1927. (IV, 59 S. mit Abb.)
Aus: Stadt- u. DorfAnzeiger Neustadt a. d. Haardt. [1326

Ebhardt, Bodo: Burg Heimhof in d. Oberpfalz. (D. Burgwart 28, S. 15.) [1327

Haarbeck, Walther: Geschichte d. veldenzzweibrückischen Burg Lichtenberg [Restkreis St. Wendel-Baumholder. R.-B. Trier]. Kreuznach 1927: (F. Harrach [; lt. Mitteilg.:] Baumholder: Kreisausschuß). (98 S., mehr. Taf., 1 Grundriß.) gr. 8⁰. [1328

Blittersdorff, Philipp: Zum 700j. Marktjubiläum von Ottersheim. (Heimatgaue Jg. 8, H. 2.) [1329

Grünewald, Lukas: Das Gymnasium Speyer u. d. Hist. Verein der Pfalz. (Pfälz. Museum 44, S. 113.) [1331

Hahn, Hermann: Die Pünker von Wartenberg u. d. Orlebecher. (Pfälz. Museum 44, S. 177.) [1332

Pöhlmann, Karl: Wie Zweibrücken entstand u. Stadt wurde. (Bayernland 38, S. 108.) [1333

Becker, Albert: Zweibrücken in d. bayer. Parlamentsgesch. — Ders.: Denkwürdiges aus Zweibrückens Vergangenheit. (Bayernland 38, S. 129, 114.) [1334

Hussong, Hermann: Das 18. Jahrhdt. in d. Baugeschichte Zweibrückens. (Bayernland 38, S. 132.) [1335

Fischer, Max: Kurze Chronik der niederrhein. Herzogtümer. I. (Niederrhein. Heimatfreund, Jg. 2. Nr. 1ff.) [1336

Schneider, C.: Geschichte des Wild- und Rheingräflichen Hauses, Volkes und Landes auf dem Hundsrücken [Unveränd. Neudr. (1854.(] Birkenfeld-Nahe: Verlag von „Glaube u. Heimat" [Hugo Enke] 1926. (XX, 303 S. mit 2 Abb., 2 [1 farb.] Taf.) gr. 8⁰ = Bilder aus d. heimischen Vergangenheit. H. 2/12. [1337

Uhlhorn, Friedrich: Grundzüge der Wetterauer Territorialgeschichte (mit 8 [eingedr.] Kt. Skizzen). Friedberg i. H.: C. Bindernagel (1927). (S. 145—166.) gr. 8⁰.
Aus: Friedberger Geschichtsblätter. H. 8 = Nr. 10 u. 11. [1338

Rober, Wilhelm: Die Beziehungen zwischen der Stadt Aachen u. dem Marienstift bis zur französ. Zeit (1798). (Zs. d. Aachener Gesch.-ver. 47, S. 1.) [1339

Huyskens, Albert: Der Anteil des Aachener Münsterstifts an der Entwicklung der Grundherrschaft Erkelenz zur Stadt. (Zs. d. Aachener Gesch.ver. 47, S. 160.) [1340

Schwabe, Walther: Der Aachener Oberhof. (Zs. d. Aachener Gesch.ver. 47, S. 83.) [1341

Averdunk (, Heinrich) — (Walter) Ring: Geschichte der Stadt Duisburg. Hrsg. von Walter Ring. Mit zahlr. Abb. [Taf.] u. mehr. Pl. Essen: G. D. Baedeker 1927. (XI, 506 S.) gr. 8⁰. [1342

Ring, Walter: Kleine Geschichte der Stadt Duisburg. Hrsg. in Verb. mit H. Dorgathen u. V. Sellentien. Mit 50 Bildern u. Kt. [im Text u. auf 1 Taf.]. Duisburg: Dietrich & Hermann 1927. (26, 38 S.) 8⁰. [1343

Bierbaum, H.: Einiges aus der Heimatgeschichte des Kreises Erkelenz vor der Stadterhebung von Erkelenz. (Niederrhein.Heimatfreund, Jg. 2, Nr. 9.) [1344

Zur **600-Jahr-Feier** der Stadt Erkelenz. (Niederrh. Heimatfreund. Jg. 2, Nr. 6.) [1345

Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. H. 44. Essen 1927: Fredebeul & Koenen ([; lt. Mitteilg.:] Hist. Verein f. Stadt u. Stift Essen). (196 S. m. 1 eingedr. Kt.) gr. 8⁰. [1346

Kurze **Nachricht** von der Verfassung und Bevölkerung der Rhein-Lande in dem älteren, mittleren u. jüngeren Zeitalter, u. insbes. d. Stadt Frankenthal. (Mon.schr. d. Frankenth. Altert.ver., Jg. 35, Nr. 4, 5.) [1347

Ein vergessener Frankenthaler: Joh. Phil. **Becker.** (Mon.schr. d. Frankenth. Altert.ver., Jg. 35, Nr. 8/9.) [1348

Frankfurt/Amerika. — 1. Alte u. neue Beziehungen von Bernard Müller. — 2. Frankfurt im Sezessionskrieg von Ludwig Heilbrunn. Frankfurt a. M. (: Wirtschaftsamt d. Stadt, Abt. f. Werbe- u. Ausstellungswesen) 1926. (90 S., 17 Taf.) 8⁰. [1349

Frankfurt (a. M.). Das Buch d. Stadt. Hrsg.: Otto Ruppersberg. (Geleit[w]. [Ludwig] Landmann.) Frankfurt a. M.: Frankfurter Verlagsanst. A. Schulze & Co. 1927. (370 S. mit zahlt Abb., mehr. eingedr., z. T. farb. Pl. u. Faks.) 4⁰. [1350

Müllers, H.: Festschrift z. 250jähr. Geschichte d. evangel. Gemeinde Jüchen.
Rez.: Niederrhein. Heimatfreund, Jg. 2, Nr. 10.) [1351

Geschwandner, Paula: Bilder aus Kölns Vergangenheit. (Alt-Köln 16, H. 8, S. 116ff.) [1352

Wellmer, Hans: Das Lichtenberger Schloß. Mit e. Beitrag von F[riedrich] Behn: Die „Heuneburg" bei Lichtenberg. Mit 10 Abb. u. 16 [eingedr.] Taf. Mainz: O. Schneider 1926. (48 S.) gr. 8⁰ = Starkenburg in s. Vergangenheit. Bd. 2. [1353

Fittig, Eduard: Nachrichten über die Rittergüter Listringhausen u. Badinghagen. Meinerzhagen 1926: E. Groll. (116 S. mit Abb.) gr. 8⁰. = Fittig: Beitrag zur Geschichte von Meinerzhagen. 5. [1354

Mathar, Ludwig: Wunder der Heimat. Ein Führer durch Montjoie u. s. Umgeb.) Montjoie: J. Weiß [1927]. (193 S., mehr. Tag. kl. 8⁰. [1354a

Stadt **Oberhausen,** Rheinland. Werden u. Wachsen zur Großstadt. (Oberhausen:) Stadtverwaltung [, Abt. 10] 1926. (66 S. mit Abb. u. eingedr. Kt., 1 farb. Taf., 1 farb. Stadtpl.) 4⁰. [1355

Geschichte der Stadt Ratingen von den Anfängen bis 1815. Auf Grund d. Vorarbeiten d. Gebr. Heinrich u. Peter Eschbach bearb. von Otto R. Redlich, Arnold Dresen u. Johannes Petry. Hrsg. von d. Stadt Ratingen. Mit 34 Abb. im Text, 10 Bildertaf. u. 2 Kt. (Federzeichnungen von Ernst Bierwirth.) Ratingen: Ratinger Zeitung 1926. (XVI, 554 S.) gr. 8⁰. [1356

Heimatgabe zum Heimattag Saarlouis am 1., 2. u. 3. Oktober 1927. Gewidmet vom Verein f. Heimatkunde im Kreise Saarlouis. (Saarlouis: Hausen Verlagsges. 1927.) (66 S.) 8⁰. [1357

Häberle, Daniel: Die Saarpfalz. Ein Beitr. zur Heimatkunde d. Westrichs. Mit 3 Fig. im Text, 33 Abb. auf 20 Taf. u. 1 [farb.] Kt. Kaiserslautern: H. Kayser 1927. (VIII, 93 S.) gr. 8⁰ = Beiträge zur Landeskunde d. Rheinpfalz. H. 6. [1358

Müller, Max: Die Geschichte der Stadt St. Wendel von ihren Anfängen bis zum Weltkriege. St. Wendel: Verlag d. Stadt [Bürgermeisteramt] 1927. (XV, 783 S. mit Abb.) gr. 8°. [1359

Das schöne **Wittgenstein.** Seine Bewohner u. Freunde, Gegenwart u. Vergangenheit, mit d. Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte u. Heimatkunde Wittgensteins. Jg. [1], 1927, H. 1. Laasphe: Ernst Schmidt (1927). 4°. [1360

Grashoff, Ehler W.: Zons am Niederrhein. Augsburg: (Dr.) B. Filser 1927. (40 S. mit Abb., 1 eingedr. Pl.) gr. 8° = Deutsche Kunstführer an Rhein u. Mosel. Bd. 6. [1361

Holwerda, J. H.: Aus Holland. I. Vor- u. Frühgeschichte d. Niederlande. II. Dorestad. (Dts. Archaeol. Jnst. 16. Ber., S. 119.) [1362

Krüger, E.: Die Erforschung Neumagens. (Trier. Zs. 2, S. 219.) [1363

Crassier, Louis Baron de: Notice sur la seigneurie de Merhaeren. (Publications de la Soc. hist. et arch. dans le Limbourg... 63, S. 395.) [1364

Becker, Wilhelm Martin: Ratschläge für die Erforschung der Geschichte hessischer Landgemeinden. Darmstadt [Staatsarchiv, Schloß]: Histor. Verein f. Hessen 1927. (IV, 80 S.) kl. 8° = Handbücher d. hess. Heimatforschers. H. 1. [1365

Sternberg, Leo: Land Nassau. Ein Heimatbuch. Mit 88 Abb. im Text u. 23 Kunstdrucktafeln nach Werken hervorrag. Meister. Leipzig: F. Brandstetter 1927. (XI, 478 S.) 8° = Brandstetters Heimatbücher Deutscher Landschaften. Bd. 26. [1366

Frischholz, Wilhelm: Alt-Höchst. Ein Heimatb. Frankfurt a. M.: R. Th. Hauser & Co. 1926. (308 S. mit Abb., mehr. [1 farb.] Taf.) 4°.
Rez.: Nass. Heimatbl. 28, S. 29. [1367

Zutt, Heinrich: Geschichte vom Kirchspiel Biskirchen [Biskirchen, Bissenberg u. Stockhausen]. Mit 11 Abb. u. 1 [eingedr.] Lagepl. (Früher: Wiesbaden: Selbstverlag; [überkl.:]) H. Schellenberg 1926. (128 S.) 8°. [1368

Becker, Hans: D. Familiengruft der Freiherren von Esch in Montabaur. (Nass. Heimatbll. 28, S. 92.) [1369

Straßer: Grabsteine der Herren v. Esch. (Trier. Zs. 2, S. 99.) [1370

Chronik der Stadt Lorch.
Rez.: Nassovia 1927, S. 96. [1371

Das Land **Hessen.** Seine Entwicklg. u. s. Zukunft. Ein Sammelwerk unter Mitw. führender Persönlichkeiten d. Landes Hessen u. mit bes. Förderg. d. Staatsmin. Hrsg. von Erich Köhrer. (Geleitw. [Min.Präs.] Ullrich.) Berlin: Deutsche Verlags A. G. 1927. (180 S. mit Abb., mehr. Taf.) 2° = Deutsche Stadt. — Deutsches Land. Bd. 13. [1372

Flaskamp, Franz: Das Hessen-Bistum Buraburg. Ein Beitr. zur „Germania sacra". Mit 4 Kt. im Text u. 9 Kt. [auf 5 Bl., davon 4 farb.] als Anlagen. Anh.: Zum Lebensbilde d. hl. Bonifatius. Münster i. W.: Regensburg 1927. (67 S.) gr. 8°.
Erw. aus: Festgabe f. Ludwig Schmitz-Kallenberg. [1373

Jacob, Bruno: Hessische Beziehg. zu Erfurt. (Hessenland 39, S. 249.) [1374

Becker, Heinr.: Aus Alzeys vergangenen Tagen. (Volk u. Scholle 5, S. 163.) [1375

Behrens, Gustav: Die Vorgeschichte Alzeys. (Volk u. Scholle 5, S. 161.) [1376

Zentgraf, Richard: Bilder aus d. Geschichte der Stadt Bad Orb. (1. Aufl.) Bad Orb: Bad-Orb-Gesellschaft 1927. (159 S.) 8°. [1377

Blaß, Georg: Das Stadtbild von Darmstadt in seiner Entwicklung. Mit 16 Abb. u. 16 [eingedr.] Taf. Mainz: O. Schneider 1927. (49 S.) gr. 8° = Starkenburg in s. Vergangenheit. Bd. 3. [1378

Losch, Philipp: Falkenberg. (Kassel 1927: F. Scheel [; hs.:] Falkenberg, Bez. Kassel: Meyfarth, Bürgermstr.) (22 S.) 8°.
Aus: Hessenland. Jg. 39, 1927, H. 4/5. [1379

Heller, Karl: Aus der Geschichte Hanaus. (Volk u. Scholle 5, S. 65.) [1380

Neuhaus, Wilh[elm]: Geschichte von Hersfeld. Von den Anfängen bis zum Weltkrieg mit 113 Bildern [Abb.] und 1 Stadtplan. Hersfeld H.-N.: Hans Ott 1927. (348 S. mit 1 Titelb.) 8°. [1381
Rez.: Zs. d. Ver. f. hess. Gesch. 56, S. 497. [1381

Heimatbuch des Kreises Höxter. Hrsg. von Christoph Völker. Bd. 2. Höxter: Selbstverl. d. Kreises; Auslief. durch d. Kreisausschuß. gr. 8°. — 2. (176 S. mit Abb., 1 eingedr. Kt., mehr. Taf.)
Rez.: Die Heimat... 9, S. 356. [1382

Zott: Limburg im Lauf der Jahrhunderte. (Nass. Heimatblätter, Jg. 28, Nr. 1/2.) [1382a

Festschrift für die Dreihundertjahrfeier der Stadt Rodenberg. 9.—12. Juli 1927. (Rodenberg: [Magistrat] 1927.) (12 S. mit Abb.) 8°. [1383

Rommel, Gustav: Seligenthal. (Mein Heimatland, T. 4, S. 177.) [1384

Walbrach, Carl: Burg Staufenberg an d. Lahn. (Volk u. Scholle 5, S. 312.) [1385

Hentze, K.: Bilder aus Marburgs Vergangenheit. 2. Aufl. Marburg: N. G. Elwertsche Verlagsh. 1927. (23 S.) 8°. [1386

Wrede, Günther: Territorialgeschichte der Grafschaft Wittgenstein. (Marburger Studien z. älteren dten. Gesch., Reihe I. H. 3.) Marburg 1927: N. G. Elwert. (XVI, 259 S. mit Atlas.)
Rez.: Gött. Gen.-Anz. 1927, S. 215. Archiv f. hess. Gesch., N.F. 15, S. 527. Zs. d. Ver. f. hess. Gesch. 56, S. 495. [1386a

---

Goldmann, Liborius: Im südwest-eichsfeldischen Geschichts- u. Sagengebiet. = Mein Eichsfeld 4, 1928. [1387

Goldmann, Liborius: Die Denkmäler des Dorfes Bickenriede aus alter Zeit. = Unser Eichsfeld, Jg. 22, 1927, S. 14. [1388

Claus, Wilhelm: Leinefelde in seinem Werden = Unser Eichsfeld, Jg. 22, 1927, S. 255. [1389

Alt-Blankenstein.
Rez.: Die Heimat 9, S. 292. [1390

Naumann, Louis: Geschichte des Kreises Eckartsberga. (Vorw.: [Emil] Strümpfel, Geleit[w.]: Voigt.) Eckartsberga i. Th.: Eckartshaus-Verlag [Buchh. d. Eckartshauses] 1927. (11, 436 S., 28 S. Abb.) gr. 8°. [1391

Rez.: Zs. d. Ver. f. thüring. Gesch. 35, S. 381. Sachsen u. Anhalt 3, S. 376. [1391

Helmbold, Hermann: Bilder aus Eisenachs Vergangenheit. Tl. 1. Eisenach: Heimatbuchh. Hugo H. Bickhardt 1926. gr. 8° = Alt-Eisenach. H. 1. (55 S.) [1392

Kretschmer, Ernst Paul: Geschichte der Stadt Gera mit ihrer nächsten Umgebung. [In Lfgn.] Bd. 1. Gera: Kanitz'sche Buchh. 1926. gr. 8° [1393

Kaffenberger: Das alte Greiz, ein Musterbeispiel deutscher Kleinstaaterei. (Vogtl. Jb. 6, S. 73.) [1394

Altes und Neues aus der Heimat. [Bd. 3.] 1921—1926. (Die Inhalts-, Namen- u. Ortsverz. bearb. Herbert Koch.) Jena: B. Vopelius 1927. (283 S.) 4° = Jenaer Volksblatt. Beil. [1395

Brandt, Hans: Die Krayenburg. Geschichte d. Krayenburg u. d. Amtes Krayenberg. Sammlg. d. über d. Burg umlaufenden Sagen. Die Baugeschichte u. Rekonstruktion d. Krayenburg. Eisenach: Hofbuchdruckerei Eisenach H. Kahle 1927. (78 S. mit Abb., 1 Taf. mit Faks.) 4°. [1396

Herrmann, Carl: Der Stadtkreis Naumburg a. d. Saale im Lichte d. „Vor- u. Frühgeschichte. Naumburg a. d. S.: Magistrat [zu beziehen durch J. Domrich, R. Ratsch oder E. Schölers Buchh. Nachf.] 1926. (VII, 59 S.) 8°. [1397

Hopf, Karl: Geschichtliche Erinnerungen aus den Akten des Pfarrarchivs, zusgest. u. im Auftr. d. Kirchenvertretg. hrsg. Mengersgereuther Kirchbau-Jubiläum vom 10. bis zum 12. Sept. 1927. (Mengersgereuth:) Verlag d. Kirchgemeinde Mengersgereuth (; Sonneberg: Gräbe & Hetzer in Komm. (; [aufgest. u. hs.:] Ausliefеrg.: E. Lange's Buchh.) 1927. (72 S., 1 Taf.) gr. 8°. [1398

Festschrift des Geschichts- u. Altertumsforschenden Vereins zu Schleiz zur Feier seines 50jähr. Bestehens namens d. Vereins hrsg. von H(einrich) Meyer. Schleiz: E. Hoffmann Nachf. 1927. (V, 157 S.) 8°. [1399

Behr, Bruno: Unser Oberland. Ein Heimatbuch aus d. Kreise Schleiz. Schleiz [, Elisenstr. 20]: Verlag „Oberland" 1927. (110 S., mehr. Taf., 1 Kt.) 8° = „Oberland"-Reihe, Nr. 3. [1400

Heil, Albrecht, u. K. Krauß: Burg Rodenstein im Odenwald. (D. Burgwart 28, S. 89.) [1401

125 Jahre Suhler **Zeitung,** Suhl, den 5. Febr. 1927. 1802—1927. Illustr. Festschrift zum 125jähr. Bestehen d. Suhler Zeitung. (Suhl:) J. W. Müller's Buchdr. (1927). (IV, 96 S. mit Abb.) 4°

Beigeheftet: Chursächs.-Henneberg. Intelligenzblatt. 1803, Nr. 2, Sp. 17—24. [1402

Geschichte der Stadt Weida in Einzeldarstellungen. Bd. 1. Frühzeit und Mittelalter. Hrsg. vom Ortsgeschichtlichen Verein in Weida 1926. H. 1. Weida 1926: Thomas & Hubert. 4°. [1403

Pischel, Felix: Aus Weimars Geschichte. Mit 8 Bildern [Taf.]. (3. Tsd.) Flarchheim i. Thür.: Urquell-Verlag 1926. (103 S.) 8°. [1404

Braun, Konrad: Die Nachkommen Dr. Martin Luthers in Zeitz. (D. Mark Zeitz Nr. 82.) [1405

—— ——

Beiträge zur westfälischen Heimatkunde. Hrsg. von Th[eodor] Wegner. Mit 8 Taf. u. 21 Textabb. Paderborn: F. Schöningh 1927. (VII, 152 S.) gr. 8° = Westfalenland. Bd. 4.

Rez.: Die Heimat... 9, S. 388. [1406

Schauerte, Heinrich: Westfälisches Heimatbuch. Berlin: Weidmann 1927. (XII, 126 S. mit Abb.) kl. 8° = Weidmannsche Bücherei, H. 20. [1407

Philippi, F(riedrich): Geschichte Westfalens. Mit 2 geschichtl. [farb.] Kt. Paderborn: F. Schöningh 1926. (XI, 186 S.) gr. 8° = Westfalenland. Bd. 3. [1408

Holste, J.: Unsere Heimat vor Christi Geburt. (Kurzer Abriß aus d. Urgeschichte d. Kreise Verden, Rotenburg, Achim mit bes. Berücks. d. bisher gemachten Funde. Mit 10 Kunstdrucken [auf Taf.] u. 9 Abb. im Text.) Verden/Aller: Fr. Mahnke 1927. (74 S.) 8°.

Rez.: Zs. d. Harzver. 59, S. 116. [1409

Lomberg, August: Bergische Männer. Ein Beitr. zur Geschichte d. Heimat. 2., verm. Aufl. Elberfeld: A. Martini & Grüttefien 1927. (373 S.) 8°.

Rez.: Mon.hefte f. Rhein. K.g., Jg. 22, H. 2. [1410

Zimmermann, Rudolf: Heimat-Atlas für das Land um Aller und Ohre. [Mit e. Anhang von Taf. zur Staatsbürgerkde. u. Kirchengeschichte.] Neuhaldensleben: „Stadt- u. Landbote" [; lt. Mitteilg.: E. Zabel] 1926. (20 S. mit Abb. u. eingedr. [1 farb.] Kt., 1 farb. Kt.) 4°. [Umschlagt.]. [1411

Kleff, B.: Aus Bochums Werdegang. (Die Heimat.Zs. d. westfäl. Heimatbundes, 9, S. 163.) [1412

Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark. 34. Dortmund: Histor. Verein; Fr. W. Ruhfus in Komm. 1927. (214 S., 1 Kt., mehr. Taf.) [1413

Gronau i. W. Ein Führer durch s. Geschichte u. Gegend. (Gronau i. W.: J. Schievink 1927.) (43 S. mit Abb., 1 Pl., 1 Kt. auf d. Umschl.) 8°. [Umschlagt.]. [1414

700 Jahre Stadt **Hamm** [Westf.]. Festschrift zur Erinnerg. an d. 700jähr. Bestehen d. Stadt. (Geleit[w.]: [Josef] Schlichter.) Hamm ([Westf.] 1926): Breer & Thiemann [; lt. Mitteilg.: Magistrat d. Stadt Hamm]. (316 S. mit Abb. u. Skizzen, zahlr. z. T. farb. Taf. u. Kt., 1 farb. Kt. mit Deckbl.) 4°. [1415

Conrad, H.: Burg Holstein a. d. Bröl. (Berg. Geschbll., Jg. 4, Nr. 3/4.) [1416

Lünen. Ein westfäl. Städtebild. Berlin-Charlottenburg 2 [, Kantstr. 19]: Devista-Verlag 1926. (32 S. mit Abb., 1 Taf.). 4° = Deutsches Reichs-Städte-Archiv. [1417

Wirtz, Jakob: Fünfhundert Jahre Marienthal bei Hamm an der Sieg. Mit 20 Abb. [im Text u. auf Taf.] u. 1 Kt. Were i. Westf.: Franziskus-Druckerei 1927. (XV, 350 S.) 8°. [1418

Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Münster i. W. Hrsg. von Eduard Schulte. Bd. 2, H. 2. Bd. 3. Münster i. W.: Aschendorffsche Verlh. 1926. 1927. gr. 8° = Veröffentlichungen d. Hist. Kommission f. d. Prov. Westfalen.

2, 2, (IV S., S. 165—381.) 3. (VIII, 392 S. mit Abb.). [1419

Frommann, P. D.: Aus der Geschichte der Gemeinden Plettenburg, Ohle u. Herscheid nach vielen Quellen. [Aufgekl.] Hagen: O. Hammerschmidt (1927). (VIII, 180 S. mit Abb.) gr. 8°. [1420

Führer, Anton: Geschichte der Stadt Rheine. Mit 18 Bildtaf. u. 1 alten Stadtpl. Rheine i. W.: A. Rieke Nachf. 1927. (XII, 435 S.) 8°. [1421

Fischer, Otto: Wermelskirchen, die Stadt von über 1000 Jahren u. seine Industrie. Wermelskirchen 1926: J. Himmels [; lt. Mitteilg.: Wustbacher Str. 27: O. Fischer]. (180 S. mit Abb.) 8° = Bergische Heimatbücher, Bd. 1. [1422

Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte. Schriftltg.: Jacob Friesen. Hannover. Nr. 1. 1927. (Beilage zu Niedersächs. Jb. 4.) [1423

Zwischen **Weser** u. Leine. Aus d. Calenberger Lande mit Grenzgebieten. Ein niedersächs. Heimatbuch. Hrsg. von Hermann Peters. Bd. 1. Hannover: C. V. Engelhard & Co. 1927. gr. 8°.

1. Natur u. wirtschaftl. Leben. [44 Abb. [im Text u. auf Taf.], 1 Übersichts-Kt. in Mehrfarbendr.] (224 S.) [1424

Gummel, Hans: Hannoversche Urgeschichte. Hannover 1927.

Rez.: Niedersächs. Jb. 4 Nachr. S. 110. Germania 11, S. 171. [1425

Leonhardt, K. Fr.: Die Anfänge Hannovers u. die Calenberger Neustadt. (Hannover. Gesch.bll. 30, S. 146—240.) [1426

Heimatgeschichte Südhannovers (Einbeck, Northeim, Solling). Literaturübersicht 1925/26 (Nieders. Jb. 4, S. 188.) [1427

Görges (, Wilhelm), [Ferdinand] Spehr: Vaterländische Geschichten u. Denkwürdigkeiten der Lande Braunschweig u. Hannover. Ein Volksbuch. Neu hrsg. von F[ranz] Fuhse. 3. Aufl. Bd. 2: Hannover, H. 10—12; Bd. 3: Hannover, Tl. 2, H. 1. Braunschweig: E. Appelhans & Comp. 1927. gr. 8°.

Rez.: Zs. d. Harzver. f. Gesch.... 60, S. 161. [1428

Kreipe, A[ugust]: Adensen-Hallerburg. Dorfgeschichte aus d. Lande zwischen Deister u. Leine. Hildesheim: Gestenbergsche Buchh. 1927. (VIII. 203 S. mit Abb.) 8°. [1429

Langewiesche, Friedr.: Bünde. (Niedersachsen 32, S. 91.) [1430

Boehn, O. von: Das Schloß zu Celle. Niedersächs. Bild-Archiv. Celle: Schulzesche Buchh. 1927. (16 S., 12 Taf.) 8° = Norddeutsche Kunstbücher. Bd. 8. [1431

Boehn, O. von: Die Stadtkirche in Celle. Niedersächs. Bild-Archiv. Celle: Schulzesche Buchh. 1927. (16 S., 12 Taf.) 8° = Norddeutsche Kunstbücher. Bd. 3. [1431a

Lippold, Georg: Was man im 1000jährigen Duderstadt zu sehen bekommt. Zsgest. Duderstadt: A. Mecke (1927). (36 S. mit Abb., 1 Pl., 1 Kt.) 8°. [1432

Lehmann, Paul: Fuldaer Studien. N. F. München: Bayer. Akademie d. Wissenschaften; R. Oldenbourg in Komm. 1927. gr. 8° = Sitzungsberichte d. Bayer. Akademie d. Wissenschaften. Philos.-philol. u. hist. Kl. Jg. [68.] 1927, Abh. 2.

N. F. (53 S.) [1433

Siedentopf, Paul: Beiträge zur geschichtlichen Entwicklung der Stadt Hannover von der Urzeit bis in die Gegenwart unter bes. Berücks. d. Siedlungsverhältnisse. [Tl. 1.] Hannover B. Pokrantz [1927], 4°.

[1.] Mit geschichtl. Pl. in 9 Farben sowie 3 versch. Ansichten [Abb.] u. 2 [eingedr.] Pl. (28 S.) Aus: Adreßbuch von Hannover. 1926. [1434

Götze, Th[eodor]: Die Fürstengruft in der Maria-Magdalenen-Kirche zu Lauenburg. Lauenburg [Elbe]: Gebr. Borchers 1926. (14 S.) 8°. [1435

Schröder, Hermann: Geschichte der Stadt Lehe. Wesermünde: E. Bruns 1927. (XVI, 585 S. mit Fig., mehr. Taf., 2 Pl.) gr. 8°. [1436

Lüneburger **Heimatbuch.** Hrsg. von Otto u. Theodor Benecke. 2. Aufl. (3 Bde.) Bd. 2: Volk u. geist. Leben. Mit zahlr. [eingedr.] Bildern, mehr. Karten u. Pl. u. farb. u. schwarzen Kunstbeil. Lfg. 12. (IV S., S. 705 bis 752.) Bremen: C. Schünemann [1927]. gr. 8°. [1437

Lauckert, Otto: Marienwerder [hs.] bei Hannover. (Hannover 1927: Schlütersche Buchdr. [; hs.]) Hannoversche Buchhandlg. in Komm. (63 S. mit Abb.) 8°. [1438

Meissel, Fr.: Der Ohrberg. Beschreibung u. Geschichte. 4. verb. Aufl. Hameln: F. Busch [1927]. (32 S.) kl. 8°. [Umschlagt.] [1439

Kiewering, Hans: Pöppinghausen—Friedrichstal. (Mitt. aus d. lipp. Gesch.... 13, S. 1ff.) [1440

Keysser, Adolf: Die Jugendtage eines Kleinstädters. Allerlei aus d. alten Rinteln a. d. Weser. Mit 6 Abb. [Taf.] in Autotypie. Ein Heimatbuch. Rinteln: C. Bösendahl jun. 1927. (IV, 139 S.) kl. 8°. [1441

Zylmann, Peter: Friesische Geschichtstage in Jever, 4. u. 5. Ausg. 1925. (Bll. d. Ver. f. Heimatschutz... Leer. Nr. 5.) [1442

Zylmann, P.: Übersicht über die Vorgeschichte Ostfrieslands. (= Upstalsboomblätter 13, S. 132.) [1443

Hoops, Heinrich: Geschichte des Bremer Blocklandes. Bremen: Friesen-Verlag (1927). (VIII, 287 S., mehr. Taf., 1 Kt.) 8° [1444

Entholt, H(ermann): Aus drei Jahrhunderten bremischer Vergangenheit. Ein Vortr. (Bremen: G. Winters Buchh. [1926].) (22 S.) 8°. [1445

Achelis, T. O.: Eine Beschreibung Bremens. (1762—1769.) Brem. Jb. 31, S. 415.) [1446

Schecker, H.: Das Konvoyschiff „Das Wappen von Bremen". (Brem. Jb. 31, S. 268.) [1447

Besell, Georg: Geschichte Bremerhavens. Mit 8 [3 farb.] Kt. u. 34 Abb. [auf Taf.]. Bremerhaven: F. Morisse 1927. (VIII, 616 S.) gr. 8°. [1448

Adolfi, Johann, genannt Neocorus: Chronik des Landes Dithmarschen. Aus d. Urschrift hrsg. von F[riedrich] C[hristoph] Dahlmann. Faks. Druck d. Ausg. 1827. In 8 Lfgn. (Lfg. 1—3.) (Bd. 1: XXXII S., S. 1—512, 1 farb.

Kt.) München: H. Jessen (Komm.: Carl Fr. Fleischer, Leipzig). [1927]. gr. 8⁰. [1449

Marten, Georg, u. Karl Mäckelmann: Dithmarschen. Geschichte u. Landeskunde Dithmarschens. Heide i. H.: Heider Anzeiger (1927). (VI, 623 S., mehr. Taf., 3 [1 farb.] Kt.) gr. 8⁰. [1450

Beeles, P. C. J. A.: Friesland tot de elfde eeuw. 's-Gravenhage 1927.
Rez.: Jaarboek van ... munten penningkunde 14, S. 151.) [1451

Häberlin, Carl u. Fr. Roeloffs: Bunte Bilder aus der Föhrer Kulturgeschichte. (Wyk 1927 S. 58.) = Föhrer Heimatbücher Nr. 15. [1452

Holsaticus: Welche Kirchspiele auf dem alten Nordstrand stellten Husumer Bürger. (Jb. d. nordfries. Ver. f. Heimatkde. 14, S. 181.) [1453

Klenck, W.: Vorgeschichtliche Stätten der Börde Lanesteot. (Männer vom Morgenstern. Jb. 23, S. 49.) [1454

Augé, Friedrich: Neukirchen im Wechsel u. Wandel der Zeiten. Vortr. (Vorw.: Ernst Buddeberg.) Neukirchen, Kr. Mörs: Buchhandlg. d. Erziehungsvereins 1927. (32 S., 1 Titelb.) gr. 8⁰. [1455

Heim und Herd. Sonderdr. aus d. Heimat-Beil. d. Ostfries. Kurier. (Vorw.: Diedrich Gerhard Soltau.) Bd. 1. 1926. a) Bilder aus Nordens Vergangenheit. b) Beiträge zur ostfriesischen Geschichte. Anh.: Festschrift zum 400jährigen Reformationsjubiläum in Norden. Norden: H. Soltau 1927. (V, 128 S., 1 Bl., 128, 133 S. mit Abb.) gr. 8⁰. [1456

Hamburgische **Geschichte** in den Tageszeitungen. (Hamburg. Geschichts- u. Heimatblätter, Jg. 2, S. 185, 219.) [1457

Ehlers, Hans: Aus Altonas Vergangenheit. Darstellgn. aus d. heimatl. Geschichte und Topographie. 2., umgearb. u. erw. Aufl. d. „Geschichte von Altona u. Umgegend". Mit zahlr. Abb. Altona: Verein f. Geschichte u. Heimatkunde von Altona u. Umgegend: H. Lorenzen (in Komm.) 1926. (191 S.) gr. 8⁰. = Altonaer Bücherei. Nr. 5. [1458

Schreiber-Loetzenburg, Arno: Helgoland u. seine Verwaltung seit 1890. Berlin: C. Heymann 1927. (IV, 38 S.) 8⁰. [1459

Siebs, Benno Eide: Die Hausmarken der Insel Helgoland. [Mit 86 Abb.] In: Nordelbingen. Bd. 5, 1. S. 391—401. [1460

Matthias, G[ustav]: Geschichte der Stadt Uelzen. Uelzen: C. Becker 1926. (299 S. mit 23 Abb. im Text u. auf 1 Taf.) gr. 8⁰ = Heimatbuch d. Stadt u. d. Kreises Uelzen. Bd. 1. [1461

Nordelbingen. Beiträge zur Heimatforschung in Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck. Begr. von † Walter H. Dammann u. Harry Schmidt. Hrsg. von Harry Schmidt, Kiel. Bd. 5, [Tl.] 1. 2. Flensburg: Kunstgewerbemuseum 1926. gr. 8⁰.
5, 1. Mit e. Bildnisse [Taf.] Walter H. Dammanns u. 105 Abb. (XVII, 599 S.) — 5, 2. Mit 48 Abb. u. 85 [z. T. farb.] Verbreitgskt. (III, 211 S., 43 Karten-S.) [1462

Philippsen, H.: Kurzgefaßte Geschichte der Stadt Schleswig. In Wort u. Bild dargest. Schleswig [1927]: F. Johannsen [Johs. Ibbeken (141 S. mit Abb., 1 Stadtplan.) 8⁰. [1463

Festgabe zum Eiderstedter Heimatfest 1927. Hrsg. von Dr. Geerkens, Schlapphörn. Garding: H. Lühr & Dircks (1927). (72 S. mit Abb., XVI S. Abb.) gr. 8⁰. [1464

Mirow. Festschrift 1227—1927. (Mecklenburg-Strelitzer Heimatbll., Jg. 3, H. 1.) [1465

Lorenz, Adolf Friedrich: Die alte Herzogsburg in Neustadt. (Jbb. d. Ver. f. mecklenb. Gesch.... 91, S. 123.) [1466

Tactow [, Heinrich]: Die Mecklenburg-Schwerinschen Dörfer in der Prignitz. Pritzwalk: A. Tienken [1927]. (22 S.) 8⁰ = Prignitzer Volksbücher. H. 70. [1467

Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock. Hrsg. vom Verein f. Rostocks Altertümer. (Red. Ausschuß: [Heinrich] Altvater, [Ernst] Dragendorff.) Bd. 15. [Jg. 1926.] Rostock: C. Hinstorffs Verl. 1927. (VIII, 101 S. mit Abb., 3 Taf.) gr. 8⁰. [1468

Strecker, Werner: Die hoheitsrechtlichen Verhältnisse in der Travemünder Bucht. (Jbb. d. Ver. f. Mecklenb. Gesch.... 91, S. 19.) — Ders.: Die Lage der Travemünder Reede. (Ebenda S. 69.) [1469

Techen, Frdr.: Das Haus zum Heiligen Geiste zu Wismar. (Jbb. d. Ver. f. meckelnb. Gesch. 91, S. 153.) [1470

Ziegler, Hans: Geschichtl. u. landeskundl. Literatur Pommerns 1924—1926. Mit Nachtr. (Pommersche Jbb. 24, S. 127.) [1471

Thiele, Rudolf: Abriß der Geschichte Pommerns. München: R. Oldenbourg [1926]. (39 S. mit 12 Abb.) gr. 8⁰ = Reimann, Arnold: Geschichtswerk für höhere Schulen. Tl. 4: Landschaftliche Beihefte. [1472

Behrens, Paul: Anklam. „Der Platz der Geheimnisse". Beitrag zur Urgeschichte. Anklam: F. Krüger in Komm. 1927. (31 S.) 8⁰.
Rez.: Mon.bll. hrsg. v. d. Ges. f. pommer. Gesch. 41, 87. [1473

Goetze, Karl: Demmins Werdegang. (Unser Pommerland 12, S. 121.) [1474

Kunkel, Otto: Urgeschichtliches aus dem Kreise Demmin. — aus dem Kreise Saatzig. (Unser Pommerland 12, S. 174, 460.) [1475

Brendemühl, W.: Drei Burgen im Kreise Demmin. (Unser Pommerland 12, S. 187.) [1476

Wehrmann, Martin: Geschichte von Land und Stadt Greifenberg (Kreis Greifenberg). Mit 6 Pl. u. Bildern im Text u. 1 [farb.] Kt.-Beil. Greifenberg in Pomm.: Greifenberger Kreisdruckerei 1927. (VIII, 190 S.) gr. 8⁰. [1477

Köslin, Ein pommersches Städtebild. Berlin-Charlottenburg 2 [, Kantstr. 19]: Devista-Verlag 1926. (48 S. mit Abb., 1 Taf.) 4⁰ = Deutsche[s] Reichs-Städte [-Archiv]. [1478

Zur Geschichte von Schloß Spantekow. (Mon.-bll. d. Ges. f. Pommersche Gesch. .. 42, S. 32.) [1479

Altenburg, O.: Das älteste Stettiner Adreßbuch. (Mon.bll. d. Ges. f. Pommersche Gesch. 42, S. 49.) [1480

Vom Kadettenhause in Stolp. (Mon.-bll. d. Ges. f. Pommersche Gesch. .. 42, S. 9.) [1481

Maß, Konrad: Stralsunder Bürgerleben im 14. Jhdt. (Unser Pommerland 12, S. 53.) [1482

Ebel, Beiträge zur Geschichte der Stadt Treptow a. R. ... (Mon.bll. hrsg. v. d. Ges. f. Pommersche Gesch. ... 41, S. 42 u. a.)
Jendreyczyk: Ergänzung des Aufsatzes: Beiträge ... (Ebda. S. 94.) [1483
Malade, Theo: Freistaat Wolde. (Unser Pommerland 12, S. 344.) [1484

Lintzel, Martin: Zur Entstehungsgesch. d. sächs. Stammes. (Sachsen u. Anhalt 3, S. 1.) [1485
Herse, Wilhelm: Geschichtsbilder aus dem Harz. Leipzig N 22: Dr. G. Herrmann 1927. (105 S. mit Abb.) kl. 8°.
Aus: „Der Harz" 1923/1926. [1486
Schirwitz, K.: Zur Vorgeschichte des Harzes. (= Zs. d. Harzver. 59.
Rez.: Niedersächs. Jb. 4. Nachr. S. 115. [1487
Kellner, Karl: Alt-Oschersleben und seine Straßen. Bildschmuck [Abb.] von Albert Guth. Oschersleben (Bode): O. Bodemann 1927. (92 S.) gr. 8°. [1488
Kellner, Karl: Andersleben im Wogen der Zeiten. Ein Heimatbuch f. Andersleben u. benachbarte Orte. Oschersleben-Bode: Gebr. Köppel 1927. (67 S., 4 Taf.) 8° =[Heimatbilder aus d. Bodeland. 6.] [1489
Calbe an der Saale. Ein Städtebild. Berlin-Charlottenburg 2: 1927. (26 S. mit Abb., 1 eingedr. Pl., 1 Taf.) 4° = Deutsches Reichs-Städte-Archiv. [1490
Kellner, Karl: Emmeringen und seine Geschichte. Ein Heimatbuch f. Emmeringen u. benachb. Orte. Oschersleben (Bode): Gebr. Köppel (1926). (87 S. mit Abb.) 8°. [1491
Steinacker, Karl: Die Stadt Hildesheim. Mit 2 Kt., 1 Stadtansicht [Taf.], 1 Stadtpl. u. 4 [eingedr.] Grundrißzeichn. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1927. (V, 142 S.) kl. 8° = Historische Stadtbilder. 9.
Rez.: Zs. d. Harzver. f. Gesch. ... 60, S. 166. [1492
Kretzschmar, Hellmut: Historisch-statistisches Handbuch für den Regierungsbezirk Magdeburg. Im Auftr. des Regierungspräs. Pohlmann bearb. Tl. 1. Magdeburg: 1926. 8°.
1. Geschichte. (246 S., 1 farb. Kt.)
Rez.: Zs. d. Harz-Ver. f. Gesch. 60 S. 158. [1493
Das tausendjährige **Nordhausen.** Zur Jahrtausendfeier hrsg. vom Magistrat. (Vorw.: [Kurt] Baller. [2 Bde.]) Bd. 1. 2. Nordhausen a. Harz: Magistrat 1927. (XXIV, 655; XVI, 628 S., zahlr. Taf., davon 2 farb.) 4° [1494
Nordhausen. Die tausendjähr. Stadt am Harz. 2. Aufl. Hrsg. vom Magistrat d. Stadt Nordhausen. Berlin-Halensee: Dari Deutscher Architektur- u. Industrie-Verl. 1926. (53 S. mit Abb., 2 Taf.) 4° = Deutschlands Städtebau. [1495
Teichmüller, Fritz: Historisches Bilderbuch der tausendjährigen Stadt Nordhausen. 23 Federzeichn. Als Jahrtausendgabe d. „Roland von Nordhausen". Hrsg. von d. Museumsdeputation d. tausendjähr. Stadt. Nordhausen 1927: Th. Müller. (26 Bl.) [1496
Herse, W.: Das tausendjährige Nordhausen. (Zs. d. Harz-Ver. f. Gesch. .. 60, S. 148.) [1497
Renner, J. G. Fr.: Aus der Geschichte der Stadt Osterode am Harz. Osterode am Harz. P. Krösing 1926. (XIII, 242 S. mit 1 Abb.) 8°. [1498
Liebers, Benno: Aus tausend Jahren Eckartsberger Vergangenheit. Eckartsberga: Eckartshaus-Verlag [Buchh. d. Eckartshauses] 1926. (IV, 176 S. mit 1 eingedr. Pl.) gr. 8°. [1499
Schenke, Friedrich: Golpa-Zschornewitz im Wandel der Jahrhunderte. Bad Schmiedeberg (Bez. Halle): Hans Baumann [1927]. (80, 2 S., 4 S. Abb.) gr. 8°.
Rez.: Sachsen u. Anhalt 3, S. 411. [1500
Schultze-Galléra, Siegmar Baron von: Geschichte der Stadt Halle. Mit zahlr. Abb., Pl. u. Skizzen. [2.] Das mittelalterliche Halle. Lfg. 9. (S. 289—384 mit Abb.) Halle a. d. S.: Heimat-Verlag f. Schule u. Haus [1927]. gr. 8° [1501
Heimat-Jahrbuch für den Regierungsbezirk Merseburg. (Geleitw.: Hugo Bonitz.) 2. Querfurt: Heimatverlag R. Jaeckel 1927. (143 S. mit Abb., mehr. Taf.) gr. 8°. [1502
Gutbier, Karl: Alte Nachrichten aus Stadt und Stift Merseburg. H. 2. Merseburg [, Hälterstr. 3]: Verein f. Heimatkunde 1927. 8°. 2. (72 S., 1 Taf.)
Aus: Merseburger Korrespondent. [1503
Erfurth, Richard: Geschichte der Lutherstadt Wittenberg. Tl. 2. Wittenberg: O. Härtel 1927. gr. 8°. 2. (III, 155 S.) [1504
Die Dessauer **Chronik.** N. F. Hrsg.: Bernhard Heese. H. 9. 10. (S. 257—320.) Dessau: B. Heese, Ed. H. de Rot in Komm. 1927. 8°. [1505
Holtzmann, Robert: Hochseeburg u. Hochseegau. (Sachsen u. Anhalt 3, S. 47ff.) [1506
Brückner, Otto E.: Königsauer Heimatbuch. (Bernburg [1926]: Anhalter Kurier.) (36 S. mit Abb. u. 1 eingedr. Kt.) gr. 8°. [1507
Pflug, Walther: Aus der Vergangenheit unserer Heimat. Beiträge zur Geschichte Mosigkas u. s. Umgebg. [Lfg. 1.] (40 S. mit Abb., eingedr. Pl., 3 Taf.) Mosigkau 1927. gr. 8°. [1508
Kempen, Wilhelm van: Schloß Zerbst in Anhalt. (D. Burgwart 28, S. 44.) [1509

Kastner, Sachsen u. das Reich. (Jahrbuch Sachsen 1928, S. 46.) [1510
Weigand, Georg: Die Leipziger Tieflandsbucht. Mit 26 Skizzen von Richard Axthelm. Hrsg. von Walther Kluge. Leipzig-Leutzsch: Ballin & Töpfer 1926. (170 S.) 8°. = Bücherei Heimat u. Welt. Ballins Grüne Heimat- u. Wanderbücher. [1511
Platen, Paul: Geschichtliches aus dem Bereich der Mulde. (Mitt. d. Ver. f. Heimatkde. d. Kreise Bitterfeld, Jg. 4, Nr. 2.) [1512
Bierbaum, G.: Zur Geschichte der Altertumsforschung in Sachsen. Bautzner Gesch.-hefte 5, S. 15—36. [1513
Dietrich, Alfred: Erzgebirgische Exulantendörfer. Crimmitschau: Rohland & Berthold 1927. (58 S., 1 eingedr. Kt. Skizze.) 8° = Obersächsische Heimatstudien. H. 4.
Rez.: Neues Archiv f. Sächs. Gesch. 48. S. 170. [1514
Truöl, Kurt: Die Herren von Colditz u. ihre Herrschaft. (Mitt. d. Gesch. u. Altert.ver. zu Leisnig 15.) [1515

Altenburger, Paul: Die Entwicklung des Vorortes Connewitz. Leipzig-Süd: Gewerbe-Verein 1926. (127 S. mit Abb.) gr. 8°. [1516

Diener von Schönberg, Alfons: Die von Schönbergsche Begräbnis-Kapelle zu Freiberg. (Mitt. d. Freiberg. Altert.ver. 56, S. 123.) [1517

Meiner, M[ax], u. R[udi] Nietzschmann: Chronik von Großdeuben, Zwenkau und umliegenden Ortschaften. [Nur] Nachtr. Großdeuben b. Leipzig: F. M. Meiner 1927. 8°. [1518

Gander, Karl: Aus der Geschichte der Stadt Guben. (Lausitzer Heimat Probenummer, S. 17.) [1519

Crasselt, [F.] Br[uno]: Der Herrensitz Klipphausen und sein Frönerdorf Sachsdorf im Wandel der Zeiten. Mit 2 [eingedr.] Kt. Skizzen u. 3 Abb. [Taf.]. (Radebeul 1927.) (II, 99 S.) gr. 8°.
Rez.: Neues Arch. f. Sächs. Gesch. 48. S. 177. [1520

Heimatgeschichte für Leipzig und den Leipziger Kreis. ... Hrsg. von Karl Reumuth. Mit 9 Abb. im Text, 24 Bildertaf. u. 2 [1 farb.] Pl. Leipzig: Dürrsche Buchh. 1927. (VIII, 308 S.) gr. 8°. [1521

Schulze, Friedrich: Alt-Leipzig. Ein Führer zu d. baugeschichtl. Resten d. Stadt. 4., umgearb. Aufl. Leipzig: H. Haessel, Verl. 1927. (39 S. mit Abb., mehr. Taf.) 8°. [1522

Rentsch, Richard: Geschichte der Stadt Oederan. Oederan 1927: R. Sack, Oederan. (320 S. mit Abb., mehr. Taf., 1 Kt.) gr. 8°.
Enth. ferner Aufsätze von M. Weitzmann, Johannes Uhlig, Rich. Heyder. [1523

Frenzel, W.: Beiträge z. Gesch. d. Burg zu Ostro. Bautzner Gesch.hefte 5, S. 162—182. [1524

Meiche, Alfred: Historisch-topographische Beschreibung der Amtshauptmannschaft Pirna. Dresden: Buchdr. d. Wilhelm u. Bertha v. Baensch-Stiftg. 1927. (X, 397 S.) 4°.
Rez.: Neues Laus. Magaz. 103. S. 260. [1525

Meiche, Alfr.: Die Amtshauptmannschaft Pirna. (Bautzner Gesch.hefte 5, S. 255.) [1526

Melzer, Georg: 1000 Jahre Gnadenort Rosenthal. (Oberlausitzer Heimatztg., Jg. 9, H. 5.) [1527

Miltitz, Monica von: Das Schloß Siebeneichen. Mit 30 Taf. in Kupfertiefdr. Dresden: W. Jeß [1927]. (54 S.) 8° = Sächsische Bilder. [1528

Wild, Josef: Geschichte der Stadt Weipert 1890—1914. Der Geschichte d. Stadt Weipert 2. Tl. Weipert: F. Thoms 1926. (336 S., zahlr. Taf.) 8°. [1529

Müller, Reinhard: Die vor- u. frühgesch. Funde u. Fundstätten der Amtshauptmannschaft Zittau. (Neues Laus. Magaz. 103, S. 1.) (Mitt. d. Zittauer Gesch.- u. Museumsver. 10, S. 1.) [1530

Zahn, Carl Wilh(elm): Chronik von Kirchhain und Dobrilugk, Grafschaft und Stadt Sonnewalde. Neu bearb. u. fortges. von Gotthold Zahn. Kirchhain N.-L.: G. Zahn (& Bändel, Buchdr.) 1926 (XVI, 466 S., mehr. Taf.) 8°. [1531

Eichler, —: Luckau, d. alte Hauptstadt d. Markgrafentums Niederlausitz einst u. jetzt. (Laus. Heimat. Jg. 1, Nr. 4.) [1532

Ruß, Erica [d. i. Frau Erica **Hähle**]: Episoden aus der Schmorkauer Chronik. [Klotzsche b. Dresden, Querallee 18, II]: Selbstverlag 1927. (148 S.) 8°. [1533

Jahrbuch der Gesellschaft für Vorgeschichte u. Geschichte d. Oberlausitz zu Bautzen 1927. Hermann Naumann z. 80. Geb.-tag dargebr. i. A. hrsg. von W. Frenzel. (= Oberlaus. Heimatstudien H. 10.) [1534

Frenzel, W.: Der Forschungsstand der Vorgeschichte in d. Oberlausitz. (Oberlaus. Heimatstudien H. 11.) [1535

Nohl, Walther: Unsere Mark Brandenburg. Beiträge zur Heimatkunde d. Prov. Brandenburg in 3 [jetzt 4] Tln. Tl. 1. 4. Berlin: L. Oehmigke Verlbh. 1926 [1927]. gr. 8°. [1536

Beiträge zur Geschichte, Landes- u. Volkskunde der Altmark. Bd. 5, H. 3. (S. 109—200 mit Abb.) Stendal 1927: Altmärkische Druck- u. Verlagsanstalt ([; lt. Mitteilg.:] Altmärkischer Museum-Verein). gr. 8°. [1537

Zimmermann (, R[udolf]): Heimat-Atlas für die Altmark, zugl. ein Arbeitsbuch f. d. Unterricht in Erdkunde u. Geschichte auf d. Oberstufe. Unter Mitarb. von A. Keseberg, Salzwedel. Neuhaldensleben: „Stadt- u. Landbote" [; lt. Mitteilg.: E. Zabel] 1927. (34 S. mit Abb. u. eingedr. [1 fabr.] Kt., 2 [1 fabr.] Kt.) 4°. [Umschlagt.] [1538

Wald, Max: Völkerwanderungen auf dem Fläming. 2. Aufl. Mit 6 [eingedr.] Skizzen. Dahme [Mark]: A. Hilscher in Komm. [; 1927.] (16 S.) 8° = Flämingheft. 1. [1539

Walter, Karl: Spuren vieltausendjähriger Geschichte unter d. alten königl. Bibliothek (Kommode). (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 44. H. 2.) [1540

Pehle, Max: Alt-Berlin im Spiegel der Geschichte. 1.—3. Berlin: L. Oehmigke Verlbh. [1927]. 8° (= Groß-Berliner Heimatbücher.)
1. Von d. ersten Siedlung bis 1648. (39 S. mit Abb.) — 2. D. Residenz u. Großstadt. (36 S. mit Abb.) — 3. Das alte Berlin in Sitte u. Brauch. (93 S. mit Abb.) [1541

Voelkle, Carl: Denkmäler der Vergangenheit in Berlin u. Umgegend. Leipzig: A. Hoffmann [1927]. (63 S.) kl. 8°.
Rez.: Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 44. S. 131. [1542

Janke, O[tto]: Vom alten zum neuen Berlin. Spaziergänge u. Wandergn. durch d. einzelnen Stadtteile. H. 1—7. Berlin: L. Oehmigke's Verl. [1927]. kl. 8°.
1. Alt-Berlin. (65 S., 2 eingedr. Pl.) — 2. Alt-Kölln [Schloß- u. Lustgarten]. (40 S., 1 eingedr. Pl.) — 3. Neu-Kölln. Friedrichswerder. (23 S., 1 eingedr. Pl.) — 4. Dorotheenstadt [Unter d. Linden]. (28 S., 1 eingedr. Pl.) — 5. Friedrichstadt. (47 S., 1 eingedr. Pl.) — 6. Luisenstadt u. Köpenicker Viertel. (32 S., 1 eingedr. Pl.) — 7. Stralauer u. Frankfurter Viertel. (29 S., 2 eingedr. Pl.) [1543

Probleme der neuen Stadt Berlin. Darstellgn. d. Zukunftsaufgaben e. Viermillionenstadt. Hrsg.: Hans Brennert, Erwin Stein. Mit zahlr. Abb. Berlin-Friedenau: Deutscher Kommunal-Verlag 1926. (545 S.) 4°. [1544

Schneider, Paul: Rund um Berlin.
Rez.: Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 44. S. 171. [1545

Siefart, von: Einst u. Jetzt aus der Dorotheenstadt. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 44, H. 1.) [1546

Bochum. (Ein) Heimatbuch (für Stadt und Land). Hrsg. von B[ernhard] Kleff. 1925. ([Bd. 1/2.] Bochum: [Märkische Ver-

einsdruckerei]) Schürmann &Klagges [Komm.: F. Volckmar, Leipzig 1926]. 1927. 4°. [1547

Tschirch, Otto: Tausend Jahre Geschichte der Kurstadt Brandenburg (Brandenb. Jahrb. 3. S. 3.) [1548

Felsberg, O.: Das vorgeschichtliche Brandenburg a. d. H. (Brandenb. Jahrb. 3. S. 17.) [1549

Faust, Paul: Charlottenburg im Spiegel der Geschichte. 2. Berlin: L. Oehmigke's Verlh. [1927]. 8° = Groß-Berliner Heimatbücher. Nr. 16.
2. Von der Kleinstadt zum Stadtkreis [1808—1876]. (48 S. mit Abb.) [1550

Wald, Max: Heimatbuch der Stadt Dahme u. Umgegend. Ein Führer nebst Chronik. 4. Aufl. Mit 2 [1 eingedr.] Pl. u. 80 [eingedr.] Bildern. Dahme [Mark]: Selbstverlag 1926. (96 S.) gr. 8°. [1551

Bartelt, August: Geschichte der Stadt Ueckermünde und ihrer Eigentumsortschaften. Mit 1 Titelb., 2 ganzseit. Bildern u. 25 Abb. im Text. Ueckermünde: Julius Schneider, G. m. b. H. 1926. (XIV, 415 S.) gr. 8°. [1552

Splittgerber, A[rthur]: Geschichte der Stadt und des Kreises Züllichau. Jubiläumsschrift. [1527—1927.] (Berlin-Grunewald [, Egerstr. 12]:) Selbstverlag 1927. (IV, III, 121 S., 4 Taf.) gr. 8°. [1553

Dittmann, Hans: Die Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen, ihre Entstehung und Selbstverwaltung. Meseritz 1926: P. Matthias. (107 S.) 8°.
Greifswald, Rechts- u. staatswiss. Diss. von 1926. [1554

Laubert, Manfred: Studien zur Geschichte der Provinz Posen. (Deutsche Wissensch. Zs. f. Polen, H. 11.) [1555

Warnke, Beiträge zur Geschichte d. Grenzmark Posen-Westpreußen. (Grenzmärk. Heimatbll., Jg. 3, S. 61ff.) [1556

Lüdtke, Franz: Grenzmark Posen-Westpreußen. Ein Heimatbuch. Mit 73 Textabb. u. 9. z. T. farb. Kunstbeil. u. mit 1 Kt. Leipzig: Friedr. Brandstetter 1927. (XI, 404 S.) 8° = Brandstetters Heimatbücher deutscher Landschaften. Bd. 25. [1557

Mückler, Andreas: Das Deutschtum Kongreßpolens. Eine statistisch-krit. Studie. Wien: F. Deuticke 1927. (III, 88 S. mit eingedr. Kt.) gr. 8° = Schriften d. Institutes f. Statistik d. Minderheitsvölker an d. Universität Wien. 6. [1558

Chronica oder Handbüchlein Danziger Geschichte, gedr. durch Jacob Rhode, Danzig 1594, hrsg. von F. Schwarz. Danzig: A. W. Kafemann 1926. (35 S.) 8° = Heimatblätter d. Deutschen Heimatbundes Danzig. Jg. 3, H. 3/4. [1559

Keyser, E.: Die Entstehung der Stadt Danzig. (Mitt. des Westpreuß. Gesch.ver., Jg. 26, S. 1.) [1560

Schwarz, F[riedrich]: Das deutsche Danzig im Wandel der Zeit in 60 Bildern [Abb.]. Danzig: Danziger Verlags-Gesellschaft 1927. (74 S.) gr. 8°. [1561

Loening, Otto: Die Rechtsstellung der Freien Stadt Danzig. Berlin: Ferd. Dümmlers Verlh. 1928 (Ausg. 1927]. (34 S.) gr. 8° = Völkerrechtsfragen. H. 22. [1562

Bosse, Heinrich: Heimatkunde des Kreises Greifenberg. H. 2. Treptow a. d. Rega: R. Marg 1927. 8°.
2. Bilder aus d. Geschichte d. Heimat. (372 S. mit Abb.) [1563

Schulz, Wilh(elm) Gotthold: Zum Neuen Saltze. Darstellgn. u. Quellen zur Geschichte d. Stadt Neusalz (Oder). Bearb. Bd. 1. Neusalz [Oder]: C. Stobbe 1926. gr. 8°.
1. (VII, 295 S., 18 Taf.). [1564

Oldenburg, Ernst: Stettins Stellung in der Ostsee in hansischer u. kapitalistischer Zeit. (Deutsch-Nord. Jb. [8] 1927, S. 165.) [1565

Roeicke, Karl: Vom pommerschen Südostwinkel. Ein Rückbl. auf 25 Jahre Leben u. Wirken in Stadt u. Kreis Neustettin. (1.—4. Tsd.) Neustettin: R. G. Hertzbergs Erben 1926. (VIII, 182 S.) 8°. [1566

Dobbermann, Paul: In der Heimat. Bilder u. Geschichten aus Posen u. Pommerellen. Poznań [Posen]. [1927.] (104 S.) gr. 8° = Bücher d. Deutschen Heimatboten in Polen. Bd. 2. [1567

Sommer, Hugo: Die Stadt Posen als preußischer Truppenstandort von 1815 bis 1918. (Deutsche Wissensch. Zs. f. Polen 12. S. 130.) [1568

Brüning, Fritz Ernst: Geschichte der Schneidemühler Stadtmühle. (Grenzmärk. Heimatbll. Jg. 3, S. 145.) [1569

Schmidt, Rudolf: Wriezen. Eine Übersicht über d. Entwicklg. d. alten Hauptstadt d. Oderbruches. Eberswalde [, Michaelisstr. 8]: Selbstverlag 1926. (34 S.) 8°. [1570

Semrau, Arthur: Bürger, Einwohner u. Gäste in den Städten des Ordenslandes. (Mitt. d. Coppernicus-Ver. 35.) [1571

Koch [, Franz]: Karten der Burgen und Städte im Lande der deutschen Ordensritter. [Mit Erl. in der Umrahmung.] 1:600000. Hergest. in d. graph. Kunstanstalt d. Firma Otto v. Mauderode in Tilsit. (Tilsit 1927.) [1572

Sandt, Die Ringwälle des Kreises Deutsch-Krone. (Grenzmärk. Heimatbll., Jg. 3, S. 83ff.) 1573

Meye, Helmuth: Geschichte der Stadt Gilgenburg in Ostpreußen. 1326—1926. Zur Feier d. 600jähr. Bestehens d. Stadt geschrieben. Gilgenburg: Selbstverlag d. Stadt 1926. (130 S., 1 Pl.) gr. 8°. [1574

Buchholz: Burg Grunenberg. (Zs. f. d. Gesch. u. Altert.kde. Ermlands 23, 1, S. 172.) [1575

Schlegel, Arthur: Die Deutschordens-Residenz Ellingen und ihre Barock-Baumeister. Mit 114 Abb. [im Text u. auf Taf.]. Marburg a. d. Lahn: Kunstgeschichtl. Seminar [; lt.]. 1927. (VII, 110 S.) 4°.
Erw. u. veränderte Rostocker Diss. von 1923. [1576

Hermann, Gustav: Meine Vaterstadt Gumbinnen vor 50 und etlichen Jahren. Ein Buch ohne Politik aber mit Scherz u. Ernst. Gumbinnen: C. Sterzel 1926. (108 S.) [1577

Poschmann, Adolf: Aus der Geschichte des Kirchspiels Heinrikau. Zur Erinnerung an d. Gründung von Heinrikau 1326 — vor 600 Jahren — 1926. Braunsberg 1926: Ermländ. Zeitungs- u. Verlagsdruckerei [;

lt. Mitteilg.: Rößel, Ostpr.: Selbstverlag] 1926. (30 S.) 8°. 1578

Sembritzki, Johannes: Geschichte der Königlich Preussischen See- und Handelsstadt Memel. 2. Aufl. Memel: F. W. Siebert Memeler Dampfboot A. G. 1926. (XIII. 381 S. mit Abb., 2 Taf.) 8°. [1579

Gollub, H(ermann): Geschichte der Stadt Ortelsburg. Ortelsburg: Ortelsburger Zeitg. 1926. (VIII. 273 S. mit Abb.. 1 Pl., 1 Taf.) gr. 8°. [1580

Tilsit. Zur Geschichte u. Entwicklg. d. Stadt. Hrsg. vom Magistrat ([Vorw.:] Dr. Salge, Oberbürgermstr). Tilsit 1926. O. v. Mauderode ([; lt. Mitteilg.:] Magistrat). (96 S. mit Abb. u. eingedr. Pl.) gr. 8°. [1581

Schober, G[otthard]: Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde Schlesiens. In 14 Abhandlgn. mit 24 [eingedr.] erl. Bildern u. 1 [eingedr.] Übersichtskt. dargest. (1. u. 2. Tsd.) Breslau: Preuß & Jünger 1927. (158 S.) gr. 8°. [1582

Weber, Ottokar: Schlesien und Böhmen in der Neuzeit. Prag 2. Deutscher Verein z. Verbreitg. gemeinnütziger Kenntnisse 1926. (15 S.) 8° = Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 563. [1583

Schaetzke, Victor: Schlesische Burgen. (Schles. Mon.hefte. Jg. 4. S. 316.) [1584

Stolle, Franz: Politik und Heimatforschung in der Grafschaft Glatz. Freimütige Antwort auf Herrn Pfr. M. Tschitschkes gegen meine Schrift „Glatz um d. J. 1114 u. d. Name Glatz" gerichteten Artikel: „In eigener Sache". Glatz: M. Adams Buchh. (1926). (28 S.) 8°. [1585

Perlick, Alfons: Geschichte der Stadt Beuthen in Oberschlesien. (Beuthen, O.-S. [1927]: Oberschlesische Zeitung.) (11 S.) 8°. Gr. 19. [1586

Kuhn, Walter: Die innere Entwicklung von Bielitz im Mittelalter. (Deutsche Wissenschaftl. Zs. f. Polen. H. 12, S. 5.) [1587

Kleines Statistisches **Taschenbuch** für die Stadt Breslau. Zsgest. vom Statist. Amt. (Vorbemerkg.: H. H. v. Auer. [Nebst] Breslau im Jahre 1926. [1.] Breslau: Grass, Barth & Comp. 1926. (56; 10 S.) 16°.

Bildet d. Forts. der von Prof. Neefe bis z. J. 1913 hrsg. Statistischen Daten über die Stadt Breslau. [1588

Kuhnt, P[aul]: Der Mönchshof zu Dranse und d. weitere Geschichte s. Dörfer. 3. Aufl. Pritzwalk: A. Tienken [1927]. (16 S.) 8° = Prignitzer Volksbücher. H. 9. [1589

Arbeit an der Heimat. Nachklänge z. d. Frankensteiner heimatkundl. Tagungen 1926. Hrsg. von Heinrich Gabriel. Frankenstein in Schles.: E. Philipps Buchh. [1927]. (311 S. mit Abb.) 4°. [1590

Voß, Hermann: Vorgeschichte und Entstehung der Brüdergemeinde Gnadenfrei i. Schl. Herrnhut: G. Winter (1927). (19 S. mit 1 Abb., 1 Taf.) 8°. [1591

Gedenkschrift zum Heimatfeste der Stadtgemeinde Haindorf im Isergebirge. Zsgest. von Josef Bennesch. [Haindorf, Bezirk Friesland i. B.: Stadtamt] 1926. (48 S., 1 Taf.) gr. 8°. [1592

Jägerndorf. Hrsg. von der Heimatrunde d. schles. Volksbildungs-Vereines Jägerndorf. Reichenberg: Sudetendeutscher Verlag Fr. Kraus [1927]. (33 S. mit Abb., mehr eingedr. Kt. Skizzen.) 8° = Sudetendeutsche Heimatgaue. Flugschriftenreihe d. „Heimatbildung". H. 31 [hs.:] 37. [1593

Festschrift zur 400-Jahrfeier der Stadt Kieferstädtel. (Gleiwitz 1926: A. Breuer [; lt. Mitteilg.:] Kieferstädtel: [Magistrat].) (22 S., 1 Abb. auf d. Umschl.) 4°. [1594

Heimatbuch der beiden Liegnitzer Kreise. Hrsg. von d. Arbeitsgemeinschaft f. Heimatpflege in Stadt- u. Landkreis Liegnitz mit Unterstützg. d. Kommunalbehörden. Liegnitz: H. Krumbhaar 1927. (VIII, 450 S. mit Abb., 2 fabr. Taf., 3 [1 eingedr., 2 farb.] Kt.) gr. 8°. [1595

Die Stadt **Liegnitz.** Hrsg. von [Hans Charbonnier, [Werner Elsner, [Bruno] Salomon u. Erwin Stein. Mit zahlr. Abb. Berlin-Friedenau: Deutscher Kommunal-Verlag 1927. (312 S. mit Abb.) 4° = Monographien deutscher Städte. Bd. 22. [1596

Krause, Walter: Heimatkundliches aus den Mikultschützer Pfarrmatrikeln von 1745 bis 1871. [Rokittnitz, Kr. Beuthen, O.-S. (11 S.) 8° = Mikultschützer Heimathefte. 2. [1597

Ruffert: Neisser Bürgermeister. In: 30. J.B. des Neisser Kunst- u. Altertumsvereins (1926). S. 10—12. [1598

Aus Stadt und Land **Ottmachau.** Hrsg.: P[aul] J[osef] Gründel. 1927. (11 Nrn. Nr. 1—11.) (171 S. mit Abb.) Ottmachau [Schlesien]: Pädagog. Verlag H. Hoffmann (1927). 8°. [1599

Handtmann, E[duard]: Das heilige Land der Prignitz. 2. Aufl. Pritzwalk: A. Tienken [1927]. (18 S.) 8° = Prignitzer Volksbücher. H. 28. [1600

Heuer, Reinhard: Aus der Geschichte der Prignitz. Pritzwalk: A. Tienken 1927. (224 S. mit Abb.) gr. 8°. 1601

Rudloff, R(ichard): Aus der Geschichte der Stadt Putlitz. 2. Aufl. Pritzwalk: A. Tienken [1927]. (20 S. mit 1 Abb.) 8° = Prignitzer Volksbücher. H. 25. [1602

Rudloff, Richard: Heiligengrabe. 1. Pritzwalk: A. Tienken [1927]. 8° = Prignitzer Volksbücher. H. 29

1. Geschichte s. Entstehg. u. Entwicklg. bis zum Abschl. d. Reformation. 2. Aufl. (18 S.) [1603

Schmiedeberg am Riesengebirge und Umgebung. Ein schles. Städtebild. Hrsg. auf Grund amtl. Bearbeitg. Berlin-Charlottenburg: Devista-Verlag 1926. (32 S. mit Abb., 1 Taf.) 4° = Deutsches Reichs-Städte-Archiv. [1604

Kutsche, Eduard: Geschichte von Schweinsdorf und Burg Greisau im Kreise Neustadt [Oberschlesien]. Neustadt, O.-S.: „Neustädter Zeitung" 1927. (93 S. mit 1 Abb., 1 Taf.) gr. 8°. [1605

Ohle, Karl: Der Kreis Waldenburg im niederschles. Industriegebiet in Vergangenheit und Gegenwart. Hrsg. vom Landkreis Waldenburg in Schlesien. Breslau 1927: W. G. Korn [; lt. Mitteilg: Waldenburg: E. Meltzer]. (142 S., mehr. Taf.) gr. 8°. [1606

Beiträge zur Geschichte der Stadt Waldenburg i. Schles. Festschrift zur Feier d. 500jähr. Bestehens d. Stadt u. d. Einweihg. d. Heimatmuseums von G. Pietsch u. B. Paschky. (Waldenburg i. Schl. 1926: Tageblatt-Druckerei [:]). (52 S. mit Abb., 11 Taf.) gr. 8°.

Enth.: Zur ältesten Geschichte der Stadt Waldenburg. Von B. Paschky. — Waldenburgs älteste Grabdenkmäler und ihre heimatgeschichtliche Bedeutung. Von G. Pietsch. [1607

Gottwald, Richard: Das alte Wüstenwaltersdorf. Ein Beitrag zur Geschichte d. Eulengebirges. Breslau: Steinke & Röhricht 1926. (VIII, 248 S. mit Abb., 3 farb. Kt.) 4°. [1608

Chrzaszcz [Chrzonz], Johannes: Geschichte der Stadt Zülz in Oberschlesien. Von d. ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit 2 Anh.: Geschichte des Lehrerseminars u. d. Präparandie in Zülz von Hanke, Die Juden in Zülz von Israel Rabin. Zülz: Magistrat 1926. (III, 165 S. mit Abb., 2 Taf., 1 Faks.) 8°. [1609

Jankuhn-Tilsit, H.: Gibt es ein Preußisch-Litauen? Berlin: (Zentralverlag) 1926. (16 S.) 8°. [1610

Schnettler, Otto: Ein Zweig des Geschlechtes von Mallinckrodt in Livland. (Jb. d. Ver. f. Orts- u. Heimatkunde in d. Grafschaft Mark. 41, S. 1. [1611

3. Geschichte einzelner Verhältnisse.

a) Verfassung und Verwaltung.

(Reich, Territorien, Städte.)

Laserson, M[ax]: Staat, Souveränität und Minorität. Riga: B. Lamey [; lt. Mitteilg.:] Berlin: [Verlag Neues Vaterland] 1927. (86 S.) 8°. [1612

Heller, Hermann: Die Souveränität. Ein Beitrag zur Theorie d. Staats- u. Völkerrechts. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1927. (177 S.) gr. 8° = Institut f. ausländ. öff. Recht u. Völkerrecht. Beiträge zum ausländ. öffentl. Recht u. Völkerrecht. H. 4. [1613

Fels, J.: Begriff und Wesen der Nation. Eine soziolog. Untersuchg. u. Kritik. Münster i. W.: Aschendorff 1927. (XV, 147 S.) 8° = Deutschtum und Ausland. H. 6. [1614

Renner, Karl: Der Staat der deutschen Nation. (Die Gesellschaft 4, II., S. 97.) [1615

Krieck, Ernst: Der Staat des deutschen Menschen. Berlin: Junker & Dünnhaupt [Komm.: Rob. Hoffmann, Leipzig 1927]. (75 S.) gr. 8°. [1616

Thöne, Heinrich: Völkerbund und Nationalbewußtsein. Berlin W 8, Französische Str. 62: „Der Weckruf" 1926. (23 S.) 8°. [1617

Meier, Fritz: Der demokratische Gedanke und der Machtcharakter des Staates, e. hist.-krit. Untersuchg. zur Staatsphilosophie. Oldenburg i. O.: Gerh. Stalling 1926. (135 S.) 8°. [1618

Horneffer, Ernst: Demokratie und Selbstverwaltung. Ein Entwurf zum deutschen Staate. Essen: G. D. Baedeker 1927. (106 S.) gr. 8°. [1619

Hegelmaier, Leopold: Staatsformen. Krit. Betrachtgn. d. heut. Möglichkeiten. Stuttgart: W. Kohlhammer 1927. (IV, 84 S.) gr. 8°. [1620

Langhans-Ratzeburg, Manfred: Die Verfassungen des Erdballs. Auf Grund d. Gothaischen Jahrbuches f. Diplomatie, Verwaltung u. Wirtschaft bearb. Gotha: Justus Perthes 1927. (194 S.) kl. 8°. [1621

Preuß, Hugo: Verfassungspolitische Entwicklungen in Deutschland und Westeuropa. Histor. Grundlegung zu e. Staatsrecht der Deutschen Republik. Aus d. Nachlaß. Hrsg. u. eingeleitet von Hedwig Hintze. Berlin: Carl Heymann 1927. (XX, 488 S., 1 Titelb.) gr. 8°.
Rez.: Zs. f. d. ges. Staatswiss. 84. S. 388. [1622

Hedler, Adolf: Die deutsche Verfassung im Wandel der Zeiten. 3. verm. Aufl. Gotha: L. Klotz 1927. (VIII, 125 S.) 8° = Perthes Bildungsbücherei. [1622a

Richter, Lutz: Die Organisationsgewalt. Verwaltungsreform und Rechtsstaat. Leipz. Antrittsvorlesg. Leipzig: E. Wiegandt 1926. (28 S.) gr. 8°. [1623

Scheurl, Eberhard Frhr. von: Einführung in das verwaltungsrechtliche Denken unter bes. Berücks. d. bayer. Praxis. Erlangen: Palm & Enke 1927. (218 S.) gr. 8°. [1624

Coester, Robert: Die Rechtskraft der Staatsakte. München: Duncker & Humblot 1927. (375 S.) 4°. [1625

Staatslexikon. Hrsg. von Hermann Sacher. 5., von Grund aus neubearb. Aufl. Bd. 2. Freiburg: Herder 1927. 4°.
2. Film bis Kapitalismus. Mit 56 [eingedr.] Bildern u. Ktchen [im Text u. auf Taf.]. (IX S., 1822 Sp.) [1626

Stier-Somlo, Fritz: Reichsstaatsrecht. 1. 2. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1927. kl. 8° = Sammlung Göschen. 967. 968.
1. Grundbegriffe des Staatsrechts. Verfassungsgeschichte vom Ende d. 18. Jh. bis zur Reichsverfassg. vom 11. Aug. 1919. (108 S.) — 2. Das geltende Reichsstaatsrecht. (114 S.) [1627

Terlloth, Albert: Allgemeine Staatskunde, Reichsstaatsrecht, Preußisches Staatsrecht. Köln: M. Du Mont - Schauberg'sche Buchh. 1927. (116 S.) 8° = Du Mont-Schauberg'sche Verwaltungs-Lehrbücher. Bd. 1. [1628

Adamovich, Ludwig: Grundriss des österreichischen Staatsrechtes (Verfassungs- u. Verwaltungsrechtes). Wien: Staatsdruckerei [österr. Verlag] 1927. (XX, 647 S.) gr. 8° [1629

Staatshandbuch für Baden 1927 [Stand: 1. April 1927]. Hrsg. vom Badischen Staatsministerium. Karlsruhe: G. Braun (1927). (XIV, 536 S.) 8°. [1630

Handbuch über den Preußischen Staat. Hrsg. vom Preuß. Staatsministerium. Jg. 133. 1927. Berlin: R. v. Decker (1927). (XLVIII, 1173 S.) gr. 8°. — Dass. Teilausg. 1. 3. 4. 5. Ebd. (1927). gr. 8°. [1631

Staatshandbuch für den Freistaat Sachsen. Nach d. Stande vom 1. April 1927 in d. Staatskanzlei unter Mitw. d. Statist. Landesamtes bearb. Dresden: C. Heinrich in Komm. (1927). (XVI, 428 S.) 8°. [1632

Staats-Handbuch für den Freistaat Schaumburg-Lippe. Zsgest. vom Bürodir. Stock. 1927. Nach d. Stande vom 1. Nov. 1926. (Bückeburg: Schaumburg-Lippische Landesregierung [; lt. Mitteilg.: Grimme'sche Hofbuchdr.] 1927.) (103 S.) kl. 8°. [1633

Hatschek, Julius: Lehrbuch des deutschen und preußischen Verwaltungsrechts. 5. u. 6. verb. Aufl., hrsg. von Paul Kurtzig, Leipzig: A. Deichert 1927. (VIII, 477 S.) gr. 8°. [1634

Zorn, Philipp: Vom alten zum neuen Reich. Kurzer Abriß d. deutschen Verfassungsgeschichte. Berlin: Zentralverlag 1927. (24 S.) gr. 8°. [1635

Bigongiari, D.: The Text of Dante's Monarchia. (Speculum 2, S. 457.) [1636

Pauls, Theodor: Luthers Auffassung von Staat und Volk. Die Grundgedanken Luthers über Staat, Kirche u. deutsches Volk in systemat. Anordng. untersucht u. dargest. 2. Ausg. Mit e. ausführl. Sach- u. Namenreg. vers. Halle [Saale]: Buchh. d. Waisenhauses 1927. (VI, 154 S.) gr. 8°. [1637

Bundschuh, Kunz: Das neue Deutschland. Die sittliche Staatsidee Friedrichs des Großen. Leipzig: Th. Weicher 1926. (28 S.) gr. 8° = Der völkische Sprechabend. Jg. 3, H. 40. [1638

Thiede, Klaus: Die Staats- und Wirtschaftsauffassung des Freiherrn vom Stein. Jena: G. Fischer 1927. (VII, 168 S.) gr. 8°. [1639

Ritter, Gerhard: Die Staatsanschauung des Freiherrn vom Stein, ihr Wesen und ihre Wurzeln. Festrede. (1. Aufl.) Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte 1927. (IV, 23 S.) gr. 8° = Einzelschriften zur Politik u. Geschichte. Schrift 27. [1640

Löwenstein, Julius: Hegels Staatsidee. Ihr Doppelgesicht u. ihr Einfluß im 19. Jh. Berlin: J. Springer 1927. (VI, 183 S.) 4° = Philosophische Forschungen. H. 4. [1641

Triepel, Heinrich: Staatsrecht und Politik. Berlin 1926: Preuß. Druckerei- u. Verlags-Aktienges. [; lt. Mitteilg.: Friedrich-Wilhelms-Universität]. (39 S.) 4° = Rede beim Antritte d. Rektorats d. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. Okt. 1926. [1642

Kronenberg, M[oritz]: Der politische Gedanke. Aufsätze. (1. Aufl.) Tl. 3. 4. Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte 1927. gr. 8°.
3. Der soziale Gedanke. (61 S.) — 4. Der demokratische Gedanke. (58 S.) [1642

Sternberg, Fritz: Imperialismus. (Oppenheimer, Franz.) (Archiv f. Sozialwiss. 57, S. 496.) [1643

Hoffmann-Linke: Zwischen Nationalismus und Demokratie. (München 1927.) (= Beiheft z. Hist. Z. 9.) [1644

Stern, Alfred: Abriß einer Geschichte der demokratischen Ideen in den letzten vier Jahrhunderten. Zürich: (Art. Institut) Orell Füssli 1927. (60 S.) gr. 8° = Schweizergeschichtliche Charakteristiken. 3. [1645

Giese, A[ugust]: Deutsche Bürgerkunde. 14., verb. Aufl. 72.–74. Tsd. Leipzig: R. Voigtländer 1927. (VIII, 274 S.) 8°. [1646

Nüse, Karl: Deutschlands Umgestaltung durch lebensgesetzlichen Aufbau auf der Grundlage germanischen Rechtes . . . Eine Denkschrift. Leipzig: Th. Weicher 1927. (34 S.) gr. 8° = Der völkische Sprechabend. Jg. 3, H. 42. [1647

Rapp, Adolf: Die deutsche Monarchie. Eine geschichtl. Betrachtg. Langensalza: H. Beyer & Söhne 1927. (36 S.) 8° = Schriften zur polit. Bildg. Reihe 6. Geschichte, H. 5 = Fr. Mann's Pädagog. Magazin. H. 1129. [1648

Stutz, Ulrich: Neue Forschungen zur Gesch. d. deutschen Königswahlrechts (Zs. d. Savigny-Stiftung 47, S. 646.) [1649

Bock, Ernst: Monarchie, Einung u. Territorium im späten Mittelalter. (Ein Beitr. z. deutschen Verf.gesch.) (Hist. Viert.-jahrschr. 24. S. 557.) [1650

Deibel, Ulla: Eine pfälz. Krone in d. Münchener Schatzkammer. (Pfälz. Museum 44, S. 157.) [1651

Glaubitz, Theodor Frhr. von: Die deutsche Reichsritterschaft. (Mo.bl. der Herald.Ges. „Adler". Bd. 10, Nr. 20/22. [1652

Below, Georg v.: Die unfreie Herkunft des niederen Adels und ihre Beurteilung. — In: Historische Zs. Bd. 135, 3. S. 415 bis 422. [1653

Schnettler, Otto: Freiheit und Dienstadel in Westfalen. — In: Familiengeschichtliche Bll. Jg. 25. 7, Juli 1927. Sp. 201—210. [1654

Ganshof, François L.: Etude sur ministeriales en Flandre et en Lotharingie. (= Mémoire publ. par l'Acad roy. de Belg. Classe des Lettres Sect. 2, T. XX.)
Rez. in: Le moyen âge. Sér. 2, T. 28, S. 79. [1655

Große-Dresselhaus: Die Abtfreien in Schale. (Heimatjahrb. d. Kr. Tecklenburg 1926, S. 3.) [1656

Graewe, Richard: Freie, Freigut, Freistuhl in den ehemaligen Freigrafschaften Hülscheid u. Lüdenscheid. (Jb. d. Ver. f. Orts- u. Heimatk. in d. Grafsch. Mark 40, S. 1.) [1656a

---

Guggenberger, Karl: Geschichte des Staatskirchentums. Paderborn: F. Schöningh (1927). (40 S.) kl. 8° = Schöninghs Sammlung kirchengeschichtl. Quellen u. Darstellgn. H. 24. [1657

Koeniger, A[lbert] M[ichael]: Zum Kapitel Kirche und Staat. 2 Vortr. Augsburg: Literar. Institut von Haas & Grabherr 1927. (61 S.) 8° = Politik u. Kultur. H. 5. [1658

Löhr, Joseph: Ist eine staatliche „Kirchenhoheit" und eine besondere Staatsaufsicht über die Kirche mit der deutschen Reichsverfassung vereinbar? Paderborn: F. Schöningh 1927. (IV, 60 S.) gr. 8° = Görres-Gesellschaft zur Pflege d. Wissenschaft im kath. Deutschland. Veröffentlichungen d. Sektion f. Rechts- u. Sozialwissenschaft. H. 47. [1659

Jaksch-Wartenhorst, August: Die Edlinge in Karantanien und der Herzogsbauer am Fürstenstein bei Karnburg. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky A. G., [Abt.] Akad. d. Wiss. in Komm. 1927. (19 S.) gr. 8° = Akademie d. Wissenschaften. Philos.-hist. Kl. Sitzungsberichte. Bd. 205, Abh. 5. [1660

Pirchegger, Hans: Der steirische Landesfürst u. sein Territorium. (Zs. d. Hist. Ver. f. Steiermark 23, S. 46.) [1661

Thiel, Viktor: Die Landesfürstliche Burg in Graz und ihre historische Entwicklung. Graz: U. Moser 1927. (VIII, 72 S., 33 S. Abb.) 4° = Beiträge zur Kunstgeschichte Steiermarks u. Kärntens. Bd. 3. [1662

Schranil, Rudolf: Gutachten zur tschechoslowakischen Verwaltungsreform, verf. auf Grund der im legislativen Ausschuß d. ständ. Vertretg. d. Deutschen Juristentages in d. Tschechoslowakei unter Vorsitz d. Rechtsanw. Dr. Franz Wien-Claudi gepflogenen Verhandlgn. Prag: Prager Jurist. Zeitschrift [; lt. Mitteilg.: Reichenberg: Gebr. Stiepel] in Komm. 1927. (71 S.) gr. 8°. [1663

Voltelini, Hans: Neuere Literatur zur Verfassungs- u. Rechtsgeschichte Siebenbürgens. (Mitt. d. österr. Inst. f. Gesch.-Forschung 42, S. 294.) [1664

Franz, Eugen: Bayerische Verfassungskämpfe. Von der Ständekammer zum Landtag. München: Dr. Franz A. Pfeiffer 1926. (VII, 287 S.) gr. 8° [1665

Schnabel, Franz: Sigismund von Reitzenstein, der Begründer des badischen Staates. Mit 3 Portr. [Taf.]. Heidelberg: J. Hörning 1927. (202 S.) 8° = Schriftenreihe d. Akadem. Mitteilg. Heidelberg. Bd. 6.
Rez.: Mannheim. Gesch.bll. 28, 8, 175. [1666

Kapp, Wilhelm: Der Autonomismus in Elsaß-Lothringen einst u. jetzt. (Schweizer. Mo.-hefte f. Pol. Jg. 7. S. 413ff.) [1667

Nélis, H.: Burgundica (II) Lettrès cassées de la Chancellerie de Bourgogne. (Revue belge 6 ... S. 757.) [1667a

Lemke, Fr.: Die frühere staatlich-politische Verfassung Dithmarschens. Ein heimatgeschichtl. Beitrag. Heide (Holstein): Heider Anzeiger 1927. (62 S.) gr. 8°. [1668

Wolters, Gertrud: Das Amt Friedland und das Gericht Leineberg. Beiträge zur Geschichte d. Lokalverwaltg. u. d. welfischen Territorialstaates in Südhannover. Mit 1 [farb.] Kt. Taf. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1927. (69 S.) 4° = Studien u. Vorarbeiten zum Histor. Atlas von Niedersachsen. H. 10 = Veröffentlichungen d. Histor. Kommission f. Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe u. Bremen. [1669

Du Mont, Karl: Der Zusammenschluß Thüringens. Eine staatswissenschaftl. Untersuchg. Mit 2 Kt. Gotha: L. Klotz 1927. (XII, 279 S.) 8°. [1670

Munzer-Berlin, Egbert: Die Entwicklung der Gemeindeverfassung im ehemaligen Herzogtum Sachsen-Meiningen. Hildburghausen: F. W. Gadow & Sohn 1927. (45 S.) 4° = Schriften d. Vereins f. S.-Meiningsche Geschichte u. Landeskunde. H. 85. [1671

Kisky, Wilhelm: Der Name des vormaligen preußischen Königshauses. (1. Aufl.) Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte 1927. (VII, 54 S.) gr. 8° = Einzelschriften zur Politik u. Geschichte. Schrift 21. [1672

Pfitzner, Josef: Besiedlungs-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Breslauer Bistumslandes. Tl. 1. Reichenberg i. B.: Sudetendeutscher Verlag F. Kraus 1926. 4° = Prager Studien aus d. Gebiete d. Geschichtswissenschaft. H. 18.
1. Bis zum Beginne d. böhm. Herrschaft. (XVI, 423 S.) [1673

Mintz, Moritz: Die nationale Autonomie im System des Minderheitenrechts unter bes. Berücks. d. Rechtsentwicklg. in d. baltischen Randstaaten. Riga 1927 (: Buchdr. d. Akt.-Ges. Walters u. Rapa [; hs. u. aufgest.:] Heidelberg: E. Hütter in Komm.) (142 S.) 8°. Heidelberg, erw. Diss. 1927. [1674

———

Winterfeld, Luise von: Gottesfrieden u. deutsche Stadtverfassung. (Hansische Gesch.-bll. 52, S. 8ff.) [1675

Brunner, Otto: Zur Verfassungsgesch. Wiens im späteren Mittelalter. (Mon.bll. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Wien 9 [44], Nr. 7/9.) [1676

Hoppeler, Robert: Zürichs Burgrecht mit dem Abt von Einsiedeln. (D. Gesch.-freund 82. S. 134.) [1677

Klocke, Friedr. von: Patriziat u. Stadtadel im alten Soest. (Pfingstbll. d. Hans.-Gesch.-ver. 18.) [1678

Braun, K. O.: Obrigkeit u. Recht i. alten Edigheim. (Mon.-schr. d. Frankenth. Alt.-Ver. Jg. 36, 2/3.) [1679

Schmidt, Aloys: Zur Geschichte d. Kanzlei d. Stadt Erfurt b. z. Jahre 1500. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. in Erfurt 44, S. 255.) [1680

Civitas imperialis Mulhusinae. (Berl. Münzbll. 47, Nr. 300.) [1682

Frölich, Karl: Die Verfassungsentwicklung von Goslar im Mittelalter. Weimar: H. Böhlaus Nachf. 1927. (202 S.) gr. 8°.
Aus: Zeitschrift d. Savigny-Stiftg. f. Rechtsgeschichte. Bd 47. Germanist. Abt.
Rez.: Zs. d. Harz-Vereins f. Gesch. 60. S. 151. — Niedersächs. Jb. 4 S. 215. — Hansische Gesch.bl. 52 S. 147. — Vergangenheit u. Gegenwart 17, S. 317. [1683

Semrau, Arthur: Die älteste Verfassung der Neustadt Elbings. (Mitt. d. Coppernicus-Ver. 35.) [1684

———

Walter, Friedrich: Neue Dokumente theresian.-josephin. Zensur. (Mon.bl. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Wien 9 [44], Nr. 10/12.) [1685

Neubauer, Franz: Die Gendarmerie in Österreich 1849—1924. (Geleitw.: Franz Nusko.) 2. Aufl. Mit 14 Farbendr. Taf. u. zahlr. Textabb. Wien: Gendarmerie-Jubiläumsfond [; aufgest.:] Wien IV, Karlsplatz 7: Gustav Ehmann & Co. [1927]. (600 S.) gr. 8°. [1686

Lauing, Paul: Die Geschichte der Kölner Polizei vom Mittelalter bis zur Gegenwart. (Geleitw.: K. Zörgiebel.) Köln: J. P. Bachem (1926). (156 S. mit Abb., 2 Taf.) gr. 8°. [1687

———

Wentzke, Paul: Die deutschen Farben, ihre Entwicklung und Deutung sowie ihre Stellung in der deutschen Geschichte. Heidelberg: (F. Winter 1927., XIII. 240 S.)
Rez.: Vergangenh. u. Gegenwart 17, S. 509. [1688

Mohr, D[ora] vor: Schwarz-Weiß-Rot, Schwarz-Rot-Gold. Die Geschichte der deutschen Farben. Göttingen: Turm-Verlag W. H. Lange [1927]. (27 S.) 8°.
Rez.: Vergangenheit u. Gegenwart 17. S. 509. [1689

Everling, Friedrich: Die Flaggenfrage. Schwarz-Weiß-Rot f. d. Republik? Neu-Finkenkrug b. Berlin: H. Paetel [1926]. (61 S.) gr. 8°. [1690

Flaggen und Schornsteine der deutschen und ausländischen Reedereien. 1.—10. Tsd. Cuxhaven: A. Rauschenplat [1927]. (8 S. mit z. T. farb. Abb.) 8°. [1691

Dehn, Paul: Auslandsdeutschtum u. Fahnenwechsel. (Deutschlands Erneuerung 11, S. 433.) [1692

Wendel, Friedr[ich]: Die rote Fahne. Ein Entwurf ihrer Geschichte als Beitr. zur deutschen Flaggenfrage. (Berlin: Arbeiter-Jugendverlag [1927].) (30 S.) kl. 8°. [1693

Oelsnitz, A. B. E. von der: Das Deutschordenskreuz als Nationalabzeichen in der Ostmark. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. d. Ost- u. Westpreußen, Jg. 2, Nr. 3.) [1694

b) Wirtschafts- u. Sozialgeschichte.

(Ländliche Verhältnisse, Gewerbe, Handel, Verkehr, Stände, Juden.)

Landmesser, Franz Xaver: Die Eigengesetzlichkeit der Kultursachgebiete (Wirtschaft u. Staat). Ein Beitr. zum Problem „Religion u. Kultur". München: Oratoriums-Verlag [Verlag J. Kösel & F. Pustet] 1926. (IX, 79 S.) kl. 8° = Der katholische Gedanke. Bd. 18. [1695

Schulz, Walter: Zur Entstehung und Entwicklung der wirtschaftswissenschaftlichen Methodik. Ein Beitr. zur Geistesgeschichte d. Nationalökonomie. Charlottenburg, Schillerstr. 44: Gebr. Hoffmann 1927. (IV, 133 S.) gr. 8°. [1696

Lenz, Friedrich: Aufriß der politischen Ökonomie. Stuttgart: Cotta Nr. 1927. (X, 124 S.) gr. 8°. [1697

Sommer, Artur: Friedrich Lists System der politischen Ökonomie. Jena: G. Fischer 1927. (XII, 242 S.) gr. 8° = List-Studien. H. 1. [1698

Handbuch der deutschen Wirtschaft. Der volks- u. privatwirtschaftl. Aufbau Deutschlands u. s. techn. Grundlagen. In Verb. mit Georg Sinner hrsg. von Alphons Nobel. (1.) 1927. Berlin: K. F. Koehler 1927. (XII, 408 S.) 8°. [1699

Schiele [, Georg Wilhelm]: Die deutsche Wirtschaft und der Osten. Rede. Berlin: Deutschnationale Schriftenvertriebsstelle 1927. (16 S.) 8° = [Deutschnationale] Flugschrift. Nr. 303. [1700

Minerva-Atlas. Handatlas für das deutsche Volk. Unter bes. Berücks. von Wirtschaft, Handel u. Verkehr. Hrsg. von Ernst Friedrich. (Geleitw.: E. Friedrich, W[alter] Karnahl, Joh[annes] Riedel. Berlin: Columbus-Verlag [Alleinvertrieb:].) Leipzig: Verlag d. Literaturwerke „Minerva" R. M. Lippold [1927]. (XVI S., 166 farb. Karten-S., Namen-Verz. S. 167—405.) [1701

Proesler, Hans: Die Epochen der deutschen Wirtschaftsentwicklung. Nürnberg: Hochschulbuchh. Krische & Co. 1927. (III, 174 S., 1 Taf.) 8°. [1702

Sombart, Werner: Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert und im Anfang des 20. Jahrhunderts. Eine Einf. in d. Nationalökonomie. 7. Aufl. 34.–36. Tsd. Berlin: G. Bondi 1927. (XVI, 532 S.) gr. 8°. [1703

Scheffer, Egon: Österreichs wirtschaftliche Sendung. Grundlagen e. gesamtdeutschen Volkswirtschaft. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky A. G. 1927. (VII, 298 S., 4 Taf.) gr. 8°. [1704

Fellner, F. von: Die volkswirtsch. Entwicklung Ungarns ... (1867—1916). (Ungar. Jbb. 7, S. 186—193.) [1705

Schmid, Max: Wirtschaftskunde Württembergs. 2. neubearb. Aufl. Stuttgart: Holland & Josenhans 1928 [Ausg. 1927]. (44 S. mit 3 eingedr. Kt.) 8°. [1706

Gentzsch, Alfred: Die Bedeutung des Rheins für das rheinische und deutsche Wirtschaftsleben. Eine Denkschrift d. niederrhein. Industrie- u. Handelskammer Duisburg-Wesel zu Duisburg-Ruhrort, bearb. Duisburg: „Rhein"-Verlagsges. 1927. (130 S.) gr. 8° = Schriftenreihe d. Niederrhein. Industrie- u. Handelskammer Duisburg-Wesel zu Duisburg-Ruhrort (Umschlagt.: Verwaltung u. Wirtschaft am Niederrhein.) H. 10. [1707

Walter, Richard: Die natürlichen Grundlagen des Wirtschaftslebens im Taunus. Mit 3 farb. Kt. Frankfurt a. M.: Blazek & Bergmann 1927. (165 S.) gr. 8°. [1708

Stollenwerk, Alexander: Jülich. Die Grundzüge des Wirtschaftslebens in Jülich. Aachen: Max Berger [I. A. Mayersche Buchh.] in Komm. 1927. (16 S.) gr. 8° = Aachener Beiträge zur Heimatkunde. 2. [1709

Jülich. II. Die Grundzüge des Wirtschaftslebens in Jülich von Alexander Stollenwerk. III. Aus der Kulturgeschichte des Jülicher Landes von Heinrich Oellers. Aachen: [J. A.] Mayersche Buchh.] M. Berger in Komm. 1927. (34, 62 S.) 8° = Aachener Beiträge zur Heimatkunde. 2/3. [1710

Baasch, Ernst: Holländische Wirtschaftsgeschichte. Jena: G. Fischer 1927. (VII, 632 S.) gr. 8° = Handbuch d. Wirtschaftsgeschichte. [1711

Schulze, Walther: Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Zeitz. Ein Beitr. z. mitteldeutschen Wirtschaftsgeschichte. Zeitz: Sis-Verlag 1927. (117, XX S.) gr. 8°.

Rez.: Sachsen u. Anhalt. 3, S. 397. Thüring.-Sächs. Zs. 16, S. 110. [1712

Magdeburgs **Wirtschaftsleben** in der Vergangenheit. Hrsg. von der Industrie- und Handelskammer zu Magdeburg. (Vorw. [Hans] Leonhard). Bd. 2. Magdeburg: Eilers-Verlag (1927). (468 S. mit eingedr. u. 3 eingekl. Tab.) 8°. Enth.: Die Zuckerfabrikation im Magdeburgischen bis zum Jahre 1827. Bearb. von Rudolf E. Grotkaß. — Ferner: Das Tabakgewerbe in Magdeburg von der Entstehung bis zur Zeit der Kontinentalsperre [1685—1812]. Von Walter Kelm.

Rez.: Gesch.bll. f. Stadt .. Magdeburg 62. S. 178. [1713

Frenzel, A[lfred]: Wirtschaftskarten vom Freistaat Sachsen. (1:200000. [Mit] Zeichenerklärung). 1. Braunschweig: G. Westermann [1927]. [Farbendr.] 1. Kraftquellen. [1714

Peiser, Kurt: Danzigs Handel und Wirtschaft. Danzig: Danziger Verlags-Gesellschaft 1927. (32 S. mit Abb.) kl. 8° = Freie Stadt Danzig. 3. [1715

Mau [, Herbert]: Staats- und Privat-Wirtschaft in Danzig. Danzig: A. W. Kafemann 1927. (45 S.) 8° [1716

Freymark, Hermann: Schlesiens Wirtschaft — eine deutsche Lebensfrage. 6. Tsd. Breslau: M. & H. Marcus 1927. (123 S.) 4° = Schriften d. Industrie- u. Handelskammer Breslau. H. 10. [1717

Verwaltungs- und Wirtschafts**fragen** Oberschlesiens. Hrsg. von Staatsminister a. D. Saemisch, Präsid. d. Rechnungshofes. Berlin: Gersbach & Sohn 1927. (135 S. mit Abb. u. eingedr. Kt.) 8° = Schriften d. Vereinigung f. staatswiss. Fortbildg. H. 18. [1718

Schuemacher [, Karl]: Deutsche Zollgeschichte. Vortr. 5. Aufl. Waldshut: H. Zimmermann 1927. (29 S.) gr. 8°. [1719

Gerloff, Wilhelm: Zur Geschichte der Entwicklung der Personalbesteuerung in Preußen. (Zs. f. d. ges. Staatswissensch. 82. S. 384. [1720

Weber, Alfred: Ideen zur Staats- und Kultursoziologie. Karlsruhe: G. Braun 1927. (VII, 142 S.) gr. 8° = Probleme d. Staats- u. Kultursoziologie. Bd. 1. [1721

Barnes, Harry Elmer: Soziologie und Staatstheorie. [Sociology and political theory, dt.] Eine Betrachtg. über d. soziolog. Grundlagen d. Politik. (Übers. von Rose Hilferding.) Mit e. Einl. von Gottfried Salomon Innsbruck: Universitäts-Verlag Wagner 1927. (XL, 231 S.) gr. 8°. [1722

Haller, Johannes: Gesellschaft und Staatsform. Vortrag. Stuttgart: W. Kohlhammer 1927. (30 S.) gr. 8°.
Erschien zuerst in Stahl u. Eisen. Jg. 47, 1927, Nr. 1. [1723

Nölting, Ernst: Grundlegung u. Geschichte der Sozialpolitik. Berlin: Carl Heymann 1927. (VI, 128 S.) 8°. [1724

Joachimsen, Paul: Sozialethik des Luthertums. München: Chr. Kaiser 1927. (IV, 54 S.) gr. 8° = Veröffentlichg. d. Luther-Gesellschaft. [1725

Kleinstück, Erwin: Vom Wesen des deutschen Beamtentums. Ein gesellschaftswiss. u. polit. Versuch auf geschichtl. Grundlage. (1. Aufl.) Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte 1927. (44 S.) gr. 8° = Einzelschriften zur Politik u. Geschichte. Schrift 20. [1726

Baumhauer, Friedr.: Über Altersklassenverbände in den deutschen Kolonien Katharinenfeld u. Elisabeththal (Kaukasus). (Zs. d. Ver. f. Volkskunde 37. S. 90.) [1727

Pöhlmann, Carl: Das ligische Lehensverhältnis. (Zs. d. Savigny-Stiftung 47. S. 678.) [1728

Meyer, Julie: Die Entstehung des Patriziats in Nürnberg. (Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg 27. S. 1.) [1729

Meininghaus, Aug.: Von Dortmunder Wohnhöfen u. Häusern landadliger Geschlechter (Beitr. z. Gesch. Dortmunds 35. S. 153ff.) [1730

Schnettler, Otto: Westfalens alter Adel u. seine Führerrolle in der Geschichte. Dortmund: Dreist 1928. (III, 47 S.) gr. 8°. [1731

Klocke, Friedrich von: Patriziat und Stadtadel im alten Soest. Lübeck: (M. Schmidt-Römhild) 1927. (96 S.) gr. 8° = Pfingstblätter d. Hansischen Geschichtsvereins. Bl. 18. 1927. [1732

Klocke, Friedrich von: Patriziat und Rittertum. An Soester Geschlechtern betrachtet. 2. Aufl. Leipzig: Zentralstelle f. Deutsche Personen- u. Familiengeschichte 1927. (16 S. mit 2 Abb.) 8° in gr. 8° = Flugschriften der Zentralstelle f. Deutsche Personen- u. Familiengeschichte. H. 6.
Erw. aus: „Familiengeschichtl. Blätter", Jg. 20. 1922. Sp. 169—178. [1733

Wagner, Paul: Die Eppsteinschen Lehensverzeichnisse und Zinsregister des 13. Jahrhunderts. Nach d. Eppsteinschen Lehensbuche mit Beiträgen z. älteren Geschichte d. Hauses Eppstein u. mit 1 Kt. hrsg. München: J. F. Bergmann 1927. (X, 224 S.) gr. 8° = Veröffentlichungen d. Histor. Kommission f. Nassau 8. [1734

Ein alter **Lehnbrief** von 1517. Ein Lehnbrief von 1688. (Mitt. d. Ver. f. Heimatkde. d. Kreise Bitterfeld . . . Jg. 4, Nr. 1.) [1735

Elstermann, Aus dem Lehenbuche von Schladitz. (Mitt. d. Ver. f. Heimatkde. d. Kreise Bitterfeld . . . Jg. 3, Nr. 1.) [1736

Loesch, Heinrich von: Die fränkische Hufe. (Zs. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens 61. S. 82.) [1737

Regula, Konrad: Die Allmenden der Pfalz in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Beitrag zur Agrargeschichte Südwest-Deutschlands. Leipzig: A. Deichert 1927. (XII, 133 S.) gr. 8° = Wirtschafts- u. Verwaltungsstudien mit bes. Berücks. Bayerns 77. [1738

Hook, Karl: Die Allmenden. [Ortsbürgernutzungen] in Hessen. Heppenheim a. d. B.: Ekkehard-Verlag 1927. (106 S.) 8°. [1739

Middendorff, Rud.: Der Verfall u. d. Aufteilung der gemeinen Marken im Fürstentum Osnabrück . . . (Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Landeskde. v. Osnabrück 49. S. 1.) [1740

Haff, Karl: Die alten Feld- und Wiesengemeinschaften d. Insel Föhr u. ihre Erbbücher. (Zs. d. Savigny-Stiftung 47. S. 673.) [1741

Braun, K. O.: Der ‚Begütenwald' zu Oppau (Mon.schr. d. Frankenth. Altert.-Ver., Jg. 35, Nr. 4ff.) [1742

Engelmann: Zur Geschichte der Brache. (Mitteldte. Bll. f. Volkskde 2. S. 149.) [1743

Hommer: Zweifelderwirtschaft im Unterelsaß u. altgerm. Ackerbau. (Elsaß-Lothr. Jb. 6. S. 47.) [1744

Kraft, Wilhelm: Über die Grundherrschaft der einstigen Reichsmarschälle zu Pappenheim.
In: Bll. für Fränkische Familienkunde. Jg. 2, 1927, 1/2. S. 37—45. [1745

Dobeneck, Arnold Frhr. v.: Die Grundherrengeschichte des Vogt- u. Regnitzlandes im Mittelalter.
In: Arch. f. Gesch. u. Altertumskunde von Oberfranken. Bd. 29, 3. S. 32—67. [1746

Ermert, Helene: Der ländliche Grundbesitz der Abtei Altenberg bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. (Zs. d. Berg. Gesch.ver. 56. S. 1ff.) [1748

Bestian, Rudolf: Entwicklung und volkswirtschaftliche Bedeutung der braunschweigischen Domänen und Klostergüter. Greifswald: Ratsbuchh. L. Bamberg 1927. (VIII, 78 S.) gr. 8° = Greifswalder staatswissenschaftl. Abhandlungen. 30.
Greifswald, Diss. 1927. [1749

Dietrich-Kiel, A[lbert]: Die Zeitpachtdörfer in Schleswig-Holstein als Problem der Siedlung. Berlin: Deutsche Landbuchh. 1926. (32 S., XV S. Abb. u. Grundr., 8 fabr. Pl.) gr. 8° = Schriften zur Förderg. d. inneren Kolonisation. H. 37. [1750

Gierach, Erich: Urbar der Herrschaft Grafenstein. (Mitt. d. Ver. f. Heimatkde. d. Jeschken-Isergaues 21. S. 169.) [1751

Below, Georg von: Eine Erneuerung der hofrechtlichen Theorie. In: Vschr. f. Soz.- u. Wirtschaftsgesch. Bd. 20 (1927), 1/2. S. 109 bis 120. [1752

Morgenthaler, Hans: Die Ablösung der Leibeigenschaft in der Herrschaft Bipp. (Neues Berner Taschenbuch, Jg. 31, S. 107.) [1753

Hacker, Helmut: Bäuerliche Dienste fürs Kloster Ribnitz im Mittelalter (Niedersachsen 32. S. 149.) [1754

Jansen, Heinz: Niederdeutsche Hollandgänger in unseren und in alten Tagen. (Niedersachsen 32. S. 1.) [1755

Ulbrich: Die nachweisbar ältesten Besitzerfamilien der Rittergüter Gollme u. Reinsdorf. (Mitt. d. Ver. f. Heimatkde. d. Kreise Bitterfeld u. . . ., Jg. 3, Nr. 2.) [1756

Kästner, Max: Die Frankenberger Anspännergüter. Frankenberg Sa.: Altertumsverein 1927. (VII, III, 208 S. mit 10 Abb.) gr. 8° = Veröffentlichung d. Altertumsvereins Frankenberg Sa. [1757

Häuseler, A.: Die Regelung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse u. d. Separation in der Gemeinde Zantoch. (Die Neumark, Jg. 5, Nr. 1.) [1758

Häuseler, A.: Aus d. Gesch. d. Rittergutes u. d. Dorfes Gralow II. Die Gralower Wassermühlen. (Die Neumark. Mitt., Jg. 4, S. 109.) [1759

Boese, Karl: Über neumärk. Gutsangestellte um d. Jahr 1813. (Die Neumark, Mitt., Jg. 4, S. 167.) [1760

Livonius, Eberhard von: Die wirtschaftliche Entwicklung des Rittergutes Grumbkow in Pommern 1679—1926. Leipzig: A. Deichert 1927. (VIII, 95 S., 3 Kt.) gr. 8° = Wirtschafts- u. Verwaltungsstudien mit bes. Berücks. Bayerns 75. [1761

Hübner, Ludwig: Aus den alten Reichenberger Stadtrechnungen. 3. Die Zeit der Gegenreformation. (Mitt. d. Ver. f. Heimatkde. d. Jeschken-Isergaues 21. S. 57.) [1762

Aebischer, Paul: Banquiers, commerçants, diplomates et voyageurs italiens à Fribourg (Suisse) avant 1500. (Zs. f. Schweiz. Gesch. 7. S. 1—59.) [1763

Winter, Aloys: Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Bensheim a. d. B. Bensheim a. d. B.: G. Beger 1927. (X, 123 S. mit 1 eingedr. Kt.) 8°.
Frankfurt a. M., wirtsch.-sozialwiss. Diss. vom 2. August 1927. [1764

Kuner, Jos.: Die Stadtverfassung der Stadt Gengenbach. = Ortenau 14. S. 61ff. [1765

Klein, Josef: Die wirtschaftliche Entwicklung des Kreises Altenkirchen seit Anfang des 19. Jahrhunderts. Hrsg.: Kreisverwaltung Altenkirchen. Wissen/Sieg: „Siegpost" (1926). (135 S., 1 Kt.) 8°.
Köln, Diss. v. 19. Mai 1926. [1766

Höhne, Hermann: Niederlausitzer Stadtzölle. Laus. Heimat., Jg. 1, Nr. 4, 5. [1767

Schwarzer, Otfried: Das Städtewesen in Schlesiens gesch. Entwicklg. (Schles. Mon.-Hefte, Jg. 4, S. 294. [1768

Fuchs, Johannes Carl: Deutsche Agrarpolitik vor und nach dem Kriege. 3. umgearb. Aufl. von: Die Grundprobleme der deutschen Agrarpolitik in d. Gegenwart. Stuttgart: W. Kohlhammer 1927. (IX, 105 S.) gr. 8°. [1769

Martiny, Rudolf: Hof und Dorf in Altwestfalen. Das westfäl. Streusiedlungsproblem. Mit 1 Taf. u. 9 Textfig. Stuttgart: J. Engelhorns Nachf. 1926. (66, V S.) gr. 8° = Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde. 24, 5. [1770

Siegel, Otto: Die Wirksamkeit der beiden Brüder Wilhelm u. Ludw. Albert in d. Anhalt. Landwirtschaft. (Anhalt. Gesch.bll. 3. S. 42.) [1771

Ziekursch, Johannes: Hundert Jahre schlesischer Agrargeschichte. Vom Hubertusburger Frieden bis zum Abschluß d. Bauernbefreiung. Mit 1 Kt. 2. verm. u. verb. Aufl. Breslau: Preuß & Jünger 1927. (XV, 442 S.) 4°.
Aufl. 1 erschien 1915 als 20. Bd. d. Quellen u. Darstellungen z. schles. Geschichte. [1772

Beiträge zur Geschichte des deutschen Bauernstandes. Der Deutsche Bauerntag in Mainz. Jahrbuch [6.] 1926/27. Berlin W 10: Vereinigung d. deutschen Bauernvereine (1927). (72 S. mit Abb.) 4°. [1773

Reinhofer, Hugo: Geschichte des deutschen Bauernstandes. Mit [eingedr.] Bildern. Graz: Heimatverlag L. Stocker 1925. (431 S.) gr. 8°. [1774

Rheden-Rheden, Hartwig v.: Das Werden des deutschen Bauernstandes. Berlin: W. 35 [, Potsdamer Str. 121]: Verlag d. Bundes d. Großdeutschen 1927. (40 S.) 8° = Polit. Schriftenreihe d. Bundes d. Großdeutschen. H. 8. [1775

Rheden-Rheden, Hartwig v.: Bauerntum und völkische Erneuerung. Berlin W 35 [Potsdamer Str. 121]: Verlag d. Bundes d. Großdeutschen 1927. (48 S.) 8° = Polit. Schriftenreihe d. Bundes d. Großdeutschen. H. 9. [1776

Bismarck (, Otto von): Selbstzeugnisse zu Bauerntum und Natur. (1.—10. Tsd.) Mit [1 Abb. u.] 8 Taf.) Zsgefaßt von Hermann Haß. Jena: E. Diederichs 1927. (84 S.) 8° = Deutsche Volkheit. [1777

Müller-Langenthal, Friedrich: Vom Werden u. Wesen des siebenbürgisch-sächsischen Bauerntums. Kronstadt: Klingsor Verlag 1927. (30 S.) 8° [Umschlagt.]. [1778

Bomann, Wilhelm: Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen. (Vorw.: Albert Neukirch.) Mit etwa 200 [eingedr.] Taf. u. Bildern. Weimar: H. Böhlaus Nachf. 1927. (XII, 282 S., 1 Titelb.) 4°.
Rez.: Niedersächs. Jb. 4. S. 211. Nachrichten S. 111. [1779

Knapp, Georg Friedrich: Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Theilen Preußens. 2., unveränderte Aufl. [Manuldr.] (1887) mit e. Vorw. von Carl Johannes Fuchs. [2 Bde.] Bd. 1. 2. München: Duncker & Humblot 1927. gr. 8° = Knapp: Ausgewählte Werke. Bd. 2. 3. — 1. Überblick d. Entwicklg. (XIX, 352 S.) — 2. Die Regulierung d. gutsherrl.-bäuerl. Ver-

hältnisse von 1406 bis 1857 nach d. Akten. (VIII. 473 S.)
Rez.: Zs. f. d. ges. Staatswiss. 83. S. 644. [1780

Gilow, Martin: Zur Geschichte des Bauernstandes in der vormals kursächs. Niederlausitz im 17. u. 18. Jhdt. Lausitzer Heimat. Jg. 1, Nr. 3, 4. [1781

Menhardt, Hermann: Ein Verzeichnis von Abgaben und Leistungen des 12. Jahrhunderts, vermutlich aus Kloster-Weingarten in Württemb. (Württemb. Vierteljahrsh. N. F. 33. S. 251.) [1782

Rees, W.: Der Remscheider Erbpachthafer u. seine Ablösung. Berg. Geschichtsblätter. Jg. 4, Nr. 1. [1783

(**Böhme,** Herbert:) Die wirtschaftlichen Schicksale der altmärkischen Wische im Laufe der Jahrhunderte. Ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte d. (Elb-) Niederung u. d. Besitzwechsels auf d. bäuerl. Höfen. (Altenburg i. Thür. 1926: H. A. Pierer [; aufgest. u. hs.:]) Leipzig: G. Rittrin in Komm. (IV, 215 S., 8 Taf., 1 Pause.) gr. 8° = Arbeiten aus d. Institut f. Betriebslehre beim Landwirtschaftl. Institut d. Univ. Leipzig. H. 5. [1784

Deutsche **Siedlungsforschungen.** Rudolf Kötzschke zum 60. Geburtstage dargebr. von Freunden, Fachgenossen u. Schülern: Hans Beschorner, Fritz Curschmann, Walter Frenzel ([u. a.]. Geleitw. d. Hrsg.: Walter Uhlemann.) Mit 5 Kt. Leipzig: Teubner 1927. (V, 297 S.) gr. 8°.
Rez.: Hess. Bl. f. Volkskde 25. S. 196. [1785

Walter, Michael: Verzeichnis der Literatur über abgegangene Siedelungen in Baden. (Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins. NF. 41. S. 132.) [1786

Blümml, Emil Karl: Johann Jordan, Herausgeber des ersten Wiener Häuserschemas. (Mon.bl. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Wien 9 (44). S. 79.) [1787

Weber, Dietrich: Die Wüstungen in Württemberg. Ein Beitr. zur histor. Siedlungs- u. Wirtschaftsgeographie. Mit 12 Kt. Skizzen [auf 11 Taf.] Geleitw.: Prof. Dr. E[rich] Wunderlich.) Stuttgart: Fleischhauer & Spohn 1927. (VIII, 225 S.) gr. 8° = Stuttgarter geographische Studien. Reihe A. H. 4/5. [1788

Zinkgräf, Karl: Die Bevölkerungsverhältnisse Weinheims in d. Vergangenheit. Weinheimer Geschichtsblätt. 16. S. 167.
Ders. Zwei Weinheimer Einwohnerverzeichnisse aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Weinheimer Geschichtsblätt. 16. S. 175. [1789

Rheinische Siedlungsgeschichte. Veröffentlichungen d. Instituts f. geschichtl. Landeskunde d. Rheinlande an d. Univ. Bonn. Hrsg. von F[ranz] Steinbach. 1. Bonn: L. Röhrscheid 1927. gr. 8°. [1789a

Frei, Richard: Die niederländische Einwanderung in Hanau. Ein Beitr. z. Wirtschaftsgeschichte d. im 16. u. 17. Jh. nach Deutschland eingewanderten Niederländer. Hanau a. M.: F. Königs Hofbh. 1927. (79 S.) gr. 8°.
Rez.: Zs. d. Ver. f. hess. Gesch. 57. S. 524. [1790

Burchard, Max: Das Stadtarchiv zu Stadthagen als Quelle für die Bevölkerungsgeschichte. Mit 72 Abstammungstaf. u. 1 Kt. d. Grafschaft Schaumburg. Lfg. 1.—3. (48 S.) Leipzig: Degener & Co. 1927. gr. 8° = Bibliothek familiengeschichtlicher Quellen. Bd. 3.
Rez.: Nachr. d. Ges. f. Familienkde 2. S. 116. [1791

Harders, Niklaas: Die Siedlungsverhältnisse in Ostfriesland. Aurich: D. Friemann 1927. (VII, 96 S., 1 Kt.) 8° = Arbeiten zur Landeskunde u. Wirtschaftsgeschichte Ostfrieslands. H. 3.
Rez.: Mitt. d. Ver. f. Gesch. v. Osnabrück 49. S. 274. [1792

Hollstein, R(udolf), R(einhold) Amthor, L(ouis) Schmidt, G. Florschütz. Die natürlichen **Grundlagen** der Siedelung Gotha. Gotha: Engelhard-Reyhersche Hofbuchdr. Verl. 1927. (VII, 96 S. mit 3 eingedr. Profilen. 9 [z. T. farb.] Taf.) 4° = Gotha. Das Buch e. deutschen Stadt. H. 1. [1793

Schremmer, Wilhelm: Die deutsche Besiedlung Schlesiens und der Ober-Lausitz. 2., erw. Aufl. Breslau: Priebatsch [1927]. (68 S. mit 1 eingedr. Kt. Skizze, 8 Taf. mit Pl. u. Abb.) 8° = Heimatbücher. 1. [1794

Zwanzig **Jahre** deutscher Siedlungsarbeit in Ostpreußen [1906—1926]. Ein Überblick über die Tätigkeit d. Ostpreuß. Landgesellschaft m. b. H. zu Königsberg i. Pr. Königsberg i. Pr.: Grä e & Unzer (1927). (134 S. mit Abb., 8 Bl. mit eingedr. Grundrissen. 2. Kt. Anl.) 4°. [1795

Otto, Eduard: Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwickelung. 6. Aufl. 27.—31. Tsd. Mit 23 Abb. auf 8 Taf. Leipzig: Teubner 1927. (133 S.) kl. 8° = Aus Natur u. Geisteswelt. Bd. 14.
Rez.: Archiv f. hess. Gesch. N F. 15. S. 530. Hess. Bl. f. Volksk. 25. S. 209. [1796

Bayerisches **Handwerk** in seinen alten Zunftordnungen. Ein Beitrag zur Geschichte d. bayer. Handwerks u. Zunftwesens. Mitgeteilt u. erl. von O(tto) Hartig, A[lois] Mitterwieser, E[ugen] Moser [u. a.]. Hrsg. von W[ilhelm] Zils. München: Heimatbücher-Verlag Müller & Königer [1927]. (138 S.) gr. 8° = Beiträge zur bayer. Kulturgeschichte. Bd. 1. [1797

Schulze, Artur: Die Entwicklung des alten Handwerks in den Dörfern u. Landstädten d. preuß. Südoberlausitz. (Neues Laus. Magaz. 103. S. 165.) [1798

Müller-Wulckow, W[alter]: Die Böttcherstraße in Bremen. Wienhausen: Niedersächs. Bild-Archiv 1927. (16 S., 12 Taf.) 8° = Norddeutsche Kunstbücher. Bd. 7. [1799

Die **Böttcherstraße** in Bremen. Eine Einführg. Hrsg. von Manfred Hausmann. Bremen: Angelsachsen-Verlag [1927]. (32 S. mit eingedr. Grundriss., 18 S., Abb.) 8°. [1800

Schulze-Besse, H.: Aus der Geschichte des Berliner Brauwesens.
Rez.: Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 44. S. 130. [1801

Tettenborn, Leopold: Das Brauwesen der Stadt Zerbst. Zerbst: F. Gast 1927. (VII, 115 S. mit 1 eingedr. Grundr., 1 Taf.) 8°. [1802

Kaminsky, Friedrich: Beiträge zur Geschichte des oberschlesischen Buchbinderei-, Buchdruck-, Buchhandels-, Zeitungs- u. Bibliothekswesens bis 1815. Breslau: Priebatsch's Buchh. 1927. (132 S.) gr. 8° = Volk u. Heimat. Jg. 4. [Nr. 2/6]. Beil. [1803

Muhl, J.: Die Entenfängerzunft in Danzig, I, II. (Mitt. d. Westpreuß. Gesch.ver. 26. S. 17 u. 49.) [1804

Illustrierte **Geschichte** des deutschen Fleischer-Handwerks vom 12. Jahrhundert bis zur Gegenwart von O. D. Potthoff. Mit Beiträgen von Georg Bark, Georg Dalichow, Felix Grüttner, Ernst Guggenheim, Paul Schmiedicke. (Mit 220 [z. T. farb.] Ill. [im Text u. auf Taf.] u. 12 Taf. in Kupfertiefdr.) Berlin: Askanischer Verlag (1927). (XIV, 510 S.) 4°. [1805

Effinger, Franz: Zur Geschichte des Fleischergewerbes d. Stadt Lübeck im Mittelalter. (H. 1.) (Zs. d. Ver. f. Lübeck. Gesch. ... 24 H. 1. S. 153.) [1806

Breuer, Maria: Die Weiß- u. Sämischgerberei in Breslau bis zum Dreißigjähr. Kriege. (Zs. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens 61, S. 109.) [1807

Gümbel, Albert: Der älteste Nürnberger Stadtglaser. (Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg 27, S. 243.) [1808

Arendt, Max: Die Geschichte der Berliner Klempner-Innung in den letzten drei Jahrhunderten. (Vorw.: Heinrich Kunitz.) Berlin-Maetzig & Co. 1927. (71 S., mehr. Taf.) gr. 8°.
Rez.: Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 44, S. 169. [1809

Memminger, Anton: Die Entwicklung des Würzburger Kürschnerhandwerks. Würzburg: Gebr. Memminger [1927]. (73 S.) 8°. [1810

Ein **Mühlenbuch.** Von Mühlen und Müllern im Arbeitsgebiet d. Gebirgsvereins f. d. Sächs. Schweiz. Hrsg. von Alfred Meiche. Mit zahlr. [eingedr.] alten u. neuen Bildern u. e. Anh.: 50 Jahre Gebirgsverein. Von Karl Lampe. Für d. Buchhandel: Dresden: A. Urban (1927). (VII, 296 S.) gr. 8° = Jahrbuch d. Gebirgsvereins f. d. Sächs. Schweiz. 5. = Festgabe zum 50jähr. Jubelfest. [1811

Kersten [, Günther]: Geschichte der Schneider-Innung zu Brieg. Brieg 1927: R. Kubisch [; lt. Mitteilg.: Brieg: H. Süßmann]. (24 S.). 8°. Ersch. auch in: „Briegische Heimatblätter" Jg. 1927. [1812

Knorr, R. u. Sprater, F.: D. westfäl. Sigillata Töpfereien. 1927. = Jahresber. d. Schweiz. Gesellsch. f. Urgesch. 19, S. 144. [1813

Fehr, Martin: Geschichte der Dürener Tuchmacher. Düren: J. Zander in Komm. (1927). (51 S. mit 1 Abb.) 8°. [1814

Hofmann, Carl: Die Hausweberei in Oberfranken. Jena: G. Fischer 1927. (XI, 250 S. mit 1 Abb.) 8° = Heimarbeit u. Verlag in d. Neuzeit. H. 12. [1815

Freydank, Hanns: Die Hallesche Pfännerschaft im Mittelalter. Halle a. d. Saale 1927 (: O. Thiele [; lt. Mitteilg. Auslfg: A. Riechmann & Co.]). (252 S. mit Abb., 19 Taf.) gr. 8°.
Vergriffen. 2. Aufl. in Vorbereitung.
Rez.: Gesch.bl, für Stadt ... Magdeburg 62. S. 185. [1817

Straßmayer, E.: Das Linzer Schmiedtor. (Jb. d. oberösterr. Musealver. 82, S. 127.) [1818

Korthaus, Karl: Zeitbilder aus der Geschichte des deutschen Genossenschaftswesens f. d. Mitglieder d. Verwaltungsorgane d. Genossenschaften u. d. jugendl. Nachwuchs zsgest. Berlin (W 35). Deutscher Genossenschafts-Verlag 1927. (XI, 365 S.) 8°. [1819

Philippi, Fr.: Der Markt der mittelalterl. deutschen Stadt. (Histor. Zs. 138, S. 229.) [1820

Müller, Karl Otto: Geschichte des Mutwiesenmarktes. (Württemb. Vierteljahrsh. N. F. 33, S. 68.) [1821

Höhne, Hermann: Anlegung von Wollmärkten in einigen Lausitzer Städten. Lausitzer Heimat, Jg. 1, Nr. 1. [1821a

---

Bens, Günther: Der deutsche Warenfernhandel im Mittelalter. Breslau: Priebatschs [Buchh.] 1926. (VI, VI, 104 S.) gr. 8°. [1822

Rauch, Moriz v.: Salz- und Weinhandel zwischen Bayern u. Württemberg im 18. Jahrhundert. (Württemb. Vierteljahrshefte N.F. 33, S. 208.) [1823

Schöningh, Franz Josef: Die Rehlinger von Augsburg. Ein Beitr. zur deutschen Wirtschaftsgeschichte d. 16. u. 17. Jh. Paderborn: F. Schöningh 1927. (XII, 108 S., 2 Taf.) gr. 8°. [1824

Dettling, Käthe: Der Metallhandel Nürnbergs im 16. Jahrhundert. (Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg 27, S. 97.) [1825

Haffner, Erwin: Das Esslinger Kaufhaus. (1388—1749.) Ein Beitr. zur Wirtschaftsgeschichte d. Reichsstadt Esslingen a. N. Dargest. nach archival. Quellen. Esslingen a. N.: J. F. Schreiber 1927. (IV, 93 S., 1 Titelb.) gr. 8°. [1826

Vollmer, Bernhard: Der Außenhandel Bielefelds im Mittelalter. (41. Jahresber. d. Hist. Ver. f. d. Grafschaft Ravensberg, S. 82ff.) [1827

Müller, Johanna: Handel u. Verkehr Bremens im Mittelalter. H. 2. (Brem. Jb. 31, S. 1.) [1828

Keyser, Erich: Die Anfänge des deutschen Handels im Preußenlande. Hansische Geschichtsblätter 52, S. 57. [1829

Ruckert, Franz: Die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und der Schweiz, mit bes. Berücks. d. Gestaltg. d. handelspolit. Verhältnisse seit d. Beginn d. 19. Jh. Leipzig: A. Deichert 1926. (XII, 237 S.) gr. 8°. = Wirtschafts- u. Verwaltungsstudien. 74. [1830

Wald, Max: Vom Wandern u. Reisen im Wandel der Zeit. Mit 8 Abb. Dahme (Mark): A. Hilscher in Komm. 1926. (16 S.) 8°. = Fläminglheft. 7. [1831

Weller, Karl: Die Reichsstraßen d. MA. im heutigen Württemberg. (Württemb. Vierteljahrshefte N. F. 33, S. 1.) [1832

Kiesskalt, Ernst: Die Post — ein Werk Kaiser Friedrichs III., nicht der Taxis. Die Aufdeckg. e. Kultur- u. Geschichtslüge. Bamberg: Bamberger Tagblatt [; übergekl.:] C. Hübscher 1926. (63 S.) 8°. [1833

Kleinpaul, Joh.: Der Nachrichtendienst des sächsischen Hofes vom 15. bis 18. Jahrhundert. Ein Beitr. z. Gesch. d. geschr. Zeitungen. (Zs. f. d. ges. Staatswissensch. 82, S. 394.) [1834

Nabitz, Richard: Die sozialpolitische Entwicklung in der deutschen Seeschiffahrt. Berlin. Charlottenburg, Schillerstr. 44: Gebr. Hoffmann 1926. (X, 176 S.) gr. 8°. [1835

Rörig, Fritz: Nochmals Mecklenburg. Küstengewässer und Travemünder Reede. (Zs. d. Ver. f. Lübeck. Gesch. ... 24, H. 1, S. 1.) [1836

Strauß, Leopold: Deutsche Eisenbahnbaupolitik in Elsaß-Lothringen. Heidelberg: Carl Winter [Verl.] in Komm. 1927. (XV, 155 S., 2 Kt.) gr. 8° = Schriften des Wissenschaftl.

Instituts d. Elsaß-Lothringer im Reich an d. Univ. Frankfurt. [1837

Haeckel, Jul.: Die Anfänge d. Berlin—Potsdamer Eisenbahn I, 1. 3. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Potsdams N. F., B. 6, H. 1. 2.) [1838

———

Eichheim, Anton: Das Zollwesen der Reichsstadt Memmingen. (Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Schwaben ... Bd. 47, S. 179—207.) [1839

Rabe: Aus dem Borkener Salbuch vom Jahre 1578. (Hessenland 39, S. 130.) [1840

Werner, E.: Die Mehl- u. Schlachtsteuer von 1827—1848 in Breslau u. Schlesien. (Zs. des Ver. f. Gesch. Schlesiens 61, S. 170.) [1841

———

Haarmann, Karl: Aus der guten alten Zeit des Bergbaues von Witten u. Umgegend. (Jb. d. Ver. f. Orts- u. Heimatk. in d. Grafsch. Mark ... 40, S. 225.) [1842

Koch, Ernst: Das Hütten- u. Hammerwerk der Fugger zu Hohenkirchen b. Georgenthal in Thüringen 1495—1549. (2. Teil.) (Zs. des Ver. f. thüring. Gesch. ... 35, S. 1.) [1843

———

Schönleber, Dorothea: Das Industriegebiet der Schwäbischen Alb und ihres Vorlandes. Ein wirtschaftsgeograph. Versuch. ([Geleitw.:] E[rich] Wunderlich.) Mit 58 Kt. Skizzen [auf 12 Taf.]. Stuttgart: Fleischhauer & Spohn 1926. (VIII, 181 S. mit Fig.) gr. 8° = Stuttgarter geograph. Studien. Reihe A., H. 2/3. [1844

Bödecker, Otto (K.): Die Industrialisierung der Stadt Harburg. Rostock: C. Hinstorff 19 (IX, 302 S.) 8°. = Hamburger Schriften zur Wirtschafts- u. Sozialpolitik. H. 1. [1845

Blunck, Werner: Die Entwicklung der Industrie in Neumünster b. z. Anschluß Schleswig-Holsteins an d. Deutschen Zollverein. (Quellen u. Forschgn. z. Gesch. Schleswig-Holst. Bd. 13.) [1846

Becker, Wilhelm: Die Fürstl.-Braunschweig. Glashütten. (Niedersächs. Jb. N. F. 4, S. 1ff.) [1847

Schmidt, Rudolf: Märkische Papiermühlen bis um 1800. (Brandenb. Jb. 3, S. 58.) [1848

Busse, Sophie: Ein Beitrag zur Geschichte der Bielefelder Leinenindustrie in d. ersten Hälfte d. 19. Jhdts. (41. Jahresber. d. Hist. Ver. f. d. Grafsch. Ravensberg, S. 1ff.) [1849

(Wilhelm): Zur Geschichte der Porzellanfabrik in Frankenthal. (Mon.-schrift d. Frankenth. Alt.-Ver., Jg. 36, Nr. 1.) [1850

Klingelhöfer, Paul: Die Iserlohner Drahtindustrie bis zur Einführung der Gewerbefreiheit. (Jb. d. Ver. f. Orts- u. Heimatk. d. Grafsch. Mark ... 41, S. 45.) [1851

———

Dubnow, Simon [Semen Markovič Dubnov]: Weltgeschichte des jüdischen Volkes. Von s. Uranfängen bis zur Gegenwart. In 10 Bdn. Bd. 5. Berlin: Jüdischer Verlag (1927). gr. 8°. 5. Europäische Periode. Das späte Mittelalter. Die Geschichte des jüdischen Volkes in Europa vom 13. bis zum 15. Jahrh. Übers. aus d. russ. Manuskript von A. Steinberg. (527 S.) [1852

Belloc, Hilaire: Die Juden. (The Jews.] Übers. u. Nachw. von Theodor Becker. München: Verlag J. Kösel & F. Pustet 1927. (XV, 232 S.) gr. 8° [1853

Gestalten und Momente aus der jüdischen Geschichte. Hrsg. von I[smar] Elbogen. Berlin: Welt-Verlag 1927 (320 S., mehr. Taf.) 8°. [1854

Rothschild, Th.: Bausteine. Zur Unterhaltg. u. Belehrg. aus jüd. Geschichte u. jüd. Leben. Neue Folge. Frankfurt a. M.: J. Kauffmann Verl. 1927. gr. 8°. N. F. (IV, 160 S.) [1855

Meisels, Samuel: Judenköpfe. Wien [I, Eisengasse 28]: Verlag: Die Neuzeit 1926. (271 S.) 8°. [1856

Wronsky, Siddy: Zur Soziologie d. jüd. Frauenbewegung in Deutschland. (Jb. f. jüd. Gesch. u. Liter. 28, S. 84.) [1857

Rotter, Hans, [u.] Adolf Schmieger: Das Ghetto in der Wiener Leopoldstadt. Mit 2 Pl. u. 18 Abb. auf 16 Taf. Wien: Burgverlag 1926. (130 S.) 4°. = Libri patriae. 1. [1858

Die **Juden** in Prag. Bilder aus ihrer tausendjähr. Geschichte. Festgabe d. Loge Praga ... Hrsg. v. S. Steinherz u. a. Prag 1927. (V, 248 S. mit Abb., 8 Taf.) 4°.

Rez.: Zs. d. dten. Ver. f. d. Gesch. Mährens. S. 134. [1859

Rosenthal, B.: Aus den Jugendjahren d. jüdischen Gemeinde Karlsruhe. (Mon.schr. f. Gesch. u. Wissensch. d. Judentums 71. S. 207.) [1860

Anklam, K.: Die Judengemeinde in Aurich. (Frankfurt a. M.: J. Kauffmann 1927.) (15. S.) gr. 8°. [1861

Leiß, Albert: Die Juden in Waldeck u. der Corbacher Judeneid. (Gesch.bll. f. Waldeck ... 24, S. 151.) [1862

Köhler, Max: Beiträge zur neuen jüdischen Wirtschaftsgeschichte. Die Juden in Halberstadt u. Umgebg. bis zur Emanzipation. Mit 1 Kt. Skizze. Berlin: K. Curtius 1927. (XII, 94 S.) 8°. = Studien zur Geschichte d. Wirtschaft u. Geisteskultur. Bd. 3.

Rez.: Zs. d. Harzver. f. Gesch. 60, S. 165. [1863

Stern, Heinrich: Geschichte der Juden in Nordhausen. (Bilder im Text [von] Hans Wolff-Nordhausen [, Bahnhofstr. 20]: Selbstverlag 1927. (75 S. mit Abb.) gr. 8°. [1864

Neufeld, Siegbert: Die Juden im thüringisch-sächsischen Gebiet während des Mittelalters. 2. Halle a. d. S.: Gebauer-Schwetschke 1927. gr. 8°. 2. Vom „schwarzen Tod" [1348] bis zum Ausgang d. Mittelalters. (178 S.) [1865

Stern, Moritz: Beiträge zur Geschichte der jüdischen Gemeinde zu Berlin. Heft 1. Berlin: Verlag Hausfreund 1926. gr. 8°. 1. (30 S., 1 Taf.)

Aus: Mitteilgn. d. Gesamtarchivs d. deutschen Juden. Jg. 6. [1866

Markreich, Max: Die Beziehungen der Juden zur Freien Hansestadt Bremen von 1065—1848. (Mon.schr. f. Gesch. u. Wissensch. d. Judent. 71, S. 444.) [1867

Zweig, Arnold: Caliban od. Politik und Leidenschaft. Versuch über d. menschl. Gruppenleidenschaften, dargetan am Antisemitismus. Potsdam: G. Kiepenheuer 1927 (370 S.) 8°. [1868

Kurtzig, Heinrich: Ostdeutsches Judentum. Tradition e. Familie. Mit e. Vorw. von Erdmann Graeser. Stolp: Eulitz-Verlag (1927). (VII, 164 S.) 8°. [1869

Guttmann, Michael: Das Judentum und seine Umwelt. Eine Darst. d. religiösen u. rechtl. Beziehungen zwischen Juden u. Nichtjuden mit bes. Berücks. d. talmudisch-rabbinischen Quellen. Bd. 1. Berlin: Philo-Verlag 1927. gr. 8°. 1. Allgemeiner Teil. (XII, 400 S.) [1870

Joerges, Ernst: Die weltgeschichtliche Bedeutung des Judentums und seine Zukunft. Berlin: K. Curtius [1927]. (80 S.) 8°.

Deutsches **Judentum** und Rechtskrisis. Jacques Stern: „Völkische Rechts- und Staatsphilosophie". Erich Eyck: „Die Stellung der Rechtspflege zu Juden und Judentum". Bruno Weil: „Der politische Prozeß". (Vorw.: Julius Brodnitz.) Berlin: Philo-Verlag u. Buchhandlg. 1927. (92 S.) gr. 8°.

Schickedanz, Arno: Das Judentum, eine Gegenrasse. Leipzig: Th. Weicher 1927. (32 S.) gr. 8°. = Der völkische Sprechabend. H. 50. [1873

Dresler, A[dolf]: Jüdische Politik und jüdische Politiker. Leipzig: Th. Weicher (1927). (36 S.) gr. 8°. = Der völkische Sprechabend. Jg. 3. 1927, H. 44. [1874

Bonhard, Otto: Jüdische Geld- und Weltherrschaft? Alldeutscher Verband. Berlin (1926). Neudeutsche Verlags- u. Treuhand-Gesellschaft; [aufgest.:] Berlin-Schöneberg: A. Albrecht [Komm.: R. Hartmann, Leipzig, in Komm.]. (86 S.) 8°. [1875

Hermann, Georg [d. i. Hermann Borchardt]: Der doppelte Spiegel. (1.—5. Aufl.) Berlin: G. Alweiss (1926). (91 S.) 8°. Betr. Judenfrage. [1876

Esser, Hermann: Die jüdische Weltpest. Kann ein Jude Staatsbürger sein? München: F. Eher Nachf. 1927. (139 S.) 8°. Enth. S. 55—114 den Abdruck von Bierbrauer, J. J.: Beschreibung derer berüchtigten jüdischen Diebes-, Mörder- u. Räuberbanden .... Kassel 1758. [1877

c) Recht und Gericht.

Brunner, Heinrich: Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte. 7. Aufl. (11.—12. Tsd.), nach d. Tode d. Verf. bes. von Ernst Heymann. München: Duncker & Humblot 1927. (X, 347 S.) [1878

Wolf, Erik: Grotius, Pufendorf, Thomasius. Drei Kapitel zur Gestaltgeschichte d. Rechtswissenschaft. Tübingen: Mohr 1927. (VIII, 124 S.) gr. 8° = Heidelberger Abhandlungen zur Philosophie u. ihrer Geschichte. 11. [1879

Walter, Max: Zur Steinkreuzforschg. in Baden. Mein Heimatland 15, S. 40. [1880

Mitteis, Heinrich: Politische Prozesse des früheren Mittelalters in Deutschland und Frankreich. Heidelberg: Carl Winter [Verl.] 1927. (124 S.) gr. 8° = Sitzungsberichte d. Heidelberger Akademie d. Wiss. Phil.-hist. Kl. Jg. 1926/27, Abh. 3. [1881

Müller, Karl Otto: Zwei schwäbische Handschriften d. Schwabenspiegels. (Bruchstücke aus d. 14./15. Jhdt. Zs. d. Savigny-Stiftung 47, S. 657.) [1882

Das **Femgerichtsgericht** des Soester Stadtarchivs. Hrsg. v. d. Stadtverw. Soest ... m. e. Einl. v. Karl v. Amira. Leipzig: K. W. Hiersemann 1927. (15 S., 4 Taf.) 4°.

Rez.: Zs. f. dtes. Altert. 64, S. 116. [1883

Müllers, Heinrich: Das Rheydter Hochgeding vom 29. Januar 1590. (Niederrhein. Heimatfreund, Jg. 2, Nr. 7, 8.) [1884

Franz, Georg: Das Gerichtsbuch der Gemeinde Heßheim. (Mon.-schr. d. Frankenth. Altert.-Ver. Jg. 35, Nr. 3.) [1885

Frommhold, Gg.: Das Gerichtsbuch von Pfalzfeld. (Zs. d. Savigny-Stiftung 47, S. 664.) [1885a

Suchomel, Hugo: Die Strafrechtsreform in Österreich. (Österr. Jahrbuch 1927, S. 1.) [1886

Hexner, Erwin: Generelle Rechtsnormen in der Tschechoslowakischen Republik. Brünn: Rudolf M. Rohrer 1927. (60 S.) 8°.

Aus: Juristen-Zeitung f. d. Gebiet d. Tschechoslowakischen Republik. Jg. 1927, Nr. 6, 7, 9, 10, 13, 14. [1887

Epstein, Leo: Das Sprachenrecht der Tschechoslowakischen Republik. Unter Berücks. d. Gesetzesmaterialien u. d. Rechtssprechung, mit Hinweisen u. erl. Bemerkgn. versehen. Reichenberg [i. B.]: Gebr. Stiepel 1927. (353 S.) kl. 8°. = Stiepels Gesetz-Sammlung des Tschechoslowakischen Staates. Folge 48. [1888

Hödl, Roman: Die Marktrechtsprivilegien des Marktes Loosdorf i. Bezirk Melk. (Mo.bl. d. Ver. f. Landes-Kunde ... von Niederösterr. ... 12, 27, 1, 12.) [1889

Handel-Mazzetti, Viktor: Utrumque Rurese, utrumque Swarzahe. (Mon.bl. d. Ver. f. Landeskunde ... von Niederösterr. ... 12, 26, 137.) [1890

Maidhof, A[dam]: Das Passauer Stadtrecht. Ein Beitr. zur bairisch-österreich. Rechts- u. Kulturgeschichte. Passau 1927: (A. Gogeissl; [It. Mitteilg.:] Institut für ostbair. Heimatforschg.). (X, 184 S., 2 Fak. Taf.) gr. 8°. = Veröffentlichungen d. Instit. f. ostbair. Heimatforschg. [1891

Semrau, Arthur: Die Willkür der Stadt Kulm von etwa 1400.

Ders.: Ein vorstädt. Zinsregister der Stadt Kulm aus d. Zeit von etwa 1320. (Mitt. d. Coppernicus-Ver. ... 35.) [1892

Rehme, Paul: Das rechtliche Wesen der großen Ravensburger Handelsgesellschaft. (Zs. d. Savigny-Stiftung 47, S. 487.) [1893

Les **Sources** du droit du Canton de Genève. T. 1. Aarau: H. R. Sauerländer & Co. 1927. 4°. = Sammlung schweizerischer Rechtsquellen. Abt. 22. 1. Des origines à 1460. Publié par Emilie Rivoire et Victor van Berchem. (XX, 544 S.) [1894

Lücker, Peter: Eigenart u. Rechtmäßigkeit des Berechtigungswesens, dargest. an d. Verhältnissen der Landgemeinde Friedewald. (Zs. d. Ver. f. rhein. u. westfäl. Volkskde. 25, S. 99.) [1895

Privilegien der Stadt Frankenthal. (Mon.-schr. d. Frankenth. Altert.-Ver. Jg. 35, Nr. 2ff.) [1896

Goris, J. A.: Zeden en criminaliteit te Antwerpen in de tweede helft van de XIVe eeuw. (einde). (Revue belge ... 6, S. 181.) [1897

Eichler, Karl: Wildunger Hexenprozesse. (Gesch.bll. f. Waldeck ... 24, S. 103.) [1898

Ploehn, H.: Eine alte Formel für die Ausübung des Fahrrechts im Stift Ratzeburg.

(Mitt. d. Heimatbundes f. d. Fürstentum Ratzeburg. Jg. 9, Nr. 1.) [1899

Poschmann, Adolf: Das Weiderecht in Tafterwalde. (Zs. f. d. Gesch. u. Altert.-Kde. Ermlands 23, 1, S. 98.) [1900

Junk, Eine Clusserather Erbpachturkunde v. 1774. (Trier. Zs. 2, S. 168.) [1901

Schaus, E.: Freiheitsbriefe für Grumbach von 1330 u. 1708. (Trier. Zs. 2, S. 42.) [1902

Meininghaus, Aug.: Die Grundstücks- u. Rentenverkäufe des Dortmunder Gerichtsbuches von 1520/22. (Beitr. z. Gesch. Dortmunds 35, S. 5ff.) [1903

Altrichter, A.: Die Sprüche in den Iglauer Richterbüchern (1553—1692). (Zs. d. dten. Ver. f. d. Gesch. Mährens u. Schlesiens 29, S. 105.) [1904

Hauer, Rupert: D. Pranger u. seine Stellung in der niederösterr. Rechtsgesch. (Mon.bl. d. Ver. f. Landeskunde ... v. Niederösterr. ... 12, 27, 130, 142.) [1905

Leitner, Martin: Handbuch des katholischen Kirchenrechts. Lfg. 5. München: Verlag J. Kösel & F. Pustet 1927. 8°. [1906

Schubert, Hans von: Der Kampf des geistlichen und weltlichen Rechts. Heidelberg: Carl Winter [Verl.] 1927. (74 S.) gr. 8° = Sitzungsberichte d. Heidelb. Akademie d. Wissenschaften. Phil.-hist. Kl. Jg. 1926/27, Abh. 2.

Rez.: Zs. f. bayr. Kirchengesch. III. S. 59. Zs. f. Kirchengesch. 46. S. 316. [1907

Hauser, Laurentius: Das abteil. Pontifikalienrecht einst u. jetzt. (Studien u. Mitt. z. Gesch. d. Benedikt.Ordens 14, S. 45.) [1907a

Hoederath, Hans Theodor: Die geistlichen Richter der Fürstäbtissinen von Essen. (Beitr. z. Gesch. v. Stadt u. Stift Essen 45, S.129.) [1908

Haupt, Richard: Beitrag aus der Nordmark zur Patrozinienforschung. (Schriften d. Ver. f. Schlesw.-Holst. Kirchengesch. 2. R. Bd. 8, H. 3. S. 305.) [1909

Wörterbuch des Völkerrechts und der Diplomatie. Begonnen von Julius Hatschek †. Fortges. u. hrsg. von Karl Strupp. Lfg. 17/18. (Bd. 3, Bog. 25—40.) Weltkrieg, diplomat. Vorgeschichte — Zamora-Fall. (S. 385—640.) Berlin: W. de Gruyter & Co. 1927. 4°. [1910

Ehrhardt, E.: L'influence de la Réforme sur le développement du droit international. (Revue d'histoire et de philos. relig. 1927. S. 180.) [1911

Walz, G. A.: Die Abänderung völkerrechtsgemäßen Landesrechts. Grundsätzliche Untersuchungen zum engl., amerikan., deutschen u. österreich. Recht. Berlin: F. Dümmlers Verlh. 1927. (174 S.) 8°. = Völkerrechtsfragen. H. 21. [1912

(**Maslowski,** Peter:) Bürgerlicher Staat-Klassenjustiz und Proletariat. Ein Leitf. Berlin: Mopr Verlag [Komm.: O. Klemm, Leipzig] 1927. (IX, 86 S.) gr. 8°. [1913

Reschke, Hans: Die rechtliche Stellung der Reichseisenbahngesellschaft. (Itzehoe [1927]: F. Pranor [aufgekl.:]) Berlin: C. Heymann. (IV, 47 S.) gr. 8°. [1914

d) Kriegswesen.

Delbrück, Hans: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Fortges. von Emil **Daniels.** Tl. 5. Neuzeit. [Forts.,] Buch 2. **Berlin:** G. Stilke 1927. gr. 8°.

- 5, 2. Oberste Heeresltg. u. revolutionäre Internationale. [Der österreichisch-französ. Krieg 1859.] (III S., S. 179—405. mehr. Pläne.) [1915

Frauenholz, Eugen von: Deutsche Kriegs- und Heeresgeschichte, in den Umrissen dargest. Mit 1 [farb.] Übersichtskt. München: R. Oldenbourg 1927. (X, 324 S.) 8°. [1916

Das deutsche **Soldatenbuch.** Deutschlands Wehr u. Waffen im Wandel d. Zeiten von d. Germanen bis zur Neuzeit. Hrsg. von F. W. Deiß. [2 Bde.] Bd. 2. Leipzig [-Gohlis, Kaiser-Friedrich-Str. 25]: A. Fröhlich [1927]. 2°. 2. (Vom deutschen Bundesheer bis zum Reichsheer.) Mit 908 Textb. sowie 4 vierfarb. u. 8 zweifarb. Kunstdr.-Beil. (V, 392 S.) [1917

Ehren-Rangliste des ehemaligen deutschen Heeres auf Grund der Ranglisten von 1914 mit d. inzwischen eingetretenen Verändgn. Hrsg. vom Deutschen Offizier-Bund. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1926. (XIX, 1275 S.) 8°. [1918

Mertens, Carl: Reichswehr oder Landesverteidigung? Ein Beitr. z. d. Wehrmachtsproblemen Deutschlands. Wiesbaden: Verlag Friede durch Recht 1927. (30 S.) 8°. [1919

Bang [, Paul Franz]: Die Deutschen als Landsknechte. 2., stark erw. Aufl. 21.—25. Tsd. München: J. F. Lehmanns Verl. 1927. (83 S.) 8°. [1920

Pichler, Alfred: Der pulcher tractatus de materia belli. Ein Beitrag zur Kriegs- u. Geistesgeschichte d. Mittelalters. Graz: Leuschner & Lubensky 1927. (65 S.) gr. 8° = Veröffentlichungen d. hist. Seminars d. Univ. Graz. 4. [1921

Liersch, K. F.: Straßenräuber u. Stegreifritter. Lausitzer Heimat. Probenr. v. Jg. 1, H. 1. [1922

Bernhardt, J.: Bezeichnung mittelalterl. Schwerter. (Zs. f. Histor. Waffen- u. Kostümkde. N.F. 2, H. 9. [1923

Baumbach, K. v.: Von des weiß Kuniges Schwert. Hessenland. Jg. 40, H. 2, S. 33. [1924

Geßler, E. A.: Das Aufkommen der Halbarte von ihrer Frühzeit bis zum Ende d. 14. Jahrhunderts. (D. Gesch.freund 82. S. 60. [1925

Geßler, Eduard A.: Zwei Geschütze Meister Joergs von Guntheim von 1533. (Zs. f. hist. Waffen- u. Kostümkde. N.F. 2, S. 194.) [1926

Die deutsche **Seemacht.** Mit e. Geleitw. von Alfred von **Trotha.** München: Süddeutsche Monatshefte (1927). (S. 73—148.) gr. 8° = Süddeutsche Monatshefte. Jg. 24. 1927, H. 8. [1927

Sternbeck, Alfred: Flibustier und Bukaniere. Seeabenteuer aus vergangener Zeit. Mit 16 Bildtaf. Berlin: Reimar Hobbing [1927]. (400 S.) gr. 8°. [1928

Mantey, Eberhard v.: Seeschlachten-Atlas. Eine Einführg. in d. Lehre vom Seekriege. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1928 ([Ausg.] 1927). (72 S. mit Abb.) 4°. [1929

Nagel, Alfred G.: „Amazone". Erinnergn. aus der Werdezeit dreier Marinen. Hrsg. von d. „Kieler Zeitg.". Kiel [: W. G. Mühlau in Komm.] 1927. (103 S. mit Abb., 1 eingedr. Kt., mehr. Taf.) 8° = Geschichte deutscher Kriegsschiffe. 6. [1930

Lamprecht, Viktor: Dienstreglement für das österreichische Bundesheer. Als provisor. Behelf zsgest. Tl. 1. Graz: Leykam 1927. kl. 8° = Militärische Handbücher. Bd. 8.
1., 2., wesentl. geänd. Aufl. (XV, 228 S.) [1931

Völlick, Bruno: Budavár háziurainak és lakóinak névjegyzéke 1714—ben, összeállitotta. Namensverzeichnis der Hausherren u. Bewohner der Festung Ofen i. J. 1714. Zsgest. Budapest 1927: Pesti Könyonyomda részvénytársaság. (17 S.) kl. 8°. [1932

Weber, P. X.: Rüstungs- u. Waffenschmiede im alten Luzern. (D. Gesch.freund 82, S. 192.) [1933

Hampe, Theodor: Waffengeschichtliches aus einem Nürnberger Haus- u. Rechnungsbuch des 15. Jahrhdts. (Zs. f. Histor. Waffen- u. Kostümkde. N.F. 2, H. 8. [1934

Springer: Vom Kurpfälzer Heere. (Pfälz. Museum 44, S. 134.) [1935

Krüger, E.: Die französische Festung Montroyal (Trierer Zs. 2, S. 215.) [1936

Dietrich, Walther: Die Uniformen der churfürstlich und königlich sächsischen Armee von 1682—1914. 400 Buntdrucktaf. in 12 Abt. (Abt. 1, Taf. 1—5. [Lfg. 1.]) Leipzig: M. Ruhl [1927]. (4 S., 5 farb. Taf.) 4°. [1937

Wilhelm, Felix: Die mittelalterlichen Befestigungsanlagen der Stadt Bautzen u. d. Gründe f. ihren teilweisen Abbruch. Bautzen 1928. 27 S. 4° = Oberlausitzer Heimatstudien 12. [1938

Lehmann, Franz: Jüterbog und seine Artillerie-Schule. Berlin: Verlag „Offene Worte" 1927. (64 S., 3 Kt.) kl. 8°. [1939

Schwartz, Paul: Neumärkische Fremdenlegion. (Die Neumark 5, Nr. 1.) [1940

Hofmeister, Hermann: Die Wehranlagen Nordalbingiens. H. 2. Lübeck: M. Schmidt-Römhild 1927. 2°.
2. 1. Amt Fürstent. Ratzeburg. 2. Kreis Herzogt. Lauenburg. (IV, 101 S. mit Abb., 1 farb. Kt., 36 z. T. fabr. Taf.) [1941

Ginhart, Karl: Die Burg Hochosterwitz in Kärnten. Augsburg: Dr. B. Filser, 1927. (49 S. mit Abb., 1 Pl.) 8°. = Österreich. Kunstbücher. Bd. 50. [1942

Schaetzke, Viktor: (Schloß und Ruine) Greiffenstein. Ein Beitr. zur Burgenkunde. 2. u. 3. verb. u. verm. Aufl. Schweidnitz: L. Heege 1927. (35 S. mit Abb. u. 1 eingedr. Pl., 1 Titelb.) 8°. Aus: Schaetzke: Schles. Burgen u. Schlösser. [1943

Schaetzke, Viktor: Der Kynast. Ein Beitr. zur Burgenkunde. 5. u. 6. verb. u. verm. Aufl. Schweidnitz: L. Heege 1927. (40 S. mit Abb., 3 Taf.) 8°.
Aus: Schaetzke: Schles. Burgen u. Schlösser. [1944

Schaetzke, Viktor: Die Kynsburg. Ein Beitr. zur Burgenkunde. 2. u. 3. verb. u. verm. Aufl. Schweidnitz: L. Heege 1927. (35 S. mit Abb., 1 Taf.) 8°.
Aus: Schaetzke: Schles. Burgen u. Schlösser. [1945

e) *Religion und Kirche.*

Die **Religion** in Geschichte und Gegenwart. 2. Aufl. In Verb. mit Alfred Bertholet, Hermann Faber u. Horst Stephan hrsg. von Hermann Gunkel u. Leopold Zscharnack. Lfg. 18/19. (Bd. 1: Bog. 50—55.) Christentum V — Czersky. (Sp. 1569—1760.) Tübingen: Mohr 1927. 4°. [1946

Schnürer, Gustav: Kirche und Kultur im Mittelalter. Bd. 1. Paderborn: F. Schöningh 1927. 8°.
1. 2. Aufl. (XVI, 426 S.) [1947

Bauer, Otto: Sozialdemokratie, Religion und Kirche. Ein Beitrag zur Erläuterg. d. Linzer Programms. Wien: Wiener Volksbuchhandlung 1927. (62 S.) gr. 8°. [1948

Goltz, Eduard Frh. von der: Kirche und Volksgemeinschaft. Rede. Greifswald: Ratsbuchh. L. Bamberg 1927. (17 S.) gr. 8°. = Greifswalder Universitätsreden. 17. [1949

Müller, Karl: Kirchengeschichte. (In 2 Bd.) 2., völlig neubearb. Aufl. 8.—10. Tsd. Bd. 1, Lfg. 2. (S. 313—569.) Tübingen: J. C. B. Mohr 1927. gr. 8°. = Grundriß der Theologischen Wissenschaften. Abt 2 [1950

Holl, Karl: Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte 1. Tübingen: Mohr 1927. gr. 8°. 1. Luther. 4. u. 5. photomechan. gedr. Aufl. (XI, 590 S.) [1951

Wendland, W.: Zusammenschluß u. Aufgaben der territorialen Kirchengesch. Vereine. (Zs. f. Kirchengesch. 46, S. 588.) [1952

Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte, hrsg. von Franz Blanckmeister. H. 36. = Jahresh. f. 1927. Dresden: C. L. Ungelenk 1927. (II, 84 S., 1 Bl.) gr. 8°. [1953

Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte. Reihe 2 (Beiträge u. Mitteilgn. Bd. 8, H. 2. Ansgarheft. (VI, S. 113—303, 1 Taf.) Kiel: Selbstverlag 1926. gr. 8°. [1954

Kirchliches **Handbuch** für das katholische Deutschland. Begr. von Hermann A[nton] Krose. Hrsg. von d. amtl. Zentralstelle f. kirchl. Statistik d. kath. Deutschlands Köln. Bd. 14: 1926—1927. Freiburg: Herder 1927. (XX, 373 S. mit 1 Abb.) gr. 8°. [1955

Korff, Heinrich: Biographica catholica. Verz. von Werken über Jesus Christus sowie über Heilige, Selige, Ordensleute, ehrwürd. u. fromme Personen, Konvertiten, Meister d. christl. Kunst, hervorrag. u. verdiente kath. Männer u. Frauen 1870—1926. Bearb. u. hrsg. Freiburg: Herder 1927. (VII, S., 280 Sp.) 4°. [1956

Handbuch der Kirchen-Statistik für den Freistaat Sachsen. Ausg. 25. Nach d. Stande vom 1. Febr. 1927. Bearb. v. O[tto] H[ugo] Kraut. Dresden (1927: Liepsch & Reichardt). (VII, 488 S.) gr. 8°. [1957

Das **Wesen,** der Wert und der Zweck der kirchlichen Statistik und ihre Aufgaben nach der Volkszählung von 1925. Vorträge. Hrsg. vom Statist. Ausschuß d. Deutschen Evangel. Kirchenausschusses. (Vorw.: Alfred Fischer.)

Berlin-Steglitz, Beymestr. 8: Evangelischer Preßverband f. Deutschland (1926). (15, 2, 2 S.; 1 Tab.) 4°. [1958

Pastor, Ludwig Frh. von: Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzg. d. päpstl. Geheim-Archivs u. vieler anderer Archive bearb. Bd. 11.
Rez.: Zs. d. dten. Ver. f. d. Gesch. Mährens 29, S. 150. Zs. f. Schweiz. Kirchengesch. 21, S. 316. Archivio stor. ital. A. 85, Disp. 3, S. 102.
Bd. 12. Freiburg: Herder 1927. gr. 8°. 12. Geschichte d. Päpste im Zeitalter d. kathol. Restauration u. d. Dreißigjähr. Krieges. Leo XI. u. Paul V. (1605—1621.) 1.—7. Aufl. (XXXVI, 698 S.) [1959

Sella, Pietro: Costitutioni dello Stato della Chiesa anteriori alla riforma albornoziana. (Archivio stor. ital. A. 85, Disp. 3, S. 3.) [1960

Bauer, C.: Die Epochen der Papstfinanz. (Histor. Zs. 138, S. 457.) [1961

Das **Antlitz** des christlichen Rom. Begleittext von Georges Goyau, H. Chéramy. (Lfg. 6. 7.) (S. 253—354.) Genf, Rue du Rhône 2: Verlag d. Société anonyme d'éditions artistiques S. A. D. E. A. [; lt. Mitteilg.: Berlin W 35, Steglitzer Str. 49: Adolf-Ernst Kuhr] 1926 [—1927]. 4°. [1962

Neckel, Gustav: Die altgerm. Religion. (Zs. f. Deutschkunde 41, S. 465.) [1963

Tellen, Anton: Die Donarsteine bei Buldern. (Heimatbll. hrsg. v. Heimatverein Dulmen, Jg. 3, S. 135.) [1964

Klein, C.: Der Tempelbezirk im Bierbacher Klosterwald. (Germania 11, S. 121.) [1965

Krollmann, C.: Das Religionswesen der alten Preußen. (Altpreuß. Forschn. 4, S. 5.) [1966

Schade-Danzig, Ernst: Deutsche Religion. In Vergangenheit, in Gegenwart u. Zukunft. Ein freies religiöses Zeugnis. 2. Aufl. Leipzig: Lotus-Verlag [; überkl.] Leipzig C 1: K. W. Schade 1927. (VIII, 108 S., 1 Titelb.) kl. 8°. [1967

Blanke, F.: Die Missionsmethode des Bischofs Christian von Preußen. (Altpreuß. Forsch. 4, S. 20.) [1968

Lippert (Dekan): Die Einführung d. Christentums in Oberfranken. Archiv f. Gesch. u. Altertumskde., Bd. 30, H. 1, S. 88—137. [1969

Hofmeister, Philipp: Mitra u. Stab der wirklichen Prälaten ohne bischöflichem Charakter. (= Kirchenrechtl. Abhandlungen 104.) [1970

Juhász, Koloman: Die Stifte der Tschanader Diözese im Mittelalter. Ein Beitr. zur Frühgeschichte u. Kulturgeschichte d. Banats. (Vorw.: Georg Schreiber.) Münster i. W.: Aschendorffsche Verlh. 1927. (VIII, 333 S., 28 Abb. auf 8 Taf., 1 Kte.) 8° = Deutschtum u. Ausland. H. 8/9. [1971

Beiträge zur Gründungsgeschichte der Oberrhein. Kirchenprovinz veröffentl. z. Jahrhundertjubiläum d. Erzdiözese Freiburg i. Br. Tl. 1. Freiburg i. Br. = Freiburger Diözesenarchiv N. F. 28. [1972

Wenner, Joseph: Die Rechtsbeziehungen der Mainzer Metropoliten zu ihren sächsischen Suffraganbistümern bis zum Tode Aribos (1031). Ein Beitr. zur Geschichte d. Metropolitanverfassg. in Deutschland. Paderborn: F. Schöningh 1926. (XVI, 230 S.) gr. 8°. = Görres-Gesellschaft zur Pflege d. Wissenschaft im kath. Deutschland. Veröffentlichungen d. Sektion f. Rechts- u. Sozialwissenschaft. H. 46. [1973

Wolff-Metternich, Graf F.: Die Grabmäler der Erzbischöfe im Dom zu Köln. In: Zs. des Rhein. Vereins f. Denkmalspflege u. Heimatschutz. Jg. 19, 3, S. 92—110. [1974

Jaspar, Edm.: De plaats van den Bischopszetel te Maastricht. (Publications de la Soc. hist. et arch. dans le Limbourg ... 63, S. 28.) [1975

Bierbaum, Max: Diözesansynoden d. Bistums Münster. (Röm. Quartalschr. 35, S. 381.) [1976

Nikolay, Wilh.: Aus der Vorgeschichte des Bistums Limburg. (Freibg. Diöcesenarchiv N. F. 28, S. 127.) [1976a

Hoppe, Willy: Das Erzstift Magdeburg u. d. Osten. (Histor. Zs. 135, S. 369.) [1977

Steffen, Franz: Die Diözese Danzig, ihr erster Bischof Eduard Graf O'Rourke und ihre Kathedralkirche zu Oliva. Mit e. [Titel-] Bildnis u. zahlr. [eingedr.] Bild. Danzig: Westpreuß. Verlag 1926. (128 S.) 8°. [1978

Seppelt, Franz Xaver: Die Epochen der Breslauer Bistumsgeschichte im Mittelalter. (Zs. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens 61, S. 1.) [1978

Dittrich, H.: Die ehemal. Fürstbischöfl. Residenz in Neisse. (Jb. d. Neiß. Kunst- u. Altert.-Ver. 31, S. 23.) [1980

Selle, Friedrich: Schicksalsbuch der evangelischen Kirche in Österreich. Ein Leseb. ihrer wichtigsten Urkunden u. Zeugnisse f. ihre Bekenner. Berlin: Furche-Verlag 1928 [Ausg. 1927]. (346 S., 1 Titelb.) gr. 8°. [1981

Klebel, E.: Zur Geschichte der Pfarren u. Kirchen Kärntens, III. (Carinthia I, 117, S. 81.) [1982

Schier, Bruno: Bericht von den Collaturen Undt Kirchen in der Graff Gallassischen Herrschaft Friedlandt. (Mitt. d. Ver. f. Heimatkde. d. Jeschken-Isergaues 21, S. 40.) [1983

Brock, Erich: Zur evangel. Kirchengeschichte der Stadt Straßburg. (Zeitwende 3. II, S. 520.) [1984

Hecht, Gustav: Gebürtige Pfälzer als Träger der preußischen Kirchenpolitik im Streite um die Heiliggeistkirche in Heidelberg. (Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins N.F. 41, S. 173.) [1985

Marx, Jakob. — Geschichte der Pfarreien der Diözese Trier. Begründet von Jakob Marx d. J., fortgesetzt u. hrsg. von Matthias Schuler. Bd. 3. Trier: Paulinus-Druckerei 1927. gr. 8°. 3. Geschichte der Pfarreien der Dekanate Prüm-Wazweiler. Bearb. von Peter Oster. (XVI, 950 S.) [1986

Entscheidungen des Cöllnischen Konsistoriums 1541—1704. Nach d. Sammlg. von Franz Julius Lütkens hrsg. von Burkhard von Bonin. Weimar: H. Böhlaus Nachf. 1926. (III, 676 S.) gr. 8°. [1987

Heusgen, Paul: Die Pfarreien der Dekanate Meckenheim und Rheinbach. Mit 3 Urkunden-Beil. u. 1 [eingedr.] Kt. Köln: J. P. Bachem 1926. (XX, 466 S.) gr. 8° = Geschichte d. Pfarreien d. Erzdiözese Köln. Neue Folge. [1

Bernbeck, Hans Hermann: Das Kirchenpatronat in Hessen ... (Archiv f. hess. Gesch. Erg.bd. 9, H. 1.) [1989

Müller, Joh. u. G. Wolpers: Die Katholischen Kirchenbücher des Eichsfeldes = Unser Eichsfeld Jg. 22, 1927, S. 171. [1990

Arndt, Georg: Das Kirchenpatronat in Thüringen. Jena: G. Fischer 1927. (VIII, 153 S.) 8° = Zeitschrift f. Thüring. Geschichte u. Altertumskunde. N.F., Beih. 10. [1991

Overmann, Alfred: Entstehung der Erfurter Pfarreien. (Sachsen u. Anhalt 3, S. 135.) [1991a

Torge, Paul: D. Probst von Berlin. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 44, H. 1, 2.) [1992

Bilder aus dem religiösen und kirchlichen Leben Ostpreußens. Festschrift zum deutschen evangel. Kirchentag in Königsberg Pr. vom 17. bis 21. Juni 1927. Hrsg. im Auftr. von (Carl) Flothow. Königsberg: Gräfe & Unzer (1927). (191 S. mit Abb. auf Taf.; 4 Notens.) gr. 8°. [1993

Grentrup, Theodor Nationale Minderheiten und katholische Kirche. Breslau Ferd. Hirt 1927. (174 S.) gr. 8° = Quellen u. Studien zum Nationalitätenrecht. H. 1. [1994

Schmidlin, Jos. Roms Anteil an d. kathol. Reformation in Deutschland. (Röm. Quartalschr. 35, S. 369.) [1995

Schütz, Jacob Hubert Das segensreiche Wirken der Orden und Kongregationen der katholischen Kirche in Deutschland samt Ordenstrachtenbildern. Bd. 1. Paderborn: Junfermann 1926. gr. 8°. 1. Klostermonographien. [Nebst] Klosterschematismus aller selbständ. männl. u. weibl. Ordensniederlassungen Deutschlands zsgest. von Hubert Plum. (VIII, 320 S., IV, 133 S., mehr. Taf.) [1996

Calmes, Michael: Zur Soziologie des katholischen Ordensstandes. M.-Gladbach: Volksvereins-Verlag (1927). (58 S.) 8° = Staatsbürger-Bibliothek. 163. [1997

Gregor d. Gr., Papst. — St. Benedikt der Vater des abendländischen Mönchtums nach d. von Papst Gregor d. Gr. ges. Berichten hrsg. von Constantin Vidmar. Mit e. Orig.-Rad. u. [eingedr.] Holzschn. Wien: Reinhold-Verlag 1927. (VI, 81 S.) kl. 8° = Kleine historische Monographien. [Bd. 5.] = Reihe 1, Bd. 4. [1998

Whitehill, W. M. jr.: Gregorian capitals from Cheny. (Speculum 2, S. 385.) [1999

Thoma, Franz X.: Petrus von Rosenheim O. S. B., ein Beitr. zur Melker Reformbewegung. (Studien u. Mitt. z. Gesch. d. Benediktordens 14, S. 94.) [2000

Heijmann, H.: Untersuchungen über d. Prämonstratenser Gewohnheiten: Prémontré u. Cluni. (Analecta Prämonstr. T. 3, S. 5.) [2001

Perinet, Claudio: Mappa geographica Provinciae GermaniaeS uperioris. (Analecta sacri ord. fratrum Praed. A. 36, S. 425.) [2002

Hofer, P. J.: Die Geschichte des Armutsstreites in d. Chronik d. Joh. v. Winterthur. (Zs. f. Schweiz. Kirchengesch. 21, S. 241.) [2003

Sapegno, N.: Di alcuni recenti scritti di storia francescana. (Riv. stor. ital. 44, S. 113.) [2004

Walz, Angelus M.: Statistisches über d. süddeutsche Ordensprovinz. (Quellen u. Forsch. z. Gesch. d. Dominikanerordens in Deutschld. 23.) [2005

Steffen, H.: Die soziale Lage der Pfarrgeistlichkeit im Deutschordensstaate. (Zs. f. d. Gesch. u. Altert.-Kde. Ermlands 23, S. 1. [2006

Hoensbroech, Graf Paul von: Der Jesuitenorden. Eine Enzyklopädie, aus d. Quellen zsgest. u. bearb. Bd. 2. Bern: P. Haupt 1927. gr. 8°.

2. K—Z. (783 S.) [2007

Kroess, Alois: Geschichte der böhmischen Provinz der Gesellschaft Jesu. 2, Abt. 1. Wien: Mayer & Comp. 1927. gr. 8° = Quellen u. Forschungen zur Geschichte Österreichs u. d. angrenzenden Gebiete. 13.

2, 1. Beginn d. Provinz, d. Universitätsstreites u. d. kath. Gen. Reformation bis zum Frieden von Prag 1635. Nach den Quellen bearb. (XXIV, 384 S.) [2008

Schüller, Andr.: Jesuiten-Laienbrüder im Rheinland u. Westfalen. (Trier. Zs. 2, S. 155.) [2009

Mayer, Heinrich Suso: Die Klöster in Preußen. Die staatsrechtl. Stellg. d. Klöster u. klösterl. Genossenschaften d. kath. Kirche nach d. in Preußen geltenden Recht. Paderborn: F. Schöningh 1927. (46 S.) gr. 8° = Görres-Gesellschaft zur Pflege d. Wissenschaft im kath. Deutschland. Veröffentlichungen d. Sektion f. Rechts- u. Sozialwissenschaft. H. 50. [2010

Santifaller, Leo: Calendarium Wintheri. Il più antico calendario, necrologio ed urbario del Capitolo della Cattedrale di Bressanone. Gleno 1926. (617 p.) (Estr. dell' Archivio per l'Alto Adige Vol. 18.)

Rez.: Archivio stor. ital. A. 85, S. 92. [2011

Martin, Franz: Stift St. Peter in Salzburg. Augsburg: Dr. B. Filser 1927. (42 S. mit Abb.) 8° = Österreich. Kunstbücher. Bd. 55. [2012

Trafojer, Ambrosius: Das Kloster Gries (Bolzano). Mit 52 Abb. Bolzano Vogelweider [in Komm.] 1927. (269 S.) 8°. [2013

Prochaska, Heinrich: Das geistige Leben im Stifte Kremsmünster im 13. u. 14. Jhdt. (Heimatgaue Jg. 8, H. 2 u. 3/4. [2014

Newald, Richard: Das Kloster Kremsmünster. Zur Feier seines 1150jähr. Bestehens. (Allg. Rundschau 24, S. 799.) [2015

Archiv für die Geschichte des Hochstifts Augsburg. Bd. 6. Lf. 5. Dillingen a. R. 1926. [2016

Dertsch: Das Kloster Weihenberg. Archiv f. d. Gesch. d. Hochstifts Augsburg. Bd. 6. S. 505—540. [2017

Wellstein, Gilbert: Kloster Marienstätt. Augsburg: B. Filser 1927. (47 S. mit Abb.) 8°. (Deutsche Kunstführer an Rhein u. Mosel, Bd. 5.)

Rez.: Nass. Heimatbl. 28, S. 28. [2018

Festschrift zur 800-Jahrfeier der ehemaligen Cistercienser-Abtei Ebrach. Bamberg: C. C. Buchner (1927). (104 S. mit Abb., 1 Kt.) 4° =

Heimatblätter. Hrsg. vom histor. Verein Bamberg. Jg. 6/7. 1927/1928. [2019

Wetterwald, Ch.: Les couvents dominicains à Guebwiller. (Rev. d'Als. 74, S. 16, 147.) [2020

Beitz, Egid: Kloster Heisterbach. Augsburg: Dr. B. Filser 1926. (44 S. mit eingedr. Pl., Abb.) gr. 8° = Deutsche Kunstführer an Rhein u. Mosel. Bd. 1. [2021

Clark, James Midgley: The abbey of St. Gall as a centre of literature and art. Cambridge. Univers. Press 1926.
Rez.: Speculum 2. S. 354. [2022

Buchner, M.: Ein literar. Denkmal zu einem 1200jährigen Klosterjubiläum. (Reichenau) [Bespr. v. Die Kultur der Abtei Reichenau 1924.] (Gelbe Hefte 3, II, S. 603.) [2023

Baum, Julius: Kloster Blaubeuren. Augsburg: Dr. B. Filser 1926. (44 S. mit Abb.) 4° = Deutscher Kunstführer. Bd. 3. [2024

Schepenbrieven van het kapittel van O. L. Vrouw te Maastricht (suite) par Dr. P. Doppler. (Publications de la Soc. hist. et arch. dans le Limbourg ... 63 S., 91—292.) [2025

Seilacker, Karl: Zur Gründungsgeschichte des Klosters Herrenalb. (Blätter f. württ. Kirchengesch. N.F. 31, S. 101.) [2026

Deusch, Werner Richard: Kloster Maulbronn. Augsburg: [Dr.] B. Filser 1926. 44 S. mit Abb. im Text u. auf Taf.) gr. 8° = Deutsche Kunstführer. Bd. 2. [2027

Klose, Karl: Das Augustiner-Kloster und die Frauenkirche in Baden. Baden [bei Wien]: Verein „Niederösterreichische Landesfreunde" [1927]. (23 S. mit Abb.) 8° [Umschlagt.] = Badener Bücherei. 17. [2028

Schulte, Aloys: Aus dem Leben des Straßburger Domkapitels. (Elsaß-Lothring. Jb. 6, S. 1ff.) [2029

Crassier, Louis Baron de: Addenda à l'Histoire de l'abbaye de Hocht. (Publications de la Soc. hist. et arch. dans le Limbourg ... 63. S. 321.) [2030

Pruser, Frdr.: Die Güterverhältnisse des Willhadi-Stephani-Kapitels in Bremen. H. 2. (Brem. Jb. 31, S. 108.) [2031

Kissel, H.: D. ehemal. Kloster d. Norbertinerinnen in Nieder-Ilbenstadt. (Analecta Prämonstr. T. 3. S. 80.) [2032

Simon, Joh.: Kloster Heiligengrabe. (Brandenb. Jahrb. 3, S. 105.) [2033

Der **Remter** des früheren Dominikanerklosters in Breslau. Dominikaner-Platz. Liegnitz [1927]: H. Krumbhaar. (12 S. mit 1 Abb.) 16°. [2034

Bretschneider, Paul: Das Gründungsbuch des Klosters Heinrichau. Aus d. Latein. übertr. u. mit Einführg. u. Erl. vers. Mit 1 [farb.] Kt. Breslau: Trewendt & Granier 1927. (XI. 149 S.) gr. 8° = Darstellgn. u. Quellen zur schles. Geschichte. Bd. 29. [2035

Chrobok, Ludwig: Das Marienkloster. Miechowitz: Heimatkundl. Arbeitsgemeinschaft 1927. (16 S. mit 1 Abb.) 8° = Beiträge zur Heimatkunde von Miechowitz. H. 9. [2036

Stachnik, Richard: St. Nikolai-Danzig, 1227—1927. Gedenkschrift zum 700jähr. Jubiläum d. Gründg. d. Danziger Dominikanerklosters. Die Geschichte d. Dominikanerklosters. Die St. Nikolaikirche, ihr Bau u. ihre Ausstattg. Danzig: Westpreuß. Verlag A. G. ([f. Verlag u. Druckerei in Komm.] 1927). (61 S. mit Abb.) 8°. [2037

Albert, F.: Der Glatzer Jesuitenbesitz i. Jahre 1747. Glatzer Heimatbll. 13. H. 46. [2038

Ders.: Eine Kirchenstatistik der Grafschaft Glatz v. Jahre 1756. Glatzer Heimatbll. 13, S. 14. [2039

Urkunden im Staatsarchiv Schwyz über den Kirchensatz zu Nuolen. (Mitt. d. hist. Ver. d. Kantons Schwyz. 34, S. 225.) [2040

Friederich, Sacerdos: Die Propstei Oelenberg als Ertragsgut der Universität Freiburg i. Breisg. 1774—1794. (Arch. f. elsäß. Kirchengesch. 3, S. 201—254.) [2041

Hempel, Eberhard: Die Scheiben d. Magdalenen-Kirche in Judenburg. (Zs. d. Hist. Ver. f. Steierm. 23, S. 54.) [2042

Fischer, W.: Die Regiswindiskirche zu Lauffen a. N. (Blätter für württ. Kirchengesch. N.F. 31, S. 192.) [2043

Styger, Paul: Kerchel u. Heiligenkreuz auf dem alten Friedhof in Schwyz. (Mitt. d. hist. Ver. d. Kantons Schwyz 34. S. 1.) [2044

Festgabe des Altertums-Vereins und Münsterbaukomitees zum 550jährigen Gründungsjubiläum des Ulmer Münsters am 30. Juni 1927. Ulm a. D. 1927: Dr. K. Höhn. (113 S. mit Abb., zahlr. Taf.) 4° = Ulm-Oberschwaben H. 25. [2045

Ritz, Joseph Maria: Die alte Jesuiten- und die neue St. Martinskirche. Bamberg: St. Otto-Verlag [Görres-Buchhandlung] 1927. (24 S. mit Abb., 2 Taf., XVIII S. Abb.) 8° = Bamberger Hefte f. fränk. Kunst u. Geschichte. H. 6. [2046

Drös, Hugo: Die Grabdenkmäler der Heiliggeistkirche. Mannheimer Geschichtsblätter. Jg. 29, Nr. 4. [2047

Sinemus, M.: Das Tagebuch über die Hirschfelder Simultankirche. (Mon.hefte f. Rhein. Kirchengesch. Jg. 22, H. 1.) [2048

Zimmermann, Walter: Beiträge z. Gesch. d. evang. (luther.) Gemeinde zu Norheim. (Mon.hefte f. Rhein. Kirchengesch Jg. 22. H. 4.) [2049

Irsch, Nikolaus: Die Trierer Abteikirche St. Matthias und die trierisch-lothringische Bautengruppe. Augsburg: Dr. B. Filser 1927. (XV, 307 S. mit Abb., eingedr. Grundr., 55 S. Abb., 2 Taf.) 4° = Germania sacra. Abt. Rhenania sacra. Serie B. 1, A. [2050

Ritter, Wilhelm: Der Eibertdom zu Minden i. W. (Beitr. z. deutschen Baugesch. d. 11. Jh.) (Mindener Jb., Bd. 2.) [2051

Pfeifer, Hans: Die Kirchenglocken der Stadt Braunschweig. (Schluß VIII. D. Glocken des St. Blasius-Doms.) Zs. f. niedersächs. Kirchengesch. 32/33. S. 50.) [2052

Vitzthum, Georg Graf: Der Hochaltar der Jakobikirche in Göttingen. Mit 10 Abb. auf 7 Taf. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1927. (27 S.) 4°.
Aus: Göttinger Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte. [2053

Siebel, Richard: Die Stiftskirche St. Materniani et St. Nicolai zu Bücken. Wienhausen: Niedersächs. Bild-Archiv 1927. (16 S., 12 Taf.) 8° = Norddeutsche Kunstbücher. Bd. 5. [2054

Hoppe, Friedrich: Naumburger Kirchengeschichte in kurzgefaßten Bildern. Naumburg a. S.: H. Sieling 1927. (62 S. mit Abb.) 8°. [2055

Wendland, Walter: Zur Kirchengeschichte von Züllichau. (Jb. f. brandenb. Kirchengesch. 22, S. 11.) [2056

Hanow, Paul: Die Pfarre in Lasbeck (Kr. Regenwalde). (Mon.bll. d. Ges. f. Pommersche Gesch. ... 42, S. 29.) [2057

Kukowka, Kurt: Die Allerheiligenkirche von Gleiwitz. Ein Beitr. zur oberschles. Geschichte. Gleiwitz: Selbstverlag d. Pfarramts Allerheiligen u. Peter u. Paul. 1926. (VIII, 116 S.) gr. 8°. [2058

Reymann, Gottfried: Zur Geschichte der Kirchgemeinden Koiskau und Campern [Chronik]. (Görlitz 1926: Hoffmann & Reiber. (138 S., mit Abb., mehr. Taf.) 8°. [2059

Chrobok, Ludwig: Die alte Kreuzkirche. Miechowitz: Heimatkundliche Arbeits-Gemeinschaft. 1927. (23 S. mit 1 eingedr. Pl. 4 Taf.) 8° = Beiträge zur Heimatkunde von Miechowitz. H. 8. [2060

Albert, F.: Die Glatzer Annakirche (1433—1542). (Glatzer Heimatbll. 13, H. 2.) [2061

Priebsch, A.: The Heliand manuscript Cotton Caligula A. VII in the British Museum. A Study. Oxfrod: Clarendon 1925.
Rez.: Speculum 2. S. 229. [2062

Spencer, T.: Chancer's Hell, a study en mediaeval convention (Speculum 2, S. 177.) [2063

Sartiaux, F.: Le thomisme est-il une philosophie rationelle? (Revue d'histoire et de philos. rel. 1927. S. 365.) [2064

Alphandéry, P.: Le gnosticisme dans les sectes médiévales latines. (Revue d'histoire ... 1927, S. 395.) [2065

Koch, Joseph: Durandus de S. Porciano O. P. Forschungen zum Streit um Thomas von Aquin zu Beginn d. 14. Jh. Tl. 1. Münster i. W.: Aschendorffsche Verlh. 1927. gr. 8° = Beiträge zur Geschichte d. Philosophie d. Mittelalters. Texte u. Untersuchgen. Bd. 26.
1. Literargeschichtl. Grundlegung. (XV, 436 S.) [2066

Merswin (, Rulman): Vier anfangende Jahre. Des Gottesfreundes Fünfmannenbuch (Die sogenannten Autographa). Hrsg. von Philipp Strauch. Halle [Saale]: M. Niemeyer 1927. (XVII, 83 S., 4 Taf.) 8° = Schriften aus der Gottesfreund-Literatur. H. 2 = Altdeutsche Textbibl. 23. [2067

Döring-Hirsch, E.: Tod und Jenseits im Spätmittelalter. Zugl. e. Beitrag zur Kulturgeschichte d. deutschen Bürgertums. Berlin: K. Curtius 1927. (XV, 115 S.) 8° = Studien zur Geschichte der Wirtschaft u. Geisteskultur. Bd. 2. [2068

Corvin ([-Wiersbitzki], Otto von): Die Geißler. Histor. Denkmale d. Fanatismus in d. römisch-kathol. Kirche. 7. Aufl. Berlin: A. Bock [1927]. (504 S. mit 1 Abb.) 8° = Corvin [-Wiersbitzki]: Pfaffenspiegel. Erg. Werk = Freidenker-Bücher. Bd. 2. [2069

Levy, Jos[eph]: Die Wallfahrten der Heiligen im Elsaß. (Schlettstadt: Verlagsanstalt „Alsatia" 1926.) (X, 266 S.) gr. 8°. [2070

Brauner, Jos.: Zur Frühgesch. d. Wallfahrt nach Marienthal. (Arch. f. elsäß. Kirchengesch. 3, S. 159—186.) [2071

Jordan von Sachsen (Jordanus Saxo O. Pr.). — Die Briefe des seligen Jordan von Sachsen. Aus d. Latein. übers. u. mit e. Einleitg. hrsg. von Johannes Mumbauer. Vechta i. Oldenburg: Albertus Magnus-Verlag 1927. (LI, 129 S.) 8° = Dominikanisches Geistesleben. Bdch. 1. [2072

Pfleger, L.: Der Franziskaner Joh. Pauli u. seine Ausgaben Geilerscher Predigten. (Arch. f. elsäß. Kirchengesch. 3, S. 47.) [2073

Florey, Gerhard: Der Protestantismus im Lande Salzburg. Ein Stück evang. Kirchengeschichte. Mit 9 Abb. im Text. Leipzig: Sächs. Verlagsgesellschaft 1927. (VII, 51 S.) gr. 8° = Allermeist an d. Glaubens Genossen. 4. [2074

Szabó, Josef S.: Der Protestantismus in Ungarn. Übers. von Béla von Horváth. Berlin: Verlag d. Evang. Bundes in Komm. 1927. (72 S.) gr. 8°. [2075

Pfister, Chr.: Une histoire du protestantisme en Alsace. (Revue d'hist. et de phil. relig. 8, S. 84.) [2076

Uhlhorn, Friedr.: Die Bedeutung Georg Calixts für die luther. Kirche der welfischen Lande. (Zs. f. niedersächs. Kirchengesch. 32/33, S. 201.) [2077

Schmidt, F. A.: Toleranzbestrebungen in Nassau-Weilburg. (Nass Heimatblätter 28, S. 88.) [2078

Stolzenburg, A[rnold] F.: Die Theologie des Jo. Franc. Buddeus und des Chr. Matth. Pfaff. Ein Beitr. zur Geschichte d. Aufklärg. in Deutschland. Berlin: Trowitzsch & Sohn 1926. (XIII, 460 S.) gr. 8° = Neue Studien zur Geschichte d. Theologie u. d. Kirche. Stück 22. [2079

Fritz, F.: Das Eindringen des Methodismus in Württemberg. Stuttgart: Chr. Scheufele 1927. (127 S.) 8° = Blätter für württ. Kirchengeschichte. Sonderh. 2. [2080

Geiges: Aus dem Stammbuch eines schwäbischen Herrnhuters. (Blätter f. württ. Kirchengesch. N.F. 31, S. 41.) [2081

Piechowski, Paul: Proletarischer Glaube. Die religiöse Gedankenwelt d. organisierten deutschen Arbeiterschaft, nach sozialist. u. kommunist. Selbstzeugnissen dargest. Berlin: Furche-Verlag 1927. (243 S.) 8°. [2082

Die **Rückkehr** aus dem Exil. Dokumente d. Beurteilg. d. deutschen Katholizismus d. Gegenwart. Hrsg. von Karl Hoeber, Düsseldorf: L. Schwann 1926. (194 S.) 4° = Veröffentlichung d. Verb. der Vereine kath. Akademiker z. Pflege d. kath. Weltanschauung. [2082a

Patry, R.: La religion dans l'Allemagne d'aujourd'hui. Paris-Pagot 1926.
Rez.: Revue des questions hist. T. 55, S. 248. [2083

Goyau, Georges: Saint Bernard. Paris-Flammarion 1927.
Rez.: Rev. des études hist. 93, S. 407. [2084

Steinberg, Sigfrid H.: Die ältesten Bildnisse der Heiligen Bernward u. Godehard. Archiv f. Kulturgesch. Bd. 17, H. 3, S. 273ff. [2085

Riefenstahl, Helma: Die hl. Hildegard von Bingen. (Kaldenkirchen: Missionsdruckerei 1927.) (36 S.) kl. 8° [Kopft.] = Gottesfreunde. [2086

Heidingsfelder, Frz.: Die selige Stilla von Abenberg. (Sammelbl. d. Hist. Ver. Eichstätt 40/41, S. 46.) [2087

Stapper, Rich.: Mittelalterl. Ostergebräuche d. Stiftsherren zu Kleve. (Röm. Quartalschr. 35, S. 171.) [2088

Fritz, F.: Kleine Beiträge zur Geschichte des Gottesdienstes in der evangel. Kirche Württembergs. (Blätter f. württ. Kirchengesch. N.F. 31, S. 33.) [2089

Stieda, Wilhelm: Die Einführung der Jahresfeiern d. Reformation u. anderer kirchl. Dankfeste in Sachsen. (N.A. f. Sächs. Gesch. 48, H. 1, S. 86.) [2090

Liebreich, Aenne: Ein Kölnisches Gebetbuch des 14. Jahrhunderts im Provinzial-Museum zu Hannover. (Jb. d. Prov.-Mus. N.F. 2, S. 45.) [2091

Wolpers, Georg: Die Kalandbruderschaften im Eichsfelde = Unser Eichsfeld. Jg. 22, 1927. [2092

Lehmann, Edv: Un mot qui manque (A propos du petit catéchisme de Luther.) (Revue d'hist. et de philos. rel. 1927. S. 412.) [2093

Will, R.: La liturgie luthérienne. (Revue d'hist. et de philos. rel. 1927. S. 422.) [2094

Hütteroth, Oskar: Kurhessische Pfarrergeschichte. Bd. 2. Eschwege: J. Braun 1927. gr. 8°.
2. Die Stadt Marburg. (X, 150 S.)
Rez.: Nachr. d Ges f. Familienkde. 2, S. 84. [2095

Weber, Ambros: Graf Hartmann von Dillingen, Bischof von Augsburg (1248—1286.) Eichstett: Frz. Sporer 1927. (M. Seitz i. Augsburg i. K.) (XII, 146 S.)
Rez.: Zs. d. Hist. Ver. f. Schwaben. ... Bd. 47, S. 240. [2096

Pfleger, L.: Bischof Andreas Raess u. Friedr. v. Hurter. (Archiv f. elsäß. Kirchengesch. 3, S. 311.) [2097

Voigt, H. G.: Nikolaus Krumpach, der sogen. letzte katholische Pfarrer von Querfurt. (Zs. d. Ver. f. Kirchengesch. d. Prov. Sachsen 23, S. 55.) [2098

Hartmann, Wilhelm: Die Hexenprozesse in d. Stadt Hildesheim. (Quellen u. Darst. z. Gesch. Niedersachsens 35.) [2099

Kemper, J[osef]: Hexenwahn und Hexenprozesse in Deutschland. 2., wesentl. verb. Aufl. Mit 14 Ill. [im Text u. auf 1 Taf.]. Regensburg: Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz 1927. (VIII, 174 S.) 8° = Geschichtliche Jugend- u. Volksbibliothek. Bd. 16. [2100

Kausch, Friedrich: Hexenglaube und Hexenprozesse in unserer Heimat. Ein Beitr. zur Geschichte d. Prov. Sachsen u. d. Harzgebietes. Burg b. M., Unterm Hagen 75: Selbstverlag 1927. (78 S.) kl. 8°. [2101

f) Bildung, Literatur und Kunst.

Beiträge zur deutschen Bildungsgeschichte. Festschrift zur Zweihundertjahrfeier d. Deutschen Gesellschaft in Leipzig 1727—1927. Leipzig: A. Lorentz in Komm. 1927. (163 S., mehr. Taf.) gr. 8° = Mitteilungen d. Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländ. Sprache u. Altertümer in Leipzig. Bd 12. 1927. [2101a

Schuster, Wilhelm: Historische und andere Irrtümer in der Kritik der Volksbildungsbewegung. Stettin: Verlag „Bücherei und Bildungspflege", 1927. (22 S.) gr. 8°.
Aus „Bücherei u. Bildungspflege", Jg. 7, H. 7. [2101b

Bühler, Johannes: Das deutsche Geistesleben im Mittelalter. Nach zeitgenöss. Quellen. Mit 16 Bildtaf. Leipzig: Insel-Verlag 1927. (574 S.) 8° = Deutsche Vergangenheit. [Reihe 2.]
Rez.: Revue german. 18, S. 359. [2102

Burdach, Konrad: Vorspiel. Ges. Schriften zur Geschichte d. deutschen Geistes. Bd. 1 u. 2. [Nur] Namen- u. Sachreg. Halle, Saale: M. Niemeyer, 1927. gr. 8° = Deutsche Vierteljahrsschrift f. Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte. Buchreihe. Bd. 3a. 1 u. 2. Namen- u. Sachreg. (Mit Unterstützg. von G[ustav] Bebermeyer u. H. Bork.) (76 S.) [2103

Hammerschmidt, Dr., u. [Josef] Rohfleisch: Deutsches Denken und Dichten seit Herder. Paderborn: F. Schöningh, 1927. (IV, 257 S.) 8°. [2104

Maeder, Kurt: Der Grundcharakter der Geistesströmungen der letzten 150 Jahre in Deutschland. (Vergangenheit u. Gegenw. 17, S. 257.) [2105

Kühnemann, Eugen: Geistige Strömungen in Deutschland. Zur Frage d. deutschen Gegenwart. Berlin: Gersbach & Sohn, 1927. (96 S.) 8°. = Schriften d. Vereinigg. f. staatswissenschaftl. Fortbildg. H. 15. [2106

Schürer, Oskar: Deutsches Geistesleben in Prag. (Schles. Mon.hefte, Jg. 4, S. 161.) [2107

Wentzcke, Paul: Der Anteil des rechtsrhein. Deutschlands am Kultur- u. Geistesleben Elsaß-Lothringens. (Elsaß-Lothr. Jb. 6, S. 116.) [2108

Neufeldt, Wilh.: Johann Jakob Muiech. Ein Beitrag zur ostpreuß. Geistesgesch. (Zs. des westpreuß. Gesch.ver., H. 67, S. 1.) [2109

Mannhardt, Johann Wilhelm: Hochschule, Deutschtum und Ausland. Neue Wege deutsch. polit. Wissenschaft u. Erziehg. Mit d. vierten Jahresbericht 1925/27 d. Instituts f. Grenz- u. Auslanddeutschtum an d. Universität Deutsche Burse zu Marburg. Marburg: N. G. Elwertsche Verlh. 1927. (84 S., 2 Taf.) gr. 8°. [2110

Volk und Hochschule. Hrsg. von Harald Laeuen. Frankfurt a. M.: H. L. Brönner, 1927. (V, 246 S.) gr. 8° = Burschenschaftl. Handbuch f. Politik. Neue Folge. [2111

Schweizerische **Hochschul-Zeitung.** Revue universitaire suisse. Rivista universitaria svizzera. Offizielles Organ d. schweiz. Zentralstelle f. Hochschulwesen... (Hrsg. von d. schweiz. Zentralstelle f. Hochschulwesen u. d. Verband d. schweiz. Studentenschaften. Red.: E. von Waldkirch, Edmund Richner, Ed. Barde, Gastone Luvini.) Jg. 1, 1927, (5—7 Nrn.) Nr. 1, Mai (16 S.). (Zürich-Selnau: Gebr. Leemann & Co., 1927.) 4°. [2112

Paulus, Nikolaus: Der Kartäuser Nikolaus Kempf von Straßburg u. seine Schrift „Über die rechte Art und Weise zu studieren". (Arch. f. elsäß. Kirchengesch. 3, S. 22.) [2113

Schairer, Reinhold: Die Studenten im internationalen Kulturleben. Beiträge zur Frage des Studiums in fremdem Lande. Münster i. W.: Aschendorffsche Verlh., 1927.

(VII, 136 S.) 8° = Deutschtum u. Ausland, H. 11. [2114

Bauer, Max: Sittengeschichte des deutschen Studententums. Mit zahlr. Abb. [auf Taf.] Dresden: P. Aretz [1926]. (219 S.) 4°. [2115

Der Gießener **Ehrenspiegel.** Beiträge zur Geschichte d. teutschen Sammtschulen seit d. Freiheitskriege 1813. (Festgabe zum 65. Stiftungsfest d. Burschenschaft Alemannia zu Gießen.) Neu hrsg. u. mit e. Einf. vers. von Carl Walbrach. Mit 1 [Titel-] Bilde. Frankfurt a. M.: Amtl. Verlag d. Deutschen Burschenschaft H. L. Brönner 1927. (XII, 76 S.) 8°. [2116

Wedekind, Eduard: Studentenleben in der Biedermeierzeit. Ein Tageb. aus d. J. 1824. Hrsg. von H[einrich] H[ubert] Houben. Mit 21 Abb. u. 3 [eingedr.] Faks. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (1927). (188 S.) 8°. [2117

Zorn, Phil[ipp]: Aus einem deutschen Universitätsleben. Bonn: L. Röhrscheid, 1927. (139 S., 1 Titelb.) gr. 8°. [2118

Geschichte der deutschen Burschenschaft. Bd. 2. Heidelberg: Carl Winter [Verl.] 1927. gr. 8° = Quellen u. Darstellgn. zur Geschichte d. Burschenschaft u. d. deutschen Einheitsbewegung, Bd. 10. [2119

Kosch, Wilhelm, u. Josef Zanders: Die burschenschaftliche Bewegung im katholischen Deutschland. Aichach [b. Augsburg]: Lothar Schütte, 1927. (48 S., 4 Taf.) kl. 8° = Akademische Bücherei, Nr. 10/11.) [2120

Scheuer, O[skar] F[ranz]: Burschenschaft und Judenfrage. Der Rassenantisemitismus in d. deutschen Studentenschaft. Berlin: Verlag Berlin-Wien, 1927. (68 S.) gr. 8°. [2121

Pfister, Otto von: Das Wesen u. Ideal der Burschenschaft. 4. Aufl. Darmstadt: Wittichsche Hofbuchdr. [; lt. Mitteilg.: Darmstadt, Zeughausstr. 1: Dr. H. Müller, 1927]. (30 S.) kl. 8°. Nicht im Buchhandel. [2122

Thiersch, Hermann: Ludwig I. von Bayern und die Georgia Augusta. Mit 6 Taf. u. 1 Faks. Berlin: Weidmann 1927. (156 S.) 4° = Abhandlungen d. Gesellschaft d. Wissenschaften zu Göttingen. N. F. Bd. 21, 1. [2123

Deuerlein, Ernst: Geschichte der Universität Erlangen in zeitlicher Übersicht. Mit 28 Abb. (Geleitw.: J[osef] Hell.) Erlangen: Palm & Enke 1927. (VIII, 101 S.) gr. 8°.

Rez.: Zs. f. bayr. Kirchengesch. III, S. 56. [2124

Meyer, Ernst: Aus schweren Tagen der Ansbacher Landsmannschaft. Ein Bild aus d. Frühgeschichte d. Erlanger Studentenlebens. Ansbach: C. Brügel & Sohn [1926]. (21 S. mit Abb., 1 Titelb.) 8°. [2125

Beiträge zur Geschichte der Universität, besonders der kath.-theologischen Fakultät in Tübingen. Hrsg. zum 450jähr. Jubiläum d. Universität (1477—1927). Tübingen: H. Laupp jr. 1927. (III, 220 S.) 8°. Deckt sich inhaltlich mit Theolog. Quartalsschrift, Jg. 108, H. 1/2. [2126

Haller, Johannes: Die Anfänge der Universität Tübingen 1477—1537. Stuttgart: W. Kohlhammer 1927. (XI, 341 S. mit Abb., mehr. Taf. u. z. T. eingedr. Faks.) 4°. [2127

Mitgau, J. H(ermann): Studentische Demokratie. Beiträge zur neueren Geschichte d. Heidelberger Studentenschaft. [2. durchges. u. erw. Aufl. von: „Der Allgemeine Studentenausschuß an der Universität Heidelberg 1912—1922. Ein Rückblick u. Ausblick student. Selbstverwaltg."] Heidelberg: J. Hörning, 1927. (135 S.) gr. 8° = Schriftenreihe d. Akademischen Mitteilungen Heidelberg, Bd. 5. [2128

Metzner, Heinr.: Thesenblätter d. Mainzer Universität. (Mainzer Zs. 22, S. 60). [2129

Die **Philipps-Universität** zu Marburg 1527—1927. 5 Kapitel aus ihrer Geschichte [1527—1866] von H[einrich] Hermelink u. S[iegfried] A. Kaehler. — Die Universität Marburg seit 1866 in Einzeldarst. Marburg: N. G. Elwert 1927. (XIV, 865 S., 4 [3 farb.] Taf.) 4°. [2130

Festzeitung. Philipps-Universität Marburg. 1527. 1927. Hrsg.: Ernst Elster. Marburg: N. G. Elwert (1927). (88 S. mit Abb.) 4°. [2131

Küch, Friedr.: Beiträge z. ältesten Geschichte d. Marburger Universität. (Zs. d. Ver. f. hess. Gesch.... 56, S. 1.) [2132

Pruser, Frdr.: Bremen u. d. Universität Marburg im 1. Jahrhdrt. ihres Bestehens. (Brem. Jb. 31, S. 181.) [2133

Bartholomäus, E.: Aus Marburger Studentenjahren. (Nachr. d. Ges. f. Familienkde. in Kurhessen, Jg. 2, Nr. 3.) [2134

Heldmann, Karl: Das akadem. Fritzlar im Mittelalter. (Zs. d. Ver. f. hess. Gesch. 56, S. 347.) [2135

Selle, Götz von: Ein akademischer Orden in Göttingen um 1770. Göttingen (Weender Str. 3: Dr. Otto Deneke) 1927. (52 S.) gr. 8° = Göttingische Nebenstunden.

Rez.: Zs. d. Ver. f. hess. Gesch. 56 S 552. [3136

Cohrs, Ferd.: Das Album der Helmstedter Universität hrsg. v. P. Zimmermann. (Zs. f. niedersächs. Kirchengesch. 32/33 S. 284.) [2137

Goetz, Georg: Aus Voigts Briefen an Eichstädt. Ein Beitr. z. Gesch. d. Univ. Jena. (Zs. d. Ver. f. thüring. Gesch. 35. S. 157.) [2138

Predeek: Ein verschollener Reorganisationsplan für die Universität Königsberg aus dem Jahre 1725. (Altpreuß. Forschgn. 4, S. 65.) [2139

Loch, Eduard: Von den ältesten Königsberger Studentenvereinen vor 100 Jahren. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. von Ost- u. Westpreußen, Jg. 2, Nr. 1.) [2140

Eckardt, Alfred: Der gegenwärtige Stand der neuen Lehrerbildung in den einzelnen Ländern Deutschlands und in außerdeutschen Staaten. Weimar: H. Böhlaus Nachf., 1927. (IV, 93 S.) gr. 8°. [2141

Moog, Willy: 1. Geschichtsphilosophie und Geschichtsunterricht in ihren wichtigsten Problemen. 2. Zur Praxis des Geschichtsunterrichtes in Preußen, Bayern, Sachsen und Österreich, von Otto Bauer, H[ans] Loewe in München, Hellmuth Schmidt-Breitung u. Oskar Kende. Wien: Fr. Deuticke, 1927.

(IX, 290 S.) 4° = Handbuch f. d. Geschichtslehrer, Bd. 1. [2142

Ulmer, Jos[ef]: Humanistische Geschichtsphilosophie und Geschichtsunterricht der Gegenwart. Langensalza: H. Beyer & Söhne 1927. (31 S.) 8° = Fr. Mann's Pädagog. Magazin. H. 1134. [2143

Burkard, Hans, u. Heinr. Mayer. Das Institut der Engl. Fräulein zu Bamberg. (Bamberger Hefte, H. 4.) [2144

Merz, Richard: Die Landesschulen des alten Murtengebietes. (Freiburger Geschichtsbll. 29, S. 1ff.) [2145

Sachse, Arnold: Erinnerungen aus der Elsaß-Lothring. Schulverwaltung. (Elsaß-Lothring. Jb. 6, S. 207.) [2146

Willbold, Franz Xaver: Die Geschichte des kathol. Volksschulwesens im Landkapitel Günzburg bis zur Säkularisation. (Jb. d. Hist. Ver. Dillingen, 39/40, S. 1.) [2147

Krebs, W[ilhelm]: Handbuch der pfälz. Volksschulen mit e. Verz. sämtl. Schulbehörden u. Volksschullehrer. Speyer: Pfälzischer Kreislehrerverein (J. Kranzbühler & Cie. [in Komm.]) 1927. (125 S.) 8°. [2148

Schäfer, K. H.: Das hessische Unterrichtswesen vor Landgraf Philipp u. die Stiftsschule zu Wetter. (Fuldaer Geschichtsblätter, Jg. 20, Nr. 1.) [2149

Schwartz, Paul: Zur Geschichte der neumärkischen Landschulen. (Die Neumark, 5, Nr. 43.) [2150

Die **Entwicklung** des Wiener Schulwesens seit dem Jahre 1919. Verf. im Auftr. d. Präsid. d. Stadtschulrates Otto Glöckel. ([Mitarb.:] Heinrich Braun, Oskar Freund, Heinrich Gassner [u. a.].) Wien: Deutscher Verlag für Jugend u. Volk, 1927. (IV, 136 S. mit Abb., 1 Titelb.) 4°. Aus: „Das neue Wien." [2151

Klett, Bernhard: Die Geschichte des Gymnasiums und des Realschulwesens der ehemaligen freien Reichsstadt Mühlhausen. (1. Tsd.) Flarchheim i. Thür.: Urquell-Verlag E. Röth, 1926. (292 S.) 8° = Klett: Die Geschichte d. Schulen d. ehem. freien Reichsstadt Mühlhausen, Bd. 1. [2152

Nebe. Aug.: Daniel Chr. Francke, ein Schüler Aug. Hermann Franckes als Rektor d. Lateinschule in Lennep. (Zs. d. Berg. Gesch.-ver. 56, S. 115.) [2153

Hafner, Phil.: Ein Beitrag z. Geschichte d. Herzfelder Gymnasiums. (Zs. d. Ver. f. hess. Gesch. 56, S. 436.) [2154

Hölk, Cornelius: Das Gymnasium Philippinum zu Marburg. Rede. Marburg: N. G. Elwert, 1927. (19 S.) 8° = Marburger akadem. Reden, Nr. 44. [2155

Schuster: Die Schulverhältnisse zu Brehna im 16. Jahrhundert. (Mitt. d. Ver. f. Heimatkunde d. Kreise Bitterfeld... Jg. 3, Nr. 1.) [2156

Needon, Richard: Die Schule des Bautzner Domstifts im Mittelalter. (Neues Laus. Magaz. 103, S. 237.) [2157

Wehrmann: Von der Domschule zu Cammin in den Jahren 1778—1782. (Mon.bll. hrsg. v. d. Ges. f. pommer. Gesch.... 41, S. 97, 109.) [2158

Schmid, Albrecht: Die Bibliotheken der Stadt Nördlingen. (Zs. d. Hist. Ver. für Schwaben... Bd. 47, S. 106—178.) [2159

Klein, Käthe: Die Baedeker-Zeitung und ihre Vorgängerin in Essen (1738—1848). (Beitr. z. Gesch. v. Stadt u. Stift Essen, 45, S. 1.) [2160

Knudsen, Hans: Franz Dingelstedts Presse-Fehde mit Georg Harrys in Hannover. (Niedersächs. Jb. N.F. 4, S. 162.) [2161

Tidemann, H.: Die Zensur in Bremen von den Karlsbader Beschlüssen 1819 bis zu ihrer Aufhebung 1848. Tl. 1. (Brem. Jb. 31, S. 370.) [2162

Voigt, Carl: Das amtliche Landsberger Kreisblatt. (Die Neumark, Jg. 5, Nr. 1.) [2163

Jessen, Hans: Max Kurnik. Ein Breslauer Journalist. [1819—1881.] Breslau [,Königstr. 1]: Verlag d. Breslauer Zeitg., 1927. (24. S.) 8°. [2164

Warda, Arthur: Eine ostpreußische Liste verbotener Bücher des 18. Jahrhunderts. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. v. Ost- u. Westpreußen, Jg. 2, Nr. 2.) 2165

Biedermann, Flodoard, Frhr. von: Johann Friedrich Unger im Verkehr mit Goethe und Schiller. Briefe u. Nachrichten. Mit e. einl. Übersicht über Ungers Verlegertätigkeit. Berlin: H. Berthold, Abt. Privatdruck, 1927. (XL, 204 S. mit Abb. u. Faks., mehr. Taf.) 4° = Berthold-Druck, 19. [2166

Wulf, Maurice de: E. C. Messenger, trans., History of mediaeval philosophy. Vol. II. New York u. London: Green, 1927.
Rez.: Speculum 2, S. 493. [2167

Simon, Paul: Erkenntnistheorie u. Wissenschaftsbegriff in der Scholastik. (Rede.) Tübingen: Mohr, 1927. (27 S.) gr. 8° = Philosophie u. Geschichte, 14. [2168

Heidingsfelder, Georg: Albert von Sachsen. Sein Lebensgang u. sein Kommentar z. nikomachischen Ethik d. Aristoteles. 2. Aufl. Münster i. W.: Aschendorffsche Verlh., 1927. (XV, 147 S.) gr. 8° = Beiträge z. Geschichte d. Philosophie d. Mittelalters, Bd. 22, H. 3/4. [2169

Tischleder, Peter: Die geistesgeschichtliche Bedeutung des heiligen Thomas von Aquin für Metaphysik, Ethik und Theologie. Freiburg: Herder, 1927. (VII, 37 S.) 4°. [2170

Schöllgen, Werner: Das Problem der Willensfreiheit bei Heinrich von Gent und Herveus Natalis. Ein Beitr. z. Geschichte d. Kampfes zwischen Augustinismus u. Aristotelismus in d. Hochscholastik. Düsseldorf: L. Schwann, 1927. (112 S.) gr. 8° = Abhandlungen aus Ethik u. Moral, Bd. 6. [2171

Litt, Theodor: Die Philosophie der Gegenwart u. ihr Einfluß auf das Bildungsideal. 2., verb. Aufl. Leipzig: Teubner, 1927. (IV, 80 S.) 8°. [2172

Gerstenhauer, M[ax] R[obert]: Der Führer. Ein Wegweiser zu deutscher Weltanschauung u. Politik. Jena: G. Neuenhahn, 1927. (IV, 172 S., 1. Bl.) gr. 8°. [2173

Bericht über die 15. Versammlung deutscher Historiker vom 3. bis 9. Oktober 1926. (1926.) Erstattet von d. Leitung. Breslau: Priebatsch's Buchh. [1927]. (123 S.) 8°. [2174

Pirchan, G.: Bericht über den Historikertag in Breslau. (Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, Jg. 65, S. 10.) [2175

Sattler, Paul: [Bespr. von] G. **Masur**: Rankes Begriff der Weltgeschichte. In: Göttinger Gelehrte Anz. Jg. 189 (1927), 1/2, S. 13—25. [2176

Lessing, Theodor: Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen od. Die Geburt d. Geschichte aus d. Mythos. 4. völlig umgearb. Aufl. Leipzig: E. Reinicke 1927. (VIII, 342 S.) gr. 8⁰ = Metaphysik u. Weltanschauung. [2177

Meinecke, Friedrich: Kausalitäten und Werte in der Geschichte. In: Hist. Zs. Bd. 137 (1927), 1., S. 1—27. [2178

Stammler, Rudolf: Die materialistische Geschichtsauffassung. Darstellg., Kritik, Lösg. 2., durchges. Aufl. Gütersloh: C. Bertelsmann 1927. (78 S.) gr. 8⁰ = Studien d. apologetischen Seminars. H. 4. [2179

Heinrich, Hans: Die Bedeutung d. Unbewußten im histor. Materialismus. (Die Gesellschaft, 4, S. 348.) [2180

Tille, Armin: Was ist Kulturgeschichte. In: Cartellieri-Festschrift, S. 159—167. [2181

Beitz, Hans: Der heutige Stand d. Kulturkreislehre. Festschrift Reincke-Bloch, S. 7 bis 36. [2182

Henggeler. Rud.: Die Geschichtsschreibung im Stifte Rheinau. (Zs. f. Schweiz. Kirchengesch., 21, S. 194, 296.) [2183

Deutsch, Josef: Pommersche Geschichtsschreibung bis zum Dreißigjährigen Krieg. (Vortrag.) Greifswald: J. Abel, 1926. (36 S.) gr. 8⁰. Aus: Pommersche Jahrbücher, Bd. 23, 1926. [2184

Rau, Hedwig: Geschichtsphilosophische Gedanken bei Heinrich v. Treitschke Stuttgart: W. Kohlhammer 1927. (VIII, 77 S.) gr. 8⁰. [2185

Hintze, Otto: Troeltsch und die Probleme des Historismus. Kritische Studien. In: Hist. Zs., Bd. 135, 2, S. 188—239. [2186

Ranke, Leopold: Über Helden und Heldenverehrung. Über die Wechselwirkung zwischen Staat, Publikum, Lehrern und Schülern in Beziehung auf ein Gymnasium. 2 bisher unveröffentl. Jugendreden. Aus d. Nachlaß Rankes krit. hrsg., mit e. Einf. u. e. Nachw. vers. von Kurt Borries. Mit 2 Faks. ([Taf.] 1. Aufl.) Berlin: Deutsche Verlagsges. f. Politik u. Geschichte 1927. (V, 55 S.) 4⁰. [2187

Schott, Georg: Das Lebenswerk H. St. Chamberlains in Umrissen. München: J. F. Lehmanns Verl. 1927. (191 S.) gr. 8⁰. [2188

Rosenberg, Alfred: Houston Stewart Chamberlain als Verkünder und Begründer e. deutschen Zukunft. München: H. Bruckmann (1927). (128 S., 1 Titelb.) 8⁰. [2189

Scherer, Emil Clemens: Geschichte und Kirchengeschichte an den deutschen Universitäten. Ihre Anfänge im Zeitalter d. Humanismus u. ihre Ausbildg. zu selbständ. Disziplinen. Freiburg: Herder [in Komm.] 1927. (XXX, 522 S.) gr. 8⁰. [2190

Vorträge der Osteuropa-Tagung des Verbandes deutscher Geschichtslehrer zu Breslau am 5. Oktober 1926. Leipzig: Teubner, 1927. (IV, 103 S.) gr. 8⁰ = Vergangenheit u. Gegenwart. Erg.-H. 6. [2191

Salis, H. R. von: Zwischenstaatlicher Ausschuß für Geschichtswissenschaft. In: Völkerbundfragen. Jg. 4, 2/3, Febr./März 1927, S. 39—44. [2192

Hampe, Karl: Harry Bresslau †. Ein Nachruf. In: Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N.F. Bd. 40 (79), 4, S. 631—634. [2193

Kehr, P[aul Fridolin]: Harry Breßlau. Ein Nachruf. In: Neues Archiv, Bd. 47 (1927), 1/2, S. 251—266. [2194

Scheel, Otto: Der junge Dahlmann. Breslau: Hirt, 1926. (72 S., 1 Abb.) gr. 8⁰ = Veröff. d. Schleswig-Holstein. Universitätsges. 4. = Schrift. d. Baltischen Komm. zu Kiel, 2. [2195

Kähler, Siegfried: [Würdigung der von Meinecke u. Dammann veranstalteten Ausgabe von] Alfred Doves Aufsätze und Briefe. (Hist. Zs. Bd. 152, 1, S. 45—65.) [2196

Wild, Helen: Hermann Escher und der Zwingli-Verein; mit Liste der historischen Publikationen Hermann Eschers. In: Festgabe des Zwingli-Ver. zum 70. Geb. H. Escher. S. 1—5. [2197

Lütge, Wilhelm: Heereniana. In: Arch. f. Kulturgeschichte, Bd. 17 (1927), 3, S. 286 bis 297. [2198

Rost, Bernhard: Friedrich M. Kircheisen. Lebensabriß d. Geschichtsforschers u. ausführl. Verz. s. Werke nebst deren Beurteilg. Mit e. [Titel-]Bilde. Zsgest. Chemnitz: C. Strauß, 1927. (32 S.) gr. 8⁰. [2199

Requadt, Paul: Johannes von Müller. (Schweiz. Mon.hefte f. Pol. u. Kultur, Jg. 7, S. 211.) [2200

Borries, Kurt: Vom Werdegang Rankes bis zum Antritt seiner Berliner Professur. (Arch. f. Pol. u. Gesch. 5, H. 7, S. 23—38.) [2201

Müller, Karl Alexander von: [Nachruf auf] Sigmund von Rietzler. In: Süddt. Mhe., Jg. 24, 6, S. 449—451.) [2202

Steinbach, F.: Aloys Schulte als rheinischer Geschichtsforscher. [Mit 1 Abb.] In: Rhein. Heimatbll., Jg. 4 (1927), 8, S. 369—370. [2203

Baier, Hermann: Aloys Schulte und die südwestdeutsche Geschichtsforschung. Ebda, S. 370—372. [2204

Hoppe, Willy: Georg Sello, ein märkischer Forscher [† 17. VII. 1926]. In: Forsch. z. Brandenburg. u. Preuß. Gesch., Bd. 39, 2, S. 300—312. — Mit Bibliographie d. Arbeiten Sellos zur märkischen Geschichte. [2205

Sickel, Theodor: Denkwürdigkeiten aus der Werdezeit eines deutschen Geschichtsforschers. Bearb. von Wilhelm Erben. München: Oldenbourg, 1926. (VIII, 323 S., 1 Abb.) 8⁰. [2206

Redlich, Oswald: Theodor Sickel. Werdezeit u. Persönlichkeit. In: Mittn. d. Österr. Inst. f. Geschichtsforschung, Bd. 42 (1927), 3, S. 154—164. [2207

Georg **Waitz** und Theodor **Sickel.** Ein Briefwechsel aus der Blütezeit der deutschen Geschichtsforschung, hrsg. v. Wilhelm Erben. In: Nachrichten d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Phil.-hist. Kl. 1926. S. 49—196. [2208

Doblinger, Max: Theodor von Sickel und Josef von Zahn. In: Zs. d. Hist. Ver. f. Steiermark, Jg. 23 (1927), S. 193—203. [2209

Santifaller, Leo: Theodor von Sickel. Zu seinem hundertsten Geburtstag. In: Der Schlern, Jg. 7, 12, S. 504—505. [2210

Abert, Joseph Friedrich: August Sperl. Ein Nachruf. München: Th. Ackermann; f. Würzburg u. Unterfranken: Würzburg: F. Perschmann [1927]. (12 S., 1 Titelb.) [Umschlagt.] 4°. Aus: Archivalische Zeitschrift, Folge 3, Bd. 3. [2211

Müller, Karl Alexander v.: Treitschke als Journalist. In: Historische Zs., Bd. 135, 3, S. 382—412. [2212

Wostry, Wilhelm: Ottokar Weber († 9. 3. 1927). In: Mittn. d. Ver. f. Gesch. der Deutschen in Böhmen, 65, 1/2, S. 3—9. [2213

Heimatschutz und Bodenforschung. Hrsg. von d. Altertumsgesellschaft Prussia, Landesverein „Deutscher Bund Heimatschutz". Königsberg i. Pr.: Selbstverlag; Gräfe & Unzer in Komm., 1927. (59 S. mit Abb.) gr. 8°. [2215

Heimatarbeit und Heimatforschung. Festgabe für Christian Frank zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Karl von Manz, Alois Mitterwieser, Hans Zeiß. München: Verlag J. Kösel & F. Pustet, 1927. (210 S., mehr. Taf.) 8°. [2216

Schröder, Ludwig: Westfälische Heimatliteratur. Ein krit. Wegweiser. 2. Aufl. Münster i. W.: Aschendorffsche Verlagsbh. [1927]. (80 S.) 8° = Veröffentlichungen des Westfäl. Heimatbundes. [2217

Gedenkschrift aus Anlaß des 10jährigen Bestehens des Vereins für Glatzer Heimatkunde. Hrsg. von Franz Albert. Glatz (|, Wallstr. 2]: Verein für Glatzer Heimatkunde) 1927. (75 S., 1 Taf.) gr. 8° = Glatzer Heimatschriften, Bd. 19. [2218

Birke, Hubert H.: A Steckla Haaimt. Eine Sammlung Braunauer Mundartdichtgn. 1.—2. Tsd. Braunau i. Böhmen: Selbstverlag [; lt. Mitteilg.]: Verlag „Deutscher Bote", 1926. (60 S.) kl. 8°. [2219

Peßler, Wilhelm: Das Heimat-Museum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur. Mit 94 Abb. auf 51 Taf. u. 6 Textbildern. München: J. F. Lehmanns Verl. 1927. (158 S.) gr. 8° = Veröffentlichung d. Werkbundes f. Deutsche Volkstums- u. Rassenforschg.
Rez.: Nieders. Jb. 4, Nachr. S. 111. [2220

Kosch, Wilhelm: Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813—1918. Lfg. 16—18. München: Verlag Parcus & Co., 1927. 4°. [2221

Sauer, August (†): Genealogische Studien zur Literaturgeschichte. In: Ἐπιτύμβιον Heinrich Swoboda dargebracht (Reichenberg 1927), S. 1—15. [2222

Deutsch-Österreichische **Literaturgeschichte.** Ein Handb. zur Geschichte d. deutschen Dichtg. in Österreich-Ungarn. Nach dem Tode von Johann Willibald Nagl u. Jakob Zeidler hrsg. von Eduard Castle. Bd. 3. [Schluß.] 1848—1918. Abt. 1. 2 u. 7. Wien: [Buchdr. u.] Verlbh. C. Fromme, 1926/1927. 3, 1. Neuabsolutismus u. erste Verfassungsversuche 1848—1866. [2223

Kleinberg, Alfred: Die deutsche Dichtung in ihren sozialen, zeit- und geistesgeschichtlichen Bedingungen. Eine Skizze. Berlin: J. H. W. Dietz Nachf. (1927). (XV, 443 S., zahlr. Taf.) 8°. [2224

La **Chanson** de Roland, Oxford Version. Edit.,Notes a. Glossary by T. Atkinson Jankins. Boston: Heath, 1924.
Rez.: Speculum 2, S. 92. [2225

Schwietering, J.: Der Wandel des Heldenideals in der epischen Dichtung des 12. Jahrhunderts. (Zs. f. dts. Altert.... 47, S. 135.) [2226

Russell, J. C.: Master Henry of Arranches as an international poet. (Speculum 3, S. 34.) [2227

Gravenberc, Wirnt von: Wigalois, der Ritter mit dem Rade. Hrsg. von J. M. N. Kapteyn. Bd. 1. Bonn: F. Klopp, 1926. 8° = Rhein. Beiträge u. Hülfsbücher zur german. Philologie u. Volkskunde, Bd. 9. Bd. 1: Text. (IX, 94, 506 S.) [2228

Wonisch, Othmar: Ulrich von Liechtenstein u. d. Frauenburg. (D. Burgwart, 28, S. 33.) [2229

Archipoeta. — Des Archipoeten erhaltene Gedichte. Metra quaedam Archipoetae. Der mittellat. Text mit wörtl. Übers. u. Einf. in d. Verständnis hrsg. von Wilhelm Stapel. Hamburg: Hanseat. Verlagsanstalt, 1927. (224 S.) kl. 8°. [2230

Carmina burana. Latein. u. deutsche Lieder u. Gedichte e. Hs. d. 13. Jh. aus Benedictbeuern auf d. k. Bibliothek zu München. Stuttgart: Literar. Verein, 1847. [Faks. Neudr. Leipzig: K. W. Hiersemann, 1927.] (XIV, 275 S. mit Abb.) 8° = Bibliothek des Literar. Vereins in Stuttgart, 16. [2231

Gilbert, Allan H.: Dantes conception of justice. Durham: Duke Univ. Press, 1925.
Rez.: Speculum 2, S. 346. [2232

Thorndike, L.: Some thirteenth-century classics. (Speculum 2, S. 374.) [2233

Thomton, H. H.: The authorship of the poems ascribet to Frederick II., Rex Fredericus and King Enzio. (Speculum 2, S. 463.) [2234

Martin, A. v.: Petrarca und die Romantik der Renaissance. (Histor. Zs. 138, S. 328.) [2235

Bigongiari, D.: Adversaria Petrarchiana. (Speculum 2, S. 206.) [2236

Burdach, Konrad: Schleswig-böhmische Briefmuster aus der Wende des 14. Jahrhunderts. Unter Mitw. Gustav Bebermeyers hrsg., erl. u. mit einleit. Untersuchgn. begleitet. Mit Beitr. von Max Voigt †. Berlin: Weidmann, 1926. (XXXII, 363, 147 S.) gr. 8° = Vom Mittelalter zur Reformation, Bd. 5. [2237

Kuphal, E.: Ludwig von Eyb d. Jüngere (1450—1521). Archiv f. Gesch. u. Altertumskunde v. Oberfranken, Bd. 30, H. 1, S. 6—59. [2238

Ellinger, Georg: Angelus Silesius. Breslau, 1927.
Rez.: Hist. Vierteljahrschr. 24, S. 657. [2239

Reynaud, Louis: Le romantisme. Les origines anglo-germaniques. Paris: Colin, 1926.
Rez.: Revue des questions, T. 56, S. 502. [2240

Arens, Eduard: Werner von Haxthausen und sein Verwandtenkreis als Romantiker. Mit unveröff. Porträts [auf Taf.]. Aichach: L. Schütte 1927. (94 S.) gr. 8°. [2241

Rupprich, Hans: Bretano, Luise Hensel und Ludwig von Gerlach. Mit 6 Bildtaf. Wien: Österreich. Bundesverlag f. Unterricht, Wiss. u. Kunst) 1927. (226 S.) 4° = Deutsche Kultur, 6. [2242

Wolzogen, Hans von: E. T. A. Hoffmann und Richard Wagner. Harmonien u. Parallelen. [Titelaufl.] Großenwörden: A. Rüsch Verl. [1927]. (94 S.) kl. 8° = Deutsche Bücherei, Bd. 68. [2243

Grimm, Jacob, u. Wilhelm Grimm. — Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann. Hrsg. von Albert Leitzmann. Mit e. Einl. von Konrad Burdach. [2 Bde.] Bd. 1, 2. Jena: Frommann, 1927. (XCIV, 464 S., mehr. Taf.; S. 465—1015). 4°. [2244

Breucker, Fritz: Heinrich Heine und sein Denkmal in Altona. (Festrede. Altona-Ottensen, 1927: H. Becker [; aufgest.:] Altona: H. Lorenzen in Komm.). (45 S. mit Abb.) 8° [Umschlagt.] [2245

Fell, Alo: Gutzkows Ritter vom Geiste. Psychogenet. Untersuchgn. zur Frage d. Übergangs von Romantik zu Realismus. Aachen: Aachener Verlags- u. Druckerei-Gesellschaft, 1927. (66 S.) gr. 9° = Veröffentlichungen d. Deutschen Instituts an d. Techn. Hochschule Aachen, H. 3. [2246

Risse, Joseph: Magdeburg im Leben Immermanns. (Geschichtsbll. f. Stadt u. Land Magdeburg, 62, S. 1.) [2247

Milleker, Felix: Johann Friedel, der erste Dichter der Banater Deutschen. Wrschatz: Art. Anstalt J. E. Kirchners Witwe, 1927. (13 S.) 8° = Banater Bücherei, 29. [2248

Hadwich, Rudolf: Totenlieder u. Grabreden aus Nordmähren und dem übrigen sudetendeutschen Gebiete. Reichenberg i. B.: Sudetendeutscher Verlag Fr. Kraus, 1926. (III, 503 S.) gr. 8° = Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, Bd. 16. [2249

Hampe, Theodor: Archivalische Mitteilungen zur Nürnberger Literaturgesch. (Volkslied u. Kriegslied im alten Nürnberg Tl. 2.) (Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg. 2 T., S. 251.) [2250

Zylmann, Peter: Ostfriesische Dichtung, III, IV. (Blätter d. Ver. f. Heimatsch. u. Heimatgesch. Leer, Nr. 5—7.) [2251

Stechele, W[olf]: Berlin und die deutsche Dichtung. 1. Berlin: L. Oehmigkes Verlbh. (1927). 8° = Groß-Berliner Heimatbücher, Nr. 3. 1. Das Zeitalter d. Aufklärg. (46 S. mit Abb.) [2252

Nase, Karl: Siebenhundert Jahre berlinischen Lebens im Spiegel des Gedichts. Berlin L. Oehmigkes Verlbh. [1927]. (280 S. mit Abb.) gr. 8°. [2253

Havemann, Julius: Geschichte der schönen Literatur in Lübeck. Lübeck: F. Westphal, 1926. (160 S. mit Abb.) 8°. [2254

Kegel, Hugo: Oberschlesien in der Dichtung Neu bearb. von Karl Kaisig. Berlin: Phönix-Verlag C. Siwinna, 1926. (391 S.) kl. 8°. [2255

Kühnau, Richard: Sagen der Grafschaft Glatz. Mittelwalde: A. Walzel [1927]. (343 S. 8°. [2256

Stone, E. H.: **Adam,** a religions play of the twelfth century transl. from the norman french and latin into engl. verse = Univ. of Wash. publications in language and liter. IV, 159—193. Seattle: Univ. of Wash. 1926. Rez.: Speculum 2, S. 351. [2257

Benyovszky, Karl: Das alte Theater. Kulturgeschtl. Studie aus Preßburgs Vergangenheit. Preßburg: K. Angermayer; Wien: M. Perles (in Komm.) [1927]. (128 S. mit Abb., 3 Taf.) gr. 8°. [2258

Teutsche **Arien,** Welche auf d. Kayserlich-privilegirten Wienerischen Theatro in unterschiedlich producirten Comoedien, deren Titul hier jedesmahl beygerucket, gesungen worden. Cod. ms. 12706—12709 d. Wiener Nationalbibliothek. Mit Einl. u. Anm. hrsg. von Max Pirker. Bd. 1. Wien: E. Strache, 1927. gr. 8° = Museion. Erstausgaben u. Neudrucke. 2. — 1 (CXVII, 456 S., 1 Titelb.) [2259

Gugitz, Gustav: Beiträge zur älteren Geschichte des Theaters in Linz in den Jahren 1722—1802. (Heimatgaue, Jg. 8, G. 1 S. 37 ff.) [2260

Haller, E.: Zur älteren Linzer Theatergeschichte. (Jb. d. oberösterr. Musealver. 82, S. 143.) [2261

Das **Stadttheater** Augsburg. Festschr. z. 50j. Bestehen... hrsg. von Max Herre. Augsburg 1927. Selbstverlag d. Stadt. (188 S. mit Bildern usw.)
Rez.: Zs. d. Hist. Ver. f. Schwaben... 47, S. 259. [2262

Pfeiffer-Belli, Wilh.: Ein Frankfurter Theaterkritiker des 18. Jahrhunderts. (Alois Schreiber). (Jb. d. Freien Dtn. Hochstifts, 1927, S. 161.) [2263

Rosendahl, Erich: Geschichte der Hoftheater in Hannover und Braunschweig. Hannover: Helwingsche Verlh. 1927. (VIII, 258 S. mit Abb.) gr. 8° = Niedersächs. Hausbücherei. Bd. 1. [2264

Merbach, Paul Alfr.: Studien z. Gesch. d. Hamburger Stadttheaters im 19. Jahrhdt. I. Jean Baptiste Baison. (Zs. d. Ver. f. Hamburg. Gesch., 28, S. 1.) [2265

Strich, M.: Der Streit zwischen Kursachsen und Mantua um die erste Primadonna in Deutschland [1685]. (Histor. Zs. 138, S. 504.) [2266

Stieda, Wilhelm: Wandernde Schauspielertruppen im 18. Jahrhdt. im Gebiet d. heutigen Provinz Sachsen. (Sachsen u. Anhalt, 3, S. 316.) [2267

Calm, Hans: Zur Vorgeschichte des Dessauer Theaters. (Anhalt. Gesch.bll. 3, S. 85.) [2268

Bechtel, Heinrich: Kunstgeschichte als Erkenntnisquelle für den Wirtschaftsgeist des Spätmittelalters. In: Schmollers Jb., Jg. 51 (1927), 2, S. 45—68. [2269

Veröffentlichungen des Vereines für christl. Kunst und Wissenschaft in Vorarlberg und im Westallgäu. H. 14 u. 15. [1925 u. 1926.] (223 S.) Dornbirn: Selbstverlag [; lt. Mitteilg.: Bregenz a. B.: Leogesellschaft f. Vorarlberg] 1926. gr. 8°. [2270

Weckbecker, Wilhelm: Zur Geschichte des österreichisch-ungarischen Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft. Mit 1 Abb. [farb. Taf.]. Wien: Verlag d. österr. Bundes-Lichtbildstelle [Auslieferung: Bücherstube In der Burg in Wien] 1926. (72 S.) kl. 8°. [2271

Dorner, Alexander: Amtlicher Führer durch die Kunstsammlungen des Provinzial-Museums Hannover. Tl. 1—3. Berlin: J. Bard [1927]. kl. 8°. — 1. Mittelalter u. Renaissance. Mit 16 Abb. [auf 8 Taf.]. (11 S.) — 2. Von d. Renaissance bis zum Jahre 1800. Mit 16 Abb. [auf 8 Taf.]. (17 S.) — 3. 19. und 22. Jahrhundert. Mit 16 Abb. [auf 8 Taf.]. (23 S.) [2272

Behn, Friedrich: Altgermanische Kunst. Mit e. Einführg. Mit 40 Bild-Taf. München: J. F. Lehmanns Verlag, 1927. (11 S., 40 Taf. mit Text.) gr. 8°. [2273

Neumann, C.: Ist wirklich Barock und Deutsch das Nämliche? (Histor. Zs. 138, S. 544.) [2274

Brinckmann, A. E.: Barock und Rokoko in Süddeutschland. (Histor. Zs. 136, S. 252.) [2275

Kreis, Wilhelm: Über die Zusammenhänge von Kultur, Zivilisation und Kunst. Die Baukunst vor dem Kriege und heute. Mit einem Bilderanh. Berlin: F. E. Hübsch (1927). (XVII S., 67 S. Abb., 1 Titelb.) 4° = Neue Werkkunst. [2276

Pinder, Wilhelm: Deutsche Dome des Mittelalters. 214.—228. Tsd. [Stark verm. Neudr.] Mit 109, meist ganzseit. Abb. und 13 [eingedr.] Grundr. Königstein i. Taunus: K. R. Langewiesche, 1927. (125 S.) 4° = Blaue Bücher. [2277

Mackinney, L. C.: Pregothic architecture: A mirror of the social-religious renaissance of the eleventh century. (Speculum 2, S. 11.) [2277a

Oberst, Johannes: Die mittelalterliche Architektur der Dominikaner und Franziskaner in der Schweiz. (Ein Beitr. zur schweizer. Ordensbauweise.) Zürich: (Artist. Institut) Orell Füßli (1927). (178 S. mit Fig. u. zahlr Taf.) 4°. [2278

Stadtbaukunst alter und neuer Zeit, hrsg. von [Cornelius] Gurlitt und Bruno Möhring. Schriftl.: Walter Lehweß. Jg. 8. 1927. Nr. 3. Juni. Berlin: Pontos-Verlag (1927). 4°. 3. Sonderausstellung städtebaulicher Projekte auf der Großen Berliner Kunstausstellung, veranst. von d. Architektur-Vereinigung „Der Ring". Vorschläge für die Bebauung der Gebiete um den Berliner Tiergarten. (S. 41—55 mit Abb.) [2279

Kautzsch, Rudolf: Romanische Kirchen im Elsaß. Ein Beitrag z. Geschichte d. oberrhein. Baukunst im 12. Jh. Freiburg i. Br.: Urban Verlag 1927. (IX, 90 S. mit Abb., 188 Taf.) 4°. [2280

Hausmann, Manfred: Alt-Hollands Bürgerbauten. 65 Abb. mit e. Einf. [1. Aufl. 1. bis 3. Tsd.] Bremen: C. Schünemann [1927]. (71 S.) 4°. [2281

Heubach [†], Hans Heinrich: Geschichte des Schloßbaues in Thüringen 1620—1670. (Begleitw.: Paul Weber.) Mit 17 Abb. im Text u. 4 Taf. Jena: G. Fischer 1927. (VI. 221 S.) gr. 8° = Beiträge zur Kunstgeschichte Thüringens Bd. 4. [2282

Müller, Otto Karl: Die Wartburg. Eine steinerne Chronik deutscher Menschen. (1. bis 10. Tsd. Mit 6 Taf. u. 10 Abb. im Text.) Jena: E. Diederichs 1927. (84 S.) 8° = Deutsche Volkheit. [2283

Nebe, Hermann: Die Wartburg. Amtl. Führer hrsg. von d. Wartburgstiftung. Mit 64 Taf. Abb., Ansichten, Bildnisse, Karten, Grundrisse. Berlin: Histor. Verlag Baumgärtel, 1927. (64 S.) 16°. [2284

Stralsunds **Tore.** Stralsund: [Königliche Regierungs-Buchdruckerei] 1927. (16 S.) kl. 8°. Aus: Stralsundische Zeitung, Jg. 168, Nr. 14—17. [18.—21. Jan. 1927.] [2285

Konwiarz, Richard: Die Baukunst Breslaus. Ein architekton. Führer. Geschichtl. Einl. von Bernhard Stephan. 136 [eingedr.] Bilder u. Zeichn., Pl. d. Altstadt u. [farb.] Pl. d. zukünft. Stadtgebietes. Breslau: Graß, Barth & Co., 1926. (160 S.) 8°. [2286

Neumann [, Rudolf]: Stilkritische Untersuchungen der Baugeschichte der katholischen Pfarrkirche in Glatz im Mittelalter unter Berücks. d. Einflüsse böhmischer Architektenschulen. Glatz: Arnestus-Druckerei (; Glatz [Wallstr. 2:] Verein f. Glatzer Heimatkunde) 1927. (55 S. mit Fig., 4 Taf.) 8° = Glatzer Heimatschriften, Bd. 16. [2287

Dieterich, Erwin: Der Hintersinn mittelalterlicher Bildwerke. Stuttgart [, Alexanderstr. 76]: Allgeist-Verlag Anton Scheuch (1927). (20 S.) 8° = Ratmanns-Buch, 3. [2288

Hugelshofer, Walter: Die Züricher Maler bis zum Ausgang der Spätgotik, Tl. 1, 2. (Mitt. d. Antiqu. Gesellsch. in Zürich, 30, H. 45.) [2289

Nasse, Hermann: Der Maler Johann Ulrich Loth (ca. 1600—1662). (Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Schwaben... Bd. 47, S. 208—216.) [2290

Heck, Robert: Die fürstlich Nassau-Diezische Gemäldesammlung im Schloß Oranienstein zu Diez a. d. Lahn. Mit 7 Bildern [Taf.]. Diez a. d. Lahn: Selbstverlag [; Ph. H. Meckel in Komm.] 1927. (27 S.) 8°. [2291

Gusby, Rudolf: Die Bildhauer Martin und Michael Zürn. Ein Beitrag zur Geschichte d. deutschen Plastik d. 17. Jh. (Früher: Passau: E. Skacel in Leipzig in Komm. [; aufgekl.:]) Leipzig [N 24, Bergerstr. 2]: Markgrafen-Verlag 1927. (16 S., 14 S. mit 32 Abb.) 4° = Veröffentlichungen d. Instituts f. ostbair. Heimatforschg. an d. philosoph.-theol. Hochschule in Passau; Abt. f. ostbair. Kunstgeschichte. Veröffentlichg. 2. [2292

Meinhof, Werner: Ostfälische Schnitzaltäre d. frühen 15. Jahrhunderts. (Thüring.-sächs. Zs. 16, S. 1.) [2293

Middeldorf, Ulrich: Sächs. Holzplastiken, des 13. Jahrhunderts. (Jb. d. Provinz. museums N.F. 2, S. 30.) [2294

Otto, Agnes Gertrud: Die Arbeitsweise der Künstler der Skulpturen von Wechselburg und Freiberg i. Sa. (Mitt. d. Freiberger Altert.ver., H. 57, S. 1.) [2295

Haselberg, Ernst von: Die kirchliche Architektur des Mittelalters im Fürstentum Rügen. (Pommersche Jahrbücher, 24, S. 13.) [2296

Ulbrich, Anton: Geschichte der Bildhauerkunst in Ostpreußen vom Ende des 16. Jahrhunderts bis gegen 1870. H. 2. (S. 65—128 mit Abb., Taf. 1—8.) Königsberg i. Pr.: Gräfe & Unzer [1927]. 4°. [2297

Lohmeyer, Karl: Das barocke Heidelberg und seine Meister. Heidelberg: J. Hörning (1927). (31 S. mit Abb.) gr. 8°.

Aus: Heidelberger Stadtbuch 1927. — Rez.: Mannheim. Gesch.bll. 28. 5, 127. [2298

Halle, Rudolf: Von französischen und italienischen Kunstkäufen hessischer Landgrafen. (Hessenland, Jg. 40, S. 67.) [2299

Hania, Hans: Ges. Studien z. Kunst- u. Kulturgeschichte Potsdams I. II. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Potsdams. N. F Bd. 6, H. 1, 2.) [2300

Zerkaulen. H.: Das romantische Sachsen. (Jahrbuch Sachsen 1928. S. 129.) [2301

Dörries, Hans: Studien zur älteren bremischen Kartographie, Tl. 1. (Brem. Jb. 31, S. 335.) [2302

Neeb: Ein röm. Grabdenkmal aus Weisenau (Mainzer Zs. 22, S. 41.) [2303

Gaerte, W[ilhl]: Die steinzeitliche Keramik Ostpreußens. Königsberg: Altertumsgesellschaft Prussia; Gräfe & Unzer, 1927. in Komm. (99 S. mit 273 Abb., 1 eingedr. Kt., 2 Taf.) 4° = Sonderschriften d. Altertumsges. Prussia, Landesvereins „Deutscher Bund Heimatschutz". [2304

Röder, Fritz: Die sächsische Schalenfibel der Völkerwanderungszeit als Kunstgegenstand und siedlungsarchäolog. Leitfossil. Mit 7 Abb. im Text u. 6 Taf. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1927. (40 S.) 4°.

Aus: Göttinger Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte. [2305

Sluts: Spuren mittelalterlicher Bemalung an der Außenseite von Dorfkirchen. (Mon.bll. hrsg. v. d. Ges. f. pommer. Gesch.... 41, S. 85.) [2306

Egli, Johannes: Die Glasgemälde des Historischen Museums in St. Gallen. Tl. 2. St. Gallen: Fehr'sche Buchh., 1927. 4° = Neujahrsblatt, hrsg. vom Histor Verein d. Kantons St. Gallen, 67. 2. Die vom Kloster St. Gallen, von Bewohnern d. st. gall. Landschaft u. d. Landes Appenzell gestifteten Scheiben. Glasgemälde verschiedener Herkunft. Mit 2 mehrfarb. u. 15 schwarzen Taf. sowie 11 Ill. im Text. (148 S.) [2307

Hempel, Eberhard: Die Scheiben der Magdalenenkirche in Judenburg. (Zs. d. Hist. Ver. f. Steiermark, 23, S. 54.) [2308

Bassermann-Jordan, Ernst von: Die Standuhr Philipp des Guten von Burgund. Mit 1 farb. Taf. u. 40 Bildern im Text. Leipzig: W. Diebener 1927. (44 S.) 4°. [2309

Marquet de Vasselot, J. J.: Les tapisseries françaises du Segerhof. (Hist. Mus. Basel, Jahresber. 1925.) [2310

Volbach, Fritz: Ludwig van Beethoven zum 100. Todestage! (6.—10. Tsd.) Münster i. W.: Aschendorff, 1927. (8 S. mit 1 Abb.) 8°. Aus: Volbach: Handbuch d. Musikwissenschaften, Bd. 1. [2311

Kittner, Marie: Beethoven und sein Aufenthalt in Baden bei Wien. Mit 7 Ill. Baden (bei Wien): Verein „Niederösterreichische Landesfreunde" (1927). (39 S.) 8° = Badener Bücherei, 16. [2312

Kerle, Jacobus de: Ausgewählte Werke. Tl. 1. Augsburg: Dr. B. Filser, 1926. 2° = Denkmäler der Tonkunst in Bayern. Jg. 26, [Bd. 34 der ganzen Reihe.] — Denkmäler deutscher Tonkunst, Folge 2. 1. Die „Preces speciales etc." Für das Konzil von Trient 1562. Eingel. u. hrsg. von Otto Ursprung. (LXII, 111 S.) [2313

Ursprung, Otto: Münchens musikalische Vergangenheit von der Frühzeit bis zu Richard Wagner. Mit 15 Kunstbeil. [auf Taf.] u. 4 Abb. im Text. München: Bayerland-Verlag 1927. (X, 278 S.) 8° = Kultur u. Geschichte. 2. [2314

Herre, Max: Carl Maria von Weber und Augsburg. (Zs. d. Hist. Ver. f. Schwaben... Bd. 47, S. 217—234.) [2315

Puttkamer, Albert von: 50 Jahre Bayreuth. Mit 20 Abb. [Taf.]. 1. u. 2. Tsd. Berlin: Schlieffen-Verlag [Komm.: Grosso- u. Kommissionshaus, Leipzig] 1927. (192 S. mit 1 eingdr. Faks.) gr. 8°. [2316

g) Volksleben.

Zoepfl, Friedrich: Deutsche Kulturgeschichte. (2 Bde. Bd. 1. In 5—6 Lfgn. Lfg. 1. (III, 112 S. mit Abb.) (Freiburg: Herder 1927.) 4°. [2317

Göttinger **Beiträge** zur deutschen Kulturgeschichte der 56. Versammlung deutscher Philologen u. Schulmänner in Göttingen vom 26. bis 30. Sept. 1927 als Festgruß gewidmet. (Vorw.: H[ermann] Thiersch.) Mit 7 Abb. im Text u. 13 Taf. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1927. (158 S.) 4°. [2318

Goetz, Bruno: Was ist deutsche Kultur? Ein Volksbüchlein. Mit 12 Abb. 2. Aufl. 4.—8. Tsd. Leipzig: R. Voigtländer [1927]. (60 S.) 8°. [2319

Aufstrebende **Kulturbewegungen** und ihre Vorkämpfer. Ein Handbuch u. Nachschlagewerk. Hrsg. u. mit e. Einl. vers. von Karl Dopf. [15 Lfgn.] Lfg. 1. (32 S. mit Abb.) Hamburg 15 [, Gothenstr. 50]: Signal-Verlag, 1927. gr. 8°. [2320

Thorndike, Lyon: A short history of civilisation. New York: S. Crofts, 1926. Rez.: Speculum 2, S. 90. [2321

Peuples et civilisations. Histoire générale publ. sous la direction de Louis Halphen et Philippe Sagnac, Tl. 1. Les premières civilisations... Paris: F. Alcan, 1926. (XIII, 437 S.)

Rez.: Revue histor., Tl. 156, S. 143. [2322

Giltzen, A.: Was bedeutet uns das Wort „völkisch"? Leipzig: Th. Weicher, 1927. (32 S.) gr. 8° = Der völkische Sprechabend, Jg. 3, H. 48. [2323

Newald, K.: Deutsche Stammesart und deutsches Schrifttum. (Gelbe Hefte, 3, I, S. 35.) [2324

Boor, H. de: Gemeingermanische Kultur. (Neue Jbb. f. Wissensch. u. Jugendb., Jg. 3, S. 284.) [2325

Wilten: Nordtirols älteste Kulturstätte. Tl. 1. Stift Wilten: Selbstverl. d. Jugend-Schutzver. „St. Bartlmä" [; lt. Mitteilg.: Innsbruck: Verlagsanstalt Tyrolia, 1926.] kl. 8° = Tiroler Heimatbücher, Bd. 1. [2326

Kampf um München als Kulturzentrum. 6 Vortr. von Thomas Mann, Heinrich Mann, Leo Weismantel [u. a.]. Mit e. Vorw. von Thomas Mann. München: R. Pflaum [1926]. (56 S.) 8°. [2327

Hartl, Alois: Milde Beiträge zur Sitten- und Kunstgeschichte. Bd. 2. Linz: Kathol. Preß-

verein, 1926. 8°. 2. Die Entwicklung d. Stadt Wels nach Norden. Mit vielen [eingedr.] Bildern. (IV, 236 S.) Bd. 1 ersch. bereits 1912. [2328

Kulturgeschichtliche **Beiträge** aus dem Kreise Offenbach am Main. Hrsg. unter Mitwirkg. d. Kreisdirektion Offenbach M. (Verantwortl. f. d. red. Inh.: Th[omas] P[eter] Braun, Düsseldorf-Oberkassel. Geleit[w].: Werner, Kreisdir.) Düsseldorf: Lindner-Verlag 1927. (123 S. mit Abb.) 4°. [2329

Sternberg, Leo: Zur Geistes- und Kulturgeschichte des Rheingaus. (Zs. f. Deutschkunde, 41, S. 277.) [2340

Häberlin [, Carl], u. [Friedrich] Roeloffs: Bunte Bilder aus der Föhrer Kulturgeschichte (Wyk: Verlag d. Vereins f. Heimatkunde der Insel Föhr, 1927.) (58 S. mit 1 Abb.) 8° = Föhrer Heimatbücher, Nr. 15. [2341

Scheidt, Walter, u. Hinrich Wriede: Die Elbinsel Finkenwärder. Veröffentlichung d. Werkbundes f. deutsche Volkstums- u. Rassenforschung. Mit 73 Abb. Mit 1 Anh.: Anlage u. Arbeitsweise rassenkundl. u. volkstumskundl. Erhebungen in Deutschland von Wilhelm Peßler u. Walter Scheidt. München: J. F. Lehmann Verl. 1927. (150 S.) gr. 8° = Beiträge u. Sammelarbeiten zur Rassenkunde Europas. Bd. 3. [2342

Gröger, G.: Kulturdenkmäler aus dem Merseburger Land. Bad Pyrmont: E. Schnelle 1927. (97 S. mit Fig.) 8°. [2343

Petzsch, W(ilh[elm]): Rügens Burgwälle und die slavische Kultur der Insel. Bergen auf Rügen: W. Krohß, 1927. (91 S. mit Abb.) 8° = Natur- u. Kulturdenkmäler d. Insel Rügen, 7. [2344

Steffen, Hans: Altpreußische Kulturbilder. Tl. 1. Aus d. Leben im Deutschordensstaate. H. 1. Breslau: Ferd. Hirt 1927. 8°. 1, (91 S.). [2345

Hungerland, Heinz: I. Die Volkskunde, eine Hilfswissenschaft der Geschichte, ihr Wesen, ihre Erziehungswerte und Ziele. II. Das Archiv für Volkskunde des Osnabrücker Kulturkreises, ein Forschungsinstitut für Kulturmorphologie. Seine Arbeitsweise u. Zielsetzung. Osnabrück: Franz Wunsch 1926. (52 S.) 8°. [2345a

Führer durch die volkskundlichen Sammlungen des Kaiser Franz-Josef-Museums am Mitterberg. (Baden bei Wien: Verein „Niederösterreichische Landesfreunde" [1926]. (20 S.) 8° = Badener Bücherei, 15. [2346

Hoffmann-Krayer, Eduard: Die Erforschung des Volkstums in der Schweiz. (Zs. f. Deutschkunde, 41, S. 442.) [2347

Sieferlinger, Clemens: Zeitdokumente zum Münchener Volksleben im Anfang des 19. Jahrhunderts. (Bayer. Heimatschutz, Jg. 22, S. 61.) [2348

Fox, Nikolaus: Saarländische Volkskunde. Mit 94 Abb. auf Taf. u. 20 Abb. im Text. Bonn: F. Klopp Verlag [Komm. F. A. Brockhaus, Leipzig] 1927. (XI, 498 S.) 8° = Volkskunde rhein. Landschaften.

Rez.: Zs. d. Ver. f. rhein. u. westf. Volkskunde, 24, S. 74. Niederdtе. Zs. f. Volkskunde, 5, S. 190. [2349

Kröber, Paul: Volkskundliches aus Leipzig-Land. II. III. (Mitteldtе. Bll. f. Volkskde., 2, S. 80, 83.) [2350

Glasewald †, A[rtur] [Ernst], sen., u. Alfred Naumann: Trachten, Sitten und Gebräuche der Altenburger Bauern. Mit 8 Abb. [Taf.]. Meerane i. Sa.: E. R. Herzog, 1927. (44 S.) 8°. [2351

Schmidt, Otto Eduard: Die Wenden. Mit 8 Vierfarbendr. [Taf.], 5 Autotypien [auf Taf.] u. 1 [farb.] Kt. [Um einen Nachdr. verm. Ausg.] Dresden: Buchdr. d. Wilhelm u. Bertha v. Baensch Stift. 1926 [Ausg. 1927]. (141 S.) kl. 8°. [2352

Durch das **Land** der Wenden. Vom wendischen Volkstum d. Oberlausitz. Bearb. von Erich Klausnitzer. Hrsg. von d. Pädagog. Arbeitsgemeinschaft Bautzen. Bautzen (, Töpferstr. 41): A. Müller in Komm., 1927. (32 S. mit Abb.) 8° = Der Wolkenkratzer, Baustein 4. [2353

Endler-Neustrelitz: Volkskundliches aus dem Lande Stargard. (Mecklenb.-Strelitzer Heimatbll., Jg. 3, H. 4.) [2354

Schnippel, E[mil]: Ausgewählte Kapitel zur Volkskunde von Ost- und Westpreußen. Beiträge zu e. vergl. Volkskunde. Reihe 2. Königsberg i. Pr.: Gräfe & Unzer [1926]. gr. 8°.

[Umschlagt.:] Schnippel: Volkskunde von Ost- u. Westpreußen. 2. Mit 27 Abb. (X, 186 S. mit Abb., 3 Taf.) [2355

Hahn, Eduard: Zur Pflege d. Volkskunde in Oberschlesien. (Zs. d. Ver. f. Volkskde. 35/36 S. 190.) [2356

Strobl, Lorenz: Altbayerische Mittel und Bräuch. Altötting: Verl. „Bücher d. Heimat" [Gebr. Geiselberger] 1926. (79 S.) kl. 8° = Bücher d. Heimat aus Bayern, Österreich u. Tirol, 13. [2357

Elsässische **Ortsneckereien.** Ein Beitr. zum Studium von Land u. Leuten, unter Mitw. von Freunden u. Kennern d. Elsaß ges. u. bearb. von Hans Lienhart. Heidelberg: Carl Winter [Verl.] 1927. (246 S.) gr. 8° = Schriften d. Elsaß-Lothringischen wissenschaftl. Gesellschaft. Reihe A, Bd. 2. [2358

Zeitler, Julius: Deutsche Liebesbriefe. Ges. u. hrsg. Hellerau: Avalun-Verlag [1926]. (320 S.) kl. 8°. [2359

Bauer, Max: Weib und Sittlichkeit. Die Sittengeschichte d. deutschen Frau. Mit 80 großen Bildtaf. u. vielen Ill. im Text. Berlin: Eigenbrödler-Verlag (1927). (299 S.) [2360

Kemper, J[osef]: Hexenwahn und Hexenprozesse in Deutschland. 2., wesentl. verb. Aufl. Mit 14 Ill. [im Text u. auf 1 Taf.]. Regensburg: Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, 1927. (VIII, 174 S.) 8° = Geschichtliche Jugend- u. Volksbibliothek, Bd. 16. [2361

Kausch, Friedrich: Hexenglaube u. Hexenprozesse in unserer Heimat. Ein Beitr. zur Geschichte der Prov. Sachsen u. d. Harzgebietes. Burg b. M., Unterm Hagen 75: Selbstverlag, 1927. (78 S.) kl. 8°. [2362

Apel, Theodor: Der zerbrochene Galgen u. a. Kulturkuriosa aus dem Hessenland., Melsungen: A. Bernecker. Heimatschollen-Verlag [1927]. (145 S.) kl. 8°.
Rez.: Zs. d. Ver. f. hess. Gesch., 56, S. 488. [2363

Friesen, Jacob: Die Anschauungen unserer Altvorderen von den urgeschichtlichen Altertümern. (Niedersachsen, 32, S. 195.) [2364

Kohl, R.: Die Sieben Sonnen zu Herford. (Zs. d. Ver. f. rhein. u. westfäl. Volkskde., 24, S. 37.) [2365

Greyerz, Otto von: Das Volkslied der deutschen Schweiz. Frauenfeld: Huber & Co. (1927). (232 S.) kl. 8° = Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Bdch. 48/49. [2366

Tardel, Herm.: Zum neueren niederdeutschen Volkslied. Nr. 1. Das sogen. Hanseatenlied. (Niederdte. Zs. f. Volkskde., 5, S. 120, 256.) [2367

Bremer, Otto: Das Nordstrander Spottlied. (Korresp.bl. d. Ver. f. niederdte. Sprachforsch., 41, S. 18ff.) [2368

Schmidt, O.: Ein Danziger Seeräuberlied. (Mitt. d. Westpreuß. Gesch.ver., 26, S. 13.) [2369

Amft, Georg: Volkslieder aus der Grafschaft Glatz mit Bildern und Weisen. Unter Förderg. d. Schles. Gesellschaft f. Volkskunde hrsg. Breslau: Bergstadtverlag, 1926. (143 S. mit Abb.) kl. 8° = Schlesische Volkslieder. H. 2. = Landschaftl. Volkslieder mit Bildern, Weisen u. e. Lautenbegleitg., H. 13. [2370

Barth, Medard: Elsäßische Kalendare des 11. u. 12. Jahrhunderts. (Archiv f. elsäß. Kirchengesch., 3, S. 1.) [2371

Menne, Karl: Mittelniederdeutsches aus Kölner Sammlungen. I. Kalenderverse... (Jb. d. Ver. f. niederdte. Sprachforsch.. 52, S. 85.) [2372

Borchling, Conr.: Ein nordfriesischer Glückwunsch aus dem Jahre 1746. (Korresp.-bl. d. Ver. f. niederdte. Sprachforsch., 41, S. 16.) [2373

Jahn, Ulrich: Volksmärchen aus Pommern und Rügen. Mit [eingedr.] Zeichn. Leipzig-Gohlis: H. Eichblatt [1927]. (56 S.) 8° = Eichblatts deutsche Heimatbücher, 10/11. [2374

Winckler, G.: Der Sagenkranz des Kyffhäusers. Neu erz. u. erg. Querfurt: W. Schneider, 1927. (71 S. mit 1 farb. Abb. u. 1 eingedr. Skizze.) 8°. [2375

Levison, Wilh.: Das Werden der Ursula-Legende. (Aus: Bonner Jahrbücher, H. 132.) Köln, 1928.
Rez.: Zs. d. Berg. Gesch.ver.. 56, S. 148. [2376

Krappe, Alex. Haggerty: Über die Jovinus-Legende in der Kaiserchronik... (Hess. Blätter f. Volkskde., 26, S. 18.) [2377

Stouff, L.: La légende de Mélusine et l'Alsace. (Rev. d'Als., 74, S. 1 u. a.) [2378

Kern, Leo M.: Die Ida von Toggenburg-Legende. (Thüring. Beitr., 64/65, S. 1.) [2379

Lorenz, Johann: Das Sammeln von Volkssagen. Innsbruck: Vereinsbuchh. u. Buchdr., 1927. (30 S.) gr. 8° = Beiträge zur Jugend- u. Heimatkunde, H. 6. [2380

(Calliano, Carl:) Niederösterreichischer Sagenschatz. 16—20. (Bd. 4.) Wien: H. Kirsch [1927]. 8°. [2381

Mailly, Anton: Sagen aus dem Bezirk Mistelbach in Niederösterreich. Hrsg. Wien: Selbstverlag; H. Kirsch [in Komm.] 1927. (60 S. mit 1 Abb.) 8°.
Rez.: Mon.bll. d. Ver. f. Landeskde. v. Niederösterr., 12. 27, 95. [2382

Lunzer, Justus: Steiermark in der deutschen Heldensage. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky A. G. [Abt.:] Akad. d. Wiss. in Komm. 1927. (196 S.) gr. 8° = Akademie d. Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Kl. Sitzungsberichte. Bd. 204, Abh. 1. [2383

Reimesch, Friedrich: Burzenländer Sagen und Ortsgeschichten zur Förderung der Heimatliebe und der Leselust. Gesammelt. 3., umgearb. u. verm. Aufl. Kronstadt: H. Zeidner, 1927. (VIII, 102 S. mit Abb.) 8°. [2384

Thomann, Max: Aus Geschichte und Sage des unteren Tößtals. Mit 61 Abb. auf Taf. Zürich: A. Bopp & Co., 1927. (VIII, 186 S.) 8°. [2385

Wiehl, Alois: Sagengold. Aus Sage und Geschichte unserer Heimat... (Die schönsten Sagen aus Württembergs Nordosten.) Bearb. u. zsgest. Mit Bildern [Abb.]. Ellwangen a. I. [Stuttgart]: Schwabenverlag [1927]. (119 S.) 8°. [2386

Lorch, Hermann: Heimatborn. Geschichten u. Sagen aus der Pfalz. 3. Aufl. München: R. Oldenbourg, 1927. (V, 151 S. mit Holzschn.) 8°. [2387

Wehrhan, Karl: Die schönsten Sagen der alten Reichsstadt Frankfurt am Main. 2. Aufl. [4.—6. Tsd.] Frankfurt a. M.: Englert & Schlosser [1927]. (131 S. mit Abb.) 4°. [2388

Bützler, Juliane: Gesch. d. rhein. Sage u. d. Romantik in ihrem Einfluß auf deren Wiederbelebung. (Zs. d. Ver. f. rhein. u. westfäl. Volkskde. 25, S. 9ff.) [2389

Henßen, Gottfried: Neue Sagen aus Berg und Mark. Vom Dönberg und Deilbach. Ges. u. hrsg. Elberfeld: A. Martini & Grüttefien, 1927. (159 S.) 8°. [2390

Haupt, Rich.: Der wetterauische Kyffhäuser. (Volk u. Scholle, 5, S. 310.) [2391

Zaunert, Paul: Westfälische Sagen. Ges. u. hrsg. Mit 24 Taf. u. 42 Abb. im Text. (1.—5. Tsd.) Jena: E. Diederichs 1927. (XVI, 388 S.) 8° = Stammes-

kunde deutscher Landschaften. (Deutscher Sagenschatz.]
Rez.: Zs. d. Ver. f. rhein. u. westf. Volkskde. 24, S. 77. [2392

Heßler, Carl: Hessischer Sagenkranz. Sagen aus Kurhessen. Mit Erkl. d. Sagen. Bearb. 4., wesentl. verm. u. mit Abb. vers. Aufl. Cassel: C. Victor, 1928 [Ausg. 1927]. (VIII, 208 S.) 8°. [2393

Henniger, Karl: Niederdeutsche Volkssagen. Nach volkskundl. Gesichtspunkten ausgew. u. zsgest. [Neue Titel-Aufl. 1925.] Hannover: Hahnsche Buchh., 1927. (98 S.) gr. 8°. [2394

Hoppe, Fr[iedrich]: Die Naumburger Hussitensage. Nach J. G. Rauhes Schrift: „Die Schwachheit über die Stärke" [1782] nacherz. Naumburg a. d. Saale: H. Sieling [1927]. (24 S. mit Abb.) 8°. [2395

Knoop, Otto: Volkssagen. Erzählungen u. Schwänke aus dem Kreise Dramburg. Unter Mitw. von A. Heller. Ges. u. hrsg. Köslin: C. G. Hendeß, 1926. (XI, 116 S., 1 Abb.) 8° = Ostpomm. Sagenschatz, Bd. 3. [2396

Klose, Max: Führer durch die Sagen- und Märchenwelt der Grafschaft Glatz. 2. verb. Aufl., durchges. von Albert Zingel. Mit zahlr. Ansichten [im Text u. auf Taf.]. Schweidnitz: G. Brieger, 1927. (XI, 124 S.) kl. 8°. [2397

Engels, W.: Bornefelder Jagdgeschichten aus alter Zeit. (Bergische Geschichtsblätter, Jg. 5, Nr. 2.) [2398

Fehrle, Eugen: Deutsche Feste u. Volksbräuche. 3., durchges. u. erg. Aufl. (Photomechan. Gummidr. Verfahren, 1920.) Mit 29 Abb. Leipzig: Teubner, 1927. (108 S.) kl. 8° = Aus Natur u. Geisteswelt, Bd. 518. [2399

Hüsing, Georg: Die deutschen Hochgezeiten. Mit 11 Abb. [im Text u. auf Taf.]. Wien: Eichendorff-Haus 1927. (XVI., 144 S.) kl. 8°. [2400

Sieber, Siegfried: Trojaburg — Maigraf — Zunftfest. (Mitteldte. Bll. f. Volkskde., 2, S. 61.) [2401

Wolff, Ludw.: Das Magdeburger Gralsfest Bruns von Schönebeck. (Niederdte. Zs. f. Volkskde., 5, S. 202.) [2402

Becker, Albert: Zur Geschichte des rhein. Karnevals. (Niederdte. Zs. f. Volkskde., 5, S. 129.) [2403

Milleker, Felix: Geschichte des Wrschatzer Stadtgartens. 1775—1927. Wrschatz 1927: Banater Buchdruckerei u. Verlagsanstalt [; lt. Mitteilg.: Wrschatzer Parkverein]. (35 S.) 8°. [2404

Poten, G[eorg]: Die Königsgärten in Herrenhausen. Nach alten Hs. (Vorw.: Fr[itz] Stadelmann.) Hannover (1926): W. Hahn ([; lt. Mitteilg.: Hannover, Rathaus, Trammplatz 2], Verkehrs-Verein Hannover E. V.). (60 S. mit Abb.) 8°. Bereits u. d. T.: „Des Schlosses Herrenhausen Aufstieg u. Niedergang" in e. Hannov. Tageszeitg. ersch. [2405

Wendland, Anna: Die Gärten an der Herrenhäuser-Allee. (Hannover. Gesch.bll., 30, S. 166.) [2406

Lesser, Ludwig: Volksparke heute und morgen. Berlin-Zehlendorf: Rembrandt-Verlag [1927]. (102 S. mit Abb.) 8°. [2407

Semmet, Fritz: Dorf und Bauernhaus in der Pfalz. 2. Aufl. Kaiserslautern: E. Lincks-Crusius, 1927. (55 S., 39 Taf.) 8° = Von Pfälzer Kunst u. Art. [3]. [2408

Behlen, Heinr.: Der Ursprung des niedersächs. Bauernhauses. (Niederdte. Zs. f. Volkskde., 5, S. 164.) [2409

Lehmann, Otto: Das Bauernhaus in Schleswig-Holstein. Altona: H. Ruhe, 1927. (VIII, 160 S. mit 165 Abb., 1 Pause, 2 farb. Kt.) gr. 8°. [2410

Lederer, Franz: Berliner Merkwürdigkeiten. Bauten u. Denkmäler. Mit 28 Abb. Berlin: Germania A.-G. [1926]. (123 S.) 8°.
Rez.: Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins, 44. S. 171. [2411

Trachten-Taschen-Kalender. Jg. 8. 1927. München: [Pössenbacher Buchdr. u. Verl.-Anst.] Gebr. Giehrl (1927). (224 S. mit Abb.) kl. 8°. [2412

Weiditz, Christoph. — Das Trachtenbuch des Christoph Weiditz von seinen Reisen nach Spanien [1529] und den Niederlanden [1531/32]. Nach der in d. Bibliothek d. German. Nationalmuseums zu Nürnberg aufbewahrten Handschrift hrsg. von Theodor Hampe. Mit 113 einfarb. u. 41 mehrfarb. Taf. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1927. (164 S.) 4° = Historische Waffen u. Kostüme. Bd. 2. [2413

Wutte, M.: Zur Gesch. d. Trachten in Oberkärnten. (Corinthia I, 117, S. 69.) [2414

Haeberlin, Carl: Inselfriesische Volkstrachten vom 16.—18. Jahrhundert. (Zs. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch., 56, S. 170.)
Rez.: Jb. d. nordfries. Ver. f. Heimatkde., 14, S. 210. [2415

Julien, Rose: Trachtenkundliches aus Mitteldeutschland. (Mitteldte. Bll. f. Volkskde., 2, S. 173.) [2416

Voigtländer, Emmy: Ein Sächs. Trachtenwerk von Anfang des 18. Jhdts. (Zs. f. Hist. Waffen- u. Kostümkde. N. F. 2 H. 8.) [2417

Kostümkunde. — Nienholdt, E.: Die deutsche Frauenhaube der Frührenaissance. [Mit 9 Abb.] In: Zs. f. histor. Waffen- u. Kostümkunde. N. F. Bd. 2 (11), Jg. 5, (31) 5, S. 102—107. [2418

Wüstefeld, Karl: Über die Einführung verschiedener Kulturgewächse ... im Eichsfelde = Unser Eichsfeld Jg. 22. 1927. [2419

Kallbrunner, Josef: Zur Gesch. d. Menagerien des Wiener Hofes. (Mon.bl. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Wien. 9. (44.) Nr. 4/6.) [2420

Lüttschwager, Hans: Der Danziger Prediger Böck u. seine Vogelsammlung. (Heimatbll. des Deutschen Heimatbundes Danzig Jg. 4. Nr. 4.) [2421

Buchner, M.: Zum Geheimbundwesen in alter u. neuer Zeit. (Gelbe Hefte 3, II, 861.) [2422

Das **Freimaurer-Museum.** Archiv f. freimaurerische Ritualkunde u. Geschichtsforschung. In zwangl. Folge hrsg.

vom Geschichtl. Engbund d. Bayreuther Freimaurer-Museums. Schriftf.: Bernh[ard] Beyer. Hs. f. Brr. Meister Bd. 2. Leipzig: Br. Zechel 1926. gr. 8⁰.
2. Enth.: Beyer, Bernh.: Ausschnitte aus d. Geschichte d. früh. Grossen Mutterloge „Carl zu d. 3 Schlüsseln in Regensburg" u. Thalmann, M.: Das System d. Loge „Du Bon Pasteur" [u. a.] (319 S. mit z. T. aufgekl. Abb. mehr. Taf.) [2423

Posner, Oskar: Bilder zur Geschichte der Freimaurerei. Reichenberg: Verlag d. Zs. „Die Drei Ringe" [Karl Borda; lt. Mitteilg.: Leipzig S 3, Fichtestr. 43: Verein deutscher Freimaurer] 1927. (263 S. mit Abb., 2 Taf.) gr. 8⁰. [2424

Peuckert, Will-Erich: Die Rosenkreutzer. Zur Geschichte e. Reformation. (Mit [Abb.], 8 Taf.) 1. u. 2. Tsd. Jena: E. Diederichs 1928 [Ausg. 1927]. (VIII, 453 S.) 8⁰. [2425

Hergeth, Friedrich: Aus der Werkstatt der Freimaurer und Juden im Österreich der Nachkriegszeit. Eine Studie. Graz: Heimatverlag L. Stocker, 1927. (IV, 390 S.) gr. 8⁰. [2426

Quint, Hans: Die Freimaurerei im Volksleben der Vogtländer. (Mitteldtc. Bll. f. Volkskde. 2, S. 13, 24, 49.) [2427

Kallmeyer, Ernst: Ludendorff anti Freimaurerei, ein Schlag ins Wasser? Davidsstern, Hakenkreuz in ihrer wahren Bedeutg. Hamburg: Triasmus-Verlag ([Komm.: F. Volckmar, Leipzig], 1927). (31 S. mit Fig., 1 Taf.) gr. 8⁰. [2428

Wagler, Paul: Ludendorffs Angriff auf die Freimaurerei. Leipzig [,S. 3, Fichtestr. 43]: Verein deutscher Freimaurer, 1927. (28 S.) 8⁰. [2429

Bonhoff, Carl: Droht der deutschen Freimaurerei Vernichtung? Eine Antwort an Erich Ludendorff. Leipzig (S 3, Fichtestr. 43): Verein deutscher Freimaurer, 1927. (23 S.) 8⁰. [2430

Spancken, A[nton] W[erner]: Die deutschen Freimaurer. Eine Aufklärungsschrift. 2. Aufl. 6.—10. Tsd. Bielefeld: J. D. Küster Nachf., 1927. (107 S.) 8⁰. [2431

Pfannkuche, A[ugust]: Freimaurerei und völkische Frage. Ein Beitr. zum Verständnis unserer gegenwärtigen geistigen Lage, zugleich e. Antwort an General Ludendorff. 6.—10. Tsd. Berlin: F. Wunder, 1927. (71 S.) 8⁰. [2432

Schmidt-Gotha, Kurt: Die Freimaurerei im Dienste deutscher Nationalbildung. Ewigkeitsziele u. Gegenwartsaufgaben d. Königl. Kunst. (Als Hs. gedr.) Wetzlar: Wetzlarer Ring [; lt. Mitteilg.:] K. Waldschmidt, 1927. (64 S.) 8⁰. [2433

Zimmermann, Walther: Badische Volksheilkunde. Mit 4 Abb. Karlsruhe: C. F. Müller 1927. (110 S.) gr. 8⁰ = Vom Bodensee zum Main. Nr. 29. [2434

Sailer, Leopold: Aus der Geschichte des Wiener Bürgerspitals. (Mon.bl. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Wien, Jg. 9. (44.) Nr. 4/6.) [2435

Voigt, Chr.: Vom Badewesen Berlins um 1800. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins. 44, H. 2.) [2436

Dittrich, H.: Altes Apotheker-Inventar u. medizin. Schriften u. Instrumente im Neisser Museum. (Jb. d. Neiß. Kunst- u. Altert.ver. ver. 31. S. 3.) [2437

Michalowsky, Ernst: Eine Tilsiter Apothekerfamilie. Tl. 1. Görlitz: C. A. Starke, 1927. gr. 8⁰. 1. (98 S. mit Abb., mehr. Taf., davon 1 fabr., mehr. Stammtaf., 1 Faks. Taf.) [2438

Ritter, F.: Urkundliches zur Geschichte des Luxus im alten Emden. (Upstalsbromblätter. 13. S. 89.) [2439

B. Quellen und Darstellungen nach der Folge der Begebenheiten.

1. Das deutsche Altertum bis ca. 500.

a) Germanische Urzeit und erstes Auftreten der Deutschen in der Geschichte.

Birkner, Ferd.: Aufgaben u. Ziele der Vorgeschichtsforschung. (Archiv f. Kulturgesch. Bd. 17. H. 3. S. 257ff.) [2440

Ebert, Max: Reallexikon d. Vorgeschichte Berlin u. Leipzig: W. de Gruyter & Co. Bd. II. III. IV, 1. 2. V. VI.
Rez.: Hist. Viert.jahrschr. 24, S. 660. [2441

Steinhausen, Georg: Germanische Kultur in der Urzeit. 4., neubearb. Aufl. Mit 14 Abb. im Text. Leipzig: Teubner, 1927. (199 S.) 8⁰ = Aus Natur u. Geisteswelt. Bd. 1005.
Rez.: Hess. Bll. f. Volkskde., 25, S. 194. [2442

Kossinna, Gustaf: Altgermanische Kulturhöhe. Eine Einf. in d. deutsche Vor- u. Frühgeschichte. München: J. F. Lehmanns Verl. 1927. (80 S.)
Rez.: Hess. Bll. f. Volkskde., 25, S. 194. [2443

Prähistorische **Fälschungen.** Eine Rundfrage. Eingel. u. hrsg. von Siegfried Türkel. Graz: Ulr. Mosers Buchh., 1927. (79 S., 8 Taf.) gr. 8⁰ = Wissenschaftliche Veröffentlichungen d. kriminalist. Laboratoriums d. Polizeidir. Wien. [2444

Feist, Sigmund: Germanen und Kelten in der antiken Überlieferung. Halle (Saale): M. Niemeyer 1927. (IV, 75 S.) gr. 8⁰. [2445

Einleitung in die Altertumswissenschaft. Hrsg. von Alfred Gercke † u. Eduard Norden Bd. 1. 3. Aufl. (Suppl.) Leipzig: Teubner, 1927. gr. 8⁰. 1 (, Suppl.:) Vorwort, Inhaltsverz., Nachträge, Register. (XVI, 36 S.) [2446

Preidel, Helmut: Die Arbeitsweise der Vorgeschichtswissenschaft. II. (Sudeta III, S. 19.) [2447

Kaiser, E.: Vom gegenwärtigen Stand der vorgesch. Forschung im Vogtlande. (Vogtl. Jb., Jg. 6, S. 28.)
Ders.: Vorgesch. Gräber im Vogtland. (Ebda., S. 32.) [2448

Speck, Michael: Wasser- oder Landpfahlbauten. (Zuger Neujahrsbl. 1928, S. 47.) [2449

Franz, Leonhard: Zur vorrömischen Eisenzeit des Nordens. (Germania 11, S. 6.) [2450

Ilung, W. A.: Zur Gefäßdekoration des donauländ. Kulturkreises. (Mitt. d. anthropol. Gesellsch. in Wien, 58, S. 21.) [2451

Mühlhofer, F.: Das vor- u. frühgeschichtl. Hügelgräberfeld bei Weiden am See im Burgenland. (Mitt. d. anthropol. Ges. in Wien, 57, S. 186.) [2452

Schránil, Josef: Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens. Mit e. Einleitungskapitel über d. ältere Steinzeit von Hugo Obermaier. Mit 74 Taf. u. 32 Textabb. (Lfg 1.) (VIII, 64 S. mit Abb., 12 Taf.) Berlin: W. de Gruyter & Co. 1928 (Umschlagt. 1927). 4⁰ = Grundriß d. slav. Philologie u. Kulturgeschichte. [4.] [2453

Laube, Gustav: Die Hallstattsiedlung am Südgelände des Borschens bei Bilin. (Sudeta III, S. 27.) [2454

Gumpert, Carl: Fränkisches Mesolithikum. Die steinzeitl. Besiedlg. d. fränk. Rezat u. oberen Altmühl im Tardenoisien. Mit 180 Abb. im Text, über 1000 Steinwerkzeuge darstellend. Leipzig: C. Kabitzsch 1927. (VII, 121 S.) gr. 8⁰ = Mannus-Bibliothek Nr. 40.
Rez.: Nieders. Jb. 4, Nachr. S. 112. [2455

Hörmann, K[onrad]: Bronzezeit-Gräber in Mittelfranken. Nürnberg: [Luitpoldhaus]: Naturhist. Gesellschaft, 1926. (S. 249—292 mit Abb., 21 Taf.) 4⁰ = Abhandlungen der Naturhistor. Gesellsch. zu Nürnberg, Bd. 21, H. 6. [2456

Albrecht, Chr.: Gräberfeld u. Siedelung aus der Latènezeit b. Zahna. (Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thüring. Länder, 14, S. 89.) [2457

Marschalleck, K. H.: Das Urnenfeld von Blonsdorf... (Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thüring. Länder, 14, S. 49.) [2458

Niklasson, H.: Neue Funde d. Glockenbecherkultur aus der Provinz Sachsen. (Jahresschrift f. d. Vorgesch. d. sächs.-thüring. Länder, 14, S. 36.) [2459

Auerbach, Alfred: Vor- u. Frühgeschichte des Gebietes von Ostthüringen zwischen Elster und Saale, mit 6 Taf. Abb. Weida, 1927: Thomas & Hubert (; Ortsgeschichtl. Verein). (VII, 64 S.) 4⁰ = Geschichte der Stadt Weida in Einzeldarst. 1, 2. [2460

Kupka, Paul L. B.: Die steinzeitliche Besiedelung Mitteldeutschlands. (Beitr. z. Gesch. der Altmark, Bd. 5, H. 3, S. 109—152.) [2461

Lienau, M. M.: Ein ostgerman. Skelett der Kaiserzeit in Lebus. (Zs. f. Ethnologie, 59, S. 66.) [2465

Bestehorn, Friedr.: Die Indogermanen im Potsdamer Havelland. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Potsdams, N.F. Bd. 6, H. 2.) [2466

Grigat, Fritz: Aus grauer Vorzeit. Prähistorisches aus d. Mauerseegebiet. Mit e. heimatkundl. Einf. vom Hrsg. (Paul Reichwaldt). 14 [eingedt.] Taf. mit 83 Abb., 1 Kt. 1:200000 d. Preuß. Landesaufn. (Geleitw.: [Willi] Gaerte.) Langensalza: Julius Beltz 1927. (112 S.) gr. 8⁰ = Heimatforschung aus Ostpreußens Mauerseegebiet. Tl. 1.

Veeck, W.: Die Reihengräberfriedhöfe des frühen Mittelalters u. d. historische Forschung. (Dte. Archäol. Inst. Röm.-germ. Komm., 16. Ber. 1925/26, S. 35.) [2468

Zeiß, H.: Alemannische Gräber bei Irsching, Oberbayern. (Germania, 11, S. 132.) [2469

Veeck, Walther: Alemannen und Franken in Süddeutschland. Eine archäol. Studie. (Deutschlands Erneuerung, 11, Volk u. Rasse, S. 213.) [2470

Weiser, Lily: Zur Kultur der Wikingerzeit. (Niederdte. Zs. f. Volkskde., 5, S. 193.) [2471

Diels, Paul: Die Slawen in Schlesien. (Schles. Mon.hefte, Jg. 4, S. 55.) [2472

Schuchhardt, C.: Witzen u. Starzeddel, zwei Burgen der Lausitzer Kultur. (Niederlaus. Mitt., Bd. 18, 1, S. 178.) [2473

b) Einwirkungen Roms.

Festschrift zur Feier des fünfundsiebzigjährigen Bestehens des Römisch-Germanischen Central-Museums zu Mainz, 1927. (Hrsg. von der Direktion.) Mainz: L. Wilckens in Komm., 1927. (252 S. mit Abb. u. 20 Taf.) 4⁰. [2474

Chapot, Victor: Le Monde romain. Vol. 1. (503 p.) Paris: Renaissance du livre, 1927.
Rez.: Rev. des études hist. 93, S. 296. [2475

Jacobi, H[einrich]: Führer durch die Saalburg u. ihre Sammlungen. 11. Aufl. mit 51 Textabb. Bad Homburg v. d. H.: 1927: Taunusbote-Druckerei [; lt. Mitteilg.: Verwaltung d. Salzburgmuseums]. (63 S.) 8⁰. [2476

Oxé, Aug.: Wann wurde das Legionslager Vindonisso angelegt? (Germania, 11, S. 127.) [2477

Bohn, O.: Arretina aus Vindonissa. (Germania, 11, S. 2.) [2478

Aufdeckung von Römergräbern in Zeiselmauer. (Mon.bll. d. Ver. f. Landeskunde v. Niederösterr.... 12, 27, 151, 159.) [2479

Karnitsch, Paul: Linz zur Römerzeit. (Heimatgaue, Jg. 8, H. 1, S. 1ff.) [2480

Lebzelter, V.: Römische Schädel aus Steiermark. (Mitt. d. anthropol. Ges. in Wien, 57, S. 39.) [2481

Stähelin, Felix: Die Schweiz in römischer Zeit. Mit 172 Abb. im Text, 1 [farb.] Kt. u. 3 [2farb.] Pl. Basel: B. Schwabe & Co. 1927. (XVI, 549 S.) gr. 8⁰.
Rez.: Germania, 11, S. 172. Jahresber. d. Schweiz. Gesellsch. f. Urgesch., 19, S. 147. [2482

Wagner, F.: Kastelle u. verwandte Bauten in Rätien. (D. bayr. Vorgesch.freund, 6, S. 57.) [2483

Tschumi, O., u. O. Schultheß: Römische Funde von Allmendingen b. Thun... (Anz. f. Schweiz. Altertumskde., Bd. 28, H. 2, S. 81 bis 86.) [2484

Schmidt, L.: Die clusurae Augustanae. (Germania, 11 S. 36.) [2485

Lehner, H.: Ausgrabungen in Vetera. (Germania, 11, S. 17.) [2486

Stieren, A.: Das Lager bei Kneblinghausen. (Germania. 11, S. 70.) [2487

Witz, H.: Neue Beobachtungen im Kastell Kösching-Germanicum. (Germania, 11, S.26.) [2488

Rau, R.: Jagsthausen. Zur Bauinschrift des Kastellades. (Fundber. aus Schwaben, 4, S. 91.) [2489

Paret, Spätrömisches aus Tuttlingen u. a. (Fundber. aus Schwaben, 4, S. 87 u. a.) [2490

Zenetti, Paul: Die Ausgrabungen des spätröm. Kartells auf dem Bürgle. (Jb. d. Hist. Ver. Dillingen, 39/40, S. 245.) [2491

Revellio, P.: Kastell Hufingen. (Germania, 11, S. 98.) [2492

Die **Rheinlande** zur Römerzeit. Hrsg. vom Inst. f. geschichtl. Landeskunde d. Rheinlande an d. Univ. Bonn. 1:175000. (Mit [1 Nebenkt.] Nach Joseph Hagen: Die Römerstraßen d. Rheinprovinz. Zeichn., Lith. u. Druck von G. Westermann, Braunschweig. Köln: J. P. Bachem. Bonn: K. Schroeder [Auslfg.: K. Schroeder, Bonn 1927].) 112×170 cm [Farbendr.] [2493

Hauptmann, C.: Freiburg zu römischer Zeit. (Freiburger Gesch.bll., 29, S. 214.) [2494

Keßler, P. T.: Ein frührömisches Brandgrab aus Weisenau bei Mainz. (Germania, 11, S. 44.) [2495

Keune: Die Weihinschrift vom Stumpfen Turm. (Trierer Zs. 2, S. 12.) [2496

Fremersdorf, Fritz: Spätrömische Grabkammer und frühchristlicher Friedhof bei St. Severin in Köln. Mit 3 Taf. Köln-Kalk, 1926: P. Kissel [; lt. Mitteilg.: Kathol. Pfarramt St. Severin]. (18 S. mit Abb.) 8°. [2497

Peters, P.: Romenisch vaatwerk gevonden te Heerlen. (Publications de la Soc. hist. et arch. dans le Limbourg... 63, S. 377.) [2498

Majert, Wilh.: Römerwälle in Visbeck. (Heimatbll. hrsg. v. Heimatver. Dulmen, Jg. 3, S. 22.) [2499

Hofmeister, Hermann: Limes Saxoniae. (Zs. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch., 56, S. 67ff.) [2500

Koehne, Carl: Die Gründe von Cäsars schnellem Rückzuge aus Deutschland im Jahre 53 v. Chr. (Hist. Viert.jahrschr., 24, S. 529.) [2501

Sualmis statt **Scaldis?** Betrachtungen zu Cäsars Eburonenkrieg im Jahre 53. Ein Beitr. z. ältesten Gesch. d. Landes zw. Rhein u. Maas. (Niederrhein. Heimatfreund, Jg. 2, Nr. 10.) [2502

Friedrichs, Gustav: Kein Römerheer hat Ems, Weser und Elbe in den Kriegen der Römer gegen die Germanen gesehen. Berlin-Schlachtensee: Volkserzieher-Verlag, 1927. (48 S. mit eingedr. Kt.-Skizzen.) 8°. [2503

Sadée, E.: Die Örtlichkeit der Schlacht bei Trier im Bataverkriege 70 n. Chr. (Bonner Jbb., 132, S. 165ff.) [2504

Kentenich, G.: Schicksal der Kaiserthermen im Mittelalter. (Trierer Zs., 2, S. 21.) [2505

c) Ausbreitung der Deutschen und Begründung germanischer Reiche.

Die **Geschichte** der Wanderungen. Wien: R. Lechner in Komm. (1927.) (VI, 725 S. mit Abb., 1 farb. Kt.) gr. 8°. [2506

Wolff, Ludwig: Die Helden der Völkerwanderungszeit. 1.—3. Tsd. Mit 16 Abb. [Taf.[. Jena: E. Diederichs 1928 [Ausg. 1927]. (242 S.) 8°. [2507

Heydebrand u. der Lasa, Fedor von: Peter Wlast u. d. nordgerman. Beziehungen der Slawen. (Zs. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens, 61, S. 247.) [2508

Schmidt, Ludwig: Datum u. Weg der langobard. Einwanderung in Italien. (Hist. V.jahrschr., 24, S. 59.) [2509

Bulst, Walther: Langobardische Königsgeschichten. Hrsg. (1.—10. Tsd. Mit 6 Taf.) Jena: E. Diederichs, 1927. (80 S.) 8° = Deutsche Volkheit.. [2510

Schneider, Alois: Herkunft u. Geschichte der pannonischen Langobarden. Teplitz-Schönau: Museums-Gesellschaft (1926). (IX, 52, 41 S.) kl. 8°. [2511

Schwarz, Ernst: Der Quaden- u. Vandalenzug nach Spanien. (Sudeta, III, S. 1.) [2512

d) Innere Verhältnisse.

Frahm, Friedrich: Cäsar und Tacitus als Quellen für die altgerm. Verfassung. (Hist. Vierteljschr. 24. S. 145.) [2513

Merk, Walther: Der germanische Staat. Langensalza: H. Beyer & Söhne, 1927. (60 S.) 8° = Schriften zur polit. Bildg., Reihe 1, H. 5 = Friedrich Mann's Pädagog. Magazin, H. 1151. [2514

Mogk, Eugen: Germanische Religionsgeschichte und Mythologie. 3., verb. Aufl. Berlin: W. de Gruyter & Co., 1927. (140 S.) kl. 8° = Göschen Sammlung, 15. [2515

Weiser, Lily: Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde. Ein Beitr. zur deutschen u. nord. Altertums- u. Volkskunde. Bühl (Baden): Konkordia A.G. 1927. (94 S.) 8° = Bausteine zur Volkskunde u. Religionswissenschaft. H. 1. [2516

Sautel, Joseph: Les Origines chrétiennes de Vaison. (Revue d'hist. de l'église de France, 13, S. 190.) [2517

2. Fränkische Zeit bis 918.

a) Merowingische Zeit.

Dalton, O. M.: The History of the Franks by Gregory of Tours. Oxford, Clarendon Press 1927. 2 vol. 8°. (XII, 447. IV, 660 SS.)

Rez.: Anal. Boll. 45 S. 399. [2518

Dill, Samuel: Roman Society in Gaul in the Merovingian Age. London, Macmillan 1926. 8° (566 SS.)

Rez.: Anal. Bolland. 45 fasc. 3/4 S. 398. [2519

Levillain, Léon: De l'authenticité de la Clausula de unctione Pippini. (Bibliothèque de l'école des chartes, 88, S. 20.) [2520

Hofbauer, Silvester: Die Ausbildung der großen Grundherrschaften im Reiche der Merowinger. Wien: Eligius-Verlag 1927. (VII, 128 S.) gr. 8⁰ = Veröffentlichungen des Seminars für Wirtschafts- u. Kulturgeschichte an d. Universität Wien. 3. [2521

b) Karolingische Zeit.

Hampe, Karl: Herrschergestalten des deutschen Mittelalters. Leipzig: Quelle & Meyer (1927). (IX, 299 S., mehr. Taf.) 8⁰. [2522

Lanjus, Frd. Gf.: Kaiser-Abstammungen. (D. Deutsche Herold, 58, S. 10f.) [2523

Esselborn, Karl: Einhards Leben u. Werke. Einf. in d. Verdeutschg. s. Schrift: Übertragung u. Wunder d. Heiligen Merzellinus u. Petrus. Darmstadt [, Historischer Verein f. Hessen, 1927. (65 S., 1 Abb.) 8⁰. Aus: Archiv f. hess. Geschichte u. Altertumskunde, N.F., Bd. 15. [2524

Buchner, Max: Das fingierte Privileg Karls des Großen — eine Fälschung Reinalds von Dassel und d. Entstehung d. Aachener „Vita Karoli Magni". (Zs. d. Aachener Gesch.ver., 47, S. 179.) [2525

Cooper, Anna J.: Le pélerinage de Charlemagne. Paris: Lahure, 1925.
Rez.: Revue des questions histor., Tl. 55, S. 232. [2526

Jacob, Georg: Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe aus dem 9. und 10. Jahrhundert. Ins Deutsche übertr. u. mit Fußnoten vers. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1927. (V, 51 S.) 4⁰ = Quellen zur deutschen Volkskunde. H. 1. [2527

Vehse, Otto: Das Bündnis gegen die Sarazenen vom Jahre 915. (Quellen u. Forschungen aus ital. Archiven, 19, S. 181 bis 204.) [2528

Leicht, P. S.: Romani e germani in un giuramento carolingio. (Archivio stor. ital. A. 85, S. 231.) [2529

Lowe, L. F. H., and B. **Edwards**: The Language of the Strassburg Oaths. (Speculum, 2, S. 310.) [2530

Schnürer, Gustav: Die Gründung Freiburgs im Uechtland u. d. Kaiserin Beatrix. (Freiburger Gesch.bll., 29, S. 228.) [2531

c) Innere Verhältnisse
(unter Ausschluß von Religion und Kirche).

Sprater, Fr.: Die Kaiserpfalz zu Speyer. (Pfälz. Museum, 44, S. 109.) [2532

Schulze, Albert: Kaiserpolitik und Einheitsgedanke in den karolingischen Nachfolgestaaten (876—962) unter bes. Berücks. d. Urkundenmaterials. (Berlin: 1926: Der Reichsbote. (98 S.) gr. 8⁰ [Umschlagt.]
Berlin, phil. Diss. von 1926. [2532a

Kirn, Paul: Über die angebl. Billigkeitsjustiz d. fränkischen Königs. (Zs. d. Savigny-Stiftung, 47, S. 115.) [2533

Lotz, W[alther]: Gab es eine geldwirtschaftliche Verfassung der Staatsfinanzen unter den Karolingern? München: Bayer. Akademie d. Wiss.; R. Oldenbourg in Komm. 1926. (17 S.) 8⁰ = Sitzungsberichte d. Bayer. Akademie d. Wissenschaften. Philos.-philolog. u. hist. Klasse. Jg. 1926. Abh. 4. [2534

Pöschl, Arnold: Das karolingische Zehentgebot in wirtschaftsgeschichtlicher Beleuchtung. Graz: Leuschner & Lubensky 1927. (32 S.) gr. 8⁰.
Graz, Rektoratsrede vom 4. Nov. 1927. [2535

Levillain, Léon: Saint Trophime, confesseur et métropolitain d'Arles et la mission des Sept en Gaule. (Revue d'hist. de l'église de France, 13, S. 145.) [2536

Joynt, Maud.: The Life of St. Gall. London, 1927. (= Translations of Christian Literature, Ser. V.)
Rez.: Analecta Boll., 46, fasc. 1/2, S. 194. [2537

Betten, Francis S.: St. Boniface and St. Virgil. Washington, 1927. (= Benedictine Historial Monographs, 2.) [2538

Flaskamp, Franz: Das Todesjahr des hl. Bonifatius. (Hist. Jb. 47, S. 473.) [2539

Rademacher, F.: Ein karoling. Töpferofen bei Wildenrath. (Bonner Jbb., Bd. 2, S. 207ff.) [2540

3. Zeit der sächsischen, fränkischen und staufischen Kaiser 919—1254.

a) Sächsische und fränkische Kaiser 919—1125.

Below, G. v.: Die italien. Kaiserpolitik des deutschen Mittelalters (= Beiheft 10 d. Histor. Zs.) München u. Berlin, K. Oldenbourg 1927. VIII, 159 S.
Rez.: Zs. f. Kirch.gesch., 46, S. 317. [2541

Krauß, Alfred: Der Irrgang der deutschen Königspolitik. Die Lehren d. Vergangenheit f. Gegenwart u. Zukunft. München: J. F. Lehmanns Verl. 1927. (405 S.) gr. 8⁰.

Schneider: Die Zeit d. fränk. Kaiser. (Nassovia, 1927, S. 77.) [2542

Schmeidler, Bernhard: Niedersachsen und d. deutsche Königtum vom 10. bis zum 12. Jahrhundert. (Niedersächs. Jb. 4, S. 137.) [2544

Schneider: Weitere Beziehungen der Ottonen zu Nassau. (Nassovia, 1927, S. 50.) [2545

Lintzel, Martin: Heinrich I. und das Herzogtum Schwaben. (Histor. Vierteljahrschrift, 25, H. 1, S. 1.) [2546

Schmeidler, Bernhard: Kaiser Heinrich IV. und seine Helfer im Investiturstreit. Stilkrit. u. sachkrit. Untersuchgn. Leipzig: Dyksche Buchh. 1928. (XVI, 422 S.) gr. 8⁰.
Rez.: Zs. f. Kirchengesch., 46, S. 317. [2547

Hampe, Karl: Heinrichs IV. Absagebrief an Gregor VII. vom Jahre 1076. (Histor. Zs., 138, S. 315.) [2548

Tondelli, Leone: Matilda di Canossa. 2a ediz. Reggio Emilia: Bizzochi, 1926. (Collezione di studi medievale „Canossa", Vol. 1.)
Rez.: Archivio stor. ital. A. 85, S. 88. [2549

Hirsch, Hans: Reichskanzlei und Reichspolitik im Zeitalter der Salischen Kaiser. (Mitt. d. österr. Inst. f. Gesch.forsch., 42, S. 1.) [2550

Meiner, M[ax]: Wiprecht von Groitzsch und Abt Windolf von Pegau. Großdeuben bei Leipzig: F. M. Meiner, 1927. (54 S. mit 3 Stammtaf.) 8⁰. [2551

Heß, R.: Reinhardsbrunner Fälschungen. (Mitt. d. Kr. f. Gothische Gesch., Jg. 26/27, S. 7.) [2552

— — —

Jaksch, A.: Der erste deutsche Papst Gregor V., ein Kärtner Herzogssohn. (Carinthia I, 117, S. 163.) [2553

Schreibmüller, Herm.: Name und Herkunft des Speyerer Bischofs Huzmann (1075—1090). (Pfälz. Museum, 44, S. 93.) [2554

Erdmann, Carl: Mauritius Burdinus (Gregor VIII.). (Quellen u. Forschungen aus ital. Archiven, 19, S. 205—261.) [2555

Berchem, Victor van: L'évêque Humbert de Grammont (1119—1135 env.) et la réforme ecclésiastique dans le Diocèse de Genève par Victor van Berchem. (D. Gesch.freund, 82, S. 17.) [2556

— — —

Cartellieri, O.: Am Hofe der Herzöge von Burgund.
Rez.: Le moyen âge. Sér. 2, T. 28, S. 334. [2557

Chaume, M.: Les origines du duché de Bourgogne. Partie I: histoire politique. Dijon, 1925. (Rez.: Le moyen âge. Sér. 2, T. 28, S. 62.) [2558

b) Staufische Zeit 1125—1254.

Cohn, Willy: Neue Literatur zur mittelalterl. Geschichte, vornehmlich zur Geschichte der Zeit Friedrichs II., des Staufers. (Mitt. aus d. hist. Lit., N.F. 158, S. 76ff.) [2559

Hüttebräuker, Lotte: Das Erbe Heinrichs des Löwen. Die territorialen Grundlagen d. Herzogtums Braunschweig-Lüneburg von 1235. Mit 1 Ahnentaf. u. 1 farb. Kartenbeil. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1927. (XVI, 99 S.) 4⁰ = Studien u. Vorarbeiten zum Histor. Atlas von Niedersachsen. H. 9. = Veröffentlichung. d. Histor. Kommission f. Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe u. Bremen.
Rez.: Sachsen u. Anhalt. 3, S. 384. [2560

Pfaff, Volkert: Kaiser Heinrichs VI. höchstes Angebot an die römische Kurie (1196). Heidelberg: Carl Winter [Verl.] 1927. (V, 88 S.) gr. 8⁰ = Heidelberger Abhandlungen zur mittleren u. neueren Geschichte. H. 55.
Rez.: Zs. f. Kirch.gesch., 46, S. 318. [2561

Perels, Ernst: Der Erbreichsplan Heinrichs VI. Berlin: Weidmann 1927. (VII, 103 S.) gr. 8⁰. [2562

Kantorowicz, Ernst: Kaiser Friedrich der Zweite. Berlin: G. Bondi 1927. (650 S., 1 Titelb.) 4⁰. [2563

Plaßmann, J[ohann] O[tto]: Das Leben des Kaisers Friedrich II. von Hohenstaufen. Erzählt. (1.—10. Tsd. mit 8 Taf.) Jena: E. Diederichs, 1927. (84 S.) 8⁰ = Deutsche Volkheit. [2564

Pometta, E.: Simone da Locarno e gli Svevi in Italia. Combattimento di Gorgonzola (1245). (Arch. stor. della Svizz. Italiana, Vol 2, S. 200.) [2565

———

Joannis Saresberiensis: Historiae pontificalis quae supersunt ed. Regin. Lane Poole. Oxford: Clarendon Press 1927.
Rez.: Speculum, 2, S. 359. [2566

Seppelt, Franz Xaver: Zur Papstgeschichte des ausgehenden 12. Jahrhunderts. (Hist. Jb., 47, S. 102ff.) [2567

Kreuzer, Oskar: Die Errichtung des Hochstifts Bamberg u. ihre Folgen f. d. Bistum Eichstätt. (Sammelbl. d. Hist. Ver. Eichstätt, 40/41, S. 1.) [2568

Desahn, Elli: Zum Tode Engelberts des Heiligen von Köln. (Bergische Geschichtsbll., Jg. 5, Nr. 2.) [2569

Köllmann, Aug.: Die Ermordung des Erzbischofs Engelbert von Köln im Spiegel der Dichtung. (Zs. f. Deutschkde., 41, S. 142.) [2570

———

Meier, Hermann: Gertrud Herzogin von Österreich und Steiermark. (Zs. d. Histor. Ver. f. Steiermark, 23, S. 1ff.) [2571

Beckmann, Gustav: Die Pappenheim und d. Würtzburg des 12. und 13. Jahrhunderts in ihrer Verflechtung m. d. Gesch. d. Zeit u. in ihren Berührungen mit Kaisern u. Päpsten. (Histor. Jb., 47, S. 1—62.) [2572

Stoppel: Das Bistum Ratzeburg unter der Herrschaft König Waldemars II. von Dänemark u. d. Schlacht bei Bornhöved. (Mitt. d. Heimatbundes f. d. Fürstent. Ratzeburg, Jg. 9, Nr. 3.) [2573

Warncke, J.: Die ältesten Bilder der Schlacht bei Bornhöved (22. Juli 1227). (Mitt. d. Heimatbundes f. d. Fürstent. Ratzeburg, Jg. 9, Nr. 4.) [2574

Eggert, Oskar: Die Wendenzüge Waldemars I. u. Knuts VI. von Dänemark nach Wollin... (Unser Pommerland, 12, S. 228.) [2575

Wehrmann: Die Begräbnisstätte des Herzog Barnim III. (Mon.bll. hrsg. v. d. Ges. f. pommer. Gesch.... 41, S. 67.) [2576

Bühler, Johannes: Ordensritter und Kirchenfürsten. Nach zeitgenöss. Quellen. Mit 16 Bildertaf. u. 1 [farb.] Kt.

Leipzig: Insel-Verlag 1927. (474 S.) 8° = Deutsche Vergangenheit. (Reihe 2.) [2577

Schumacher, Bruno: Der Staat des Deutschen Ordens in Preußen und seine Bedeutung für das gesamte Deutschland. Langensalza: H. Beyer & Söhne, 1927. (24 S.) 8° = Schriften zur polit. Bildg. Reihe 6. Geschichte. H. 6. = Fr. Mann's pädagog. Magazin, H. 1136. [2578

c) Innere Verhältnisse.

Schmeidler, Bernhard: Königtum und Fürstentum in Deutschland in der mittelalterl. Kaiserzeit. (Preuß. Jahrbücher, 208, S. 280.) [2579

Dungern, Otto, Frhr. von: Adelsherrschaft im Mittelalter. München: J. F. Lehmanns Verl. 1927. (79 S.) 8°.
Rez.: D. Deutsche Herold, 58, S. 94f. [2580

Heck, Philipp: Die Standesgliederung der Sachsen im frühen Mittelalter. Tübingen: Mohr 1927. (XI, 209 S.) gr. 8°. [2581

Ganshof, Francois L.: Etude sur les ministeriales en Flandre et en Lothringie. (Mém. cour. par l'Acad. Bruxelles, 1926.)
Rez.: Speculum, 2, S. 85. [2582

Folkers, Joh.: Die mittelalterl. Ansiedelungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland (800—1600). (Deutschlands Erneuerung, 11, Volk u. Rasse, S. 5 u. a.) [2583

Hampe, Karl: Die ostdeutsche Kolonisation des Mittelalters und das heutige Grenzlandsdeutschtum. (Zeitwende, 3, II, 43.) [2584

Bretholz, Bertold: Die „Deutsche Kolonisation" Böhmens und Mährens im 13. Jahrhundert. (Vergangenheit u. Gegenwart, 17, S. 8.) [2585

Leipoldt, Joh.: Die Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im Vogtlande auf der Grundlage der Siedlungsforschung. Plauen i. V., 1927. (215 S. mit 10 Textabb. u. 6 Kt.) (= Mitt. d. Ver. f. vogtländ. Gesch.... 36.) [2586

Lehmann, Rudolf: Verlauf und Charakter der Kolonisation und Germanisation in der Niederlausitz. (Lausitzer Heimat. Probenr. S. 7.) [2587

Bestehorn, Friedr.: Die Slawen im Potsdamer Havelland und ihre Germanisierung. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Potsdams, N.F., Bd. 6, H. 1.) [2588

Kümmel, Werner: Die Missionsmethode des Bischofs Otto von Bamberg und seiner Vorläufer in Pommern. Ein Beitr. zur krit. Betrachtung d. röm.-kathol. Missionspraxis d. Mittelalters. Gütersloh: C. Bertelsmann 1926. (87 S.) gr. 8° = Allgem. Missionsstudien. H. 4.
Rez.: Mon.bll. hrsg. v. d. Ges. f. pommer. Gesch.... 41, S. 48. [2589

Fliche, Augustin: La Réforme Grégorienne. (Revue d'histoire de l'église de France, T. 12, S. 145ff.) [1290

Fliche, Augustin: Urbain II. et la croisade. (Revue d'hist. de l'église de France, 13, S. 289.) [2590a

Presser, J.: Das Buch „de tribus impostoribus" [von den 3 Betrügern]. Amsterdam [, Keizersgracht 120]: H. J. Paris, 1926. (VII, 169 S., 2 Taf.) gr. 8°. [2591

Zimmels, H. J.: Beiträge zur Geschichte der Juden in Deutschland im 13. Jahrhundert insbes. auf Grund der Gutachten des R. Meïr Rothenburg. Wien: Israelitisch-theolog. Lehranstalt (1926). Frankfurt a. M.: J. Kauffmann. (VIII, 138 S.) gr. 8° = Veröffentlichung. d. Oberrabbiner Dr. H. P. Chajes-Preis-Stiftung an d. Israelit.-theolog. Lehranstalt in Wien. Bd. 1. [2592

Krautheimer, Richard: Mittelalterliche Synagogen. Berlin: Frankfurter Verlags-Anstalt (1927). (285 S. mit 100 Abb.) gr. 8°. [2593

Strauß und Torney, Lulu v.: Deutsches Frauenleben in der Zeit der Sachsenkaiser und Hohenstaufen. Nach alten Quellen erzählt. (1.—10. Tsd. Mit 8 Taf.) Jena: E. Diederichs, 1927. (84 S.) 8° = Deutsche Volkheit. [2594

Jarcho, B. J.: Zu Hrosvithas Wirkungskreis. (Speculum, 2, S. 343.) [2595

Rolland, P.: L'origine des Châtelains de Flandre. (Revue belge... 6, S. 689.) [2596

4. *Vom Interregnum bis zur Reformation, 1254—1517.*

a) *Vom Interregnum bis zum Tode Karls IV., 1254—1378.*

Cognasso, F.: L'Alto Mediaevo nell'indagine e nella considerazione moderna. (Rivista stor. ital., 44, S. 367—380.) [2597

Schaube, Adolf: Kanonikus Peter Bitschem u. d. Tendenz seiner Fürstenchronik (Cronica principum Polonie). (Zs. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens, 61, S. 12.) [2598

Tiemann, Grete: Die Grabplatte Rudolfs von Habsburg in der Krypta zu Speyer. (Pfälz. Museum, 44, S. 99.) [2599

Lilek, Em[il]: Historische Berechtigung des Tschechoslovakischen Staates auf Revindikation der dem Könige Otakar II. vom deutschen Könige Rudolf von Habsburg auf unrechtmäßige und gewaltsame Weise entrissenen Alpenländer. Eine politisch-histor. Studie. (Celje 1927: Zvezna tiskarna [; hs.: Goričar & Leskovsěk in Komm.]) (80 S.) 8°. [2600

Roth, Frau Amtsrat: Adolf von Nassau. (Nassovia, 1927, S. 121, 133.) [2601

Wilhelm, Bruno: Die Verhandlungen Ludwigs des Bayern mit Friedrich von Österreich in den Jahren 1325—1326 u. d. deutsche Erzählung über den Streit von Mühldorf. (Mitt. d. österr. Inst. f. Gesch.forsch., 42, S. 23.) [2602

Hanisch, Erdmann: Noch ein letztes Wort zum sog. Patriotismus Karls IV. (Jahrbücher f. Kultur... der Slawen, Bd. 3./1. 1, S. 104.) [2603

Quicke, F.: Un testament inédit de l'empereur Charles IV. (18. octobre 1377). (Revue belge... 6, S. 256.) [2604

Krebs, Manfred: Konrad III. von Lichtenberg, Bischof von Straßburg [1273—1299]. Frankfurt a. M. [, Bockenheimer Landstr. 127]: Selbstverlag d. Instituts, 1926. (VII, 84 S.) gr. 8° = Schriften d. Wissenschaftl. Instituts d. Elsaß-Lothringer im Reich an d. Univ. Frankfurt. Frankfurter philos. Diss. [2605

Bloch, M.: When did Simone Martini go to Avignon? (Speculum 2, S. 470.) [2606

Fink, Wilh.: Konrad II. gen. von Auerbach, Abt von Metten (1287—1297). (Stud. u. Mitt. z. Gesch. d. Benedikt.ordens, 14, S. 60.) [2607

Siben, Arnold: Dietrich von Deidesheim, Kanzler des Kurfürstentums Trier, ca. 1308 bis 1360. (Pfälz. Museum, 44, S. 96.) [2608

Uhl, Georg: Untersuchungen über die Politik Erzbischofs Heinrichs III. von Mainz und seines Kapitels in den Jahren 1337—1346. (Arch. f. hess. Gesch. u. Altertumskde., N.F., Bd. 15, H. 1, S. 87.) [2609

Nabholz, Hans: Der Bundesbrief von Bern, Freiburg und Murten des 13. Jahrhunderts. (D. Gesch.freund, 82, S. 37.) [2610

b) Von Wenzel bis zur Reformation, 1378—1517.

Zenegg-Scharffenstein, Emmerich: Die Söldnertruppen Kaiser Friedrichs III. in seiner Fehde mit dem Grafen von Görz (1459/60). Monatsbll. d. Herald. Ges. „Adler" Bd. 10, Nr. 23/24.) [2611

Isenburg, Wilhelm Karl Prinz v.: Die 32 Ahnen Kaiser Maximilians I. und seiner Gemahlinnen. (Familiengesch. Blätter, 25, Sp. 353ff.) [2612

Götz, Johann B.: Ludwig der Gebartete, der letzte Herzog der Ingolstädter Linie. (Sammelbl. d. Hist. Ver. Ingolstadt, 46, S. 1.) [2613

Schaefer, Aloys: Der Durchzug des Landgrafen Wilhelm von Thüringen durch das Eichsfeld im Jahre 1458 = Unser Eichsfeld, Jg. 22, 1927, S. 18. [2614

Kempff, Otto: Die Fehde zwischen Rheydt und Lüttich im Jahre 1464. (Niederrhein. Heimatfreund, Jg. 2, Nr. 4.) [2615

Zeißner, Sebastian: Rudolf II. von Scherenberg, Fürstbischof von Würzburg, 1466—1495. Mit 2 Bildern [Taf.]. Würzburg: Bonitas-Bauer, 1927. (V, 113 S.) 8°. [2616

Arras, Paul: Urkundl. Beitrag zur Belagerung des Schlosses Hoyerswerda, 1467 bis 1468. (Neues Laus. Magaz., 103, S. 70.) [2617

Popelka, Fritz: Zu den Kriegsereignissen des Jahres 1482. (Zs. d. Hist. Ver. f. Steiermark, 23, S. 89.) [2618

Stolz, Eugen: Die Heiliglandfahrt Ludwigs von Württemberg im Jahre 1493. (Hist. Jb., 47, S. 526.) [2619

Bock, Ernst: Der Schwäbische Bund und seine Verfassungen (1488—1534). Ein Beitr. zur Geschichte d. Zeit d. Reichsreform. Breslau: M. & H. Marcus 1927. (X, 224 S.) gr. 8° = Untersuchungen zur deutschen Staats- u. Rechtsgeschichte. H. 137.

Rez.: Hist. Jb., 47, S. 596. [2620

Rosenkranz, Albert: Der Bundschuh, d. Erhebungen d. südwestdeutschen Bauernstandes in d. J. 1493—1517. [2 Bde.] Bd. 1. 2. Heidelberg: Carl Winter [Verl.] 1927. 4° = Schriften d. Wissenschaftl. Instituts d. Elsaß-Lothringer im Reich.

1. Darstellg. (XII, 500 S.) — 2. Quellen. (V, 336 S.) [2621

Thiermann, Karl: Zur Vorgeschichte der Schlacht im Nürnberger Walde 1502. (Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg, 27, S. 313.) [2622

Meyer, Karl: Die Urschweizer Befreiungstradition in ihrer Einheit, Überlieferung und Stoffwahl. Untersuchung. zur schweizer. Historiographie d. 15. u. 19. Jh. Mit 1 [farb.] Kt. Beil. u. 1 Bildtaf. Zürich: (Art. Institut) Orell Füßli 1927. (XV, 251. S.) gr. 8°. [2623

Zweifel, Paul: Über die Schlacht von Sempach zur Aufklärung der Winkelriedfrage. Ein allgemeinverständl. geschichtl. Beitrag mit 5 Abb. im Text [u. auf 1 Taf.]. Zürich: Beer & Cie. [1927]. (52 S.) 8°. [2624

Festreden an der Schlachtfeier in Sempach vom 11. Juli 1927 von Theodor Trüeb und Josef Lohri. Luzern: Räber & Cie., 1927. (22 S.) 8°. [2625

Fischer, Rudolf von: Schweizer zur Schlacht bei Murten. (Neues Berner Taschenb., Jg. 32, S. 13.) [2626

Vallière, P[aul] E[mile] de: Murten [Morat]. Die Belagerung u. d. Schlacht 1476. Deutsch von Walter Sandoz. Mit Federzeichn., 1 Plan u. 8 photogr. Bildbeigaben [Taf.]. Vorw. von Oberstdivisionär Sonderegger. Lausanne: Éd. Spes 1926. (272 S.) 8°. [2627

Söchting, Walther: Die Beziehungen zw. Flandern und England am Ende des 14. Jahrhunderts. (Hist. Vierteljschr., 24, S. 182.) [2628

Wierstrait, Christian: Historij des beleegs van Nuys. Reimchronik d. Stadt Neuß aus d. Zeit d. Belagerung durch Herzog Karl d. Kühnen von Burgund. Nach d. Originaldr. von 1476 unter Berücks. d. Ausg. von 1497 u. 1564 hrsh. von Karl Meisen. Tl. 1. Bonn: K. Schroeder 1926. 8° = Rhein. Beiträge u. Hülfsbücher zur german. Philologie u. Volkskunde. Bd. 11.

Tl. 1: Geschichtliche Einführg., Text, Anh., Nachweise u. Anmerkgn., Glossar und Lagepl. (VIII, 205 S.) [2629

Recueil de pièces historiques imprimés sous le règne de Louis XI. reproduites en facs. avec des comm. histor. et bibliogr. par Emile Picot et Henri Stein. Paris: 1923. Texte et Facs. VIII, 32 u. 320 S.

Rez.: Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins, 41, S. 620. [2630

Pape, Richard: Zur Geschichte eines „Großen Gewerks" aus der Ordensritterzeit Preußens u. die Historie über Hans von Sagan [Jubiläumschronik] 1366—1926. Mit 18 Abb. [im Text u. auf Taf.]. Berlin W 9, Schellingstr. 9: Verlag d. „Archiv f. Gewerbepolitik u. Volkswirtschaft", 1926. (115 S.) 8°. [2631

Oettingen, E. von: Eine deutsche Ritterschaft im Osten. Vortr. (Berlin [1927]: Deutsche Tageszeitung [lt. Mitteilg.: G. Neuner in Komm.]. (16 S.) gr. 8°. [2632

c) Innere Verhältnisse.

Beer, Karl: Zur Überlieferung und Entstehung der Reformatio Sigismundi. Mit bes. Berücks. d. neugefundenen Salzburger Handschrift. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky A. G., [Abt.:] Akad. d. Wiss. in Komm. 1927. (43 S.) gr. 8° = Akademie d. Wissenschaften in Wien Philos.-hist. Kl. Sitzungsberichte. Bd. 206, Abh. 3. [2633

Steinmann, Rud.: Das Turnierbuch Herzog Wilhelms IV. von Bayern v. 1510—1545. (D. Deutsche Herold, 58, S. 73.) [2634

Winterfeld, Luise von: Tidemann Lemberg. Ein Dortmunder Kaufmannsleben aus dem 14. Jahrhundert. Bremen: Friesen-Verlag, [1927]. (69 S.) kl. 8° = Hansische Volkshefte 10. [2635

Braun, Paul: Ein Goslarer Kaufbrief vom 23. Februar 1505. (Zs. d. Harzver. f. Gesch.... 60, S. 96.) [2636

Grundzweig, A.: La correspondance de la filiale brugeoise des Medici. (Revue belge.... 6 S. 725.) [2637

Pauls, Theodor: Die Hanse und die Friesen. Bremen: Friesen-Verlag [1927]. (73 S.) kl. 8° = Hansische Volkshefte, 13. [2638

Keyser, Erich: Das hansische Danzig. Bremen: Friesen-Verlag [1927]. (65 S.) kl. 8° = Hansische Volkshefte, 11. [2639

Wehrmann, Martin: Das hansische Stralsund und sein Bürgermeister Bertram Wulflam. Bremen: Friesen-Verlag [1927]. (47 S. kl. 8° = Hansische Volkshefte, 12. [2640

Schönenberger, Karl: Das Bistum Basel während des großen Schismas 1378—1415. Basler Zs. f. Gesch., 26, S. 73.) [2641

Schönenberger, Karl: Die Städte Bern und Solothurn während d. großen Schismas. (Zs. f. Schweiz. Kirchengesch., 21, S. 55.) [2642

Göller, Emil: D. päpstl. Provisionswesen u. d. Salzburger Bistumsstreit 1403—1406. (Rer. Quart.schr., 35, S. 317.) [2643

Barry, Patrick J.: Die Zustände im Wiener Schottenkloster vor der Reform des Jahres 1418. Aichach: L. Schütte [Komm.: F. Volckmar Leipzig] 1927. (106 S.) gr. 8°. [2644

Concilium Basiliense. Studien u. Quellen zur Geschichte d. Konzils von Basel. Bd. 6. Die Concordate des Zwölferausschusses 1437. Die Concilsprotokolle Jakob Hüglins 1438—1439. Aus e. Pariser Hs. u. aus d. Manuale d. Notars Jakob Hüglin. Hrsg. von Gustav Beckmann. Halbd. 2. Basel: Helbing & Lichtenhahn 1926 (Umschlagt.: 1927). 4°.

6, 2. Register. (CIS., S. 745—969.) [2645

Wittram, Reinhard: Die französische Politik auf dem Basler Konzil während der Zeit s. Blüte. (Riga: G. Löffler 1927.) (IV, 92 S.) 8° = Abhandlungen d. Herder-Inst. zu Riga. Bd. 2, Nr. 5. [2646

Staerkle, Paul: Die Wallfahrt zu ‚Unserer Lieben Frau im Gatter' im Münster zu St. Gallen (1475—1529). (Zs. f. Schweiz. Kirchengesch., 21, S. 161—283.) [2647

Davidsohn, Robert: Geschichte von Florenz Bd. IV, H. 3. Kirchliches u. geistiges Leben... Berlin 1927.

Rez.: Hist. Vierteljahrschr., 24, S. 639. [2648

Morgenthaler, Hans: Die kirchlichen Verhältnisse der Herrschaft Bipp bis zur Reformation. (Neues Berner Taschenbuch, Jg. 32, S. 71.) [2649

Boer, Elis: Reformbestrebungen in dem Waldecker Kloster Volkhardinghausen 1465 bis 1576. Tl. 1. (Gesch.bll. f. Waldeck und Pyrmont, 24, S. 1.) [2650

Götz, Joh[ann] B[aptist]: Das Pfarrbuch des Stephan May in Hilpoltstein vom Jahre 1511. Ein Beitr. zum Verständnis d. kirchl. Verhältnisse Deutschlands am Vorabende d. Reformation. Münster i. W.: Aschendorff 1926. (XI, 204 S.) 8° = Reformationsgeschichtliche Studien u. Texte. H. 47/48. [2651

Willibald, Alois: Die Schulen in Peuerbach seit 1466. (Heimatgaue. Jg. 8, H. 1, S. 80—87.) [2652

Gmelin, Hermann: Personendarstellung bei den florentinischen Geschichtsschreibern der Renaissance. Leipzig: Teubner 1927. (VI, 94 S.) gr. 8° = Beiträge zur Kulturgeschichte d. Mittelalters u. d. Renaissance. Bd. 31. [2653

Brampton, C. Kemuth: The 'De imperatorum et pretificum potestate' of William of Ockham. Oxford: Clarendon Press, 1927. 8. (XXXVIII, 108 S. fac-sim.) [2654

Kentenich, G.: Die lateinische Abstammung des Cusanus. (Trierer Zs., 2, S. 177.) [2655

5. Zeit der Reformation, Gegenreformation und des 30jähr. Krieges, 1517—1648.

a) Reformationszeit, 1517—1555.

Wolf, Gustav: Reformationsgeschichtliches in Zeitschriften u. Sammelwerken. (Mitt. aus d. hist. Lit., N.F., 15, S. 178.) [2656

Schubart, W.: Renaissance und Reformation. (Neue Jbb. f. Wissensch. u. Jugendbildg., Jg. 3, S. 538.) [2657

Brandi, Karl: Deutsche Reformation und Gegenreformation, Halbbd. 1. Leipzig: Quelle & Meyer (1927). gr. 8° = Deutsche Geschichte, Bd. 2.

1. Die deutsche Reformation. (XVI, 364 S., 20 Taf.) [2658

Schubert, Hans von: Revolution und Reformation im 16. Jahrhundert. Ein Vortr. Tübingen: Mohr 1927. (53 S.) gr. 8⁰ = Sammlung gemeinverständl. Vorträge u. Schriften aus d. Gebiet d. Theologie u. Religionsgeschichte. 128.
Rez.: Zs. f. bayr. Kirchengesch., III S. 59. Hist. Jb., 47, S. 816.) [2659

Murko, M[atthias]: Die Bedeutung der Reformation und Gegenreformation für das geistige Leben der Südslaven. Heidelberg: Carl Winter Verl., 1927. (VI, 184 S.) 4°. Aus: Slavia, Jg. 4, 1925/1926, H. 3—4 u. Jg. 5, 1926/1927, H. 1—4. [2660

Bernhart, Max: Bildnismedaillen Karls V. Mit [1 Abb. u.] 1 Taf. Halle a. d. S.: A. Riechmann & Co., 1926. (7 S.) 4°. [2661

Kalkoff, Paul: Karl V. und die deutsche Fürstenrepublik. (Zs. f. d. gesamten Staatswissensch., 84, S. 143.) [2662

Alt, K.: Zur Interimspolitik Karls V. (Zeitwende 3, II, S. 187.) [2663

Türler, H.: Ein unbekanntes histor. Lied von 1522. (D. Gesch.freund, 82, S. 219.) [2664

Wild, Erich: Anno 1525. Noch ein Gedenkblatt zur Geschichte d. Bauernkrieges im Vogtland. (Vogtl. Jb., 6, S. 52.) [2665

Fischer, Max: Die Bauernschlacht bei Worringen. (Niederrhein. Heimatfreund, Jg. 2, Nr. 4.) [2666

Erdmann, C.: Ferdinand I. u. d. Kreisverfassung. (Hist. V.jahrschr., 24, S. 18.) [2667

Abt, Hans: Der Heldentod der Schweizergarde in Rom im Jahre 1527, zugleich e. kurze Geschichte d. Garde von d. Gründg. bis auf d. heutigen Tag. Luzern: Räber & Cie., 1927. (38 S. mit 1 Abb., 4 Taf.) 8° = Volksbildung, H. 27. [2668

Müller, Lydia: Der Kommunismus der mährischen Wiedertäufer. (Schriften d. Ver. f. Ref.gesch., 45, H. 1.) [2669

Grisar, Hartmann: Martin Luthers Leben und sein Werk. Zusammenfassend dargest. Mit 13 Taf. 2., unveränd. Aufl. mit Nachträgen. 5. u. 6. Tsd. Freiburg: Herder, 1927. (XXXVI, 562 S.) gr. 8°. [2670

Pauls, Eilhard Erich: Rings um Luther. Lübeck: O. Quitzow Verl. (1927). (232 S., 9 Taf.) 8° = Pauls: Deutsches Leben. Eine Kulturgeschichte in 8 Einzeldarst., Bd. 3. [2671

Markgraf [, Bruno]: Wie Luther mit Rom brach. 1. u. 2. Tsd. Leipzig N 22 (, Blumenstr. 10): Dr. G. Herrmann, 1927. (79 S.) kl. 8°. [2672

Barge, Hermann: Der Horn- u. Krokodilschluß. Ein Beitrag zur Kenntnis der antiken Trugschlüsse u. zugleich eine Untersuchung über Luthers responsum neque cornutum neque dentatum in Worms. In: Arch. f. Kulturgesch., Bd. 18 (1927), 1, S. 1—40. [2673

Müller, K.: Noch ein Wort zu Luthers letzter Krankheit und Tod. (Zs. f. Kirchengeschichte, 46, S. 407.) [2674

Strauß, David Friedrich: Ulrich von Hutten. Mit 35 Lichtdr.-Taf. Leipzig: Insel-Verlag, 1927. (539 S.) 4°. [2675

Hesse, H.: Klugkist. Zur Forschung über Peter Lo. (Zs. d. Berg. Gesch.ver., 56, S. 139.) [2676

Clauß, Lic.: Neue Akten zur Lebensgesch. Gg. Schmalzings. (Zs. f. bayr. Kirchengesch., 2, S. 41.) [2677

Staupitz, Johannes von. — Johannes von Staupitz, Luthers Vater und Schüler. Sein Leben, s. Verhältnis zu Luther u. e. Auswahl aus s. Schriften übertr. u. hrsg. von Alfred Jeremias, Berlin: Hochweg-Verlag — E. Arnold-Verlag in Sannerz 1926. (401 S.) 8⁰ = Quellen, Lebensbücherei christlicher Zeugnisse aller Jahrhunderte. 3/4. [2678

Beyschlag: Z. Lebensgeschichte d. Schweinfurter Reformators Johann Sutellius. (Zs. f. bayr. Kirchengesch., 2, S. 91.) [2679

Berchtold, Jakob: Die Grundquelle von Stumpfs und Bullingers Reformationschronik. (Zs. f. Schweiz. Gesch., 7, S. 314—330.) [2680

Zwingli, Huldreich: Sämtliche Werke. Hrsg. von Emil Egli †, Georg Finsler †, Walther Köhler, Oskar Farner. Lfg. 70—73. Leipzig: M. Heinsius Nachf., 1927. gr. 8° = Corpus reformatorum, 91. [2681

Huber, Wilh.: Hanns Friedr. Hoffmann, Freih. v. Grünbüchel u. Strechau, der bedeutendste Vertreter des Protestantismus in Innerösterreich im 16. Jahrhundert. (Jb. d. Ges. f. d. Gesch. d. Protest. im ehem. . . . Österr., 48, S. 58 ff.) [2682

Völker, Karl: Die oberösterreichischen Bauern im Kampf um das Luthertum. Berlin: Verlag d. Evang. Bundes, 1926. (23 S.) gr. 8° = Treu d. Evangelium, H. 7. [2683

Dedic, Paul: Der Protestantismus in Knittelfeld und Umgebung. Ein Beitr. z. steirischen Reformationsgeschichte. (Knittelfeld: Evangelisches Pfarramt; lt. Mitteilg.: Graz: F. Pechel od. P. Ciesler [1927].) (103 S.) 8°. [2684

Loesche, Georg: Archival. Beiträge zur Geschichte des Täufertums u. des Protestantismus in Tirol u. Vorarlberg. (= Jb. d. Ges. f. d. Gesch. d. Protestantismus im ehem. und neuen Österr., Jg. 47.) [2685

Theobald, Leonhard: Joachim von Ortenburg und die Durchführung der Reformation in seiner Grafschaft. [Gunzenhausen:] Verein f. bayr. Kirchengeschichte [Pfr. Lic. H. Clauß] 1927. (XVI, 203 S. mit 1 Abb., 1 eingedr. Kt., mehr. Taf.) gr. 8⁰ = Einzel-Arbeiten aus d. Kirchengeschichte Bayerns. Bd. 6. [2686

Dannenbauer, Heinz: Die Nürnberger Landgeistlichen bis z. 2. Nürnberger Kirchenvisitation 1560/61. (Zs. f. bayr. Kirchengesch., 2, S. 207.) [2687

Willburger, A.: Die Säkularisation u. d. Aufhebung der Prämonstratenser Klöster in Württemberg. (Freiberger Diöcesanarchiv, N.F. 28, S. 259.) [2688

Müller, Karl: Die Gottesdienste der Hofkirchen- u. Klosterordnung Herzog Christophs und ihr Verhältnis zu denen der Gemeinen Kirchenordnung. (Blätter f. württ. Kirchengesch., N.F. 31, S. 1.) [2688a

Morgenthaler, Hans: Die Reformation in d. Herrschaft Bipp. (Neues Berner Taschenb., 33, S. 56.) [2689

Simonet, J.: Die Ilanzer Disputation von 1526. (Zs. f. Schweiz. Kirchengesch., 21, S. 1, 103.) [2690

Schmetz, Wilhelm: Wilhelm van der Lindt [Wilhelmus Lindanus], erster

Bischof von Roermond [1525—1588]. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte d. Niederrheins u. d. Niederlande im 16. Jh. Tl. 1. Münster i. W.: Aschendorff'sche Verlh. 1926. gr. 8⁰ = Reformationsgeschichtliche Studien u. Texte. H. 49.
Mit e. [Titel-]Bildnis von Wilhelm van der Lindt. (XVI, 104 S.) [2691

Achelis, J. O.: Die Anfänge des evang. Kirchenregiments in der Probstei Tondern. (Jb. des nordfries. Ver. f. Heimatkde. 14, S. 62.) [2692

Hoyer, Hugo: Untersuchungen über die Reformationsgeschichte des Fürstentums Osnabrück... (Zs. f. niedersächs. Kirchengesch., 32/33, S. 76.) [2693

Diehl, Wilhelm: Evangelische Bewegung und Reformation im Gebiete der heutigen Hessen-Darmstädtischen Lande. Darmstadt: Selbstverlag, 1926. (122 S.) 8⁰. 2694

Wenzel, Ernst: Homberg a. d. Efze und seine Synode (21. Okt. 1526). (D. Burgwart, 28, S. 81.) [2695

Becker, Edwin: Zur Reformationsgeschichte des Riedeselischen Gebiets. (Archiv f. hess. Gesch., Erg.-Bd. 9, S. 103 u. N.F. 15, S. 241.) [2696

Pallas, K.: Die Versuche des Bischofs Adolf von Merseburg den kirchlichen Neuerungen innerhalb seiner Diözese entgegenzutreten, u. d. Verhalten des Kurfürsten Friedrichs d. W. u. seines Bruders Herzogs Johann dazu 1522—1525. (Zs. d. Ver. für Kirchengesch. d. Provinz Sachsen, 23, S. 1.) [2697

Greiner, Albert: Beiträge zum Verständnis der Reformation sowie zum Eingang u. zur Einführg. d. Reformation in der Pflege Coburg. Verf. u. hrsg. zum Besten d. Landesstiftg. d. Gustav-Adolf-Vereins. H. 1. Neustadt bei Coburg: E. Patzschke [lt. Mitteilg.: H. Bonsack 1927]. 8⁰. 1. Magister Balthasar Düring aus Königsberg in Franken, der Coburger Reformator. Sein Lebensbild aus Wahrheit u. Dichtung. Hauptl. 1: Sein Werden u. Wirken als Vikarier, Magister u. Coburger evangel. Prediger. (VII, 72 S.) [2698

Martensen, W.: Über die kirchl. Aufsicht in Angeln nach der Reformation. (Schriften d. Ver. f. Schlesw.-Holst. Kirchengesch., R. 2, Bd. 8, S. 392.) [2699

Schnell, Jenny: Die dänische Kirchenordnung von 1542 und der Einfluß von Wittenberg. Breslau: Ferd. Hirt 1927. (84 S.) 4⁰ = Schriften d. balt. Kommission zu Kiel. Bd. 3 — Veröffentlichungen d. schleswig-holstein. Universitätsgesellschaft. Nr. 5. [2700

Herold, Viktor: Beiträge zur ersten luther. Kirchenvisitation in der Mark Brandenburg 1540—1545 (III. Teil.) (Jb. f. brandenburg. Kirchengesch., 22, S. 25.) [2701

Delehaye, Hippolyte: Les lettres d'indulgence collectives. Chap. V. Les lettres collectives au XVe et au XVIe siècles. (Analecta Bollandiana, 46, fasc. 1/2, S. 149.) [2702

Weigel, Martin: Nürnberger Ablaßbriefe und Ablaßprediger. (Zs f. bayr. Kirchengesch., Jg. 3, H. 1, S. 1.) [2703

Schomberger, A.: Der Zeitzer Thesendruck aus d. Jahre 1517. (Die Mark Zeitz, Nr. 82.) [2704

Baethgen, F.: Zur Geschichte des Hauses Gaetani. (Histor. Zs., 138, S. 47.) [2705

Metzger, Wolfgang: Müntzeriana. (Thür.-sächs. Zs., 16, S. 59.) [2706

Sterck, J. F. M.: Over Paus Adriaan VI. (Mededeelingen van het Nederl. hist. Inst., 10, S. 101ff.) [2707

Schubert, Hans von: Die Anfänge d. evang. Bekenntnisbildung 1529/30. (Schriften d. Ver. f. Ref.gesch., Jg. 45, H. 2.) [2708

Jedin, Hubert: Des Johannes Cochlaeus Streitschrift de libero arbitrio hominis [1525]. Ein Beitr. zur Geschichte d. vortridentin. kath. Theologie. Breslau: Müller & Seiffert, 1927. (XII, 124 S.) 4⁰ = Breslauer Studien zur histor. Theologie. Bd. 9. [2709

Hoffman, Melchior: Das Niclas Amsdorff, der Magdeburger Pastor, ein lugenhafftiger falscher nasen geist sey/offentlich bewiesen. (Kiel:) 1528. (Anmerkgn.: Prof. Gerhard Ficker. Preetz [in Holst.] 1926: J. M. Hansen [Verlag].) (20 faks. S., IV S.) kl. 8⁰ = Schriften d. Ver. f. Schlesw.-Holstein. Kirchengesch., Sonderh. 4. [2710

Alfeld, Augustin von: Wyder den wittenbergischen Abgot Martin Luther [1524]. Hrsg. von Käthe Büschgens. — Erklärung des Salve Regina [1527]. Hrsg. von Leonhard Lemmens. Münster: Aschendorffsche Verlagsbuchh., 1926. (102 S.) 4⁰ = Corpus Catholicorum, Bd. 11. [2711

Kalkoff, P.: Die Stellung der deutschen Humanisten zur Reformation. (Zs. f. Kirchengesch., 46, S. 161.) [2712

Cuny, G.: Johannes Fredemann de Fries und Aegidius Dickmann. (Mitt. d. Westpreuß. Gesch.ver., Jg. 26, S. 65.) [2713

Meyer, G. J.: Philippine Welsers 400. Geburtsjahr. (Bayernland, 38, S. 770.) [2714

Rauch, M. v.: Jodokus Lorcher von Heilbronn, Kanzler in Ansbach u. Ablaßkommissar. (Zs. f. bayr. Kirchengesch., 2, S. 1.) [2715

Mayer, Dr.: Kurfürst Johann d. Beständige von Sachsen in Oppersheim 1526. (Heimatbll. f. Ludwigshafen a. Rh., Jg. 15, S. 22.) [2716

Bechtold, Arthur: Zum Grumbachschen Einfall. (Archiv d. Hist. Ver. v. Unterfranken, Bd. 66, S. 1ff.) [2717

Hafner, Karl: Der österreichische Feldzug in Italien 1536. (Zs. d. Hist. Ver. f. Steiermark, 23, S. 94.) [2718

---

b) Gegenreformation und 30jähriger Krieg, 1555—1648.

Brandt, Otto: Heinrich Rantzau und seine Relationen an die dänischen Könige. Eine Studie zur Geschichte d. 16. Jh. Mit 4 Abb. [Taf.]. München: R. Oldenbourg 1927. (VIII, 106 S.) 8⁰.
Rez.: Hist. Vierteljahrschr., 24, S. 654. [2719

Crozet, R.: Le Protestantisme et La Ligue à Vitry le François et en Perthois. (Rev. hist., T. 156, S. 1.) [2720

Loserth, Johann: Steiermark u. d. Reich im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts. (Zs. d. Hist. Ver. f. Steiermark, 23, S. 161.) [2721

Möller, Walther: Die angebliche Hinrichtung Ernsts von Ehrenberg durch Bischof

Philipp Adolph von Würzburg. (Archiv d. Hist. Ver. v. Unterfranken... Bd. 66, S. 49 bis 59.) [2722

Zeller, Gaston: La réunion de Metz à la France (1552—1648). (Publications de la Fac. des Lettres de l'Univ. de Strasb. Fasc. 35, 36. Paris 1926.) (Rez.: Rev. d'Als., 74, S. 519.) [2723

Diepenbach, W.: Johann Schweickhardt von Kronberg, Erzbischof-Kurfürst von Mainz (1604—1626). Ein Gedenkblatt u. ein Beitrag zur Münzgeschichte. In: Mitt. f. Münzsammler, Jg. 4 (1927), 38, 39, 40. [2724

Roth, Fedor: Die in Ausführung d. Naumburger Abschiedes (1561) von Herzog Wolfgang von Zweibrücken an den Rat d. Reichsstadt Augsburg gebrachten Werbungen... (Zs. f. bayr. Kirchengesch., 2, S. 104, 179.) [2725

Haupt, Richard: Vom Landgrafen Wilhelm IV. (Volk u. Scholle, 8, S. 119.) [2726

Zoepfl, Friedr.: Ein Tagebuch des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg aus dem Jahre 1601. (Jb. d. Hist. Ver. Dillingen, 39/40. S. 173.) [2727

Sophie, Kurfürstin von Hannover. — Briefwechsel der Kurfürstin Sophie von Hannover mit dem preußischen Königshause. Hrsg. von Georg Schnath. Mit 16 Taf. u. 1 Faks. Berlin: K. F. Koehler 1927. (XXXII, 333 S.) 8°.

Rez.: Niedersächs. Jb., 4, S. 194. [2728

Plenzke, Georg: Der Stargard-Kremzower Aalkrieg vom Jahre 1579. (Unser Pommerland, 12, S. 486.) [2729

Paul, Joh.: Stralsund u. Schweden vor dem Dreißigjähr. Kriege. (Pommersche Jahrbücher, 24, S. 35.) [2730

Müller, Hans: Der Dreißigjährige Krieg. [Vollst. neubearb.] Leipzig: Verlag f. Kunst u. Wissenschaft A. O. Paul [1927]. (71 S.) 16° = Miniatur-Bibliothek, Nr. 845/847. [2731

Paul, Johannes: Gustaf Adolf. Bd. 1. Leipzig: Quelle & Meyer 1927. 4°. 1. Schwedens Aufstieg zur Großmachtstellg. (171 S.)

Rez.: Hist. Viertelj.schr., 24, S. 653. [2732

Biereye, Joh.: Gustav Adolf in Erfurt. (Deutsch-nord. Jb., 1927, S. 112.) [2733

Ranke, Leopold von: Geschichte Wallensteins. Hrsg. von Paul Lippert. Berlin [-Charlottenburg 2, Berliner Str. 42/43]: Weltgeist-Bücher [1926]. (160 S.) kl. 8° = Weltgeist-Bücher, Nr. 87/88. [2734

Boehn, Max von: Wallenstein. Wien, 1926. Beger. (Unser Egerland, 31, 1927, S. 51.) [2735

Weise, Alfred: Rund um Wallenstein. Dargest. (1.—10. Tsd. Mit 4 Taf. u. 7 Abb.) Jena: E. Diederichs, 1927. (80 S.) 8° = Deutsche Volkheit. [2736

Karafiat, K.: Aus dem Stammbuche eines Teplitzer Pharmazeuten in der Zeit des 30jähr. Krieges. (Mitt. d. Ver. f. Gesch. der Deutschen in Böhmen, Jg. 65, S. 10.) [2737

Fritz, F.: Die württemb. Pfarrer im Zeitalter des 30jähr. Krieges. (Forts.) (Blätter f. württ. Kirchengesch., N.F. 31, S. 78, 167.) [2738

Lembeck, Hermann: Herzog Bernhard von Weimar und Gustav Horn in der Schlacht bei Nördlingen. (Württemb. Viertelj.schr., N.F. 33, S. 261.) [2738a

Groß, Fritz: Das Straßburger Stadtbild zur Zeit des 30jähr. Krieges. (Elsaß-Lothringen. Jg. 6, S. 99.) [2738b

Dollacker, Jos.: Die Oberpfalz im 30jähr. Krieg. = Die Oberpfalz, 1927, Jg. 21. [2739

Reindl, Ludw.: Die Verteidigung der Oberpfalz unter Kurfürst Maximilian I. vom Falle Magdeburgs bis zum Tode Tillys bei Rain am Lech, Mai 1631—April 1632. (Verhandl. des Hist. Ver. v. Oberpfalz, 77, S. 53.) [2740

Siegel, G.: Grebenstein im 30jähr. Kriege. (Hessenland, Jg. 40, S. 5ff.) [2741

Knetsch, Karl: Spangenberger Kriegsleute 1615. (Nachr. d. Ges. f. Familienkde. in Kurhessen, Jg. 2, Nr. 2.) [2742

Eine **Reise** über das Schlachtfeld bei Lützen ins Elstertal im Jahre 1813. (Die Mark Zeitz, Nr. 86/87.) [2743

Neubauer, Ernst: Magdeburgs Wiederaufbau nach 1631. (Sachsen u. Anhalt, 3, S. 270.) [2744

Laag, Heinrich: Anteil der Stralsunder Kirchen an den Ereignissen der Jahre 1628 bis 1630. (Pommersche Jahrbücher, 24, S. 65.) [2745

Faden, Eberhard: Berlin im Dreißigjährigen Kriege. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins, 44, H. 2.) [2746

Albert, F.: Der Übergang der Glatzer Malteserkommende an die Jesuiten (1626 bis 1629). (Glatzer Heimatbll., 13, S. 28.) [2747

Gaertner, Arthur: Die Gegenreformation. Zsgest. Breslau: C. Dülfer, 1927. (36 S.) 8° [Umschlagt.] = Quellensammlung zur Religionsgeschichte, H. 11. [2748

Steinwenter, Artur: Reisebericht des innerösterreich. Ständeausschusses 1610. (Blätter f. Heimatkde., 5, S. 52.) [2749

Loserth, J.: Die steirische Religionspazifikation u. d. Fälschung des Vizekanzlers Dr. Wolfgang Schrenz. (Jb. d. Ges. f. d. Gesch. d. Protest. im ehem. Österr. 48 S., 1—57.) [2750

Das Braunauer **Blutbuch**. Register über d. peinl. Fragen (1550 der Stadt Braunau in Böhmen). MDL. Hrsg. von Franz Weiß. Trautenau, 1927: [Buchdr.] „Heimat" [: Hohenelbe: Deutscher Riesengebirgsverein, Dr. Karl Wilh. Fischer]. (137 S.) 8° [Umschlagt.] Aus: Jahrbuch d. Deutschen Riesengebirgsvereines [Sitz Hohenelbe]. Jg. 16. 1927. [2751

Friedensburg, Walter: Landgräfin Maria Johanna von Leuchtenberg geb. Gräfin von Helfenstein und ihr Übertritt zum Protestantismus. (Zs. f. bayr. Kirchengesch., 2, S. 130.) [2752

Schoener, Edm.: Österreichische, salzburgische u. altbayerische Einwanderer im Bezirk der heutigen ev.-luth. Diözese Pappenheim 1630—1750. In: Bll. f. Fränk. Familienkunde, Jg. 2, 1927, 1/2, S. 1—36. [2753

Braun, K.: Neue Quellenfunde über die der Reichsstadt Nürnberg geltende Rekatholisierungsbestrebungen vor dem Eingreifen Gustav Adolfs (1630). (Zs. f. bayr. Kirchengesch., 2, S. 144.) [2754

Schmidlin, Jos.: Der Visitationsstreit des Bischöfe von Basel mit der österr. Regierung um das Ober-Elsaß vor dem Dreißigjähriger Krieg. (Archiv f. elsäß. Kirchengesch., 3, S. 915.) [2755

Bähler, Ed.: Dekan Joh. Haller u. d. Berner Kirche von 1548—1575. (Neues Berner Taschenb., 31, S. 1.) [2756

Metzger, Johann Walz: Pfarrer in Neuffen 1547—1568. (Blätter f. württ. Kirchengesch., N.F. 31, S. 60.) [2757

Baßler: Abt Johann Partimonius in Hirsen 1569—1588. (Blätter f. württ. Kirchengesch., N.F. 31, S. 195.) [2758

Diehl, Wilh.: Zur Gesch. d. Kalvinistischen Reformation d. Kurfürsten Friedrich III. v. d. Pfalz. (Hessische Chronik, Jg. 15, H. 1/2, S. 20ff.) [2759

Lohmann, F. W.: Äbtissin Anna Salome von Salm-Reifferscheidt und Stift und Stadt Essen zur Zeit ihrer Wahl (1646). (Beitr. z. Gesch. v. Stadt u. Stift Essen, 45, 275.)

Ders.: Alte Kirchenbücher im Essener Stift. (Ebenda, S. 289.) [2760

Dressing, R.: Ein Verzeichnis der Reformierten und Lutheraner in der Stadt Jülich im Jahre 1624. (Mon.hefte f. Rhein. Kirchengesch., Jg. 22, H. 2.) [2761

Dansaert, Georges: Monseigneur de Baillencourt, Evèque de Bruges (1610—1681). (236 p.) Paris: Plon, 1927.

Rez.: Rev. des études hist., 93, S. 297. [2762

Trotha, P. v.: Das säkularisierte Kloster Hecklingen u. d. Gegenreformation 1625 bis 1631. (Anhalt. Gesch.bll., 3, S. 35.) [2763

Gundlach, Franz: Des Johannes Reinhusen, Organisten bei der Marienkirche in Flensburg, Annales Flensburgenses 1558—1604. Kiel, Gartenstr. 1: Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, 1926. (XVI, 110 S.) gr. 8° = Quellen u. Forschgn. z. Familiengeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 1. [2764

Feddersen, Ernst: Der Kryptocalvinismus am Gothorfer Hofe unter Herzog Johann Adolf. (Schriften d. Ver. f. Schlesw.-Holst. Kirchengesch. R. 2. Bd. 8. S. 344.) [2765

Heuer: Der Thorner Pfarrer Simon Weiß 1623—1688. (Mitt. d. Copernicus-Ver., 35.) [2766

Constant, G.: Concession à l'Allemagne de la communion sous les deux espèces (1548—1621) (Bibliothèque des Ecoles franç. d'Athènes et de Rome. Fasc. 128. Paris 1923.

Rez.: Revue des questions histor., T. 55, S. 450. [2767

c) Innere Verhältnisse.

Krause, Hermann: System der landständischen Verfassung Mecklenburgs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Rostock: C. Hinstorff 1927. (XII, 194 S.) 8° = Rostocker Abhandlungen. H. 2. [2768

Bodenstein, Gustav: Wiener Warenpreise um 1600. (Mon.bll. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Wien, 9 (44), Nr. 10/12.) [2769

Schöningh. Franz Josef: Jacob Fugger. (Hochland, 1924, II, S. 439.) [2770

Strieder, Jakob: Die Geschäfts- u. Familienpolitik Jacob Fugger des Reichen. (Zs. f. d. ges. Staatswissensch., 82, S. 337.) [2771

Schreiber, Ludwig: Die Gewerbepolitik der Grafen von Hanau von der Gründung Neuhanaus im Jahre 1597 bis zum Anfall d. Grafschaft an Hessen-Kassel im Jahre 1736. = Hanauer Gesch.bll., Nr. 7. [2772

Posthumus, N. W.: De nationale organisatie der lakenkoopers tijden de republiek. (Werken uitgeg. door het hist. genoot.-schap. 51.) [2773

Hartmann, Wilhelm: Blicke in das Hildesheimer Bürgerleben vor 300 Jahren. (Alt-Hildesheim, 8, S. 14.) [2774

Eschenhagen, Edith: Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Wittenberg in der Reformationszeit. (Luther-Jahrbuch, 9, S. 7.) [2775

Müller, Lydia: Der Kommunismus der mährischen Wiedertäufer. Leipzig: M. Heinsius Nachf. 1927. (128 S., mit Abb. u. 1 eingedr. Kt.) gr. 8° = Schriften d. Vereins f. Reformationsgeschichte. Jg. 45, H. 1. [Nr. 142]. [2776

Bonenfant, P.: Réforme de la bienfaisance sous Charles-Quint. (fin) (Revue belge, 6, S. 207.) [2777

Hübel, Ignaz: Beziehungen Mährens zu den deutschen Universitäten im 16. Jahrhundert. (Zs. d. dten. Ver. f. d. Gesch. Mährens, 29, S. 157.) [2778

Paulus, Nikolaus: Die Erfurter theolog. Fakultät gegenüber der Bulle „Exsurge". (Hist. Jb., 47, S. 738.) [2779

Gutbier, Ewald: Der Auszug der Universität Marburg nach Frankenberg im Pestjahr 1554. (Volk u. Scholle, 5, S. 220.) [2780

Herse, Wilhelm: Reformatorenbriefe an Graf Ludwig zu Stolberg. (Sachsen u. Anhalt, 3, S. 265.) [2781

Wackernagel, Jacob: Ein unbekannter Brief Thomas Platters. (Basler Zs. f. Gesch., 26, S. 144.) [2782

Lasco, Johannes v. und Gerh. Mortaigne: Die Bibliothek des Erasmus von Rotterdam. = Upstalsboomblätter, 13, S. 108ff. [2783

Roth, Friedrich: Dr. Georg Agricola Ambergensis [1530—1575]. Schüler u. Freund Melanchthons, Schulmeister, dann Stadtphysicus in Amberg. [Gunzenhausen:] Verein f. bayer. Kirchengeschichte [Pfr. Lic. Clauß] 1927. (VII, 102 S.) gr. 8° = Einzelarbeiten aus d. Kirchengeschichte Bayerns. Bd. 5.

Rez.: Zs. f. Kirchengesch., 46, S. 154. [2784

Crusius, Martin: Diarium Martini Crusii 1596—1597. Hrsg. von Wilhelm Göz u. Ernst Conrad. Mit 1 [Titel-]Bildn. d. Martinus Crusius. Tübingen: H. Lauppsche Buchh., 1927. (XX, 430 S.) 4°. [2785

Matthias, Adolf: Ein Beitrag zur Lebensgeschichte Valerius Herbergers. (Grenzmärk. Heimatbll., Jg. 3, S. 113.) [2786

Briefe u. Akten zum Leben Oekolampads. Bearb. v. E. Staehelin. Bd. 1. Leipzig: Heinsius 1927. 4° = Quellen u.

Forschungen z. Reformationsgesch. Bd. 10.

Rez.: Zs f. bayr. Kirchengesch., 7. [2787

Wotschke, Theodor: Zacharias Prätorius. (Zs. d. Harz-Ver. f. Gesch. .. 60, S. 38.) [2788

Meyer, H.: Veit von Seckendorff und Zeitz. Zu seinem 300jähr. Geburtstage. (D. Mark Zeitz, Nr. 83.) [2789

Hoffmann, G.: Sigismundus Suevus Freistadiensis. 1926.

Rez.: Hist. Jb., 47, S. 106. [2789a

Kentenich, G.: Johannes Trithemius. (Trierer Zs., 2, S. 136.) [2790

Keil: Der Dichter und Humanist Matthias Agricius von Wittich (1545—1612). (Trierer Zs., 2, S. 141.) [2791

Schottenloher, Karl: Pfalzgraf Ottheinrich und das Buch. Ein Beitr. zur Geschichte d. ev. Publizistik. Mit Anh.: Das Reformationsschriftum in d. Palatina. Mit 6 Abb. Münster i. W.: Aschendorffsche Verlh. 1927. (VIII, 203 S.) gr. 8⁰ = Reformationsgeschichtl. Studien u. Texte. H. 50/51. [2792

Luther, Joh.. Pommersche Zeitungen aus der Zeit des 30jähr. Krieges. (Pommersche Jahrbücher 24 S. 103.) [2793

Olearius, Adam: Die erste deutsche Expedition nach Persien [1635—1639]. Nach d. Orig. Ausg. („Vermehrte Moskowitische u. persianische Reisebeschreibung") bearb. von Hermann von Staden. Leipzig: F. A. Brockhaus 1927. (159 S., 1 eingedr. Kt., mehr. Taf.) 8⁰ = Alte Reisen u. Abenteuer. 20. [2794

Bechtold, Arthur: Moscherosch auf der Hartenburg (1624). (Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N.F. 41, S. 387.) [2795

Krasnopolski, Paul: Nürnberger Meistergesang in Mähren. (Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg, 27, S. 279.) [2796

Clemen, Otto: Eine Meistersingerschule in Zwickau. (Neues Archiv f. Sächs. Gesch., 48, S. 78.) [2797

6. Vom Westfälischen Frieden bis zum Tode Karls VI. und Friedrich Wilhelms I., 1648—1740.

Treitschke, Heinrich von: Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege. Mit e. Nachw. von Fritz Eberhardt. Leipzig: Reclam [1927]. (171 S.) kl. 8⁰ = Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 6722/23. [2798

Baethcke: Zwei politische Flugblätter des 17. Jahrhunderts. [1659.] (Jb. d. Ver. f. niederdte. Sprachforschung, 52 S. 65.) [2799

Schaafhausen, F[riedrich] W[ilhelm]: Der Große Kurfürst. (1.—10. Tsd. Mit 7 Taf. u. 5 Textb.) Jena: E. Diederichs 1927. (83 S.) 8⁰ = Deutsche Volkheit. [2800

Ebel, H.: Die Belagerung Stettins durch den Großen Kurfürsten u. ihre Darstellung i. d. zeitgen. Dichtung. (Unser Pommerland. 13, H. 2, S. 62.) [2801

Fischer, Rudolf von: Die Politik des Schultheißen Johann Friedrich Willading [1641—1718]. Bern 1927: Stämpfli & Cie. (X, 198 S., 1 Titelbildn.) gr. 8⁰. [2802

Kretzschmar, Hellmut: Zur Geschichte der sächsischen Sekundogeniturfürstentümer. Tl. 2. Die Linien Sachsen-Merseburg u. Sachsen-Zeitz. (Sachsen u. Anhalt, 3, S. 284.) [2803

Raumer, Kurt von: Die Herausforderung Turennes durch Karl Ludwig von der Pfalz. (Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F., 41, S. 138, 323.) [2804

Welschinger, Cue. H.: Créqui en Alsace 1667 (Rev. des études hist. 93, S. 9). [2805

Oberreiner, C.: Jugement de Bayle sur Turenne en Alsace (Rev. d'Als., 74 S. 71). [2806

König, Richard: Die Schlacht bei Türkheim (5. Jan. 1675). (Elsaß-Lothringen. Jg. 6, S. 41ff.) [2807

Haake, Paul: August der Starke. Berlin: Gebr. Paetel [1927]. (VIII, 244 S., 1 Titelb.) gr. 8⁰. [2808

Bergmann, Alwin: Brief des Kurfürsten August von Sachsen an die Stände in Krain. (Jb. d. Ges. f. d. Gesch. des Protestant. im ehem. u. im neuen Österr., Jg. 47, S. 162.) [2809

Leiß, Albert: Das Laxenburger Bündnis v. Jahre 1682 u. dessen Apologie. (Gesch.bll. f. Waldeck, 24, S. 79.) [2810

Groß, Lothar: Zur Gesch. d. Jahres 1683. (Mon.bl. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Wien, 9 (44), Nr. 10/12.) [2811

Die **Kurbrandenburger** bei Verdingen im Jahre 1689. (Niederrhein. Heimatfreund, Jg. 2, Nr. 12.) [2812

Trips, Franciscus Xaverius: Die Franzosen in Honnef [1689]. Hrsg. von Aug[ust] Haag. Honnef a. Rh.: Siebengebirgsbuchhandlg. 1927. (18 S.) kl. 8⁰ = Beiträge u. Quellen zur Geschichte u. Volkskunde d. Rheinlandes, Nr. 1. [2813

Bleich, Erich: Neuere Veröffentlichungen zur Preußischen Geschichte des 18. Jahrhunderts. (Mitt. aus d. hist. Lit., N. F. 15, S. 83.) [2814

Oppeln-Bronikowski, Friedrich von: Abenteurer am Preußischen Hofe 1700 bis 1800. Mit 16 ganzseit. Bildern [Taf.]. Berlin: Gebr. Paetel 1927. (VII, 215 S.) gr. 8⁰. [2815

Kisky, Wilhelm: Der Name des vormaligen preußischen Königshauses. Berlin: Dt. Verlagsges. für Politik u. Geschichte 1927. (VIII, 54 S.) gr. 8⁰ = Einzelschriften zur Politik u. Geschichte. 21. [2816

Berney, Arnold: König Friedrich I. und das Haus Habsburg [1701—1707]. München: R. Oldenbourg 1927. (XIII, 284 S.) gr. 8⁰. [2817

Koch, Walther: Hof und Regierungsverfassung König Friedrich I. von Preußen. Breslau: M. & H. Marcus 1926. (VIII, 216 S.) gr. 8⁰ = Untersuchungen

zur Deutschen Staats- u. Rechtsgeschichte. H. 136. [2818

Krabbo, Hermann: Der Übergang des Landes Stargard von Brandenburg auf Mecklenburg. (Jbb. des Ver. f. Mecklenb. Gesch., 91, S. 1.) [2819

Mercier, Henri: Une ébauche Suisse de Médiation pendant la guerre de Succession d'Espagne (1701—1714). (Zs. f. Schweiz. Gesch., 7, S. 424.) [2820

Fleury, Vte.: La cour aux armées pendant la guerre de la succession d'Autriche.
Rez.: Revue des questions histor., T. 55, S. 234. [2821

Berney, Arnold: Der Reichstag zu Regensburg (1702—1704). (Hist. Vierteljahresschr., 24, S. 389.) [2822

Frauenholz, Eugen von: Die Schlacht am Schellenberge bei Donauwörth, 1704. (Bayernland, 38, S. 531.) [2823

Braubach, Max: Ein Fluchtplan des Kurfürsten Joseph Clemens von Köln während seines Aufenthaltes in Namur (1704). (Hist. Jb., 47, S. 541.) [2824

Berney, Arnold: Die Hochzeit Josephs I. (Mitt. des österr. Inst. f. Gesch.forsch., 42, S. 64.) [2825

Benedikt, Heinrich: Das Königreich Neapel unter Kaiser Karl VI. Eine Darst. auf Grund bisher unbekannter Dokumente aus d. österr. Archiven. Mit 24 Abb. [Taf.]. Wien: Manz 1927. (XI, 736 S.) gr. 8⁰. [2826

Czibulka, Alfons von: Prinz von Savoyen. Mit 8 Einschalttaf. u. 69 Abb. im Text. Stuttgart: Union [1927]. (270 S.) 8⁰. [2827

Götz, Joh. Bapt.: Miscellania, Zur Leichenfeier des Kurfürsten Max Emanuel in Ingolstadt. (Samml.bl. d. Hist. Ver. Ingolst., 46, S. 107.) [2828

Hörpel, Leonhard: Irrungen zwischen Nassau-Beilstein u. Hessen. (Volk u. Scholle, 5, S. 37.) [2829

Uhlenküken, Heinr.: Das Schuldenwesen der Freien Reichsstadt Dortmund im 18. Jahrhundert. (Beitr. z. Gesch. Dortmunds, 36, S. 19ff.) [2830

Heskel, A.: Bürgermeister Ascan Wilh. Lutteroth Legat [22. Sept. 1783—20. Dez. 1867] zum Gedächtnis. Hamburg, Geschichts- u. Heimatblätter, Jg. 2, S. 225. [2831

Hinrichs, Carl: Die ostfriesischen Landstände und der preußische Staat. 1744—1756. Ein Beitrag zur Geschichte d. inneren Staatsverwaltg. Friedrichs d. Großen. Tl. 1. [Emden:] W. Haynel in Komm. (1927). 8⁰.
1. 1744—1748. (IV, 268 S.)
Aus: Jahrbuch d. Gesellschaft f. bild. Kunst u. vaterländ. Altertümer. Bd. 22. Emden 1927. [2832

Schwartz-Berlin, P.: Die Klassifikation von 1718/19. Ein Beitr. zur Familien- u. Wirtschaftsgeschichte d. neumärk. Landgemeinden. Tl. 1—3. Landsberg a. W.: Verein f. Geschichte d. Neumark 1926. gr. 8⁰ = Die Neumark. H. 3—5. [2833

Kaplik, Otto: D. Erwerb d. Güter Gennin u. Pyrehne durch Friedrich Wilhelm I. (D. Neumark, Mitt., Jg. 4, S. 133.) [2834

Brödel, H.: Wirtschaftl. Aberglaube in Sachsen u. dessen Deutung im Z. a. d. Aufklärung. (Mitteldtc. Blätter f. Volkskde., 2, S. 157.) [2835

Kleinhempel, Ludwig: Des Kupferschmiedemeisters Ludwig Kleinhempel Hauschronik. Im Anh.: Die große Teuerung zu Annaberg im Jahre 1771. Nach d. Orig. d. Annaberger Ratsarchivs hrsg. von H. Harms zum Spreckel. Mit 1 Faks. Druck. Annaberg: (Graser) 1927. (132 S.) 8⁰ = Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte von Annaberg u. Umgegend. Jahrb. 16 = Bd. 5. [2836

Eckert, Walter: Kurland unter dem Einfluß des Merkantilismus. Ein Beitr. zur Staats- u. Wirtschaftspolitik Herzog Jakobs von Kurland [1642—1682]. Riga: G. Löffler 1927. (XXV, 272 S. mit eingedr. Kt., 7 Beil., 1 farb. Kt.) gr. 8⁰. [2837

Schlenz, Joh.: Kirchliche u. Schulverhältnisse im Kirchensprengel Böhmisch-Aicha—Liebenau um d. Jahr 1676. (Mitt. d. Ver. f. Heimatkde. d. Jeschken-Isergaues, Jg. 21, S. 11.) [2838

Braun, Fr.: Eine Kirchenvisitation in Lauben b. Memmingen vom Jahre 1762. (Zs. f. bayr. Kirchengesch., 2, S. 162.) [2839

Noack, Friedrich: Kardinal Friedrich von Hessen, Großprior in Heitersheim. (Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F., 41, S. 341.) [2840

Wotschke, Theodor: Eine Kollektenreise von Leipzig nach Wolfenbüttel i. Jahre 1721. (Thüring.-sächs. Zs., 16, S. 79.) [2841

Herrmann, Fritz: Katholische Gravamina aus rheinhess. Reunionsgemeinden im Jahre 1715. (Archiv f. hess. Gesch., Erg.bd. 9, S. 111.) [2842

Nebe, August: Neue Quellen zu August Hermann Francke. Gütersloh: C. Bertelsmann 1927. (XL, 96 S.) gr. 8⁰ = Beiträge zur Förderung christl. Theologie. Bd. 31. H. 1. [2843

Wotschke, Th.: A. H. Franckes rhein. Freunde in ihren Briefen. (Mon.hefte f. Rhein. Kirchengesch., Jg. 22, H. 3ff.) [2844

Mahling, Friedrich, Carl Mirbt u. August Nebe: Zum Gedächtnis August Hermann Franckes. Zu seinem zweihundertjähr. Todestage. Mit 8 Abb. [Taf.]. Halle [Saale]: Buchhandlung d. Waisenhauses 1927. (IV, 124 S.) gr. 8⁰. [2845

Nebe, August: Daniel Christian Francke, ein Schüler Aug. Hermann Franckes als Rektor d. Lateinschule in Lennep. (Zs. d. Berg. Gesch.ver., 56, S. 115ff.) [2846

Bonin, Burkhardt von: Die Versuche märk. Kirchenrechtsreform im 17. Jhdt. (Jb. f. brandenb. Kirchengesch., 22, S. 173.) [2847

Prenzel, A.: D. Aufnahme d. vertriebenen Salzburger in Forst [Laus.]. Laus. Heimat, Jg. 1, Nr. 3. [2848

Stefansky, Georg: Justus Mösers Geschichtsauffassung im Zusammenhang der

deutschen Literatur des 18. Jh. In: Euphorion. Bd. 28 (1927), 1. S. 21-34. [2849

Steiger, Rudolf: Johann Jakob Scheuchzer [1672—1733]. 1. (Zürich-Selnau: Gebr. Leemann & Co. 1927) gr. 8⁰ = Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft. Bd. 15, H. 1.

1. Werdezeit [bis 1699]. (151 S.) [2850

Göttingens kulturelle Bedeutung im 18. Jahrhundert. **Katalog** der anläßlich der 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner vom 27.—30. September 1927 im historischen Saal der Göttinger Universitäts-Bibliothek veranstalteten Ausstellung. Göttingen 1927: Dieterichsche Univ.-Buchdr. (; lt. Mitteilg.: Universitätsbibliothek). (VI, 58 S., 1 Titelb.) 8⁰. [2851

7. *Zeitalter Friedrichs d. Gr., 1740—1789.*

Henking, Karl: Johannes von Müller 1752—1809. Bd. 2. Stuttgart: Cotta Nf. 1928 [Ausg. 1927]. gr. 8⁰.

2. 1780—1804. Mit 3 Bildn. [Taf.] (VII, 615 S.) [2852

Gelber, W. M.: Berichte d. österr. Gesandten über Ephraims Wirtschaftsverhandlungen mit Polen im Jahre 1773. (Mon.schr. f. Gesch. u. Wissensch. d. Judent. 71. S. 62.) [2853

Pollack-Parnau, Franz von: „Eine österreichisch-ostindische Handelscompagnie 1775—1785". Ein Beitr. zur österr. Wirtschaftsgeschichte unter Maria Theresia u. Joseph II. Stuttgart: W. Kohlhammer 1927. (IV, 108 S.) gr. 8⁰ = Vierteljahrsschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte. Beihefte. H. 12. [2854

Walter, Friedr.: Die Organisierung der Staatl. Polizei unter Kaiser Joseph II. (Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Wien. 7. S. 22.) [2855

Hofer, P. Johannes: Zur Geschichte des Toleranzpatentes Kaiser Josephs II. in Tirol. (Hist. Jb. 47. S. 500.) [2856

Friedrich der Große [Friedrich II., König von Preußen]: Politische Correspondenz. Hrsg. von d. Preuß. Akademie d. Wissenschaften. Bd. 40. Leipzig: Quelle & Meyer 1928 [Ausg. 1927]. gr. 8⁰.

40. (Neue Reihe: Vom bayr. Erbfolgekriege bis zum Tode Friedrichs d. Grossen. Jan. bis April 1778. Bearb. von Gustav Berthold Volz. (517 S.) [2857

Friedrich der Große [Friedrich II., König von Preußen]: Denkwürdigkeiten [Werke, Teils.]. Ausgew. u. mit e. Nachw. vers. von Mario Krammer. Berlin(-Charlottenburg 2, Berliner Str. 42/43): Weltgeist-Bücher [1927]. (180 S.) kl. 8⁰ = Weltgeist-Bücher. Nr. 231/233. [2858

Friedrich II., König von Preußen. — Briefwechsel Friedrichs des Großen mit seinem Bruder Prinz August Wilhelm [von Preußen]. Hrsg. u. eingel. von Gustav Berthold Volz. Deutsch von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Mit [1 eingedr.] Kt. u. 16 Bilderbeigaben [Taf.]. Leipzig: K. F. Koehler [1927]. (342 S.) gr. 8⁰. [2859

Friedrich der Große [Friedrich II., König von Preußen]. — Friedrich der Große. Ausw. aus s. Schriften von Paul Daniel. Bernoulli. Gotha: L. Klotz. Hamburg: O. Meißner[s Verl.] 1928 [Ausg. 1927]. (XIX, 235 S.) 8⁰ = Große Meister. Bd. 2. [2860

Friedrich der Große [Friedrich II., König von Preußen]: Briefe u. Schriften. Ausgew. eingel. u. erl. von Richard Fester. (2 Bde.) Bd. 1. 2. Leipzig: Bibliograph. Institut [1927]. 8⁰ = Memoiren u. Briefe.

1. Übers. unter Mitw. d. Hrsg. von Paul Kracht und Hermann Lohmeyer. (435 S., 3 Taf., 1 Faks.) — 2. Übers. unter Mitw. d. Hrsg. von Hermann Lohmeyer. (511 S., 3 Taf., 1 Faks.) [2861

Volz, Gustav Berthold: Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit. 3 Bde. mit zeitgen. Abb. u. 24 Lichtdr.-Taf. (Die Bilderausw. u. d. Satzordng. bes. Max Kutschmann.) Bd. 3. Berlin: R. Hobbing [1927]. 4⁰.

3. Geistesleben, Alter u. Tod. (V, 320 S.) [2862

Volz, Gustav Berthold: Friedrich der Große. Bilder aus s. Zeit. Mit 8 Taf. u. zahlr. Abb. Berlin: A. W. Hayn's Erben [1927]. (240 S.) 8⁰. [2863

Ranke, Leopold von: Friedrich II., König von Preußen. Berlin(-Charlottenburg 2, Berliner Str. 42/43): Weltgeist-Bücher [1926]. (60 S.) kl. 8⁰ = Weltgeist-Bücher. Nr. 26. [2864

Schlieffen, (Alfred] Graf: Friedrich der Große. 2. Aufl. Mit e. Geleitw. von [Hans] v. Seeckt. Mit 2 Übersichtsskizzen u. 24 [farb.] Skizzen als Anlagen. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1927. (IV, 124 S.) 4⁰ [2865

Schmidt-Hennigker, Friedrich: Humor Friedrichs des Großen. Anekdoten, heitere Szenen u. charakterist. Züge aus d. Leben Friedrichs II. 14., unveränd. Aufl. Stuttgart: Rob. Lutz [1927]. (VI, 192 S.) 8⁰ = Anekdoten-Bibliothek. Bd. 3. [2866

Hegemann, Werner: Fridericus oder das Königsopfer. (Neue, veränd., erw. Aufl. als 5.—12. Tsd.) Hellerau: J. Hegner (1926). (782 S., mehr. Taf.) 8⁰ [2867

Valentin, Veit: Friedrich der Große. (1.—5. Tsd.) Mit vielen Bildern [Taf.] aus d. Zeit. Berlin: E. Reiß (1927). (151 S.) gr. 8⁰. [2868

Kekulé von Stradowitz, Stephan: Zwei Degen u. ein Schwert Friedr. d. Großen. (Mitt. d. Ver. f. Gesch. Berlins 44. H. 1.) [2869

Voigt, Aw.: Vom Degen Friedrichs des Großen. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 44. Nr. 3.) [2870

Henriot, Emile: Voltaire et Frédéric II. Paris Hachette 1927.

Rez.: Revue des questions hist. J. 56. S. 238. [2871

Wesselski, Albert: Der Müller von Sanssouci. Mitt. d. Ver. f. Gesch. Berlins 44. H. 4. [2872

Roschan, Rich.: Zur Gesch. d. Oberrechnungskammer. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Potsdams. (N. F. Bd. 6. H. 1.) [2873

Holtze, Friedr.: Zum Ausklingen d. Coccejischen Aera. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 44. H. 4.) [2874

Ising, Gottfried von: Aus dem Leben des Großkanzlers Friedrichs des Großen Phil. Joseph von Jeriges u. seiner Familie. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 44. H. 2.) [2875

Gaiser, K.: Friedrich der Große und die schwäb. Publizistik. (Neue Jbb. f. Wissensch. u. Jugendb. Jg.3. S. 430.) [2876

Baumann, Margarete: Aus der Literatur nach dem Tode Friedrichs des Großen. (Vergangenh. u. Gegenwart 17. S. 139. 193.) [2877

Kunze, Heinrich: Die Stadt Lauba während der ersten beiden Jahre des Siebenjährigen Krieges. (Neues Laus. Magaz. 103. S. 73.) [2878

F. O.: Der Rückzug des Herzogs Ferdinand v. Braunschweig von der Maas an den Rhein im August 1758. (Niederrhein. Heimatfreund, Jg. 2, Nr. 11.) [2879

Steffen, K.: Unsere Heimat als Kriegsschauplatz im Siebenjährigen Krieg (1758). (Niederrhein. Geschichtsfreund, Jg. 2, Nr. 12.) [2880

Krüger, Gerhard: Cottbus und Umgebung im Siebenjährigen Kriege. (Cottbus: Lausitzer Landes-Zeitg. [verkehrt nur direkt 1927].) (19 S., 1 Taf.) gr. 8°. [2881

Güttler, Hermann: Sind während des Siebenjähr. Krieges kriegsgefangene Österreicher in Königsberg untergebracht gewesen. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. von Ost- u. Westpreußen, Jg. 2, Nr. 1.) [2882

Trenck, Friedrich von der. — In Kerker und Ketten. Trenck's Schicksale. Nach d. 1. Druck bearb. [, eingel.] u. ausgew. von Wilhelm Schremmer. 2. Aufl. Breslau: Priebatsch's Verl. [1927]. (162 S., 1 Titelb.) kl. 8° = Heimatbücher. [2884

Rottenkolber, J.: Der Koadjutorstreit unter dem Kemptur Fürstabt Rupert v. Bodmann. (Zs. f. bayer. Kirchengesch. 2. S. 34. 154.) [2885

Doebert, A.: Johann Michael Seiler (1751 bis 1832.) Ein altbayer. Kirchenfürst in d. Zeit d. Aufklärung u. der Romantik. (Gelbe Hefte 4, I., S. 100.) [2886

Posch, Andreas: Beiträge zur Geschichte des Joseph Adam Graf Arco, Bischof von Seckau 1780—1802. (Zs. des Histor. Ver. f. Steiermark 23. S. 175.) [2887

Zantner-Busch, Dora: Die Öffnung der Fürstengruft zu Lauingen im Jahre 1781. (Bayernland 38. S. 53.) [2888

Barth, Medard: Aus Berichten röm. Agenten des Bistums Straßburg 1754—1775. (Arch. f. elsäß. Kirchengesch. 3. S. 301—310.) [2889

Sachs, Diakon: Schicksal des Klosters Allerheiligen u. Mittelbodens während der Koalitionskriege = Ortenau 14, S. 27 f. [2890

Schüller, Andr.: Religiöse Widerstände im Mosellande (1794—1799). (Trier. Zs. 2, S. 33.) [2891

Hartmann, Gabriel: Auswanderungen aus Kurpfalz u. benachbarten Gebieten nach Jütland 1758/61. (Mannheimer Geschichtsblätter, Jg. 28, Nr. 8.) [2892

Walter, Friedr.: Die Ernennung d. Ministers Oberndorff zum Kurpfälzischen Statthalter 1778. Mannheimer (Geschichtsblätter. Jg. 28, Nr. 1.) [2893

Fraeb, Walter: Die 21 Hanauer Regierungsjahre des späteren Kurfürst Wilhelm I. von Hessen-Kassel, das goldene Ende einer kleinen Residenz. (Volk und Scholle 5. S. 85. 104.) [2894

Richter, Paul: Die Gräfin Kielmannsegge u. ihre Beziehungen z. Niederlausitz. (Lausitzer Heimat. Jg. 1, H. 1.) [2895

Thimme, Adolf: Fanny Tarnow ... nach neu erschlossenen Quellen. (Jbb. d. Ver. f. mecklenb. Gesch. 91, S. 257.) [2896

8. Zeitalter der französischen Revolution und Napoleons, 1789—1815.

Doebert, A.: Fürstbischof Melchior von Diepenbrock (1798—1853). Ein Jünger Seilers. (Gelbe Hefte 4, I, S. 346.) [2897

Aretin, E. von.: Christoph Freiherr von Aretin. Ein Lebensbild aus d. Zeit des Ministers Montgelas. (Gelbe Hefte 3, 1, S. 15, 100, 317.) [2898

(Säckler, J[oseph]:) Die letzten Jahrzehnte der Republik Schweinfurt. Eine kleine Studie aus d. Leben e. freien Reichsstadt gegen Ende d. 18. Jh. Würzburg: M. Walther & Co. [; lt. Mitteilg.: Schweinfurt: G. Arneth] 1927. (40 S.) gr. 8° [2899

Kraft, Johanna: Die Finanzreform des Grafen Wallis und der Staatsbankerott von 1811. Eingel. von Heinrich von Srbik. Graz: Leuschner & Lubensky 1927. (135, 2 Bl., 5 Beil. [auf 4 Taf.].) gr. 8° = Veröffentlichungen d. histor. Seminars d. Univ. Graz. 5. [2900

Isenburg, Wilhelm Karl Prinz von: Um 1800. Aus Zeit und Leben d. Grafen Volrat zu Solms-Rödelheim 1762—1818. Leipzig: Degener & Co. 1927. (VIII, 349 S. mit Faks., zahlr. Taf.) gr. 8° = Bibliothek familiengeschichtl. Arbeiten. Bd. 5.

Rez.: Mannheimer Gesch.bll. 28. 5, 128. [2901

Baasch, Ernst: Anleihen der hannoverschen Stände bei den Hansestädten 1804—1808. (Niedersächs. Jb. N.F. 4. S. 93.) [2902

Brockhusen, Hans-Joachim von: Carl Christian Friedrich von Brockhausen. Ein preuß. Staatsmann um d. Wende d. 18. Jh. Greifswald: Ratsbuchh. L. Bamberg 1927. (229 S.) gr. 8°. [2903

Schmidt, Arno: Volkstüml. Danziger Dichtungen aus der Zeit des Übergangs in den preuß. Staat 1793. (Zs. des westpreuß. Gesch.-ver. H. 67. S. 97.) [2904

Funk, Philipp: Beiträge zur Biographie Josephs von Hohenzollern-Hechingen, Fürstbischofs von Ermland (1808—1836). Braunsberg 1927: Ermländische Zeitungs- u. Verlagsdruckerei [; lt. Mitteilg.: Herder'sche Buchh. in Komm.] (47 S.) gr. 8°. Aus: Vorlesungsverzeichnis der Staatl. Akademie Braunsberg f. d. S.-S. 1927.

Rez.: Zs. f. Gesch. ... Ermlands 23, S. 209. [2905

Roland, Jeane Marie Philpon. — Aus den Tagen der Schreckensherrschaft. Memoiren der Frau (Jeane Marie Phlipon) Roland über die französische Revolution. Hrsg. u. eingel. von Max Krell. Mit 16 Lichtdrucktaf. Dresden: P. Yretz (1927). (322 S.) 8° [2906

Pisot, O.: Réception du dernier Oberland-vogt à Obernai. (Rev. d'Als. 74, S. 75.) [2907

Fischer, Georg: Die Subsidienverträge d. Markgrafen Alexander v. Ansbach-Bayreuth. Archiv f. Gesch. u. Altertumskde. v. Oberfranken. Bd. 30. H. 1, S. 68—88. [2908

Bezzel, Oskar: Herzog Max Joseph von Zweibrücken und seine Rolle bei der Übergabe von Mannheim 1795. (Mannheimer Geschichtsblätter, Jg. 28, Nr. 9.) [2909

Walter, Friedrich: Ein Brief über die Beschießung Mannheims 1795. (Mannheimer Geschichtsblätter, Jg. 29, Nr. 1.) [2910

Losch, Phil.: Falkenberg. (Hessenland 39, S. 73. 101.)

Ders.: Vor 120 Jahren. Die franz. Besetzung d. hess. Grafschaft Schaumburg. (Hessenland 39, S. 187.) [2911

Wöhrmüller, Bonifaz: Literar. Sturmzeichen d. Säkularisation. (Studien u. Mitt. z. Gesch. d. Benediktinerordens 14, S. 12.) [2912

Oberndorff, Lembert Graf von: Zur Charakteristik d. Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg. (Mannheimer Geschichtsblätter, Jg. 28, Nr. 12.) [2913

Rückert: Die Säkularisation des Augustiner-Chorherrenstiftes Polling. (Archiv f. d. Gesch. d. Hochstifts Augsburg. Bd. 6, S. 433—470.) [2914

Bauernfeind, Ernst: Die Säkularisationsperiode im Hochstift Eichstätt bis zum endgültigen Übergang an Bayern. 1790—1806. (Geleitw.: Ernst Mehl.) Freising: Dr. F. P. Datterer & Cie. 1927. (VIII, 63 S.) gr. 8° = Historische Forschungen u. Quellen. H. 9. [2915

Veit, Ludwig Andreas: Der Zusammenbruch des Mainzer Erzstuhles infolge der französischen Revolution. Ein Beitr. zur Geschichte d. Säkularisation d. deutschen Kirche. Mainz: Kirchheim & Co. 1927. (147 S., mehr. Taf.) gr. 8°. (Freiburg, Diöcesanarchiv N. F. 28.)

Rez.: Archiv f. hess. Gesch. ... N. F. 15 S. 526. Zs. d. Ver. f. hess. Gesch. 56, S. 547. [2916

Veit, Ludw. Andreas: Zur Säkularisierung in Nassau-Usingen. Ein Beitr. z. Gesch. d. Auflösung d. Oberrhein. Kreises. N. F. 41, S. 479. [2917

Napoleon. — Napoleon [I., Kaiser v. Frankreich]. Eine Ausw. seiner Briefe, Proklamationen, Gespräche. (Vorw. als Ein.:) Wolfgang Goetz. Deutsche Buchgemeinschaft [1926]. (444 S.) 8° [= Veröffentlichungen d. Dt. Buchgemeinschaft. 118.] [2917a

Wünscher, Oskar: Unter den Fahnen Napoleons. Eine Darst. d. Rheinbundzeit Thüringens durch zeitgenöss. Berichte. Mit 1 [eingedr.] Kt. u. 4 Bildern [Taf.]. 1.—5. Tsd. Eisenach: Ph. Kühner 1927. (48 S.) 8° = Thüringer Heimatbücher. Bdch. 9. [2918

Ungewitter, J.: Napoleon in Donauwörth. (Bayernland 38. S. 535.) [2919

Srbik, Heinrich Ritter von: Das Österreichische Kaisertum und das Ende des Heiligen Römischen Reiches. 1804 bis 1806. (1. Aufl.) Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte 1927. (IV, 73 S.) gr. 8° = Einzelschriften zur Politik u. Geschichte. Schrift 23. [2920

Weniger, Heinr.: Bamberg im Kriege 1806. (Bayernland 38, S. 494.) [2921

Ludwig, V[inzenz] O[skar], u. Claire E(ugenie) Stransky: Napoleon in Österreich. Szenen u. Karikaturen aus Klosterneuburgs Franzosenzeit. Mit vielen zeitgenöss. Ill. [Taf.], e. Kupfertiefdr. u. unbekannten Karikaturen [38 Abb. auf Taf.]. Wien: Reinhold-Verlag 1927. (VI, 151 S.) kl. 8° = Kleine historische Monographien. [Bd. 6.] Sondernr. = Reihe 3, Bd. 1. [2922

Aretz, Gertrude: Königin Luise. Mit 16 Bildtaf. in Lichtdr. Dresden: P. Aretz (1927). (301 S.) 8°. [2923

Wünscher, Oskar: Die Schlachten bei Jena und Auerstedt. Durch zeitgenöss. Berichte dargest. Mit 2 Ktn. u. 2 Bildern [Taf.]. 1.—5. Tsd. Eisenbach: Ph. Kühner 1926. (47 S.) kl. 8° = Thüringer Heimatbücher. 8. [2924

Haßbargen, H.: Johanna Schopenhauers Kriegserlebnisse in Weimar. (Zs. des westpreuß. Gesch.ver. 67. S. 113.) [2925

Wald, Max: Aus der Franzosenzeit im Kreise Jüterbog-Luckenwalde. Mit 1 [eingedr.] Bilde. Dahme (Mark): A. Hilscher in Komm. [; lt. Mitteilg.: Dahme: M. Wald] 1926. (16 S.) 8° = Fläminghefft. 5. [2926

Backschat, Frdr.: Napoleon in Potsdam. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Potsdams. N. F. 6, H. 2.) [2927

Bismarck, Fürst Otto von: Die Mission des Prinzen Wilhelm nach dem Frieden von Tilsit. (Preuß. Jahrbücher 210, S. 58, 180.) [2928

Stietzel, Walter: Magdeburger 1812/13 in Rußland verschollen. (Gesch.bll. f. Stadt u. Land Magdeburg 62, S. 72.) [2929

Glümer, Hans von: Essen zur Zeit des Großherzogtums Berg. (Beitr. z. Gesch. v. Stadt u. Stift Essen. 45, S. 158.) [2930

Heisterbergk, Helene: Tagebuch des Professors Wilh. Aug. Lampadius 1813. (Mitt. d. Freiberg. Altert.ver. H. 57.) [2931

Glaser, Maria: Die badische Politik u. d. deutsche Frage zur Zeit d. Befreiungskriege u. des Wiener Kongresses. (Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F. 41, S. 268.) [2932

Schmidt, Ferdinand: Münster u. d. Münsteraner i. Jahre 1813. (Die Heimat. Zs. d. westfäl. Heimatbundes 9, S. 109.) [2933

Spielmann, C.: Nassau im Jahre 1813. (Nassovia 1927, S. 102.) [2934

Haberkant, Hans: Die Affäre Haxthausen u. die Stellung der Fürstin Paulina zur preuß.-deutschen Erhebung. (Mitt. aus d. Lipp. Gesch. ... 13, S. 103.) [2935

Weyde, Joh.: Die Schlacht bei Kulm. (Beitr. z. Heimatkde. d. Aussig-Karbitzer Bez. 7, S. 101.) [2936

(**Loh**, D.:) Lebenserfahrungen eines friderizianischen Offiziers. Vermächtnis an s. Sohn aus d. J. 1815 nach d. Urschrift gedr. Mit e. Vorw. von Gust[av] Paul Kohlmann. Berlin: Kyffhäuser-Verlag [1927]. (22 S.) kl. 8°. [2937

Alexis, Willibald [d. i. Wilhelm Häring]: Als Kriegsfreiwilliger nach Frankreich 1815. Blätter aus meiner Erinnerg. Hrsg. von Adolf Heilborn. [Neudr.] Leipzig: Ph. Reclam jun. [1927]. (252 S.) kl. 8° = Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 5861/5863. [2938

Krause, Gottlieb: Der Bericht eines ostpreuß. Mitkämpfers über die Schlacht bei Belle-Alliance. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. von Ost- u. Westpreußen, Jg. 2, Nr. 3.) [2939

Haenchen, Karl: Gneisenaus Ende. Archiv f. Politik u. Gesch. 5. H. 9, S. 202—219. [2940

Klumberg, Wilhelm: Die Kontinentalsperre in ihrer Auswirkung auf Riga. (Riga: G. Löffler 1926.) (29 S.) 8° = Abhandlungen d. Herder-Instituts zu Riga. Bd. 2, Nr. 3. [2941

Franz, Gg.: Wasser u. Not am Rhein im Nov. 1824. (Mon.schr. d. Frankenth. Altert.-Ver., Jg. 35, 8/9.) [2942

Möckelt, Otto: Lothringen nach den Cahiers de deléances von 1789 unter bes. Berücksicht. der wirtschaftlichen und sozialen Fragen. Heidelberg: Carl Winter [Verl.] in Komm. 1927. (X, 176 S.) gr. 8° = Schriften d. Wissenschaftl. Instituts d. Elsaß-Lothringer im Reich an d. Univ. Frankfurt. [2943

Krieg, P. M.: Das alte Quartier d. päpstlichen Schweizergarde u. d. Kapelle San Martino degli Svizzeri beim Vatikan. (D. Gesch.freund 82, S. 244.) [2944

Scherer, Emil Clemens: Frankreich u. d. elsäß. Klerus im 18. Jhdt. (Archiv f. elsäß. Kirchengesch. 3, S. 255.) [2945

Schwartz, Paul: Karl Wilhelm Brumbey. Ein Kap. aus d. Berl. Kirchengesch. z. Zeit d. Religionsediktes. (Mitt. des Ver. f. d. Gesch Berlins 44, H. 1.) [2947

Walter, Karl: Noch einmal Karl Wilhelm Brumbey. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 44, Nr. 3.) [2948

Stietzel: Die kirchl. Zustände in Madeburg zu Anfang d. 19. Jhdts., vornehmlich zur Franzosenzeit. (Zs. d. Ver. f. Kirchengesch. d. Prov. Sachsen, 23, S. 86.) [2948a

---

Neue **Quellen** zur Geistesgeschichte des 18. u. 19. Jahrhunderts. II. 1. Briefe Nicolais an Gerstenberg. 2. Ungedruckte Wielandbriefe. 3. Neues aus dem Caroline-Kreis usw. (Euphorion 28, S. 337ff.) [2948b

Stern, Alfred: Der Einfluß der französischen Revolution auf das deutsche Geistesleben. (1. u. 2. Aufl.) Stuttgart: Cotta N.F. 1928 [Ausg. 1927]. (VII, 248 S.) gr. 8°. [2949

Bopp, M. J.: Pfeffel et son temps. (Rev. d'Als. 74, S. 193, 469.) [2950

Brandt, Otto: Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts. 2. verb. Aufl. Mit 14 Taf. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. (XVIII, 449 S.) gr. 8° = Politische Bücherei. [2951

Oppeln-Bronikowski, Frdr. v.: Preuß. Hofleben am Ende des 18. Jahrhunderts. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 44, H. 4.) [2952

Israël, Friedr.: Wissensch. Ausbildung u. Erziehung d. Erbprinzen Wilhelm v. Hessen in Marburg 1789—1792. (Zs. d. Ver. f. hess. Gesch. 56, S. 243.) [2953

Vömel, Alexander: Joh. Caspar Lavater. 1741/1801. Ein Lebensbild. 2., erw. Aufl. Neukirchen, Kr. Mörs: Buchhandlg. d. Erziehungsvereins 1927. (268 S.) 8°. [2954

Kosselleck, Arno: Persönlichkeitsidee u. Staatsanschauung in d. deutschen Geniezeit. (Hist. V.jahrsschr. 24, S. 33.) [2955

Kaehler, S[iegfried] A.: Wilhelm v. Humboldt und der Staat. Ein Beitr. zur Geschichte deutscher Lebensgestaltung um 1800. München: R. Oldenbourg 1927. (XIV, 579 S., 1 Titelb.) gr. 8°. [2956

---

9. 1815—1871.

Treitschke, Heinrich von: Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Neue Ausg. [In 5 Tln.] Tl. 1—5. Leipzig: S. Hirzel 1927. gr. 8°.

1. Bis zum zweiten Pariser Frieden. (IX, 795 S.) — 2. Bis zu d. Karlsbader Beschlüssen. (VIII, 640 S.) — 3. Bis zur Juli-Revolution. (VIII, 778 S.) — 4. Bis zum Tode König Friedrichs Wilhelm III. (VIII, 753 S.) — 5. Bis zur März-Revolution. Mit Personen- u. Sachreg. aller Teile von Reinhard Lüdicke. (VIII, 774, 234 S.) [2957

Heilborn, Ernst: Zwischen zwei Revolutionen. Der Geist der Schinkelzeit [1789—1848]. Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag 1927. (319 S.) 8° = Jahresreihe f. d. Volksverband d. Bücherfreunde. 8, Bd. 3. [2958

Hohlfeld, Johannes: Deutsche Reichsgeschichte in Dokumenten 1849—1926. (1. Aufl.) Mit 8 ganzseit. Bildtaf. [2 Halbbde.] Halbbd. 1. 2. Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte 1927. (XXII, 402; XII S., S. 403—892.) gr. 8°. [2959

Meinecke, Friedrich: Von Stein zu Bismarck. Histor. Aufsätze. 2. [Titel-] Aufl. Großenwörden: A. Rüsch (1927). (102 S.) kl. 8° = Deutsche Bücherei. Bd. 93. [2960

Mommsen, W.: Zur Beurteilung der deutschen Einheitsbewegung. (Histor. Zs. 138, S. 523.) [2961

Meisner, H. O.: England, Frankreich u. d. Deutsche Einigung. (Preuß. Jbb. 211, S. 67ff.) [2962

Ruggiero, Guido de: Storia del liberalismo europeo Bari: Laterza 1925.
Rez.: Archivio stor. ital. A. 85. Disp.. 3, S. 281. [2963

Bibl, Viktor: Metternich in neuer Beleuchtung. Sein geheimer Briefwechsel mit d. bayer. Staatsminister Wrede. Nach unveröffentlichten Dokumenten aus d. Archiven in Wien u. München. Wien: L. W. Seidel & Sohn 1928 [Ausg. 1927]. (IX, 439 S.) 4⁰. [2964

Kittel, E.: Metternichs politische Grundanschauungen. (Histor. Vierteljahrschr. 24, S. 443.) [2965

Winkler, Arnold: Metternich u. d. Schweiz. (Zs. f. Schweiz. Gesch. Jg. 7, S. 60ff. u. 127ff.) [2966

Schwarz, Hermann: Ernst Moritz Arndt, ein Führer zum Deutschtum. Langensalza: H. Beyer & Söhne 1927. (84 S.) 8° = Schriften zur polit. Bildg. Reihe 8. Das Erbe d. deutschen Geistes, H. 6. = Fr. Mann's Pädagog. Magazin. H. 1131. [2967

Dihle, Helene: Altdeutsche Tracht u. Turner-Jugendbewegung in Berlin nach d. Freiheitskriegen. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 44, H. 3.) [2968

Czermak: Die Farben der Burschenschaft von 1815. Ein Beitr. z. Flaggenstreit. (D. Deutsche Herold, 58, S. 24f.) [2969

Koch, Friedrich: Heinrich Arminius Riemann, der Wartburgredner vom Jahre 1817. Sein Leben u. Wirken. Mit e. Vorw. von Hermann Haupt. Frankfurt a. M.: H. L. Brönner 1927. (V. 67 S., 1 Titelb.) 8° = Burschenschaftliche Bücherei. [1.] [2970

Kaufmann, Paul: Preußische Anfänge am Rhein. Besuch d. Kronprinzen Friedrich Wilhelm im Sommer 1817. Berlin: G. Stilke 1928 [Ausg. 1927]. (31 S. mit Abb.) 8° = Schriftenreihe d. „Preußischen Jahrbücher". Nr. 21. [2971

Ullrich, Josef: Deutsch-Jaßnik im Jahre 1817. Das Kuhländchen. Bd. 9, F. 9, 10. [2972

Becker, Albert: Zu Sand's Tod. (Mannheimer Geschichtsblätter. Jg. 28, Nr. 8.) [2973

Brandt, Otto: Zur Vorgeschichte der schleswig-holsteinischen Erhebung. (1. Aufl.) Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte 1927. (61 S.) gr. 8° = Einzelschriften zur Politik u. Geschichte. Schrift 16. [2974

Durst, Georg: Hessen-Darmstadt und die schleswig-holsteinische Frage 1840—1850. Darmstadt: [Buchh. d.] Hess. Staatsverlags 1926. (VIII, 107 S.) gr. 8° = Quellen u. Forschungen zur hessischen Geschichte. 7. [2975

Gehrcke, Carl: Theodor Mommsen als schleswig-holsteinischer Publizist. Mit e. Bildn. [Taf.] Breslau: Ferd. Hirt 1927. (203 S.) gr. 8⁰ = Schriften d. Baltischen Kommission zu Kiel. Bd. 8 = Veröffentlichungen d. Schleswig-Holstein. Universitätsgesellschaft. Nr. 11. [2976

Dawatz, W[ladimir]: Fünf Sturmjahre mit General Wrangel. Übertr. von Georg Herzog von Leuchtenberg. (1. Aufl.) Berlin: Verlag für Kulturpolitik 1927. (VIII, 249 S. mit Abb., 1 Titelb.) gr. 8°. [2977

Noll, L.: Generalfeldmarschall Graf Wrangel. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins, 44, H. 4.) [2978

Bülck, Rudolf: „Up ewig ungedeelt!" Zur Entstehungsgesch. e. polit. Schlagworts. (Archiv f. Politik u. Gesch. 5. H. 10, S. 320 bis 325.) [2979

Hagenah, Hermann: 1863. Die nationale Bewegung in Schleswig-Holstein. (Zs. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch. 56, S. 271.) [2980

Srbik, Heinr. Ritter von: Zur Geschichte der Märztage 1848. (Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Wien, 7, S. 54.) [2981

Weckend, Jul.: Eine Stimme aus d. Jahre 1848. (Beitr. z. Heimatkde. d. Aussiger-Karbitzer Bez., 7, S. 147.) [2982

Molisch, Paul: Die Wiener akadem. Legion im Jahre 1848. (Mon.bl. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Wien, 9, (44), S. 25.) [2983

Neitzke, Paul: Die deutschen politischen Flüchtlinge in der Schweiz 1848—49. Charlottenburg, Schillerstr. 44: Gebr. Hoffmann 1927. (VIII, 86 S.) gr. 8°. [2984

Weber, Karl: Die schweizerische Presse im Jahre 1848. Basel: Frobenius [A. G. in Komm.] 1927. (236 S.) gr. 8⁰. [2985

Der **Flaggenstreit** des Jahres 1848 in Rheydt. (Niederrhein. Heimatfreund, Jg. 2, Nr. 5.) [2986

Busch-Elberfeld, Leo: Die Wuppertaler Bevölkerung im ersten Wahlkampfe während des Jahres 1848. Berg. Geschichtsblätter. Jg. 4, Nr. 2. [2987

Müller, Adolf: Von Revolution u. Reform im alten Darmstadt. (Volk u. Scholle, 5, S. 134.) [2988

Schocke, Ernst: Die deutsche Einheits- und Freiheitsbewegung in Sachsen-Meiningen 1848—1850. Ein Beitr. zur Geschichte d. ersten deutschen Revolution. Hildburghausen: F. W. Gadow & Sohn 1927. (XV, 88 S.) 4⁰ = Schriften d. Vereins f. S.-Meiningische Geschichte u. Landeskunde. H. 86. [2989

Huhn, Ernst: Das Großherzogtum Sachsen in d. Bewegung d. Jahre 1848—49. Tl. 1. (Zs. d. Ver. f. thüring. Gesch. ... 35, S. 221.) [2990

Weddige, Ludwig: Der große Tag in Dülmen 1848. (Heimatbll. hrsg. v. Heimatver. Dülmen, Jg. 3, S. 112.) [2991

Dehio, Ludwig: Benedict Waldeck († 1802). (Histor. Zs. 136, S. 25.) [2992

Hilgard, Th. d. Ält.: Ein toller Plan (Verein zur Vertilgung der deutschen Fürsten). (Pfälz. Museum 44, S. 173.) [2993

Scholz, Theodor: Revolutionäre ... Der Aufstand des Jahres 1849 u. s. Folgen im Markgräflerland. Mit 1 [eingedr.] Übersichtskt. u. 8 Einschaltbild. [Taf.]. Müllheim i. B.: Markgräfler Druckerei u. Verlagsgesellschaft 1926. (365 S.) kl. 8°. [2994

Lippert, Woldemar: Richard Wagners Verbannung und Rückkehr 1849—1862. Mit unveröffentl. Briefen u. Aktenstücken, 5 Faks. u. 16 Taf. in Lichtdr. Dresden: P. Aretz (1927). (263 S.) gr. 8⁰. [2995

Hofmann, J(osef): Geschichte der deutschen inneren Politik seit 1848. Münster i. W.: Verl. Nordwestdeutschen Versandbuchh. (; jetz lt. Mitteilg.: Michaelispl. 1—2: Münsterische Morgenpost) 1926). (31 S.) 8° = Hefte f. staatsbürgel. Bildung. H. 2. [2996

Hugelmann, Karl: Der Übergang von den ständischen Landesverfassungen in den österreich. Ländern zu den Landesordnungen der konstitutionellen Zeit (1848—1861). (Mon.bl. d. Ver. f. Landeskunde ... d. Niederösterr. 12, 26, 118.) [2997

Maranini, Gius.: Le origini dello Statuto Albertino [1848]. Firenze: Vellecchi 1926 (p. 253).

Rez.: Archivio stor. ital. A. 85, S. 95.) [2998

Zimmermann, Franz: Das Ministerium Thun für die Evangelischen im Gesamtstaate Oesterreich 1849 bis 1860. Wien: Buchh. d. christl. Vereins j. Männer 1926. (272 S.) gr. 8°. [2999

Zimmermann, Franz: Georg Loesche über das Ministerium Thun 1849 bis 1860. Steyr: Sandbök'sche Buchh. 1927. (21 S.) 8°. [3000

Corti, E. C. comte: Maximilian et Charlotte du Mexique. Paris Plon 1927.

Rez.: Revue des questions hist. T. 55, S. 488. [3001

Spindler, Max: Joseph Anton Sambuga und die Jugendentwicklung König Ludwigs I. Aichach: Lothar Schütte 1927. (113 S., 2 Taf.) gr. 8°.

Rez.: Mannheimer Geschichtsbll. 28, 9, 199. [3002

Baier, Hermann: Die politische u. wirtschaftl. Lage im Amtsbezirk Donaueschingen im Jahre 1852. (Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N. F. 41, S. 87.) [3003

Grünbeck, M.: Der Kampf gegen den „Rheinischen Merkur" in Württemberg. (Gelbe Hefte 3, I, S. 187.) [3004

Laubert, Manfred: Ein Versuch zur Überführung württemberg. Auswanderer nach d. Provinz Posen 1839. (Württemb. Vierteljahrschr. N. F. 33, S. 271.) [3005

Krefeld vor 60 Jahren. Aus W. Rühls Wanderbuch von 1869. (Niederlaus. Heimatfreund, Jg. 2, Nr. 1.) [3006

Warschauer, Martin: Johann Hermann Detmold in der Opposition [1838 bis 1848]. Ein Beitr. zur Gesch. d. Hannoverschen Verfassungskampfes u. d. polit. Denkens in Deutschland. Mit 1 Bildn. u. 1 faks. Briefe. Hildesheim: A. Lax 1926. (XI. 151 S.) gr. 8° = Quellen u. Darstellgn. zur Gesch. Niedersachsens. Bd. 34. [3007

Engel, (R.) Wilhelm: Wirtschaftliche und soziale Kämpfe in Thüringen [insonderheit im Herzogtum Meiningen] vor dem Jahre 1848. Jena: G. Fischer 1927. (XV. 223 S.) 8° = Zeitschrift d. Vereins f. thüringische Geschichte u. Altertumskunde. N. F.. Beih. 11. [3008

Klocke, Helmut: Die Sächs. Politik u. d. Norddeutsche Bund. (Neues Archiv f. Sächs. Gesch. 48, H. 1, S. 97.) [3009

Humboldt, Alexander von. — Alexander von Humboldt und das preußische Königshaus. Briefe aus d. J. 1835—1857. Hrsg. u. erl. von Conrad Müller. Mit 11 Bildtaf. u. 1 Faks. [Taf.]. Leipzig: K. F. Koehler 1928 [Ausg. 1927]. (XVI, 346 S.) 8°. [3010

Stolberg-Wernigerode, Otto Graf zu: Anton Graf zu Stolberg-Wernigerode, ein Freund u. Ratgeber König Friedrich Wilhelms IV. München: R. Oldenbourg 1926. (X, 140 S.) 8° = Historische Zeitschrift. Beih. 8. [3011

Andreas, Willy: Die russische Diplomatie und die Politik Friedrich Wilhelms IV. von Preußen. Berlin: Verlag d. Akademie d. Wissenschaften; W. de Gruyter & Co. in Kom. 1927. (64 S.) 4°.

Aus: Abhandlungen d. Preuss. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 1926, 6. [3012

König, Hermann: Die Rheinische Zeitung von 1842—43 in ihrer Einstellung zur Kulturpolitik d. Preußischen Staates. Münster i. W.: Univ.-Buchh. F. Coppenrath 1927. (XII, 164 S.) gr. 8° = Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung. Der neuen Folge H. 39. [3013

Meyer, Arnold Oskar: Bismarcks Kampf mit Österreich am Bundestag zu Frankfurt. [1851—1859.] Mit 9 [1 farb.] Bildtaf. Berlin: K. F. Koehler 1927. (XII. 599 S.) gr. 8°. [3014

Müller, Reinhold: Die Partei Bethmann-Hollweg und die orientalische Krise 1853—1856. Halle [Saale]: Mitteldeutsche Verlags-A.-G., Abt.: Buchverl. [Komm.: Franz Wagner, Leipzig] 1926. (VIII, 110 S.) gr. 8° = Hallische Forschungen zur neueren Geschichte. 5. [3015

Oncken, Hermann: Großherzog Friedrich I. von Baden und die deutsche Politik von 1854—1871. Briefwechsel, Denkschriften. Tagebücher. Hrsg. von d. Bad. histor. Kommission. [2 Bde.] Bd. 1. 2. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1927. (XI, 533; V, 424 S., 1 Titelbildn.) gr. 8°.

Bildet zugleich: Deutsche Geschichtsquellen d. 19. Jh.. Bd. 22. 23. [3016

Pometta, E.: Il Canton Ticino e l'Austria negli anni 1854—55. Lugano 1927. 16°. (XXXXIV, 150.)

Rez.: Arch. stor. della Svizz. Ital. Vol. 2, S. 218. [3017

Donteville, J.: L'affaire du Luxembourg en 1866—1867. (Rev. des études hist. 93, S. 23.) [3018

Daniels, Emil: Die Treffen von Trautenau u. Nachod. (Preuß. Jahrbücher 209, S. 208.) [3018

Albrecht †, M.: Optionen und Optanten in Nordschleswig im Rahmen des Wiener Friedens vom 30. Oktober 1864. Ein Beitr. zur Gesch. Schleswig-Holsteins. ([Ein.:] Otto Scheel.) Kiel: W. G. Mühlau 1927. (100 S.) gr. 8°. [3019

Roloff, Gustav: Brünn u. Nikolsburg: Nicht Bismarck sondern der König isoliert. (Hist. Zs. 136, S. 457.) [3020

Cornelius, Friedrich: Der Friede von Nikolsburg und die öffentliche Meinung in Österreich. Eine Studie zur Völkerpsychologie. München: E. Reinhardt 1927. (82 S.) 8°.
Rez.: Vergangenh. u. Gegenw. 17, S. 510. [3021

Wendel, Hermann: Bismarck u. Serbien im Jahre 1866. Berlin: O. Stollberg, Verl. f. Politik u. Wirtsch., 1927. (134 S.)
Rez.: Mitt. aus d. Hist. Lit. N. F. 16, S. 181f. [3021a

Ritthaler, Anton: Napoleon III. u. d. Rhein. (Vergangenheit u. Gegenw. 17, S. 207.) [3022

Pürschel, Erich: Französischer Kriegswille u. Emser Depesche. (Deutschlands Erneuerung 11, S. 297.) [3023

Jacob, Bruno: Krieg und Kaiserkrone. Ein Beitr. zur Entstehungsgeschichte d. Deutschen Reiches aus d. J. 1870/71. (2. Aufl.) Wiesbaden: Verlag „Friede durch Recht" 1926. (58 S.) kl. 8° = Dokumente deutschen Denkens und preußischer Prinzipien. H. 6. [3024

Mittler, Otto: Die Schuld am Kriege von 1870/71. (Schweizer Monatshefte f. Politik. Jg. 7, S. 349.) [3025

Schoumacker, L.: Fragment du journal du pasteur de Hangwiller en 1870. (Rev. d'Als. 74, S. 163.) [3026

(Maurice, H.:) Tagebuch eines Franzosen über die Belagerung von Straßburg [August-September 1870] (Siège de Strasbourg). Aus d. Ms. übers. von Fritz Bronner. (Frankfurt a. M.:) Wissenschaftl. Institut d. Elsaß-Lothringer im Reich an d. Univ. Frankfurt. Heidelberg: Carl Winter [Verl.] in Komm. 1926. (110 S.) kl. 8° = Elsaß-Lothringische Hausbücherei. Bd. 13 = Veröffentlichungen d. Wissenschaftl. Inst. d. Elsaß-Lothringer im Reich an d. Universität Frankfurt. [3027

Buddecke, Albert: Der Feldzug von Le Mans. Die Operationen auf d. südwestl. Kriegsschauplatz im Winter 1870/71. Ausführl. Darst. nach d. Kriegsakten u. a. Quellen. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1928 [Ausg. 1927]. (VI, 386 S., 3 Kt.) [3027a

Rousset, L'armistice de 1871. Paris: Hachette 1927.
Rez.: Revue des questions histor. T. 55, S. 490. [3028

Vom Stein, (Heinrich Friedrich Karl) Frh.: Lebenserinnerungen und Denkschriften des Freiherrn vom Stein. Mit e. Nachw. von Mario Krammer. Berlin: Weltgeist-Bücher [1927]. (164 S.) kl. 8° = Weltgeist-Bücher. Nr. 228/229.
Rez.: Vergangenh. u. Gegenw. 17, S. 506. [3028a

Stein (Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom Stein): Briefe und Schriften. Ausgew., eing. u. erl. von Karl Pagel. Leipzig: Bibliograph. Institut (1927). (42, 393 S., mehr. Taf.) 8° = Memoiren u. Briefe. [3028b

Botzenhart, Erich: Die Staats- und Reformideen des Freiherrn vom Stein Ihre geistigen Grundlagen u. ihre prakt. Vorbilder. Tl. 1. Tübingen: Osiandersche Buchh. 1927. gr. 8°.
Rez.: Nass. Heimatbll. 28, S. 99. [3029

Ritter, Gerhard: Die Staatsanschauung des Freiherrn vom Stein. Archiv f. Politik u. Gesch. 5, H. 7, S. 1—23. [3030

Schuster, M.: Der Kampf des Reichsfreiherrn vom Stein um den konstitutionellen u. nationalen Gedanken. (Gelbe Hefte. 3, II, S. 840.) [3031

Bach, Adolf: Das Elternhaus des Freiherrn vom Stein. Mit 14 Abb. Bonn: F. Klopp 1927. (102 S., mehr. Taf.) gr. 8° = Rheinische Neujahrsblätter. H. 6. [3032

Rost, Hans: Die vierhundertjährige Zerstörung des großdeutschen Gedankens. (Vorw.: Aem[ilian] Schoepfer. Innsbruck: Verlagsanstalt Tyrolia (1927). (VII, 124 S.) 8° = „Neues Reich" = Bücherei. Nr. 3. [3033

Lütgert, Wilhelm: Der christliche Sozialismus im 19. Jahrhundert. Festrede. Halle [Saale]: M. Niemeyer 1927. (27 S.) 8° = Hallische Universitätsreden. 31. [3034

Vossler, Otto: Mazzinis politisches Denken und Wollen in den geistigen Strömungen seiner Zeit. München: R. Oldenbourg 1927. (VII, 87 S.) 8° = Historische Zeitschrift. Beih. 11.
Rez.: Vergangenh. u. Gegenw. 17, S. 508. Mitt. aus d. Hist. Lit. N. F. 16, S. 216. [3035

Cardauns, Hermann: Ernst Lieber. Der Werdegang eines Politikers bis zu seinem Eintritt in das Parlament [1838 bis 1871]. Aus d. handschriftl. Nachlaß bearb. Mit 6 Bildern [Taf.]. (1. u. 2. Tsd.) Wiesbaden: H. Rauch 1927. (200 S.) gr. 8°.
Rez.: Vergangenh. u. Gegenw. 17, S. 511. [3036

Mihm, Karl: Alex Friedrich Ludwig Weidig. Ein Beitrag zur Gesch. des vormärzlichen Liberalismus. (Archiv f. hess. Gesch. N. F. 15, S. 348.) [3037

Wegele, Dora: Theodor Althaus und Malwida von Meysenbug. 2 Gestalten d. Vormärz. Mit 12 Abb. [Taf.] Marburg: N. G. Elwertsche Verlh. 1927. (XII, 276 S.) 8°.
Rez.: Zs. d. Ver. f. hess. Gesch. 56, S. 521. Zs. d. Ver. f. Hamb. Gesch. 28, S. 244. [3038

Gröber, Konrad: Heinrich Ignaz Freiherr v. Wessenberg. (Freiburg. Diöcesanarchiv. N. F. 28, S. 362.) [3039

Laubert, Manfred: Beiträge zum Posener Mischehenkonflikt. (Hist. Vierteljahrsschr. 24, S. 64.) [3040

Bierbaum, Max: Dompräbendar Helfferich von Speyer und der Münchener Nuntius Serra-Cassano. Ein Beitrag zur röm.-bayer. Kirchenpolitik u. zum Vollzug d. bayer. Konkordats im J. 1818. Paderborn: F. Schöningh 1926.

(X, 173 S.) gr. 8° = Görres-Gesellschaft zur Pflege d. Wissenschaft im kath. Deutschland. Veröffentlichungen d. Sektion f. Rechts- u. Sozialwissenschaft. H. 45. [3041

Göller, Emil: Die Vorgeschichte der Bulle, Provida solersque! (Freibg. Diöcesanarchiv. N. F. 28, S. 143.) [3042

Baumgardt, David: Ein unbekanntes Dokument zur Kirchenpolitik der deutschen Romantik. (Histor. Zs. 136, S. 514.) [3043

Bastgen, Hubert: Die Note d. Curie an Bunsen v. 15. März 1836. (Röm. Quartalschr. S. 413.) [3044

Schrörs, Heinrich: Die Kölner Wirren [1837]. Studien zu ihrer Geschichte. Berlin: F. Dümmlers Verlh. 1927. (XX, 634 S.) gr. 8°. [3045

Giese, Joseph: Die Kölner Wirren. (Zum 20. Nov. 1837/1927.) (Allg. Rundschau. 24, S. 721.) [3046

Kaufmann, Paul: Zur Geschichte der Kölner Wirren (1837). (Rhein. Beobachter. Jg. 7, 1928, Nr. 3.) [3047

Barnikol, Ernst: Das entdeckte Christentum im Vormärz. Bruno Bauers Kampf gegen Religion u. Christentum u. Erstausg. s. Kampfschrift. Jena: E. Diederichs 1927. (VIII, 178 S.) gr. 8°. [3048

Grisar, J.: Das preußische Unionsprojekt u. d. Katholiken Preußens (1849—1850). (Stimmen d. Zeit. 113, S. 380.) [3049

Romeis, Kapristan: Prinzessin Anna von Preußen, Landgräfin von Hessen. Ihr Weg zur kathol. Kirche. Mit 3 Bildern [Taf.]. 2. u. 3., verm. Aufl. 4.–7. Tsd. Freiburg: Herder 1926. (IX, 154 S.) 8° [3050

Köth, Karl von: Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler. Ein Lebensbild. Mit 3 Abb. [auf Taf.]. (Geleitsw.: Graf Droste zu Vischering.) 2. Aufl. M. Gladbach: Volksvereins-Verlag 1927. (242 S.) 8° = Führer des Volkes. H. 35. [3051

Mundwiller, Johannes: Bischof v. Ketteler (1811—1877) als Vorkämpfer der christlichen Sozialreform. Seine soziale Arbeit u. s. soziales Programm. Zum 50. Todestag. 2. verb. Auflage. München: [Buchh.] Leohaus 1927. (173. S., mehr. Taf.) kl. 8° [3052

Neufeind, Maria Magdalena: Bischof Ketteler und die soziale Frage seiner Zeit. M.-Gladbach: Selbstverlag [; lt. Mitteilg.: Volksvereins-Verlag] 1927. (70 S.) gr. 8°. [3053

Pfeiffer, Hans: Ketteler, der soziale Bischof. (Allg. Rundschau. 24, S. 417.) [3054

Westphal, O.: Deutscher Liberalismus im Zeitalter Bismarcks. (Hist. Zs. 138, S. 58.) [3055

Bachem, Karl: Vorgeschichte, Geschichte und Politik der deutschen Zentrumspartei. Zugleich e. Beitr. zur Geschichte d. kath. Bewegung, sowie zu allgem. Geschichte d. neueren u. neuesten Deutschland 1815—1914. Bd. 2. 3. Köln: J. P. Bachem 1927. 4°.
2. (XIII, 439 S.) — 3. (XIII, 451 S.)
Rez.: Bd. 1. Hist. Jb. 47, S. 597. [3056

Lipinski, Richard: Die Sozialdemokratie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Eine gedrängte Darst. f. Funktionäre u. Lernende. Bd. 1. Berlin: J. H. W. Dietz Nachf. 1927. 8°.
1. Die Jugendzeit d. sozialist. Bewegung in Deutschland bis zur Gründg. d. Sozialist. Arbeiterpartei Deutschlands 1875 in Gotha. (260 S.) [3057

Kampffmeyer, Paul: Die Sozialdemokratie in der deutschen Geschichte bis zur Reichsgründung. G. Birk & Co. 1926. (87 S.) 8°. [3058

Schuchardt, Ottomar: Die deutsche Sozialdemokratie ein Erzeugnis der kleindeutschen Entwicklung. (Allg. Rundschau. 24, S. 371. 388.) [3059

Höck, Otto: Die Sturmflut vom 3./4. Febr. 1825 im hamburg. Staatsgebiet. (Zs. d. Ver. f. Hamb. Gesch. Bd. 28, S. 155.) [3060

Paquet, Alfons: Die alte Sparcasse. Ein Hundertjahrbild d. Hamburger Sparcasse von 1827. (Hamburg 1927: G. Petermann.) (141 S. mit Abb., davon 1 farb.) 4°. [3061

Kaven, Oskar: Die Hamburger Sparcasse von 1827 in den Jahren 1892 bis 1925. Hamburg [Spaldingstr. 64]: Johann Trautmann 1927. (139 S. mit farb. Fig.) 4°. [3062

Rasch, Wilh.: Die ersten Jahre brem. Eisenbahnpolitik. (1825—1840.) Diss. Göttingen. Bremen 1926. (98 S.)
Rez.: Brem. Jb. 31, S. 431. [3063

Wiedemann, Franz: Am Schweidnitzer Tor zu Breslau vor hundert Jahren. (Schles. Mon.hefte. 4, S. 507.) [3064

Peitler, Hans, u. Hans Ley: Kaspar Hauser. Über tausend bibliographische Nachweise. Mit 20 Bildbeil. [Taf., darunter 1 farb.]. Ansbach: C. Brügel & Sohn 1927. (VIII, 163 S.) 8°.
Rez.: Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg. 27, S. 453. [3065

Pies, Hermann: Fälschungen und Tendenzberichte einer „offiziellen" Hauserliteratur. Aktenmäß. Feststellgn. Nürnberg: J. L. Schrag [1927]. (96 S.) 8°. [3066

Feuerbach, Anselm Ritter von: Kaspar Hauser. Beispiel e. Verbrechens am Seelenleben d. Menschen. Mit e. biograph. Würdigg. Feuerbachs von Leo Frh. von Egloffstein. 2. [Titel-]Aufl. Großwörden: A. Rüsch Verl. [1927]. (95 S.) kl. 8° = Deutsche Bücherei. Bd. 81. [3067

Bartning [, Adolf]: Neues über Kaspar Hauser. Vortr. Ansbach: C. Brügel & Sohn; [hs. u. aufgest.:] Hamburg: W. Mauke Söhne in Komm. 1927. (68 S. mit 1 eingedr. Stammtaf.) gr. 8°. [3068

Bismarck, Heinrich Friedrich Wilhelm Achaz von: Die merkwürdigsten Begebenheiten und Abenteuer aus dem sehr bewegten Leben des Heinrich Friedrich Wilhelm Achaz von Bismarck. Von ihm selber verf. u. treu gezeichnet. (1856.) Hrsg. von Mario Krammer. Berlin: Weltgeist-Bücher [1926]. (196 S.) kl. 8° = Weltgeist-Bücher. Nr. 43/45. [3069

Bergmann, Ernst: Der Geist des 19. Jahrhunderts. 2., verb. Aufl. (Mit 16 Abb.) Breslau: Ferd. Hirt 1927. (124 S.) 8° = Jedermanns Bücherei. Abt.: Philosophie. [3070

Joachim, J.: Le philhellénisme à Mulhouse. (Rev. d'Als. 74, S. 508.) [3071

Graef, Gottlieb: Georg Hepp, ein Mannheimer aus der Konvents-, Empire- u. Burschenzeit. Mannheimer Gesch.bll. Jg. 28, Nr. 5. [3072

Kinkel, Jakob: Erinnerungen eines Alt-Mannheimers aus den 1860er u. 1870er Jahren. Mannheimer Geschbll. Jg. 28, Nr. 1ff. [3073

Olfers, Marie von: Briefe und Tagebücher 1826—1869. Hrsg. von Margarete von Olfers. Mit 4 Lichtdr. Taf. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1928 [Ausg. 1927]. (XII, 351 S.) gr. 8°. [3074

Rassow, Charlotte Dorothea: Eine vorpommersche Gutspächterfrau. Briefe an Ernst Moritz Arndt von seiner Schwester Gottsgab (d. i. Charlotte Dorothea Rassow). Hrsg. von Erich Gülzow. Mit e. [Titel]bildn. Stralsund: Königliche Regierungs-Buchdruckerei 1927. (IV, 78 S.) gr. 8° = Das Arndt-Museum. 3. [3075

(**Bodenhausen,** Marie von, [u.] Auguste Zimmermann:) Zwei Wiener Mädchen-Tagebücher aus den Jahren 1848/49. Veröff. von Benno Imendörffer. Wien: Österr. Bundesverlag f. Unterricht, Wissenschaft u. Kunst 1927. (199 S., 2 Taf.) 8° = Deutsche Hausbücherei. Bd. 198. [3076

Sieveking, H.: Zur Geschichte der geist. Bewegung in Hamburg nach den Freiheitskriegen. (Zs. d. Ver. f. Hamburg. Gesch. 28, 129.) [3077

Müller, Carl Friedrich: Aus Großvaters Tagen. Kleinbürgerl. Rügenwalder Zustände. Rügenwalde: A. Mewes [1926]. (31 S.) 8°. [3078

Trotha, Paul v.: Lebensbild des Karl v. Trotha, geboren zu Bittkau in d. Altmark am 18. Okt. 1834, starb d. Heldentod in Le Bourget vor Paris am 30. Okt. 1870. Görlitz: C. A. Starke 1927. (160 S. mit 1 eingekl. Faks., 11 Taf.) 4°. [3079

Witte, Hermann: Briefe v. Karl Witte über seine Reise nach Hamburg i. Jahre 1838. Hamburg. Gesch.- u. Heimatsbll. Jg. 2, S. 152, 168. [3081

Görres, Joseph: Geistesgeschichtliche und literarische Schriften. 1. Köln: Gilde-Verlag 1926. gr. 8° = Görres: Ges. Schriften. Bd. 3. 1. [1803—1808.] Hrsg. von Günther Müller. (XXIV, 524 S. mit Abb., davon 1 eingekl., mehr. Taf., 24 S. Faks.) [3082

Görres, Joseph: Joseph Görres. Eine Ausw. aus s. Werken u. Briefen mit e. Einl., zahlr. Bildern [Taf.] u. Beil. [Faks.] hrsg. von Wilhelm Schellberg. Köln: Gilde-Verlag 1927. (XXXII, 605 S.) gr. 8°. [3083

Joseph von **Görres** in Vergangenheit und Gegenwart. Beiträge zum Görres-Jubiläum. Von Mitarbeit. d. Gelben Hefte: H(einrich) Klinkenberg, A(ton) Doeberl, K(arl) d'Ester [u. a.]. Hrsg. von M(ax) Buchner. München: R. Oldenbourg in Komm. [1927]. (112 S.) 8° [Umschlagt.] [3084

Borinski, Friedrich: Joseph Görres und die deutsche Parteibildung. Leipzig: Th. Weicher 1927. (VIII, 86 S.) 4° = Leipziger rechtswissenschaftl. Studien. H. 30. [3085

Braubach, Max: Görres. Düsseldorf: L. Schwann [1926]. (15 S. mit 1 Abb.) 8° [Umschlagt.] = Pempelfort. H. 22. [3086

Doeberl, A.: Der alte Görres als Ahnherr der Katholischen Bewegung in Bayern u. Deutschland. (Gelbe Hefte. 3, I, S. 163.) [3087

Pfleger, L.: Görres u. d. elsäß. Kirchengesch. (Arch. f. elsäß. Kirchengesch. 3, S. 388.) [3088

Stein, R.: Die Ernte des Görresjahres. (Gelbe Hefte. 3, I, S. 241.) [3089

Zur Linden, Friedrich Otto: Görres und der Protestantismus nach den Quellen dargest. Berlin: Verlag d. Evangel. Bundes 1927. (58 S.) 8° = Protestant. Studien. H. 7. [3090

Großdeutsche Männer. XIX. Rudolf Probst. XX. Ernst Lieber. XXI. Johann Nepomuk von Ringseis, 1785 bis 1880. XXII. Franz von Florencourt u. d. großdeutsche Mecklenburg. XXIII. Albert Eberhard Schäffle. (Allg. Rundschau. 24.) [3091

Eickhoff, Richard: Politische Profile. Erinnergn. aus 4 Jahrzehnten an Eugen Richter, Carl Schurz u. Virchow ... u. a. Mit 7 Abb. [Taf.]. Dresden: C. Reissner 1927. (223 S.) 8°. [3092

Lassalle, Ferdinand: Ferdinand Lassalles Tagebuch. Hrsg. u. mit e. Nachw. vers. von Friedrich Hertneck. Berlin [1927]. (141 S.) kl. 8° = Weltgeist-Bücher. Nr. 152/153. [3093

Lasker, Eduard: Fünfzehn Jahre parlamentarische Geschichte [1866—1880]. Hrsg. m. e. Nachw. von Friedrich Hertneck. Berlin: [1926]. (150 S.) kl. 8° = Weltgeist-Bücher. Nr. 115/116.
Rez.: Vergangenh. u. Gegenw. 17, S. 512.

Marx, Karl: Werke u. Schriften bis Anfang 1844 nebst Briefen und Dokumenten. Frankfurt a. M.: Marx-Engels-Archiv 1927. (LXXXIV, 628 S., 8 Taf.) gr. 8° = Marx, Engels: Historisch-kritische Gesamtausgabe. Abt. 1, Bd. 1, Hlbd. 1. [3095

Schloezer, Kurt von: Amerikanische Briefe. Stuttg., Bln., Lpz.: Deutsche Verl.-Anst. 1927. (XVIII, 179 S.)
Rez.: Vergangenh. u. Gegenw. 17, S. 511. [3095a

Rapp, Ad.: Uhland i. polit. Leben. (Württ. Vierteljahrshefte. N. F. 33, S. 44.) [3096

Pfeffer, Anton: Ludwig Uhlands großdeutsches Programm. (Allg. Rundschau. 24, S. 520.) [3097

Cremer, Emmy: Ernst Moritz Arndt als Geschichtsschreiber. Potsdam: Stiftungsverlag 1927. (95 S.) 8°. [3098

Kalber, Ernst: Zum Gedächtnis v. Paul Clauswitz. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins. 44, H. 4, S. 137.) [3099

Erman, Wilhelm: Paul Erman. Ein Berliner Gelehrtenleben 1764—1851. Mit 7 Bildertaf. Berlin: Verein f. d. Geschichte Berlins. Vertrieb im Buchhandel: E. S. Mittler & Sohn 1927. (XVI, 264 S.) gr. 8° = Schriften d. Vereins f. d. Geschichte Berlins. H. 53. [3100

Keibel, L.: Einige Jugendarbeiten aus dem Nachlaß Leopold v. Rankes. (Hist. Zs. 237, S. 214.) [3101

Stoll, Adolf: Der junge Savigny. Kinderjahre, Marburger u. Landshuter Zeit Friedrich Karl von Savignys. Zugleich e. Beitr. zur Geschichte d. Romantik. Mit 217 Briefen aus d. Jahren 1792—1810 u. 34 Abb. [auf Taf.]. Berlin: Carl Heymann 1927. (XV, 434 S.) gr. 8°. [3102

Sickel, Theodor. — Theodor Sickel. Denkwürdigkeiten aus d. Werdezeit e.

deutschen Geschichtsforschers. Bearb. v. Wilhelm Erben. München: R. Oldenbourg 1926. (VIII, 323 S., 1 Titelb.) gr. 8°. [3103

Redlich, Oswald: Theodor Sickel, Werdezeit u. Persönlichkeit. (Mitt. d. österr. Inst. f. Gesch.forschg. 42, S. 154.)
Rez.: Vergangenh. u. Gegenw. 17, S. 528. [3104

Doblinger, Max: Theodor von Sickel u. Josef von Zahn. (Zs. d. Hist. Ver. f. Steiermark. 23, S. 193.) [3105

Kaser, Kurt: Festrede zur Jahrhundertfeier der Karl-Franzens-Universität in Graz am 15. Mai 1927 geh. Graz: Leuschner & Lubensky 1927. (13 S.) gr. 8°. [3106

Laubert, Manfred: Der Kampf um die geistliche Leitung des Schullehrerseminars zu Paradies 1844. (Grenzmärk. Heimatbll. Jg. 3, S. 74ff.) [3107

Heldrich, Arthur. Die Auflösung des evang. Schullehrerseminars zu Breslau am 29. Jan. 1846. Eine Episode aus den Vormärz. (Zs. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens 61 S. 190.) [3108

Deutsch-österreichische **Literaturgeschichte.** Ein Handb. zur Geschichte d. deutschen Dichtg. in Österreich-Ungarn. Nach d. Tode von Johann Willibald Nagl u. Jakob Zeidler hrsg. von Eduard Castle. Bd. 3 [Schluß] 1848—1918, Abt. 2. 3. (S. 161—480). Wien: Buchdr. u. Verlh. C. Fromme 1927. gr. 8°. [3109

Kosch, Wilhelm: Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813—1918. Lfg. 18. München: Verlag Parcus & Co. 1927. 4°.
18. Heimat u. Fremde. (S. 679—718.) [3110

Levin-Derwein, Herbert: Die Geschwister Brentano in Dokumenten ihres Lebens. Hrsg. u. mit ein. Nachw. vers. (1.—4. Aufl.) Berlin: S. Fischer, Verl. (1927). (182 S.) kl. 8° — Merkwürdige Geschichten u. Menschen. [3111

Briefe an Cotta. (2.) Stuttgart: Cotta Nf. 1927. gr. 8°.
(2.) Das Zeitalter der Restauration. 1815—1832. Hrsg. von Herbert Schiller. (XIV, 580 S., 1 Titelb., 1 Faks.) [3112

Herder: Briefwechsel mit Caroline Flachsland. Nach d. Hss. d. Goethe- u. Schiller-Archivs hrsg. von Hans Schauer. Bd. 1. Weimar: Goethe-Gesellschaft 1926. 8° = Schriften d. Goethe-Gesellschaft. Bd. 39.
1. Aug. 1770 bis Dez. 1771. (XVI, 484 S.) [3113

Kerner, Justinus: Briefwechsel zwischen Justinus Kerner und Ottilie Wildermuth 1853—1862. Hrsg. von Adelheid Wildermuth. Heilbronn: E. Salzer 1927. (262 S., mehr., darunter 1 farb. Taf., 1 eingedr. Faks.) 8°. [3114

10. 1871—1919.

Die große **Politik** der Europäischen Kabinette 1871—1914. Sammlung d. diplomat. Akten des Ausw. Amtes. Im Auftr. d. Auswärt. Amtes hrsg. v. Johannes Lepsius †, Albrecht Mendelssohn-Bartholdy, Friedrich Thimme. 1. Aufl. [Reihe 5, Abt. 3. „Europa vor d. Katastrophe" =] Bd. 34, Hälfte 1. 2. 35. 36, Hälfte 1. 2. 37, Hälfte 1. 2; 38. 39. 40. Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte 1926. gr. 8°.
34, Hälfte 1. 2. Die Londoner Botschafterreunion u. d. 2. Balkankrieg 1912—1913. Hälfte 1. 2. (V, 451 S.; VII S., S. 453—887.) — 35. Der 3. Balkankrieg 1913. (VII, 383 S.) — 36, Hälfte 1. 2. Die Liquidierg. d. Balkankriege 1913—1914. Hälfte 1. 2. (VII, 422 S.; VII S., S. 423—847.) — 37, Hälfte 1. 2. Entspannungen unter d. Mächten 1912—1913. Hälfte 1. 2. (VII, 470 S.; VII S., S. 471—900.) — 38. Neue Gefahrenzone im Orient. 1913 bis 1914. (VII, 361 S.) — 39. Das Nahen des Weltkrieges 1912—1914. (VIII, 645 S.) — 40. (Namenregister zu Bd. 26—39. (1. Aufl. IX, 176 S.) [3115

Amtliche **Aktenstücke** zur Geschichte der europäischen Politik 1885—1914. [Die belg. Dokumente zur Vorgeschichte d. Weltkrieges.] Vollst. Ausg. d. vom Deutschen Auswärt. Amt hrsg. diplomat. Urkunden aus d. belg. Staatsarchiven. Unter Mitw. von Alfred Doren u. Wilhelm Köhler im französ. Orig. Text u. in deutscher Übers. in 5 Bden. hrsg. von Bernhard Schwertfeger. Mit 2 Erg. Bden u. 2 Kommentarwerken d. Hrsg. Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte 1925 [Ausg. 1926]. gr. 8°.
[Umschlagt.:] Die belgischen Dokumente zur Vorgeschichte des Weltkrieges 1885—1914. 1. Revanche-Idee u. Panslavismus. 1885—1893. Berichte d. belg. diplomat. Vertreter im Auslande zur Entstehungsgeschichte d. Zweibundes. Bearb. von Wilhelm Köhler. (2. Aufl.) 1925. (XII, 400 S.) — 2. Der Zweibund u. d. englisch-deutsche Gegensatz 1897—1904. Zirkulare d. Brüsseler Außenministeriums an d. belg. diplomat. Vertreter im Auslande. Bearb. von Wilhelm Köhler. (2. Aufl.) 1925. — 3. Die Politik König Eduards VII. und die Marokkokrise. 1905—1907. Zirkulare d. Brüsseler Außenministeriums an d. belgischen diplomat. Vertreter im Auslande. Bearb. von Bernhard Schwertfeger. (2. Aufl.) 1925. IX, 175; VI, 270 S. — 4. Die Balkanprobleme. Die bosn. Krise. Albanien. Der Panthersprung nach Agadir. 1908—1911. Zirkulare d. Brüsseler Außenministeriums an d. belg. diplomat. Vertreter im Auslande. Bearb. von Alfred Doren. (2. Aufl.) 1925. (VI, 391 S.) — 5. Kriegstreibereien u. Kriegsrüstgn. Bis zur Schwelle d. Weltkrieges. 1912—1914. Zirkulare d. Brüsseler Außenministeriums an d. belg. diplomat. Vertreter im Auslande. Bearb. von Alfred Doren. (2. Aufl.) 1925. (VI, 285 S.) — Erg. Bd. 1. Belgische Aktenstücke 1905—1914. Berichte d. belg. Vertreter in Berlin, London u. Paris an d. Minister d. Äußern in Brüssel. Hrsg. vom Auswärt. Amt. Neue Ausg. (Vorbemerkg.: B. Schwertfeger.) 1925. (XXXVII, 336 S.) — Erg. Bd. 2. Das 1. belg. Graubuch. Nach d. Ausg. d. Deutsch. Auswärt. Amtes vom J. 1915. Das 2. belg. Graubuch. Tl. 1 [Nr. 1—67.] (Vorbemerkg.: Bernhard Schwertfeger.) 1925. (228 S.) — Kommentarbd. 1. Der Fehlspruch von Versailles. Deutschlands Vorkriegspolitik dar-

gest. auf Grund d. belg. Gesandtschaftsberichte. Von Bernhard Schwertfeger. 1925. (2. unveränd. Aufl.) (XII, 206 S.) — Kommentarbd. 2. Der geistige Kampf um die Verletzung d. belg. Neutralität. Dargest. auf Grund deutscher u. belg. amtl. Akten. Von Bernhard Schwertfeger. (2. Aufl.) 1925. (XIV, 202 S.) [3116

Schwertfeger, Bernhard: Die diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes 1871—1914. Ein Wegweiser durch d. große Aktenwerk d. Deutschen Regierg. Bd. 5. Abt. 2. 3. (= Bd. 7 u. 8 des Gesamtkommentars). Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschiche 1927. gr. 8°.

5, 2. Weltpolit. Komplikationen 1908 bis 1904. Bd. 30 bis 33. (1. Aufl.) (XII, 372 S.)
5, 3. Europa vor der Katastrophe 1912 bis 1914. Bd. 34—39. (1. Aufl.) (XVI, 244, 282 S., 1 Taf.)
Rez.: Vergangenh. u. Gegenw. 17, S. 516. [3117

Jacob, Bruno: Das Deutsche Kaiserreich. (Allg. Rundschau. 24, S. 227. 242.) [3118

Japikse, N[ikolaas]: Europa und Bismarcks Friedenspolitik [Europa en Bismarck's Vredespolitiek]. Die internationalen Beziehgn. von 1871 bis 1890. (1. Aufl. Übers. a. d. Holl. besorgte T. Wolff-Mönckeberg.) Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte 1927. (X, 202 S.) gr. 8° = Veröffentlichungen d. Niederländ. Comités zur Untersuchg. d. Ursachen d. Weltkrieges. Bd. 1. [3119
Rez.: Vergangenh. u. Gegenw. 17, S. 513.

Stieve, Friedrich: Deutschland und Europa 1890—1914. Ein Handb. zur Vorgeschichte d. Weltkrieges mit d. wichtigsten Dokumenten u. 3 [1 farb.] Kt. (9.—12. Tsd.) Berlin: Verlag f. Kulturpolitik 1927. (VII, 247 S.) gr. 8°.
Rez.: Gesellschaft. 4, II, S. 562. [3120

Stricker, Fritz: Die Außenpolitik des Deutschen Kaiserreiches unter Hervorhebung grundsätzlicher Fragen. 3. Aufl. Mit 10 [eingedr.] Zeichn. Münster i. W.: Regensberg 1926. (47 S.) gr. 8°. [3121

Albers, Detlef: Reichstag und Außenpolitik von 1871—1879. Berlin: E. Ebering 1927. (151 S.) gr. 8° = Historische Studien. H. 170.
Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 518. [3122

Bismarck, Otto von: Ausgewählte Werke. Hrsg. von Hermann Grainier. (1. 2.) Stuttgart: Cotta Nf. 1927. 8°. (1.) Abt. 1: Gedanken u. Erinnergn. Bd. 1. (1.—5. Tsd.) (XVIII, 371 S.) — (2.) Dass. Bd. 2/3. (1.—5. Tsd.) (XXVIII, 492 S., 1 Taf. Faks.) [3123

Philipp, Ferdinand: Bismarck. Vertrauliche Gespräche u. a. über Wilhelm II. Von s. Anwalt aufgezeichn. u. aus dessen Nachlaß hrsg. von Max Philipp. Mit 8 Bildern [Taf.]. Dresden: C. Reißner 1927. (184 S.) 8°.
Rez.: Mitt. aus d. hist. Lit. N. F. 16, S. 191. [3124

Klein, Tim: Bismarcks Gespräche. (Zeitwende. 3, II, S. 1.) [3125

Linde, Richard: Der Alte vom Walde. Ein Bismarck-Gedenkbuch. Mit 30 Waldbildern nach Aufn. d. Verf. Bielefeld: Velhagen & Klasing 1927. (72 S.) 8°. [3126

Ludwig, Emil: Bismarck. Geschichte e. Kämpfers. (21.—44. Tsd.) Berlin: E. Rowohlt 1927. (700 S., zahlr. Taf.)
Rez.: Archiv f. Pol. u. Gesch. 5. H. 10, S. 326—331. Zeitwende. 3, S. 382. Verg. u. Gegenw. 17, S. 232. [3127

Holborn, Hajo: Über die Staatskunst Bismarcks. (Zeitwende. 3, I, S. 321.) [3128

Below, G. v.: Bismarck u. d. polit. Unmündigkeit des Deutschen. (Deutschlands Erneuerung. 11, S. 220. 290.) [3129

Heffter, Heinrich: Die Kreuzzeitungspartei und die Kartellpolitik Bismarcks. Leipzig N 22: Dr. G. Herrmann 1927. (VII, 257, 17 S.) gr. 8° = Schriften d. Sächs. Forschungsinstitutes f. neuere Geschichte. Bd. 1.
Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 512. Mitt. aus d. hist. Lit. N. F. 16, S. 186. [3130

Ferenz, Joseph: Der Bismarcksche Rückversicherungsvertrag zw. Deutschland u. Rußland. (Verg. u. Gegenw. 17, S. 477.) [3130a

Thieme, Karl: Bismarcks Sozialpolitik (Archiv f. Pol. u. Gesch. 5. H., 11, S. 382 bis 407.) [3131

Stuhlmacher, Walther: Bismarcks Kolonialpolitik nach den Aktenveröffentlichungen des Auswärtigen Amtes. Halle [Saale]: Mitteldeutsche Verlags-Aktien-Gesellschaft 1927. (XVI, 128 S.) gr. 8° = Hallische Forschungen zur neueren Geschichte. N. F. H. 6.
Rez.: Mitt. aus d. hist. Lit. N. F. 16, S. 184. [3132

Lange, Karl: Bismarcks Sturz und die öffentliche Meinung in Deutschland und im Auslande. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. (78 S.) gr. 8°.
Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 236. Mitt. aus d. hist. Lit. N. F. 16, S. 190. [3133

Gagliardi, Ernst: Bismarcks Entlassung. Tl. 1. Tübingen: J. C. B. Mohr. 1927. 8°.
Rez.: Zs. d. f. ges. Staatswiss. 83, S. 586. Mitt. aus d. hist. Lit. N. F. 16, S. 187. [3134

Griebel, Georg: Neues über Bismarcks Entlassung. (Allg. Rundschau. 24, S. 211.) [3135

Hertneck, Friedrich: Die deutsche Sozialdemokratie und die orientalische Frage im Zeitalter Bismarcks. (1. Aufl.) Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte. 1927. (38 S.) gr. 8° = Einzelschriften zur Politik u. Geschichte. Schrift 18.
Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 189. [3135a

Prösch, Heinrich: Ein englischer Bündnisfühler im Jahre 1876. (Hist. Vierteljahrschr. 24, S. 588.) [3136

Maenner, Ludwig: Deutschlands Wirtschaft u. Liberalismus in d. Krise von 1879. (Archiv f. Politik u. Gesch. 5. H. 11, S. 347 bis 382. H. 12, S. 456—488.) [3137

Behrendt, Johannes: Die polnische Frage und das österreichisch-deutsche Bündnis 1885 bis 1887. (1. Aufl.) Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte. 1927. (79 S.) gr. 8° = Einzelschriften zur Politik u. Geschichte, Schrift 17.

Rez.: Deutsche Wiss. Zs. f. Polen. 12, S. 170. Verg. u. Gegenw. 17, S. 513. [3138

Frankenberg, Richard: Die Nichterneuerung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages im Jahre 1890. (1. Aufl.) Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte. 1927. (177 S.) 4° = Einzelschriften zur Politik u. Geschichte. Schrift 24. [3139

Meinecke, Friedrich: Geschichte des deutsch-englischen Bündnisproblems 1890—1901. München: R. Oldenbourg 1927. (268 S.) 8°. [3140

Becker, Willy, Bülow kontra Tirpitz. (Zs. f. Politik. Jg. 16, H. 4, S. 297—330.)

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 121. [3141

Kehr, Eckart: Die deutsche Flotte in den neunziger Jahren und d. polit.-militär. Dualismus d. Kaiserreichs. (Archiv f. Pol. u. Gesch. 5, H. 9, S. 187—202.)

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 528. [3142

Hallmann, Hans: Krügerdepesche u. Flottenfrage. Aktenmäßiges zur Vorgeschichte d. deutschen Schlachtflottenbaus. Stuttgart: W. Kohlhammer. 1927. (98 S.) gr. 8° = Beiträge zur Geschichte d. nachbismarckischen Zeit u. d. Weltkrieges. H. 1.

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 514. [3143

Hartung, Fritz: Die Marokkokrise des Jahres 1911. (1. Aufl.) Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte. 1927. (70 S.) 4° = Einzelschriften zur Politik u. Geschichte. Schrift 19.

Erscheint zuerst im Archiv f. Politik u. Geschichte. Jg. 1926, H. 7/8.

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 515. [3144

Schenk, Erwin: Der Fall Zabern. Stuttgart: W. Kohlhammer 1927. (XII, 137 S.) gr. 8° = Beiträge zur Geschichte d. nachbismarckischen Zeit u. d. Weltkrieges. H. 2.

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 514. [3145

Oßwald, R. P.: Die deutsche Flamenpolitik u. d. Gutachten von Prof. Bredt vom parlamentarischen Untersuchungsausschuß. (Hist. Zs. 136, S. 518.) [3146

Eulenberg, Herbert: Die Hohenzollern. (1.—5. Tsd.) Berlin: Bruno Cassierer. 1928 [Ausg. 1927]. (452 S. mit 1 Abb., 24 Taf.) 8°. [3147

Wilhelm I. Briefe an seine Schwester Alexandrine u. deren Sohn Großherzog Friedrich Franz II. Berlin u. Leipzig: K. F. Köhler. 1927. (272 S.) [3148

Wilhelm II., (früher Deutscher Kaiser: Aus meinem Leben. 1859—1888. 7. Aufl. Berlin: K. F. Koehler 1927. (XVI, 430 S. 36 [z. T. farb.] Taf.) 8°.

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 233. [3149

Guillaume II.: Souvenirs de ma vie [1859—1888]. Paris: Payot.

Rez.: Rev. des études hist. 93, S. 71. [3150

Buchner, M.: Zwei Kaiserbiographien [Emil Ludwig: Wilhelm II, 1926, u. Graf von Pfeil u. Kl.-Ellgurth: Mein Kaiser]. (Gelbe Hefte. II, 655.) [3151

Müller, Ernst: Kaiser Wilhelm II., eine histor. u. psychiatr. Studie, e. Beitr. zur Physiognomik d. Hohenzollern. Gotha: Verlag u. Buchversand E. Vogt in Komm. [1927]. (83 S. mit Abb.) gr. 8°. [3153

Schneller, Ludwig: Unser Kaiser. 8. bis 11. Tsd. Leipzig: H. G. Wallmann. 1927. (133 S., 1 Titelb.) 8° = Schneller: Weihnachts-Erinnerungen. Folge 8. Aus: Schneller: Königs-Erinnerungen. [3154

(Sonntag, Josef:) Schuld und Schicksal. Die Tragödie Wilhelms II. 4.—10. Tsd. (2. Aufl.) Leipzig: Fr. Foerster in Komm. (1927). (99 S.) 8°. Aus: Die Grünen Briefe f. Kapital u. Wirtschaft. [3155

The Kaiser's **Dream.** Des Kaisers Traum. Guillaume le visionnaire. Elsueño del Kaiser. 1890. (In England aufgestöbert u. d. Vergessenheit entzogen von e. deutschen Generalstabsoffizier. Orig. Bilder aus d. Weihnachtsnummer d. Truth, London 1890.) Erfurt: U. Bodung (1927). (1 S., Doppels. 2—12, 1 farb. Abb. auf d. Umschl., 1 farb. Taf.) gr. 8°. [3156

Lindenberg, Paul: Das Buch der Kaiserin Auguste Viktoria. Mit 40 Abb. auf Taf. Berlin-Schmargendorf: W. Andermann 1927. (255 S.) 4°. [3157

Borgese, G(iuseppe) A(ntonio): Die Tragödie von Mayerling. Geschichte d. Erzherzogs Rudolf von Österreich u. s. Geliebten Mary Vétzera. Eingel. u. übers. von L(aura) (Maria) Kutzer. Heidelberg: Merlin-Verlag. 1927. (XVI, 248 S., mehr. Taf.) 8°. [3158

Simondet, H.: Kiderlen-Waechter intime. Paris: Payot 1926.

Rez.: Rev. des questions hist. T. 55, S. 253. [3159

Max, Prinz von Baden: Erinnerungen und Dokumente. (Mit 1 Porträt [Titelb.]). Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. 1927. (695 S., 1 farb. Kt.) gr. 8°.

Rez.: Archiv f. Pol. u. Gesch. 5, H. 12, S. 543—546.

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 516. [3160

Müller-Franken, Hermann: Der letzte Kanzler des Kaiserreichs. (Die Gesellschaft. 4, II, S. 193.) [3161

Hindenburg (Beneckendorf von Hindenburg, Paul) von: Aus meinem Leben. (Sonderausg. zum 80. Geburtstage 2. Okt. 1927.) Leipzig: S. Hirzel (1927). (XII, 409 S., 1 Titelb., 3 Kt.) gr. 8°. [3162

Reichspräsident **Hindenburg.** Hrsg. von d. Hindenburgspende. (Berlin: O. Stollberg. 1927.) (96 S. mit Abb., 1 Taf.) gr. 8°. [3163

Hindenburg. Was er uns Deutschen ist. Eine Festgabe zum 80. Geburtstag, hrsg. von [Friedrich Wilhelm] v. Loebell. Mit 1

[Titel-]Bildn. u. Textzeichn. Berlin: R. Hobbing. 1927. (287 S.) gr. 8°. [3164

Hindenburg-Album des Kladderadatsch. Texte von Paul Warncke, Max Brinkmann, Max Friedlaender, Otto Wenck u. a. Berlin: A. Hofmann & Co. (1927). (54 S.) 4°. [3165

Gennerich, J[ohanna]: Hindenburg, der Einiger seines Volkes. Hamburg: E. Ruhe (1927). (42 S.) 8°. [3166

Helmolt, Hans F(erdinand): Hindenburg. Das Leben e. Deutschen. Mit vielen Ill. u. Taf. Karlsruhe: W. Schille & Co. (1926). (328 S.) 4°.

Rez.: D. Deutsche Herold. 50, S. 78. [3167

Ball, Hugo: Die Flucht aus der Zeit. (Fuga saeculi.) München: Duncker & Humblot. 1927. (V. 330 S.) gr. 8°. [Erinnerungen aus den Kriegsjahren.] [3168

Bernhardi, Friedr. v.: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Berlin: E. S. Mittler u. S. 1927. (VIII, 541 S.)

Rez.: Mitt. aus d. hist. Lit. N. F. 16, S. 217. [3169

Czernin, Wolfgang: Erinnerungen aus der Zeit meiner Gefangenschaft. Beuron, Hohenzollern: Verlag d. Beuroner Kunstschule. 1927. (VII, 254 S. mit Abb., 1 eingedr. Kt. Skizze.) kl. 8°. [3170

Eckardstein, Hermann Freih. von: Persönliche Erinnerungen an König Eduard aus der Einkreisungszeit. Dresden: C. Reißner. 1927. (143 S.) 8°.

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 514. [3171

Lichnowski, Fürst [Karl Max]: Auf dem Wege zum Abgrund. Londoner Berichte, Erinnergn. u. sonst. Schriften. Mit 8 Bildern [Taf. 2 Bde.] Bd. 1. 2. Dresden: Reißner 1927. (360; 346 S.) 8°.

Schweinitz, Hans Lothar v.: Denkwürdigkeiten des Botschafters General (Hans Lothar) v. Schweinitz. (Vorwort d. Hrsg. Wilhelm von Schweinitz.) 2 Bde. Bd. 1. 2. Berlin: R. Hobbing (1927). (XI, 444 S., 1 Titelb.; III, 479 S., 1 Titelb.) gr. 8°.

Rez.: Hist. Jb. 47, S. 816. Hist. Zs. 138, S. 71. Allg. Rundschau. 24. S. 644. [3173

Soden, Carl Oskar Frh. von: Polnische Erinnerungen. I—VI. (Allg. Rundschau. 24, S. 84 u. a.) [3174

Waldersee, Graf Alfred von: Aus dem Briefwechsel des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee. Hrsg. von Heinrich Otto Meisner. Bd. 1. 1. Die Berliner Jahre 1886—1891. (XXVIII, 446 S.) [3175

Weiß, Bernhard: Aus neunzig Lebensjahren. 1827—1918. Hrsg. von Hansgerhard Weiß. Mit 10 Bildern [auf 4 Taf.]. Leipzig: Koehler & Amelang. 1927. (245 S.) 8°. [3176

Welter, Nikolaus: Im Dienste. Erinnerungen aus verworrener Zeit. Neue durchges. Aufl. Luxemburg: St. Paulus-Druckerei. 1926. (236 S.) 8°. [3177

Zedlitz-Trützschler, Graf Robert: Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof. Aufzeichnungen. 38. Tsd. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt [1927]. (250 S.) gr. 8°. [3178

Masaryk, T[homas] G[arrigue]: Die Weltrevolution [Světová revoluce]. Erinnerungen u. Betrachtgn. 1914—1918. (Ins Deutsche übertr. von Camill Hoffmann. 6.—8. Tsd.) Berlin: E. Reiß (1927). (XVIII, 556 S., 2 Taf., 1 Titelb.) gr. 8°. [3179

Der deutsche **Landkrieg.** Tl. 1—3. [Verlag e. Gruppe dt. Verleger;] Alleinvertrieb: Leipzig: E. Finking d. J.) 1921 [Ausg. 1927]. gr. 8° = Der Weltkampf um Ehre u. Recht. (1—3.)

1. Vom Kriegsbeginn bis zum Frühj. 1915. Mit 4 Kt., 16 Textskizzen [u. mehr. Taf.]. Bearb. von Wilhelm v. Dommes, Karl Hosse, Gustav v. Bartenwerffer [u. a.]. (XVI, 535 S.) — 2. Vom Frühj. 1915 bis zum Winter 1916/1917. Mit 3 Kt. auf e. Beil. u. 32 Textskizzen [davon 5 auf Beil. 2] [u. mehr. Taf.]. Bearbeitet von Adalbert von Wallenberg, Gustav v. Bartenwerffer, Paul Fleck [u. a.]. (XIII, 673 S.) — 3. Vom Winter 1916/1917 bis zum Kriegsende. Mit 4 Skizzen auf 1 Beil. u. 26 Textskizzen [u. mehr. Taf.]. Bearb. von Max Schwarte, Paul Fleck, Rudolf von Borries [u. a.]. (XV, 694 S.) [3180

Der österreichisch-ungarische **Krieg.** Mit 2 Kt. u. 22 Textskizzen [u. mehr. Taf.]. Bearb. von Max Hoen, Joseph Metzger, Robert Ritter v. Pohl [u. a.]. ([Verlag e. Gruppe dt. Verleger;] Alleinvertrieb: Leipzig: E. Finking d. J.) 1922 [Ausg. 1927]. (XIV, 674 S.) gr. 8° = Der Weltkampf um Ehre u. Recht. (5.) [3181

Der **Weltkrieg** in seiner rauhen Wirklichkeit. Kriegsbilder-Werk mit 600 Bildern aus allen Fronten nach authent., wahrheitsgetreuen photogr. Orig.-Aufn. durch d. Kriegsphotogr. Hermann Rex, Operateur d. Kriegs-Bild- u. Filmamtes. Unter Erg. durch offizielle Aufn. d. Kriegs-Bild- u. Filmamtes, d. Reichsarchivs u. Aufn. treuer Kameraden. 3. Aufl. Oberammergau: H. Rutz [1927]. (583 S.) gr. 8°. [3183

Hierl, Constantin: Der Weltkrieg in Umrissen. Tl. 4. Charlottenburg: Verlag Offene Worte 1926. gr. 8°. — 4. Von Anfang 1916 bis Ende Aug. 1916. Mit 1 [farb.] Lagenkarte u. 3 Skizzen [Taf.]. (102 S.) [3184

Kabisch, Ernst: Streitfragen des Weltkrieges 1914—1918. [Nur] Ergänzgn. Stuttgart: Bergers Literar. Büro (1927). gr. 8°. Ergänzgn. (S. 401—427.) [3185

Binding, Rudolf G.: Aus dem Kriege. (5. Tsd.) Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1917. (363 S.) 8°. [3186

Dahms, Rudolf: Der große Krieg aus der Froschperspektive. Kriegserinnergn. e. Kompagnieführers d. Infanterie. Berlin: B. Behrs Verl. 1927. (200 S., 1 Titelb.) 8°. [3187

Jünger, Ernst: In Stahlgewittern. Aus d. Tagebuch e. Stoßtruppführers. 8. Aufl. 22. bis 25. Tsd. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1927. (XV, 283 S., 1 Titelb.) 8°. [3188

Raucheisen, Franz Xaver: Westfront. Kriegserinnerungen e. Frontsoldaten. Mit 23 Abb. [auf Taf.] u. 7 [eingedr.] Kartenskizzen. (Regensburg:) Selbstverlag 1927. (208 S.) 8°. [3189

Schauwecker, Franz: Das Frontbuch. Die deutsche Seele im Weltkriege. (Vorw.:

Eduard Engel.) 6. Aufl. Halle [Saale]: H. Diekmann 1927. (XII, 375 S.) 8°. [3190

Schauwecker, Franz: So war der Krieg. 200 [eingedr.] Kampfaufn. aus d. Front. Franz Schauwecker besorgte die Bildausw. u. schrieb die d. Werk u. d. einzelnen Abschn. begleit. Worte. 3. verm. u. verb. Aufl. Berlin [SW 11, Dessauer Str. 38 I]: Frundsberg-Verlag 1927. (137 S.) 4°. [3191

Böhmerwald's **Söhne** im Felde. (Hrsg.: Ignaz Wodiczka.) Lfg. 12. 13. (B.-Budweis: J. Watzl [; lt. Mitteilg.: B.-Budweis, Komenskeho 9: Hptm. d. R. Ign. Wodiczka [1927].) 4°. — 12. (S. 217—232 mit eingedr. Kt.) — 13. (12 S. mit 1 Abb.) [3192

Moser, Otto v.: Die Württemberger im Weltkriege. Ein Geschichts-, Erinnerungs- u. Volksbuch. Mit 70 Führerbildn., 860 Abb. im Text u. 24 farb. Bildtaf., sowie mit 260 Skizzen u. Kriegsgliedergn. von d. Reichsarchivzweigstelle Stuttgart. Stuttgart: Ch. Belser 1927. (XVI, 767 S.) 4°. [3193

Das Deutsche **Weißbuch** über die Schuld am Kriege mit d. Denkschrift d. deutschen Viererkommission zum Schuldbericht d. alliierten u. assoziierten Mächte vom 29. März 1919. (2. Aufl.) Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Pol. u. Gesch. 1927. (VII, 230 S.) gr. 8°. — Wortgetreuer Abdr. d. im J. 1919, als Tl. 6 d. vom Auswärt. Amt im gleichen Verl. hrsg. Sammlung „Materialien betr. d. Friedensverhandlgn", erschienenen 1. Ausg. dieses Weißbuches.

Rez.: Mitt. aus d. hist. Lit. N. F. 16, S. 97. [3194

Die Britischen amtlichen **Dokumente** über den Ursprung des Weltkrieges 1898—1914. (British Documents on the origines of the war 1898—1914.) Im Auftr. d. Brit. Auswärt. Amtes in 11 Bden. hrsg. von G[eorge] P[eabody] Gooch u. Harold Temperley. Vom Brit. Auswärt. Amt autor. einzige deutsche Ausg. Hrsg. von Hermann Lutz. (1. Aufl.) (Bd. 11, Hälfte 1. 2.) Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte 1926. gr. 8°.

(11.) Der Ausbruch des Krieges. (The Outbreak of the war.) Dokumente d. Brit. Auswärt. Amtes 28. Juni bis 4. Aug. 1914. Ges. u. zsgest. sowie mit e. Einl. u. Noten vers. von J[ames] P[eabody] Headlam-Morley, hist. Beirat d. Brit. Auswärt. Amtes. Hälfte 1. 2. (LXXV, 287 S., S. 289—612). [3195

Barnes, Harry Elmer: Der Stand der Kriegsschuldfrage. In: Die Kriegsschuldfrage. Jg. 5, Nr. 8, S. 715—754.

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 403. [3196

Castner, G.: Die Kriegsschuldlüge im Lichte der jüdischen Weltherrschaft. Leipzig: Th. Weicher 1927. (43 S.) 8° = Der völkische Sprechabend. Jg. 3, H. 51. [3197

Karo, Georg: Grundzüge der Kriegsschuldfrage. 5. erw. Aufl. München: Süddeutsche Monatshefte 1926. (IV, 64 S.) 8°. [3198

Owen, Robert Latham. — Eine neue Rede des Senators Robert L. Owen über die Kriegsschuldfrage. (Vorw.: Alfred von Wegerer.) Berlin NW 6: Zentralstelle f. Erforschg. d. Kriegsursachen 1926. (16 S.) gr. 8° [3199

(**Wegerer,** Alfred von:) Literatur zur Kriegsschuldfrage. (Als Ms. hrsg. 2. erw. Ausg.) Berlin NW 6: Zentralstelle f. Erforschung d. Kriegsursachen [1927]. (46 S.) 8°.

Die 1. Ausg. ersch. als Sonderh. 1 zur Monatsschrift „Die Kriegsschuldfrage". [3200

Wegerer, Alfred von: Die Widerlegung der Versailler Kriegsschuldthese. I u. II. Die Kriegsschuldfrage. Jg. 6. Nr. 1. [3201

Buchner, M.: Serajewo u. Versailles. Ein Gedenkblatt zum 28. Juli d. Jahre 1914 und 1918. (Gelbe Hefte 4, I, S. 1.) [3202

Pourtalès, Graf F[riedrich]: Meine letzten Verhandlungen in St. Petersburg Ende Juli 1914. Tagesaufzeichnungen u. Dokumente. (Neue, um d. Dokumente erw. Ausg. 11.—12. Tsd.) Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte 1927. (IX, 198 S., 1 Faks.) gr. 8°.

Die 1. Ausg. erschien u. d. T.: Pourtalès: Am Scheidewege zwischen Krieg u. Frieden. [3203

Barnes, Harry Elmer: The Role of Germany in the diplomatic crisis that led to the world war in 1914.

Rez.: Hist. Jb. 47, S. 112. [3204

Lutz, Hermann: Lord Grey u. der Ursprung des Weltkrieges. Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte 1927. (XII, 420 S.)

Rez.: Vergangenh. u. Gegenw. 17, S. 239 [3205

Bülow, H[einrich] von: Wilhelm II. von Hohenzollern. Widerlegung auf d. Anklage als Urheber d. Krieges. 3. Aufl. Leipzig: K. Vieweg [1927]. (22 S.) gr. 8°. [3206

Vermeil, Edmond: Les origines de la guerre et la politique extérieure de l'Allemagne au debut de XXe siède Paris Pagot 1926.

Rez.: Revue des questions histor. T. 55, S. 497. Revue des études hist. 93, S. 71. [3207

Wolff, M. Th.: Le prélude. Paris: Pagot 1927.

Rez.: Rev. des études hist. 93, S. 71. [3208

Schnee, Heinrich: Die koloniale Schuldlüge. Mit 16 Bildtaf. 9. verb. u. erw. Aufl. d. gleichnamig. Sonderdrucks. In engl. Sprache erschienen als „German Colonization past and future", London 1926. 3. Aufl. München: Süddeutsche Monatshefte 1927. (103 S.) 8°.

Enthält noch: Auszug aus dem Vorw. von William Harbutt Dawson zur Engl. Ausg. des Werkes.

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 240. [3209

Groener, Wilhelm: Das Testament des Grafen Schlieffen. Berlin: Mittler & S. 1927. (244 S.)

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 180. [3210

Rust, Werner: Geschichtl. Berichtigungen z. Immanuels Darstellung d. Yserschlacht im Herbst 1914. Arch. f. Pol. u. Gesch. 5, H. 12, S. 506—513. [3211

Daniels, Emil: Konnte August 1914 in Frankreich gesiegt werden? (Preuß. Jahrbücher. 207. S. 145.) [3212

Heider, Albert: Die Kampagne im Sundgau 1914 im Lichte d. französischen Armee-Akten. (3 Hefte.) 1. Freiburg i. B.: J. Bielefeld 1927. 8°. — 1. Ein Handstreich auf Basel nach Joffres Kriegsplan. (VII, 88 S.) [3213

Hierl, Constantin: Operative und taktische Aufgaben zum Studium des Marnefeldzuges 1914. H. 2. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1928 [Ausg. 1927]. 8°. — 2. Studien über d. Führg. d. deutschen 1. Armee in d. Zeit vom 29. Aug. abends bis 30. Aug. abends. (IV, 44 S.) [3214

Bircher, Eugen: Die Krisis in der Marneschlacht. Kämpfe d. 2. u. 3. deutschen Armee gegen d. 5. u. 9. franz. Armee am Petit Morin u. in d. Marais de St. Gond. Bern: Verlag E. Bircher 1927. (304 S., 2 Kt.) gr. 8°. — Aus: Schweizer. Monatsschrift f. Offiziere aller Waffen u. Organ f. Kriegswissenschaft. [3215

Manthey, [Fritz] von: Kartenbild des Marnefeldzuges und der Marneschlacht vom 28. August bis 10. September 1914. Dargest. u. erl. Mit 14 dreifarb. Kt. in Steindr. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1927. (55 S.) gr. 8°. [3216

Szczepanski, Max von: Das Marnewunder. (Verg. u. Gegenw. 17, S. 277.) [3217

Schäfer, Theobald v.: Tannenberg. Mit 3 Anl., 15 [farb.] Kt. Skizzen [auf 8 Bl.] u. 30 [1 farb.] Bildern [im Text u. auf Taf.]. Oldenburg i. O.: Gerh. Stalling 1927. (272 S.) 8° = Schlachten d. Weltkrieges. Bd. 19. [3218

Vogel, Walther: Die Kämpfe um Baranowitschi Sommer 1916. Mit 6 Kt. [auf 3 Bl.], 2 [1 eingedr.] Anl. u. 12 Abb. [auf 4 Taf.]. 3. Aufl. Oldenburg i. O.: Gerh. Stalling 1927. (79, 122 S.) 8° = Schlachten d. Weltkrieges. Bd. 9 [= Bd. 2 d. 1. Aufl.]. — [Beigedr.:] Die Erstürmung des Brückenkopfes von Jakobstadt 21.—22. September 1917. Bearb.: Georg Strutz. Mit 2 [1 farb.] Kt. [auf 1 Bl.,] 11 Abb. [auf 4 Taf.], 4 [eingedr.] Anlagen. [3219

Stosch, Albrecht von: Somme-Nord. (Einführg: [George] Soldau. 2 Tle.) Tl. 1. 2. Oldebnurg i. O.: Gerh. Stalling 1927. 8° = Schlachten d. Weltkrieges. Bd. 20. 21.

'Die Brennpunkte d. Schlacht im Juli 1916. (280 S.) (262, 16 S.) [3220

Bei **Flitsch** und am Grappa. Die Möglichkeiten größerer Erfolge da und dort. Notwendige Klarstellgn. d. beteiligten Divisionäre u. d. Generalstabschefs d. Heeresgruppe F. M. v. Conrad. Mit 2 Kt. Skizzen u. 5 Bildern [auf 4 Taf.]. Wien: P. Kaltschmid 1927. (64 S.) gr. 8°. [3221

Jochim, Oberst a. D.: Die Vorbereitung des deutschen Heeres für die große Schlacht in Frankreich im Frühjahr 1918. 1. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1927. gr. 8° = Takt. Erfahrgn. aus d. Weltkrieg 1914—1918. 2. — 1. Grundsätze f. d. Führung. (74 S.) [3222

Kunowski, F. von: Der Durchbruch im Frühjahr 1918. Eine strateg. Studie. Mit 3 Kt. Skizzen als Anlage u. 1 Skizze im Text Berlin: Schlieffen-Verlag [Kom.: Grossohaus, Leipzig] 1927. (76 S.) gr. 8°. [3223

Schwertfeger, Bernhard: Die politischen und militärischen Verantwortlichkeiten im Verlaufe der Offensive von 1918. (2. Aufl.) Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Pol. u. Gesch. 1927. (IV, 466 S.) gr. 8°. — Bildet Sonderausg. von: Das Werk d. Untersuchungsausschusses d. Deutschen Verfassungsgebenden Nationalversammlung u. d. Deutschen Reichstags. Reihe 4, Bd. 2. [3224

Kuhl, [Hermann] von: Entstehung, Durchführung und Zusammenbruch der Offensive von 1918. (2. Aufl.) Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Pol. u. Gesch. 1927. (IV, 220 S.) gr. 8°. — Bildet Sonderausg. von: Das Werk d. Untersuchungsausschusses d. Deutschen Verfassunggebenden Nationalversammlung u. d. Deutschen Reichstags. Reihe 4, Bd. 3. Tl. 1. [3225

Kannengießer Pascha, Hans: Gallipoli. Bedeutg. u. Verlauf d. Kämpfe 1915. Mit e. Einf. von Liman von Sanders Pascha nebst 28 Bildern [Taf.] u. 2 Kt. Berlin: Schlieffen-Verlag 1927. (239 S.) 8°. [3226

Schoenfeld, Werner: Geraubtes Land. Durchs freie Südafrika ins bedrohte Deutsch-Ost. Mit e. Vorw. von General [Paul] v. Lettow-Vorbeck u. 32 Abb. [Taf.]. Hamburg: Alster-Verlag (1927). (470 S.) 8°. [3227

Haas, Rudolf de: Im Sattel für Deutsch-Ost. Auf Wildpfad u. Feindesfährten. 1.—3. Tsd. Berlin: Brunnen-Verlag K. Winckler (1927). (360 S., XXXII Taf.) 8° = Männer d. Wildnis. [3228

Das deutsche **Feldeisenbahnwesen.** Bd. 1. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1928 [Ausg. 1927]. 4° = Der Weltkrieg 1914 bis 1918.

1. Die Eisenbahnen zu Kriegsbeginn. Mit [Abb., 2 Taf. u.] 14 [z. T. farb.] Kt. u. Skizzenbl. (XIV, 247 S.) [3229

Baur, H.: Deutsche Eisenbahner im Weltkrieg 1914—1918. ([Vorw.: [Wilhelm] Groener.) Mit 139 Abb., 9 [farb.] Skizzen u. 4 [2 farb.] Kt. [auf 3 Bl.]. Stuttgart: Ch. Belser 1927. (VIII, 124 S.) 4°. [3230

Unsere **Marine** im Weltkrieg. 1914 bis 1918. Hrsg. von Eberhard v. Mantey. Mitarb.: Korv.-Kapit. Bastian, Vizeadm. Bauer, Kap.-Lt. a. D. v(on) d(em) Borne [u. a.]. 1.—20. Tsd. Berlin: C. A. Weller 1927. (VIII, 491 S. mit Abb., eingedr. Faks., zahlr. z. T. farb. Taf. u. Faks.). 4°. 3231

Scheer [, Reinhold]: Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg. Persönl. Erinnergn. Mit zahlr. Bildern [Taf.] u. Kt. Beil. 16. bis 18. Tsd. Berlin: A. Scherl [1927]. (524 S., 1 Titelb.) gr. 8°. [3232

Lorey, Hermann: Der Krieg in den türkischen Gewässern. Bd. 1. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1928 [Ausg. 1927]. gr. 8° = Der Krieg zur See 1914—1918. — 1. Die Mittelmeer-Division. Mit 55 [eingedr.] Skizzen, Kt. u. [20] Anlagen [farb.] Kt.] (XVI, 430 S.) [3233

Der **Seekrieg.** Der Krieg um die Kolonien. Die Kampfhandlungen in der Türkei. Der Gaskrieg. Der Luftkrieg. Mit 4 Kt. u. 20 Textskizzen [u. mehr. Taf.]. Bearb. von Eberhard Heydel, Otto Groos, Max Bastian [u. a.]. ([Verleger e. Gruppe dt. Verleger:] Alleinvertrieb: Leipzig: E. Finking d. J.) 1922 [Ausg. 1927]. (XIII, 668 S.) gr. 8° = Der Weltkampf um Ehre u. Recht. (4.) [3234

Der **Kreuzerkrieg** in den ausländischen Gewässern. Bearb. von E. Raeder, Vizeadmiral. Bd. 1. Berlin: Mittler & Sohn 1927. gr. 8° = Der Krieg zur See 1914—1918. — 1. Das Kreuzergeschwader. 2. verb. Aufl. Mit zahlr. [z. T. farb.] Kt., Tab. u. Anl. (XVII, 459 S. mit Abb.) [3234a

Mücke, Hellmuth v.: Ayesha. Neubearb. u. erw. Ausg. 323.—332. Tsd. (Mit 28 Abb. [auf Taf.] u. 2 [1 eingedr.] Kt. Skizzen.) Berlin: A. Scherl [1927]. (169 S.) 8°. [3235

Nagel, Alfred G.: „Emden". Ein Gedenkbuch deutschen Heldentums zur See. Kiel: W. G. Mühlau 1927. (212 S. mit Abb., mehr. eingedr. Kt., 9 Taf.) 8° = Geschichte deutscher Kriegsschiffe. 5. [3236

Thierfelder, Korvettenkapitän a. D.: Schnelldampfer „Kronprinz Wilhelm" als Hilfskreuzer 1914—1915. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1927. (40 S. mit 80 Abb.) 8° [Umschlagt.] = Meereskunde. Bd 15, 8 = H. 174. [3237

Dohna-Schlodien, Nikolaus, Burggraf, Graf zu: Der „Möwe" Fahrten und Abenteuer. Erz. von ihrem Kommandanten. Mit 1 Bildnis, 9 Bildern, 56 Aufnahmen, e. schemat. Darst. d. Schiffseinteilg., 2 Seekt. u. 1 farb. Titelb. Stuttgart: F. A. Perthes (1927). (223 S.) 8°. 3238

Nagel, Alfred G.: „Nymphe". Ein Erinnerungsbuch aus 6 Jahrzehnten deutschen Kriegsschiffiebens. [Kiel:] Verlag d. Kieler Zeitung ([; lt. Mitteilg.: Kiel: W. G. Mühlau 1926). (79 S. mit Abb., 7 Taf.) 8° = Geschichte deutscher Kriegsschiffe. Bd. 4. [3238a

Bredt, Joh. Viktor: Die Marineunruhen 1917. (S. 1.) — Ders.: Der geplante Flottenvorstoß 1918. (S. 189.) (Preuß. Jahrbücher. 208.) [3239

Völkerrecht im Weltkrieg (1914 bis 1918). Unter Mitw. von Eugen Fischer, Berthold Widmann ... hrsg. von Johannes Bell. (1. Aufl.) [4 Bde.] Bd. 1—4. Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte 1927. gr. 8° = Das Werk d. Untersuchungsausschusses ... 1919—1928. Reihe 3.
1. (VII, 442 S.) — 2. (VII, 532 S.) — 3, 1. (VI, 436 S., S. 436a.) — 3, 2. (XV S., S. 437—913.) — 4. (VII, 474 S.) [3240

Die **Staatsverwaltung** der besetzten Gebiete. Bd. 1. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. gr. 8° = Wirtschafts- u. Sozialgeschichte des Weltkrieges, Deutsche Serie. = Veröffentlichungen der Carnegie-Stiftung f. internationalen Frieden. Abt. f. Volkswirtschaft u. Geschichte.
1. Belgien von Ludwig von Köhler. (XV, 239 S.) [3240a

Schlosser, Mandl: Der Erbschafts-Krieg. Deutschland als Opfer d. Vertragspflicht u. Bundestreue. (2. Aufl.) Hannover 1927. Londner's Buchdr. [; lt. Mitteilg.: Hannover, Arndtstr. 11: M. Schlosser]. (III, 27 S.) 8°.[3241

Wortmann, K.: Ottokar Czernin u. d. Westmächte im Weltkriege. (Hist. Vierteljahrschr. 24, S. 199.) [3242

Das zaristische **Rußland** im Weltkriege. (= Beiträge zur Schuldfrage. H. 6. Hrsg. v. d. Zentralstelle z. Erforschung d. Kriegsursachen.) Berlin 1927: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte. (LIX, 337 S.)
Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 516. [3243

Spahn, Martin: Friedensresolution u. päpstliche Friedensvermittlung. (Hochland. 24, II, S. 561.) [3244

Lotz, Walther: Die deutsche Staatsfinanzwirtschaft im Kriege. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. (XIII, 151 S.) gr. 8° = Wirtschafts- u. Sozialgeschichte des Weltkrieges. Deutsche Serie = Veröffentlichungen d. Carnegie-Stiftung f. internationalen Frieden. Abt. f. Volkswirtschaft u. Geschichte. [3245

Skalweit, August: Die deutsche Kriegsernährungswirtschaft. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. (XVII, 277 S.) 4° = Wirtschafts- u. Sozialgeschichte d. Weltkrieges. Deutsche Serie = Veröffentlichungen d. Carnegie-Stiftg. f. internat. Frieden. Abt. f. Volkswirtschaft u. Geschichte. [3246

Geistige und sittliche **Wirkungen** des Krieges in Deutschland. Von Otto Baumgarten, Erich Foerster, Arnold Rademacher, Wilhelm Flitner. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. (XV, 383 S.) gr. 8° = Wirtschafts- u. Sozialgeschichte des Weltkrieges. Deutsche Serie = Veröffentlichungen der Carnegie-Stiftung f. Internationalen Frieden. Abt. f. Volkswirtschaft u. Geschichte. [3247

Spartakus im Kriege. Die illegalen Flugblätter d. Spartakusbundes im Kriege. Gesammelt u. eingel. von Ernst Meyer. Berlin: Vereinigung internat. Verlagsanstalten 1927. (232 S., mehr. Taf.) 8°. [3248

Herzfeld, Hans: Die deutsche Sozialdemokratie und die Auflösung der nationalen Einheitsfront im Weltkriege. Leipzig: Quelle & Meyer 1928 [Ausg. 1927]. (XII, 425 S.) gr. 8°. [3249

Bumann, Hans: Kriegstagebuch der Stadt Alzey. Alzey: R. Pfund [1927]. (439 S., mehr. Taf.) 8°. [3250

Buchholz F[ritz]: Landsberg a. W. in den Jahren 1914—1924. Hrsg. von O(tto) Gerloff. (Landsberg a. W.: Volksblatt-Druckerei [; lt. Mitteilg.: Der Magistrat 1927].) (467 S., zahlr. Taf.) gr. 8°. [3251

Oehler, Adalbert: Düsseldorf im Weltkrieg. Schicksal u. Arbeit e. deutschen Großstadt. (Geleit[w.]: Paul Wentzcke.) Mit 140 Bildern [im Text u. auf Taf.]. Düsseldorf: Ed. Lintz (1927). (XII, 673 S.) gr. 8°. — Bildet e. Sonderausg. d. Düsseldorfer Jahrbuchs, Bd. 33. [3251a

Hänsel, Robert: Die Stadt Schleiz in der Kriegs- und Nachkriegszeit 1914—1923. Schleiz: W. Krämer in Komm. 1927. (86 S., mehr. Taf.) 8°. [3252

Frei, Bruno: Die roten Matrosen von Cattaro. Eine Episode aus d. Revolutionsj. 1918. Wien: Wiener Volksbuchh.: f. Deutschland u. Holland: Berlin: J. H. W. Dietz Nachf. 1927. (84 S. mit Abb. u. 1 eingedr. Kt.) gr. 8°. [3253

(**Moltke,** Detlef, Graf:) Der Kaiser und die Ereignisse vom 9. November. Von einem, der dabei war. (Berlin SW 61 [1927]: „Der Reichsbote". 8°. [3254

Knesebeck, Ludolf Gottschalk von dem: Die Wahrheit über den Propagandafeldzug und Deutschlands Zusammenbruch. Der Kampf d. Publizistik im Weltkriege. Im Anh.: 20 unveröff. Briefe Ludendorffs aus d. Weltkrieg u. d. wahrscheinl. Denkschrift Bethmanns zu Falkenhayns Entlassg. 3. bis 6. Tsd. München: Selbstverlag; Ausliefg.: Fortschrittl. Buchhandlg. (1927). (S. 168) gr. 8°. [3255

Niemann, Alfred: Revolution von oben — Umsturz von unten. Entwicklg. u. Verlauf d. Staatsumwälzg. in Deutschland 1914—1918. Mit e. Dokumenten-

Anh. (1.—3. Aufl.) Berlin: Verlag für Kulturpolitik 1927. (448 S.) gr. 8°. [3256

Daniels, Emil: Die Ursachen unseres Zusammenbruchs. (Preuß. Jahrbücher. 209 S. 1.) [3257

Jochim, Oberst a. D.: „Beweismittel" f. d. Schuld der Offiziere u. d. Alldeutschen am Zusammenbruche Deutschlands. (Deutschlands Erneuerung. 11, S. 140.) [3258

Bahr, Hermann: Finis Austriae. (Preuß. Jahrbücher. 208, S. 133.) [3259

Gesche, Paul: Heeresverpflegung und Zusammenbruch im großen Kriege. Nach d. Erfahrgn. u. Beobachtgn. e. prakt. Verpflegungsbeamten. Kassel: Selbstverlag (1927). (130 S.) 8°. [3260

Rosenbaum, Eduard: Der Vertrag von Versailles. Inhalt u. Wirkg., gemeinverständl. dargest. 4., neubearb. Aufl. Leipzig: Reclam (1927). (157 S.) kl. 8° = Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 6206/6206a. [3261

Braubach, Max: Die „Großen Vier" auf der Pariser Friedenskonferenz 1919. Ein Vortr. Münster i. W.: Aschendorffsche Verlh. 1927. (32 S.) 8° = Aschendorffs zeitgemäße Schriften. 15. [3262

Buchner, M.: Zur Geschichte der päpstlichen Diplomatie und der kurialen Politik gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts. (Gelbe Hefte. 3. I, S. 276.) [3263

Foerster, Erich: Adalbert Falk. Sein Leben u. Wirken als Preuß. Kultusmin., dargest. auf Grund d. Nachlasses unter Beihilfe d. Generals d. I. Adalbert von Falk. (Mit 4 Bildern [Taf.] u. 1 Stammtaf.) Gotha: L. Klotz 1927. (XVI, 712 S.) [3264

[**Oechsler,** Hermann:] „Sperlingsleben" aus dem „badischen Kulturkampf" von 1874/76, gepfiffen zu Nutz u. Trutz. 4. u. erw. Aufl. Karlsruhe: Badenia 1927. (112 S., 1 Titelb.) 8°. [3265

Schwechler, Karl: 60 Jahre Grazer Volksblatt. Ein Beitr. zur Geschichte d. kathol. Bewegung in der Steiermark. Mit 58 Abb. Graz: [Universitätsbuchdruckerei u.] Verlagsbuchh. „Styria" [1927]. (XI, 415 S.) gr. 8°.
Rez.: Hist. Jb. 47, S. 818. [3266

Wentzcke, Paul: Im Neuen Reich. 1871 bis 1890. Polit. Briefe aus d. Nachlaß liberaler Parteiführer. Ausgew. u. bearb. Mit 9 Taf. Bonn: K. Schroeder 1926. (VIII, 511 S.) gr. 8° = Deutscher Liberalismus im Zeitalter Bismarcks. Bd. 2. [3267

Strauß, Emil: Vom Hainfeld bis zum Weltkriege. Geschichte d. deutschen Sozialdemokratie Böhmens. Bd. 2. [1889—1914]. Prag III, Nekazanka 18: Verlag des Parteivorstandes der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in d. Tschechoslowak. Republik 1926. (286 S., mehr. Taf.) gr. 8°. [3268

Deutsch, Julius: Wehrmacht und Sozialdemokratie. Berlin: J. H. W. Dietz Nachf. [1927]. (115 S.) 8° = Schriften zur Zeit. [3269

Vom Spartakusbund zur K.P.D. Materialien zur Geschichte d. K.P.D. Berlin: Vereinigung internat. Verlagsanstalten (1926). (31. S.) gr. 8°. [3270

Wawrzinek, Kurt: Die Entstehung der deutschen Antisemitenparteien [1873 bis 1890]. Berlin: E. Ebering 1927. (99 S.) gr. 8° = Historische Studien H. 168. [3271

Reincke-Bloch, Hermann: Harry Breßlau. (Hist. Zs. 136, S. 58.) [3272

Ostwald, Paul: Gustav Freytag als Politiker. Berlin: Staatspolitischer Verlag 1927. (92 S. mit 15 Abb., 1 Titelb.) gr. 8°. 3273

Liebknecht, Karl: Karl Liebknecht (Reden). Mit Einl. von Willi Münzenberg. Berlin: Neuer Deutscher Verlag 1926. (99 S.) 8° = Redner d. Revolution. Bd. 9. [3274

Rothfels, Hans: Theodor Lohmann und die Kampfjahre der staatlichen Sozialpolitik [1871—1905]. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1927. (132 S.) gr. 8° = Forschungen u. Darstellgn. aus d. Reichsarchiv. H. 6.
Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 233. [3275

Naumann, Margarete: Friedrich Naumanns Kindheit u. Jugend. (Mit 4 Bildern [Taf.]. Gotha: L. Klotz 1928 [Ausg. 1927]. (V, 122 S.) 8°. [3276

Neumann - Brandenburg, Alfred: Friedrich Naumanns christlicher Sozialismus mit einl. Betrachtg. über Naumanns Rolle in d. sozialen Bewegung. Leipzig N 22: Dr. Georg Herrmann 1927. (XI, 110 S.) 8°. 3277

Hinrichs, Fritz: F. W. Oligschläger. Eine Erinnerungs- u. Besinnungsschrift. Mit 2 Abb. Solingen [, Hauptstr. 129]: Schwertverlag 1927. (83 S.) 8° = Bücher d. Bergischen Heimat. Bd. 4. [3278

Rintelen, Wilhelm v.: Dr. jur. Viktor Rintelen 1826—1908. Jurist u. Parlamentarier. Mit 1 [Titel-]Bild. Freiburg: Herder 1927. (42 S.) gr. 8°. [3279

Buchner, M.: Adolf Freiherr von Schönberg. Das Wirken eines kathol. u. deutschen Edelmannes in Deutschlands schwerster Zeit. (Gelbe Hefte. 4, I, S. 239.) [3280

Müller, Karl Alex. von: Treitschke als Journalist. (Hist. Zs. 135, S. 382.) [3281

Bojarskaja, Sinaida: Clara Zetkin. Eine Kämpferin. Berlin: Verlag d. Jugendinternationale 1927. (32 S.) kl. 8° = Roter Trommler. H. 5. [3282

Rein, Adolf: Über die Bedeutung der überseeischen Ausdehnung für das europäische Staatensystem. (Hist. Zs. 137, S. 28.) [3283

Das deutsche **Kolonialbuch.** Mit etwa 275 Abb. u. 7 Kt. Hrsg. von Hans Zache. 2. verm. u. verb. Aufl. (11.—20. Tsd.) Berlin-Schmargendorf: W. Andermann. (512 S.) 4°. [3284

Hoffmann, M(artin): Keine Kolonien! Eine Kampfschrift gegen d. neuen, deutschen Imperialismus. 1.—5. Tsd. Windischleuba [Thür.]: Hans Schumann (1927). (63 S.) gr. 8°. [3285

Methner, Wilhelm: Aus den deutschen Kolonien. Nach vorzügl. Reisebeschreibgn. ausgew. u. bearb. Stuttgart: J. F. Steinkopf

1927. (304 S. mit 1 [eingedr.] Kt., mehr. Taf.) 8° = Fahrten u. Forschungen. Bd. 8. [3286

Prager, Ludwig: Die Handelsbeziehungen des Deutschen Reiches mit den Vereinigten Staaten von Amerika bis zum Ausbruch des Weltkrieges im Jahre 1914. [Dazu e. Nachtr. über d. Entwicklg. d. Verhältnisse in d. Nachkriegszeit bis 1924.] Eine krit.-hist. Wirtschaftsstudie. Weimar: H. Böhlaus Nachf. 1926. (VIII, 161 S.) gr. 8°. [3287

11. 1919 bis zur Gegenwart.

Deutscher **Geschichtskalender.** Begr. von Karl Wippermann. Hrsg. von Friedrich Purlitz u. Sigfrid H. Steinberg. Abt. A Inland. Jg. 42. 1926. Bd. 1. Januar—Juni. (III, 409 S.) Bd. 2. Juli—Dez. (III, 249 S.) Leipzig: F. Meiner [1927]. 8°. [3288

Deutscher **Geschichtskalender.** (Abt. B.) Ausland. Jg. 41. 1925. Bd. 12. Leipzig: F. Meiner [1926]. [1927.]

1. Jan.—Juni. (IV, 225 S.) 2. Juli—Dez. (III, 225 S.) 42. Bd. 1. Jan.—Jun. (1927). (III, 222 S.) [3289

Egelhaafs Historisch-politische **Jahresübersichten** für 1927. Hrsg. v. H. Haug. 20. Jg. d. polit. Jahresübers. (446 S.) Stuttgart: C. Krabbe Verl., E. Gußmann 1928.

Rez.: Mitt. aus d. hist. Lit. N. F. 16, S. 222. [3290

— —

Pohl, Heinrich: Neues Völkerrecht auf Grund des Versailler Vertrages. Berlin: F. Dümmlers Verlh. 1927. (36 S.) 8° = Völkerrechtsfragen. H. 14. [3291

Juntke, Fritz. u. Hans Sveistrup: Das deutsche Schrifttum über den Völkerbund. 1917—1925. Im Auftr. d. Preuß. Staatsbibliothek bearb. Berlin: Struppe & Winckler 1927. (71 S.) 4°. [3292

Soehring, Otto: Völkerbund und internationale wissenschaftliche Beziehungen. 4 Rundfunk-Vortr. 2. unveränd. Aufl. Leipzig: Quelle & Meyer 1927. (38 S.) gr. 8°. [3293

Friedensverträge, Völkerbundsdokumente, Vergleichs-, Schieds- u. Sicherheitsverträge, Allianzverträge 1919 bis 1926. Hrsg. von Th[eodor] Niemeyer. Kiel, Dänische Str. 15: Institut f. Internat. Recht an d. Univ. Kiel 1926. (XI, 543 S.) gr. 8° = Jahrbuch d. Völkerrechts. Bd. 9. [Sonderbd.] [3294

Thieme, Hans Wilhelm: Die Fortbildung der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit seit dem Weltkrieg. Leipzig: Universitätsverlag R. Noske 1927. (VI, 85 S.) 8° = Frankfurter Abhandlungen zum Kriegsverhütungsrecht. H. 1. [3295

Kaufmann, Paul: Die Fortbildung der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit seit dem Weltkrieg besonders durch den Locarno-Pakt. Leipzig: Universitätsverlag von R. Noske 1927. (VIII, 77 S.) 8° Frankfurter Abhandlungen zum Kriegsverhütungsrecht. H. 2. [3296

Bussmann, Otto: Der völkerrechtliche Garantievertrag insbesondere seit der Entstehung des Genfer Völkerbundes. Leipzig: Universitätsverlag von R. Noske 1927. (XIII, 66 S.) 8° = Frankfurter Abhandlungen zum Kriegsverhütungsrecht. H. 3. [3297

Loth, Carl-Edmund: Krieg oder Schiedsgerichtsverträge? [Das System d. deutschen Schiedsgerichtsverträge einschl. Locarno). (1. Aufl.) Berlin 1926: P. von Malottky [:autgest.:] Charlottenburg: W. Göritz [in Komm.]. (IX, 36 S.) 8°. [3298

Abrüstungsvorschläge der Deutschen Liga für Völkerbund. Berlin W 35, Potsdamer Str. 103a: Deutsche Liga f. Völkerbund [1927]. (30 S.) gr. 8° = Sonderdruck d. Deutschen Liga f. Völkerbund. Nr. 23. [3299

Quidde, Ludwig: Der erste Schritt zur Weltabrüstung. Denkschrift. Berlin: Hensel & Co. 1927. (32 S.) 8°. [3300

Severing, Carl: Deutschland—Frankreich. Ein Weg zur Abrüstung. (Sozialist. Monatshefte. 33, S. 260.) [3301

— — —

Mortane, Jacques: Das neue Deutschland. (La nouvelle Allemagne. Deutsche Übers. von Peter Supf. Ein Gespräch als Vorw. von Aristide Briand.) Zürich: Orell Füssli Verlag [1927]. (X, 272 S., mehr. Taf.) 8°. [3302

Steinhausen, Georg: Der politische Niedergang Deutschlands in seinen tieferen Ursachen. Osterwieck a. H.: A. W. Zickfeld 1927. (206 S.)

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 242. [3303

Zell, A[ugust]: Wie können wir Deutschen wieder hochkommen? Tl. 1. 2. Klagenfurt: Selbstverlag (1926). 8°. — 1. Klasse, Volkstum, Volksseele, Kultur, Volkswirtschaft, Staat, Recht, Gesellschaft, Politik. (214 S.) 2. Judenfrage. (143 S.) [3304

Scheffauer, Hermann George: Wenn ich Deutscher wär! Die Offenbarungen e. Amerikaners über Deutschlands Größe u. Tragik. Deutsch von B[odo] Wildberg. [3304

Waldersee, Georg Graf: Betrachtungen eines alten Preußen über d. Schicksale seines deutschen Vaterlandes. Berlin: R. Eisenschmidt 1927. (82 S.) 8°.

Rez.: Preuß. Jbb. 211, S. 128. [3305

Maeder, Kurt: Der Grundcharakter der Geistesströmungen der letzten 150 Jahre in Deutschland. (Verg. u. Gegenw. 17, S. 257.) [3306

Norbert, Willy: Helgoland — ein Zeitbild. Berlin: Vita, Deutsches Verlagshaus [1927]. (56 S., 1 Taf.) 8°. [3307

Rosenberg, Alfred: Der Zukunftsweg einer deutschen Außenpolitik. München: Fr. Eher Nachf. 1927. (144 S.) gr. 8°. [3308

Stolberg-Wernigerode, Albrecht Graf zu: Zurück zu Bismarck. Berlin: Staatspolitischer Verlag 1926. (43 S.) gr. 8°. [3309

Hoetzsch, [Otto], u. [Axel] Frh. v. Freytagh-Loringhoven: Deutsche Außenpolitik und nationale Opposition. Reichst.-Reden. Berlin: Deutschnat. Schriftenvertriebsstelle 1926. (24 S.) 8° = [Deutschnationale] Flugschrift Nr. 276. [3310

Bruchmüller, Wilh.: Deutscher Imperialismus? (Deutschlands Erneuerung. 11, S. 429.) [3311

Quessel, Ludwig: Zur Außenpolitik d. Kabinetts Marx—Stresemann—Hergt. (Sozialist. Monatshefte. 33, S. 93.) [3312

Stresemann, Gustav: Der Weg des neuen Deutschland. Vortr. Berlin: Carl Heymann (1927). (24 S.) 4°. [3313

Reventlow, Graf Ernst: Minister Stresemann als Staatsmann und Anwalt des Weltgewissens. 9., umgearb. Aufl. Mit 4 Abb. [auf 2 Taf.]. München: J. F. Lehmanns Verl. 1927. (106 S.) 8°. [3314

Roth, Alfred: Weg mit der Schuldlüge! Der andere Weg deutscher Außenpolitik. Stuttgart: A. Roth-Verlag 1927. (36 S.) 8°. — Zusammenstellg. von Vorträgen. [3315

Bang [, Paul]: Die Deutschen als Landsknechte. Eine Bilanz d. neuesten Kurse. 4.—5. Tsd. Dresden: Strom-Verlag. (70 S.) 8°. [3316

Schubert, Johannes: Machiavelli und die politischen Probleme unserer Zeit. Berlin: C. A. Schwetschke & Sohn 1927. (121 S.) gr. 8°. [3317

Moser, [Otto] v.: Die Vorkriegszeit, der Weltkrieg und der Zukunftskrieg im Augenwinkel der jüngeren und der älteren deutschen Generation. Berlin (W 9, Potsdamer Str. 22b): Dob-Verlag 1927. (36 S.) gr. 8°. — Aus: Deutscher Offizier-Bund. Jg. 6. 1927, Nr. 12 bis 14. [3318

Mertens, Carl: Ein Dokument zur Reichswehr und Stahlhelmpolitik, zuerst veröff. in d. „Menschheit" Nr. 30 vom 29. Juli 1927 mit erl. Aufsätzen von F[riedrich] W[ilhelm] Foerster. Wiesbaden: Verlag „Friede durch Recht" [1927]. (73 S.) kl. 8° = Dokumente deutschen Denkens und preußischer Prinzipien. H. 7. [3319

Sechs Jahre **Stahlhelm** in Mitteldeutschland. Hrsg. vom Stahlhelm, Landesverband Mitteldeutschland [früher Halle-Merseburg]. Mit über 400 Abb., größtenteils Orig.-Aufn. [z. T. auf Taf.] 2. Aufl. Herbst 1926. Halle a. d. S.: Karras & Koennecke in Komm. 1926. (240 S., XXIII S. Anlagen.) 4°. [3320

Hugelmann, Karl Gottfried: Der österreichische Bundesrat und seine Tätigkeit während der ersten Gesetzgebungsperiode des Nationalraste. Wien: J. Springer 1927. (45 S.) gr. 8° [Umschlagt.] = Abhandlungen zur österr. Verfassungs- u. Verwaltungsreform. H. 3. — Aus: Zeitschrift f. öffentl. Recht. Bd. 6, H. 2. [3321

Seipel (, Ignaz): Reden in Österreich und anderwärts. Eine Auswahl zu s. 50. Geburtstage hrsg. von Josef Geßl. Wien: Verlag „Heros" 1926. (328 S. mit 37 [ganzs.] Abb.) gr. 8°. [3222

Die österreichische **Aktion.** Programmatische Studien von August M. Knoll, Alfred Missong, Wilhelm Schmid [u. a.]. Wien 18, Ladenburggasse 58/12: Dr. Ernst Karl Winter in Komm. 1927. (304 S.) 8°. [3323

Ehrlich, Otto: Kann Österreich geholfen werden? Wien: Sesam-Verlag [1927]. (135 S.) gr. 8°. [3324

Rode, Walther: Österreichs fröhliche Agonie. Streitschriften und Pamphlete. Wien: Verlagsanstalt Dr. Zahn u. Dr. Diamant [Komm.: C. E. Krug, Leipzig] 1926. (100 S.) gr. 8° = Die österr. Reihe. Bd. 1. [3325

Sternberg, Adalbert, Graf: Warum Österreich zugrunde gehen mußte. 1. Gießhübel bei Solmus i. B.: Verlag Tagesfragen; Wien: „Heros"-Verlagsbuchh. in Komm. 1927. gr. 8° = Sternberg: Tagesfragen. H. 3/4. — 1. Die österreichischen Hofwürdenträger. (163 S.) gr. 8°. [3326

Anthony-Siegenfeld, Alfred: Das sterbende Österreich-Ungarn u. seine Nachfolgestaaten i. d. Ahnentafeln ihrer führenden Männer. Forschungen u. Mitt. d. österr. Inst. f. Genealogie. Jg. 1, H. 1, 2. [3327

Andreas, Willy: Österreich und der Anschluß. (1. Aufl.) Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte 1927. (29 S.) 4° = Einzelschriften zur Politik u. Geschichte. Schrift 25. (SA. aus: Archiv f. Politik, Jg. 5, H. 6.)
Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 518. [3328

Henle, Rudolf: Der Weg zum großdeutschen Reich. Ein Wort zur Verständigung über die deutsche Frage. München: Dr. Franz A. Pfeiffer 1927. (15 S.) 8°. [3329

Wittmayer, Leo: Österreichs Verfassungsentwicklung. Ein Beitrag zur Anschlußfrage. (Zs. f. d. ges. Staatswissensch. 83 S. 440.) [3330

Lilek, Em[il]: 1. Vorschläge zur Lösung der deutsch-österreichischen Anschlußfrage. 2. Konstatierungen über die Schuld am Ausbruche des Weltkrieges 1914. Celje: Selbstverlag Goricar & Leskovsek in Komm. 1927. (144 S.) kl. 8°. [3331

Kelsen, Hans: Die staatsrechtliche Durchführung des Anschlusses Österreichs an das Deutsche Reich. Wien: J. Springer 1927. (24 S.) gr. 8°. — Aus: Zeitschrift f. öffentl. Recht. Bd. 6, H. 3. [3332

„Auf dem **Wege** zum Anschluß". Wien: Verlag deutsche Einheit ([lt. Mitteilg.: Auslieferg. durch] Österr.-Deutschen Volksbund. 8°. [Umschlagt.] = Denkschrift d. Österr. Deutschen Volksbundes. 2. [3333

Rumer, Willy: Die Agrarreformen der Donau-Staaten. Eine agrarpolit. Untersuchg. d. Bodenreformen Österreichs, Ungarns, d. Tschechoslowakei, Bulgariens, Rumäniens u. Südslaviens i. d. J. 1917—1926. Innsbruck, Fischergasse 50: Selbstverlag (1927). (170 S.) 8°. [3334

Danneberg, Robert: Die politischen Parteien in Deutschösterreich. Die Wahlen im ersten Jahrzehnt d. Republik. Statist. Betrachtg. Wien: Wiener Volksbuchh. 1927. (46 S.) gr. 8°. [3335

Programm und Organisation der deutschösterreichischen Sozialdemokratie. 1. Parteiprogramm. 2. Agrarprogramm. 3. Organisationsstatut. Wien: Wiener Volksbuchh. 1927. (61 S.) 8°. [3336

Braunthal, Julius: Die Wiener Julitage 1927. Ein Gedenkbuch. (Wien:) Wiener Volksbuchh. 1927. (80 S. mit Abb., mehr. Taf.) 4°. [3337

Bauer, Otto: Der blutige 15. Juli. Rede. Wien: Wiener Volksbuchh. 1927. (32 S.) 8°. [3338

Danneberg, Robert: Die Wahrheit über die Polizeiaktion am 15. Juli. Der Bericht der vom Wiener Gemeinderat zur Untersuchung d. Ereignisse vom 15. Juli eingesetzten Kommission. Wien: Wiener Volksbuchh. 1927. (44 S.) 8°. [3339

Heller, Michael, u. Ludwig Heller: Gesetze und Verordnungen anläßlich des Brandes des Justizpalastes in Wien. Urkundenhinterlegung, Einreihung, Wiederherstellg. d. Grundbuches u. d. vernichteten Akten. Wien: J. Springer 1927. (IV, 78 S.) 8°. [3340

Csekonaes, Countess Elisabeth: Hungary new and old. [Budapest:] Printing office of the Hungarian Telegraph Correspondence Bureau [1926.]. (194 S., mehr. Taf., 1 farb. Kt., 1 farb. Pl.) kl. 8°. [3341

Fingeller, Hans: Die Wahrheit über Südtirol 1918—1926. Nach verbürgten Tatsachenstoff zsgestellt. (Diessen vor München 1926: Graph. Kunstanst. J. C. Huber.) (102 S.) 8°. [3342

La **Situation** dans le Tyrol Méridional de 1918 à 1927. Mémoire rédigé par les leaders des partis politiques du Tyrol du Sud. Imprimé comme manuscrit. [Aufgekl.:] Klosterneuburg: [Land-]Buchhandlung O. Höfels 1926. (54 S. gr. 8°. [3343

Stolz, Otto: Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden dargest. Bd. 1. München: R. Oldenbourg 1927. gr. 8°.

1. Einleitung u. Geschichte d. deutsch-talien. Sprachen-, Völker- u. Staatenscheide im Etschtale. (Vorw. d. Hrsg.: Karl Lamp.) (XIX, 243 S., 1 farb. Kt.)

Rez.: Zs. f. Ortsnam.forschung. 3, S. 223. [3344

Athanasius: Die Seelennot eines bedrängten Volkes. Von d. nationalen zur religiösen Unterdrückung in Südtirol. Innsbruck: Vereinsbuchh. in Komm. 1927. (104 S., 1 Kt.) 8°.

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 386. [3345

Schweinitzhengst, Franz: Deutsch-Südtirols Schicksale im Jahre 1926. (Deutschlands Erneuerung. 11, S. 102.) [3346

Lichtenstaedter, S[iegfried]: Süd-Tirol und Tessin. 2 national-internat. Fragen mit e. gemeins. Lösg. Diessen vor München: J. C. Huber 1927. (31 S.) 8°. [3347

(**Rust,** Hans-Joachim:) Aus Tirol. (Berlin: Schriftleitung d. „Deutschen Flugschriften" (32 S.) kl. 8° = Deutsche Flugschriften. [3348

Meier, Ernst: Handbuch der Deutschen Reparation. Lfg. 1. (IV, 208 S.) Leipzig: A. Deichert 1927. gr. 8°. [3349

Greux, Lucien: Histoire des violations du traité de paix. T. 4. Paris: Champion 1927.

Rez.: Revue des questions hist. T. 55, S. 500. [3350

Deutschland unter dem Dawes-Plan. Die Reparationsleistungen im 2. Tl. des 2. Planjahrs. Die Berichte d. Generalagenten vom 30. Nov. 1926 nebst Sonderberichten d. Kommissare u. Treuhänder. Berlin: Reimar Hobbing 1927. (V, 349 S. mit Fig., eingedr. Kurven u. Kt., 1 Taf.) gr. 8°. [3351

Deutschland unter dem Dawes-Plan. Die Reparationsleistungen in der ersten Hälfte d. 3. Planjahres. Die Berichte des Generalagenten vom 10. Juni 1927 nebst Sonderberichten d. Kommissare u. Treuhänder. Berlin: R. Hobbing 1927. (V, 306 S. mit Abb. u. eingedr. Kurven.) gr. 8°. [3352

Gilbert, S. Parker: Die Bedeutung des Dawesplanes. Rede. In engl. Sprache u. in deutscher Übers. hrsg. von Friedrich Raab. (1. Aufl.) Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Pol. u. Gesch. 1926. (27 S.) 4° — Arbeitsstätte f. sachl. Politik, E. V. Materialien zur Reparationspolitik. [3353

Quaatz, R[einhold] G[eorg]: Die Einheitsfront im Reichstage gegen den Dawesplan. Berlin: Deutschnationale Schriftenvertriebsstelle 1927. (8 S.) 8° = Flugschrift. Nr. 290. [3354

Mehrmann, Karl: Locarno-Thoiry-Genf — in Wirklichkeit. Eine Bilanz d. Rheinlandräumung. Berlin: R. Hobbing [1927]. (III, 207 S.) 8°. [3355

Freytagh-Loringhoven, [Axel] Frh. von: Von Locarno nach Genf und Thoiry. Berlin: Brunnen-Verlag K. Winckler 1926. (32 S.) 8° = Politische Schriften. H. 10. [3356

Criée, Rudolf: Das Londoner Abkommen vom 30. August 1924 und seine Bedeutung für die deutsche Volkswirtschaft. 2. Aufl. Leipzig: Julius Klinkhardt 1927. (32 S.) 8°. [3357

Das Pariser **Abkommen** vom 5. Mai 1925 über die „Finanzielle Regelung der Leistungen aus Artikel 8 bis 12 des Rheinlandabkommens" u.s. Ausführungs- u. Erg.-Abkommen. Bearb. u. erl. von Hans Ronde. Berlin: C. Heymann 1927. (XVI, 495 S.) 4°. [3358

Martens, Heinrich: Zur Transferierung der deutschen Reparationsleistungen. Berlin-Charlottenburg, Schillerstr. 44: Gebr. Hoffmann 1927. (VII, 132 S.) gr. 8°. [3359

Guhr, Hans: Sieben Jahre interalliierte Militär-Kontrolle. Breslau: Korn 1927. (1043 S.) 8°.

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 517. [3360

Dryander, [Gottfried] v.: Die Not des besetzten Gebietes. Referat bei d. Tagung d. Deutschnationalen Reichsausschusses f. d. besetzten Gebiete am 6. Dez. 1926 im Reichstag. Berlin: Deutschnat. Schriftenvertriebsstelle 1927. (16 S.) 8° = [Deutschnationale] Flugschrift. 277. [3361

Grimm, Friedrich: Der Prozeß Rouzier. Eine Anklageschrift gegen d. Unrecht d. Besetzg. Bearb. auf Grund d. Prozeßakten mit e. Einl. Berlin: O. Stollberg (1927). (94 S.) gr. 8°. [3362

Siemering, Hertha: Optantennot u. Wohlfahrtspflege. (Kölner sozialpolit. Vierteljahrsschr. VI, S. 177.) [3363

Pohl, Heinrich: Die elsaß-lothringische Frage. Eine Studie zur Kritik d. Versailler Vertrags. Stuttgart: F. Enke 1927. (63 S.) 4° = Tübinger Abhandlungen zum öffentl. Recht. H. 12. [3364

Meyer, Eugen: Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen. Münster i. W.: Aschendorff 1927. (XII, 84 S. mit [eingedr.] Kt., [mehrere] Taf.) = Deutschtum u. Ausland. H. 7.

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 385. [3365

Obernesser, Georg: Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen. Vortr. Frankfurt a. M.: Verlag d. Deutschen Corpszeitung 1926. (16 S.) gr. 8° = Schriften d. Deutschen Corpszeitung. Nr. 3. [3366

Kolb, Albert: Aus der Schreckenszeit im Elsaß. Eine handschriftl. Liste elsäß. Verdächtiger. Elsaß-Land. Jg. 7, Nr. 5. [3367

Elsaß-Lothringen 1926. Von einem Elsäßer. (Deutschlands Erneuerung. 11, S. 98.) [3368

Schickele, René: Meine Elsäßer. (Die neue Rundschau. 38, S. 241.) [3369

Oberschall, Albin: Die Nationalitätenfrage in der Tschechoslowakei. [Mit Sprachenkt.] Reichenberg: Sudetendeutscher Verlag F. Kraus 1927. (43 S. mit 1 Fig. u. 1 eingedr. Kt., 1 farb. Kt.) gr. 8° = Veröffentlichung d. Verlages d. Deutsch-polit. Arbeitsamtes [Arbeitsstelle]. 28. [3370

Kaindl, Raimund Friedrich: Der Völkerkampf und Sprachenstreit in Böhmen im Spiegel der zeitgenössischen Quellen. Mit e. Anh.: Ausblick in d. Zukunft. Wien: W. Braumüller 1927. (VII, 72 S.) gr. 8°. [3371

Knoll, Kurt: Eine offene Schuld Amerikas an 3½ Millionen Deutsche in der Tschechoslowakei. Eine hist. Darst. u. Aufklärg. f. alle Freunde d. Wahrheit u. d. wirkl. Völkerfriedens. (Zum Geleite: Hans Knirsch.) Wien 8, Floriangasse 39: Sudetendeutsche Verlagsbuchh. 1927. (51 S., 1 farb. Kt.) gr. 8°. [3372

Winter, Eduard: Die Deutschen in der Slowakei und in Karpathorußland. 3. Aufl. Münster i. W.: Aschendorffsche Verlh. 1926. (VIII, 98 S., 9 S. Abb., 2 Kt.) 8° = Deutschtum u. Ausland. H. 1.

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 385. [3373

Müller, Rudolf: Bei den Deutschen in der Slowakei und in Karpathorußland. Ein Bild völk. Wiedergeburt. Reichenberg: Sudetendeutscher Verlag F. Kraus [1926]. (64 S. mit Abb.) 8° [Umschlagt.] = Sudetendeutsches Volk u. Land. H. 6. [3374

Lehmann, Emil: Vom deutschen Böhmerland. Mit 50 Städte- u. Landschaftsbildchen u. 1 [eingedr.] Übersichtskt. (Hrsg. von d. „Heimatbildg".) Reichenberg: Sudetendeutscher Verlag F. Kraus 1928. (92 S.) 8° = Sudetendeutsches Volk u. Land. H. 1. [3375

Pfitzner, Josef: Das Erwachen der Sudetendeutschen im Spiegel ihres Schrifttums bis zum Jahre 1848. Augsburg: J. Stauda 1926. (411 S.) 8° = Ostmitteldeutsche Bücherei.

Rez.: Mitt. aus d. hist. Lit. NF 16, S. 87. [3376

Oberschall, Albin: Die Sudetendeutschen nach Beruf und sozialer Schichtung. Reichenberg: Sudetendeutscher Verlag Fr. Kraus [1927]. (27 S. mit Abb.) gr. 8° [Umschlagt.] = Sudetendeutsches Volk u. Land. H. 5. [3377

Bürger, Erhard Gottfried: Zur Charakteristik des sudetendeutschen Bauerntums. Ein Beitrag zur Naturgeschichte unserer Dörfer. Augsburg: J. Stauda (1927). (7 S.) 8°. — Aus: Sudetendeutsches Jahrbuch. 1927. [3378

Haller, Curt: Von sudetendeutscher Not. Plauen i. V.: Das junge Volk, Verlag (Günther Wolff [1927]). (20 S. mit Abb.) 4° = Vom Deutschtum vor d. Grenzen. H. 1. [3379

(**Ullrich,** Josef:) Was ist der Bund der Deutschen in Böhmen? (Welchen Zweck hat er? Was leistet er? Welches Ziel verfolgt er?) Eine aufklär. Schrift. Teplitz-Schönau, Lange Gasse 42: Selbstverlag (d. Bundes d. Deutschen in Böhmen [1927]). (28 S.) kl. 8° = Die Bundesarbeit. Nr. 8. [3380

Zum **Gesamtziel** der sudetendeutschen Volksbildung. „Dreitägige Arbeitsgemeinschaft sudetendeutscher Volksbildner", am 3. bis 5. Jänner 1927 zu Reichenberg veranstaltet durch d. Gesellschaft f. deutsche Volksbildg. in d. Tschechoslowakischen Republik. Hrsg. von Emil Lehmann. Reichenberg: Sudetendeutscher Verl. Fr. Kraus 1927 (45 S.) gr. 8° [Umschlagt.] = „Heimatbildung." Sonderh. [3381

———

Pohl, Heinrich: Die belgischen Annexionen im Versailler Vertrage. (Vortr.) Stuttgart: W. Kohlhammer 1927. (44 S.) 8°. [3382

Wirths, Werner: Eupen-Malmedy u. d. Selbstbestimmungsrecht. Rhein. Beobachter. Jg. 6, 1927, S. 39. [3383

Echo aus Eupen-Malmedy-Monschau. Grenzdeutsche Rundschau. Hrsg. im Namen d. Vereinigten Landsmannschaften Eupen-Malmedy-Monschau. (Verantw.: Kurt Niemann.) Jg. 1. 1926/1927. (12 Nrn.) Nr. 4. Jan. (16 S. mit 1 Abb.) Friedeberg (Queis): Iserverlag Dresler & Co. (1927.) 4°. [3384

Allen, Henry T.: Die Besetzung des Rheinlands. Deutsche Ausg. Mit 1 [Titel]bildn. u. 1 Übersichtskt. Berlin: R. Hobbing [1927]. (262 S.) gr. 8°.

In der deutschen Ausg. sind Kürzgn. dort vorgenommen, wo d. amerikan. Orig. d. deutschen Leser nur bekannte Dinge bringen.

Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 517. Rhein. Beobachter. 6, S. 267, 279. [3385

Mordacq, H.: La mentalité allemande. Paris: Plon 1927.

Rez.: Revue de questions histor. T. 55 S. 491. [3386

Mordacq, H.: Die deutsche Mentalität. 5 Jahre Befehlsgewalt am Rhein. Aus d. Franz. übertr. von Josef Gleichauf. Mit e. Geleitw. von Präsid. Dr. Dr. Dr. h. c. Kaufmann, Vorsitz. d. Reichsverb. d. Rheinländer. (1.—5. Tsd.) Wiesbaden: H. Rauch 1927. (XIV, 368 S.) 8°. [3387

Steiner, Walter: Französischer Geistesdruck am Rhein. Geschehenes u. Gegenwärtiges nach authent. Material. Berlin: Verlag „Rhein. Beobachter". (251 S.) 8° = Rheinische Schicksalsfragen. Schrift 15/17. [3388

Frankreich am Rhein, an der Ruhr und Saar im Spiegel der Karikatur und Satire. 7 Jahre Leidenszeit e. treudeutschen Bevölkerung! (Ein polit. Bilderbuch aus d. J. 1919—1927. Vorw. E. Lanz-Bartenberg. Saarbrücken: Saar-Illustrierte. (1927.) (79 S. mit Abb.) [3389

Linnebach, Karl: Die Entmilitarisierung der Rheinlande und der Vertrag von Locarno. Eine völkerrechtl. Untersuchg. Berlin: Verlag „Rhein. Beobachter" [; lt. Mitteilg.: Reimar Hobbing] 1927. (X S., S. 3—227 mit mehr. Kt.) 8° = Rheinische Schicksalsfragen. Schrift 18/20. [3390

Hertling, [Ottilie] Freiin von: Französische Sicherheit und Rheinlandräumung. Ein Ausschnitt aus der öffentl. Meinung Frankreichs. Berlin:

Verlag „Rheinischer Beobachter“ [lt. Mitteilg.: Reimar Hobbing 1927]. (88 S. mit 1 eingedr. Kt.) gr. 8°. [3391

Rheinbaben, von: Rheinlandräumung und Völkerbund.
Rez.: Rhein. Beobachter. Jg. 6, 1927, S. 148.

Mahraun, Artur: Der nationale Friede am Rhein. Berlin: Jungdeutscher Verlag [1926]. (30 S.) 8°. [3393

Germann, Georg [Pseud.]: Im Gefängnis der Separatisten. Wahre Begebenheit aus d. Leidensjahren d. Pfalz. Nürnberg: A. Schmalz 1927. (144 S.) 8°. [3394

Huttebräuker, K.: Das Saargebiet im Jahre 1926. (Deutschlands Erneuerung. 11, S. 33.) [3395

Görgen, J.: Die Volksabstimmung im Saargebiet. (Gelbe Hefte. 3, II, S. 521.) [3396

Sengstock [, Paul], [Hermann] Faßbender u. [Wilhelm] Roggendorff: Albert Leo Schlageter. Seine Verurteilung u. Erschießung durch d. Franzosen in Düsseldorf am 26. Mai 1923. (Wahrheitsgetreu) dargest. von d. einzig beteiligten Augenzeugen. Mit e. Geleitw. v. [Wilhelm] Cuno. Düsseldorf: Neue Brücke Verlag. (145 S., mehr. Taf., 1 eingedr. Faks.) 8°. [3397

Reiß-Vasek, E.: Albert Leo Schlageter. (Gelbe Hefte. 3, I, S. 134.) [3398

Alnor, Karl: Handbuch zur schleswigschen Frage, in Verb. mit Otto Scheel hrsg. Bd. II. Die schleswigsche Frage von 1914—1920. Tl. 1. Lfg. 4. Neumünster i. Holst.: K. Wachholtz [1927]. 4°.
II, 1, 4. Die Kriegszeit. Lfg. 4. (S. 521 bis 643.) [3399

Jensen, Hans: Der Grenzkampf in der Nordmark vor und nach dem Kriege. (Verg. u. Gegenw. 17, S. 80.) [3400

Meyersahm [, Hans]: Die Nordmark im Jahre 1926. Kiel [, Holstenstr. 34]: Kieler Zeitung [1927]. (11 S.) 8°.
Rez.: Deutschlands Erneuerung. 11, S. 89. [3401

Schroeder, Karl-Ludwig: Die völkerrechtliche Stellung Danzigs. Breslau: J. U. Kern's Verl. 1927. (XII, 96 S.) gr. 8° = Zeitschrift f. Völkerrecht. Bd. 14, Erg. II. [3402

Rudolph, Theodor: Staat u. Bistum Danzig. (Arch. f. Pol. u. Gesch. 5. (10.) Jg., H. 5, S. 443—456.
Rez.: Verg. u. Gegenw. 17, S. 403. [3403

Dietze, C. von: Der Kampf um den Boden der deutschen Ostmark. Rede. Rostock: C. Hinstorff (1927). (19 S.) 8° = Rostocker Universitäts-Reden. 3. [3404

Fürst, Johann: Der Widersinn des polnischen Korridors, ethnographisch, geschichtl. u. wirtschaftl. dargest. Eine Entgegnung auf d. Schrift von Dr. Slawski: Polens Zugang zum Meere u. d. Interessen Ostpreußens. Berlin: Deutsche Rundschau 1926. (147 S. mit Abb., 2 [1 farb., 1 eingedr.] Kt., mehr. Taf., 1 Tab.) gr. 8°.
Rez.: Mitt. d. westpr. Gesch.ver. 26, S. 16.

Reinhart, Hugo: Der deutsch-polnische Minderheitenschutz in Oberschlesien. (Schles. Mon.hefte. Jg. 4, S. 417.) [3406

Mollmann, F[riedrich]: Deutsch-evangelisch unter der polnischen Zwingherrschaft. Bilder aus d. verlorenen Ostmark. Leipzig: Sächs. Verlagsgesellschaft [1927]. (22 S.) kl. 8° = In Treue fest! 13. [3407

Deu, Fred-Hermann: Das Schicksal des deutschen Memelgebietes. Seine wirtschaftl. u. polit. Entwicklg. seit d. Revolution. Berlin: Verlag der Neuen Gesellschaft 1927. (105 S., 8 Taf., 1 Kt.) gr. 8°. [3408

Die **Verfassung** des Deutschen Reichs. Verfassungsurkunde mit Inhaltsangabe, Überschriften u. Sachreg., besprochen von Conrad Haußmann. [11. Aufl.] Stuttgart: W. Kohlhammer 1927. (LV, 77 S.) kl. 8°. [3409

Die **Verfassung** des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 mit den wichtigsten Nebengesetzen. Textausg. mit Einf. u. Sachverz. hrsg. von Rudolf Oeschey. 5., durchges. u. verm. Aufl. München: C. H. Beck'sche Verlh. 1928. [Ausg. 1927]. (VIII, 342 S.) kl. 8° = Deutsche Reichsgesetze. [3410

Bühler, Ottmar: Die Reichsverfassung vom 11. August 1919. Mit Einl., Erl. u. Gesamtbeurteilg. nebst e. Anh. enth. d. Wortlaut d. Geschäftsordngn. f. d. Reichstag u. f. d. Reichsregierung. 2. Aufl. Leipzig: Teubner 1927. (194 S.) kl. 8° = Aus Natur u. Geisteswelt. Bd. 1004.
Rez.: Mitt. a. d. hist. Lit. N. F. 16, S. 97. [3411

Berger, Siegfried: Einführung in die deutsche Reichsverfassung vom 11. August 1919. 40.—45. Tsd. Berlin: Zentral-Verlag 1927. (92 S. mit Abb.) 8°. [3412

Hübel, Paul: Gesetzes-Materialien und Schrifttum zur Reichsverfassung 1919. München: J. Schweitzer Verl. 1927. (26 S.) gr. 8°. [3413

Görler, Carl: Die Weimarer Verfassung im Verhältnis zu ihrem Frankfurter Vorbild und zum Werke Bismarcks. Annaberg, Erzgeb.: Neupädagog. Verlag 1927. (28 S.) gr. 8°. [3414

Bredt, Joh. Victor: Der Weg der Verfassungsänderung. (Zs. f. d. ges. Staatswissensch. 82, S. 437.) [3415

Koellreutter, Otto: Der deutsche Staat als Bundesstaat und als Parteienstaat. Tübingen: Mohr 1927. (39 S.) gr. 8° = Recht u. Staat. 51.
Rez.: Zs. f. d. ges. Staatswissensch. 84, S. 394. [3416

Widenbauer, Georg: Bayerns Eigenstaatlichkeit innerhalb des Reichs. Ein Mahnwort gegen d. polit. Entrechtung d. Staates Bayern. München: J. Lindauer 1927. (23 S.) gr. 8°. [3417

Buchegger, Karl: Unitarismus und Föderalismus in der Weimarer Reichsverfassung. Staatsrechtliche Studie. Karlsruhe: Macklotsche Druckerei 1927. (55 S.) 8°. [3418

Kluge, Hans: Föderalismus und Reichsverfassung. Dresden: C. Heinrich (1926). (31 S.) 8°.
Rez.: Zs. f. d. ges. Staatswissensch. 84, S. 167. [3419

Braun, Otto: Deutscher Einheitsstaat oder Föderativsystem? 2., durch-

ges. Aufl. Berlin: C. Heymann 1927. (VIII, 35 S., 2 Anlagen auf 1 Taf.) gr. 8°. [3420

Schmittmann u. a.: Süd u. Nord im deutsch. Föderalismus. (Allg. Rundschau. 24, S. 82.) [3421

Gegen den Einheitsstaat. (Süddeutsche Monatshefte. Jg. 25, H. 4.) [3422

Welche Wege führen zum Deutschen Einheitsstaat? Ermöglicht er stärksten Abbau d. übermäß. Verwaltungsapparates, Rationalisierung d. Wirtschaft, Förderung d. Sozialpolitik u. dient er d. nationalen Lebensnotwendigkeiten d. deutschen Kultur? (Vorw.: Herm. Müller. Frankfurt a. M., Lenaustr. 38:) Reichsvorstand d. Deutschen Republikanischen Reichsbundes (1926). (48 S.) 4°. [3423

Heyland, Carl: Zur Lehre von der staatsrechtlichen Stellung der Reichsratsmitglieder nach dem deutschen Reichs- und Landesstaatsrecht. Eine dogmat. Studie. Stuttgart: W. Kohlhammer 1927. (VIII, 285 S.) gr. 8°. [3424

Die **Verfassung** des Freistaats Preußen. Vom 30. Nov. 1920. Textausg. mit Sachreg. 21.—23. Tsd. Berlin: Carl Heymann 1927. (27 S.) 8°. [3425

Vogels, Alois: Die preußische Verfassung. Erl. 2., neubearb. Aufl. Berlin: F. Vahlen 1927. (VII, 211 S.) 8°. [3426

Keller, Hans: Volksentscheid u. Volksbegehren in der Weimarer Verfassung des Deutschen Reiches. (Schweiz. Monatshefte f. Pol. Jg. 7, S. 482.) [3427

Kummert, W[illi] H[ermann]: Fürstenabfindung, Volksbegehren! Revolutionäre Bedeutung. Berlin W 9, Köthener Str. 7: W. H. Kummert 1926. (14 S.) 8°. [3428

Schmitt, Carl: Volksentscheid und Volksbegehren. Ein Beitr. zur Auslegung d. Weimarer Verfassg. u. zur Lehre von d. unmittelbaren Demokratie. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1927. (54 S.) gr. 8° = Beiträge zum ausländ. öffentl. Recht u. Völkerrecht. H. 2. [3429

Volksbegehren und Volksentscheid „Enteignung der Fürstenvermögen". [Nur] Anh.: Bearb. im Statist. Reichsamt. Berlin: Reimar Hobbing 1926. (38 S.) 4° = Statistik d. Deutschen Reichs. Bd. 332, Anh. — Anh.: Die Vorabstimmung in Hannover am 18. Mai 1924. [3430

Wüst, Reinhard: Volksrecht und Fürstenrecht in deutscher Not. Halle [Saale], [Sophienstr. 32]: Verlag „Der Rechtsstaat" 1927. (40 S.) 8°. [3431

Lufft, Hermann: Souveränitätskonflikt zwischen Reichspräsident u. Reichstag. (Hochland. 1924, I, S. 682.) [3432

Hellpach, W[illy], u. [Alexander] Graf zu Dohna: Die Krisis des deutsch. Parlamentarismus. Vorträge. Karlsruhe: G. Braun 1927. (III, 35 S.) 8°. [3433

Hellpach, Willy: Parlaments-Dämmerung. (Die neue Rundschau. 38, S. 337.) [3434

Roger, Hans: Die uns regieren. Krit. Streifzüge durch Parlament, Parteien u. Presse. Magdeburg [, Peterstr. 12]: Frundsberg-Verlag [1927]. (131 S. mit Abb.) [3435

Spickernagel, Wilhelm: Der deutsche Liberalismus in Vergangenheit und Gegenwart. Berlin: Staatspolit. Verlag 1926. (18 S.) gr. 8°. [3436

Wertheimer, Fr(itz): Von deutschen Parteien und Parteiführern im Ausland. Berlin: Zentral-Verlag 1927. (251 S.) 8°.
Rez.: Arch. f. Pol. u. Gesch. 5, S. 344. [3437

Kamm, Walther: Abgeordnetenberufe und Parlament. Die berufl. Gliederung d. Abgeordneten in d. deutschen Parlamenten im 20. Jahrh. (Ein Beitr. zur Soziologie d. Parlamentarismus.) Karlsruhe: G. Braun 1927. (VIII, 65 S.) gr. 8° = Sozialwissenschaftliche Abhandlungen. Bd. 4. [3438

Herrfahrdt, Heinrich: Die Kabinettsbildung nach der Weimarer Verfassung unter dem Einfluß d. politischen Praxis. Berlin: O. Liebmann 1927 = Öffentlich-rechtl. Abhandlungen. H. 9.
Rez.: Die Gesellsch. 5, S. 91. [3439

Muth, Karl: Res publica 1926. Gedanken zur polit. Krise d. Gegenwart. (Hochland. 24, I, S. 1.) [3440

Meystre, Fritz: Die sozialen Wahlen des Jahres 1927. Eine Vortragsskizze. Berlin: Deutschnationale Schriftenvertriebsstelle (1927). (24 S. mit 1 farb. Fig.) gr. 8° = Arbeiterbundesschriften. Nr. 10 = [Deutschnationale] Flugschrift Nr. 297. [3441

Reptau, Gustav: Das System der politischen Korruption [Schwarze Kampfform]. (O. O.: Selbstverlag; Ausliefrg.: Berlin W 30, Neue Winterfeldtstr. 40: Stier & Stobbe 1927.) (32 S.) kl. 8°. [3442

Jünger, Friedrich Georg: Aufmarsch des Nationalismus. Leipzig: „Der Aufmarsch" 1926. (XX, 69 S.) kl. 8° = Der Aufmarsch. Bd. 2. [3443

Rosenberg, Alfred: Nationalsozialismus u. Jungdeutscher Orden. Eine Abrechnung mit Artur Mahraun. München: Frz. Eher Nachf. 1927. (32 S.) 8°. [3444

Adolf **Hitler** und seine Bewegung im Lichte neutraler Beobachter und objektiver Gegner. München: F. Eher Nachf. 1927. (32 S.) 8°. [3445

Hitler, Adolf: Mein Kampf. Die national-sozialist. Bewegung. Bd. 2. München: F. Eher Nachf. 1927. gr. 8°. 2. (XI, 354 S.) [3446

Sondermann, Gustav: Von der kommenden Revolution. Nürnberg 1 [, Fach 66]: Verlag „Das Dritte Reich" [1927]. (66 S.) 8° = Schriftenreihe d. Oberlandkreises. H. 2. [3447

Lambach, Walther: Der Kampf um die Führung des Reiches. [Die Aktion gelegentl. d. Beratg. d. Erwerbslosenvorlagen.] Berlin: Deutschnat. Schriftenvertriebsstelle 1926. (12 S.) 8° = [Deutschnationale] Flugschrift Nr. 271. [3448

Westarp, [Cuno] Graf: Unser Weg zur Macht in Reich und Ländern! Rede. Berlin: Deutschnationale Schriftenvertriebsstelle 1927. (16 S.) 8° = [Deutschnationale] Flugschrift. Nr. 304. [3449

Westarp, [Cuno] Graf: Deutschnationale Innenpolitik in der Regierungskoalition. Berlin: Deutschnationale Schriftenvertriebsstelle 1927. (31 S.) 8° = Flugschrift. Nr. 292. — Zusammenstellg. d. in d. Kreuzztg. erschienenen Aufsätze. [3450

Westarp, [Cuno] Graf: Die deutschnationale Arbeit in der Regierungskoalition. Sommertagung 1927. Berlin: Deutschnatio-

nale Schriftenvertriebsstelle 1927. (46 S.) 8° = [Deutschnationale] Flugschrift. Nr. 296. [3451

Heger, Klaus: Die Deutsche Demokratische Partei in Württemberg und ihre Organisation. Leipzig: Th. Weicher 1927. (VIII, 133 S.) 4° = Leipziger rechtswissenschaftl. Studien. H. 24.]3452

Ebert, Friedrich: Kämpfe und Ziele. (Aus s. Nachlaß.) Mit e. Anh.: Erinnergn. von s. Freunden. Dresden: C. Reißner [1927]. (408 S. mit 1 eingedr. Faks., 1 Titelb.) 8°. [3453

Radikale **Sozialdemokratien** ([Umschlagt.:] Sozialdemokratie) und Kommunisten im Sächsischen Landtage. Leipzig: C. F. Richter [lt. Mittlg:. Leipzig-Oetzsch, Dorfstr. 10: Bezirksbürgerrat Leipzig-Land 1926]. (IV, 76 S.) 8°. [3454

Mit oder gegen **Moskau?** Eine Mahng. an d. Deutsche Volk. (Aus d. Russ. von S. Koch. Hrsg. u. mit Vorw. vers. von Johannes Martini.) Dresden: Sibyllen-Verlag 1927. (219 S.) gr. 8°. [3455

Gerloff, Wilhelm, o. ö. Prof. d. Physiologie: Das Finanzsystem des Deutschen Reiches. Rede, geh. von W. Gerloff. Frankfurt a. M.: Werner & Winter; Ausliefrg: Blazek & Bergmann 1927. (26 S.) gr. 8° = Frankfurter Universitätsreden. 1926/27. 25. [3456

Oberfohren, Ernst: Reichshaushalt und Finanzausgleich. Reichstagsrede. Berlin: Deutschnationale Schriftenvertriebsstelle 1927. (20 S.) 8° = Flugschrift Nr. 287. [3457

Schröder, Karl: Die deutsch-schweizerischen Staatsverträge über Goldhypotheken. Mit e. Geleitw. von (Hans) Reichel. Berlin: E. Ebering 1927. — Hamburg, jur. Diss. von 1925. [3458

Jonuschat, Hans: Die Steuerpolitik der Parteien im Reichstag 1920—1923. Charlottenburg, Schillerstr. 44: Gebr. Hoffmann 1927. (VII, 202 S.) gr. 8°. [3459

Görtz, Hermann: Auswärtige Anleihen. Marburg: N. G. Elwertsche Verlh. 1926. (XII, 231 S.) gr. 8° = Arbeiten zum Handels-, Gewerbe- u. Landwirtschaftsrecht. Nr. 45. [3460

Die deutschen **Banken.** 1924—1926. Berlin: Reimar Hobbing 1927. (179 S. mit eingedr. Kurven.) 4° = Einzelschriften zur Statistik des Deutschen Reichs. Nr. 3. [3461

Winter, (Gustav): Der große Betrug der Inflation und Deflation. Kampf- u. Aufklärungsschrift des deutschen Volksbundes „Wahrheit u. Recht". Leipzig (Hainstr. 23): Selbstverlag 1927. (22 S.) 8°. [3462

Büscher, Gustav: Die Inflation und ihre Lehren. Zürich: A. Rudolf 1926. (IV, 188 S.) 8°. [3463

Schacht, Hjalmar: Die Stabilisierung der Mark. 7. u. 8. Tsd. (Mit e. Portrait [Titelb.]) Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1927. (XI, 194 S.) gr. 8°. [3464

Wüst, Reinhard: Graf Posadowsky und die Aufwertung. Halle [Saale]: Verlag „Der Rechtsstaat" 1927. (24 S.) 8°. [3465

Kaff, Siegmund: Der Bankrott der Nullen. Parteien u. Politiker im Zeitalter d. In- und Deflation. Wien: M. Perles 1927. (80 S.) gr. 8° = Gegen den Strom. Flugschriften in zwölfter Stunde. H. 8. [3466

Der auswärtige **Handel** Deutschlands im Jahre 1926 verglichen mit den Jahren 1913 u. 1925. Bearb. im Statist. Reichsamt. H. 2. Berlin: R. Hobbing 1927. 4° = Statistik d. Deutschen Reiches. Bd. 339, 2. — 2. Spezialhandel nach Erdteilen u. Ländern u. Anteil d. einzelnen Länder [Gesamtergebnisse]. Spezialhandel nach Ländern aufgestellt nach d. Internationalen Verzeichnis. (211 S.) [3467

Rabinowitsch, J. M.: Rechtsfragen des Deutsch-Russischen Handels [Kommentar zu d. Art. 7—10 d. Wirtschaftsabkommens vom 12. 10. 1925]. Berlin: R. L. Prager 1926. (17 S.) gr. 8° = Internationale Rechtspraxis. H. 7. [3468

Pieper, J[oachim] A[ndreas]: Die deutsch-russischen Wirtschaftsbeziehungen. Vortr. (Darmstadt: [Sekretariat] d. Techn. Hochschule 1926.) (28 S.) gr. 8° = Schriften d. hess. Hochschulen. Technische Hochschule Darmstadt. Jg. 1926, H. Nr. 5. [3469

Harms, Bernhard: Vom Wirtschaftskrieg zur Weltwirtschaftskonferenz. Weltwirtschaftl. Gestaltungstendenzen im Spiegel ges. Vorträge. Jena: G. Fischer 1927. (XV, 359 S.) gr. 8°. [3470

Ruhrbesetzung und Weltwirtschaft. Eine internationale Untersuchung d. Einwirkungen d. Ruhrbesetzung auf d. Weltwirtschaft. Hrsg. von Ernst Schultze, Leipzig: G. A. Gloeckner 1927. (256 S.) gr. 8° = Schriften d. Weltwirtschafts-Instituts d. Handels-Hochschule Leipzig. Bd. 3. [3471

Pantlen, Hermann: Der Wiedereintritt Deutschlands in die Weltschiffahrt. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1927. (VII, 84 S.) gr. 8° = Sozialwissenschaftl. Forschungen. Abt. 4, H. 5. [3472

Bunzel, Joachim: Die Wirtschaftsgesinnung der Christlich-Sozialen. Leipzig: A. Deichert 1927. (142 S.) 8° = Kirchlich-soziales Heft. Nr. 65. [3473

Die deutsche **Wirtschaftspartei.** Berlin 1927: A. Fürst & Sohn (48 S.) 8° = Materialien zur demokrat. Politik. Nr. 132. [3474

Feldhaus, Erich: Die mitteldeutsche Frage. Gedanken über Verwaltungsreform u. Verwaltungssitz. Magdeburg: Faber'sche Buchdr. [1927]. (67 S. mit eingedr. Kt., mehr. Taf.) gr. 8°. [3475

Mitteldeutschland. Reden u. Beschlüsse d. Landtages d. Provinz Sachsen. Merseburg: F. Stollberg 1927. (34 S.) 4°. [3476

Weiss, Hilde: Abbe und Ford. Kapitalist. Utopien. Berlin: R. L. Prager 1927. (VI, 90 S.) gr. 8°. [3477

Federn-Kohlhaas, Etta: Walther Rathenau. Sein Leben u. Wirken. Mit 20 Bildtaf. u. [eingedr.] Faks. Dresden: C. Reißner 1927. (256 S.) 8°. [3478

Révész, Imre: Walther Rathenau und sein wirtschaftliches Werk. Dresden: C. Reißner 1927. (174 S., 1 Titelb.) 8°. [3479

Simon, [Hugo] F[erdinand]: Aus Walther Rathenaus Leben. Dresden: C. Reißner 1927. (30 S.) 8° = Schriften d. Walther Rathenau-Stiftung. Nr. 1. [3480

Hermann von Bruiningk, †30. Mai 1927, zum Gedächtnis. (Mittlg. aus d. livländ. Gesch. Bd. 24, H. 1.) [3481

Mirbt, Carl: Das Konkordatsproblem der Gegenwart. Berlin: Verlag des Evang. Bundes

1927. (60 S.) gr. 8° = Protestantische Studien. H. 8. [3482

Hilling, Nikolaus: Die drei letzten Konkordate des Hl. Stuhles mit Lettland, Bayern u. Polen. Freiburg i. Br.: J. Waibel 1927. (46 S.) 8° = Quellensammlung für das geltende Kirchenrecht, katholisches Kirchenrecht und deutsches Staatskirchenrecht. H. 16. [3483

Brein, J. A.: Der publizist. Kampf um d. bayr. Konkordat vom 29. März 1924. (Hist. Jb. 47, S. 547.) [3484

Arndt, Georg: Das Vordringen Roms in Berlin und in der Mark Brandenburg. 3. verm. Aufl. Berlin: Verlag d. Evangel. Bundes 1927. (56 S.) 8°. [3485

Pfannkuche-Mengershausen, August: Die religiöse Bewegung der Gegenwart und die Freimaurerei. Vortr. 1927. (15 S.) gr. 8° [Kopft.] — Aus Jahrbuch d. Vereins deutscher Freimaurer 1925/26. [3486

Pinnow, Hermann: Deutschland im Lichte ausländischer Schulbücher der Nachkriegszeit. Im Auftr. d. Verbandes Deutscher Geschichtslehrer hrsg. (1. Tsd.) Berlin: Verlag f. Kulturpolitik 1927. (109 S.) 4°. [3487

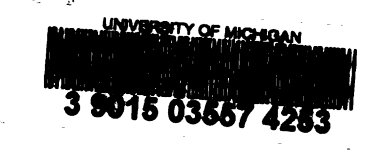
———

Domela, Harry: Der falsche Prinz. Leben u. Abenteuer. Im Gefängnis zu Köln von ihm selbst geschrieben Januar bis Juni 1927. Berlin: Malik-Verlag (1927). (307 S.) 8°. [3488

Graf, Oskar Maria: Wir sind Gefangene. Ein Bekenntnis aus diesem Jahrzehnt. München: Drei Masken-Verlag (1927). (747 S.) 8°. [3489

Hoelz, Max: Briefe aus dem Zuchthaus. Hrsg. u. mit e. Nachw. vers. von Egon Erwin Kisch. Berlin: E. Reiß (1927). (127 S.) 8° — [Rückent.] Hoelz: Zuchthausbriefe. [3490

Alphabetisches Register.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03557 4253

